Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Franz Pulszky, Dagobert von Gerhardt Amyntor, Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 76. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1896.

Seite

Inhalt des 76. Bandes.

Mit den Portraits von:
Franz Pulszky, radirt von Johann Lindner in München; Dagobert von Gerhardt Amyntor, radirt von Franz Rorich in Nürnberg; Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg, radirt von Johann Lindner in München.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVI. Band. — Januar 1896. — Heft 226.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz Pulszky.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Januar 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Franz Pulszky.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Franz Pulszky

Der Tod.

Eine Studie

von

Ignatz Dabrowski*).

25. Februar.

Der Teufel weiß, was sich da in meiner Brust festgesetzt hat: das beißt und bohrt und sticht und kneift, daß ich kaum japsen kann. Und wo mag das Teufelszeug hergekommen sein? Eine dumme Erkältung kann doch wahrhaftig nicht solch einen Spectakel in einem Menschen anrichten. Es ist gerade, als ob alle Teufel sich in meiner Lunge ein Picknick angerichtet hätten. Ich speie und schnaufe nach allen Seiten und werfe mit diesem Husten bald die Lunge aus der Brust und kann doch keinen von diesen Hanswürsten retro in die Hölle zurückschicken. Wahrhaftig, ich verliere die Geduld. Wenn es noch eine ernste Krankheit wäre, zum Beispiel die Pest oder die Cholera, oder auch nur die Schwindsucht, da verlohnte es sich doch noch der Mühe, mit einem solchen Ding zu ringen und sollte man am Ende auch drauf gehen. — Was will das sagen! ... Pfui! ... Aber ich fühle es doch ganz deutlich. Es ist nur ein vorübergehendes Unwohlsein, weiter Nichts. Influenza oder sonst so'n Teufelszeug.

Denn, daß Hans übertreibt, ist mehr als gewiß. Ich kann es ihm noch immer nicht schenken, daß er mich damals in's Bett gesteckt hat. Wäre ich fest geblieben und hätte meinen Willen durchgesetzt, so hätte sich die ganze Krankheit schon verzogen. Ist es denn das erste Mal? Ich komme Abends heim von meinen Stunden, bis auf die Haut durchnäßt, die Füße schwimmen förmlich, da drückt und pickt es mich in der Brust — und den andern Tag bin ich gesund wie ein Fisch und marschire von Morgens bis in die späte Nacht durch's Regenwetter. Und daß ich ein

*) Deutsch von Raphael Löwenfeld, Berlin.

bischen Husten hatte, große Sache! — Es war doch nie der trockene, der so am meisten quält. Ich hustete ein bischen, vielleicht mehr als andere Menschen, aber das muß wohl so in meiner Natur liegen.

Zu meinem Unglück mußte ich ihm damals das Blut zeigen. Du lieber Gott, was der für ein Gesicht machte! Zum Malen, auf Ehrenwort, zum Malen. Glotzende Augen, zitternde Hände; er that mir geradezu leid, wahrhaftig, denn wir haben uns ungeheuer gern. Ich erschrak mehr über sein Entsetzen als über mein Blut. Natürlich wurde ich sofort weich wie Butter. Ich ließ ihn nun mit mir machen, was er nur wollte. Und da mir auch noch diese vermaledeite Brust höllisch wehthat wie nie, da verlor ich ganz den Muth. Und natürlich geschah die größte Dummheit. Wir redeten uns gegenseitig in Rührung hinein (hol' der Teufel alle Rührseligkeit), ich wurde, Gott weiß, woher und wozu, empfindsam wie ein hysterisches Weib — dann kam in der Nacht das Fieber, Phantasieen, Blutsturz, Geschichten — am Morgen der Doctor, Schröpfköpfe, Eisumschläge — mit einem Worte eine Aufregung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Und wie sie mich endlich mit Hilfe des lieben Doctors glücklich in's Bett gesteckt hatten, so liege ich nun hier die vierte Woche, fast ohne aufzustehen. Sie haben die Krankheit erst aufgerührt, das ist Alles, die ganze Geschichte ist nicht einen Schuß Pulver werth. Hans nannte meine Krankheit sofort pathetisch eine Lungenentzündung, und ich mußte daran glauben, wie an's Evangelium. Natürlich hinderte mich das nicht, über die ganze Geschichte von Anfang bis Ende zu lachen. Der Elende, selbst die Cigaretten wollte er mir nehmen. Ich habe ihm aber einen solchen Spectakel gemacht, daß er einen halben Tag mit mir schmollte.

Und schließlich — was geht's mich an: ich weiß, das Ganze ist eine Komödie; und daß sie sich ein bischen Sorge machen um meine Gesundheit, wird ihnen wahrhaftig nicht schaden. Es war blos nicht richtig, mich zu einem alten Weibe zu machen. Aber auch das ist Dummheit. Neugierig bin ich nur, was aus meinen Stunden werden soll? Viel sind sie ja nicht werth, aber da es keine besseren giebt, sind auch die gut; es reicht doch wenigstens auf's Nöthigste. Und die Collegiengelder habe ich auch bezahlt. Ja, aber was wird jetzt sein?!

Sie wissen immer nur ein und dasselbe zu wiederholen: „Die Gesundheit, die Gesundheit!“ Aber was wird diese Gesundheit essen, wie soll sie zu Kräften kommen? He? Tagtäglich rede ich in diesen Hans hinein, und der bleibt dabei: Pfeife drauf. Gut, pfeife drauf, wenn Du Lust hast, ich aber habe wahrhaftig wenig Neigung zum Pfeifen, wenn ich's überlege. Denn alle meine Zöglinge sind pyramidale Esel. Zum Mauerneinreißen, ausgesuchte Kleeblätter, ohne Nachhilfe nicht von der Stelle zu bringen. Es ist doch gar nicht möglich, daß meine Herrschaften auf meine geehrte Gesundheit warten, und was müßte ich alles für Vorwürfe mit anhören: Herr Rudnitzky, Jahn hat wieder eine „2“ im Extemporale bekommen. —

Herr Joseph, Stephan hat wieder Arrest gehabt — Lukas hat wieder eine „1" in Algebra — Michel hat eine Beule unter'm Auge u. s. w.

Oh, ihr ehrenwerthe Brotherren! Wie gern würde ich euern Küchlein lauter Fünfen, lauter römische Fünfen mit einem Pluszeichen geben, so wahr ich lebe, wenn ich könnte. Warum auch nicht? — Lauter verkannte Talente, eure Johanns, eure Josephs, eure Michels. Ich würde sie sofort in die achte Klasse versetzen, was hätte ich für einen Schaden davon? Aber leider bin ich nicht der Professor, und die Schule verlangt viel! Sie kümmert sich nicht darum, daß Johann eine angeborene Abneigung gegen das Lateinische hat, und daß Stephan von Zeit zu Zeit, übrigens nicht gar zu oft, gern lustige Streiche macht, daß Michel schon andere Dinge im Kopf hat als lernen ꝛc. und sonst sind das Alles ungeheuer geniale und vortreffliche Würmer. Ei der Teufel! Ich habe offenbar wieder das Fieber. Der Kopf glüht, die Augen stechen. Ach . . . was haben sie mit mir gemacht! Was haben sie mit mir gemacht!

26. Februar.

Bei meinem Schnurrbart, es ist ganz angenehm, so'n bischen krank sein. Schließlich thut man Nichts, ißt (ich esse zwar nicht gerade unmäßig viel), trinkt, könnte schlafen, wenn man könnte, kümmert sich um Nichts und ruht sich aus, ruht sich aus für alle Ewigkeit. So weit mein Gedächtniß reicht, hatte ich noch nie so lange und so freie Ferien. Und ich habe doch schon ein wenig gelebt. Elf Jahre gingen im Gymnasium hin, und da gab es so allerlei Unfälle bei der Versetzung: Nothexamen, dreimaliges Ueberwintern in einer Klasse, und immer gab es Arbeit, Hast, Termine. Brrr . . . Wie war mir dies Alles über! Und vor Allem konnte ich das Latein und das Griechisch nicht leiden, mit der ganzen Antipathie meiner Seele nicht leiden, und mit Wonne vergaß ich all die Ausnahmen dieser Sprachschwarten. Nun geht das dritte Jahr mit jus hin. Im dritten Kursus giebt's die Hauptarbeit, ein Schock Examina, eines unerträglicher als das andere, Arbeit, Arbeit, immer Arbeit.

Uebrigens handelt es sich nicht um die Arbeit, ich würde ja auch so keinen Augenblick unnütz verbringen, aber diese Terminarbeit, dieser Zwang, diese Noth, die Einem die Arbeit verdreifacht, das quält, das kann Einen wahnsinnig machen.

Ah! Nun ruhe ich aus für alle Zeiten! Hol' der Teufel alle Stunden. Ich mag jetzt nicht an das Gespenst denken. Das Nothwendigste wird sich schon noch finden, und die vier Monate, die das Jahr noch hat, werde ich schon noch fertig werden. Wenn ich nur meine Examina mache, zum Sommer habe ich dann mein Auskommen gesichert.

Na, ich werde schon nicht untergehen; es ist doch nichts Neues für mich, daß der Groschen für die Volksküche fehlt und ich zum Mittag Kaffee und zwei Sardellen esse; wenn's nur wenigstens dazu reicht — es hat schon schlimmere Zeiten gegeben.

Werden aber auch nur diese niederträchtigen Stiefel noch einigermaßen anständig die paar Monate überdauern? Die sind so unverschämt in dem Dreck auseinander geklappt, daß mir der eine um ein Haar vom Fuße gefallen wäre, als ich auf einen Hund losgehen wollte.

Wir haben mit Gottes Hilfe einen hübschen, trockenen Frühling, dann werde ich mich schon noch mit ihnen so durchschlagen, denn an neue ist noch nicht zu denken. Wo sollte ich jetzt fünf Rubel baar hernehmen?

Habe ich mir einmal solche Lasten wie die Sorge um die Stunden und die Stiefel aus dem Kopf geschlagen, dann habe ich keine Rückstände mehr. Hm . . . auf Ehrenwort, ich könnte mich jetzt einen glücklichen Menschen nennen . . .

Aber wieder diese vermaledeite Krankheit, oder vielmehr dieser verfluchte Schmerz in der Brust, wahrhaftig, für eine Komödie ein bischen zu viel, ein ewiges Bohren, kaum zum Aushalten, die ganze linke Seite der Brust thut so weh, daß ich nicht tief athmen kann. Natürlich ist das nur die Folge einer Herzkrankheit, denn auch der Blutsturz soll ja nur durch eine Unregelmäßigkeit des Herzens hervorgerufen sein. So sagt Staretzki. Wo sollte er sonst her sein? Keineswegs aus der Lunge, denn die Schwindsucht habe ich doch nicht. Na, na, das wäre eine hübsche Geschichte, wenn das die Schwindsucht sein sollte. Hm, hm, hm . . . Aber ich bin wirklich neugierig, wenn das Alles ein Ende haben sollte; ich bin schon ganz von Kräften gekommen, daß ich kaum durch's Zimmer gehen kann, und ich muß doch in spätestens drei Wochen gesund sein wie ein Fisch! Ich muß doch einen großen Knipp zu meinem Geburtstage geben. Man darf sich doch wenigstens einmal im Jahr, wenn der Mensch Geburtstag hat, ein bischen amüsiren. Wenn nur dieser unerträgliche Schmerz aus der Brust fortginge. Wenn der nur fortginge und die Kräfte ein bischen zunehmen wollten, dann wird schon Alles gut gehen.

27. Februar.

Steht schlimm mit mir. Gestern mußte ich, ob ich wollte oder nicht, die ganze Mittagszeit im Bett zubringen, obgleich ich mir das Liegen schon verschworen habe, wie eine Todsünde. Natürlich, wenn ich die Kräfte verliere, kommt's nur vom Liegen; auch den stärksten Kerl müßte es umwerfen, wenn er so den ganzen Tag an's Bett geschmiedet ist. Die Muskeln werden nur träge und versagen den Dienst, wenn's zur Arbeit kommt. Ich muß mich unbedingt mit Gewalt vom Bett losmachen. Ich würde mich ganz und gar verweichlichen und hätte es vielleicht dann noch mit einem Monat zu büßen. Von heute an habe ich eine rationelle Kur begonnen: Ich habe mich selbst angekleidet (trotz Hansens komisch verzweifelter Proteste), habe mich zum Tischchen hingeschleppt und schreibe ruhig für mich, und obgleich sich mein Kopf nach allen Seiten dreht und ich fühle, wie mir das Blut manchmal zu Kopf steigt, daß mir die Augen trübe werden, bleibe ich doch bis zum Abend sitzen, absichtlich, damit mich Hans

sehen soll, wenn er vom Stundengeben nach Hause kommt. Und dann will ich tüchtig lachen über seine tragischen Ansichten über meine Krankheit.

— —

Eben ist Sophie bei mir gewesen, und ich habe mein Schreiben abbrechen müssen. Es war recht, daß sie kam, ich habe sie ungeheuer gern wegen ihres unerschöpflichen Humors. Wäre sie nicht meine Schwester, wir würden ein vortreffliches Ehepaar abgeben; wenigstens wären wir nie traurig. Und woher nimmt sie nur diesen Humor. Doch gewiß nicht vom Uebermaß an Glück, denn die Aermste arbeitet von Morgens bis zum späten Abend, rennt von einer Stunde zur anderen, muß sich die Launen und Grimassen der Leute gefallen lassen und ist doch immer heiter und zufrieden. Auch jetzt kam sie zu mir gestürzt, so freudig, als wäre ihr weiß Gott welche Freude begegnet. Ich frage, ich frage, was es giebt, und was erzählt sie mir, eine von ihren Schülerinnen hat sich scheußlich in den Finger geschnitten und wird wenigstens eine ganze Woche nicht Clavier spielen können, und da sie nicht für die Stunde bezahlt wird, sondern monatlich, werden die Leute ihr Nichts abziehen können und sie wird jeden Tag ein Stündchen zu mir kommen. Das brave, herzige Mädchen hat mir auch ein Geschenk mitgebracht, das deutsche Wörterbuch, nach dem ich mich schon so lange sehne, und ... ein paar Sardellen zum Frühstück: Die Aermste hat vergessen, daß ich Diät halten muß. Sie schießt öfter solche Böcke.

Die ganze Zeit hat sie mich nicht zu Worte kommen lassen und erzählte, wie immer bunt durcheinander, die verschiedensten Geschichten und Alles ungeheuer naiv.

Ich muß mich nur immer wundern, woher dies Mädchen bei so viel Windbeutelei und bei dem Mangel einer ernsten Lebensanschauung die Begeisterung für die Musik hernimmt? Denn am Clavier wird sie eine völlig Andere; sie spielt mit ganzer Seele, mit ihrem ganzen Wesen, und kommt oft ganz zur Selbstvergessenheit. Früher glaubte ich weder an ihr Talent, noch an die Erfolge, die sie im Conservatorium hatte. Erst die dritte Symphonie von Haydn und die Mondscheinsonate von Beethoven hat mich mit ihrem Talent ausgesöhnt. Ich glaube schließlich, daß sie welches hat. Viel, sehr viel Augenblicke der Begeisterung verdanke ich ihr. Schade nur, daß dieses Talent sich in Fünfzigpfennig-Stunden aufreibt. Vielleicht bringt sie der Gesellschaft größeren Nutzen, als wenn sie in Europa in Concerten die Claviere zerschlagen würde — aber es ist doch immer traurig, diesen Gottesfunken so verkauft zu sehen für einen Bissen Brot.

Uebrigens giebt sich Sophie wenig Rechenschaft darüber. Ich habe bisher an ihr auch nicht einen Schatten von Einbildung und daher von Unzufriedenheit mit dem Leben wahrgenommen. Sie nimmt allen Zwang des Schicksals so ruhig, so gern hin, als hielte sie sie für die Erfüllung ihrer Träume. Sie ist noch ein solches Kind, daß sie sich gar keine

Mühe giebt um die Lösung von Lebensfragen. Ich vermuthe, wenn ihr Jemand einredete, sie müßte auch auf die Musik verzichten, sie vermöchte sich auch diesem Zwange zu fügen, vielleicht mit großem Bedauern, aber ohne einen Schatten von Bitterkeit und Ueberwindung. Und nicht etwa, weil die Musik eine unentbehrliche Bedingung ihres geistigen Lebens wäre — denn sie ist bisher der einzige Genuß ihres Daseins — sondern einfach darum, weil in ihrem Kopf noch nie der Gedanke eines Widerstandes aufgetaucht ist gegen das, was der Lebenskampf fordert.

Eines nur könnte das Schicksal bei ihr nicht schaffen: Selbstständigkeit. Diese völlige Passivität und Nachgiebigkeit gegen Alles und Alle gestatten mir nicht, die geringste Vermuthung auszusprechen über das, was dieses Kind selbst anfangen würde, wenn es zurückbliebe ganz ohne Schutz, ganz ohne daß ihr Jemand einflüsterte, was sie machen und wie sie sich helfen sollte.

Oft lege ich mir die Frage vor, wie weit diese ihre kindliche Art nur ein Uebergangszustand des jugendlichen Alters ist und wie weit angeborenes und schon stetig wirkendes Temperament. Ihre achtzehn Jahre sprechen mehr für diese zweite Vermuthung. Was hat sie zu erwarten?

Bei diesem Wesen kann sie durch das Leben wandern wie durch ein Paradies der Lust — kann sie aber auch das Opfer des ersten Ereignisses werden, das ihren Geist um so rücksichtsloser, um so brutaler aufrütteln wird, je weniger sie darauf vorbereitet ist. Oh, hätte sie doch immer ein liebendes Herz an ihrer Seite, auf das sie sich stützen könnte! Aus dem würde sie die Kraft schöpfen, Alles zu ertragen.

Im Uebrigen, ich verlasse sie nie. Bis jetzt bin ich für sie der Götze, vor dem sie sich völlig in ein Nichts verwandelt. Sie liebt mich so blind, so kritiklos, daß ihr noch nie der Gedanke in den Sinn kam, daß ich mich in Etwas irren kann. Ich weiß das, und daher tyrannisire ich sie manchmal unwillkürlich. Sie erträgt alle meine Launen und Sonderbarkeiten mit solcher Geduld, ich möchte sagen, Andacht, als wäre mir ein Patent der Unfehlbarkeit gegeben. Ich bin in Allem für sie die letzte Instanz, ihr Gewissen, ihr entscheidendes Orakel. Mich belustigt das oft, besonders wenn sie mich um Rath fragt, welche Farbe sie für ihr neues Kleid wählen solle — denn auch diese Fragen könnte sie ohne meinen Rath nicht entscheiden.

Bisher habe ich ein wenig so Etwas wie Gewissensbisse empfunden, weil ich unwillkürlich darauf eingegangen war, meiner Sophie als der Stützpunkt im Leben zu gelten, obgleich ich, Gott weiß es, mir durchaus keine Mühe gegeben habe, sie an mich zu locken. Jetzt befreie ich mich allmählich von diesen Scrupeln, weil ich meine Rolle als Vormund mit Hans theile, und Hans ist in einem solchen Grade der Gegensatz meines Wesens, daß, wo ich einen Fehler habe, er einen Vorzug besitzt — wo bei mir Uebermaß einer Eigenschaft oder Mangel, bei ihm im Gegentheil

Mangel oder Uebermaß ist; könnte man aus meiner und aus Hansens Seele eine Mischung machen und aus dieser erst eine neue Seele fabriciren, ich glaube, sie wäre die vielseitigste in der Welt.

Ich denke oft darüber nach, was mich mit Hans und richtiger, was ihn mit mir verbinden mochte; denn in der That seit den sieben Jahren, die wir uns kennen, und seit den dreien, die wir gemeinsam wohnen, halten wir zusammen wie Obertheil und Futter eines Rockes. Ich berühre diese Frage oft in Gesprächen mit Hans, aber er hat keine Freude an der Klärung solcher Feinheiten und nennt das Dummheit. Vielleicht hat er auch Recht, mich aber interessirt diese Frage außerordentlich, ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil auch ich ihn sehr liebe, und ich gebe mir gern Rechenschaft von allen Handlungen und Empfindungen. Aber hier kann ich mit meiner Analyse, weiß Gott, nicht zurecht kommen.

Es gab wohl auch nie zwei solche verschiedene Naturen, wie er und ich. Er, der wandelnde Ernst, mit Dogmen ausgestopft, ein Mensch von riesiger Willenskraft, unerbittlich gegen sich selbst, und dabei eine grundehrliche Natur, schlicht vor allem Anderen, schlicht und aufrichtig bis zur Naivität. Nerven, Enttäuschungen, Pessimismus, Zergliederung von Empfindungen und Eindrücken giebt es für ihn nicht. Er erkennt sie höchstens bei mir an und gestattet mir allein als einer Ausnahme so zu sein, wie ich bin, und wie ich sein will. Die ganze übrige Welt mißt er mit seinem Maßstabe und möchte sie mit aller Gewalt nach seinem Modell haben. Das entspringt bei ihm aus der unerschütterlichen Kraft der Ueberzeugung, der er sich rühmen darf. Er glaubt so unfehlbar an die Wahrheiten, die er errungen zu haben wähnt, daß er die Frage der Existenz abweichender Ueberzeugungen immer auf den Boden geistiger Pathologie verweist, natürlich, wenn er an die Aufrichtigkeit der Meinung der Gegner glauben will. Sonst wirft er allen Leuten Kastengeist vor, unaufrichtigen Widerstand in der Vertheidigung persönlicher Interessen und der eigenen Clique u. s. w. Ach, diese Kasten, die Kasten! Was habe ich mir schon Alles anhören müssen.

Eine so hartnäckige Unnachgiebigkeit, könnte man meinen, müsse ihn trocken und gegen Menschen anderer Ueberzeugung gleichgiltig machen — das ist garnicht der Fall. Er ist im Stand, seinen Gegner niederzuhauen, zu demüthigen, mit Worten in den Staub zu treten; aber wenn dieser Gegner sagen würde, daß ihm der Bauch weh thut, ist er im Stande, durch die halbe Stadt für ihn zu rennen und Kamillenthee zu holen. In Worten haßt er nahezu die ganze Welt, flucht, droht, schimpft — und im Grunde liebt er sie wahrscheinlich viel mehr, als viele Philanthropen und Wohlthäter der Menschheit. Ich glaube sogar, er haßt gerade darum so laut, weil er im Stillen liebt, und es thut ihm weh, daß die in der Tiefe seines Herzens so geliebte Menschheit sein einzig heilsames Recept des Glückes nicht zu begreifen vermag und einen Weg wandelt, den er für irrig hält.

So ist mein Hänschen.

Und ich, ich bin eigentlich noch garnichts im Vergleich mit seinen schon entwickelten und unabänderlichen Ueberzeugungen — und gerade darum bin ich noch von Allem ein wenig, und alle Fehler und Eigenheiten der ganzen Welt finden in mir ihren Widerschein. Nicht tief gerade, aber doch in Keimen oder Theilchen stecken in mir alle diese Züge der Welt, die mein Hans so unermüdlich bekämpft.

Ich bin gewissermaßen vorläufig ohne alle socialen und philosophischen Ueberzeugungen; das hindert mich jedoch nicht, im Meinungsaustausch mit Hans die verschiedensten Rollen anzunehmen und seine Ausführungen zu bekämpfen, bald vom Standpunkt des Aristokraten, des Bourgeois, des Fortschrittlers, des Conservativen, bald vom Standpunkt des Pantheisten oder Atheisten. Im Grunde traue ich mir selbst nicht, und ich würde für die Wahrheit meiner Behauptung nicht einen Dreier geben, aber es plagt mich Etwas, immer und immer mit ihm hitzige Discussionen zu führen, die natürlich zu Nichts führen, — denn ich höre Hans zu gern zu, wenn er mit vollem Eifer spricht, und ich nehme diese oder jene Rolle nur an, blos um den Disput aufrecht zu erhalten, je nach der Tonart, mit der er eingesetzt hat. Er weiß natürlich, was er von der Stetigkeit meiner Ueberzeugungen zu halten hat, denn ich wiederhole es ihm jedesmal, wenn wir mit unserem Disput zu Ende sind, daß ich ihm nur widersprechen habe aus dem Princip des Widerspruchs, um auch auf der Sonne Flecken zu finden, und daß ich ebensowenig dem Glauben schenke, was er sagt, wie dem, was ich selbst verkünde. Das hindert uns aber durchaus nicht, am nächsten Tage wieder einen solchen Streit zu beginnen, und im Eifer (was bei mir allerdings seltener ist) glauben wir Beide beinahe an das, was wir sagen. Ich führe diese Discussionen sehr gern mit ihm — erstens, weil ich die Enge seiner Anschauungen und den bedingungslosen Glauben an sich selbst nicht ertragen kann und immer an der Erweiterung seines geistigen Horizonts arbeite — zweitens, weil ich Feinheiten und Untersuchungen von Gedankennüancen unsagbar gern habe und in dieser Beziehung häufig zu einer gewissen Kunstfertigkeit gelange und jeder Disput mir Zunge und Geist schärft. Schließlich entspricht der Erfolg ganz den Absichten. Hans' Horizont wird nicht nur nicht erweitert, er schrumpft im Gegentheil immer mehr und mehr zusammen, und ich wiederum lasse mich gegen seinen sehnlichen Wunsch nicht nur nicht in das Bauer seiner Ueberzeugungen einengen, sondern erweitere immer mehr meinen Beobachtungsstandpunkt. Wir gehen ganz entgegengesetzte Wege. Er schränkt sich ein und steigert den Glauben an seine idées fixes, ich breite mich aus und lerne Alles umstoßen, sei es auch ohne Grund, nur um meine Kunst zu zeigen.

In unseren Ueberzeugungen herrscht keine Uebereinstimmung. Aber wer weiß, ob nicht auch in unserem Wesen ein größerer Unterschied ist.

Ich bin ein schrecklicher Phantast. Ich weiß das, aber was nützt es mir, daß ich es weiß, wenn ich dadurch doch meine Ueberschwänglichkeit nicht zügeln kann. Ob das eine Krankheit ist, ob eine übermäßige Reizbarkeit der Nerven, der Teufel weiß es — genug ich bin manchmal geradezu unausstehlich. Oft überkommen mich Augenblicke einer solchen Reizbarkeit, daß ich absichtlich mit Bewußtsein mich bemühe, um mich her eine Hölle zu schaffen, und da wir zusammen wohnen, ist er das einzige Geschöpf, auf das ich meinen ganzen Vorrath von Bosheit und Sarkasmus ausleeren kann. Kein Wunder, daß er mich manchmal zu allen Teufeln wünscht! Er nennt mich ein altes Weib, ein hysterisches Geschöpf, einen Idioten, Hypochonder, einen entnervten Satanskerl, und der Teufel weiß, wie noch — aber das hilft leider Alles gar Nichts. Früher machte er in solchen Momenten manchmal den Versuch, sich mit mir zu zanken oder mich auszuschelten; jetzt aber, wenn ich ihm nicht zu viel zusetze, spricht er kein Wort, hört nur phlegmatisch zu oder greift gar nach einem Buche und liest. Ich weiß am besten selbst, was ich für ein Pflänzchen bin, und gebe mir auch oft Mühe, ihn auf alle mögliche Weise für die bitteren Stunden zu entschädigen. Dann bin ich wahrhaftig ungeheuer gut. Hans freut sich schon immer auf solche Augenblicke, dann legen wir uns Beide auf's Bett, denn das ist für uns das bequemste Local in der ganzen Wohnung, und plaudern lange, lange in die Nacht hinein, träumen von der Zukunft und philosophiren über die Dinge der ganzen Menschheit und Gesellschaft. Seine Träume haben mehr Realität, Wahrscheinlichkeit — ich versenke mich in mystische idealistische Phantasieen, die jeder Verwirklichung spotten. Wenn wir so beisammen sind, fühlen wir uns wohl und haben redliche, wenn auch trugvolle, Gedanken. So geht die Nacht manchmal hin bis zum Morgengrauen — und wir schlummern ein in voller Kleidung, ich gewöhnlich mit dem Kopf an seine Brust gelehnt.

Als ich Hans einmal fragte, warum er trotz meines unerträglichen Charakters nicht seine Beziehungen mit mir löst, gab er mir zur Antwort: eben wegen dieser schlaflosen Nächte, die mit Phantasiren hingingen. Sie entschädigen ihn für Alles, und auch ich habe sie gern, diese unsere romantischen Nächte.

Von Zeit zu Zeit sind wir ganze Tage mit einander böse. Natürlich liegt die Schuld immer an mir. Ich bekenne das ohne alle Einschränkung. Das Gefecht beginnt meistens gegen Abend. Ich komme vom Stundengeben nach Hause, ärgerlich, erschöpft, gereizt und schließlich vom schlechten Wetter ganz niedergedrückt. Die winzigste Kleinigkeit ruft einen wahren Anfall hervor. Ich habe z. B. den Schlüssel vergessen und muß einige Minuten im Flur warten, bis Hans kommt; die Schuld ist natürlich nur meine eigene — aber gerade, daß ich die Schuld habe, gerade, daß ich Niemandem Vorwürfe machen kann, das bringt mich in Erregung. Ich suche einen Vorwand, und nun geht's los. Hans ist furchtbar wüthend; ich werde

schließlich ruhig, aber meist zu spät, wenn ich ihn schon ordentlich in die Enge getrieben habe. Wir legen uns zu Bett, ohne uns gute Nacht zu sagen. Am andern Morgen bedauert Hans seine Reizbarkeit und sucht einen Vorwand zur Versöhnung; dann mache ich ihm wieder Vorwürfe, weil er sich über mich hat ärgern können. Wieder geht ein Abend hin, ohne daß wir mit einander sprechen. Aber schon am dritten Tage kommt uns die Geschichte furchtbar dumm vor. Ich fange nie zuerst an, das weiß Hans, und darum überlegt er von vornherein, auf welchem Wege es zur Versöhnung kommen kann. Ich kenne ihn schon so gut, ich habe diese, übrigens in ihren Bekundungen nicht reiche Natur so durch und durch studirt, daß ich aus seinen Mienen, aus seinen Geberden errathe, was er will, oder was er sagen möchte.

Gewöhnlich geht er in solchen Fällen eine Viertelstunde im Zimmer auf und nieder, raucht seine Cigarre, sieht von unten zu mir herauf und bittet gleichsam, ich soll seine Absichten errathen und ihm seine Aufgabe erleichtern.

Aber ich thue, als sähe ich Nichts, dann tritt er auf mich zu, nimmt meinen Kopf in seine beiden Hände, dreht ihn so, daß ich ihm in's Gesicht sehe, und sagt:

„Na, höre, Pepi, sei nicht dumm . . . Unsinn . . . Du bist ein launenhaftes Kind, es ist nicht recht, das ich mich hinreißen lasse . . . Unsinn . . . gieb Dein Mäulchen.

Wir geben uns einen Kuß und sind wieder gut. Ich bin sehr gerührt, bekenne mich schuldig, und wieder verbringen wir den Abend und die Nacht in Phantasien. Und er hat das ungeheuer gern. Manchmal, wenn uns Schlaflosigkeit quält, kommt er in der Nacht in mein Bett, um zu plaudern, wie er sagt, aber in Wirklichkeit, um ein wenig zu träumen. Ich bin nicht immer in der Stimmung dazu, und dann spöttle ich über seine romantischen Gelüste. Und davor hat er Furcht, Furcht und Scham zugleich. Er ist immer sehr nüchtern und möchte dafür gelten; und nur diese schlaflosen Nächte sind ein Flecken auf seinem vernünftigen Leben, wie er sich selbst ausdrückt: Als ich ihn einmal fragte, wie er diese Nüchternheit des Lebens vereinigen könne mit diesen romantischen Gelüsten, antwortete er nur:

„Ich weiß, ich weiß; es ist schrecklich dumm; aber was willst Du . . . es liegt eben einmal in meiner Natur: Ich kann mich noch nicht von allen Ueberresten der Vergangenheit freimachen; aber ich fühle, daß es dumm ist, und werde mich bemühen, es mir abzugewöhnen."

Diese Abgewöhnung beobachtete ich eigentlich nicht. Eher das Gegentheil.

Er hat alle Vorbedingungen, ein Reformator zu werden. Seine oft hinreißende Beredsamkeit, sein Eifer, sein Glaube an das, was er spricht, werben ihm viele Anhänger. Die Commilitonen schätzen ihn sehr, sie halten ihn für einen tüchtigen Kopf. Ich allein unterliege nicht ganz seinem Ein=

fluß, und merkwürdig, ich habe längst beobachtet, daß er sich vor mir gewissermaßen fürchtet. In unseren gegenseitigen Beziehungen ist er nicht der Herr, sondern ich. Seine erhabensten Worte zerschellen oft an meiner Hartnäckigkeit, er schimpft auf mich los, spricht sich in Wuth, aber ich bin immer oben auf. Ich spreche hier natürlich nicht von der Sphäre der Ueberzeugungen — denn so weit reicht mein Einfluß nicht, und ich bekenne sogar aus tiefster Seele, ich möchte ihm gar nicht die Grundsätze nehmen, an die er so blind glaubt, — sondern von der Sphäre der Thaten, der alltäglichen Dinge und Lebenserscheinungen bin ich immer der, der ihn leitet.

Ich habe schon davon gesprochen, daß er mich von der ganzen übrigen Welt ausschließt und mir gestattet, so zu sein, wie ich bin. Ich sehe sehr genau, daß er mich gewissermaßen für ein Kind hält, für ein wunderliches und phantastisches, aber im Grunde gutes Kind, und mich wie ein vollkommenes Ausnahmewesen betrachtet, an das man keineswegs die allgemeinen Gesetze des Lebens anlegen kann und darf. Mit einem Wort, ich bin für ihn ein ebensolcher Götze wie für Sophie. Er fühlt die Verpflichtung, mich zu schützen und zu pflegen, als wäre ich sein Sohn und Vater zugleich. Ich weiß das ganz gut und mißbrauche häufig seine Zuneigung. Aber auch das weiß ich, daß er viel Werth darauf legt, was ich dazu sage. Uebrigens zahle ich ihm mit gleicher Dankbarkeit, denn ich trage immer seiner Ansicht Rechnung; freilich baue ich auch stark auf seine Einsicht, bisweilen allzusehr, weil ich immer einer guten Aufnahme gewiß bin.

Wir haben uns schon so aneinander gewöhnt, daß wir unwillkürlich, wenn wir Lebenspläne schmieden, sie auf die unabänderliche Voraussetzung stützen — daß wir immer zusammen bleiben. Jetzt weiß ich bei Gott nicht, ob ich oder er zuerst den Plan gemacht hat, nach dem Abschluß unserer Studien in's Ausland zu reisen. Uebrigens ist das ganz gleich. Ich weiß, daß wir reisen sollen, und wohin eigentlich und wozu, das ist schon die Sache seiner Ueberzeugung oder meines Einfalls. So oder so, wir reisen, denn wir haben uns geschworen, unser Ziel hochzustecken. Er hat schon ein Ziel. Er steuert unablässig darauf los; ich werde wohl auch auf dem Schlenderweg durch's Leben ein Ziel finden, und so werden wir gemeinsam hinaufklettern.

Ob wir hinkommen und wo wir hinkommen — wer weiß? Er zweifelt nicht, ich habe nur das instinctive Gefühl, daß wir gehen müssen — und ich werde gehen, und das Schicksal wird uns das Ende zeigen.

Ach, das Leben, das Leben — was wird es aus uns machen? Wie gern möchte man manchmal den Saum des Vorhangs lüften, der uns die kommenden Jahre verschleiert, um nur so viel zu sehen, daß man sich überzeugt, ob die Arbeit der Gegenwart irgend eine Frucht bringt. Die Erfahrung lehrt, daß kein Augenblick des Lebens die volle Verwirklichung der Hoffnungen ist, die man darauf gesetzt hat. Wir geben uns so zu

sagen Mühe, die Erfahrungen zu nützen. Wir ziehen uns zusammen und setzen uns Grenzen in unseren Träumen; wir glauben, die Scala unserer Wünsche und Ideale schon auf ein Minimum herabgesetzt zu haben — und doch — das Leben verwirklicht auch dieses kleine Theilchen nicht.

29. Februar.

Der Versuch, durch die Kraft des Willens eine Heilung zu schaffen, hat mit einer verhängnißvollen Geschichte geendet. Vorgestern wurde ich in einem Sessel ohnmächtig und muß zu Boden gefallen sein, denn als ich wieder erwachte, lag ich auf der Diele. Noch ein Wunder, daß ich mir den Kopf nicht zerschlagen habe. Zum Glück hat es Niemand gesehen, denn ich war wie gewöhnlich allein, sonst hätte mir Hans wieder einen neuen Scandal gemacht.

Offenbar hat mir das lange Schreiben geschadet. Ich habe wirklich ein wenig zu viel gethan: drei Stunden habe ich geschrieben und habe im Eifer meine Ermüdung nicht gefühlt; dann nahm ich ein Buch zur Hand und wollte durchaus im Sessel aushalten. Aber schon während ich las, fühlte ich, daß in meinem Kopf merkwürdige Dinge vorgingen. Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, wanden sich wie Schlangen — und so sehr ich mich anstrengte, ich konnte Nichts sehen. Dann legte sich vor meine Augen ein schwarzer Schleier, in meinem Kopf war ein dumpfes Geräusch, wie wenn Jemand Teppiche ausklopft, die Zimmerdecke war voll von leuchtenden Flecken, die nach allen Seiten auseinanderstoben und das ganze Zimmer wie mit Stahlperlen übersäten — dann fühlte ich nicht mehr.

Mit Mühe und Noth kroch ich dann zu meinem Bett hin und war furchtbar wüthend auf meine Kraftlosigkeit. Gestern mußte ich den ganzen Tag zu Bett liegen, und Hans und Sophie verließen mich nicht einen Augenblick, da Sonntag war. Das ging mir ein wenig gegen den Strich, denn ich war nicht bei Humor und fühlte doch die Pflicht, ein Gespräch zu unterhalten. Zwar brauchte ich mich nicht sehr anzustrengen, denn sie hatten immer viel mit einander zu sprechen.

Entweder verstehe ich gar Nichts mehr, oder die Beiden lieben sich gegenseitig, ohne sich viel Rechenschaft darüber zu geben. Was Hans betrifft, bin ich überzeugt davon, von Sophie vermuthe ich es stark.

Warum nicht, sie kennen sich seit fünf Jahren, das ist hinreichende Zeit sogar zum Verlieben. Ich erinnere mich, wir waren Beide noch in der siebenten Klasse, als ich ihn zum ersten Mal in Tantchens Haus einführte. Sophie war damals noch ein schrecklicher Wildfang. Niemandem fiel es im Traum ein, sie für etwas Anderes zu halten, als ein Kind. Erst Hans fing an, sie wie ein erwachsenes Mädchen zu behandeln, ich weiß nicht, ob aus Mangel an Umgang mit dieser Art Geschöpfchen, oder ob aus angeborenem Ernst. Natürlich konnte noch nicht die Rede sein von ernsterem Gefühl. Sie hatten sich sehr gern — Hans sie als meine

Schwester, sie ihn als meinen Freund. So knüpfte sich durch mich dieser Faden gegenseitiger Sympathie. Die Jahre gingen hin, unsere Verhältnisse wurden immer enger, so mußte sich auch aus dieser Sympathie Etwas entwickeln, um so mehr, als das etwas herrische Wesen von Hans, seine Abneigung gegen alle meine Bekanntschaften ihm keine Gelegenheit boten, andere Beziehungen anzuknüpfen. Ich kann beinahe sagen, daß er nur sie und keine Andere kennt. Und Sophie? Das arme Ding ist noch mehr abgeschieden von aller Welt. Da sie jetzt genöthigt ist, allein zu wohnen bei fremden Menschen, muß sie sich noch mehr langweilen und nach Etwas sehnen. Er und ich sind die einzigen Menschen, die sie besuchen. Sie sehen sich einige Male in der Woche, unter allen Umständen aber jeden Sonntag, wenn wir zu ihr kommen, um uns von ihr vorspielen zu lassen. — Kein Wunder, daß sie ihn lieb gewinnen mußte. Sie selbst weiß noch Nichts davon, und ich bin überzeugt, sie hat noch nicht ein einziges Mal darüber nachgedacht, aber unbewußt hängt sie an ihm und macht gar kein Hehl daraus, daß sie sich nach ihm bangt.

Es ist keine glühende, leidenschaftliche, excentrische Liebe, sie strömt so ruhig, so maßvoll bei ihnen hin, daß sie sie Beide nicht einmal ahnen. Ich habe anders geliebt . . . aber . . .

Hans setzt ihr seine socialen Theorien auseinander und giebt sich Mühe, sie zu seinem Glauben zu bekehren. Sie hört ihm mit großer Andacht zu, natürlich ohne viel davon zu verstehen, wie ich aus ihren schrecklich naiven Antworten schließen kann. Wir lachen häufig darüber, und das gefällt Hans ungeheuer. Ich meine, wenn ihr einmal über Nacht ein Buckel auf dem Rücken wüchse, auch damit würde sie ihn in Entzücken versetzen.

Sophie schämt sich ein wenig ihrer Unbildung, und wenn wir unter vier Augen sind, bittet sie mich immer, ich möchte ihr verschiedene dunkle Ausdrücke, die Hans gebraucht hat, erläutern. Vorgestern fragte sie mich, was Indeterminismus bedeutet. Sie hält ihn für so furchtbar klug, daß in der ganzen Welt nur Einer klüger sein kann als er, und das bin ich.

Manchmal bin ich ärgerlich auf Hans, weil er ihr mit so unnützen Dingen den Kopf vollpfropft. Aber dann vertheidigt sie ihn und behauptet, es interessire sie Alles außerordentlich. Das arme Kind möchte ihm auf ihre Weise gefallen; aber er hat nicht das volle Verständniß dafür. Er thut so, als ob er die Musik gern hätte, obwohl er sie theoretisch als einen unnützen Luxus für die Nerven verwirft. Sophie aber ist für ihn, gerade so wie ich, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sie darf spielen, ohne sich seinen Theorien auszusetzen. Er schleppt ihr sogar die Noten herbei, und ich lache still in mich hinein.

Kinder, Kinder!

Es ist so schrecklich unbequem heute zu schreiben, — erstens, weil es finster ist, denn mein Bett steht ziemlich weit vom Fenster entfernt, und

zweitens, weil die halb sitzende, halb liegende Stellung, in der ich mich befinde, für das Schreiben wenig günstig ist. Aber was soll man den ganzen Tag über machen? Wahrhaftig, ich fange an, mich tüchtig zu langweilen. Hans beneidet mich um die Augenblicke der Ruhe, aber ich bin neugierig, was er an meiner Stelle thun würde.

Noch ein wahres Glück, daß der alte biedere Hofmann sich bereit erklärt hat, zu mir zum Unterrichten zu kommen. So geht wenigstens eine Stunde mit ihm einigermaßen hin. Heute hat er mich für meine guten Fortschritte gelobt und sich alle Mühe gegeben, in mir die Hoffnung zu wecken, daß ich in einem Jahre Deutsch sprechen würde, wie ein geborener Berliner. Ich zweifle leider sehr daran. Welch' unerträgliche Sprache! Man sagt uns Polen nach, daß wir lieber Französisch sprechen, ja, sogar Englisch eher lernen, als Deutsch. Aber so wahr ich lebe, dieser Widerwille gegen das Deutsche hat seine Gründe. Abgesehen von allen Fragen der nationalen Sympathie oder Antipathie, finden wir in der Sprache selbst Entschuldigungsgründe. Was für ein verwickelter Satzbau! Die Gewohnheit, das Prädicat an das äußerste Ende des Satzes zu stellen, zwingt uns, den Geist bis zu den letzten Worten in Anstrengung zu halten, was dazu noch bei der ungewöhnlichen Länge der Perioden wahnsinnig ermüdend ist. Man muß von Jugend auf den Geist üben, wenn er für eine solche Länge der Gedanken stark genug sein soll. Ich meine, schon die Sprache selbst mit ihren vielstöckigen Bauten, bereite die deutschen Gehirne zu den unendlich langen, wahnsinnig consequenten Speculationen vor, durch die sie sich in der Philosophie auszeichnen — natürlich, wenn es nicht etwa umgekehrt ist, d. h. wenn nicht die Sprache der Niederschlag ihrer speculativen Geister ist. So oder so, gleichviel, der Kern der Frage bleibt derselbe. Ob die Sprache den menschlichen Geist verfeinert hat, wie die Einen wollen, ob der Geist die Sprache entwickelt hat, wie die Anderen behaupten, — ein ursächlicher Zusammenhang besteht jedenfalls zwischen ihnen.

Ach, Du lieber Gott, was für ein Gallimathias in dieser Philosophie! Und wie soll sich in diesem Chaos ein gewöhnlicher Sterblicher Rath wissen! Oder man muß, wie Hans behauptet, sich mit diesen Dingen gar nicht beschäftigen. Wenn man nur könnte!

Hans hat mir eine Menge Bücher angeschleppt, damit ich mich nicht langweile. Aber ach, ich kann nicht lange lesen. Früher konnte ich, trotz Erschöpfung und Schläfrigkeit, ganze Nächte hindurch lesend verbringen; jetzt machen mich selbst leichtere Sachen wie Lombroso oder Mosso schnell müde. Ich werde doch zur Belletristik greifen müssen. Seit einer Woche liege ich Hans in den Ohren, er soll mir einen Roman schaffen! Und ich schwärme noch dazu für die Litteratur! Sagte mir nicht ein kategorischer Imperativ unaufhörlich: „Lerne was, arbeite an Dir," ich würde alle freien Stunden dem Lesen widmen. Vielleicht kann ich 'mal später nach Jahren dieser „Laune" Genüge thun.

Und dabei weiß kaum Jemand, daß die Litteratur um ein Haar um eine Berühmtheit reicher wäre — in meiner Person. Ach, Gott! Vielleicht ist's gut, daß es Niemand weiß. Alles kann ich ertragen, nur die Lächerlichkeit nicht. Denn auch ich habe die Kinderkrankheit der Schriftstellerei durchgemacht.

Ich war in der achten Klasse, da schrieb ich ein Mittelding zwischen einem Gedicht, einer Novelle, einer Skizze . . . Mit einem Wort, Etwas, was ich selbst nicht hätte näher bestimmen können. Den Inhalt weiß ich nicht mehr genau. Ich schrieb in der Nacht, in so tiefem Geheimniß, als ginge ich mit den verbrecherischen Absichten um, Europa in die Luft zu sprengen. Als ich fertig war, schickte ich mit pochendem Herzen meine Schöpfung an eine Redaction. O weh! Da traf mich der tödtliche Streich: Im Briefkasten der Redaction las ich es deutlich gedruckt: „Wir wissen nicht, was Sie eigentlich wollen." Dieses war der erste Streich. Ich ließ mich aber nicht abschrecken; im Gegentheil! Wie Byron reizte auch mich diese offenbare Ungerechtigkeit, und ich griff zur Feder und schrieb wieder irgend einen großartigen Unsinn.

Lieber Gott! . . . Was bekam ich zur Antwort! . . . Was bekam ich zur Antwort! . . . Bis zum heutigen Tage vermag ich nicht ohne Schaudern, nicht ohne Wonneschauer daran zu denken.

Die Arznei aber wirkte. Meine schöpferische Kraft hatte gewissermaßen eine Ohrfeige bekommen und war plötzlich verflogen. Nun werde ich wohl kaum noch einen dritten Versuch machen.

Aber es ist gut, daß das schon so furchtbar lange her ist, schließlich weiß Niemand, buchstäblich Niemand Etwas davon.

Meine geliebte Sophie giebt heute doppelt so viel Stunden wie sonst. Sie will für morgen Abend Zeit gewinnen, um bei uns zu sein und den Carneval lustig abzuschließen? Beginnt er denn je für sie?

Wie gut für sie, daß sie den ganzen Jammer ihrer Existenz nicht fühlt. Schon das macht sie glücklich, daß sie sich durch die doppelte Arbeit heut für morgen einige Stunden „spart".

Und wo ist der Genuß? Ruhe? Erholung? —

1. März.

Diese Reconvalescenz schreitet schrecklich langsam vorwärts — und wenn ich die volle Wahrheit sagen soll, sie schreitet gar nicht vorwärts. In Sophiens und Hansens Gegenwart thue ich ein wenig groß, um sie nicht unnütz zu kränken, aber ich fühle selbst, daß mir nicht nur nicht besser ist, sondern, daß mich seit einer Woche etwa die Kräfte verlassen. Ob das Lungenentzündung war oder nicht, darauf käme es nicht an, da es vorüber ist; aber warum zieht sich das Alles so lange hin? Mit einer eigenthümlichen Unruhe prüfe ich mich jeden Morgen, ob meine Kräfte nicht wenigstens eine Spur zugenommen haben. Nichts, gar Nichts. Die ersten schmerzenden Leiden sind fast ganz geschwunden, aber dieser peinigende Schmerz in der

Brust und der quälende Husten lassen mir noch immer keine Ruhe. Was soll das werden? Ob ich mich immer wieder erkälte? Gestern bat ich Hans etwas verschämt, er möchte die Thür mit einem Tuchstreifen beschlagen. Vielleicht zieht es von dorther? Ich fühle es nicht, aber vielleicht? — Hol' der Teufel alle Umstände und alles Prahlen, jedenfalls ist es besser, sich auch da zu schützen, wo keine Gefahr ist, denn das Alles beginnt mir schon höllisch unbehaglich zu werden.

Heute vor einer Stunde, da ich mich ein wenig besser fühlte, bat ich den alten Hofmann, mir den Arm zu reichen und mich im Zimmer umherzuführen. Zwei Mal ging ich mit ungeheurer Anstrengung hin und her. Dann mußte ich auf meinen künstlichen Fauteuil zurück. Ich setzte mich hin, ich fiel geradezu hinein. Die Beine versagten mir gänzlich den Dienst: das eine ging rechts, das andere links, und ich kippte nach vorn oder nach hinten.

Der brave Alte hat sich tüchtig quälen müssen. Er schrie zwar immer deutsch: „Noch ein wenig, noch ein wenig," aber meine unglückseligen Beine schrieen ebenfalls: „Genug."

Oh, Du allmächtiger Vater, wann werde ich wenigstens ein Bischen wieder zu Kräften kommen? Der Husten und die Brust, das ist ja Unsinn — die Brust hat mir immer weh gethan — wenn ich nur halbwegs gehen könnte! Das Geld geht nur Alles weg. Vor einigen Tagen brachte mir Hans Stundengeld von den Patowskis und Kolowitschs, und nun ist Alles weg. Und wie gentleman-like sich meine Brotgeber noch benommen haben! Sie haben mir nicht einmal die letzte Woche abgezogen, die ich nicht mehr die Treppen klettern konnte. Ich wollte es mir selbst abziehen und den Ueberschuß zurückschicken, aber Hans rieth mir ab. Er meinte, wenn ich aufstehe, könnte ich es ja mit Zinsen wieder abarbeiten, und jetzt könnte ich das Geld gut gebrauchen. Vielleicht hat er auch Recht. Schließlich kommt's darauf nicht an, sie laufen mir jedenfalls nicht fort.

Ein Glück, daß Madame Sawitzka und Hofmann für den Februar bezahlt sind. Woher ich das Geld für den März nehme, weiß ich selbst nicht. Wir werden wieder unsere Uhren in die Pfandleihe zum Hebräischlernen schicken müssen. Ach, wie ist mir Alles über! Seit Jahren immer dieses Laviren zwischen dem Ersten dieses und dem Ersten des kommenden Monats, dies beständige Halsbrechen mit Debet und Credit, dieser ewige Kampf mit Löchern, Ritzen, mit Kälte und Hunger, diese ununterbrochene Sorge, wo man Etwas hernimmt, um ein Loch zu stopfen, das ist der Hauptinhalt meines Lebens.

Il faut que jeunesse se passe. Bei mir geht sie auch vorüber, eilt sie förmlich, und wer weiß wohin, wonach?

Diese Frau Sawitzka ist wahrhaftig ein ganz gutes Weib. Wenn sie 25 Jahre jünger wäre, würde ich mir die Sympathie, die sich zwischen uns entwickelt, zu Nutze gemacht haben. Aber wenn sie immer so furchtbar

tugendhaft und mißtrauisch war wie jetzt, hätte ich nicht viel bei ihr ausgerichtet. Zum Schießen war sie, als wir vor einem Jahre unsern Vertrag machten, als wir dies Zimmer bei ihr mietheten. Wie sie sich fürchtete, sie könne vielleicht ein paar Taugenichtse zu Aftermiethern bekommen! Wieviel Vorsichtsmaßregeln, wie viel Fragen, wie viel Bedingungen — das läßt sich auf keine Kuhhaut schreiben. Hans und ich platzten vor Lachen, und das machte sie noch vorsichtiger; so ärgerte sie sich über unser unehrerbietiges Betragen in dem Augenblick eines so wichtigen Vertrages. Ich sah, sie hatte die ernste Absicht, ihren Entschluß zurückzunehmen; aber da uns das Zimmer gut gefiel und die Lage vortrefflich war für unsere Stunden — so schrieen und sprachen wir auf die arme Frau so ein, versicherten ihr, wir würden alle Verpflichtungen erfüllen, selbst in Bezug auf „die Dämchen", daß sie schließlich geblendet, besonders von meiner Beredsamkeit, nachgab. Sie verbarricadirte nur mit einer Matratze und einem Schrank die Thür, die ihren Salon mit unseren Zimmern verband. Das war schließlich für uns nur eine Annehmlichkeit, denn nun brauchen wir uns in Nichts Zwang anzuthun.

Unser Zimmer ist nicht groß, nicht klein, so gerade von mittlerem Umfang mit einem Fenster nach Osten und einer Aussicht auf Dächer und Höfe. Aber verflucht hoch im dritten Stockwerk, mit ziemlich folterartigen Treppen — was mir besonders nicht allzu angenehm ist. Aber was soll man thun? Jetzt kenne ich schon alle Knorren in jeder Stufe auswendig.

Seit dem Beginne meiner Krankheit speise ich bei Frau Sawizka. Die brave Alte soll selbst die Beefsteaks für mich machen und schickt mir von Allem solche Portionen, als wollte sie mich durch Essen von allen Krankheiten curiren, die ich je durchgemacht habe und je durchmachen werde. Leider betrübe ich sie tödtlich durch meinen Mangel an Appetit; die Luzka trägt manchmal Alles unberührt zurück.

Dank Frau Sawizka werde ich von morgen ab auch einen Fauteuil haben. Als ich heute früh nach der Luzka klingelte, damit sie den Ssamowar wegräume, sah ich zu meinem großen Erstaunen in der Thür Frau Sawitzka, die wegen der augenblicklichen Abwesenheit der Luzka selbst kam, um zu fragen, was ich wünsche. Ich entschuldigte mich und bat sie, näher zu treten. Sie trat, wie immer, ziemlich mißtrauisch ein, als fürchtete sie irgend einen Hinterhalt; aber ich machte sie durch meine etwas übertriebene Zuvorkommenheit schnell wieder gut. Sie blieb eine halbe Stunde und schwatzte auf Mord. Als sie meine unbequeme Lage sah, fiel es ihr von selbst ein, mir einen Fauteuil zu schicken. Sie soll da irgend wo ein altes Möbelstück gehabt haben, das unbenützt dasteht. Ich widersprach ein wenig, aber im Grunde war es mir sehr angenehm. Auf einem Stuhl kann ich noch nicht sitzen, und im Bett ist's mir ein wenig unbehaglich. Vielleicht verscheuche ich durch diesen Fauteuil die letzten Reste meiner Krankheit.

Aber ich meine, das Mittagessen kommt heran. Beim Schreiben geht die Zeit, wie's scheint, schneller hin, und mein müder Kopf ruht aus. Aber wozu schreibe ich dies Alles? — — — — — — — — — — — — —

Vor einer Stunde habe ich einen Brief von Amalie bekommen. Vor Allem hat mich gefreut, daß sie Nichts von meiner Krankheit weiß. Sophie hat Wort gehalten. Wozu soll sie sich unnütz grämen? Mir hilfts nicht, und sie könnte selbst noch vor Kummer krank werden, denn sie liebt uns sehr. Sie würde gewiß gern herkommen wollen, mich in der Krankheit zu pflegen, aber ich habe ja doch die Absicht, bald gesund zu werden.

Sogar nachher werde ich ihr Nichts schreiben. Sie soll sich nicht einmal über vergangenes Leid kränken.

Unsagbar schwer wurde mir zu Muth, als ich in ihrem Brief die Worte las: „Wenn der Frost draußen zunimmt, zittre ich am ganzen Körper, wenn ich an Dich und Sophie denke. Sie hat keine Pelzjacke, und Dein Mantel ist auch mit Luft gefüttert. — Und dabei müßt Ihr den ganzen Tag umherrennen und Stunden geben. Ich wollte lieber, es wäre mir kalt und unbehaglich, wenn ich nur um Euch unbesorgt sein könnte. Mein lieber, goldener Joseph! ich bitte Dich bei Allem, was heilig ist, schone Dich, hüte Dich vor Erkältung. Du bist so schwächlich, das Geringste schadet Dir. Seit dem Tode unserer Eltern bin ich schon so furchtsam geworden, daß ich vielleicht übertreibe, aber hüte Dich, lieber Joseph, denn Du bist unsere einzige Hoffnung und Stütze."

Oh, meine Amalie! Wenn Du wüßtest, wie morsch diese „Stütze" ist. Du würdest vielleicht diese Worte nie mehr wiederholen. Ueber sich schreibt sie, wie immer, fast kein Wort. Aber man fühlt eine gewisse Bitterkeit, eine stille Niedergeschlagenheit aus diesen Briefen heraus. Sie klagt mit keinem Wort, im Gegentheil, sie giebt sich alle Mühe, Ruhe, ja sogar Humor zu heucheln; aber aus jedem Wort klingt so Etwas wie Enttäuschung, erzwungener Verzicht auf alle Hoffnung einer besseren Zukunft. Sophie kann man leicht irre führen, denn sie nimmt immer Alles buchstäblich, aber ich lese zwischen den Zeilen. Sie ist unglücklich.

Sie schreibt auch noch unter Anderem, daß sie bis zum Sommer alle Schulden der Mutter erledigt haben wird, und daß sie auch uns wird behilflich sein können, um sich nur nicht immer über unsere Gesundheit so viel Sorge zu machen. Wie naiv sie ist! Nimmt sie auch nur einen Augenblick an, daß ich damit einverstanden bin? So viele Jahre hat sie gearbeitet, ohne im Geringsten an sich zu denken, und jetzt, wo endlich das Ende herankommt, sollte sie sich neue Lasten auflegen? Es wird ja auch mit mir immer besser gehen —, im äußersten Falle verzichte ich auf den Plan, in's Ausland zu gehen, und falle Niemandem zur Last. Ausland bleibt Ausland, Plan bleibt Plan, und ich gehe an die Arbeit. Auf wieviel Träume und Hoffnungen hat man schon verzichten müssen! Man hätte sich schon daran gewöhnen können.

Es ist fast Abend. Hans und Sophie müssen jeden Augenblick kommen. Wir wollen lustig sein zum Carneval . . .

Na, schwer! Jeder, so gut er kann.

2. März.

Den gestrigen Abend haben wir ziemlich erträglich hingebracht. Phiechen tollte wie ein Gassenjunge, Hans hatte seine düsteren Ansichten von der Gegenwart und seine rosigen Betrachtungen der Zukunft auf einige Stunden an den Nagel gehängt, und ich suchte mich, so gut es ging, ihnen anzupassen. Das Fieber, das gegen Abend manchmal auf 39 Grad steigt, kam mir dabei zu Hilfe. Nie habe ich an mir eine solche Veränderlichkeit der Laune wahrgenommen, wie jetzt. Ich war immer ein wenig phantastisch, sogar wunderlich in meiner allzu großen Reizbarkeit — aber sonst dauerten die Perioden der guten oder schlechten Laune wenigstens einige Tage oder doch sicher einen ganzen Tag. Ich stand, wie Hans sagte, mit dem linken oder mit dem rechten Beine auf und war dann schon den ganzen Tag krumm oder gerade. Jetzt ist das ganz anders. Zehnmal am Tage wechselt meine Stimmung. Auf Lustigkeit folgt Abspannung, auf Abspannung Erregung, dann Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, dann wieder Lustigkeit u. s. w. da capo, und Alles ohne genügende Ursache — so von selbst — ohne Grund. Der Geist hüpft von Gegenstand zu Gegenstand hinüber, giebt sich passiv dem augenblicklichen Eindruck hin und zieht die Seele nach sich, indem er ihr die entsprechende Färbung giebt. Und das Wunderbarste dabei ist, daß mein Bewußtsein Nichts an seiner Kraft verliert. Es controlirt wie früher die Eindrücke, die Stimmungen, die Gedanken und giebt ein völlig treues Abbild des Innern meiner Seele. Aber damit ist seine Rolle auch beendet. Es steht da wie ein stummer Zeuge, beobachtet Alles, tadelt oder lobt sogar — jedoch so, als thäte es Alles nur für sich, ertheilt aber keine Befehle. Es hat mir vollständig carte blanche gegeben: Ich brauche nicht so zu sein, wie ich sein muß oder will, sondern wie mich äußere Einflüsse machen.

Heute fühle ich mich mehr als je passiv, gleichgültig gegen Alles; und da ich nicht ein willkürliches Spielzeug der veränderlichen Laune sein will, habe ich mich zum Schreiben gesetzt und habe die Absicht, lange zu schreiben, um so mehr, als ich viele Stunden in Reflexionen hingebracht habe, von denen ich mir einen Auszug aufbewahren möchte. Heute Morgen kam Sophie auf dem Wege von der Kirche einen Augenblick zu mir. Sie war absichtlich früher aufgestanden, um der Aschermittwoch-Andacht beizuwohnen. Für welche Sünden, für welche übermäßigen weltlichen Genüsse der Geistliche ihr die Asche auf das Haupt gestreut hat, weiß ich wahrhaftig nicht. Aber das arme Ding fühlt sich verpflichtet, an dieser Sühnen-Ceremonie theilzunehmen. Aber das ist eine Frage ihres Glaubens, und es ist gut, daß sie Glauben hat. Wie Sophie kein Bewußtsein ihrer eigenen Lebenslage hat, so hat sie keines von ihrem Glauben. Das gerade bewahrt sie

vor jeder Uebertreibung in religiösen Dingen, denn nur das Selbstbewußtsein des eigenen Glaubens und der eigenen Frömmigkeit drängt den Geist auf den Weg des Fanatismus und der Bigotterie. Ihr Glaube strömt unmittelbar aus der Seele, so wie ihre Gedanken aus ihrem Kopfe strömen. Und Sophie kann der Gedanke an die Möglichkeit des Nichtglaubens garnicht einkommen. Wenn sie einmal von Menschen gehört hat, die nicht glauben, so kann sie sich diese garnicht mit Bestimmtheit als gewöhnliche alltägliche Geschöpfe vorstellen. Sie sind für sie gewissermaßen Wesen von anderen Gestirnen. Ich glaube, wenn ich ihr einen von diesen Ungläubigen zeigte, sie würde ihn mit Neugier betrachten und wäre dann verwundert, daß er aussieht wie andere Menschen. Darum vermag sie auch garnicht anzunehmen, daß Hans und ich zu dieser Kategorie der Ungläubigen gehören. Ich habe ihr natürlich nie ein Wort davon gesagt. Erstens, weil ich sie nicht betrüben mag, und zweitens, weil mir diese Frage bisher ziemlich gleichgültig war. Welchen Eindruck eine solche Mittheilung auf sie machen würde, kann ich nicht voraussehen. Sie würde entweder selbst den Glauben verlieren, indem sie sich widerstandslos dem fremden Einfluß hingiebt, oder zum ersten Mal einen niederschmetternden Streich empfinden.

Daß sie aber Nichts davon weiß, davon habe ich mich heute früh überzeugt. Sie ist nur zu dem Zweck heut früh gekommen, um mir ein bischen Asche zu bringen, die sie in ihrem Gebetbuch mitgebracht hatte. Sie stimmte sich ernst, beklagte mich, weil mich die Krankheit sogar die Kirche zu besuchen verhindert. Ich habe ihr ihren Irrthum nicht aufgeklärt. Ich dankte ihr für ihre Aufmerksamkeit und für das Vaterunser, das sie für mich gebetet hatte. Die Asche blieb da. Nun liegt diese Asche vor mir, ich sehe sie an und frage mich: Wo ist mein Glaube geblieben?

Wäre nur eine Spur, so viel wie diese Asche übrig!

Ich weiß nicht, ob ich darüber klagen soll, ich weiß nicht, ob mir besser wäre, wenn ich Glauben hätte, aber das weiß ich, daß ich ihn so nicht hätte verlieren dürfen, wie ich ihn verloren habe.

Denn ich habe den Glauben nicht abgelegt, ich habe ihn verloren — und das ist ein großer Unterschied.

Man legt eine Sache ab, die unnütz, alt, abgenützt ist, man legt sie ab, wenn man sie nicht mehr braucht, weil man sich eine neue besorgt hat. Aber man verliert immer Etwas, was man noch braucht, wonach eine Leere zurückbleibt.

In mir ist jetzt auch eine solche Leere.

Wann sie entstanden ist, durch welche Ursachen, unter welchen Umständen, könnte ich nicht bestimmt sagen. Es giebt Menschen, die ein solcher entscheidender Moment plötzlich überkommt, nach der Lectüre eines Werkes oder nach einer schlaflosen Nacht, die man in Betrachtungen hingebracht hat. In mir ist nichts Derartiges vorgegangen. Die alte Gläubigkeit hat mich allmählich, unmerklich, ich möchte sagen, unbewußt

verlassen. Jedes Naturgesetz, das die Wissenschaft lehrt, jedes philosophische System hat mir, wenn ich es mir auch nicht zu eigen machte, ein kleines Theilchen von dem Alten genommen, und so ist in Stückchen Alles ausgelaufen — ohne Kampf, ohne Trennungsschmerz, ohne eine klare Vorstellung davon, daß ich Etwas verliere und was ich verliere.

Ich wiederhole noch einmal — ich wünsche diesen Glauben vielleicht nicht zurück, aber ich fühle, daß man ihn so nicht verlieren darf. Hier müßte ein Kampf sein, ein Widerstand, eine hartnäckige Gegenwehr sein, hier müßte das Bewußtsein von dem sein, was man abwirft, warum und wodurch man die gestürzten Götzen ersetzt.

Ich habe Nichts gestürzt, Nichts von mir geworfen, ich habe nur Alles verloren — und nun habe ich Nichts.

Nicht ich allein verliere so den Glauben. Wir verlieren ihn fast Alle auf diese Weise, indem wir irgendwo in der Welt ein Krümchen verstreuen, um dann das Vergnügen zu haben, sich selbst zu sagen: „Wir sind Thiere?"

Wir unterliegen einem und demselben philosophischen Proceß, wenn der naiv aufgefaßte Kriticismus unser Gehirn berauscht. So war es auch mit mir.

Meine Jugenderziehung war vollkommen religiös, und ich habe auch bis zu meinem sechzehnten Lebensjahre alle Errungenschaften meiner Kindheitsperiode festgehalten. Der Glaube war für mich Alles: Durch sein Prisma sah ich die Welt und das Leben, er war das einzige Licht, das die Dunkelheit der Räthsel zerstreute, das einzige Band, das die Begriffe von Welt alle in seinem festen System vereinigte. Diese Weltanschauung, so irrig sie war, genügte mir vollständig, und ich war damals wirklich glücklich, wenn ich es auch nicht empfand.

Aber entschwunden sind diese Jahre. Ich fing an gleichgiltig zu werden gegen die Kraft dieses Lichts, das mir, gleichviel wie, gleichviel unter welchen Umständen, doch Alles erhellte.

Der Verkehr mit den Collegen, das Verlangen, mich ihrem sittlichen Grundton anzupassen, untergrub immer mehr diesen Glaubensbau. Das Kind ward zum Manne, und dem Manne steht doch ein Gebet nicht gut! Ich begann mich meiner beschränkten Begriffe zu schämen. Das war die Lockerung des Gerüstes des Baues.

Dann galt es, durch Thaten den Liberalismus der Anschauungen, sei es auch im Widerspruch mit dem eigenen Gewissen, zu bekunden; denn ich glaubte damals noch. Vielleicht nicht mit solcher Kraft, nicht mit solchem Eifer wie einst, aber ich glaubte noch. Ich hatte nur alle äußeren Formen und Aeußerungen abgelegt — anfangs aus dem Verlangen, mich der Gesammtheit der jungen Leute anzupassen, und dann aus Grundsatz. Nichts ist leichter als einen Grundsatz zu finden, wenn es sich darum handelt, seine Thaten vor sich selbst zu entschuldigen. Es giebt eine Periode im

Leben, wo nicht die Handlungen aus den Grundsätzen, sondern die Grundsätze aus den Handlungen hervorgehen. Und damals brauchte ich noch solchen schützenden Schleier, hinter den man sich verbergen konnte vor dem eigenen Gewissen. Ich hatte damals noch kein Wort gehört von Sophisten und war selbst ein Sophist.

Formen! Was sind Formen? Eine Maschinerie, die aus uns Gliederpuppen macht, eine sinnlose Gewohnheit, eine Leere, hinter der Nichts ist.

Ist es denn schwer, auf einen solchen Einfall zu kommen und zum hundertsten Male Amerika zu entdecken? Und wie das berauscht! Kartesius war auf sein: „Ich denke, also bin ich," nicht so stolz, wie ich auf die Entdeckung dieser großen Wahrheit.

Es war mir noch nicht möglich, mich zu einem höheren Grade des Denkens aufzuschwingen, um in den Formen einen so unentbehrlichen Körper für den Geist anzuerkennen, wie es der Organismus für die Seele ist.

Und dann, es ist so angenehm, Etwas zu zerstören. Es ist eine solche Wonne, daran zu denken, daß man die Welt auf den Kopf stellt. Haben nicht auch die Menschen im Frühroth ihres Daseins ein Glück zertrümmert, das ihnen gehört? Alle Philosophen des Orients, alle Religionen wissen das. Und ob das verkörpert ist in der Sünde Adams und Evas, ob es in allen Farben der symbolischen Poesie des Orients dargestellt ist als eine Mythe oder ein philosophisches System, stets finden wir dort einen Fehler, eine Zerstörung vorangegangenen Glückes. Ein Mensch hat gefehlt, wir leiden dafür — begründet nicht so jede Religion das Vorhandensein des Bösen und der Noth in der Welt?

Aber ich bin von meinem Thema abgeschweift.

Zerstören, da man noch nicht im Stande ist, das Geringste aufzubauen — das ist die einzige Leidenschaft der Jugend, und wer weiß, ob nicht gar des ganzen Lebens. Wenn man nur sein eigenes Fädchen in das allgemeine Gewebe liefert.

Ich zerstörte also: erst ungeschickt, Kleinigkeiten, dann ganze Stücke der Seele, dann löst sich das Leben in Nichts auf, bis ich schließlich die ganze Welt aus ihren Angeln heben wollte. Das geht schnell. Kaum, daß man sich umsieht, fliegen die Trümmer nach allen Seiten.

Die Mütze abnehmen, wenn man an der Kirche vorüberkommt? Warum? Wozu? Gott ist ja überall.

Nichts ist natürlicher als dies. Und so behielt ich meine Mütze auf. „Vater unser" sagen? Beten? Gott kennt ja unsere geheimsten Gedanken. Im Geist, in Thaten muß man beten, nicht in Worten und in Schlägen auf die Brust.

Ja, so ist's! Und ich betete nicht mehr!

Fasten? In die Kirche gehen? Zur Beichte? Nichts als Thorheit! Kein wahrhaft intelligenter Mensch, noch dazu ein Mann, thut das.

Und auch das ging seinen Weg.

Blatt um Blatt, Zweig um Zweig, Ast um Ast fiel Alles von dem Baum, der auf dem Boden der Kindheit gewachsen und von den Wiegenliedern der Mutter und den Märchen der Wärterin gepflegt war.

Alles fiel ab, als hätte es ein Sturm verweht.

Noch waren die Dogmen geblieben. Auch an sie kam die Reihe, wenn auch bedeutend später. Um ein Dogma zu zerstören, muß man schon einen kräftigen Schnabel und scharfe Klauen haben.

Aber man hat nicht umsonst seine Erfahrung, nicht umsonst seine Uebung im Zerstören, auch dafür kam die Zeit.

Vorher jedoch hatte ich einen Augenblick plötzlicher Rückkehr zum Glauben und zu der Naivetät der Vergangenheit.

Jetzt packt mich ein wüstes Lachen, und ich schäme mich ein wenig bei diesem Blatt aus meinem Leben.

Es war das plötzliche Aufsprühen verglühenden Schuttes, das letzte Anpochen unwiederbringlich vergangener Augenblicke einer seligen, kindlichen Harmlosigkeit.

Ich hatte die sechste Klasse beendet. Noth, Kälte, Arbeit hatten mich zu sehr geplagt, als daß ich mit leichtem Herzen diese Tage der Qual hätte verlängern mögen. Und es lagen doch im besten Falle noch zwei Jahre vor mir. Ich zitterte bei dem bloßen Gedanken, ich könnte in derselben Klasse noch ein Jahr bleiben, ein ganzes Jahr verlieren, noch ein ganzes Jahr zu diesen schrecklichen Jahren zugeben! Dieser Kampf mit der Noth drückte mich schon so ... Das Lateinische ließ mir keine Ruhe. Ich ochste alle Ausnahmen, ich wälzte in meinem Gehirn alle Fälle von „quis und ut", aber es wollte nicht gehen. Was bedeutet schließlich Arbeiten in Stunden, die man der Nacht abstiehlt nach einem Tage, den man mit dem Unterricht Anderer oft mit leerem Magen hingebracht hat.

Alle Arbeit war umsonst.

Der Tag des Examens nahte. Mehrere Nächte brachte ich über Cicero und der Grammatik hin. Vor Müdigkeit schlummerte ich über meinem Buche ein, obgleich ich mich immer wieder mit Sodawasser erfrischte und sogar die Lippen an den Hahn selbst legte, um auch nicht das kleinste Theilchen der erfrischenden Brause zu verlieren. Und eine Flasche Wasser kostete zwanzig Groschen ... Aber es wollte nicht gehen. Mein Kopf war zu stumpf für's Latein.

Bis endlich die letzte Nacht kam. Der Schlaf senkte sich über meine Augen, mein Kopf fiel vor Müdigkeit immer wieder auf das Buch nieder, und doch saß ich die ganze Nacht.

Eine denkwürdige Nacht für mich, schmerzlich denkwürdig.

Um nicht zu viel Petroleum zu verbrauchen, war die Lampe herabgeschraubt und beleuchtete nur schwach das Zimmer. Ich verlor manchmal das Bewußtsein von Zeit und Ort, und meine Gedanken hafteten nicht an Cicero, der vor mir lag, und flatterten immer weit, weit umher. Ich

phantasirte und schlief ein. Manchmal dachte ich an andere Menschen, sei es auch nur an meine Schüler, und immer verglich ich mich mit ihnen.

Ja, sie sind glücklich. An jeden von ihnen denkt Jemand, um sie sorgt Jemand, ich nur bin ganz allein, wie ein Finger, hinausgeworfen in die Welt zu Kampf und Bitterkeit. Niemand nimmt Antheil an mir, Niemand reicht mir die hilfreiche Hand, ich muß ganz allein aus eigener Kraft um das Stückchen Brot kämpfen und noch Anderen helfen. Und ganz allein, ganz allein . . . So träumte ich vor mich hin.

Das Morgenroth stand schon am Himmel, der östliche Saum des Horizonts röthete sich und glühte im lichten Schein. Die ganze Welt färbte sich blau und versank in dem großen Ocean einer wundersamen Himmelsseligkeit.

Ich löschte das Licht aus.

Das ganze Zimmer sog die himmlische Atmosphäre ein, in die das Weltall getaucht war. Ich fühlte rings um mich her den Himmel. Das Blau des Allmeers drängte sich in mein Hirn, in meine Seele und füllte sie mit Helligkeit und Freudenrausch. Ich löste mich in dieser Himmelsseligkeit, meine Seele wurde engelsgleich — ich war im Himmel . . .

Im Himmel? Herrscht dort nicht Gott! Ich fühlte ihn, ich sah ihn fast.

Er war groß, mächtig, mit der einen Hand leitete er die Bewegung des Weltalls, mit der anderen streute er Wohlthaten und Gnaden aus.

So sah ich ihn, so wollte ich ihn haben, so hatte man mich ihn sehen gelehrt.

In die Kniee!

Ich beugte die Kniee.

Ich begann zu beten.

Du bist groß, Gott, guter, allmächtiger, allbarmherziger Gott. Höre das Gebet Deines Kindes, das in Vertrauen und Demuth zu Dir empor seine Klagen und Bitten sendet . . .

Und ein Gebet strömte mir von den Lippen.

In meine Erinnerung traten die längst verflossenen Jahre, die ich im Gebet um die Gesundheit und das Leben meiner Mutter flehte, wo ich in naivem Vertrauen von Ihm verlangte, daß er in die Speichen des Weltrads greife und mir das theure Leben erhalte.

Nicht viel war's, was ich jetzt verlangte. O, wollte er mir nur mit einem Strahl das Leben voll Kampf und Mühen erhellen. Möchte er mit seinem Auge herniederschauen und sehen, wie schwer ich es in der Welt habe.

Vereinsamt, verlassen werde ich unter den Menschen umhergestoßen, und nirgends ist mir wohl, kalt und drückend überall . . . Oft unerträglich drückend . . .

Examen! Es lastete zu schwer auf meiner Seele, als daß es mir jetzt nicht einfallen sollte. Ja — und ich bat Gott, daß er mir bei seiner Allmacht helfe, gestatte, befehle . . .

Ich bat wie ein kleines Kind, das zum lieben Gott betet, daß er ihm einen schönen Leckerbissen oder die Gesundheit der Puppe schenke. Alle Schlichtheit, aller Glaube der Kindheit war mir zurückgekehrt.

Ich schluchzte und badete mich in Thränen.

Endlich erschrak ich bei dem Uebermaß meiner Wünsche, ich flehte nicht mehr um Glück, nicht um die Vernichtung der Dornen des Lebens, nicht um das tägliche Brot, nur um das verhängnißvolle Morgen, an dem mein Leben so scheitern sollte.

Die Sonne war hoch empor gestiegen, und das war heller Tag, und ich betete noch immer und sprach mit Gott.

Endlich schlief ich erschöpft weinend ein, den Kopf auf das Fensterbrett gesenkt, auf die Kniee . . .

Ich bestand das Examen nicht.

Rasende Wuth erfaßte mich, ich glaubte, ich hätte ein Recht, mit Gott zu hadern.

Und Hartnäckigkeit und Stolz erfüllte mein Herz.

Ich spottete, ich höhnte, ich lästerte.

Endlich packte mich Scham vor mir selber. Sich so demüthigen, so zum Kinde werden, sich so aller Errungenschaften der Vernunft entäußern, mit der ich mich damals ungeheuer brüstete, und dafür Nichts zu erhalten.

Ich fühlte eine Kränkung, und es war mir eine förmliche Wollust, zu denken, daß ich diesem allgütigen Gott, vor dem ich die Kniee beugte, Etwas vorwerfen konnte.

Ich war noch ein Kind.

Neue Eindrücke verwischten indessen schnell diese schmerzliche Katastrophe und meinen ohnmächtigen Zorn.

Ich wurde merkwürdig gleichgiltig.

Ein Dogma nach dem anderen stürzte in Trümmern, und ich half noch mit bei dieser Vernichtungsarbeit. Ich las einige Bücher, in denen garnicht von Gott die Rede war, ich begeisterte mich für die Physik, ich hörte Etwas von Voltaire und Darwin, mit einem Wort, ich war entsetzlich klug geworden. Nie hielt ich mich für so vielseitig gescheidt wie damals. Mit Stolz sah ich herab auf meine Collegen und stellte mich in der Seele unendlich über sie. Es giebt keinen Menschen mit größerem Selbstvertrauen und größerem Stolz auf seine Vernunft und sein Wissen als einen neunzehnjährigen Jüngling.

Ich suchte nach einem Ideal, ich rannte mit dem Leben im wahnsinnigen Lauf, bis ich auf dieser Jagd Alles verloren hatte.

Von dem ganzen Glauben der Vergangenheit war mir noch ein unklarer Begriff von Gott als einem höchsten, leitenden und schaffenden Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele geblieben. Diese hielten am längsten, denn ich hütete sie, und es war mir schwer, mich von ihnen zu trennen,

ohne neue Illusionen, die die alten ersetzen konnten. Es ist immer schwer, so hoch herunter zu fallen.

Bis ich mich eines Tages fragte: Warum trage ich noch in der Tiefe der Seele diese Ueberbleibsel des alten Glaubens?

Ich konnte darauf nicht antworten.

Ich konnte es nicht, weil ich nicht im Stande war, durch Vernunftschlüsse die Archaismen zu stützen, die mir in den Winkeln des Hirns steckten.

Von diesem Augenblick an hatte ich die Seele und Gott verloren.

Ob ich damals darunter litt? Nein. Ich gab mir nicht einmal Rechenschaft darüber, daß dies einer der wichtigsten Uebergänge im Leben ist. Leicht, zwanglos, sogar heiter fand ich mich mit diesen Fetzen der Windeln ab, wie ich damals diese Ueberbleibsel des Geistes nannte, und nicht einen Augenblick überlegte ich, womit ich die entstandene Leere ausfüllen soll.

Ja, ich will noch mehr sagen: ich empfand eine gewisse Befriedigung bei dem Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, als hätte ich mich von einer strengen, übermächtigen und lästigen Controle befreit. Es giebt keinen Gott? Desto besser. Wenn der Himmel Nichts ist, bin ich Alles, bin ich der Herr, bin ich mir Richter, wie schon Slowacki gesagt hat.

In einer gewissen Periode des Lebens erscheint Einem ein solches Gefühl der eigenen Unabhängigkeit nahezu als ein Glück. Auch ich unterlag diesem Lebensschicksal. Mein alter Großvater war gerade gestorben, ein guter, aber mürrischer, manchmal langweiliger, oft in seinen Begriffen veralteter Mann, bisweilen streng und ohne Rücksicht gegen die Rechte der Jugend, die er längst hinter sich hatte, und immer belästigend und anspruchsvoll.

Starb? Je nun, er hat lange genug gelebt, es war Zeit, daß er Anderen Platz machte.

So sagte ich.

Und ich fühlte mich wohl dabei, ich hatte eben das Gymnasium beendet und bezog die Universität. Die neuen Eindrücke, die veränderte Lebensweise erfaßte mein ganzes Ich. Die Freiheit, die ich genoß nach der Gymnasial-Clausur, berauschte mich eine Weile. Ich führte ein überaus unordentliches Leben. Die bisher erstickten Begierden traten mit ganzer Macht hervor. Etwas besser bezahlte Stunden gestatteten mir manche verbotene Frucht zu genießen. Schließlich gab's da allerlei Geschichten.

Ich genoß ein wenig das Leben.

Ich veränderte mich, daß ich nicht zu erkennen war. Aus dem alten fleißigen, harmlosen Knaben wurde ein liederlicher Student mit einem Hohnlachen auf den Lippen, Oede im Kopf und Leere in der Seele.

So ging das erste Universitätsjahr hin. Nur durch ein Wunder gelang es mir, das Examen zum zweiten Cursus zu bestehen: Ich hätte gar nicht behauptet, daß mir Unrecht geschehen wäre, wenn man mich ein

zweites Jahr zurückbehalten hätte; so hatte ich mich in der Arbeit vernachlässigt.

Da erst ging ich zum ersten Mal seit einem Jahr in mich, ich begriff die ganze Wichtigkeit und Ziellosigkeit eines Lebens, wie ich es bisher geführt hatte, und wie ich mich ohne allzugroße Leidenschaft in dieses Leben hineingestürzt, so warf ich es jetzt ohne Bedauern hinter mich.

Ueberdies fing auch meine Gesundheit immer mehr zu schwanken an.

Ich kam schnell wieder zu mir, die Lust zur Arbeit kehrte wieder, die Einsicht kehrte wieder — aber weder die Gesundheit kehrte wieder noch der Glaube.

Mit den rosigen Wangen war auch die alte Einfalt dahin; ich war complicirter geworden, gleichsam nach allen Seiten ausgebogen und dadurch spröder und schwächer. Und ich konnte mich nicht mehr gerade richten. Die idyllisch engelhafte Kindheit war einer wüsteren und düsteren Jugend gewichen. Und heute . . .

Ach, lieber nicht! . . . So habe ich meinen Glauben verloren.

3. März.

Ich bin offenbar noch sehr schwach, und meine Krankheit macht mich zu einem größeren Idealisten, als ich in Wirklichkeit bin oder sein will. Ja, im täglichen Leben habe ich zu wenig Zeit zu Betrachtungen wie die gestrige. Jetzt enthüllt mir diese Unthätigkeit viele Seiten der Seele, die bisher nicht vorhanden waren oder vielleicht nur verhüllt waren. Mit einer gewissen Neugier durchforschte ich mich jetzt, wie ich im Innersten bin, welchen Weg mein Geist wandeln würde, wenn er sich ganz selbst überlassen wäre und nicht durch die alltäglichen kleinen Angelegenheiten nach allen Seiten hin und her gezerrt würde. Ich mache überhaupt die Bemerkung, daß ich zu Träumereien neige, ja, sogar, um es klar herauszusagen, zur Tölpelei. Und das fürchte ich sehr. Kann ich mich schon wenigstens nach Johanns Vorbild nicht zu optimistischen Lebensauffassungen emporschwingen, so möchte ich lieber über Alles lachen als weinen, denn schließlich ist alles Greinen und Klagen über das Leben nicht einen Schuß Pulver werth und mildert nicht im Geringsten seine Bürde. Leid und Klagen ist die elendste Lebensphilosophie. Mit Thränen wäscht man keine Mauern ab; und man kann nur die Augen darüber verweinen. Schon lieber fluchen und lästern, am besten aber garnichts thun, nur leben und leben wie meine Sophie. Mit Unrecht habe ich sie bemitleidet — man könnte sie viel eher beneiden. Eine solche Philosophie ist die vortrefflichste, weil sie gar nicht vorhanden ist. Wir haben in uns Teufel erweckt, in unserm Innern schlummern Bekenntnisse, Controlen, Rechenschaft — Alles unerhört anspruchsvolle, ewig unbefriedigte, bissige, übertriebene Wesen — und müssen ihnen dienen.

Ich bin nicht mehr im Stande, jenen Zustand der Einfalt zurückzurufen. Der Dämon, der in mir geweckt ist, läßt sich nicht mehr einschläfern

oder austreiben. Er wird ewig dort hausen und wie ein Schatten jeden Gedanken, jeden Wunsch begleiten und unaufhörlich fragen: „Wozu? Warum? Zu welchem Zweck?" Alle meine Bemühungen kann ich nur darauf lenken, Weinen in Lachen, Klagen in Spott umzuwandeln. Vielleicht wird mir's um so erträglicher auf der Welt werden.

Heut habe ich Staretzki gefragt, wann ich zum ersten Mal werde ausgehen können. Er macht mir Hoffnungen, obwohl er nicht verhehlt, daß diese lange Reconvalescenz ihn in Erstaunen setzt. Es sollen merkwürdige Complicationen sein. Das Schlimmste ist, daß das Fieber nicht zurücktritt. Dadurch kann ich nicht wieder zu Kräften kommen, und nur an Kräften fehlt es mir, um mich vollständig gesund nennen zu können.

Ein dummes Ding, diese Krankheit: Man möchte gern wenigstens in einer Droschke durch die Stadt spazieren und muß hier in diesen vier Wänden versauern. Und gerade heut' ist so schönes Wetter, wie ich es leidenschaftlich gern habe. Ueber zehn Grad Frost, der Schnee knirscht unter den Füßen und der Himmel ist so klar, als hätte er nie ein Wölkchen gesehen. Ach, was wäre das für ein Vergnügen, so hinzurennen per pedes — zum Beispiel nach Lacenti!

Ich sehne mich schon entsetzlich nach meinem geliebten Warschau, nach den Straßen, dem Pflaster und dem ganzen Straßenlärm. Wenn ich aufstehe, mache ich gleich am ersten Tage mit Hans eine Wanderung durch die Stadt. Das wird eine Lustbarkeit geben.

An Warschau hänge ich mit kindischer Liebe. Eine solche Liebe, eine solche Anhänglichkeit an ein Winkelchen der Welt ist vielleicht lächerlich, aber sie giebt mir wahrhaftig ein Stück Leben. Womit würde ich mir sonst meine Abendwanderung durch die Straßen von einem Ende der Stadt zum andern verschönern, wenn ich nicht diese Sympathie für das Pflaster, für die Gebäude, für die Gaslaternen hätte?

Der Lappländer sehnt sich nach seinen uferlosen Schneeoceanen, der Araber nach seiner Wüste — und ich nach meinen Gasflammen, die auf den Plätzen so gehäuft sind, wie die Sternbilder am Himmel — nach meinen Häusern, nach den Maueralleen und nach den Himmelsstreifen über den Straßen.

Man muß Alles nachempfinden können. Dann hat selbst der Prellstein am Wege, selbst die Bilder über den Läden eine Seele.

4. März.

Heute früh stürzte mir ohne jeden besonderen Grund, während ich mit Hans sprach, gewaltsam das Blut aus dem Munde hervor. Es ist schon das dritte Mal seit einem Monat. Was soll das Alles bedeuten? Ich fange an ungeduldig — ja schließlich sogar unruhig zu werden.

Jetzt ist mir etwas besser, und ich kann doch sitzen. Aber Vormittag konnte ich nicht einmal mit Hofmann die deutsche Stunde zu Ende bringen.

Ich glaubte, ich würde mich überwinden, und bat ihn, eine Viertelstunde zu warten — aber auch das hatte keinen Zweck. Er ist ein wenig langweilig, und dabei schnupft er leidenschaftlich Tabak, und ich konnte gerade heute, ich weiß nicht warum, seinen Geruch nicht vertragen. Schließlich bat ich ihn, so schnell als möglich zu gehen.

Ich bin überhaupt heute übel gelaunt. Alles reizt mich: Hansens Abwesenheit, Hofmann, Starezki und diese Krankheit, und ich weiß nicht, was schließlich noch. Sogar Starezki gegenüber habe ich mich nicht halten können. Vielleicht mußte ich schon deshalb, weil er umsonst Tag für Tag zu mir kommt, Dankbarkeit gegen ihn empfinden und ihm Höflichkeit erweisen. Aber heute war ich wahrhaftig dazu nicht fähig. Dieser neue Blutsturz hat mich mehr erschreckt, als ich merken lassen will. Ob mit Recht oder mit Unrecht, einen Theil der Schuld schreibe ich Starezki zu wegen dieser langsamen Behandlung, und ich gab ihm das in wenigen Worten zu verstehen. Jetzt bedauere ich das sehr, denn er ist ein guter Mensch; und daß er kein Adler ist, — es ist ja doch nicht seine Schuld, daß ihn Mutter Natur so geschaffen hat.

Morgen muß ich doppelt höflich gegen ihn sein. Ich habe die Hoffnung, daß Hans, der mit Starezki hinausgegangen ist, mein unangemessenes Benehmen wieder gut machen wird. Er hat mir mit den Augen Zeichen gemacht, daß ich mich in meiner Erbitterung mäßige, und ist sicher deshalb mit ihm zusammen hinausgegangen. Er kennt meine Launen, er wird's ihm auch ausreden.

Ich weiß nicht, ob ich es aushalte, so bis Abends zu sitzen. Ich möchte auf diese Weise gern Hansens Befürchtungen zerstreuen. Er ist heute auch furchtbar erschrocken bei dem Blut.

Liegen mag ich nicht länger, denn erstens ist es mir schon so rasend überdrüssig, und zweitens bekomme ich einen instinctiven Widerwillen gegen das Bett, Alles, was nur an die Krankheit erinnert, verursacht mir einen unsäglichen Abscheu; ich lasse die Luzka jeden Tag das Bett machen, wenn auch nur auf einige Stunden, um nicht den Anblick des offenen Bettes zu haben. Diese Kissen, diese Decke, dieses Unterbett, diese Symbole der Ohnmacht und des Leidens! Ich will endlich einmal von ihnen frei sein.

Mich irritiren nur noch diese Medicinflaschen, ich will Hans bitten, daß er sie irgendwo zum Teufel hinauswerfe. Warum soll es mir immer vor den Augen stehen? Genug, daß mich der Husten würgt und die Brust peinigt, der Symbole bedarf es nicht mehr.

Ich fürchte, ich habe an Amalie nicht geschickt genug geschrieben. Ich lese den Brief noch einmal, und immer ist es mir, als müßte sie Alles errathen. Schließlich wenn ich auch schreiben würde, daß ich etwas unwohl bin, wie sollte ich es schreiben — Wozu? Weiß ich denn selbst, was mir fehlt? Husten, Entkräftung — das sind doch noch gar keine Krankheiten;

es ist eigentlich eine Schande, zu bekennen, daß man zu Bett liegt. Ach, ein Teufelszeug ist in dich gefahren und bohrt und bohrt, und du hältst aus, armer Junge, bis es wieder hinausfährt.

Ist das nicht eine dumme Situation?

5. März.

Mein Hänschen hat irgend einen großen Kummer. Ich kann es nicht herausbringen, was das wohl sein mag. Wenn ihm Jemand gestorben oder krank geworden wäre, hätte er es mir doch gesagt, aber auf meine dringenden Fragen und Bitten will er Nichts sagen. Er streitet es sogar ab und versichert mir fieberhaft, daß ihm Nichts ist — aber er kann mich nicht täuschen. Ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht merken sollte, in welcher Stimmung er ist.

Gestern Abend kam er blaß und schrecklich verändert zurück. Als er mich begrüßte, sah ich, wie er zitterte, auch das fiel mir auf, daß er sich große Mühe gab, sich zu beherrschen und sich Nichts merken zu lassen. Abendbrot aß er garnicht, und dann setzte er sich, anstatt wie gewöhnlich zu einem Buche zu greifen, auf mein Bett und begann mit Thränen in den Augen mir Nichts dir Nichts mich zu küssen und an sein Herz zu drücken wie nie vorher. Ich war erstaunt und erschrocken über diesen seltsamen Ausbruch seiner Leidenschaft. Da ich wußte, daß es ihm Erleichterung bringen könnte, wenn er sich mir anvertraute, fragte ich ihn gerade heraus, was ihm sei. Er wurde noch mehr verwirrt, und ich sah, daß es ihm schwer wurde, seinen Schmerz zu offenbaren. Ich drängte immer mehr, er kam immer tiefer hinein, er stotterte, wurde verlegen, wurde auf sich selbst wüthend; schließlich lief er, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne auch nur ordentlich den Mantel anzuziehen, aus dem Zimmer. Ich sah, daß ihm meine Fragen das Unangenehmste waren, und doch ließ er mich durchaus keine Reizbarkeit merken, wie das sonst in solchen Fällen war; im Gegentheil, immer wieder kam er an mein Bett heran, drückte meinen Kopf an seine Brust, küßte mich auf die Stirn, war mit einem Worte gerührt wie nie.

Obgleich ich in ungeheuerer Unruhe um ihn war und ihm um jeden Preis sein Geheimniß aus der Brust reißen wollte, beschloß ich doch, ihn nach Nichts mehr zu fragen und zu thun, als ob ich Nichts sähe.

Als er nach einer halben Stunde wiederkam, waren seine Augen geröthet, als ob er geweint hätte. Er geweint! Bei ihm eine unerhörte Sache! Ein ungeheures Weh erfaßte mich. Ich ließ ihn neben mir auf dem Bett sitzen, gab mir Mühe, ruhig zu sein, und begann ein Gespräch über unsere geplante Studienreise in's Ausland. Sein Gesicht verzerrte sich, jedes meiner Worte folterte ihn, und doch mühte er sich mit Anstrengung, das Thema festzuhalten, und wollte mir, ich weiß nicht warum, fieberhaft versichern, daß wir bestimmt reisen.

Und als ich unwillkürlich eine Handbewegung machte und sagte: Ei,

wer kann wissen, was kommt, drängten sich ihm wieder Thränen in die Augen, und er küßte plötzlich meine Hand.

Ich ward starr, das war schon etwas Anormales, Krankhaftes. Im ersten Augenblick glaubte ich, er habe den Verstand verloren, und stellte ihm in der Angst die Frage, ob er sich etwa krank fühle. Er sagte, er habe Fieberschauer und fühle sich seit heute Morgen nicht wohl. Er begann mir eifrig zu versichern, daß alle seine Sonderbarkeiten nur die Folge seines Unwohlseins wären, und daß er morgen schon in Ordnung sein würde. Und er freute sich so über seine Krankheit, er redete sich sie so ein, als gälte es die größten Schätze.

Vielleicht ist er wirklich krank? In der Nacht hat er nicht geschlafen, denn ich habe gehört, wie er sich von einer Seite auf die andere drehte, heute stand er auf wie vom Kreuz genommen und spricht kein Wort. Nur gegen mich ist er gefühlvoll, fürsorglich geworden — bis zum Uebermaß.

Was ist das? Was ist ihm geschehen? Ich weiß Nichts. Heute will ich meine Frage erneuern, denn dieser Mangel von Vertrauen von seiner Seite macht mich schließlich reizbar. Eins vermuthe ich: Vielleicht hat er für die Abhandlung, die er geschrieben hat, nicht den Preis erhalten. Aber er würde doch aus einem solchen Grunde sich nicht in Thränen auflösen. Er ist schließlich zu stolz dazu.

Ich schlage mich mit meinen Gedanken und kann Nichts ausdenken.

6. März.

Eine unerklärbare Angst bedrückt meine Seele. Ich weiß nicht, warum, aber ich fühle mich am Vorabend eines Unglücks. Was geschehen soll, begreife ich nicht, aber es wird Etwas geschehen.

Vielleicht stimmt mich die Nacht und die Einsamkeit so düster — ich weiß es nicht, vielleicht — aber ich habe eine entsetzliche Angst. Der ganze heutige Tag ist unsagbar traurig, geradezu in Kirchhofs-Ruhe dahin gegangen. Sogar Sophies gewöhnliche Lustigkeit hat Hans mit seiner tragischen Miene niedergehalten, Du lieber Gott, was ist ihm? Nie habe ich ihn so gesehen. Vermuthungen, die ich nicht beschreiben kann, drängen sich mir hartnäckig auf.

Ich habe sogar schon Furcht, zu fragen . . .

7. März.

In welchem Grade unser Geist von den verschiedenen äußeren Umständen abhängig ist, beweist mir am besten meine gestrige Notiz in meinem Tagebuch. Ich habe sie Abends niedergeschrieben, im Fieber, wo meine krankhafte überreizte Phantasie die sonderbarsten Vorstellungen bildet. Den Geist verschleiert gewissermaßen ein schwarzes Tuch, das Alles schwarz färbt, und wenn sich auch der Mensch Mühe giebt, einen solchen Anfall von Melancholie abzuschütteln, sind doch alle seine Bemühungen unnütz. Man fühlt sogar die ganze Abnormität eines solchen Zustands und kann doch aus

dem Bannkreise nicht heraus, denn auch dieses Selbstbewußtsein nimmt einen anormalen ungesunden Charakter an.

Oder verliert etwa, weil ich weiß, daß ich traurig bin, meine Traurigkeit auch nur das Geringste an Stärke? Keineswegs. Man verfällt nur in einen ewigen Zirkel ohne Ausgang, und schließlich schwingt sich die ganze Logik des Geistes zu der Sentenz auf: Ich bin traurig, weil ich traurig bin.

Aber heut habe ich keineswegs die Absicht, eine Abhandlung über die Traurigkeit zu schreiben. Im Gegentheil, ich bin vom frühen Morgen an in der goldigsten Laune. Der Glanz der Sonne erheitert so die ganze Physiognomie der Welt, daß diese Heiterkeit bald zu viel wird für meine Seele. Es ist, als drängt sich dieses Sonnenlicht bis in die tiefsten Schlupfwinkel des Gehirns, und es giebt schlechthin auch nicht ein kleinstes Winkelchen, das nicht durch das Prisma dieses Glanzes die Welt anschaute.

Einzig und allein Hans macht eine Ausnahme in dieser allgemeinen Heiterkeit. Er hat stets eine solche Todtengräbermiene, als ob er die eine Hälfte der Welt begraben uud die andere unter die Erde bringen wollte.

Er muß behext sein.

Den Doctor habe ich heut übertrieben höflich empfangen, ich wollte ihn dadurch Abbitte leisten für meine unpassenden Ausfälle von Freitag. Wir haben uns mit solcher Rührung die Hand geschüttelt, daß uns die Gelenke krachten, und ich sah, daß er ziemlich befriedigt von mir ging. Er ist eine durch und durch brave Natur, viel zu brav für einen Arzt.

Er leidet mit, anstatt zu rathen, und das ist wahrhaftig weniger nöthig.

8. März.

Ich bin ein wenig beunruhigt um Sophie; obwohl sie es versprochen hatte, ist sie gestern garnicht gekommen. Ich bat Hans, Abends zu ihr zu gehen und sich zu erkundigen, was vorgefallen ist, aber er gestand mir ein, daß er eben von dort komme. Die Arme hat zwei Stunden verloren, wenn auch schlechter bezahlte, und das hat sie so sehr gekränkt; und um mir mit ihrem Kummer keinen Schmerz zu bereiten, zog sie es vor, allein zu bleiben mit ihrer Traurigkeit, da sie nicht die Kraft fühlte, sie vor mir zu verbergen. Sie war Hans dankbar für seinen Besuch und bat ihn, mich auf die ungünstige Nachricht vorzubereiten.

So hat mir Hans gesagt. Ich fühle aber, daß sie mir Etwas verbergen. Das paßt Alles so furchtbar schlecht zu Sophies Charakter. Ich wollte nicht sagen, daß der Verlust zweier Stunden sie nicht betrüben könnte, aber, woher auch diese sonderbare Besorgniß um mich? Um mich nicht zu kränken? Wozu haben sie's mir dann gesagt? Und dann, wie käme Sophie zu einer so ungewöhnlichen Reflexion? Sie hat mir stets ihr Mißgeschick oder ihr Glück mitgetheilt. War es auch noch so winzig, sie hatte das instinctive Bedürfniß, Alles mit mir zu theilen, hauptsächlich, damit ich ihr Muth einflöße. In ihrem harmlosen Wesen achtete sie

garnicht darauf, wie ich diese oder jene Unannehmlichkeit aufnehme, die schließlich immer außerordentlich war. Und hier mit einem Male sollte sie so viel Geschichten machen! Und wie naiv sie noch ist! Wenn das wahr ist mit den Stunden, glaubt sie wirklich, daß mich eine solche Nachricht so furchtbar erschrecken kann? Wird sie weniger haben, so kann ich doch mehr haben, und die Kunst, zu theilen, besitzen wir ja schon lange.

Das Schlimmste ist natürlich, daß ich elender Mensch jetzt garnicht helfen kann. Ach, diese Krankheit, diese Krankheit! Sie wächst mir schon zum Halse hinaus. Seit einer Woche sind alle Ausgaben auf Hansens und Sophiens Kopf. Wenn das so fortgeht, werde ich in's Krankenhaus müssen. Sie wollen davon Nichts wissen — ja, aber ich kann sie doch nicht ausbeuten.

9. März.

Es geht um mich etwas Merkwürdiges, Unbegreifliches vor. Sophie kam gestern so blaß zu mir, so schrecklich verändert, als hätte sie die schwerste Krankheit durchgemacht. Dann verfiel sie einige Mal in einen Weinkrampf, und erst nach vielen Bemühungen glückte es Hans, sie zu beruhigen. Sie sollte bis zum Abend hierbleiben, ging aber schon vor sechs.

Ich lag wie dumm da, verstand Nichts und fürchtete mich, zu fragen. Und wie zum Trotz wurde mir gegen Abend noch schlimmer, manchmal verfiel ich in eine gänzliche Erstarrung, was ihn noch mehr erregte.

So kann es nicht länger bleiben. Morgen frage ich sie in's Gesicht, was sie vor mir verbergen, denn ich ahne ein entsetzliches Unglück. Und es ist mir schon lieber, ich weiß Alles, denn so kann man wahnsinnig werden. Und wozu kommt Amalie nach Warschau? Sophie hat doch ganz deutlich gesagt, man könne aus ihrem Brief schließen, daß sie diese Absicht habe. Was bedeutet das wieder, sollte sie ihre Stelle verloren haben? Ja, aber, wie soll das Alles werden? Ich krank, sie ohne Stellung, Sophie verliert ihre Stunden, — denn es muß wahr sein, wenn sie jetzt viele Stunden bei mir wird sitzen können; — was werden wir anfangen? Sie kennt offenbar unsere Lage nicht — natürlich, sie weiß garnichts, da wir ihr Nichts über die Krankheit geschrieben haben, und darum entschließt sie sich zu einem solchen Schritt.

Ich mag schon garnicht daran denken, ich bin krank, kann jetzt das Leben nicht bestimmen, und ich fürchte mich so vor dem Morgen.

11. März.

Es soll also so schlecht mit mir stehen, daß sie meinen Tod für sehr möglich halten? Was das gestern war, weiß ich nicht. Ein entsetzlicher Traum, eine Phantasie — ich weiß es nicht.

Und warum hielten sie das für das Ende? Denn ich habe gehört, ganz deutlich gehört, wie Eins von ihnen Beiden rief: „Er stirbt!“ —

Sie haben also so Etwas erwartet? . . . Und weshalb? Weshalb? Wenn es wirklich so ist, warum weiß ich Nichts davon?

Ich kann meine eigenen Gedanken nicht festhalten. Das von gestern hat mich ganz aus der Ordnung gebracht.

Es giebt keine Tiefe, die nicht verschwände vor dem Bodenlosen . . . Ich schwebe jetzt über . . .

Ja, es war ein entsetzlicher Tag. Bis an's Ende meines Lebens werde ich ihn nicht vergessen.

Ich erwachte wie gewöhnlich in guter Laune, und die Frühstückszeit ging unter Plaudern hin. Beim Thee scherzte ich ganz ruhig über Hans und seine Gewandtheit im Theeeinschenken. Erst die Cigarette machte mir den Garaus. Ein leichtes Verschlucken beim Rauchen rief einen schrecklichen Hustenanfall hervor, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht gehabt oder gehört habe. Es ist sogar schwer, ein Wort zu finden, um auszudrücken, was es war: Geradezu eine Höllenmusik der ganzen Brust, aller Eingeweide, ein Heulen, ein Quieken, ein Röcheln, ein Schnarchen, die ganze Scala schrecklicher Stöhnlaute — Alles — nur kein menschlicher Ton.

Es gab Augenblicke, wo ich aufmerksam horchte auf diese seltsamen Töne, um zu erforschen, wo sie herkommen, denn ich konnte selbst nicht erkennen, daß meine Lunge dieses Stöhnen hervorbrachte. Ich flog am ganzen Körper so furchtbar, daß Hans im ersten Augenblick glaubte, ich hätte Krämpfe. Manchmal griff ich instinctiv mit beiden Händen nach meiner Brust, blos in dem Angstgefühl, sie könnte mir bersten. In solcher Qual ging eine halbe Stunde hin. Ich wurde so schwach, daß mich Hans selbst in's Kissen betten und mir die Arznei in den Mund gießen mußte. Wie ein Todter lag ich da, und nur ein leichtes Röcheln zeugte davon, daß ich mir mit diesem Husten nicht die Seele ausgehustet hatte. Der arme Hans war vielleicht noch mehr entsetzt als ich. Ich sah, daß er bisweilen ganz den Kopf verloren hatte. Er verbrühte mir mit dem leichten Thee den Mund, goß mir kölnisches Wasser in die Arznei, warf die Stühle um, machte mit einem Wort die Lage drei Mal so schlimm.

Allmählich beruhigte ich mich, und Alles kehrte wieder zu der alten Ordnung zurück.

Die Zeit verging, ich fühlte mich bei Weitem besser, nur in der Brust blieb ein scharfer fressender Schmerz zurück. Eine schwere Apathie hatte mich erfaßt; ich dachte buchstäblich an Nichts und war ganz und gar in die Betrachtung über die Zeichnung meiner Zimmerdecke versunken. Wir bewahrten Beide tiefes Schweigen. Von Zeit zu Zeit fühlte ich, wie sich Hans über meinen Kopf neigte, er wollte wissen, ob ich schlafe. Sofort schloß ich die Augen, weil ich fürchtete, er könnte noch Etwas fragen. Ich wollte die Apathie nicht abschütteln. Ich schlummerte fast, so kam der Mittag heran. Da begann ich wirklich zu schlummern mit halb offenen

Augen, plötzlich weckt mich das Krachen der geöffneten Thür vollständig. Sophie ist's.

Sie stürzt wie gewöhnlich mit Lärmen in's Zimmer, ganz roth vor Frost, stampft ohne Umstände mit den Füßen und beginnt schon an der Schwelle hastig zu sprechen. Ich sehe, daß sie das frische Wesen heuchelt und sich Mühe giebt, heiter zu erscheinen.

Ein energisches Pst gebietet ihr auf der Stelle Halt. Hans giebt ihr mit dem Kopf, mit Händen und Füßen die erste Aufklärung über das, was vorgefallen ist.

Augenblicklich tritt eine Veränderung ein. Sophie bleibt wie angewurzelt stehen und läßt ihre erschrockenen Augen bald über mich, bald über Hans hinschweifen. Ich gebe endlich ein Lebenszeichen von mir und wiederhole lächelnd: „Nichts, Nichts."

Wieder verändert sich die Situation. Wir werden Alle lebendig, sprechen Alle zusammen, Jeder was Anderes. In einem Augenblick wird es laut, beinahe lärmend, wir können uns gegenseitig nicht verstehen. Sophie fragt, Hans überschreit sie in der Erzählung, er möchte in einem Athem Alles schildern, mit den allerwinzigsten Einzelheiten, was ihm natürlich nicht gelingt — ich widerspreche ihm, ich beruhige sie, der wahre Thurm zu Babel. Sophie weiß selbst nicht, was sie machen soll, ob sie mich anlächeln, ob sie Hans zuhören soll. Sie macht Beides. Jeden Augenblick malt sich in ihrem Gesicht ein anderer Eindruck, ich sehe, daß sie sich auf keine Weise orientiren kann.

Da auf einmal hüstele ich auf. Nichts, es geht vorüber. Ich habe ein wenig abgehustet. Ich spreche weiter, und Sophie beginnt mir nichts Dir nichts mich zu küssen. Sie thun, als ob sie heiter wären, wir lachen Alle, am lautesten ich . . .

Da hüstele ich zum zweiten Mal. Nichts, auch das geht vorüber. Wir sind ungeheuer lustig. Mir will es nur immer scheinen, als spielen sie Komödie. Aber nein — wir spielen gut. Sophie ist in ihrem Element — sie rennt im Zimmer umher, klatscht mit den Händen und schließt nicht einen Augenblick die Lippen. Es fällt ihr ein, daß sie Hans noch nicht begrüßt habe, ein neuer Grund zu allgemeiner großer Heiterkeit; sie begrüßen sich drei Mal gefühlvoller und herzlicher als gewöhnlich; ich weiß nicht, warum — bald gefällt mir Alles das ungeheuer, obgleich ich ihnen noch immer mißtraue. Es fehlt wenig, so hätte ich vor lauter Freude los gequietscht. Ich bin wie betrunken, fuchtele mit den Händen durch die Luft, schüttele mich vor Lachen; — ich will ihnen was sagen . . . Sie hören nicht . .

Plötzlich hüstele ich wieder, ich huste auf . . . Nichts, es ist gut . . . Nein . . . ich fühle ein schreckliches Kitzeln im Hals, in der Brust eine entsetzliche Leere.

Ich schlucke ein über das andere Mal meinen Speichel herunter. Es hilft Nichts. Ich fühle die ganze Furienqual, die sich in meiner Brust ansammelt. Aber ich muß mich überwinden; ich will ihnen etwas ungeheuer Lustiges sagen — mein Gesicht hat schon halb und halb den Ausdruck angenommen, um den Witz zu erzählen, die ganze Stellung meines Körpers bereitet sich zu der ausdrucksvolleren Erläuterung meiner Worte; schon . . . schon . . . soll mein Witz das Gehege meiner Zähne verlassen . . . da würgt es mich . . . Nein — ich muß mich überwinden, ich schließe die Lippen, ich athme durch die Nase, nein — auch das hilft Nichts.

Das Blut strömt mir über den Kopf . . . glühend . . . ich drücke mich in das Kissen. Sie denken, daß ich mich vor Lachen schüttele, und ich würge . . . Sophie's Silberstimmchen tönt durch das ganze Zimmer. Mir ist, als hätte Alle Raserei erfaßt . . . ich höre . . . Plötzlich geschieht etwas Außerordentliches, ein gräßliches Pfeifen oder Heulen entringt sich meiner Brust, und ich verliere fast das Bewußtsein.

Ein ganzer wüthender Orkan, der in meiner Brust zusammengepreßt war, bricht plötzlich aus. Ein Ringen beginnt. Ich heule förmlich. Der Kopf scheint mir in Stücke zu fliegen; im Hirn fühle ich ein Feuer. In meiner Lunge spielt die Luft wie der Wind durch die Wüste — eine Leere, eine entsetzliche Leere, die nach Athem ringt, die nach Kühlung lechzt, eine unersättliche . . . Ich winde mich wie in Krämpfen; ich fühle selbst nicht mehr, ich fühle nur den Abgrund, den ich in der Brust, im Leibe habe; nur er ist da und treibt sein Spiel.

Endlich verschleiert ein Nebel meine Augen, ich sehe Nichts, ich versinke in eine tiefe Kluft, wo Alles roth, purpurn, granatenfarbig ist und schließlich schwarz, und . . . weiter weiß ich Nichts. . .

Eine Last sinkt mir auf die Brust, es faßt mich Etwas wie mit Fangarmen, es hält mich über der Kluft, ich steige immer höher und höher — immer heller wird's, immer lichter. Und . . . ich lebe, ich bin! Ich sehe schon, ich höre sogar.

Die arme Sophie, vor Weinen geschüttelt, drückt mich krampfhaft. Ich sehe die ganze Fülle ihrer hellen Haare ganz nahe an meiner Brust. Erst weiß ich gar nicht, was geschehen ist. Nichts setzt mich in Erstaunen. Ich lebe nur körperlich, physisch. Ich bewege mich durch Reflexbewegungen, ich stammle Etwas . . . Es ist Alles ungeheuer natürlich. Sophie weint? Es muß wohl so sein. Hans kniet und reibt mir die Beine. Auch das muß wohl sein. Es ist Alles sehr gut, nur mir beginnt Etwas zu fehlen.

Ich fühle im Gesicht eine wahnsinnige Gluth, mein Kopf wächst, wächst . . . und birst für einen Augenblick . . . Luft . . . Luft, ich ersticke.

Ich werfe mich hin und her, um die Last abzuschütteln, die sich auf meine Brust legt, und sinke ohnmächtig in die Kissen zurück . . . Ein entsetzlicher Schrei: „Er stirbt, er stirbt," dringt mir in's Gehirn. Ich fange

an, daran zu glauben, ohne es klar zu begreifen; gleichzeitig zerre ich mit gewaltsamen Bewegungen Alles von mir herunter, zerreiße das Hemd, grabe meine Nägel in meinen Körper ein ... Luft ... Luft ... Ich schwelle an ... Ich ersticke ... Endlich! Aaa ... ich athme! Thränen rinnen mir von den Wangen; ich weiß selbst nicht, wo sie herkommen. Ich fange an, fast daran zu glauben, daß ich sterbe, ich spreche etwas Furchtbares, ohne Zusammenhang, die Lippen zittern mir unerhört.

Ah, jetzt begreife ich Alles sehr gut. Ja, ich sterbe. Aber nein. — Das ist Sophie. — Warum weint sie? Nun, ich sterbe doch; es ist doch sehr natürlich, daß sie weint. Aber es ist Nichts. — Was? — Furchtbar hell. —

Wozu ist hier der Haken in der Decke eingeschlagen, wenn keine Hängelampe da ist? Ei Dummheit. — Hm ... Was wollte ich nur? Ich wollte doch Etwas. Ah! Sophie! — Ich sterbe also. Ja, es ist wahr, ich sterbe. — Nun heißt es Abschied nehmen. Gut also ... Nachher ... Etwas später, ich sterbe doch — der Haken? ... Ja ... gut ...

Tausend Gedanken hetzen, drängen sich in meinem Kopf. Vor meinen Augen huschen Bilder mit unerhörter Schnelligkeit vorüber. Mitten im Gedanken habe ich seinen Anfang vergessen. Alles reißt ab und verwirrt sich, Alles erscheint in blitzartiger Beleuchtung. Nicht einen Augenblick zweifle ich, daß ich sterbe. Ich habe es blos nicht bald begriffen. Immer habe ich erwartet, daß es noch einen Augenblick, noch einen ... noch einen ... Jetzt verstehe ich Alles genau. Ein Vorhang, der mir den Blick verschleiert, soll jede Secunde, jeden Augenblick sinken ... Und dann wird Alles gut sein, dann wird Alles klar sein, dann kommt eine Harmonie ... etwas Außerordentliches, Unbekanntes ... das Ende ... Wie lange das gedauert hat, weiß ich nicht. Die Thränen flossen mir von selbst über das Gesicht. Allmählich kam eine entsetzliche uferlose Sehnsucht über mich. Meine Lippen zitterten immer mehr; ich will was sagen. Die gewürgte Kehle läßt keinen Ton hindurch. Ich athme immer schneller und fange an zu schlucken.

Und jetzt weiß ich schon, daß ich weine. Schließlich weine ich nicht allein: Sophie schluckt nervös, Hans zitterte, Thränen in der Stimme. Er kann kein Wort sprechen. Ich fühle mich umgeben von Liebe — sie bedauern mich, sie fühlen mit mir ...

Eine immer wachsende Rührung erfaßt mich; das Schluchzen geht in ein stilles, herzliches Weinen über, und ich fange an zu klagen wie ein kleines Kind, dem ein Unrecht geschieht. Mitleid mit mir selbst erfaßt mich, ein stilles ruhiges Leid erfüllt mein Herz.

Es ist mir schwer, furchtbar schwer zu Muthe. Ich bin so arm ... so elend ... Ich habe keine Mutter ... Niemanden ... Ich bin allein, verwaist, und nun soll ich sterben, wie ein Bettler, verlassen, unglücklich ... O Mutter, Mutter! Ich weine still für mich hin, nicht ich, meine ganze

Seele weint, ich denke nicht an den Tod, an Sophie, an Hans — an Nichts. Nur ich selbst thue mir leid. Ich krampfe und wickle mich zu einem kleinen Knäuel auf meinem Bette zusammen, weil ich glaube, je kleiner ich sein werde, desto mehr Recht zur Klage werde ich haben.

Ich bin so klein, so winzig, so arm, so elend wie eine kleine hungrige, mutterlose geschlagene Waise, wer wird da nicht weinen? Allmählich, allmählich beruhige ich mich ein wenig. Mit den Thränen strömen auch meine Schmerzen und meine Rührung fort. Mild und zart beginne ich mich selbst zu beruhigen, ich suche in meinen Tiefen die zärtlichsten, die überzeugendsten Worte. Ich behandle mich wie ein Kind, gebe mir selbst die schmeichelndsten Kosenamen und mache mir zarte Vorwürfe wegen der Schwäche, der ich erlegen bin. Mit dem kleinsten Wörtchen fürchte ich meine Eigenliebe zu kränken, um mich nicht selbst zu beleidigen.

Nun still, Kindchen, still, still. Es ist Dir ja doch nichts Schlimmes geschehen. Pfui ... schäme Dich doch nur zu weinen wie ein kleines Kind. Du bist schon ein Mann ... Dir ist schwer zu Muthe? O, ich weiß, daß Dir schwer zu Muthe ist, aber wozu weinen? Es ist nicht hübsch, wahrhaftig, es ist nicht hübsch, sich so zu verweichlichen. Siehst Du? Sie werden Dich auslachen, siehst Du, siehst Du, habe ich's nicht gesagt? Es ist häßlich; ich werde glauben, Du bist ein altes Weib und Du willst doch kein altes Weib sein, nicht wahr, sag', Du willst doch nicht. Siehst Du, nun sei schon ruhig ... ruhig!

So sprach ich unaufhörlich mit mir selber. Ich ertheile mir Absolution für diesen Ausbruch von Kindlichkeit und lasse mir das Wort geben, daß es nicht mehr vorkommen soll.

Natürlich wird es nicht mehr vorkommen. Es war ja doch nur ein Augenblickchen Ueberreizung, weiter Nichts, und jetzt ist schon Alles vorüber. Nicht wahr, es ist vorüber? Natürlich. Na, und jetzt heißt es wieder gut machen, was man angerichtet hat. Siehst Du, Sophie weint, Hans ist bleich wie ein Gespenst; das hast Du Alles angerichtet. Ah ... schäme Dich! ... Heut weint sie, aber was soll morgen sein? Du hast Dich blos lächerlich gemacht, Du bist ja doch nicht gestorben, obgleich es so aussah, als ob Du dem Tod entgegen gingst. Siehst Du, was Du noch für ein Närrchen bist? Du hast Dich auf's Glatteis führen lassen! ... und ich schäme mich ungeheuer dieser augenblicklichen Schwäche. Die letzten Spuren der Rührung schwinden vollständig. Ich spreche nicht mehr mit mir selber, ich denke zusammenhängend. Mein Weinen erscheint mir so kindisch, so unsinnig, geradezu lächerlich, daß ich nicht weiß, was ich machen soll, um in ihrem Geist die Erinnerung an diese mich compromittirende Scene zu verwischen. Nie, nie habe ich eine solche Erregung gefunden. Da trat eine mächtige Reaction ein.

Böse, geärgert, gereizt, drehe ich mein Gesicht der Wand zu und überließ sie sich selbst. Mögen sie denken, was sie wollen, mögen sie gar

denken, daß ich sterbe. Es ist sogar besser, daß sie das denken, das wird mich wenigstens rechtfertigen.

Und ich lag so da bis zum Abend, ohne ein Wort von mir zu geben. Was sie gemacht haben, weiß ich nicht. Sophie hörte ich weinen. Endlich begannen sie Rath zu halten, wer Staretzki holen soll. Schließlich ging Sophie, kam aber bald zurück, ohne ihn getroffen zu haben. Immer wieder kam sie auf den Zehen zu mir heran, um nachzusehen, was ich mache, aber ich that immer so, als ob ich schlief. Endlich schlief ich wirklich ein. Während ich schlief, muß Staretzki dagewesen sein, denn ich habe eine neue Arznei, die ich schon in der Nacht einnehmen mußte.

Heut thue ich so, als ob ich Nichts mehr wüßte, sie sprechen auch kein Wort darüber. Wir sind Alle wie nach dem Begräbniß eines Menschen. Wir sprechen sogar mit leiser Stimme.

Wenn sie wüßten, wenn sie wüßten, was für eine Entdeckung ich ihnen verdanke! Ich weiß nicht, ob es wahr ist, ich weiß es nicht, ob es verlohnt, darüber nachzudenken, aber ich muß schon denken.

Sie haben mir den Keim des Todes in's Hirn gelegt, und ich fühle, wie es trotz der beständigen Betäubung wächst und wächst. Seit gestern hängt der Tod über mir, jagt mir den Schlaf von den Wimpern. Mein Alp und meine beständige Bedrückung, jeder Gedanke setzt bei ihm ein, jeder endet mit ihm — und rings umher fühlte ich Tod, Tod und Nichts als Tod.

12. März.

Eine hübsche Jeremiade habe ich mir gestern losgelassen, das muß ich sagen! Daß ich auch nur wenige Stunden an solche Dummheiten denken konnte! Uebrigens ist es kein Wunder nach einer durchwachten Nacht, nach einem so wonnevollen Vorgestern hätte man sich sogar vor Melancholie aufhängen können, warum sollte man nicht vom Tod phantasiren.

Es ist schrecklich zu denken, daß ein Ding wie die Schlaflosigkeit mit einem Menschen solche Thorheiten fertig bringt.

Der brave, liebe Doctor hat am besten zu meiner Beruhigung gewirkt. Als ich ihm von seinen schwarzen Vermuthungen sprach (ich habe absichtlich ein Bischen übertrieben), lachte er mich so herzlich, so aufrichtig aus, daß ich ihn beinahe dafür umarmte. Wie sympathisch sein Lachen ist. Etwas so kindlich Naives liegt in diesem Lachen, daß man mitlachen muß. Und ich glaube auch, ja, ich glaube, und ich habe nicht die geringste Absicht, mich auf's Glatteis führen zu lassen.

13. März.

Die wahnsinnigsten Einfälle kommen mir. Die Maschine meines Gehirns arbeitet so, daß ich meine Gedanken nahezu fühle. Manchmal komme ich dem Wahnsinn nahe, in meiner Lage ist eine so plötzliche Aenderung eingetreten, daß ich aus dem gewohnten Kreise des Denkens hinausgeworfen bin.

Ja — natürlich, ich bin krank, ernstlich krank, schwer vielleicht, sogar gefährlich krank. Ja . . . natürlich, ich muß zugeben, ja, . . . aber . . .

Vor Allem, was ist es für eine Krankheit? Ich begreife Typhus, Diphtheritis, Gehirnentzündung — das sind Krankheiten, an denen man auch sterben kann, aber ich leide an keiner von ihnen, empfinde außer dem Schmerz in der Brust fast gar keine Leiden, und trotzdem verliere ich beständig Kräfte und fühle meine Augen ermatten. Gott, o, Gott, wie sehe ich aus! Nur ein Skelett, mit Haut überzogen.

Es giebt eine sonderbare Krankheit, die man die Auszehrung nennt, — sollte es diese etwa sein? Der ungeschickte Staretzki kann oder will mir darüber Nichts sagen. Seit drei Wochen höre ich beständig ein und dieselbe Versicherung, daß die „Reconvalescenz“ schrecklich langsam fortschreite, daß der Kräfteverlust zu groß gewesen ist, daß aber die Gefahr schon vorüber ist. Es war also Gefahr! u. s. w. u. s. w. Die dümmste Phrase von der Welt, ohne Inhalt, schließlich auch lügenhaft. Ich redete mir ein, wie einem Kinde, ich sei schon auf dem Wege zur vollkommenen Genesung, indessen erlösche ich langsam.

So kann es nicht länger dauern, ich muß endlich die ganze Wahrheit wissen. Wenn das wirklich mit dem Tode enden soll, so will ich wenigstens wissen, daß ich sterbe. Ha, ha, das ändert wenigstens die ganze Sache ein wenig. Es ist doch ein Unterschied zwischen „ich soll leben, und ich soll sterben“. Ich bin doch keine Wanze, die man, ohne „Pardon“ zu sagen, mit dem ersten besten Pantoffel in jene Welt hinüberschickt.

Mein Kopf entwirft die phantastischsten Pläne, und alle gehen auf dasselbe Ziel: Ein für alle Mal ein Ende zu machen, ein für alle Mal die ganze Wahrheit kennen. An Staretzki denke ich gar nicht; ich glaube kein Wort, das er spricht. Ich will den ersten besten Arzt kommen lassen, die erste beste Fabel ersinnen und werde schließlich herausbekommen, was ich zu wissen wünsche. O, ich werde Kraft genug haben, mein Todesurtheil mit anzuhören. Ich habe meinen Beruf verfehlt; ich hätte Schauspieler werden sollen.

14. März.

Schwindsucht, wer hat mir gesagt, daß ich die Schwindsucht habe? Niemand, und doch warum verfolgt mich der Gedanke seit gestern? Warum kann ich keinen Augenblick mehr Ruhe haben. Diese langwierige Krankheit hat alle meine Sinne geschärft, meine Nerven verfeinert. Ich finde so kleine Einzelheiten, denen ich früher gar keine Aufmerksamkeit geschenkt habe, jetzt wächst jeder Eindruck, steigert sich, umspannt mich in einem immer größeren Umfange, bis er mich schließlich ganz verschlingt. Es folgt eine unendliche Reihe von Forschungen und Erklärungen, bis sich aus der geringfügigsten Sache eine Verfolgungsidee bildet.

So war es auch gestern. Wir tranken ganz ruhig unseren Thee und sprachen recht ungezwungen. Hans saß wie gewöhnlich ganz nahe an

meinem Bett vor einem Tischchen, das er an die Kissen gerückt hatte. Das volle Licht der Lampe fiel gerade auf sein Gesicht, und so entging meiner Aufmerksamkeit nicht das leiseste Zittern seiner Züge. Und ich beobachtete so gern in seinen Zügen, denn diese grundehrliche Seele ist keiner Heuchelei fähig, käme sie auch aus den edelsten Beweggründen. So habe ich auch gestern in seinen Zügen gelesen, und ich habe es entziffert. Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam, daß er den Rest Thee, der im Glase geblieben war, für mich trinken sollte, das Unglück wollte, daß ich ihm gleichzeitig in's Gesicht sah, ich bemerkte eine Beunruhigung, das frappirte mich. Ich begann zu drängen, zu bitten, zuzureden — Alles umsonst, Hans lehnte freundlich, aber entschieden ab. Das setzte mich immer mehr in Erstaunen. Ich weiß, daß er Thee leidenschaftlich gern trinkt, daß er manchmal in einem Zuge fünf Glas leert, und gestern hatten wir erst zwei getrunken. Der leichte Schatten eines unbestimmten Verdachtes huschte mir durch den Kopf. Ich bestand um so mehr darauf. Hans veränderte sich ganz, wurde bald blaß, bald roth und mußte schließlich nachgeben. Er nannte mich eine Vogelscheuche, einen hartnäckigen Satan, einen Kindskopf, dessen Launen er ertragen müsse, schließlich aber trank er ein Löffelchen nach dem andern. Ich sah, wie er sich anstrengen mußte, der Thee wollte gar nicht über die Lippen, und doch trank er unaufhörlich, langsam, mit minutenlangen Pausen zwischen einem Löffelchen und dem andern.

Meine Laune war erfüllt. Ich wurde auf einmal ruhig. Erschöpft ließ ich mich auf die Kissen nieder und kehrte mein Gesicht der Wand zu. Auf der gegenüberliegenden Wand zeichnete sich deutlich Hansens Schatten ab, gedankenlos heftete ich den Blick auf diesen Schatten und studirte apathisch seine Bewegungen.

So vergingen zehn Minuten. Auf einmal nahm der Schatten seines Kopfes die Form des vollen Profils an, und dieses Profil sah mich an. Ich forschte immer aufmerksamer. Wieder huschte die Ahnung eines Verdachtes durch meinen Kopf. Und er sah lange forschend hin, als wollte er erfahren, was ich mache. Dann hob seine Hand ganz leise ohne das geringste Geräusch das Glas mit meinem unglückseligen Thee, der Schatten gab alle seine Bewegungen wie ein Spiegel wieder. Das Profil war beständig mir zugekehrt.

Wieder vergingen einige Minuten. Dieser Blick, der auf mich gerichtet war, lähmte mich und raubte mir den Athem, ich konnte meinen Blick nicht mehr von der Wand losreißen.

Auf einmal bewegt sich die rechte Hand des Schattens wieder, hält eine viertel Secunde, und . . . der ganze Inhalt des Glases war auf dem Brett des Samowars.

In einem Augenblick saß ich aufrecht im Bett.

Das verwirrte, erschrockene Gesicht Hansens war eine klare Illustration des Geschehenen. Die Gedanken hüpften mir förmlich im Kopf: „Ich

habe die Schwindsucht . . . ja, ich habe die Schwindsucht, und er fürchtet sich vor der Ansteckung." Dieser Gedanke ergriff in einer Secunde meinen Geist. Ich zitterte am ganzen Körper. Hans erstarrte vollends.

„Was ist Dir? . . . Was ist Dir?"

„Nichts, aber wo ist mein Thee? Ach ja, Du hast ihn ja ausgetrunken. Ja, ja . . . ich habe ja Deinen Schatten an der Wand gesehen; wie komisch Du Thee trinkst! Ich habe gesehen an der Wand . . . Du hast so komisch die Hand in die Höhe gehoben, an den Mund geführt. Dann hast Du den Kopf zurückgeworfen, sieh so . . . so . . . Siehst Du? . . . Dann ein Schluck . . . und Alles ging in den Mund hinein. Gerade so als ob Du Dir den Mund spültest . . . Wahrhaftig . . . wahrhaftig."

Hans war vollkommen von Sinnen, er wußte selbst nicht, ob er mir glauben solle oder nicht. Aber ich schilderte seine vermeintlichen Bewegungen so malerisch, wandte mich und gesticulirte so, daß ich, ich weiß garnicht wen hätte irreführen können. Eine sonderbare Begier, mich an ihm zu rächen, ihn zu quälen, erfaßte mich ganz. Ich wollte ihn durch die Ungewißheit peinigen. Ich sprach schnell, nervös unaufhörlich immer von derselben Sache, immer vom Thee, jeden Augenblick in einem anderen Sinne. Bald versicherte ich ihm, ich habe das Glas an seinen Lippen gesehen, bald richtete ich die Augen auf das Brett, auf dem mein Thee hin- und herfloß.

Hans wußte nicht, was er sagen, was er machen sollte. Bald lachte er über meine Bewegungen und versuchte, mir zu glauben, bald wurde er wieder ganz roth und verwirrt bei jedem Wörtchen, das ich absichtlich einfließen ließ.

Er that mir nicht im Mindesten leid, denn ich litt selbst entsetzlich.

Ich schwatzte beständig wie eine Maschine, fast ohne Athem und suchte fast instinctiv darin ein Mittel, einen Streich abzuwehren, der, ich fühlte es schon, über meinem Kopfe hing.

Von ihm ließ ich kein Auge, der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Er litt sehr! . . . Aber ich? aber ich? . . .

Endlich hatte ich genug. Ich warf mich auf die Kissen, ich war auf's Aeußerste erschöpft. Ich studirte nicht mehr den Schatten, ich dachte nicht mehr an den Thee und an Hans; eine neue Idee drängte sich in mein Hirn und mußte verdaut werden.

Die Verdauung währte den ganzen Abend, die Nacht, heute schon den ganzen Tag, und noch kann ich mich an sie nicht gewöhnen.

Es ist also nur die Schwindsucht? Nur die Schwindsucht? Und weiter Nichts, weiter Nichts? Sieh Einer wie wenig! . . . äh . . . äh . . .

15. März.

Die Schwindsucht! Die Schwindsucht! Das ist das Wort, das seit zwei Tagen beständig, ohne Unterbrechung, ohne Ruhe meine Gedanken erfüllt. Woher aber diese unerbittliche Gewißheit, daß es wirklich die

Schwindsucht ist? Vielleicht ist es noch nicht wahr? Vielleicht ist auch die ganze Scene mit dem Thee nicht wahr? Vielleicht ist es mir im Fieber nur so vorgekommen, oder hat es mir so geträumt? Denn selbst die Tage verwirren sich jetzt in meinen Gedanken . . . Und schließlich, wenn es auch wahr wäre, sollte das, daß Hans, der immer übertreibt, sich vor Ansteckung fürchtet, schon ein sicherer Beweis sein, daß ich die Schwindsucht habe?

Und doch habe ich keinen Augenblick mehr Ruhe. Die Unsicherheit tödtet mich, in meinem Hirn ist ein Chaos, die ganze Seele glüht in Fieber, in Erwartung. Sein oder nicht sein.

Ich kann nicht so ruhig mit kaltem Blut die Zukunft abwarten. Mir fehlen schon die Kräfte dazu . . .

Mit einem Schlage Alles durchhauen . . . Wissen will ich, ob ich sterbe, und woran ich sterbe! Denn vielleicht . . .

Morgen — nein — heute will ich Lopatzky schreiben. Er ist Specialist für Brustkrankheiten, er wird am besten Aufklärung über Alles geben können. Und daß er mir die Aufklärung giebt, das will ich schon machen. Das Märchen ist schon fertig, eine Stunde Komödie und Qual, und so wird endlich Alles zu Ende sein.

Nur Kräfte, ach Kräfte . . . Nur eine Spur . . . Nur ein Krümelchen!

16. März.

Sie lassen mich weniger allein. Hans rührt sich bis Mittag kaum aus dem Zimmer, Sophie bleibt die Mittagsstunde da, dann kommen allerhand Collegen, vom Ende der Welt zusammengerufen, die ich kaum ordentlich kenne. Alles richtet sich häuslich bei mir ein, wirthschaftet, arbeitet im Zimmer umher — ein ewiger Wirrwarr, ein Chaos, nicht einen ruhigen Augenblick. Jeder glaubt das Recht zu haben, mit mir, wie mit einem alten Pantoffel umzugehen, und schreibt Alles auf Rechnung meiner Krankheit. Bald verstecken sie mir die Cigaretten, bald stopfen sie mir Beefsteaks in den Hals: Ich bin ein Kind, das an zehn Gängelbändern geführt wird. Manchmal kitzelt's mich, sie zu allen Teufeln zu jagen. Es ist mir nicht möglich, meine Gedanken recht zu sammeln. Hans hat mir den ganzen Kram angerichtet: Er fürchtet sich, daß ich ihm plötzlich einmal stürbe. Ach wie brutal, wie ordinär sie Alle sind! Als ob sie nur darauf lauerten, daß ich den letzten Athem aushauche, als ob sie eine Erbschaft von mir zu erwarten hätten . . .

Na, wollen ja sehen, was daraus wird.

In diesen Tagen muß sich Alles entscheiden. Der Brief an Lopatzky ist schon geschrieben, ich habe blos Niemanden, durch den ich ihn abschicken kann. Ich will bis dahin Alles geheim halten, um mir alles Zureden und alle naiven Tröstungen zu sparen. Sophie wird's wohl abmachen: Die größte Schwierigkeit liegt schließlich in der Bestimmung von Tag und Stunde, in der ich diese Visite empfangen könnte. Ich will allein sein,

von Niemandem controlirt. Leider verlassen mich meine Schutzengel auch nicht einen Augenblick. Es wird wieder nöthig sein, ein Intriguenspiel in's Werk zu setzen.

Gott! Wie mich das Alles peinigt!

17. März.

Der Brief an Lopatzky liegt noch immer da und ist nicht abgeschickt: Je näher die Stunde der endgiltigen Entscheidung heranrückt, desto größer ist die Angst, die meine Kehle umklammert. Ich fürchte mich, ich ängstige mich . . . Ich zittere . . . Was soll das werden? . . .

Nicht den Tod selbst fürchte ich . . . Nein, nur die Ankündigung des Todesurtheils, nur die Tödtung aller Illusionen, die erfolgen kann, das fürchte ich . . . Die Ungewißheit tödtet mich, und doch wird mir morgen diese Ungewißheit als ein unerhörtes Glück gegenüber jener Gewißheit erscheinen?

Uebrigens bin ich zu krank, zu kraftlos. Und hier braucht's vor Allem der Kräfte. Nachmittags regt mich das Fieber ein wenig an, aber die Vormittage sind nur ein langsames Erlöschen.

Warum kommt dieser Tod nicht meuchlings? Wozu diese Qualen, die ihn ankündigen sollen? Ist es nicht schon genug, daß ich sterben soll? Was soll diese Schadenfreude der blinden Naturkräfte?

Phantasien schreibe ich, Phantasien, ein Chaos ist in meinem Kopf, ich sinke, ich fliege, ich weiß nicht, wohin, ein immer wachsender Nebel breitet sich über meine Seele . . . Kräfte . . . Leben . . . Licht! . . .

18. März früh.

Ich bin zerschlagen, gebrochen, kraftlos, die Krankheit macht entsetzliche Fortschritte. Fast gar keine Schmerzen — nur Ohnmacht, Apathie und Schlafsucht, ganze Tage liege ich unbeweglich, die Augen auf die Decke oder auf die Wand geheftet, spreche kein Wort und denke fast Nichts, und die Stunden, die Tage, die Wochen gehen hin, und ich schreite weiter einem unbekannten Ziele zu. Was soll werden?

Der Brief ist noch nicht abgeschickt. Ich habe nicht die Kraft, daran zu denken, noch weniger es auszuführen. Gestern wollte ich dreimal mit Sophie davon beginnen, und dreimal fehlte mir der Muth. Alles in mir ist aus Rand und Band. Es kommen schon solche Augenblicke, wo ich sage: — Komme, was da will, und eine Secunde später steht mein Gesicht in kaltem Schweiß. Und so zerre ich an mir, zerrt die Ungewißheit an mir, das Leben entströmt mir langsam.

Ich bin krank, kraftlos, wehrlos.

Komme, was da will! . . . E — — — — — — — — — — —

Mittag.

Der Brief ist fort. Weder Sophie, die dem Dienstmann den Brief geben soll, noch Hans, noch Jemand ahnt das Geringste. Den ganzen

Nachmittag werde ich allein sein. Das Fieber und der Cognac wirken. Ich bin gesünder, fürchte mich nicht im Mindesten — ja — nicht im Mindesten fürcht' ich mich, natürlich! Schließlich bin ich auf Alles vorbereitet; komme, was da will! Ich gewinne wieder eine Sicherheit, die Herrschaft über meine eigenen Nerven.

Drei Rubel liegen bereit. Sollte es zu wenig sein? Ja, ich habe nicht mehr: Sophie hat mir Alles gegeben bis auf den letzten Heller. Armes Kind! Wann werde ich ihr das Alles wiedergeben?

Ich arbeite in Gedanken jedes Wort des bevorstehenden Gesprächs mit Lopatzky aus. Ich bereite mich vor wie ein Schauspieler, der eine große Scene zu spielen hat. Ich spreche laut mit mir selbst, versuche meine Stimme, übe die Muskeln meines Gesichts, um es den Befehlen des Willens gehorsam zu machen, ob auch in meinem Hirn Stürme toben.

Ich bin wie berauscht. Es regt mich etwas auf und giebt mir Kraft.

Ich werde nicht unterliegen, ich fühle ein lange nicht gekanntes Durchströmen von Energie und Entschlossenheit, die Würfel sind gefallen, und in wenigen Stunden wird um den Einsatz meines Lebens gespielt.

Komme, was da will — — — — — — — — — — — — —
— —

Es ist fünf Uhr! Er ist noch nicht da! Ich quäle mich.

Sollte er vielleicht nicht kommen? Der Brief war so gehalten, daß er kommen muß.

Ach, wenn er nur bald, wenn er nur bald käme . . . daß doch Alles einmal ein Ende hat. Wahrhaftig, ich habe keine Kraft mehr.

Aber wann wird's sein? Wann? Was wird er sagen?

Uebrigens ist das Alles gleichgiltig, wenn es auch die Schwindsucht ist, ein Jahr werde ich doch noch zu leben haben. In den ersten Tagen des Frühlings gehe ich auf's Land, lasse das Cigarettenrauchen, trinke Milch, quartweise, und zwar gekochte, durchaus gekochte, dann wird man vielleicht zum Winter nach dem Süden fahren können. Die Luft, die Sonne, der blaue Himmel des Südens wirken Wunder. Wenn man nur das Leben hinhält. Und dann . . . Und dann wird man ja sehen.

Hm . . . Und wenn es nicht die Schwindsucht ist? Wird er aber auch das Märchen glauben? Habe ich nicht mit diesen drei Wochen zu lange hingezogen. Er wird lachen . . . Mag er lachen. Das kann nur nützen. Alles auf Staretzkis Rechnung. Ach . . . derunfähige Mensch! —
— —

Mit Mühe sammle ich meine Gedanken. Alles geht wie im Wirbelwind um mich her. Ich habe Angst, ich falle in Ohnmacht!

Und er ist noch nicht da. Es ist sechs Uhr!

Mit Mühe male ich die Buchstaben hin, und doch zwinge ich mich zur Herrschaft über mich selbst. Alles stürzt ein. Die Lampe brennt, und es ist dunkel. In meinem Innern ist es dunkel.

Ach, ich schwatze Unsinn . . .

Kraft! Verstehst Du, Du Schwächling, Du seelischer Krüppel — Kraft, Kraft, Stärke . . . Nie so viel wie jetzt. Schlage den Kopf an die Wand, aber bleibe wach, wach, und gälte es auch einen Augenblick später, zu sterben. Wahnsinn! . . . Auch . . .

Es ist Nichts. Ich sitze da und schreibe, die Kissen sind hoch aufgeschichtet, bequem, Sophie hat sie geordnet. Braves Mädchen! Wann werde ich ihr das Geld abgeben? Und sie geht ohne Pelzjacke umher, vielleicht durch meine Schuld? Oh Gott! . . . 1/47. Ach . . . ach . . . Wie spät!

Nein, es ist noch nicht ein Viertel. Nein . . . erst — bald — ja — erst 13½ Minute — ja . . . Ich sehe Alles ganz genau und höre, ich bin bei Bewußtsein.

Er! . . . Dummheiten! . . . Natürlich bin ich bei Bewußtsein . . .

Und ich bleibe bei Bewußtsein, ich bleibe, ich bleibe. Heute noch „nach der Visite" mache ich mir eine Notiz in mein Tagebuch. Ich mache sie unbedingt — schon um der Controle willen mache ich sie, ob ich bis zum Schluß bei Bewußtsein war.

Hm . . . hm . . . Die Worte nach der Visite habe ich in Anführungszeichen gesetzt.

Ja, ja, „nach der Visite", „nach der Visite".

Vortrefflich — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Nichts. — Dummheit! — Natürlich muß ich sterben. Dummheit! pfui! . . . Gott, welche Qual!

24. März.

Nun ja, ich habe Alles gewußt, Alles, Alles habe ich vorher gewußt. Die Fieberträume, die schlaflosen Nächte, die kranken Phantasien haben mir Nichts als Bilder des Todes gezeigt, und ich habe ihn in mir gefühlt. Ich habe gewußt, daß ich sterbe — ich habe es nur nicht geglaubt. Und jetzt glaube ich es. Der Unterschied ist nicht groß, und doch genügt er, um einen Menschen wahnsinnig zu machen. Ich bin nicht wahnsinnig, alle Geisteskräfte sind gesund, unberührt, haben noch einen größeren Kräftevorrath zur Arbeit. In einer Stunde durchdenke ich oft ganze Jahrhunderte. Meine Aufmerksamkeit kann gar nicht mit der Schnelligkeit folgen, mit der ich über die Gedanken hingleite.

Mit dem Tode habe ich mich schon ein wenig vertraut gemacht. Wenn meine Seele alle die Folterqualen hat ertragen können, die ich im Laufe der letzten Woche durchlebt habe, so beweist das nur, daß man sich an Alles gewöhnen kann. Und wenn ich auch manchmal die Schatten des Wahnsinns unter der Hirnschale fühle, ich lasse mich doch nicht von ihnen unterdrücken. Mit der ganzen Kraft meines Willens schüttle ich diesen Nebel der Dunkelheit ab, rufe mich wieder zum Bewußtsein.

Eine Woche ist vergangen, seit ich die Blätter dieses Tagebuches nicht berührt habe. In den ersten Tagen schien mir mein Tod so nahe,

so plötzlich hereinbrechend, daß ich mich dem Gefühl der Angst nicht widersetzen konnte, ob ich auch noch Zeit hätte, an etwas zu denken, nur von dieser Welt Abschied zu nehmen, ehe mich das Nichts des Todes verschlingt. Ich stand so sehr unter dem Eindruck dieser Angst, mit den Vorbereitungen zum Tode nicht fertig zu werden, daß ich unwillkürlich mit beschleunigtem Tempo sprach und mich fieberhaft bewegte, um die Zeit vierfach auszunützen. Nie gingen mir die Stunden so unbarmherzig schnell zu Ende. Ich seufzte schmerzlich jeder durchschlafenen Stunde nach, die mir etwas von diesen elenden Resten des Lebens stahl.

Ich habe mich aber daran gewöhnt und mich beruhigt. Hat mir auch Lopatzky nicht ausdrücklich gesagt, wann er erfolgt, so weiß ich doch, daß ich mein Leben nur noch nach Wochen zählen kann. Könnte ich dies auch nur daraus schließen, daß weder er noch Staretzki noch sonst Jemand auch noch ein Wörtchen davon spricht, daß ich auf's Land gehen soll, d. h. daß ich vielleicht den ersten Mai nicht mehr erlebe.

Aber mir erscheint diese Zeit noch unerhört lange. Ich berechne sie nach Tagen, Stunden, Minuten, sogar Secunden, und die Zeit wird mir lang, dehnt sich wie Gummi, nicht die Zahl der Tage und der Stunden macht das Leben, sondern ihre Anwendung. Ein Tag kann so gut für ein Jahr gelten wie ein Jahr für eine Stunde. Ich wenigstens bin in dieser Woche um ein Jahr älter geworden; wenn ich durch ein Wunder einen Tag nach meinem Tode auferstünde, müßte ich ein Greis sein.

Und wie viel, wie viel habe ich seit der Zeit erlebt, da meine Hand zum letzten Mal diese Blätter berührt hat! Das ganze Leben hat sich auf die andere Seite gekehrt, als wäre es in zwei ungleiche Theile zerbrochen. Die 23 verflossenen Jahre sind die eine Seite, die eine Periode meines Lebens; diese Woche ist der Anfang einer zweiten zukünftigen Epoche; und Lopatzkys Visite ist der Grenzstein. Denn Lopatzky ist da gewesen, es hatte schon ½7 geschlagen, als ich hörte, wie die Thür vom unteren Flur auf- und zuschlug. Trotz des beständigen Verkehrs auf unserer Treppe war ich sofort überzeugt, daß er es war. Ja, es mußte er sein, Lopatzky. Ich horchte auf. Mein Herz klopfte wie ein Hammer, und ich fühlte, wie es in meiner Brust hin und herzerrte. Einige Secunden vergingen, aus der Ferne schlug mir das Rasseln einer Droschke an's Ohr, die an unserem Hause vorfuhr; dann klingelt Jemand im ersten Stock. Also nicht er! Eine große Blutwelle strömte mir vom Herzen — ich war froh, ruhig, glücklich. Ich hatte den Eindruck, als ob mir Jemand von Neuem das Leben geschenkt hätte.

Auf einmal klingt Geräusch vom Flur des zweiten Stocks an mein Ohr. Es kommt Jemand . . . Er hält im Vorzimmer . . . vielleicht wird er in ein Zimmer treten? . . . Ich bin ganz Gehör. Nein, er geht höher hinauf . . . na — drei Stock . . . er ist's!

Wieder bin ich fest davon überzeugt. Ich verliere den Kopf vor Entsetzen.

Und er schreitet langsam, als ob er nach jeder Stufe ruhte; er ist schon auf dem Treppenabsatz des dritten Stockwerks. Mein Gehör zieht die anderen Sinne nach sich; in dem Zustande einer Hallucination dringt mein Blick durch Thür und Wand und sieht ihn.

Er ist hoch gewachsen, furchtbar hoch gewachsen, sein Haar ist schwarz wie die Nacht, er ist stark, breitschultrig, hat ein düsteres Gesicht, gewiß ein düsteres Gesicht. Ich sehe ihn ganz genau. Eben ruht er eine Weile auf dem Treppenabsatz und geht dann weiter. Jede Stufe zittert und knistert unter seinem Schritt. Natürlich . . . ein solcher Riese . . .

Schon in unserem Corridor, wieder ruht er aus und sucht mit den Augen meinen Namen unter den Visitenkarten, die an der Thür hangen. Natürlich findet er ihn . . . das ist so leicht . . . Drei Schritt nach rechts, und man steht vor meiner Thür. Er ist schon an der Thür. Vielleicht ist es ein Anderer? Meine ganze Seele schreit auf, nur er kann es sein. Er sucht nach der Klingel . . . Natürlich — keine da . . .

Die Thür öffnet sich, und Lopatzky steht an der Schwelle.

Meine Sinne arbeiten um die Wette, um diesen Menschen durch und durch zu erfassen. Gleichzeitig umfängt mich eine furchtbare Scham vor mir selber. Solche Feigheit! . . . Ich schelte mich, ich hasse mich . . . Ich suche in Gedanken nach Worten, die mich am schärfsten strafen könnten für diese augenblickliche Schwäche.

Du stirbst, ja, ja, Du stirbst, Du Pinsel. Du Weib!

Was fürchte ich eigentlich? Lopatzky? Das ist doch der bravste Mensch in der Welt. Ich sehe ihn ganz, ganz genau und habe Zeit genug, ihn nach Herzenslust anzuschauen. Er kleidet sich absichtlich sehr langsam aus, um den Rest von Kälte abzuschütteln, den er mitbringt. Er ist mittleren Wuchses, blond, etwa 32 Jahre alt, von sympathischem Aeußeren, musterhaft gekleidet und glänzt von Sauberkeit und Eleganz. Seine Züge sind außerordentlich freundlich, mit einem Ausdruck von Güte und Zuvorkommenheit, jede Bewegung kennzeichnet den Mann aus der höheren Gesellschaft; seine ausgezeichneten Manieren und seine Vornehmheit fallen vor allem Anderen in die Augen.

Also, diesen Mann, vor diesem Mann habe ich mich so furchtbar geängstigt?

Ich wurde immer ärgerlicher auf mich selbst. Ein grenzenloses Vertrauen zu Lopatzky überwältigt mich vollständig. Ich glaube, ich hatte garnicht die Möglichkeit, ihm die ganze Sympathie auszudrücken, die ich für ihn empfinde. Ich bin in einem Augenblick aus der Hölle in den Himmel geschleudert. Heiterkeit, besonders eine schalkhafte, kindliche Heiterkeit erhellt mir den Geist.

Lopatzky hat inzwischen seine Toilette beendet, tritt zu mir heran, lächelt mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt, reicht mir die Hand und spricht:

„Ich habe mich wohl nicht geirrt; ich habe das Vergnügen, mit Herrn Rudnitzky . . .?"

Zur Antwort überschütte ich ihn mit Complimenten, absichtlich gebe ich mir Mühe, ihn so gut als möglich für mich zu gewinnen und ihm gewissermaßen abzubitten für die Unannehmlichkeiten, die ich ihm bereitet habe. Meine Worte gleiten an ihm ab, als ob sie garnicht zu seinem Bewußtsein gelangten. Er lächelt nur stereotyp, offenbar ist er an derartige Einleitungen gewöhnt. Endlich sagt er:

„Sie haben mich sehr neugierig gemacht durch Ihren Brief. Ich habe zwei Visiten ausgesetzt, um auf Ihren Ruf zu kommen, so hat mich Ihr ungewöhnlicher Brief interessirt."

Und dabei lacht er, und wie lacht er! Ich möchte ihm beinahe um den Hals fallen vor Dankbarkeit für den Sonnenschein, der in meiner Seele aufgegangen ist. Wir fangen Beide an zu lachen, die Hände zu schütteln, uns Artigkeiten zu sagen, Witze zu erzählen, als wäre Einer im Stande, für den Anderen sein Leben hinzugeben. Wir sind wie zwei Freunde. Immer größere Heiterkeit herrscht rings umher.

Endlich beginne ich ihm leicht, ungezwungen, halb ernsthaft, halb scherzhaft die vermeintliche Ursache meiner Einladung zu erläutern.

Das war das Märchen, das ich schon lange vorbereitet hatte. Erst im letzten Augenblick empfand ich, wie unsinnig es war. Aber es war schon zu spät für etwas Anderes. Wenn Lopatzky auch nur den fünften Theil davon geglaubt hat, so verdanke ich das nur meinen schauspielerischen Fähigkeiten und meiner außerordentlichen Beredsamkeit. Von dem starken Fieber erregt, spielte ich meisterhaft. Hauptsächlich war es mir darum zu thun, ihn zu überzeugen, daß ich meinen hoffnungslosen Zustand kenne, und daß ich mir Nichts daraus mache. Bis in's Einzelne citirte ich ihm erfundene Meinungen der Aerzte über meine Krankheit, von Staretzki sagte ich, er gäbe mir nur noch drei Wochen, entzückt war ich von der Familie Mailänder u. s. w. u. s. w.

Ich verfiel in eine Art Wahn der Prahlerei, tausend Gedanken flogen durch meinen Kopf. Meine Zunge konnte sich nicht schnell genug aussprechen. Viele von ihnen gingen unausgesprochen auf der Stelle verloren. Ich hatte den Eindruck, als sänke ich einen Abhang hinunter, immer tiefer, immer niedriger in die Kluft. „Komme, was da will." Gleichzeitig fühlte ich eine merkwürdige Leichtigkeit im ganzen Organismus, eine kindliche Heiterkeit, ungezwungene Klarheit des Geistes verließen mich nicht einen Augenblick. Hätte ich in diesem Augenblick das Schaffot besteigen müssen, ich würde es mit einem Lächeln in den Zügen hinaufgeschritten sein, wie in einen Ballsaal, mit den Worten: „Adieu! Pardon." Ich hätte noch Handküsse hinuntergeworfen.

Ach, warum hat er mir damals nicht gleich gesagt: „Das ist die Schwindsucht, es giebt keine Rettung." Und Lopatzky hörte mir neugierig

zu. Ich folgte dem Mienenspiel seines intelligenten, von dem Stempel des Wissens und des Denkens veredelten Gesichts, ich sah, welchen Eindruck jedes meiner Worte auf ihn machte. Und ich konnte danach also meine Rolle regeln, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich habe ihn durch Originalität und Sonderbarkeit betäubt. Meine Worte wirkten auf ihn wie ein Narcoticum, wie eine entnervende Chopin'sche Sonate — er bemerkte kaum, wie ich ihm diesen betäubenden Keim der krankhaften Atmosphäre, in der mein Geist beständig schwebt, einimpfte.

Endlich begann ein langes, unsagbar ermüdendes Verhör. Vor Allem mußte ich die ganze Geschichte meines Lebens erzählen, aller Krankheiten, die ich durchgemacht habe, der Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen bin, das quälte mich mehr, als gewöhnlich, denn ich mußte beständig zwischen Wahrheit und Lüge laviren, weil ich ihm keinen Anlaß geben wollte, an der Wahrheit dessen, was ich ihm vorhergesagt hatte, zu zweifeln. Die lebendige und spähende Leichtigkeit des Geistes, die ich vorhin hatte, war schon gewichen. Meine Kräfte verließen mich immer mehr, die natürliche Reaction gegen den übermäßigen Zustrom von Energie. Uebrigens ist es auch etwas Anderes, zu sprechen, als auf Fragen zu antworten. Die Fragen überfallen Einen, von immer anderer Seite, und man kann sich nicht mehr so schnell orientiren, aber am Ende ging ich aus dieser ersten Versuchung so so hervor. Nun kam die Reihe an die Untersuchung.

Ich mußte mich niederlegen, aufsetzen, knieen, mich nach allen Seiten drehen — dann schließlich zählen, tief athmen, husten, und am Ende verließen mich die Kräfte ganz. Nur das Fieber hielt mich ein wenig aufrecht.

Mit großer Anstrengung bemühte ich mich, noch ein Gespräch zu führen, um Lopatzky nicht meinen bejammernswerthen Zustand zu verrathen. Ich fürchtete, er könnte Mitleid mit mir haben.

Endlich ließ mich Lopatzky in Ruhe, sah Staretzkis Recepte durch und untersuchte den Auswurf.

Ich fühlte, daß die entscheidende Stunde herannahte. Ich befand mich wirklich in einem bejammernswerthen Zustande. Wäre nicht Lopatzky dagewesen, ich hätte laut aufgestöhnt. Meine Gedanken machten phantastische Reisen und folgten dem Blick, der ziellos umherirrte. Ich wollte mich sammeln, Herr meiner Gedanken werden und sie nach einer bestimmten Richtung lenken, vergeblich. Bald verschlang das Loch eines Hakens in der Decke, bald eine vorübersummende Fliege, bald ein Schatten an der Wand meine Aufmerksamkeit. Und trotzdem konnte ich es nicht einen Augenblick verhindern, daß ich gleichzeitig an Das dachte, was kommen sollte. Dieser schreiende Widerspruch zwischen dem Entsetzen meiner Lage und diesen Lächerlichkeiten, auf denen ich meine Gedanken stets ertappte, vergrößerte nur meine Erregtheit und reizte mich zu einer rasenden und ohnmächtigen Wuth gegen mich selbst. Ich schalt mich aus, und gleich-

zeitig beobachtete ich an der Wand das helle Quadrat, welches das Licht der Lampe durch den Spiegel zurückwarf.

Wie lange das währte, weiß ich nicht mehr. Ich hatte die Fähigkeit verloren, mich in der Zeit zu orientiren. Endlich trat Lopatzky zu mir heran. Ich saß hoch aufrecht in meinem Bette, von allen Seiten von Kissen unterstützt, die Lopatzky selbst künstlich geordnet hatte — und nur das schützte mich dagegen, daß ich nicht versank, denn meine Kräfte waren schon auf das Aeußerste erschöpft. Als ich ihn vor mir erblickte, fühlte ich, daß mir alles Blut in's Herz zu strömen begann. Aber es war nur eine durch Nichts verursachte Reflexbewegung des Körpers, denn ich hatte gar keine Furcht mehr. Ich weiß nicht, warum, aber ehe ich ihm noch in's Gesicht zu sehen Zeit hatte, war ich schon überzeugt, daß es für mich keine Rettung giebt. Ich war so sehr davon überzeugt, daß ich, wenn seine Antwort das gerade Gegentheil gesagt hätte, eine gewisse Enttäuschung empfunden hätte, und was noch merkwürdiger ist, eine unangenehme Enttäuschung. Ehe ich es hörte, wußte ich es schon — und eine starre, wenn auch nicht schmerzliche Ruhe erfaßte mich. Ein Augenblick genügte, um die ganze Seele zu vernichten.

Ich weiß Alles noch ganz genau. Er stand leicht vorgebeugt mit einem etwas verlegenen Gesicht, spielte von ungefähr mit seiner Uhrkette, die er gegen die Gewohnheit in der rechten Westentasche trug. Unglaublich geradezu — erst jetzt bemerkte ich, wie er gekleidet war: Ein elegantes, hellgraues Jaquett aus ziemlich leichtem Stoff, dessen kleine Carreaux mir beständig vor den Augen flimmerten, und die ich mühsam mit den Blicken festzuhalten suchte. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkeit sein Kragen, er trug einen merkwürdigen, sehr hohen und steifen Kragen, von einer mir ganz unbekannten Facon. War es ein augenblicklicher Wahn, war es die Folge einer rasenden Willensanstrengung, ich kann mir bis heute noch keine Rechenschaft davon geben, aber ich sah in diesem Augenblick, wo das Schwert des Damokles über meinem Haupte schwebte, nur diesen furchtbar hohen und steifen Kragen . . .

Da beginnt er mit etwas leiser, aber volltönender und wohlklingender Stimme:

„Herr College Staretzki hat sich in der Diagnose nicht geirrt, wenn er auch vielleicht den Zustand nicht ganz genau bezeichnet hat. In der That, die Zerstörung im Organismus ist recht groß; aber es ist Alles zu hoffen. Vor Allem heißt es sich vor Erkältung hüten . . ."

„Also die Schwindsucht!" das genügt mir. Weiter interessirt mich Nichts. Er spricht weiter, immer mit der ruhigen milden Stimme. Ich horche und höre. Seine Worte klingen an mein Ohr, dringen an mein Hirn, aber damit hört auch Alles auf. In meinem Hirn rührt sich Nichts, Nichts umfängt die neuen Begriffe, die dort eindringen. Ich handle mechanisch wie ein Automat. Ich fragte aber doch:

„Soll ich zum Frühling auf's Land?"

„Gewiß, gewiß ... Es wäre gut ... Uebrigens wird man darüber später bestimmen können ..."

„Ich gehe nicht auf's Land, denn ich erlebe den Frühling nicht" — bringt es mir wieder in's Innere des Gehirns. Ich bin aber erstaunlich ruhig. Ich fühle das genau, daß er mir nicht die ganze Wahrheit bekennen will, und daß er mir auf alle Fragen ausweichend antworten wird. Uebrigens weiß ich schon, was ich wissen wollte.

„Es ist also wahr! ... ah ... Was ist zu thun ..."

Nur so viel habe ich ihm geantwortet. Ich hatte diese Phrasen schon in Bereitschaft, denn ich hatte sie mir vor seiner Ankunft zurecht gelegt.

Wieder begann ein umherschweifender Gedanke, dem die Blicke nachfolgten. Die Carreaux seines Rockes und der Kragen beschäftigten mich besonders. Was war das auch für ein sonderbarer Kragen! Noch nie hatte ich so einen gesehen. Hoch — viel zu hoch — und wie weiß! Wie steif! Und dann muß er unbequem sein — unbedingt sehr unbequem. Wenn man den Hals biegt, muß er brechen. Ich fange an zu beobachten, ob er nicht wirklich bricht. Ich forsche mit solcher Anstrengung, daß Lopatzky sogar darauf aufmerksam wird, und er spricht in demselben Ton ruhig weiter. Ich höre Alles genau, aber seine Worte schlagen nur an mein Ohr, denn ich kann auch nicht einen Augenblick meine Aufmerksamkeit so zusammennehmen, um sie gut zu verstehen.

Bei Allem antwortete ich ihm vollkommen logisch, stellte ihm Fragen, machte sogar Witze; nur gelacht, glaube ich, habe ich nicht, denn ich hatte den Eindruck einer solchen Kälte im Gesicht, als ob mir Jemand bei lebendigem Leibe eine Todtenmaske abnähme. Und ob ich an irgend Etwas gedacht habe, weiß ich jetzt selbst nicht mehr, wahrscheinlich an Nichts — die Hirnmaschine handelt und combinirt ohne den Antheil meines Hirns. Ich war so ruhig, daß ich mich wahrscheinlich selbst darüber gewundert hätte, wenn ich mir nur hätte Rechenschaft davon geben können.

Und Lopatzky spricht ruhig weiter. Da er meine erstaunliche Ruhe sieht, fängt er an mir eine Geschichte von einem Böttcher zu erzählen, der ebenfalls die Schwindsucht hatte und der bei ihm im Krankenhaus lag. Die erstaunlichsten Complicationen gab es in diesem Fall, der bis zum heutigen Tage einen Gegenstand des Streites unter den Aerzten bilde.

Ich verstand nicht mehr viel. Immer unklarer wurde Alles. Ich empfand eine innere Kälte. Ich wurde einfach zu Eis. Lopatzky, dem ich nur zuhörte, den ich aber nicht hörte, quälte mich unsagbar. Ich wußte selbst nicht, was ich wollte, aber ich fühlte, daß ich mit mir allein sein mußte, um die Gedanken zu sammeln, denn mich begann schon die sonderbare, unnatürliche Ruhe zu drücken, in die ich verfallen war.

Meine Gedanken hefteten sich wieder an den unglückseligen Kragen.

Ich konnte mich in diesem Punkt nicht beruhigen. Endlich, glaube ich, habe ich vollkommen ernsthaft danach gefragt.

Lopatzky setzte mir auch gleich auseinander, es sei dies eine Façon nicht gerade neuester Mode, die ein Künstler eingeführt habe, die jetzt sehr in Gebrauch sei, sehr unbequem sei, und daß sie Leute tragen, die einen langen Hals haben. Aber wer einen so langen Hals hatte, er oder der Künstler, das konnte ich nicht recht verstehen. Ich stellte ihm daher noch eine Frage darüber, aber ich konnte auch Nichts erhaschen. Alles ging immer wirr im Kopf herum. Ich war wie betäubt und weiß so gut wie gar Nichts mehr von Allem, was dann kam. Es drückte mir Etwas das Gehirn zusammen. Ob ich an den Tod dachte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich mich unsagbar quälte.

Endlich fing Lopatzky an Abschied zu nehmen. Die ganze Zeit hindurch drückte ich in der Hand krampfhaft die vorbereiteten drei Rubel zusammen. Er nahm sie aber nicht an. Er sagte Etwas von Collegialität, von seiner Sympathie für mich, versprach mir wiederzukommen, drückte mir mehrere Male die Hand und ging. Ich glaube, ich dankte ihm herzlich; übrigens weiß ich es nicht, genau kann ich mich nicht erinnern. Ich sank immer tiefer in eine Kluft, dunkel wie die Nacht, und verlor immer mehr das Bewußtsein. Ich weiß nur noch, daß ich dann, als ich mich schließlich allein befand, die Empfindung der Freiheit hatte, daß ich jetzt schon denken konnte. Woran ich aber dachte, habe ich vergessen.

Und beständig suchte ich in meinem Gedächtniß, woran ich denken sollte, und immer zerstob es vor mir. Ich fühlte eine Last, ich konnte die zerstreuten Geisteskräfte nicht auf einen Punkt vereinigen. Und doch mußte ich an Etwas denken. Ja, natürlich, ich dachte, aber wie soll ich es klar ausdrücken? Nicht in Worten und Sätzen, nicht in Begriffen, sondern in Bildern und Farben. Es giebt solche Gedanken. Wenn der erschöpfte Geist in Schlummer sinkt, verschleiern uns solche Bilder immer das Gehirn. Sie kommen immer näher heran, man fühlt sie auf den Wimpern, auf den Augen selbst, und endlich, als wären sie im Innern des Gehirns . . . Dann folgt das Vergessen.

Wie lange ich mich in einem solchen Zustande befunden habe, weiß ich nicht. Vielleicht eine Stunde, vielleicht mehrere, vielleicht wenige Minuten nur. Ich weiß Nichts. Ich war aber vollständig bei mir; ich fühlte das und weiß es gewiß. Nur Etwas fehlte: Ob Verstand? — ob Gedächtniß? — ob Aufmerksamkeit? Auch das weiß ich nicht.

Allmählich aber gewann ich wieder die Herrschaft über mich selbst. Der Gedanke, der mich beständig peinigte: Woran ich wohl denken sollte, fand endlich Ruhe. Drang offenbar aus den tiefsten Schlupfwinkeln des Gehirns Etwas hervor, was bisher keinen Weg gefunden hatte zu den Centren des Bewußtseins, und beleuchtete wie ein Blitz plötzlich Alles mit hellem Schein. Ich hatte es gefunden. Ah! der Tod!

Mir war Alles klar, und es begann ein wahrer Tanz von tausend Gedanken, die mir durch den Kopf huschten. Und alle kreisten nur um einen Punkt, nur um einen Begriff: „Ich muß sterben, ich muß sterben.“ Ich glaubte, ich wurde wahnsinnig.

Aber allmählich löste sich aus dem Chaos der Gedanken wieder ein anderer Begriff los, ein neuer Befehl, daß ich Etwas thun soll, Etwas überlegen. Und das Bedürfniß, diesen neuen Gedanken zu erfassen, beherrschte schließlich alle anderen, so daß ich mich wieder erinnerte, woran ich denken wollte.

Endlich hatte ich den Faden gefunden .... „Ah, Hans? Ja, das ist es!“ Und nur dies beschäftigte mich jetzt.

Jetzt, wo ich mir das Alles in's Gedächtniß zurückrufe, begreife ich sehr gut, warum ich trotz des Chaos in meinem Kopfe diesen beiden Gedanken zu folgen suchte. Noch während Lopatzky da war, hatte ich mir fast mechanisch eingeprägt, daß ich, wenn ich von ihm befreit sein werde, an zwei Dinge zu denken habe: daß ich sterben soll und vor meinem Hans Gleichgültigkeit heucheln. Anfangs stellten sich mir diese beiden Gedanken als ziemlich klar formulirte Sätzchen, dann als Worte und schließlich nur als nebelhafte Begriffe vor. Endlich verwischte sich auch das, und es blieb nur ein unklares Gefühl, daß ich Etwas thun müsse, darum schöpfte ich auch mit solcher Schwierigkeit diesen Begriff aus dem allgemeinen Wirrwarr heraus.

„Ah, Hans.“ Das brachte mich zu mir. Selbst vor ihm wollte ich mich nicht zu der Schwäche bekennen, zu der Angst vor dem Tode, die mir das Blut erstarren machte. Schließlich fürchtete ich mich nicht mehr, ängstigte mich nicht mehr. Der Gedanke an die neue Scene, die mir bevorstand, und das Nachsinnen über die Rolle nahmen mich so in Anspruch, daß ich wenigstens auf Augenblicke die Wirklichkeit vergaß. Meine Energie führte an diesem Tage, ich weiß nicht mehr die wievielte Wendung aus.

Nun hieß es sich bereit halten. Ich kam immer mehr zu mir, ich begann verhältnißmäßig ruhig zu denken, logisch, sogar kühl. Absichtlich gab ich mir Mühe, die Gedanken an verschiedene Kleinigkeiten zu heften, um mich wenigstens ein wenig ihnen hinzugeben. In diesem Augenblick machte ich in meinem Tagebuch eine Notiz von wenig Worten.

Als ich die Feder zur Hand nahm, fühlte ich in ihr etwas Hartes, Rauschendes. Es war der Dreirubelschein, den ich für Lopatzky bestimmt, und den er nicht angenommen hatte. Unbewußt hatte ich ihn also während der ganzen Zeit in der krampfhaft zusammengepreßten Hand gehalten. Ich begann über mich selbst nervös, abgerissen, schmerzlich zu lachen. Und Wuth und Mitleid mit mir selbst erfüllte mein Herz. Zum ersten Mal fühlte ich, wie schrecklich tief mein Muth gesunken war.

Endlich ging auch dies vorüber. Die Zeit floh schnell dahin, die Uhr schlug Neun, ich redete mir Kühle und Ruhe ein und überlegte allerlei

Einzelheiten der Rolle, die ich zu spielen hatte. Sterben? Dummheit, große Sache! Jeder Mensch stirbt. Er wird kommen, und ich beginne von etwas ganz Anderem mit ihm, ganz Anderem, ja etwas vollständig Anderem. Sterben? Große Sache! Nun ja! . . . Ich werde ihm absichtlich etwas Heiteres erzählen. Lachen werde ich und wie! Was will das sagen: sterben? Nichts. Einfach Nichts. Ach, was heißt! . . . u. s. w.

Ich beruhige mich wirklich vollständig.

Wie gewöhnlich kam Hans um Neun, zog seine Galoschen aus, nahm den Mantel ab, dann die Mütze — wie gewöhnlich, ganz wie gewöhnlich. Und ich sprach kein Wort. Ich duckte mich. Endlich beginnt Hans von einer ungewöhnlich schweren Aufgabe zu erzählen, die er seinem Schüler nicht hat lösen können. Er erzählt so ausführlich, daß er sogar Zahlen anführt. Ich höre es, gebe mir sogar Mühe, ihm mit meinen rechnerischen Fähigkeiten zu helfen.

Wir sprechen schon eine Viertelstunde darüber — und es fängt an, mich zu quälen. Ich hatte es mir anders vorgenommen. Ich wollte etwas Heiteres, etwas Ungewöhnliches, ich wollte lachen, lachen, sogar mich wälzen, aber unter allen Umständen lachen.

Endlich sage ich ihm auf einmal:

„Weißt Du, Lopatzky ist bei mir gewesen . . . . der Specialarzt für Brustkrankheiten . . ."

„Was? . . . Wie? . . . Was schwatzest Du?"

Er ist einen Augenblick entsetzt. Er betrachtet mich unruhig, aber ich halte diesem Blick fast cynisch Stand. Das beruhigt ihn, macht ihm sogar eine seltsame Freude.

Ich erzähle ihm die sonderbarsten Dinge von Lopatzky und seiner Visite, so sinnlose Geschichten, so niederträchtige Lügen und Witze, daß ich mich vor mir selber schäme. Wir lachen uns halb todt. In den Pausen zwischen dem Paroxysmus des Lachens schüttelt Hans ungläubig den Kopf. Natürlich ist es unmöglich, solchem Geschwätz Glauben zu schenken.

Ich halte beständig die gute Laune. Ich übertreffe mich selbst, ich lüge wie bezahlt, erzähle Unmöglichkeiten und lache selbst am allerherzlichsten, aber ich glaube, mein Lachen wollte garnicht zu den Worten passen, die ich sprach. Ich lachte, wo es am wenigsten hinpaßte, und behandelte wirklich komische Augenblicke ernst. Ich fühlte, daß ich wie ein Automat sprach und mich bewegte. Das fiel Hans auf — und gerade in dem Augenblick, wo ich ihn mit der unerwarteten Nachricht über meinen Tod wie mit einem Beile betäuben wollte, sah mich Hans aufmerksam an und fragte:

„Was ist Dir? Was hast Du?"

„Ach, Nichts," antwortete ich, aber ich mußte wieder weiter spielen. Nein, nicht so wollte ich ihm das sagen.

Der Schweiß floß mir in Tropfen herab, und doch begann ich wieder das Narrengeschwätz von früher. Wieder ging eine halbe Stunde hin.

Jeder Nerv zitterte mir, und doch berauschte ich mich an mir selber: Ich bot eine wahre Kunstleistung. Ich hatte immer die Neigung zur Verstellung und zur Schauspielerei gehabt, und jetzt regte mich das Fieber und das Schaurige meiner Lage noch mehr an. Endlich hatte ich den richtigen Augenblick erfaßt. Wir hatten uns ein wenig beruhigt, wie das immer zu sein pflegt, wenn der Gegenstand des Gesprächs erschöpft ist und man sich Nichts mehr zu sagen hat.

Ich hatte es schon bis in die kleinsten Einzelheiten wohl vorbereitet. Halb liegend, halb sitzend in meinen Kissen, in einer nachlässigen Stellung, neigte ich meinen Kopf zurück und heftete meinen Blick auf einen Punkt an der Decke, als ob ich an Nichts dächte. Mein Herz pochte wie ein Hammer, und ich fühlte, daß ich bleich wurde. Und doch ging ich unbarmherzig bis an's Ende weiter. In der linken Hand hielt ich eine Cigarette und zog von Zeit zu Zeit den Rauch ein, in der Rechten ein Papiermesser, mit dem ich scheinbar mechanisch spielte, indem ich auf meinen Knieen allerlei Arabesken zeichnete.

Ich war starr von den Frostschauern, die mich immer stärker übermannten.

Endlich sprach ich ganz plötzlich, in vollständig gleichgültigem Ton, als ob ich von der gewöhnlichsten Sache in der Welt spräche:

„Ja, aber . . . weißt Du was, Lopatzky hat mir gesagt, daß ich den Frühling nicht mehr erlebe. Was meinst Du dazu, sag'."

Gesagt hatte ich das Alles, aber bis an's Ende hielt ich's nicht aus. Es schnürte Etwas meine Kehle zusammen, und ich begann furchtbar zu zittern. Und obgleich ich mir fest vorgenommen hatte, ihm nicht einmal von unten herauf einen Blick zuzuwerfen, während ich sprach, — konnte ich mich doch nicht länger überwinden.

Ich sah ihm mit verschleiertem Blick in's Gesicht.

Der Streich war so stark, so unerwartet gewesen, daß er nicht einmal die Kraft zu gewinnen vermochte, um sich zu beherrschen.

Er raste und schrie fast:

„Was! Das hat er Dir gesagt?!"

Dies Das war mir zu deutlich. Im Augenblick hatte ich begriffen, daß es die Wahrheit war, daß auch ihm Staretzky das gesagt hatte, als sie vor zwei Wochen zusammen aus dem Zimmer gingen.

Nein . . . ich war nicht mehr im Stande, länger Komödie zu spielen; ich verlor die Herrschaft über mich. Meine Nerven waren schon angespannt, und es mußte eine gewaltsame Reaction eintreten.

Ich begann heftig, entsetzlich zu schlucken . . . (Schluß folgt.)

Franz Pulszky.

Eine biographisch-kritische Studie.

Von

Adolf Kohut.

— Berlin. —

Es leben nur noch wenige Männer, deren rastlosem Wirken und unentwegter Ausdauer Ungarn es zu verdanken hat, daß es in die Reihe der europäischen Culturnationen getreten und der Liberalismus zum siegreichen Factor in der Regierungskunst des Reiches der heiligen Stephanskrone geworden ist. Ludwig Kossuth, Graf Stephan Széchényi, Franz Deák, Baron Joseph Eötvös, Graf Julius Andrássy und mehrere andere ruhmreiche Staatsmänner des modernen Ungarns sind längst dahin. Von der alten Garde, welche den Ausgleich von 1867 mit zu Stande gebracht, ist der bemerkenswertheste der 81 Jahre alte Franz Pulszky, zugleich einer der interessantesten und eigenartigsten Charakterköpfe unserer Zeit. Ungebeugt von der Last der Jahre, eine knorrige Eiche, frisch an Geist und Körper, arbeitet dieser unverwüstliche Geist seit sechs Jahrzehnten als Publicist, Politiker, Alterthumsforscher, Memoirenschreiber und Gelehrter am sausenden Webstuhl der Zeit. Ein moderner Mezzofanti, schreibt er mit der gleichen Leichtigkeit und Eleganz deutsch, ungarisch, englisch, französisch und italienisch. Sich selbst getreu, hat er vom ersten öffentlichen Auftreten bis auf den heutigen Tag in Wort und Schrift für politische Glaubens- und Gewissensfreiheit gekämpft. Ein wandernder Ahasver, welcher die besten Jahre seines Lebens im Ausland — im Exil — zubrachte, lernte er die alte und neue Welt aus eigener Anschauung gründlich kennen und hat auf diese Weise eine kosmopolitische Weltanschauung angenommen und ist ein Weltbürger in des Wortes bester Be-

deutung geworden, ohne daß dadurch seine bewährte und glühende Vaterlandsliebe auch nur die geringste Einbuße erlitten hätte.

Wir speciell in Deutschland haben allen Grund, des vielseitigen, interessanten Mannes in Liebe zu gedenken. Was ihn uns in erster Linie sympathisch macht, ist seine Vorliebe für den deutschen Genius, die deutsche Cultur und speciell für Preußen. Nie war er ein Chauvinist, und er hat mit der ihm angeborenen Gerechtigkeitsliebe die Wohlthaten, welche sein Vaterland gerade Deutschland zu verdanken hat, schon zu einer Zeit öffentlich anerkannt, als es noch guter Ton war, auf den „Schwob" zu raisonniren.

Seine Erziehung und Bildung war eine durchaus deutsche. In seiner Vaterstadt Eperies im Sároser Comitat, wo er am 17. September 1814 geboren wurde, sprach man in den ersten Jahrzehnten unseres Säculums fast ausschließlich deutsch. Das Magyarische und Slavische waren die Sprache des kleinen Mannes. Die Familie Pulszkys, wallonischen Ursprungs, übersiedelte erst in den Kuruzzenkriegen nach Ungarn und befaßte sich dort mit Weinbau, indem sie den preußischen Hof mit dem edlen Tokayer Wein versah. Der Großvater Franz Pulszkys wurde einmal von Friedrich Wilhelm I. nach Berlin eingeladen, doch reiste er nicht früher nach der preußischen Hauptstadt ab, bevor er nicht vom König die eigenhändige Zusicherung erhalten hatte, daß man in Berlin seinen Sohn Samuel, welchen er mit sich nehmen wollte und der über sechs Fuß hoch war, nicht zurückbehalten werde, denn bekanntlich war der König nicht wählerisch, wenn es galt, der Potsdamer Garde lange Soldaten einzureihen. Um jedoch einen Auslandspaß zu erhalten, mußte der Alte persönlich nach Wien reisen, wo man ihm denselben nur unter der Bedingung bewilligte, daß er sein Ehrenwort gab, mit dem König von Preußen über die Klage der ungarischen Protestanten — die Pulszkys waren von jeher Protestanten — nicht zu sprechen.

Die Unterrichtssprache des Knaben in Eperies war die deutsche, auch die Bücher und Zeitungen, welche der Jüngling las, waren deutsch. Seine politischen Kenntnisse schöpfte er damals fast ausschließlich aus der Augsburger Allg. Zeitung, deren fleißiger Mitarbeiter er übrigens später wurde. Die ungarischen Blätter durften nämlich in der vormärzlichen Zeit, mit Ausnahme unbedeutender Localnachrichten, über die habsburgische Monarchie nur das mittheilen, was in der amtlichen „Wiener Zeitung" und im „Oesterreichischen Beobachter" erschienen war. Unter den auswärtigen Blättern wurde nur der Augsburger Allgemeinen Zeitung das Postdebit bewilligt. Dies sicherte ihr ein Monopol, welches Cotta dadurch erkauft haben soll, daß er über Oesterreich möglichst wenig und das Wenige auch nur auf Grund jener Mittheilungen veröffentlichte, die er aus officiösen Kreisen erhielt.

Die Liebe für deutsche Litteratur und deutsches Geisteswesen wurde noch mehr von seinem aus Deutschland eingewanderten Erzieher,

Namens Professor Lange, welcher vor der Mainzer Central-Untersuchs-commission nach Ungarn geflüchtet war, genährt. Die deutschen Classiker, sowie unter den Epigonen Heine und Börne bildeten sehr frühzeitig die Lectüre Franz Pulszkys. Als Jüngling schrieb er bereits Gedichte in deutscher Sprache, auch dichtete er ein — nicht aufgeführtes — Trauerspiel „Rienzi", wie später Richard Wagner.

Noch mehr schwärmte er für Deutschland, als er, zur Vervollständigung seiner Welt- und Menschenkenntniß, weite Reisen unternahm und u. A. Berlin, Potsdam, München und Stuttgart aufsuchte und dort mit den verschiedenen führenden Geistern in Verbindung trat. In München lernte er auch den österreich-ungarischen Witzbold M. G. Saphir kennen, der unerschöpflich an lustigen Anekdoten war, namentlich in Bezug auf König Ludwig I. von Bayern. Pulszky nimmt aber diesen in Schutz und weist darauf hin, daß der bayrische Monarch, trotz seiner Vorliebe für die Kunst, sich für die Idee der deutschen Einheit begeistert und sie besungen habe, und daß sein Enkelsohn, Ludwig II., obschon er von der Würde der Krone so hoch dachte, dennoch unter den deutschen Fürsten der erste gewesen sei, der in Versailles dem alten Begriffe des deutschen Kaiserthums neues Leben gegeben habe.

Allezeit stand Pulszky mit namhaften deutschen Staatsmännern und Gelehrten im innigsten gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr, so z. B. mit Josias Freiherr von Bunsen, mit B. G. Niebuhr u. A. In Berlin lernte er die beiden gelehrten Archäologen Gerhard und Panofka, die zwei Hauptstützen des archäologischen Instituts in Rom, kennen; dort wurde er auch mit Schinkel und Raumer, dem Geschichtsschreiber der Hohenstaufen, und zahlreichen anderen Berühmtheiten bekannt, und ihren anregenden Belehrungen hatte er viel zu verdanken. Es war daher ganz natürlich, daß auch sein Erstlingswerk, welches er mit 23 Jahren veröffentlichte, in deutscher Sprache abgefaßt war; es hieß: „Aus dem Tagebuch eines in Großbritanien reisenden Ungarn" (Pest, 1839). Dasselbe verschaffte ihm die Aufnahme in die ungarische Akademie der Wissenschaften.

Mit welchem Respect Berlin und Preußen überhaupt ihn schon vor fast sechzig Jahren erfüllten, beweisen seine damaligen Bemerkungen in seinem Tagebuch: „Das preußische Volk beherrscht jetzt den Irrthum derer, welche die ganze Welt nach einem Muster errichten wollen, obgleich sie einsehen, daß selbst die Natur die verschiedensten Gewänder anlegt, und daß die Einförmigkeit der Tod ist. Preußen hat keine Verfassung, doch besitzt es zwei außerordentlich starke Institutionen, welche in das Leben des Volkes tief eingreifen und seine Wohlfahrt sichern. Eine derselben ist die Volksschule, welche bis in die untersten Schichten Licht und Wissen verbreitet, nachdem vorher die im ganzen Königreiche zwangsweise durchgeführte Auflösung der Frohn den Bauer zum Eigenthümer des Bodens gemacht und bei ihm ebenso wie bei dem Bürger, der der berühmten Städteordnung ge-

mäß seine Obrigkeit selbst wählt und sich selbst regiert, das Selbstgefühl geweckt hatte. Die zweite Institution ist die Landwehr, die ausnahmslose Militärdienstpflicht für drei Jahre, welche der ganzen Nation eine edlere männlichere Haltung giebt und zwischen Bürgern und Soldaten die furchtbare Kluft ausfüllt, welche einst bei unglücklichen Situationen und Zeitverhältnissen die Soldaten zu blöden Werkzeugen der Macht und zum Schrecken der Bürger gemacht hatte."

Andererseits hatte sich auch Pulszky seitens mancher hervorragender deutscher Staatsmänner alle Zeit besonderer Sympathieen zu erfreuen, wie dies schon die nachfolgende kleine wahrheitsgetreue Geschichte beweist. Nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution von 1849 lebte Pulszky, wie wir weiter unten sehen werden, eine Zeit lang in London, für die Sache seines Vaterlandes eifrig Propaganda machend, für englische Zeitungen und Zeitschriften emsig schreibend und von den britischen Kritikern vielfach ausgezeichnet. Zu seinen Gönnern gehörte u. A. auch Lord Houghton. Dieser lud ihn von Zeit zu Zeit nebst anderen Emigranten zu sich ein, ohne sich viel um deren politische Antecedentien zu kümmern; so invitirte er z. B. gleichzeitig Louis Blanc und Guizot. Unter den Gästen des edlen Lords befand sich auch der bereits genannte Bunsen. Diesem wollte der ungarische Flüchtling keine Ungelegenheiten bereiten, er that deshalb so, als bemerkte er ihn nicht, und unterhielt sich angelegentlich mit Grote, dem berühmten Verfasser der Geschichte Griechenlands. Nach Tische wandte sich jedoch Bunsen an Pulszky mit den Worten:

„Ich hatte doch die Ehre, in Berlin und später in meinem Hause in Frascati Sie wiederholt als meinen Gast zu begrüßen! Warum wollen Sie mich hier nicht kennen?"

„Ich konnte nicht wissen," erwiderte der Gefragte, „ob es dem Gesandten Preußens nicht unangenehm sei, mit einem ungarischen Rebellen in einer Gesellschaft zusammenzutreffen."

Bunsen reichte ihm treuherzig die Hand und sagte:

„Die Gelehrtenrepublik kümmert sich nicht um die leidige Politik; es wird mich vielmehr freuen, Sie jeden Sonntag im preußischen Gesandtschaftshotel zu empfangen, wo wir gemeinschaftlich das Evangelium der alten Kunstschätze studiren können."

In der That besuchte von jetzt ab der ungarische „Rebell" den preußischen Gesandten recht häufig. Einst kam dem Ersteren zu Ohren, daß die Gegner Bunsens gegen diesen den Vorwurf erhoben, daß er mit politischen Agitatoren verkehre. Diese Verdächtigung bezog sich auf Pulszky und den beühmten Architekten Gottfried Semper, welchen Bunsen, obschon sich Semper durch die Dresdener Mai-Revolution 1849 compromittirt hatte, protegirte und dem er gerade in dem Augenblick, als der Künstler voll Verzweiflung nach Amerika auswandern wollte, die Stelle eines Lehrers an der Musterzeichnerschule in Marlborough House verschaffte. Auf Veranlassung des preußischen

Gesandten nahm Pulszky seine Besuche im gastfreundlichen Hause Bunsens wieder auf, welch' Letzterer, selbst auf die Gefahr hin, in Ungnade zu fallen, seiner Ueberzeugung treu blieb.

Interessant sind die Enthüllungen, welche Pulszky anläßlich des deutsch-österreichischen Krieges machte und die heut zu Tage wohl nur Wenigen bekannt sein dürften. Er erzählte, daß Ludwig Kossuth beim Ausbruch des Krieges bestrebt war, mit dem preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck wegen der Sache Ungarns in Verbindung zu treten, aber von diesem genialen Staatsmann zurückgewiesen wurde. Die Persönlichkeiten, welche der „Gouverneur" Ungarns nach Berlin sandte, wurden von Bismarck gar nicht empfangen. Warum? Dieser wußte nur zu gut, daß der damals in Berlin anwesende Georg Klapka mit seinen Genossen wohl im Stande gewesen sei, eine Freischaar zu organisiren, nicht aber einen Aufstand hervorzurufen. Ein Bündniß mit Kossuth hätte vielleicht zum gänzlichen Zerfall der österreichischen Monarchie geführt, diesen aber wünschte der damalige leitende preußische Staatsmann nicht. Die vollständige Unabhängigkeit Ungarns hielt er mit Recht für eine politische Träumerei, und sein Ziel war einzig und allein darauf gerichtet, den Einfluß Oesterreichs in Deutschland zu vernichten und die Dynastie zu zwingen, den Schwerpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.

Nachdem ich die Beziehungen Franz Pulszkys zu Deutschland und deutschen Geistesgrößen gestreift, will ich noch ergänzend hinzufügen, daß dieser vielgereiste und vielgewandte Mann auch mit zahlreichen anderen namhaften Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts in mehr oder weniger innige Fühlung getreten ist. Er steht unter den ungarischen Staatsmännern und Forschern in dieser Beziehung einzig da. Von den Geistern, zu welchen er intimere Berührungen hatte, nenne ich nur die folgenden: Alexander Petöfi, Alexander Dumas Vater, Victor Hugo, Charles Dickens, Sulpice Boisserée, Schnorr von Carolsfeld, Max Müller, Franz Liszt, Friedrich Liszt, Mezzofanti, Garibaldi, Mazzini, Jules Janin, Cobden, Bright, Cavour, Napoleon III. u. v. A.

Großen Einfluß hatte auf die geistige Entwickelung Pulszkys sein Onkel Gabriel von Fejérváry — ein feinsinniger Kunstkenner und Aesthetiker —, der schon 1833 mit ihm nach Italien reiste. Im klassischen Lande der Kunst hatte der neunzehnjährige Jüngling Gelegenheit, die Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei zu studiren, die Museen, Galerien und Antiquitätensammlungen zu durchforschen und dadurch seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er fühlte schon damals seinen Beruf zum Archäologen, und Anton Steinbücher, der Director der Wiener Antiquitätensammlungen, bestärkte ihn in seinem Vorhaben durch eindringliche Rathschläge und Unterweisungen.

Daß man schon zu jener Zeit auf die Begabung und das Streben Pulszkys aufmerksam wurde, beweist der Umstand, daß man ihn in Rom zum Mitglied des Archäologischen Instituts ernannte.

Nach Ungarn zurückgekehrt, gerieth er in die politische Bewegung jener Zeit. Von dem Comitat Sáros in den Reichstag von 1840 gewählt, machte er sich unter den Rednern der Opposition bemerkbar und wurde Secretär der mit einer Ausarbeitung des neuen Strafgesetzbuchs betrauten Reichs-Commission. Zugleich entfaltete er eine rege, publicistische Thätigkeit; so schrieb er z. B. im „Athenäum", von Bajza, Toldy und Vörösmarty redigirt und das gelesenste Blatt jener Zeit, einen Artikelcyclus: „Ideen zur Philosophie der Geschichte Ungarns." Allgemein richtete sich die Aufmerksamkeit auf den jungen Abgeordneten durch eine Polemik gegen den Dichter und österreichischen Politiker Josef Christian Freiherr von Zedlitz, den geschickten Publicisten des Fürsten Metternich, welcher in der von ihm bedienten „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen: „Pia desideria für Ungarn" veröffentlicht und die ungarische Opposition scharf angegriffen hatte. Pulszky erwiderte in demselben Blatt, unter dem Titel „Ungarische Verhältnisse" — nun wurde man auch in Wien auf den jungen Heißsporn der Opposition aufmerksam*).

Auf Veranlassung des Grafen Aurel Dessewffy reiste Pulszky nach Wien, um dort den Machthabern jener Zeit, dem Grafen Kolowrat und Fürsten Metternich, vorgestellt zu werden. Der junge Abgeordnete gab sich alle Mühe, den gewaltigen Staatskanzler für die Sache Ungarns zu gewinnen — aber vergebens. Metternich zuckte die Achseln und meinte, es sei zu bedauern, daß Pulszky bei so viel Intelligenz so wenig Herz und Pietät besitze.

Die nächsten Jahre waren durch eine fruchtbare publicistische und litterarische Thätigkeit ausgefüllt. Er schrieb Abhandlungen und Broschüren finanzieller Natur, sowie über die Donauregulirung, und hob schon damals die Wichtigkeit des Handels nach dem Orient und der Hauptstraße desselben seit den ältesten Zeiten hervor. Ebenso unternahm er auch ausgedehnte Reisen nach Deutschland, um Land und Leute kennen zu lernen und persönliche und literarische Beziehungen mit einflußreichen Personen und Blättern anzuknüpfen.

Mit Kossuth, Deák und den übrigen Führern der Opposition wurde er innig befreundet, und er arbeitete rastlos in Wort und Schrift, um deren Ideen zu verbreiten. Reizend ist ein Zug, den uns Pulszky aus dem Leben Kossuths während dessen Munkácser Festungshaft im Anfang der vierziger Jahre erzählt. Den Rebellen behandelte man zuerst außerordentlich streng, man bewilligte ihm kein anderes Buch, als das corpus juris, von einer Zeitung war gar keine Rede. Zur Zerstreuung dienten ihm einige Singvögel im Käfig. Später durfte er mathematische Bücher, eine Tafel und Kreide benützen und endlich Shakespeares Werke in englischer Sprache, eine englische Sprachlehre und Walkers „Pronouncing

---

*) Vergleiche meine Studie: „Josef Christian Freiherr von Zedlitz" im 25. — Jubiläums- — Band der „Dioskuren", Wien, Carl Gerolds Sohn, 1896, S. 274 ff.

Dictionary". Aus diesen Büchern lernte er Englisch — das war die Frucht seines dreijährigen Aufenthalts im Gefängniß. Als man ihn von seiner Begnadigung unterrichtete, vergaß er, trotz seiner großen Ueberraschung, der Vögel nicht. Er öffnete die Thür des Käfigs und ließ die kleinen Sänger frei, doch streute er auf das Fenstersims reichlich Futter, damit sie, wenn sie draußen Nichts finden sollten, hier ihren Hunger stillen könnten. Am folgenden Tage begab er sich noch einmal in die Festung, um beim Profoß nachzufragen, ob nicht der eine oder der andere seiner Vögel zurückgekehrt sei. Doch hatte sich keiner sehen lassen. „Sie waren klüger als ich," sagte er, „sie kehrten nicht zurück; ich aber bin zurückgekommen — nie thue ich es wieder."

1845 finden wir Pulszky in Wien, wo er sich in die schöne und geistvolle Tochter des Banquiers Walter, Therese, verliebte und um ihre Hand warb, welche er auch erhielt. Die Hochzeit, welche in Wien gefeiert wurde, war glänzend. Der Dichter Eduard Bauernfeld, Baron Nicolaus Vay, der Vicepräsident des Hofkriegsraths Graf Mansdorff und zahlreiche Künstler und Finanzgrößen waren anwesend. Nachdem beim Bankett der erste Toast gesprochen war, verließ der junge Ehemann die Gesellschaft, unter dem Vorwand, daß die Vorbereitungen zur Hochzeitsreise unaufschiebbar seien — der Schelm! Es war ihm garnicht eingefallen, zu reisen. Wie er später in seinem vielbändigen Memoirenwerk: „Meine Zeit, mein Leben" gesteht, war es von ihm nur eine Finte. Er ging vielmehr mit seiner jungen Frau ruhig nach Hause und brachte seine Flitterwochen in tiefster Zurückgezogenheit im Palais Rasumowsky und in dem dazu gehörenden Garten zu. Niemand störte ihre Glückseligkeit, denn man glaubte, daß sie abgereist seien. Pulszky hält die Hochzeitsreise überhaupt für eine recht alberne Sitte, denn ein junges Paar beachte auf einer solchen Fahrt weder die Naturschönheiten, noch die Kunstdenkmäler, es fühle sich in den Hotels unbehaglich und entbehre überall Dasjenige, wonach es sich am meisten sehne, nämlich das ruhige, gemüthliche Heim.

Therese Walter, geboren 1815 zu Wien, war eine Pulszky congeniale Frau und schriftstellerisch hoch begabt. Die Rundreise durch Amerika an Kossuths Seite machte er in Gemeinschaft mit seiner Frau, und er beschrieb zusammen mit ihr seine Erlebnisse unter dem Titel: „White, red, black" (London 1852, 3 Bände, deutsch Kassel 1853, 5 Bände). Sie schrieb ferner u. A. die Werke „Memoirs of a Hungarian Lady" (London 1852, 2 Bände, deutsch Leipzig 1850) und „Tales and traditions of Hungary" (London 1851, 2 Bände, deutsch Berlin 1851). Das letztere Werk widmete Therese Pulszky Bettina von Arnim, und sagt sie in der Widmung, welche für das dichterisch-sinnige Wesen Therese Pulszkys charakteristisch ist: „Diese Sagenblumen sind nicht gepflückt auf der heimischen Haide, sie sind der Erinnerung im Lande der Verbannung

entkeimt — spärliche Treibhauspflanzen, des Duftes entbehrend. Und doch erfreuten sie mein Herz, als ich sie zum Strauß band, als ich von der kalten Wirklichkeit der Tagesgeschichte, wo am Webstuhl der Zeit gedankenlose Taglöhner jenen herrlichen Peplos, der die Statue der Freiheit schmücken wird, weben, mich zurückwandte in das Reich der Phantasie, in die Waldeinsamkeit der Sage ... Die Welt liegt freilich jetzt gefesselt, in Ketten von Gold und in Ketten von Eisen, doch der Geist läßt sich nicht knechten, und ist auch das Gold dehnbarer als das Eisen, so schmilzt es doch an der Flamme der Begeisterung, und die Zeit ist nahe, wo die schamerröthende Menschheit jene kostbaren Fesseln der Corruption verachtend abwirft, die jetzt den Aufschwung ihrer edelsten Gefühle lähmen, und sie wird dankbar den Namen Jener nennen, die die spärliche Flamme genährt, als sie zu verlöschen drohte." Zu dem anziehenden Buche hat Franz Pulszky eine eingehende, höchst interessante litterar- und culturgeschichtliche Einleitung über die Sagenpoesie geschrieben. Er schließt seine noch jetzt lesenswerthen Bemerkungen mit dem melancholischen Stoßseufzer des Emigranten: „Wie der Schmetterling, der die Blume rasch umflattert und die Flügel dann im Sitzen langsam auf- und zuschlägt, nicht mehr derselbe ist, wenn er auf die Nadel gespießt und ausgestreckt unter dem Glase in der Sammlung aufbewahrt ist; wie die Blume zwischen dem Löschpapier des Herbariums Duft und Farbenglanz verliert, so ist auch die Volkssage, fern von der Gegend, der sie angehört, farblos und matt geworden."

1866 erkrankten tödtlich seine innigst geliebte Frau und seine Tochter Harriet in Wien, und ihm wurde aus diesem Anlaß die Rückkehr provisorisch gestattet — doch er kam bereits zu spät. Die Todesschatten hatten sich schon über die Beiden gesenkt ...

Am 29. April 1886 ging der damals 72jährige, überaus rüstige Mann eine zweite Ehe ein. Rosa Geßner heißt seine jetzige Gemahlin, mit der er in glücklichster Ehe lebt. Am 15. Januar 1889 schrieb ihr der zärtliche Gatte folgende — ungedruckten — Worte in's Album:

„In meinem langen Leben haben mich die Wellen des Schicksals bald in den Himmel gehoben, bald in den Abgrund geschleudert. Ich habe genossen und gelitten, mit mehr oder weniger Erfolg habe ich meinem Vaterlande, der Wissenschaft oder meinem Nächsten gedient, bald Anerkennung, bald Gleichgültigkeit, bald Undankbarkeit geerntet, aber ich kann nicht klagen, denn den Abend meines Lebens verklärt mit ihren goldenen Strahlen die Sonne Deiner Liebe."

1848 finden wir Pulszky, der inzwischen ein noch jetzt sehr beachtenswerthes Memorandum über die Richtung der ungarischen Eisenbahnen verfaßt hatte, als Staatssecretär im ungarischen Ministerium des Grafen Batthyány, mit der Sendung nach Wien betraut, das Terrain am Hofe zu recognosciren und darüber zu berichten. Der Minister des Auswärtigen,

Fürst Esterhazy, nahm ihn sehr wohlwollend auf, und der gewandte, kenntnißreiche und fleißige ungarische Staatssecretär wurde bald sein Factotum.

In dieser Stellung gab er wiederholt glänzende Proben seiner scharfen Beobachtungsgabe und seines kaustischen Humors. Von dem Banus von Kroatien, dem Feldmarschallieutenant Jellachich, entwirft er z. B. folgende Federzeichnung: „Er war kahl; das wenig dunkle Haar auf seinem länglichen Kopfe war weich, seine Stirne breit, sein Auge sanft, er hatte eine Stumpfnase und ein breites, militärisch ausrasirtes Kinn, er war ein — nach slavischen Begriffen — schöner, untersetzter General; sein Gesicht war eher das eines Bruders Bonvivant, als das eines bedeutenden Mannes."

Eines Tages beschuldigte unsern Pulszky einer der damaligen österreichischen Minister, die Unordnungen und Straßenkrawalle angestiftet zu haben. Diese Verdächtigung versetzte ihn in große Wuth.

„Wie," sagte er, „ich soll Straßenkrawalle angezettelt haben? Wartet nur, ich werde Euch einheizen, aber dann sollt Ihr nicht mit zerbrochenen Fensterscheiben davon kommen! Wenn Ihr Alle an den Laternenpfählen hängt, sollt Ihr Euch sagen: das ist ein Franz Pulszky manu propria."

Als der revolutionäre Commandant von Pest, Massenhäuser, ihn bat, nicht so laut zu sprechen, da sich unter seinen Adjutanten auch welche befinden, denen man nicht trauen könne, meinte Pulszky, man müsse solche Kerle erschießen. Als der ungarische Unterstaatssecretär die Häupter der Revolution: Massenhäuser, Blum, Fröbel u. A. nicht dazu bewegen konnte, die Ungarn zu Hilfe zu rufen, — wurde er wüthend und rief entrüstet aus:

„So habe ich denn hier Nichts mehr zu thun: ich nehme von Ihnen Abschied und kehre noch heut in's ungarische Lager zurück; ich bin nicht aus dem Holze geschnitzt, aus dem man so große Männer macht, wie Sie sind. Wenn Sie siegen, dann sind Sie die Helden und haben Europa von der Tyrannei befreit; wenn Sie besiegt werden, dann werden Sie Märtyrer und aufgehängt — ich bin ein unbedeutender Mensch und keine geschichtliche Persönlichkeit."

Unter schwierigen Umständen gelang es ihm, nach Niederwerfung der Wiener Revolution, nach Preßburg zu entkommen. Seine Güter wurden confiscirt, und gegen ihn erließ man einen Steckbrief. Daß man nur 1000 Gulden auf seinen Kopf setzte, das hat Pulszky am meisten verdrossen. Das gegen ihn in contumaciam gefällte Todesurtheil konnte er schon leichter verschmerzen. . . Des Curiosums halber sei dieser Steckbrief hier niedriger gehängt: „Franz Pulszky, 35 Jahre alt, hohe Stirne, große Nase, braune Augen, weiches Haar, gewählt, aber nachlässig gekleidet, spricht ungarisch, deutsch, französisch und englisch, es ist seine Gewohnheit, die rechte Hand in der linken Rocktasche zu halten. Wer ihn lebendig oder todt einliefert, erhält einen Preis von 1000 Gulden."

Er eilte nach Paris, wo er seinen Freund, den Grafen Ladislaus Teleki, aufsuchte und den Größen des Tages Visiten machte, um dieselben für die Sache Ungarns zu gewinnen — aber ohne jeglichen Erfolg. Bitter schreibt Pulszky über diese seine französische Mission in seinen Memoiren: „Ganz Frankreich war verrückt; die Rothen waren ebenso übertrieben wie die Reactionäre; Niemand fühlte sich befriedigt, und daher hatte auch Niemand Zeit, sich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen. Girardin debütirte in einem Blatte täglich mit neuen Plänen; heute war es die Gesellschaft, morgen die Freiheit, ein anderes Mal wieder Frankreich, das er retten wollte. Bei einer Soirée erläuterte er mit großem Eifer, daß es Menschen gebe, die es zwar verstehen, Eier zu zerschlagen, aber nicht im Stande seien, Eierkuchen daraus zu bereiten; das seien die Republikaner; dann gäbe es wieder solche, die zwar Eierkuchen bereiten, aber die Eier nicht zerschlagen können, dies seien die Orleanisten. Er aber verstehe Beides, das Zerschlagen und Zubereiten. Hierauf bemerkt Persigny, daß er seinerseits weder Eier zerschlage, noch Eierkuchen zubereite, daß er aber diese sehr gern esse, wenn ein Anderer sie zurechtmache."

In Paris besuchte er natürlich auch Heinrich Heine, den armen Lazarus auf seiner Matratzengruft. Dieser war schon damals halb erblindet, — seine Augenlider waren gelähmt, und wenn er Jemand sehen wollte, mußte er sie mit den Fingern in die Höhe ziehen. Der Arzt, zu dem er großes Vertrauen hatte, war ein Ungar. Sein Witz verließ ihn auch inmitten der gräßlichen Leiden nicht. Einen amüsanten Zug Heine'scher Satire erzählt uns Pulszky. Alexander Weill, der in der französischen Litteratur Aufsehen erregt hatte, machte gern viele Besuche und hatte die Gewohnheit, einige Worte mit der Phrase einzuleiten, daß er wenig Zeit habe und daß er nur gekommen sei, einige Ideen auszutauschen. Dann aber plauderte er in geistreicher Weise selber weiter. Weill hatte Heine eben verlassen, als einer der französischen Freunde des ungezogenen Lieblings der Grazien diesen besuchte und ihn fragte, wie er sich befinde.

„Dumm," meinte Heine.

„Sagen Sie das doch nicht, Sie meinen gewiß leidend."

„Nein, wahrhaftig dumm; denn Weill war hier, und wir haben Ideen ausgetauscht." —

Viel mehr Sympathien wurden der Sache Ungarns in London entgegengebracht, wohin sich Pulszky von Paris aus begab. Er kam dort rasch mit den maßgebendsten und einflußreichsten Kreisen der Gesellschaft in Berührung. Lady Lovelace, die geistreiche Tochter Lord Byrons, Lord Landsdown, der ergraute Minister der Königin, Lord Dudley Stuart, der bekannte Freund und Protector der Polen, u. v. A. versprachen ihm thatkräftige Unterstützung. Auch benutzte er die englische Presse, welche seine Beiträge gern aufnahm, um in derselben die Rechte seines Vaterlandes zu

vertreten. Nur die „Times" blieb ihm verschlossen, denn dieses Weltblatt war sehr österreich-freundlich und blieb daher immer ein Feind Ungarns.

Neben seiner politisch-publicistischen Thätigkeit vernachlässigte er seine archäologischen Forschungen nicht. Das British Museum war ihm eine Fundgrube für seine Studien, und er kam mit zahlreichen Alterthumsforschern in intimere Fühlung, so z. B. mit Sir Charles Fellows, dem Entdecker lykischer Denkmale, mit dem Aegyptologen Samuel Birch, mit Charles Thomas Newton, dem Entdecker des Mausoleums und der Reliefs von Knidos u. v. A.

Ein überaus abwechslungsreiches Leben begann für Pulszky 1850, als Kossuth nach England kam und jener dort als Ablatus des Gouverneurs fungirte und diesen auch auf seiner Rund- und Triumphreise durch Amerika begleitete. Wie ich schon erwähnte, hat das Pulszky'sche Ehepaar diese Weltfahrt in einem besonderen Werk eingehend beschrieben, und verweise ich den Leser, der sich über die einzelnen Phasen und Episoden dieser Reise genauer unterrichten will, auf dasselbe. Nur einzelne besonders charakteristische Züge und geschichtliche Anekdoten will ich hier anführen.

Mazzini, welcher 1850 in London weilte, liebte es als echter Verschwörer, sich mit dem Schimmer des Geheimnißvollen zu umgeben. Als ihm Pulszky eine wichtige Mittheilung zu machen hatte, ließ er ihm sagen, er könne ihn zwischen 12 und 1 Uhr Nachts am Onslow Square Nr. 15 unter dem Namen Felix finden. Pulszky ging dahin und schaute nach rechts und links, da sprach ihn ein Policeman an:

„Sie suchen gewiß Mazzini?"

„Woher wissen Sie, wen ich suche?"

„Nun, Sie tragen einen Schnurrbart, Sie sind ein Fremder, wen Anderen könnten Sie suchen als Mazzini? Jeden Tag pflegt er, in seinen Mantel verhüllt, hier hinaufzugehen."

Auf dem Schiffe, welches Kossuth, Pulszky und die Seinigen von England nach Amerika brachte, befand sich auch die berüchtigte Tänzerin Lola Montez, einst Geliebte des Königs Ludwig I. von Bayern. Sie hatte es, zum nicht geringen Aerger der magyarischen Damen, darauf abgesehen, mit dem traurigen und schweigsamen Kossuth ein Gespräch anzuknüpfen — obschon dieser augenscheinlich Nichts davon wissen wollte. Der Gouverneur bat endlich Pulszky, ihn von der Tänzerin zu befreien. Diese benutzte den Augenblick, als Kossuth vom Tische aufstand, um in sein Cabinet zu gehen, um ihm zu sagen:

„Herr General, wenn Sie wieder einmal mit Oesterreich Krieg führen, dann geben Sie mir ein Husarenregiment."

Pulszky fiel ihr mit der Bemerkung in's Wort:

„Fräulein, ich bin überzeugt, daß nur ein solches Sie befriedigen könnte." Seitdem ließ sich Lola Montez nicht mehr sehen. —

Nach seiner Rückkehr aus Amerika lebte er in London — eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltend; so schrieb er damals u. A. einen

geschichtlichen Roman: „Die Jacobiner in Ungarn" (Berlin 1852, 2 B.). Er verkehrte viel mit Schriftstellern, wie mit Dickens, Thackeray und Lewes, dem Biographen Goethes. Ebenso schloß er sich eng an die Londoner Künstler an, so an Edwin Landseer, den genialen Thiermaler.

Um sich vor Nahrungssorgen im Exil zu schützen, war Pulszky gezwungen, seine großartigen Sammlungen zu verkaufen. Seine Majolicasammlung kam nach Frankreich, und seine Elfenbeinsammlung bildet jetzt eine Zierde des Liverpooler Museums.

Im British Museum beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem Studium der Gemmen, einem damals ziemlich vernachlässigten Gebiet der Archäologie. Auch das South-Kensington-Museum gewährte ihm lebhafte Anregungen.

Da das Leben in England zu kostspielig war, siedelte Pulszky 1860 mit seiner Familie nach Italien über, wo damals eine freie politische Luft wehte und Piemont politischen Flüchtlingen ein Asyl gewährte.

Cavour empfing den ungarischen Freiheitsmann sehr zuvorkommend. Wie Dr. Josef Ferenczy, der neueste Biograph Pulszkys, erzählt, äußerte sich der italienische Staatsmann dahin, daß er seinen Gast gern bei sich sehe, aber nicht in seiner Amtswohnung, sondern zu Hause in seinem stillen Kämmerlein, um keinen Verdacht zu erregen. . . . In Turin lernte er bald all' die maßgebenden Politiker und führenden Geister kennen und trat mit ihnen in näheren Verkehr.

In Folge des glanzvollen Kriegszuges Garibaldis gegen Sicilien, dessen Zielpunkt die Schaffung der Einheit Italiens war, trug sich Cavour mit dem Gedanken, gegen Oesterreich Krieg zu führen, und er berieth deshalb wiederholt mit Pulszky, um durch diesen die Verhältnisse in Ungarn kennen zu lernen und mit den ungarischen Emigranten Fühlung zu bekommen. Durch Vermittlung des leitenden italienischen Staatsmannes kam Pulszky auch mit Victor Emanuel, dem „Re galantuomo", zusammen. Die diplomatischen Schriftstücke, welche der magyarische Publicist über seine Verhandlungen mit dem König und seinem Premierminister verfaßte, sind wahre Cabinetsstücke der publicistischen Klarheit und scharfsinnigen Combination. Auf Veranlassung Cavours und durch Vermittelung Pulszkys trat auch Kossuth mit Ersterem in Beziehungen, um den Kriegsplan gegen Oesterreich auszuarbeiten. Das Dazwischentreten Napoleons III. vereitelte jedoch die weitgehenden Hoffnungen Cavours, Pulszkys und Kossuths.

1862 trat er mit dem von ihm vergötterten Garibaldi in Verbindung und nahm an dessen abenteuerlichem Zug nach Calabrien Theil. In Folge dessen wurde er einen Monat lang in Neapel gefangen gehalten. Diese Gefangenschaft war übrigens eine sehr gemüthliche. In Begleitung eines Polizeicommissars durfte er das Museum Pompeji besuchen. Unterwegs kneipten der Sicherheitswachmann und sein Gefangener mit einander, und sie luden sogar gute Bekannte und Freunde zu ihren Gelagen ein. —

Nachdem seine Beziehungen zu Kossuth sich gelöst hatten, wandte er der politischen Verschwörungsarbeit des Emigrantenthums im Auslande den Rücken und ergab sich mit großem Eifer archäologischen und kunstgeschichtlichen Studien. Er verließ Turin, die Residenz des Hofes und der Diplomatie, und siedelte nach Florenz, der klassischen Stätte der Kunst, über. Er hielt dort offenes Haus, und namentlich wurden seine musikalischen Abende berühmt.

1866 begab sich seine Gattin in Begleitung seiner Tochter Harriet nach Ungarn, um die Zurücknahme ihrer Vermögensconfiscation zu betreiben. Als Beide zu Ofen an der Cholera erkrankten, erhielt Pulszky im September 1866 von der österreichischen Regierung die Erlaubniß zu einer Reise nach Ofen, fand aber, wie schon erwähnt, bei seiner Ankunft Frau und Tochter bereits gestorben. Der Verlust seiner innigst geliebten, hochgebildeten Frau, die 21 Jahre Freud und Leid mit ihm theilte, erschütterte ihn auf's Tiefste. Er reiste nach Wien, um sich bei dem Kanzler Graf Mailáth zu bedanken, daß dieser bei dem Kaiser und König für ihn eine zeitweilige Amnestie erwirkt habe. Tags darauf wurde er von dem Monarchen Franz Josef in Audienz empfangen. Se. Majestät gab freundlich seinem Beileid über den Verlust, der den Gatten und Vater getroffen, Ausdruck und fragte ihn, ob er in Ungarn zu bleiben gedenke. Dieser antwortete, daß es im Interesse seiner Brüder liege, wenn er zum Zwecke der Verwaltung ihres Vermögens in Ungarn bliebe. Der König ertheilte hierauf die Erlaubniß. Nach der Audienz besuchte Pulszky den Kanzler und fragte ihn, wie weit er sich von jetzt ab mit Politik befassen könne.

„Lass' Dich mit ihr überhaupt nicht ein," meinte Graf Mailáth.

„Das ist nicht so leicht, als es scheint; also darf ich mich nicht zum Deputirten wählen lassen?"

„Natürlich so lange nicht, bis der schwebende Ausgleich abgeschlossen ist."

„Darf ich für Zeitungen schreiben?"

„Auch das unterlasse."

„Darf ich auch keine schlechten Witze machen?"

„Das kann ich Dir freilich nicht verbieten — es würde auch Nichts nützen, denn Du könntest Deine Natur doch nicht ändern."

„Darf ich auch jene nicht kritisiren und angreifen, die Euch und der ungarischen Sache feindlich gegenüberstehen?"

Mailáth lächelte und meinte, das könne er schon thun, ja, es sei sogar seine Pflicht, in diesem Sinne dürfe er Lärm schlagen — und zwar je mehr — desto besser. — —

Aus seinem achtzehnjährigen Exil zurückkehrend, ließ er sich 1867 endgiltig in Budapest nieder, sich mit wissenschaftlichen und Forschungsarbeiten beschäftigend. Er wurde eines der eifrigsten Mitglieder der ungarischen Akademie der Wissenschaften und Präsident der schön-, sprach- und geschichts-

wissenschaftlichen Klasse derselben. 1869 wurde er Director des National-museums in der ungarischen Hauptstadt und 1872 Generaldirector sämmtlicher Provinzialmuseen und Bibliotheken des Landes. Seine Thätigkeit auf diesen Gebieten war eine überaus segensreiche, geradezu bahnbrechende. Mit rastlosem Fleiß und genialem Verständniß hat er innerhalb dieser fast drei Jahrzehnte das Nationalmuseum den Anforderungen der Wissenschaft entsprechend vollständig reorganisirt und auf eine Höhe erhoben, die in der ganzen gebildeten Welt Bewunderung erweckt. Auf seinen Vorschlag erwarb die Regierung die berühmte Mineraliensammlung des Fürsten Solkowitz und die Goldsammlung des Dr. Weiß; auf seine Veranlassung spendete die Familie des Reichsfinanzministers B. von Kállay ihr bedeutendes Archiv dem Museum, und diesem Beispiele folgten auch andere Geschlechter mit ihren geschichtlich und culturhistorisch bedeutsamen Archivsammlungen. An der Spitze einer jeden Abtheilung des Museums stehen hervorragende Fachleute, welche ehrgeizig bestrebt sind, die Sammlungen zu vervollkommnen, wissenschaftlich zu erklären und sie dem Publicum nutzbar zu machen. Die Namen der wackeren Gelehrten und Forscher, welche ihren Chef so erfolgreich unterstützen, mögen hier genannt werden; sie heißen: Johann Csontosi, Dr. Ladislaus von Fejérpataky, August Franzenau, Johann von Frivaldszky, Josef Krenner, Josef Loczka, Anton Ligeti, Béla Majláth, Alexander von Mocsáry, Alexander Schmidt, Andor von Semsey und Johann Xantus. Sie sind fast durchgehends Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und erprobte, vorzügliche Fachschriftsteller. Mit größter Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit geben sie Jedem Auskunft.

Berühmt sind namentlich die Medaillensammlungen der archäologischen Abtheilung, die zu den großartigsten und glänzendsten in Europa gehören. Die Sammlungen erhalten jährlich einen Durchschnittszuwachs von 3000 Stück, gegenwärtig zählt das Museum über 300000 Medaillenexemplare aus allen Jahrhunderten.

Ein besonderes Capitel verdiente die Beschreibung der Handschriften-abtheilung des Nationalmuseums, doch würde mich das zu weit führen; es sei nur erwähnt, daß die Zahl der Handschriften etwa 20000 Nummern beträgt, und zwar in lateinischer, ungarischer, deutscher, griechischer, slavischer, altslavischer, russischer, czechischer, polnischer, croatischer, französischer, italienischer, holländischer, spanischer, englischer, arabischer, türkischer, persischer, armenischer, amharischer und buddhistischer Sprache.

Zahlreich sind auch die Reliquien des Nationalmuseums; besonders bemerkenswerth sind diejenigen von Franz Liszt.

Die Bildergalerie enthält sehr viele berühmte Meisterwerke alter und neuer Meister.

In den letzten Jahrzehnten war Pulszky publicistisch und litterarisch sehr thätig; er schrieb Leitartikel, Feuilletons und wissenschaftliche Abhandlungen für ungarische und auswärtige Blätter, das höchst interessante

und spannende Memoirenwerk: „Életem és korom"*), die Schrift: „Die Kupferzeit in Ungarn"**), und ein höchst interessantes, nur in ungarischer Sprache erschienenes Buch: „Abránd és valóság" („Phantasie und Wirklichkeit")***). Das Letztere bringt reizvolle Erinnerungen an den Turiner Hof und an Napoleon III. und seine Leute. Sehr geschätzt sind auch die vielen Essays, welche er über Franz von Deák, Baron Josef Eötvös, Graf Stephan Széchényi, Cavour, Mazzini u. a. veröffentlichte.

1869 wurde er zum Mitglied des ungarischen Reichstages gewählt, dem er viele Jahre hindurch angehörte und wo er der liberalen Partei sich anschloß. In sprühenden, geistvollen Reden trat er stets für die idealen Interessen der ungarischen Nation ein und zeigte sich als ein glühender Vorkämpfer der Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Inzwischen unternahm er eine Reise nach dem Orient, überall archäologische und ethnographische Forschungen machend, deren Ergebnisse der Wissenschaft zu Gute kamen.

Anläßlich seines fünzigjährigen Schriftstellerjubiläums und seines achtzigsten Geburtstages wurden Franz Pulszky nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande Ovationen dargebracht, welche vollgiltige Beweise von der Liebe und Verehrung sind, deren sich der alte Herr allenthalben erfreut. In etwa zehn verschiedenen Sprachen dankte er den Deputationen, welche aus aller Herren Ländern erschienen waren, um ihn zu beglückwünschen.

Für den edlen Sinn und die Hochherzigkeit Franz Pulszkys mag nur der nachstehende kleine Charakterzug zeugen. Vor einigen Jahrzehnten wurde er von Maurus Jokai, dem bekannten Romanschriftsteller, in dem von diesem redigirten Blatt: „A hon" (Das Vaterland) angegriffen. Die Folge war natürlich ein Duell. Keiner der beiden Duellanten wurde verletzt. Das hinderte aber Pulszky nicht, über seinen Gegner eine litterarhistorische Skizze zu schreiben, die sich durch bewunderungswürdige Objectivität und Unparteilichkeit auszeichnet.

---

*) Deutsch unter dem Titel: „Meine Zeit und mein Leben", Preßburg, 1880 bis 1883.

**) Budapest, 1884, ungarisch und deutsch.

***) Budapest, 1888.

Die Legende von der heiligen Eugenia.

Im Urbild und in der Umgestaltung durch Gottfried Keller.

Von

Max Wallerstein.

— Wien. —

Zu Kaiser Commodus' Zeiten lebte in Alexandria der Präfect Philippus, ein vornehmer Römer, der eine durch Schönheit und ungewöhnliche Geistesgaben ausgezeichnete Tochter Namens Eugenia besaß. Da Philippus ein Freund der Gelehrsamkeit war, ließ er seine Tochter in Allem unterrichten, was der damaligen Zeit wissenswerth schien, und hatte bald die Freude, zu sehen, daß Eugenia alle in sie gesetzten Erwartungen weit übertraf. Mit der zunehmenden Gelehrsamkeit entwickelte sich bei Eugenia eine ungewöhnliche Sittenstrenge, und dieser entsprang eine seltsame Scheu vor der Ehe, die das junge Mädchen veranlaßte, alle Freier, darunter auch den hochgestellten römischen Patricier Aquilinus, abzuweisen. Als Eugenia zur holden Jungfrau erblüht war, lernte sie die Lehre der Christen kennen und fühlte sich von ihr so mächtig ergriffen, daß sie den Entschluß faßte, aus dem Elternhause zu entweichen und ihr ganzes Leben der neuen Lehre zu widmen. Unter dem Vorwande, in der Landluft Erholung von ihren anstrengenden Studien suchen zu müssen, begab sich Eugenia auf ein Landgut, legte männliche Kleidung an und trat mit zwei Eunuchen, die von Jugend auf an ihren Studien theilgenommen hatten und ihre ständigen Begleiter waren, in ein Mönchskloster ein. In kurzer Zeit übertraf Eugenia alle Mönche an Fleiß, Demuth und Frömmigkeit, und als nach wenigen Jahren der Klostervorstand starb, wurde sie durch den einhelligen Beschluß der Brüder zum Abte gewählt. Diese Erhebung erweckte in Eugenia nicht das Gefühl des Stolzes, sondern machte sie noch frommer und demüthiger, und es

dauerte nicht lange, so stand sie im Rufe heiliger Wunderkraft, und es kamen Kranke zu ihr, denen sie Heilung verschaffte. Unter den Kranken, die Eugenia ihre Heilung verdankten, befand sich auch ein vornehmes, aber sittenloses Weib Namens Melanthia. Dieselbe fühlte sich von leidenschaftlicher Liebe zu dem wunderwirkenden Abte ergriffen und beschloß, demselben ihre Neigung zu bekennen. Sie schützte vor, krank zu sein, und als Eugenia an ihr Krankenlager geeilt war, gestand sie dem vermeintlichen Abte ihre Liebe in glühenden Worten. Entrüstet wies Eugenia sie zurecht. Da verwandelte sich die Liebe des schönen Weibes in grimmigen Haß. Sie eilte nach Alexandria zum Präfecten und gab an, Eugenia habe sich unter dem Deckmantel der Religion bei ihr eingeschlichen und habe sie vergewaltigen wollen. Erzürnt läßt der Präfect den Abt und die Mönche gefesselt vor sich führen. Vergebens bemüht sich Eugenia, durch ihre Worte Melanthias Verleumdungen zu entkräften, schon soll sie zur Folter geführt werden, da, in höchster Noth, zerreißt sie ihr Gewand, und ihren reinen Körper vor den Augen der Menge entblößend, beweist sie ihre Unschuld und macht Melanthias Bosheit zu nichte.

Dies ist in kurzen Zügen die Legende von der heiligen Eugenia. Sie schlummerte ruhig unter den zahlreichen Sagen und Legenden der katholischen Kirche, als sie Gottfried Keller, der große Kenner der menschlichen Seele, entdeckte, und durch seine Kunst zu neuem Leben wachrief*). Die Vorzüge des Stoffes, der die Augen des Dichters auf sich zog und in ihm den Wunsch zur poetischen Gestaltung erweckte, liegen auf der Hand. Der romantische Zug in Eugeniens abenteuerlicher Flucht aus dem Elternhause, die sinnliche Gluth in Melanthias Verführungskünsten, die dramatische Kraft der Gerichtsscene mußten den schildernden Dichter anziehen, den Psychologen mußte es reizen, die innere Bewegung zu verfolgen und bloßzulegen, die ein Mädchen von der Schönheit und Sittenstrenge Eugeniens veranlassen konnte, die Reize ihres edlen Körpers vor Männeraugen zu enthüllen.

So anziehend aber auch der Stoff war, zu dem, was er unter Kellers Händen geworden ist, hat ihn einzig und allein die Kunst des Dichters gemacht. Gerade an der Legende von der heiligen Eugenia kann man sehen, wie wenig der beste Stoff werth ist, wenn er nicht in die Hände eines Meisters geräth. Man braucht nur die Bearbeitung, welche diese kirchliche Sage durch den gelehrten Karthäusermönch Surius erfahren hat, neben das Werk Kellers zu stellen. Laurentius Surius, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Legenden der katholischen Kirche sammelte und erzählte, ist kein Meister seiner Kunst, und deshalb vermochte der Stoff in seiner Hand weder Farbe noch sinnliches Leben zu gewinnen. Mühsam

*) Gottfried Keller hat den Stoff zu seiner „Eugenia“ der Legendensammlung Kosegartens entnommen.

und stockend, grau in grau gemalt, ziehen die Bilder seiner Erzählung an unserem geistigen Auge vorüber. Wir hören wohl den Namen Alexandria, sehen aber weder Häuser noch Straßen, wir folgen dem Erzähler auf's Land, erblicken aber weder Baum noch Strauch. Kein Vogel singt, kein Lufthauch rührt sich, Alles bleibt todt und leer. Auf diesem kahlen Untergrunde leben Menschen, denen jede Spur von Wärme und Sinnlichkeit fehlt. Wie Schatten huschen sie an unseren Augen vorüber, spärliche Bewegungen, gekünstelte und langathmige Reden bilden ihre einzigen Lebensäußerungen, und wir sind geradezu erstaunt, wenn uns der Erzähler einmal das freundliche und heitere Antlitz des Bischof Helenus zeigt, wenn Eugenia seufzt, das Antlitz zur Erde senkt oder erröthet.

Zu diesem matten und farblosen Wesen steht die Leidenschaftlichkeit, mit der sich Eltern und Geschwister bei Eugeniens plötzlichem Verschwinden und ihrer unerwarteten Rückkehr geberden, in einem sonderbaren Gegensatze. Freude und Schmerz äußern sich in stürmischer Weise, aber der Sturm ist nicht echt. Der Legendarist hat die Stücke, aus denen er seine Bilder zusammenfügte, nicht durch Beobachtung des Lebens gewonnen, sondern aus der Rüstkammer klassischer Autoren geholt, und es ist ihm deshalb auch nicht gelungen, die heftigen Gemüthsbewegungen glaublich und ihre Aeußerungen anschaulich zu machen. Seine Schilderung zeigt sich als grelle Häufung der charakteristischen Einzelheiten, die er bei seinen Vorbildern gefunden hat. Den Schluß bilden rhetorische Fragen. „Was haben die Eltern nicht Alles aus Schmerz gethan? was haben die Geschwister nicht Alles aus Freude gesagt?" ruft der Legendarist aus, und indem er auf diese Weise feststellt, daß Eltern und Geschwister alles Erdenkliche aus Schmerz oder Freude gesagt oder gethan haben, überläßt er es dem Leser, die leeren Flächen mit den Gebilden der eigenen Phantasie auszufüllen. Auch bei der Schaar der Freunde und Hausgenossen zeigen sich die seelischen Bewegungen, von denen Eugeniens Eltern und Geschwister ergriffen werden, aber die Psychologie der Menge liegt dem Legendaristen noch weit ferner, als die des einzelnen Menschen. Die Gemüthsbewegungen der Hausgenossen und Freunde stehen an Heftigkeit hinter denen der Eltern und Geschwister kaum zurück und äußern sich in einer Weise, die man selbst bei einem einzelnen Menschen nur im Zustande der höchsten seelischen Erregung begreiflich finden würde. Dabei fehlt dem Legendaristen die Fähigkeit, die Menge künstlich zu bewegen. Alles bewegt sich nach einer Richtung hin, und wenn man die Gestalten, welche die Schilderung in unserer Phantasie erweckt, schärfer in's Auge faßt, erhält man das Bild einer Schaar Statisten, die mit größter Exactheit die sinnenfälligen Aeußerungen der höchsten Freude und des tiefsten Schmerzes ausführen.

Den einzigen Lichtblick in der Erzählung des Surius bildet die Schilderung der liebeskranken Melanthia. Ein Meisterwerk gestaltender Kunst ist auch diese Schilderung nicht, aber man hört doch in ihr, wenn auch

nur entfernt und leise, den gewaltigen Athemzug der Natur. Man sieht, wie die Liebeskrankheit das leidenschaftliche Weib ergreift; wie ihre Phantasie Eugenien der Heiligkeit und Keuschheit entkleidet, wie die sinnliche Gluth die Unglückliche an Körper und Geist zerrüttet und sie mit unwiderstehlicher Gewalt zwingt, Eugenien ihre frevelhafte Neigung zu bekennen. Vielleicht hat der Legendarist einen Blick in die eigene Brust gethan und unter der Asche noch glimmende Spuren gefunden, die ihm die Kämpfe vergangener Zeiten in's Gedächtniß zurückriefen.

Gottfried Keller stand auf der Höhe seiner Meisterschaft, als er sich der Bearbeitung der sieben Legenden zuwendete. Er wählte die kirchlichen Sagen zur künstlerischen Gestaltung nicht wie ein aufstrebender Jünger, der, ohne die Grenzen seiner Kraft zu kennen, einen Stoff ergreift, weil derselbe seine Phantasie entzündet, sondern mit der ruhigen Besonnenheit und dem klaren Blicke des Meisters, der seines Könnens sicher ist und der weiß, daß die Gestalten, die sich in seiner Phantasie formen, unter seinen Händen auch Leben gewinnen werden. Gottfried Keller steht in den sieben Legenden weit über seinem Stoffe, und der Leser verliert die wohlthuende Empfindung nicht, daß die Kraft des Schöpfers die Grenzen des Werkes überragt. Man findet aber auch unter Kellers Dichtungen nur wenige Werke, in welchen der Dichter den Stoff so bewältigt hat, wie in den sieben Legenden. Die letzte Spur mühsamer Arbeit ist verschwunden, und wer nicht tief in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens eingeweiht ist, könnte glauben, daß die reizenden Gebilde sich mühelos unter den Händen des Dichters geformt hätten.

Anmuth und warme Sinnlichkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser kleinen Werke. Die Farben glühen und funkeln, Waffen blitzen, und bunte Gewänder flattern. Liebliche Landschaften sprießen empor, und warmes Leben entfaltet sich, wohin wir blicken. Die Menschen durchströmt die süßeste Lebenslust, und selbst in den Adern spröder Heiligen beginnt das Blut sich zu regen. Sonnige Heiterkeit überfluthet das Ganze, und übermüthiges Lachen ertönt selbst an Orten, denen wir sonst nur mit ehrfurchtsvoller Scheu zu nahen gewohnt sind.

So ist auch die Legende von der heiligen Eugenia zu heiterem Leben erwacht. Alexandria ist nicht mehr ein leerer Name, sondern eine blühende Stadt mit Straßen und zinnenbewehrten Häusern. Ein marmorglänzender Stadttheil vereint die Tempel der Götter und die öffentlichen Gebäude. Eine Vorstadt, in welcher sich das Kloster und die Kirche frommer Mönche erheben, verbindet die Stadt mit dem Lande, und wer die Vorstadt verläßt, erblickt in weiter Ferne das Landhaus des Consul Aquilinus, einsam und verlassen im Schatten dichter Bäume gelegen. Reich bewegtes Leben durchfluthet die Stadt. Philosophen, Scholiasten und Rhetoren halten ihre Schulen offen, Kaufleute bieten Schmuck und kostbare Gewänder feil, Sklaven und zahlreiches Gesinde bevölkern die Häuser der Vornehmen, und

der Consul Aquilinus gebietet über stattliches Kriegsvolk. Senkt sich der Abend auf die Stadt herab, dann stehen die Leute auf den Straßen und den Dächern der Häuser und blicken zum ausgestirnten Himmel empor, und wenn es Nacht geworden ist und der Mond sich über die Schatten der Stadt erhoben hat, hallen die Schritte der Nachtwache durch die Straßen. Auch das Innere der Gebäude erschließt sich uns, die herrliche Säulenhalle des Minervatempels, die Zellen des Klosters, das Ruhegemach der reichen Melanthia und das üppige Gastzimmer im Palaste des Präfecten, wo ein reichgerüstetes Bett und Purpurdecken der Gäste harren.

Mit Stadt und Land sind auch die Menschen zu neuem Leben erwacht. Die schattenhaften Wesen der Legende haben sich zu sinnenfälligen Erscheinungen verdichtet. Wir sehen die Formen ihrer Gestalten, die Gewänder und die Geräthe, die sie tragen. Eugenia erscheint vor uns als hold erblühte Jungfrau in buntem Mädchengewande und als Mönch im Klosterhabit, weiß wie Marmor im Gesicht und mit glühenden Augen. Melanthia liegt ausgestreckt auf ihrem Ruhebette, ein schönes Weib von noch nicht dreißig Jahren, glühend von Lebenslust, und der ritterliche Aquilinus schreitet stolz einher in Toga und Mantel. Warmes Blut rinnt in den Adern dieser Menschen. Wir sehen wie es sich bewegt, wie es das Herz klopfen macht, den Blick verdunkelt, die Phantasie entzündet und mit glühenden Bildern bevölkert. Die Bewegung des Blutes pflanzt sich nach außen hin fort und verleiht den Erscheinungen Farbe und Wärme, läßt sie erröthen und erblassen, lachen und weinen und verändert den Klang ihrer Stimme. Ein reichbewegtes Willensleben entspricht der Regsamkeit des Blutes. Kellers Menschen freuen sich und ärgern sich, lieben und hassen und brennen vor Eifersucht, Wehmuth und Rührung, Verlegenheit, Scham und Verzweiflung, Erstaunen und Verwirrung, Entrüstung, Abscheu und Entsetzen ergreift sie: ihr Wollen durchmißt die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen.

Mit besonderer künstlerischer Liebe sind Eugenia und Aquilinus behandelt. Eugeniens heißer Aerger über den herben Tadel, den ihr unweibliches Gebahren von Aquilinus erfährt, die Erschütterung, die ihr Wesen im Minervatempel erleidet, ihre mädchenhafte Verlegenheit beim Wiedersehen mit Aquilinus, ihre Scheu und Verzweiflung, wenn sie sich genöthigt sieht, den jungfräulichen Körper vor dem geliebten Manne zu enthüllen, sind Meisterwerke physiologischer und psychologischer Gestaltung. Uebertroffen werden sie noch durch die Schilderung, wie in Aquilinus Stolz und Strenge vor der Liebe dahinschmelzen, wie die süße Leidenschaft seine Stimme sanft macht, seinen Bewegungen Zartheit verleiht und ihn die Geliebte betreuen läßt, wie eine Mutter ihr Kind. In angemessener Entfernung gruppiren sich um Eugenia und Aquilinus die Nebenfiguren und fügen sich, jede entsprechend ihrer Bedeutung, dem Bilde ein. Eugeniens Vater ist stark in den Hintergrund getreten, und auch die schöne

Melanthia begleiten wir nicht auf dem Passionswege ihrer Leidenschaft. Wir sehen sie erst, wenn sie auf dem Ruhebette ausgestreckt den heißgeliebten Mönch erwartet. Dann aber springt ihre Gestalt aus dem Rahmen des Bildes. In jeder Bewegung drückt sich die Begierde aus, ihren Körper mit dem des Geliebten zu vereinigen, und der tigerhafte Sprung und die eiserne Umklammerung zeugen von dem wüthenden Haß, in den sich die ungezügelte Sinnlichkeit verwandelt hat. In der Legende folgen die beiden Eunuchen Eugenia stumm und schattenhaft auf Schritt und Tritt, bei Keller sind sie zu blühenden Knaben geworden, die beide Hyacinthus heißen und sich an Eugeniens gelehrten Studien betheiligen müssen. Sie wachsen vor unseren Augen empor, werden zwei starke, bärtige Bengel und verwandeln sich nach ihrem Eintritte in's Kloster in zwei gutmüthige Pfäfflein, die, froh, des Studiums überhoben zu sein, sich einem beschaulichen Lebenswandel hingeben. Von den Mönchen weiß der Legendarist nichts Anderes zu sagen, als daß sie ehrbare Leute sind und fromme Lieder singen. Bei Keller sehen wir siebenzig große und kleine, junge und alte Mönche, die mit dem profanen Gewande nicht auch das menschliche Empfinden abgelegt haben. Sie schimpfen weidlich, wenn sie sich ärgern, und werden in der Gefahr wankelmüthig, sind aber voll frommer Einfalt und Gutmüthigkeit. Sie folgen gehorsam ihrem schönen Abte, den sie verehren, und bewundern und preisen Gott mit Gesang aus demüthigen Kehlen. Selbst den Pöbel von Alexandria lernen wir bei Keller kennen. Er kritisirt Alles, ist abergläubisch und rührselig und, wie er dies zu allen Zeiten und an allen Orten war, in seinen Neigungen und Launen höchst veränderlich.

So hat der spröde Stoff, den der Legendarist nicht zu beleben vermochte, unter Kellers Händen, wie mit einem Zauberstabe berührt, Farbe, Wärme und Leben gewonnen. Aber Lebendigkeit der Darstellung ist nicht der einzige Punkt, in welchen sich die Erzählung Kellers von der Legende des Surius unterscheidet. Weit mehr noch als in der Gestaltung des Stoffes weicht Keller in der Auffassung der Charaktere von dem Legendaristen ab, ja die Verschiedenheit in der Auffassung ist so groß, daß sie bei Keller zu einer Umgestaltung der Legende geführt hat. Es wurde ihr, um mit Keller zu sprechen, das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend gewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schaute. Wenn nämlich die Ueberlieferung und ihr folgend der Legendarist schildern, wie sich Eugenia, nachdem sie die Höhen des menschlichen Wissens erklommen hat, Schritt für Schritt der Heiligkeit nähert, zeigt Kellers Ezählung, wie Eugenia, nachdem sie in den Schulen der Philosophen, Scholiasten und Rhetoren gründlich verbildet worden ist, allmählich zu ihrem natürlichen Empfinden zurückgeführt wird.

Um die Verschiedenheit in der Auffassung der Charaktere zu begreifen, ist es nothwendig, die Individualitäten beider Schriftsteller näher in's Auge

zu fassen. Der Legendarist ist in erster Linie Priester, nicht Künstler. Er bearbeitet den überkommenen Stoff, nicht um ihn lebendig zu gestalten, sondern um seine Leser zu belehren, zu erbauen, vor Allem aber, um sie im Glauben zu bestärken. Da es nicht in seiner Absicht liegt, sein Werk zu einem Abbilde des Lebens zu machen, so bemüht er sich auch nicht, hinter ihm zu verschwinden, er tritt vielmehr ohne Scheu hervor, indem er bald mit dem Finger auf eine überraschende Wendung im Gange der Erzählung deutet, bald Etwas aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen zum Besten giebt. Auch bewahrt der Legendardist im Erzählen nicht die Ruhe des bildenden Künstlers, der Gutes und Böses mit gleicher Unbefangenheit gestaltet, er läßt sich durch die Ereignisse und durch das Thun und Lassen der handelnden Personen erregen und enthüllt in der Erregung sein innerstes Wesen. Er ist abergläubisch: er glaubt an Zeichen, bedeutungsvolle Träume und Wunder, Alles, was Eugenia auf ihrem Wege zur Heiligkeit fördert, ist für ihn ein Zeichen des Himmels. Er ist ein Asket: die sinnliche Liebe ist ihm ein unheimliches Ding, das er fürchtet, ein schamloses Ding, das er verabscheut. Er ist schließlich, und das vor allem Anderen, ein Priester, der für den Glauben, den er als den einzig wahren erkannt hat, von glühendem Eifer beseelt ist. Wohlgefällig betrachtet er Alles, was der Ausbreitung des Glaubens förderlich ist, mit feindseligen Blicken Alles, was sich ihr hindernd in den Weg stellt. Vom Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt der Legendarist auch die in der Legende auftretenden Personen. Die strenggläubigen Mönche sind in seinen Augen Heilige schlechtweg. Philippus, der Präfect von Alexandria, ist zwar ein Heide und beharrt bei dem Unglauben seiner Vorfahren, aber er verdient Nachsicht: er ist der Vater Eugeniens und begegnet den Christen, die er als philosophisch gebildeter Mann wegen der Reinheit ihrer Sitten und der Strenge ihres Lebenswandels schätzt, mit Wohlwollen. Aber über Melanthia, über dieses Weib ohne Gottesfurcht, gießt der Legendarist die ganze Schale seines Zornes aus. Sie wagt es, Eugenia, die Reine einer Schandthat zu zeihen! Sie ist eine Lügnerin, eine Verleumderin, ein gewissenloses und boshaftes Weib! Widersacherisches Verhalten gegen Eugenia bildet überhaupt die Grenze für die Geduld des Legendaristen, und auch der Präfect von Alexandria, Eugeniens Vater, muß sich aus diesem Grunde herben Tadel und den schweren Vorwurf der Ungerechtigkeit gefallen lassen. Er will, nachdem Melanthia vor Gericht die Heilige schwer beschuldigt hat, Melanthias Dienerin als Zeugin hören. Das entlockt dem Legendaristen nur ein mitleidiges Lächeln. Als ob die Magd das Zeugniß der Herrin Lügen strafen würde! „Nicht zur Erforschung der Wahrheit,“ sagt er, „wollte der Präfect sie hören, sondern zur Bekräftigung der Lüge.“ Von Eugenia, der Reinen, der Glaubensstarken, spricht der Legendarist natürlich nur im Tone der höchsten Begeisterung, aber gerade diese blinde Bewunderung zeigt, wie befangen der Legendarist ist, denn Nichts ist weniger geeignet, der Gegen-

stand unserer Bewunderung zu sein, als Eugenia in der Schilderung des Legendaristen.

Wie lernen bei Surius Eugenia als ein Kind von glücklichen und ungewöhnlichen Geistesgaben kennen. Mit unermüdlichem Fleiße verbinden sich bei ihr schnelle Auffassung und ein eisernes Gedächtniß. Sie wächst heran, und ihre Vorzüge entfalten sich. Körperliche Wohlgestalt, gelehrtes Wissen und ungewöhnliche Sittenstrenge sind die Eigenschaften, welche der Legendarist an der zur holden Jungfrau erblühten Eugenia rühmend hervorhebt. Ein schönes Bild, dem aber die innere Wärme fehlt. Es ist, als ob einseitige Ausbildung des Verstandes das Gefühl erkältet hätte. Selbst für die Regung der Liebe bleibt Eugeniens Brust verschlossen, und wenn sie die zahlreichen Freier abweist, so verschmäht sie, sagt der Legendarist, nur scheinbar die Freier, in Wirklichkeit die Ehe. Eugenia lernt die christliche Lehre kennen und erfaßt sie nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe. Sie liest die Briefe des Apostels Paulus, strengt die ganze Kraft ihres Verstandes an, um den Inhalt der Lehre zu ergründen, und wird plötzlich im Geiste erleuchtet. Sofort steht in ihr auch der Entschluß fest, ihr ganzes Leben dem christlichen Glauben zu widmen, und ohne zu zögern, bringt sie ihren Entschluß mit rücksichtsloser Energie zur Ausführung. Schon früher hat Eugenia ihre Eltern getäuscht, indem sie bei der Abweisung der Freier äußerliche Gründe vorschützte, anstatt den wahren Grund, ihre Abneigung gegen die Ehe, zu bekennen; jetzt giebt sie vor, sich auf dem Lande von ihren anstrengenden Studien erholen zu müssen, und verläßt, begleitet von zwei Eunuchen, das Elternhaus auf immer, ohne an den Schmerz der Eltern und Geschwister zu denken. Durch unermüdliches Zudringen, durch Zureden, durch Bitten, durch Thränen weiß sie einen Mann aus dem Gefolge des Bischofs Helenus zu bewegen, sie und ihre Begleiter vor den frommen Bischof zu bringen, und hier, vor Helenus, weicht sie zum dritten Mal von der Wahrheit ab, indem sie sich für Eugenius, den Bruder der Eunuchen, ausgiebt.

Diese Eugenia, deren ganzes Thun und Lassen ein klarer und kalter Verstand beherrscht, wird schwerlich Jemandem wärmeres Interesse einflößen. Denn wenn man ihre Handlungsweise als Ausfluß kühler Ueberlegung betrachtet, so muß man ihr Beginnen als unweiblich, ihr Verhalten gegen Eltern und Geschwister als unkindlich und herzlos bezeichnen und zugeben, daß sie in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung ihres Zieles bediente, wenig wählerisch gewesen ist. Zu dieser verstandeskalten Eugenia bildet aber in der Legende die Eugenia des Klosters, dieses demüthige, mitleidsvolle und aufopferungsfähige Geschöpf einen unerklärlichen Gegensatz.

Wenn es dem Legendaristen versagt geblieben ist, auf Grund der Ueberlieferung ein lebenswarmes und einheitliches Bild von Eugenia zu schaffen, liegt die Schuld einzig und allein an ihm und nicht an der Ueberlieferung. Der Legendarist hat sich begnügt, die Worte und Handlungen, welche die Ueberlieferung Eugenien zuschreibt, mechanisch aneinander zu

reihen, es fehlt ihm aber der Blick des Dichters, der ihn befähigt hätte, den Weg zum Willenskerne, als dessen Ausflüsse sich die Worte und Handlungen darstellen, zu finden.

Eugenia ist eine religiöse Schwärmerin. Sie ist unbewußt das Werkzeug einer gluthvoll gestaltenden Phantasie, die sich an den Briefen des Apostel Paulus entzündet hat. Vor ihren geistigen Augen steht das Bild des Erlösers am Kreuze, in ihrem Ohre ertönt die Stimme Gottes, die sie ruft. Seitdem sie diesen Ruf vernommen hat, kennt sie nur ein Ziel: sich von allen irdischen Banden zu befreien und sich ganz dem Erlöser hinzugeben. Diesem Ziele strebt sie mit ihrer unerschütterlichen Willenskraft zu, sie verläßt Freunde, Eltern und Geschwister, bittet, drängt und weint und scheut, um es zu erreichen, selbst vor der Lüge nicht zurück. Starkes Unrecht liegt in Eugeniens Handlungsweise, aber es kommt ihr nicht zum Bewußtsein. Sie empfindet nicht das Unweibliche ihres Beginnens, denn sie kennt nicht Mann noch Weib, Schmerz und Jammer der Eltern und Geschwister rühren sie nicht, weil sie gar nicht vor ihr geistiges Auge treten, und sie lügt, weil sie lügen muß, weil sie von einer Kraft, die stärker ist als sie selbst, gezwungen wird, von der Wahrheit abzuweichen. Starren Blickes schreitet sie dem Bilde entgegen, das sich in ihrer Phantasie aufgerichtet hat, und mehr und mehr versinkt die Welt zu ihren Füßen. Nachdem Eugenia ihr Ziel erreicht hat, tritt Beruhigung ein, und alle edlen Eigenschaften ihres Wesens entfalten sich zu voller Blüthe. In Demuth und Selbsterniedrigung dient sie dem Bilde, das sie sich errichtet hat. Sie verschmäht Silber und Gold, sie zittert vor Ruhm und Ehre, und wenn sie sich nach schweren inneren Kämpfen entschließt, die Würde, die ihr die Wahl der Brüder verliehen hat, anzunehmen, so geschieht es mit der festen Absicht, die Worte des Evangeliums: „Wer unter Euch der Erste sein will, der erniedrige sich vor Allen und sei Aller Knecht,“ zu verwirklichen. Wenn die verstandesklare Eugenia des Legendaristen vor den Augen der Menge ihr Gewand zerreißt, so fragen wir uns verwundert, weshalb sie nicht lieber an den Präfecten die Bitte gerichtet habe, sich vor einer Frau entblößen zu dürfen. Wenn aber die religiöse Schwärmerin sich entblößt, so finden wir dies begreiflich. Der Glaube ist in Gefahr! Heiliger Eifer führt die Hand, die das Gewand zerreißt, und wer entschlossen ist, für den Glauben mit seinem Leben einzustehen, scheut sich auch nicht, die Gebote der Sitte für ihn zu übertreten.

Wenn der Legendarist von den Worten und Handlungen seiner Heldin nicht den Weg zu ihrem Wesen fand, so ist hieran einzig und allein sein dichterisches Unvermögen schuld, aber auch Gottfried Keller ist den Weg nicht geschritten, und Gottfried Keller ist ein Dichter und einer der größten, den die deutsche Kunst seit Goethe gesehen hat.

An dem künstlerischen Unvermögen, das Bild einer Heiligen zu gestalten, kann es also nicht liegen, wenn Eugenia unter Kellers Händen nicht

zu einer Heiligen geworden ist. Wie wenige Dichter kennt Keller die geheimsten Regungen der menschlichen Natur. Er weiß sie mit sicherem Griffe zu erfassen und hat genug künstlerischen Muth, um sie in's helle Licht zu setzen. Was er aber nur in geringerem Maße besitzt, ist der historische Sinn. Es ist ihm nur wenig gegeben, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen und die Menschen darzustellen, wie sie in ihrem Thun und Lassen von den Ideen ihrer Zeit bestimmt werden*). So ist das historische Colorit der Gestalten, das auch bei Surius nur noch in spärlichen Resten erhalten war, bei Keller ganz verschwunden. Eugeniens Vater ist nicht mehr der in den Anschauungen seiner Vorfahren aufgewachsene römische Verwaltungsbeamte, der Juden und Magier verfolgt, er ist auch nicht mehr der Freund der Philosophie, der den Christen wegen ihrer strengen Lebensführung mit Wohlwollen entgegenkommt, sondern einzig und allein der gutmüthige, schwache, zärtliche und eitle Vater, der vor seinem gelehrten Töchterchen einen solchen Respect hat, daß er selbst bei der Werbung des hochgestellten Aquilinus von seinem Vaterrechte keinen Gebrauch zu machen wagt, und der bei Eugeniens Wiedererscheinen nicht recht weiß, ob er sich über die Rückkehr der geliebten Tochter freuen, oder über die Entfernung ihrer Bildsäule aus dem Minervatempel ärgern soll. Melanthia macht sich bei Keller keine Gedanken mehr über die magischen Künste des Abtes, sondern zeigt sich nur als ein Weib von unbezähmbarer Sinnlichkeit, gleich leidenschaftlich im Hassen wie im Lieben.

Diesem Mangel an historischem Sinne ist es auch zuzuschreiben, wenn Keller das Wesen der treibenden Kraft des Christenthums nicht erkannt hat. Hierzu hätte er sich im Geiste in die ersten christlichen Zeiten, in die Zeit der sinkenden Römerherrschaft versetzen müssen. Das gewaltige Römerreich ist im unaufhaltsamen Verfall begriffen. Die äußere Gestalt des ungeheuren Körpers ist noch unversehrt, aber die Lebenskraft ist untergraben, und die Zeichen des Verfalles: Entartung der Sitten, Verfall der Künste, Verknöcherung der Wissenschaften, treten täglich stärker hervor. Innere politische Wirren erschüttern den mächtigen Körper unaufhörlich von einem Ende bis zum andern, und an den Grenzen stehen, zum gewaltsamen Einfalle bereit,

*) Im ersten Augenblick mag die Behauptung, daß es Gottfried Keller, dem Verfasser der sieben Legenden und des Dietegen und anderer mehr, an historischem Sinne mangle, befremden. Bei näherer Betrachtung wird man jedoch finden, daß Keller zwar ein unübertrefflicher Schilderer des historischen Beiwerks, wie der Costüme, Geräthe, Aufzüge ist, daß er aber die Personen, die in seinen historischen Erzählungen handelnd auftreten, fast ausschließlich von ihrer rein menschlichen Seite und nur sehr wenig von ihrer historischen Seite, d. h. insoweit sie in ihrem Denken, Fühlen und in ihren Handlungen von den Ideen ihrer Zeit bestimmt werden, kennt und zeigt. So kommt es, daß in den sieben Legenden der Glaubenseifer, der Jahrhunderte lang das Wesen des Menschen durchdrang, ihre Handlungen leitete und in Vielen jede andere Regung erstickte, zu einer „Wunderlichkeit“ zusammengeschrumpft ist, zu einer Verschrobenheit, die auf der Oberfläche der menschlichen Natur liegt und mit größerer oder geringerer Mühe abgestoßen werden kann.

die Barbaren. Die Zukunft ist düster, trübe und beängstigend, und die Blicke der Menge wenden sich hilfesuchend zu den Göttern. Aber auch hier ist kein Trost zu finden, denn mit den Grundvesten des Reiches sind auch die Bilder der Götter in's Wanken gerathen. Von den Kreisen der Gebildeten ausgehend, hat sich zuerst Zweifelsucht, dann offener Unglaube in die breiteren Schichten des Volkes verpflanzt, und die Götter, denen man noch auf den Altären der Tempel opfert, sind zum Kindergespötte geworden. Noch immer bewegen Furcht und Hoffnung die Phantasie des Volkes, aber die Bilder, mit denen es die geheimsten Wünsche und Sorgen seines Herzens zu verknüpfen pflegte, sind verschwunden, und unruhig bewegt sucht die Phantasie nach neuen. Da erscheint, gebieterisch blinden Glauben fordernd, das Christenthum mit dem tragischen Geschicke seines Schöpfers, seinen Aposteln, seinen Heiligen, seinen Wundern und vor Allem mit dem weiten Ausblick auf die Herrlichkeiten des himmlischen Reiches. Es entzündet die Phantasie von Tausenden und Abertausenden, macht sie zu Gläubigen, zu Heiligen und zu Märtyrern, die, den Blick zum Himmel gerichtet, das irdische Wohl gering achten und freudig mit dem Leben die Wahrheit ihres Glaubens bezeugen. Wer in der Phantasie nicht die treibende Kraft des Christenthums der ersten Zeiten erkennt, vermag auch nicht, seinen Folgeerscheinungen, dem Heiligenwesen und dem Mönchsthume gerecht zu werden. Nur in dem blinden Glauben an die neue Lehre läßt sich die Erklärung für den unduldsamen und unbeugsamen Eifer finden, den die ersten Mönche im Dienste des Christenthums entfalteten, und ihr asketischer Lebenswandel entsprang der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie für alle Mühen und Entbehrungen, die sie sich im Leben auferlegten, im Himmel reiche Entschädigung finden würden.

Kellers Mönche stehen nicht unter dem Einflusse erregter Phantasie, ihr Glaube entspringt der Beschränktheit, ihr beschaulicher Lebenswandel der Abneigung gegen körperliche und geistige Arbeit, ihr Eifer eigennützigem Streben nach Macht und Reichthum. Woher Keller auch die Gestalten seiner Mönche genommen haben mag, Mönche aus den ersten Zeiten des Christenthums sind es nicht. Doch sind es köstliche Gesellen, bei deren Schilderung der Dichter seinen schalkhaften Humor frei hat walten lassen. Man vergißt bei Kellers Schilderung die kleinlichen Motive, von denen sich seine Mönche leiten lassen, man lacht nur über ihr naives Wesen, über ihr gutmüthiges Schelten und Toben und über den Neid und die Eifersucht, womit sie den Versuch der römischen Priester, durch Aufweisung eines Mirakels gegenüber der neuen Lehre einen Trumpf auszuspielen, betrachten.

Ebenso wie bei den Mönchen, fehlt auch bei Kellers Eugenia die Phantasie als wirkende Kraft. Während aber der Legendarist mit den einzelnen Stücken der Ueberlieferung Nichts anzufangen weiß und sich begnügt, dieselben aneinander zu reihen, ist unter Kellers Händen eine lieblich blühende und lebenswarme Mädchengestalt entstanden. Allerdings ist mit

der Phantasie auch das Streben nach Heiligkeit verschwunden, bei Kellers Eugenia ist es nur eine Verirrung des Blutes, wenn sie sich Gott ergiebt, und der Augenblick, der ihr diese Verirrung zum Bewußtsein bringt, giebt sie auch dem weltlichen Leben zurück.

Eine so gewaltsame Wendung konnte sich natürlich nicht vollziehen, ohne in dem überlieferten Stoffe tiefgehende Veränderungen hervorzurufen. Schon in dem Gange der Erzählung zeigt sich, wenn man die Legende des Surius und das Werk des Dichters nebeneinanderstellt, eine höchst charakteristische Verschiedenheit. In jeder Erzählung lassen sich zwei Gruppen von Scenen unterscheiden: Die Hauptscenen, in denen sich der Strom der Erzählung ruhig ausbreitet, und die zur Verbindung und Vorbereitung der Hauptscenen dienenden Nebenscenen, über welche die Erzählung leichten und flüchtigen Fußes hinwegeilt. Die Hauptscenen der Keller'schen Erzählung fallen nun durchaus nicht immer mit den Hauptscenen der Legende zusammen. Die Legende entfaltet sich dort zu mächtiger Breite, wo Eugenia auf dem Wege zur Heiligkeit einen Schritt weiter thut, in Kellers Erzählung sind diejenigen Scenen, welche für Eugeniens Rückkehr zur Natur entscheidend sind, zu herrlichen Bildern ausgearbeitet. Die Scene im Minervatempel, wo Eugenia sich ihrer Verirrung bewußt wird, hat Keller neu hinzugedichtet. Sie führt über die Legende hinaus. Mit Melanthias Verführungskünsten lenkt die Erzählung wieder in die Bahn der Legende ein, und hier wie dort führen die Verleumdungen des schönen Weibes zur Gerichtsscene. Wenn aber auch die Gerichtsscene beiden Werken gemeinsam ist, so ist doch ihr Charakter in jedem der beiden Werke unendlich verschieden. In der Legende steht Eugenia vor ihrem Vater, und der Beweis ihrer Unschuld führt zu einem Triumph des Glaubens, in Kellers Erzählung steht Eugenia vor dem Consul Aquilinus, dem Manne, der sie liebt, und der Beweis ihrer Unschuld macht sie zu seinem Weibe.

Dem Consul Aquilinus ist in der Erzählung Kellers überhaupt eine wichtige Rolle zugefallen. Die Neigung zu ihm treibt Eugenia in's Kloster und führt sie aus dem Kloster wieder in's Leben zurück. In der Legende taucht die Gestalt des ritterlichen Römers nur einmal auf, um sofort wieder zu verschwinden, in Kellers Erzählung ist Aquilinus in den Vordergrund des Bildes getreten und steht im hellsten Lichte da als eine der edelsten Gestalten, die der große Dichter geschaffen hat. In seiner äußeren Erscheinung zeigt er sich als ein Mann von Kraft und Würde, in seinem Wesen paaren sich Energie und klarer Verstand. Frei von jedem Vorurtheile, weiß er mit Klugheit den Aberglauben der Anderen seinen Zwecken dienstbar zu machen. Der hervorstechendste Zug seines Wesens ist männlicher Stolz, der dem Bewußtsein großer Eigenschaften entspringt. So mächtig ist dieser Stolz, daß ihn selbst die leidenschaftliche Liebe zu Eugenia nicht zu brechen vermag. Wie ein Panzer von Erz

legt er sich um die Brust des kraftvollen Mannes und läßt keine Regung seines Innern an's Tageslicht bringen. Bei all' dieser äußerlichen Ruhe und Gelassenheit ist Aquilinus der stärksten Regungen fähig. Seine Liebe zu Eugenia beweist dies. Die Leidenschaft des stolzen Römers ist stark und tief und überdauert das thörichte Benehmen des schönen Mädchens und ihr Verschwinden. Heimlich seufzt Aquilinus über Eugeniens Thorheit und bleibt unvermählt. Der Orakelspruch der Priester, der Eugenien unter die Sterne versetzt, giebt ihm die Möglichkeit, das Bild der Geliebten zu erhalten. Die Bitte des eitlen Vaters, Eugeniens Statue im Minervatempel aufstellen zu lassen, gewährt er unter der Bedingung, daß das Bild der Entrückten ähnlich sein müsse, und wenn die Schatten der Nacht die Stadt verhüllen, schreitet er zum Tempel, um das Bild mit sehnsüchtigen Blicken zu betrachten und die Marmorlippen zu küssen. Nach langer Zeit steht Eugenia wieder vor Aquilinus. Er erkennt sie nicht in ihrem Mönchsgewande, aber der Klang ihrer Stimme rührt ihn. Eugeniens Worte wecken in seinem Herzen die Saiten, die gewohnt waren, beim Klange dieser Stimme zu zittern. Sie giebt sich ihm zu erkennen, und er ergrimmt. Brennende Eifersucht ergreift ihn bei dem Gedanken, daß Eugenia Jahre lang unter siebenzig Mönchen im Kloster gelebt hat, und er quält und peinigt sie mit harten Worten so lange, bis sie ihn, fast verzweifelnd, von ihrer Jungfräulichkeit überzeugt. Als sie aber dann, bleich wie eine Rose, in seinen Armen zusammenbricht, ist auch Aquilinus tief erschüttert. Vor dieser Erschütterung schmilzt die starre Außenrinde hinweg, der starke Mann weint, und sein Gehaben wird lind und zart wie das eines Kindes.

Mit derselben künstlerischen Liebe, mit der er seinen stattlichen Römer bildete, hat der Dichter auch die anmuthige Heldin seiner Erzählung gestaltet. Wenige meisterhafte Striche genügen ihm, um zu zeigen, wie sich aus dem lieblichen Kinde die blühende und gelehrte Jungfrau entwickelt. Auch Kellers Eugenia wird sorgfältig erzogen und unterrichtet und bildet sich in den Schulen der Philosophen, Scholasten und Rhetoren zu einem Wunder von Gelehrsamkeit aus; wenn aber auch der Dichter anfangs denselben Weg wandelt, wie der Legendarist, die Dinge, die am Wege liegen, betrachtet er doch mit ganz anderen Augen. Der Legendarist ist ein warmer Freund der Gelehrsamkeit. Mit innigem Wohlbehagen verfolgt er den Entwicklungsgang eines jungen Mädchens, das sich von weltlichen Vergnügungen, zu denen es vornehme Geburt, Jugend und Schönheit berechtigen würden, fernhält und es vorzieht, mit ernsten Männern in gelehrtem Streben zu wetteifern. Gottfried Keller ist ein Dichter und in erster Linie Menschenschilderer. Wie jeder Künstler den Gegenstand liebt, der seiner Kunst als Vorwurf dient, so liebt Keller die menschliche Natur. Er freut sich, wenn er sieht, daß sie sich frei entwickelt, und er betrachtet Alles, was sich ihr dabei hindernd in den Weg stellt, mit mißtrauischen

und feindseligen Blicken. Er ist deshalb auch kein Freund der gelehrten Maulwurfsarbeit, die den Rücken krumm biegt, die Sinne verkümmern läßt und das natürliche Empfinden tödtet, und er haßt die Gelehrten, die in der Stube hocken, um todtes Wissen zu sammeln, und ihre Augen ängstlich vor dem sinnlichen Leben schließen. Die Gelehrten und Philosophen, von denen Alexandria wimmelt, nennt Keller spöttisch Bücherwürmer, und ihr Treiben ist in seinen Augen Schulfuchserei. Was dem Dichter beim Manne verächtlich erscheint, erscheint ihm beim Weibe lächerlich, besonders bei einem jungen und schönen Mädchen. Man müßte sich über eine solche Verschrobenheit ärgern, wenn sie nicht zu komisch wäre! Und so giebt sich der Dichter seiner Heiterkeit hin und schildert Eugeniens gelehrte Bestrebungen mit köstlichem Humor. Er erzählt, daß die Gelehrsamkeit dem schönen Kinde wohl anschlägt, er rechnet es den beiden Hyazinthen als Wohlgezogenheit an, daß sie in ihrem Wissen stets um einen Zoll hinter ihrer Herrin zurückbleiben, er streichelt schließlich seine Heldin und nennt sie Blaustrümpfchen. Aber hinter der Heiterkeit steckt der Ernst verborgen, und derselbe Dichter, der über Eugeniens Thorheit so anmuthig zu scherzen weiß, zeigt, wie die Gelehrsamkeit das liebliche Geschöpf eitel, eigensinnig und pedantisch macht und ihr das zarte, weibliche Empfinden raubt. So kommt es, daß Eugenia nicht einmal erröthet, wenn Aquilinus sie bittet, sein Weib zu werden. Die Liebe ist für sie ein Begriff geworden, über den sich mit vielen und leeren Worten disputiren läßt. Für das, was sich hinter dem Worte verbirgt, was jedes Mädchen erröthen und erzittern macht, fehlt ihr die Empfindung.

Die Werbung des Aquilinus ist der Punkt, wo sich die Wege des Dichters und des Legendaristen trennen. Mehr und mehr entfernt sich in der Legende Eugenia von der Welt. Der Legendarist führt sie auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, weiter, von der Gelehrsamkeit zur Heiligkeit. Der Dichter hingegen duldet nicht, daß seine anmuthige Heldin den Weg, den sie betreten hat, weiter verfolge. Mit heiterem Lachen ergreift er ihre Hand und läßt sie durch seinen stolzen Römer zur Natur zurückführen. Ganz erloschen ist das weibliche Empfinden in Keller's Eugenia niemals, nur haben sich Gelehrsamkeit und Eigendünkel wie eine dichte Hülle um dasselbe gelegt und drohen es zu ersticken. Nur noch schwach pulsirt es, da wird es durch Aquilinus, der Eugenien mit ruhigen, aber festen Worten das Thörichte ihres Treibens vorhält, gewaltig aufgerüttelt. Verschwunden ist die Philosophin, und vor uns steht das schöne, in seiner Eitelkeit tief gekränkte Weib. Mit zornigen Worten weist Eugenia die Liebeswerbung des ritterlichen Römers ab und kehrt, nachdem sich Aquilinus entfernt hat, zu ihren Büchern zurück, aber das Blut ist erregt, sie kann den Worten nicht folgen, und während ihr die Hyazinthen vorlesen, schweifen ihre Gedanken voll heißen Aergers in weite Ferne. Mit Eugeniens Ruhe ist es fortan vorbei: Aquilinus ist ihr nicht gleichgiltig gewesen, sie hatte

heimlich das Auge auf den stattlichsten, angesehensten und ritterlichsten Mann Alexandriens geworfen; um so tiefer ist jetzt ihre Beschämung, um so heißer ihr Aerger. Es duldet sie nicht mehr bei den Büchern, das erhitzte Blut zwingt sie, stundenlang in den Feldern herumzulaufen und auf diese Weise der inneren Erregung einen Ausweg zu verschaffen. An einem herrlichen Frühlingsmorgen wird in Eugenia das Verlangen rege, auf ein Landgut zu fahren. Der Weg dahin führt durch eine ländliche Vorstadt, wo es den Christen erlaubt ist, ihren Gottesdienst abzuhalten. Es ist Sonntag. Aus der Kirche eines Mönchsklosters ertönt frommer Gesang, und zu Eugenien's Ohr dringen die herrlichen Worte des Psalmisten: „Wie eine Hündin nach den Wasserquellen, so lechzt meine Seele, o Gott! nach Dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!" Diese Worte — der Schrei eines unbefriedigten Herzens, das bei Gott den Trost zu finden hofft, den es auf Erden vergeblich sucht, — erschüttern Eugenia im Innersten. Das ist auch ihr Schrei, sie fühlt es, und rasch entschlossen legt sie auf dem Landgute männliche Kleidung an und tritt in's Kloster ein. Fleiß und Eifer im Dienste des Herrn sollen das erregte Blut betäuben, doch bald zeugen die Bläße des Gesichtes und die glühenden Augen von der Fruchtlosigkeit des Kampfes.

Ein Zufall lenkt das verirrte Blut in die richtige Bahn. In das Kloster ist die Kunde von dem Orakelspruch gedrungen, der Eugenia unter die Sterne versetzt hat, und mit Entrüstung hören die Mönche, daß man dem Bilde der Entrückten im Minervatempel göttliche Ehren erweise. Eugenia bleibt bei dem Schelten und Toben der Brüder äußerlich ruhig, aber in ihrem Innern reift schnell der Entschluß, das Bild zu zerstören. Mit einem Hammer bewaffnet, schreitet sie in mondheller Nacht zur Vorhalle des Tempels und steht vor ihrem Bilde, in dem sie mit süßem Schrecken ihr besseres Selbst, die liebliche und begeisterte Eugenia der ersten Jugendzeit, erkennt. Die Bilder dieser schönen Jugendtage schweben an ihren Augen vorüber, und in ihrem Innern erheben sich die reinen und natürlichen Empfindungen, die sie damals hatte, Empfindungen, die weder künstliche Bildung noch blinder Glaubenseifer trübte. Mit sanfter Trauer sieht sie, daß der Weg, den sie eingeschlagen hat, nicht der richtige ist, und daß ihr dieser Weg nie den ersehnten Frieden verschaffen wird. In dieser wehmüthigen Stimmung wird sie Zeuge der Liebe des Aquilinus, sieht, wie die Liebe den stolzen Römer zu ihrem Bilde treibt, wie er es sehnsüchtig betrachtet und einen Kuß auf die Marmorlippen drückt. Einen Augenblick regt sich in ihr die beleidigte Jungfräulichkeit. Zornig und mit erhobenem Hammer tritt sie hin zum Bilde, aber was ihr nur leise verhüllt war, hat sie jetzt mit erschreckender Klarheit erkannt. Sie weiß nun, wohin sich ihr Herz sehnt, und in Thränen ausbrechend, drückt sie selbst einen Kuß auf die Lippen des Bildes und eilt von dannen.

In's Kloster zurückgekehrt, kann Eugenia lange nicht den gewohnten

Schlummer finden, versäumt am Morgen das Frühgebet und träumt von Dingen, die mit dem heiligen Berufe in keinem Zusammenhange stehen. Als sie sich endlich, von den Mönchen geweckt, auf den Weg zu Melanthia macht, sind ihre Wangen hold geröthet, und ihre Gedanken weilen mehr in den Träumen des Morgenschlummers und unter den nächtlichen Tempelsäulen, als bei der Kranken, die ihren geistlichen Zuspruch verlangt. Melanthias leidenschaftliche Betheuerungen und Liebkosungen sind auch nicht geeignet, das erregte Blut zu beschwichtigen. Trotz der Entrüstung klingen, durch Keuschheit und zarte Scham gedämpft, die verwandten Saiten ihres Wesens nach, und vor dem strengen Richter steht nicht die begeisterte Heilige, sondern ein schamhaft verwirrtes Weib, das sich des Peinlichen seiner Lage wohl bewußt ist. Denn wenn Eugenia Melanthias Verleumdungen nicht entkräftet, so sind die Mönche und mit ihnen sie selbst verloren, zeigt sie aber, daß sie ein Weib ist, so giebt sie sich und das Kloster dem Spotte der Menge preis. Die begeisterte Kraft der Rede, durch die sie früher so mächtig wirkte, besitzt sie nicht mehr. Mit dem weiblichen Wesen ist ihr auch die mädchenhafte Zartheit zurückgekehrt, sie blickt zur Erde, erröthet, und wenn sie sprechen soll, thut sie es schüchtern und ängstlich, mit leisem und bescheidenem Tone. Hat Eugenia aber auch die Sicherheit des früheren Auftretens verloren, so hat sie dafür den feinen, weiblichen Instinct wiedergewonnen, und dieser flüstert ihr zu, daß die Rettung für sie und ihre Glaubensbrüder nur aus der Neigung, die Aquilinus zu ihr gefaßt hat, entspringen könne. Ohne zu säumen, schlägt sie diesen Weg ein und bittet den Consul, mit ihm unter vier Augen sprechen zu dürfen. Aquilinus willfahrt ihrem Wunsche, und als sie sich allein mit ihm sieht, schlägt sie die Augen zu ihm auf, wirft die Kapuze zurück und sagt: „Ich bin Eugenia, die Du einst zur Frau begehrt hast.“ Sie erzählt, von dem leidenschaftlichen Römer hierzu aufgefordert, Alles, was sich seit ihrem Verschwinden mit ihr zugetragen hat, und wird allmählich zuversichtlicher. Es dünkt sie ganz behaglich, mit einem guten alten Bekannten von sich und ihrem Leben reden zu können, und schon glaubt sie, Aquilinus müsse das erlösende Wort aussprechen, da muß sie zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß ihre Worte auf Aquilinus nicht den Eindruck gemacht haben, den sie von ihnen erhofft hat. Aquilinus bleibt kalt und streng. Zwar Eifersucht und brennender Aerger sind verschwunden, Melanthias Verleumdungen in Nichts zerstoben, und es wird dem Consul mit jeder Minute schwerer, sein Wohlgefallen an der schönen Wiedergefundenen zu verbergen, aber Aquilinus will sich überzeugen, ob er an Zucht und reiner Sitte die frühere Eugenia vor sich habe, und drängt seine Neigung gewaltsam zurück. Er bleibt der strenge Richter, der den Worten Eugeniens jeden Glauben versagt. Vergebens erinnert ihn Eugenia daran, daß er in dieser Nacht ihr Bild geküßt habe, vergebens fragt sie, wie derselbe Mann das Urbild so peinigen könne. Aquilinus kämpft seine Verwirrung

nieder, und während er zugiebt, daß die armen Christenmönche unschuldig sein können, versagt er Eugeniens Worten jeden Glauben und fordert sie auf, sich bereit zu halten, sie solle gerichtet werden. Da ergreift Eugenia helle Verzweiflung. Mit den Worten: „So helfe mir Gott!" reißt sie ihr Mönchsgewand entzwei und bricht bleich wie eine weiße Rose in Scham und Verzweiflung zusammen.

Dieses Beginnen macht Eugenia zum Weibe des Aquilinus. Ihr Stolz ist geschwunden, sie leistet keinen Widerstand mehr. Sie läßt sich von Aquilinus in das reich gerüstete Gastbett legen und mit Purpurdecken einhüllen, sie duldet es, daß Aquilinus sie an's Herz drückt und auf den Mund küßt, und als Aquilinus sie mit sanfter Stimme fragt, ob sie sein Weib sein wolle, sagt sie weder Ja noch Nein, sondern schaudert nur leise unter ihren Purpurdecken.

So ist Eugenia zur Natur zurückgekehrt, ihr Fühlen ist gesundet, sie wird das Weib des Aquilinus, und der Dichter entläßt uns mit der heiteren Versicherung, daß sie sich mit eben der gründlichen Ausdauer, welche sie sonst der Philosophie und der christlichen Askese gewidmet, dem Studium ehelicher Liebe und Treue hingegeben habe.

Die Frage der zweijährigen Dienstzeit und der vierten Bataillone.

Von

A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Aus Anlaß der Berichte der Truppentheile über die mit der Ausbildung des zweiten Jahrganges und den vierten Bataillonen gemachten Erfahrungen ist unlängst die Frage der zweijährigen Dienstzeit und die der vierten Bataillone wieder aufgetaucht, und gelangten zuverlässige Andeutungen über den allgemeinen Inhalt jener Berichte an die Oeffentlichkeit. Als Facit derselben ergab sich, daß die Erfahrungen, die man mit der Ausbildung des zweiten Jahrganges bis jetzt machte, „im Allgemeinen" zufriedenstellende waren, daß dagegen die vierten Bataillone nirgends befriedigt haben und allgemein als eine lebensunfähige Embryonenbildung betrachtet werden. Dieselben bilden jedoch einen integrirenden Bestandtheil der angeordneten Neuerung, da sie für das Mehr von bei nur zweijähriger Dienstzeit zur Entlassung gelangenden Reserven die Cadres abzugeben und, was bei ihrer Schöpfung fast für ebenso wichtig erachtet wurde, die auf erhöhten Friedensetat gesetzten übrigen drei Bataillone zu entlasten bestimmt sind. Allein auch die Ausbildung des zweiten Jahrganges und daher mit anderen Worten die zweijährige Dienstzeit hat bis jetzt nur „im Allgemeinen" befriedigt, und aus mannigfachen, augenscheinlich auf Informationen von militärischer Seite basirenden Auslassungen in der Tagespresse ging deutlich hervor, daß nur die äußere Dressur des Mannes in den verschiedenen Dienstzweigen im Allgemeinen zufrieden gestellt hat, daß man jedoch im Heere weit davon entfernt ist, anzunehmen, daß mit der Ausbildung in zwei Jahren auch dasjenige Resultat der Erziehung des Mannes zur Disciplin, Vaterlandsliebe, Herrschertreue und in allen sonstigen militäri-

schen Grundeigenschaften erreicht sei, welches namentlich für die militärisch weniger veranlagten Mannschaften des dritten Jahrganges das charakteristische Merkmal und Ergebniß der dreijährigen Dienstzeit bildete und sich im Kriege glänzend bewährt hat. In einer ferneren wichtigen Richtung, derjenigen der Bewährung der angeordneten Neuerung bei den mit zweijähriger Dienstzeit ausgebildeten Mannschaften der Reserve und Landwehr, fehlt heute noch jede Erfahrung, und vermag dieselbe, da der zum ersten Mal unter den neuen Verhältnissen mit zwei Jahren ausgebildete Jahrgang 1894/95 erst im Frühjahr des Jahres 1901 von der Reserve zur Landwehr übergeführt wird, innerhalb des sich darbietenden, 5¼jährigen Zeitraums überhaupt bei der Landwehr nicht gesammelt zu werden. Auch bei den Reserven, die während jenes Zeitraums, da alle Reserven nicht dreimal zur Uebung gelangen, nur zwei bis drei Mal zur Wiedereinziehung zu den gesetzlichen Uebungen gelangen werden, ist unseres Dafürhaltens die gebotene je 14tägige Zeit zu kurz bemessen, um einen zuverlässigen Maßstab für die Wirkungen der zweijährigen Dienstzeit und dafür zu gewinnen, ob die Ausbildung mit zweijähriger Dienstzeit bei ihnen durchweg feste Wurzeln geschlagen hat oder nicht. Für die Beurtheilung ihrer Wirkungen auf die Landwehr aber fehlt innerhalb des Zeitraums, an dessen Ende die definitive Entscheidung fällt, diese Gelegenheit ganz.

In richtiger Würdigung der prekären Beschaffenheit der angeordneten Neuerung haben Regierung und Heeresleitung derselben durch ihre gesetzliche Festsetzung auf nur fünf Jahre einen provisorischen Charakter gegeben und sie damit deutlich als eine Probe gekennzeichnet. Die Zuversicht, mit der man daher auf vielen Seiten die zweijährige Dienstzeit mit dem gethanen Schritt für so gut wie unwiderruflich eingeführt betrachtet, erscheint daher nicht völlig begründet. Man beruft sich dabei auf die Aeußerungen des Grafen Caprivi, der die Neuerung mit Bestimmtheit als eine für die Dauer beabsichtigte bezeichnete, an der die verbündeten Regierungen festzuhalten gesonnen seien, der es jedoch zugleich nicht unterließ, den wichtigen Vorbehalt zu machen, bis auf den Fall, daß nicht ganz unvorhergesehene Umstände, die dagegen sprächen, einträten, sowie auf andere anscheinend officiöse Auslassungen neuesten Datums.

Nun ist jedoch Graf Caprivi heut nicht mehr am Ruder, und andererseits scheinen diese unvorhergesehenen Umstände in der Bildung begriffen, und zwar bestehen sie in der völligen Verurtheilung, die die vierten Bataillone in der Armee fanden, und darin, daß die Ausbildung des zweiten Jahrganges nur „im Allgemeinen“ befriedigt hat. Wenn man bei Einführung der Neuerung die mit der zweijährigen Dienstzeit stattgefundene Erhöhung des Friedensstandes der Infanterie-Compagnien auf 150 Köpfe im Minimum, als einen Vortheil von großer taktischer Bedeutung anführte, da dieselbe eine taktische Ausbildung und Verwendung in sich schlösse, die den Verhältnissen des Krieges näher komme, wie bei irgend einer anderen

Infanterie des Continents, und einen sehr beachtenswerthen Vortheil in der taktischen Zuverlässigkeit der Infanterie im Kriege selbst bedinge, so steht dem der heute sich herausstellende nicht zu unterschätzende Nachtheil gegenüber, daß die Ausbildung und Verwaltung dieser verstärkten Compagnien durch den Compagniechef bezw. Feldwebel und die Functionsunteroffiziere unbedingt erheblich erschwert sind, da das zugleich neu geschaffene Mehr an Unterpersonal jene Chargen in der Erfüllung ihrer Functionen keineswegs entlastet. Die Ausbildung vermag daher namentlich von Seiten der Compagniechefs, denen z. B. die Leitung des Schießdienstes wesentlich obliegt, in mancher Richtung eine nur weniger intensive zu sein, worunter auch ihr taktisches Ergebniß leiden muß. Allein auch die physische Trainirung, Abhärtung und Schulung des Mannes sind bei nur zweijähriger Dienstzeit unbedingt geringer wie bei dreijähriger. Vom dritten Jahrgang aber fiel im Durchschnitt nur 1/3—3/5, die Dispositionsurlauber, in dieser Trainirung und der dreijährigen gründlichen militärischen Gesammt-Erziehung aus, so daß in beiden Richtungen unbedingt ein Manco gegen früher zu verzeichnen ist.

Man hat darauf hingewiesen, daß die ganze Neuerung unter großen Gesichtspunkten betrachtet werden müsse, und als ein Hauptverdienst derselben gerühmt, daß Frankreich damit auch in numerischer Hinsicht geschlagen und an der Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt, von Deutschland der Zahl nach für immer überholt sei.

Allein gerade unter weiterem Gesichtspunkte aufgefaßt, drängt sich die Frage auf, ob bei den heutigen, mit raschen wuchtigen Schlägen geführten Kriegen, bei denen die Truppen der zweiten Linie nur zum geringen Theil bei den Entscheidungskämpfen zur Verwendung gelangen, und von denen fast Keiner im Laufe der letzten Decennien die Dauer eines Jahres überschritt, die nach Millionen zählenden, für den Kriegsdienst ausgebildeten Mannschaften überhaupt in auch nur annähernd vollem Umfange zur Verwendung gelangen werden, und ferner diejenige, ob wir bei Beibehalt der dreijährigen Dienstzeit nicht stark genug an Truppen der 1. Linie waren, und namentlich an solchen, deren gediegene Beschaffenheit sie auch einem Mehr an ihnen neben den gegnerischen Truppen der 1. Linie gegenübertretenden Reserveformationen gewachsen machte. Diese Fragen aber glauben wir die ersteren verneinen, die letzteren bejahen zu dürfen, da die Zeit der allgemeinen Insurrectionskriege, sowie der Kriege bis auf's Messer, wie Frankreich 1870/71 bewies, vorüber ist, und alle Verhältnisse, namentlich die wirthschaftlichen und die politischen, auf rasche Entscheidung drängen, und da unsere derzeitigen Reserveformationen quantitativ stark genug erscheinen, um selbst einiger gegnerischer Ueberlegenheit an Zahl die Spitze bieten zu können. Nachdem man aber heute die Klimax in der Zahlenwuth fast überall erreicht hat, erscheint es vielleicht als ein naturgemäßer Proceß, die Solidität des Gefüges und der Elemente der großen heutigen Heeresmassen wieder mehr in's Auge zu fassen, und daß sich hinsichtlich ihrer eine gesunde Reaction

vollzieht. Die Kriegsgeschichte aber, und selbst die neueste, hat mannigfach gezeigt, daß kleine gründlich und länger geschulte und in militärischem Geist erzogene Heere weit größere, in diesen Beziehungen minderwerthige, schlugen. Dies aber dürfte auch heute noch, falls der Zahlenunterschied kein zu großer ist, gelten. Wirthschaftlich betrachtet, bedeutet die zweijährige Dienstzeit, da sie mit einer Erhöhung der Präsenzziffer verknüpft ist, im Großen und Ganzen nicht einmal eine Erleichterung, da es in dieser Hinsicht gleichgiltig ist, ob zwei Mann drei Jahre oder drei Mann zwei Jahre der Production entzogen werden, ja die Ansicht findet sogar Vertretung, daß es im Allgemeinen weniger nachtheilig in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreift, wenn an zwei Arbeitsstellen zwei Mann drei Jahre hindurch der Production entzogen sind, wie an drei Arbeitsstellen drei Mann zwei Jahre, und überdies hat der jetzige Modus das Militärbudget um ca. fünfzig Millionen an dauernden, um ca. 60 Millionen an einmaligen Ausgaben erhöht. Allein selbst wenn man zugiebt, daß die militärisch besser veranlagten Elemente in zwei Jahren zum tüchtigen Soldaten auszubilden sind, so gilt dies doch keineswegs für die militärisch minder veranlagten, und dieselben wurden — bei Entlassung der besten Leute zur Disposition, was beiläufig bemerkt, nicht überall geschehen konnte, da die häuslichen Verhältnisse mitsprachen, und selbst bei keineswegs einwandfreier Anrechnung bestrafter Mannschaften zu den ersteren, — vom dritten Jahrgang, nach Abzug der Dispositionsurlauber, repräsentirt. Wie hinfällig aber die Verurtheilung des dritten Jahrganges hinsichtlich seines militärischen Werthes ist, haben unsere mit ihm glänzend geführten Feldzüge, und die Stütze, die er der Infanterie bei der Ausbildung der jüngeren Jahrgänge bot, und die heute in ihr zurückgewünscht wird, deutlich bewiesen, und jedenfalls erhalten in ihm die militärisch minder veranlagten Elemente ihre gründliche militärische Erziehung. Er bot daher der Hauptwaffe einen Halt als Rekruten-Anleiter und Ausbilder, als zuverlässig geschulter Wachtposten, Patrouillenführer 2c. und bot ihr einen Halt im Felde. Wenn jedoch die vierten Bataillone und die Erhöhung der Präsenzstärke, die letztere, wie wir andeuteten, nicht in jeder Hinsicht, ebenfalls wesentlich als Elemente des taktischen Kitts für die Kriegsformationen betrachtet werden können, so ist der Halt, den in ihrer Gesammtheit aller Jahrgänge etwa 1 1/4 Millionen dreijährig gedienter Mannschaften repräsentiren, ein weitaus überwiegender und daher vorzuziehender. Heute finden sich bei der Infanterie nicht wenige Mannschaften, die bei einer zweijährigen Dienstzeit nicht einmal in der formellen Dressur sicher geworden sind; beim dritten Jahrgang war dies mit verschwindenden Ausnahmen körperlich besonders Ungeschickter nicht der Fall.

Der heutige in der Regel unter der verheerenden Feuerwirkung einer wesentlich verbesserten Artillerie mit Repetirgewehren von größter Rasanz und Treffsicherheit geführte Infanteriekampf stellt jedoch derartige gesteigerte Anforderungen an die militärische Erziehung, Ausbildung und Bravour des

Mannes, daß dieselben unbedingt fest gewurzelt sein müssen, um nicht in der kritischen Probe des Ernstfalles zu versagen. Treten jedoch bei der heutigen verheerenden Wirkung der Feuerwaffen starke Verluste, darunter selbstredend auch an zweijährig Gedienten, ein, und erfolgt ihr Ersatz durch die in wenigen Wochen auszubildende Mannschaft der Ersatzbataillone, so kann es heute vorkommen, daß die Armee sich, stellenweise überwiegend aus nur einjährig Gedienten und Rekruten bestehend, einem, wie z. B. der russischen, fünfjährig gedienten Feinde gegenüber befindet, was offenbar eine Gefahr in sich schließt.

In den ersten beiden Dienstjahren ist der Mann derart durch die Erlernung und Befolgung der formellen Dienstvorschriften und das Einleben in ihm völlig neue Verhältnisse in Anspruch genommen, daß der Proceß der Entwickelung des richtigen militärischen Geistes der Unterordnung, Pflichttreue und Hingebung nur bei den besser veranlagten Individuen zur gehörigen Reife gelangt. Im dritten Dienstjahre erst vollzieht sich derselbe mit verschwindenden Ausnahmen bei allen Mannschaften, in seinem vollen Umfange. Deshalb dürfte unseres Erachtens auf dasselbe nicht zu verzichten sein.

Wenn jedoch die Armee überhaupt und mit Recht als eine Schule des Volkes gilt, so erscheint es nicht zulässig, die Gründlichkeit und Gediegenheit derselben und ein befriedigendes Ergebniß auch für die minder veranlagten Schüler durch Verkürzung der Dienstzeit in Frage zu stellen. Dies gilt namentlich auch hinsichtlich der Gefahren des Socialismus, hieß es doch unlängst von einem Contingent des Heeres, dasselbe sei mit socialistischen Elementen mehr verseucht, als seiner Regierung lieb sei, die monarchische Gesinnung ließe in demselben Manches zu wünschen übrig, man sei verkappten Agitationen gegen den Fahneneid auf der Spur ꝛc. Diesen Gefahren ist jedoch unseres Dafürhaltens wesentlich nur durch die die Erziehung der Schule vollendende des Heeres vorzubeugen, und sollte nicht für die militärisch und disciplinarisch minder veranlagten Mannschaften verbürgt werden.

Man hat den Vertheidigern der dreijährigen Dienstzeit den Vorwurf gemacht, daß sie nichts Entsprechendes an die Stelle der mit der zweijährigen Dienstzeit und den vierten Bataillonen verknüpften Verstärkung des Heeres an Zahl und Cadre-Material zu setzen wüßten. Allein von ihrer Seite wurde der sehr beachtenswerthe Vorschlag gemacht, die vierten Bataillone entweder zu Vollbataillonen zusammenzustellen oder sie als reine und schwache Cadres bestehen zu lassen, dagegen die erhöhte Präsenzstärke der übrigen auf die frühere Stärke zurückzuführen und in ganz allmählicher Angliederung neue festgefügte, gegliederte und gründlich ausgebildete Truppentheile in Stärke von einigen Divisionen und schließlich Armeecorps zu schaffen. So lange der Dreibund besteht, der doch fast ausschließlich in militärischem Interesse geschaffen ist, und dessen Dauer voraussichtlich

wieder erneuert werden dürfte, hat Deutschland jedoch von der Zahl seiner Gegner Nichts zu fürchten, selbst wenn ein thätiges Eingreifen Italiens in einem Coalitionskriege nicht erfolgt und dasselbe nur starke Streitkräfte unseres westlichen Nachbarn auf sich lenkt. Es dürfte daher unter diesen Umständen eine nach Maßgabe der wirthschaftlichen Lage des Reiches sich vollziehende ganz allmähliche Angliederung einzelner neuer größerer Truppenkörper an die bestehende Armee, in den bevölkertsten Gebieten des Reiches, vielleicht unter Heranziehung der vierten Bataillone, nicht in's Gebiet der Utopien zu verweisen sein, wenn die Auffassung, daß man unter allen Umständen auch die Ueberlegenheit an Zahl der Truppen der zweiten Linie besitzen müsse, nicht schließlich überhaupt ihr Correctiv findet. Wir betonen nochmals, daß es ausgeschlossen erscheint, daß die heute im Kriegsdienst ausgebildeten und vorhandenen Millionen bei der Kürze der heutigen Kriege je völlig und vielleicht selbst nur zum überwiegenden Theil zur Perception gelangen werden, und in der ersten Linie können dieselben schon aus Mangel an Bekleidung und Ausrüstung, die nicht für alle Jahrgänge der Ausgebildeten vorhanden sein können, nicht zur Verwendung kommen. Etwas Anderes wäre es, wenn wir den Nachbarheeren etwa nicht an Führung, Ausbildung und kriegerischen Eigenschaften überlegen wären, so aber haben die neuesten Armeemanöver wieder unsere Superiorität über das französische Heer auf dem entscheidenden taktischen Gebiete glänzend dargelegt. Wir bieten jedoch heute den Nachbarheeren Gelegenheit, uns an Gediegenheit der Ausbildung und Erziehung der Mannschaft, durch eine längere Dienstzeit wie die unsere, zu erreichen, wo nicht einen Vorsprung abzugewinnen, und uns in einem Hauptwiderstandsmittel gegen den Socialismus zu übertreffen. Wir sehen ferner die Fußartillerie und vielleicht auch die Feldartillerie in die Lage versetzt, innerhalb der verkürzten Dienstzeit ihrer Mannschaft die mannigfaltigen Dienstverrichtungen dieser Waffen kaum und jedenfalls nicht sicher beibringen zu können, und bei der Infanterie, in Folge der großen Präsenzstärken, die Durchführung der Aufgaben wichtiger Glieder ihrer Chargen erschwert. Die Frage der Dienstzeit erscheint daher, namentlich auch unter dem Gesichtspunkt der Volkserziehung betrachtet, zu wichtig, um nicht aus Anlaß der Truppenberichte über dieselbe noch einmal Erörterung zu finden.

Heinrich Leuthold als Essayist.

Von
Adolf Wilhelm Ernst.
— Hamburg. —

Als Heinrich Leuthold, der Schweizer Lenau, 1879 die poesie-empfängliche Welt mit seinen kunstschönen Liedern überraschte, da war er bereits geistig todt und leiblich dem Grabe nah: weltmüde, mit wahnsinnumnachteter Seele hatte er ungefähr seit Jahresfrist seine einsame Zelle in der Kantonalen Heilanstalt Burghölzli bei Zürich bezogen. Nur zwei Mal bis zu diesem Zeitpunkt war es ihm vergönnt gewesen, die dumpfe Enge seiner leidgesättigten Lebensbahn siegreich zu durchbrechen: 1861, als Emanuel Geibel, sein treuer und hilfreicher Freund, das „Münchener Dichterbuch", eine Art Musenalmanach, herausgab, zu welchem die in dem Isar-Athen weilenden Poeten Beiträge lieferten, und 1862, als er ebenfalls in Gemeinschaft mit seinem eben genannten Sangesgenossen die „fünf Bücher französischer Lyrik" bei Cotta erscheinen ließ. Durch seine in der Münchener Anthologie veröffentlichten Poesien — genau dreizehn — die den Leser durch ihre kunstgeadelte Form und Empfindungstiefe bestachen, hatte er sich in der That als Dichter documentirt, der den „Kuß der Muse" empfangen. Weit bedeutsamer jedoch war sein Mitwirken an den „fünf Büchern französischer Lyrik". Trotzdem gerieth der Poet nach und nach wieder in Vergessenheit, wofür seiner hybriden Scheu, mit den Erzeugnissen seiner Dichtergabe an die Oeffentlichkeit zu treten, in allererster Linie die Schuld beizumessen ist, bis dann Gottfried Keller die Gedichte seines Landsmannes, nachdem dieser dem Irrsinn bereits verfallen und für die Welt gestorben war, sichtete und im Druck erscheinen ließ. Da wurde das Interesse des kunstsinnbegabten Publicums mit einem Schlage für diese

„sehnsuchtweckende Nachtigall" wach und ist es seitdem geblieben. Sind die „Gedichte" Leutholds doch erst im vorigen Jahre — fast fünfzehn Jahre nach dem Tode ihres Verfassers — in vierter Auflage in die Welt gegangen — ein für unsere kritisch-analytische Zeit, die der lyrischen Production nichts weniger als günstig gesinnt ist, wahrlich nicht zu unterschätzender Beweis für die Güte dieser gefühlsinnigen Lieder.

Mit Leutholds rein poetischer Production im inneren Zusammenhang steht seine Thätigkeit als Uebersetzer, und diese wiederum ist innig verwandt mit seinem litterar-historischen Kunstschaffen, von dem bislang nur in eingeweihten Kreisen Näheres bekannt war. Und doch verdienen seine litterarischen Aufsätze in unseren Tagen, wo die Poesie nicht mehr innerhalb bestimmt bezeichneter Grenzpfähle gebannt ist, wo ein reger Austausch dichterischer Erzeugnisse zwischen den civilisirten Völkern stattfindet, besondere Beachtung, und es wird für den Litteraturfreund eine Quelle geistiger Anregung sein, von diesen Essays Leutholds Kenntniß zu empfangen. Noch nach des Poeten Tod war nach diesen Niederschriften, wie ich von einwandsfreien Augen- und Ohrenzeugen weiß, Nachfrage.

Von den Aufsätzen Leutholds, die ich in den letzten Jahren gesammelt*), dürften namentlich die über Vertreter der französischen Litteratur interessiren. Genannt seien in dieser Hinsicht Brizeux, Barbier, Lamartine und „Ueber französische Romantiker": Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Victor Hugo, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Emile Deschamps u. s. w.

Diese Arbeiten sind zum Theil in Paul Heyses „Litteraturblatt des deutschen Kunstblattes" (Berlin, eingegangen 1858), zum Theil in der „Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen" (Darmstadt 1868) und zum Theil im „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" (1859), sowie in der „Süddeutschen Zeitung" (München und Frankfurt am Main, 1861 und 1862) erschienen, an der Leuthold Redacteur — zeitweilig sogar verantwortlicher — war**). In alle Essays hat der Autor — gleichsam zur Veranschaulichung der von ihm daselbst entwickelten schönwissenschaftlichen Untersuchungen — Uebersetzungen der behandelten außerdeutschen Dichter eingestreut, wodurch der litterarische Werth dieser Niederschriften um ein Bedeutendes

*) Der K. B. Hof- und Staatsbibliothek in München, der K. Oeffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt, die mir bei meinen Nachforschungen bereitwilligst halfen, sei auch an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen. — Die Aufsätze Leutholds werden in der dritten Auflage meines Buches „Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait" (Hamburg, C. Kloß) gesammelt erscheinen.

**) Die zahllosen politischen Aufsätze unseres Dichters, die er in der „Süddeutschen Zeitung", in der „Schwäbischen Volkszeitung", in den „Hamburger Nachrichten", in dem „Berner Bund", in der „Correspondenz Hoffmann" u. s. w. erscheinen ließ, liegen, da sie durchgehends von mehr actuellem Interesse waren, außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die es nicht mit dem Publicisten zu thun hat.

sich erhöht hat. Viele von diesen poetischen Verdeutschungen sind übergegangen in die „fünf Bücher französischer Lyrik", welches Buch, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, Leutholds Werk ist. Denn von den 104 Poesien, welche die Sammlung umfaßt, stammen nur 29 von Geibel her, wobei ich mich auf des Lübecker Dichters eigene Zeugnisse stütze; 67 Uebertragungen sind Leutholds ausschließliches Eigenthum, und bei den restirenden acht Stücken hat der Schweizer Dichter — ebenfalls nach Geibels eigenen Beweisstücken — die Hauptarbeit geleistet. Manche dieser Leuthold'schen Uebersetzungen hat Geibel seinem ästhetischen Geschmack gemäß geändert und vielfach geglättet und ausgefeilt, was bereitwilligst anerkannt werden muß. Andererseits darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß bei Weitem nicht alle Veränderungen Geibels nach Leutholds Sinn waren, und nach Publication meines Dichterportraits „Heinrich Leuthold" wurde mir öffentlich und privatim der Wunsch geäußert, die Originaldichtungen Leutholds ohne die Geibel'schen Retouchen zu sammeln und bekannt zu geben. Eine Anzahl dieser Leuthold'schen Originalübersetzungen wird der Leser weiter unten empfangen, außerdem sind daselbst mehrere Gedichte veröffentlicht, die weder in der Leuthold'schen Gedichtsammlung, noch in den „fünf Büchern französischer Lyrik" stehen.

Bevor wir jedoch an das litterarische Erbe des „volltönigen Herzensbewegers" herantreten, muß an das Wort erinnert werden, das er in seiner autobiographischen Skizze von seinen Arbeiten sagt. Das Wort, das zwar zunächst nur von seinen poetischen Productionen gilt, umfaßt jedoch auch die hier mitgetheilten litterar-historischen Arbeiten, in denen eine gute Dosis rein dichterischen Schaffens steckt, wie der Leser sehen wird. Der Satz lautet: „Meine poetischen Arbeiten sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publicum und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Welt nicht in zudringlicher Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen Producten seiner Phantasie zumuthet." Man weiß, daß Leuthold sein gesammtes hohes Wollen und reiches Können daran setzte, wenn es galt, einen Leitartikel zu verfassen, den eine überraschende Wendung in dem politischen Leben oder ein Interesse seiner Partei verursachte; man weiß ferner, daß er an der äußeren Form dieser doch immerhin mehr ephemeren Arbeiten unablässig glättete und feilte, so daß sie nicht selten dadurch ihren actuellen Werth einbüßten und Leutholds Vorgesetzte in helle Verzweiflung geriethen. Wieviel Mühe und Zeit mag der Dichter zu Arbeiten seiner eigenen Wahl, zu den litterarischen Essays, welche er nicht auf Befehl und Bestellung, sondern nach Neigung und Geschmack verfaßte, verwendet haben. Und fürwahr, liest man die folgenden Aufsätze, deren Form so concis und ciselirt, deren Urtheile — mag man auch nicht immer mit ihnen übereinstimmen

— aus Gewissen und Gesinnung geboren sind*), so ist man versucht, die Worte aus dem „Hamlet“, welche man auf ihn als Dichter angewendet, auch auf seine ästhetisch-kritischen Arbeiten auszudehnen: „O what a noble mind is here o'erthrown!“

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen möge Leuthold selbst das Wort nehmen, zunächst über den französischen Satiriker Auguste Barbier, den „wortgewaltigen Jambenschleuderer“, der mit keckem Pathos gegen den ersten Bonaparte donnerte. Die hier dargebotenen Uebersetzungen von „Das Idol“ und „Paris“ sind Leutholds Originale, die sich von den Uebertragungen in den „fünf Büchern französischer Lyrik“ in manchen Punkten unterscheiden.

Auguste Barbier.

Mon vers, rude et grossier
est honnête homme au fond
Aus den Jambes.

Der französische Dichter Auguste Barbier wurde am 28. April 1808 in Paris geboren. Von ihm erschienen: Jambes (Jambres) 1832, Il pianto (die Thräne) 1833, Lazare 1837; sodann eine Sammlung der Satires et poëmes (1837), Nouvelles Satires (1840), Chants politiques et religieux (1840), außerdem hat er theils allein, theils mit Anderen Romane, Operntexte und dergl. geschrieben, die sich von anderen Leistungen dieser Gattung nicht besonders auszeichnen. Seine bedeutendsten sind unstreitig die drei erstgenannten Bücher: Il pianto ist eine Klage um Italien, Lazare bezieht sich auf das englische Proletariat. Das schwungvollste und wirksamste Werk aber sind die „Jamben“: eine Reihe von Satiren, die die Corruption des modernen Frankreichs zum Gegenstand haben.

Ein Kind der Revolution, stand Barbier auf den Barricaden und setzte begeistert von jenem Rausch und jener Opferwilligkeit, die drei Tage lang andauerten, Gut und Blut für die Wünsche und Hoffnungen des Volkes ein; aber der klägliche Ausgang, die darauf folgende Erschöpfung und Enttäuschung berührten und stimmten ihn bitterer als irgend wen. Gerade was am französischen Volk selbst Unbeständiges und Treuloses, was Gemeines und Niederträchtiges an ihm ist, stellt er später für ewige Zeiten an den Pranger. Sein Standpunkt ist kein Parteistandpunkt, sondern ein allgemein menschlicher, ein Standpunkt, von dem aus der Dichter die Parteien überschaut und sie richtet. Nichts, was ihm verderblich scheint, keine Leidenschaft, keine Schwäche, kein Laster, so populär es auch sein mag, bleibt von seiner Geißel verschont. Einer corrupten Bourgeoisie, wie einem corrupten Proletariat, den Legitimisten wie den Anhängern des Kaiserreichs, Allen wirft er offen seinen Handschuh in's Gesicht. Es setzt dies einen Muth, wie eine Stärke des Charakters voraus, die auch seinen Feinden die höchste Achtung abzwingt.

Zuerst veröffentlichte er bald nach der Julirevolution einzeln: Die „Curée“ (das Jägerrecht), worin die thierische Gier derjenigen gebrandmarkt wird, die die Revolution zu persönlichen und dabei materiellen Zwecken ausgebeutet, dann das „Idole“ gegen den Napoleon-Cultus, dann die „Popularité“, eine Satire auf diejenigen, die sich vor dem Volke, vor jener „sainte canaille à pied nu“ prosterniren, um ihr mit süßen Worten die Kastanien abzuschmeicheln, die sie eben aus dem Feuer geholt hat. Am Schluß ermahnt der Poet und Citoyen die Staatslenker: „Nichts so sehr zu suchen, als

*) Leuthold war ein geschworener Feind jedweder Kameraderie; als Kunstrichter war sein Urtheil streng, aber nie parteiisch. Mittelmäßige Talente und aufgeblasene Litteraturmacher haben seine spitze Feder oft genug fühlen müssen. Andererseits kargte er durchaus nicht mit seinem Lob, wo er auf wahre Begabung stieß.

des Volkes Achtung, Nichts so sehr zu fürchten, als seine Liebe" (eine Anschauungsweise, die freilich mit dem Kaiserhaß des Dichters nicht ganz vereinbart scheint).

Wie Blitze fielen diese Satiren in die dumpfe, stickstoffhaltige Atmosphäre seiner Zeit und blieben auch neben der „Cuve", einer Schilderung des Schmutzes und der sittlichen Verkommenheit der französischen Hauptstadt, einer daguerrotypisch-treuen Charakteristik des Pariser Pöbels, das Bedeutendste der bald darauf unter dem Titel „Jamben" erschienenen Sammlung, welcher der Dichter eine solche Berühmtheit verdankte.

Barbiers Art, zu schildern, mahnt zuweilen an Dantes „Inferno". An realistischer Nacktheit des Ausdrucks überbietet er Alles, was die romantische Schule in Frankreich Aehnliches hervorgebracht. Außerdem hat er mit dieser Schule den Mangel des Maßvollen, die Verachtung aller conventionellen metrischen und ästhetischen Gesetze gemein. Er übertreibt, aber er carikirt nicht. Er übertreibt nicht in's Lächerliche und Fratzenhafte, sondern in's Erschreckende, in's Große, Gigantische und so, daß seine Schilderungen bis in's Einzelste durchaus wahr bleiben. Seine wirksamste Stärke liegt in der markiggewaltigen Darstellung. Seine riesigen Bilder sind ebenso überraschend als treffend. Seine Verse haben im Gegensatz zu jener afterclassisch-geleckten Correctheit eines Boileau etwas Ungleiches, Wellenschlagähnliches (Brandendes), Aufbäumendes, was dem eigenthümlich hinreißenden Ungestüm seines Stils sehr zu Statten kommt. An Wucht der Sprache ist ihm kein neuerer Dichter irgend einer Nation vergleichbar.

Diese Gedichte, in welchen die Faulheit der Zustände in Frankreich, die bodenlose Entsittlichung der Familie mit den lebendigsten Farben bis zu einer fast anekelnden Lebenswahrheit dargestellt wird, sind allerdings keine Lectüre für Pensionstöchter; aber Barbiers letzte Absicht ist nichtsdestoweniger eine durchaus moralische, eine humanitäre und reformatorische. Die Poesie freilich ist ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel, und mit Recht macht man ihm vom Standpunkt der Kunst aus den Vorwurf, der alle Tendenz trifft.

Barbier ist reich und unabhängig und könnte sich sein Leben so behaglich als möglich einrichten. Außerdem ist der Grundton seines Gemüthes unverkennbar — zum Ueberflusse sagt er es selbst gelegentlich — ein weicher, lyrischer. Daß er sich trotzdem in's Gewühl der Parteien stürzt, daß er den Kehricht der Straße durchsucht und mit einer ihm ursprünglich nicht eigenen Lyrik der Sprache die Corruption aller gesellschaftlichen Schichten seines Vaterlandes schildert, Alles um einer kosmopolitischen Tendenz willen, der er sein Leben opfert und wahrscheinlich nutzlos opfert, — das flößt selbst den Besseren unter dem französischen Volke Achtung ein. Aber Niemand wird sich wundern, daß Barbier trotzdem in seinem Vaterlande nicht eigentlich populär geworden, denn wie könnte die eitelste aller Nationen einen Dichter lieben, der ihr einen so wenig schmeichelnden Spiegel vorhält? Barbier ist für Frankreich eine jener Erscheinungen, wie sie sonst nur dem Verfall eines Volkes vorauszugehen pflegen. Er erinnert an Juvenal und Tacitus. Was das nachstehende Gedicht, das „Idol", betrifft, so überlassen wir es dem Leser, die Parallele zu ziehen zwischen der Zeit, die dasselbe hervorgerufen, zwischen der Zeit des ersten und der des jetzigen Napoleons.

Aus den „Jamben" von Auguste Barbier.

Das Idol.

I.

Heizburschen, auf, geschwind, Steinkohlen bringt und Eisen,
Und Zinn und Kupfer wälzt heran!
Du mit der Schaufel, auf, des Feuers Gier zu speisen!
Schüre und wühle um, Vulkan!
Dem großen Ofen wirf die Nahrung hin in Massen,
Nur mehr, noch immer mehr hinein!
Das drückende Metall mit scharfem Zahn zu fassen,
Muß feurig erst der Rachen sein.

Gut nun, die Flamme loht und flackert auf unbändig,
Heiß, unerbittlich, roth wie Blut;
Sie stürzt sich vom Gewölb' und rasend, wie lebendig,
Greift sie die Barren an in Wuth.
Nun fängt ein Jauchzen an, ein Heulen und Umklammern;
Kupfer um Zinn, Eisen um Blei,
Das dreht, reckt, windet sich und reißt, als ob's ein Jammern
Verdammter in der Hölle sei. —
Vollendet ist das Werk und das Metall geschmolzen,
Die Flamme zuckt und ist vorbei;
Der Erzfluß wallt und zischt; he! Heizer thu dem Stolzen
Die Pforten auf und laß ihn frei!
Auf, Ungestümer! auf und löse Deine Fessel,
Dem Bergstrom gleich, der tobt und brüllt,
Des Aetna Flamme gleich, die aufspringt aus dem Kessel,
Dein knechtisch Loos ist nun erfüllt.
Die Erde öffnet sich dem wilden Strom von Lave,
Unbändiger! stürz' Dich im Lauf
In Deine Stahlform nun, geh' unter als ein Sklave,
Als Kaiser stehst Du wieder auf.

II.

Und stets Napoleon; sein großes Bild noch immer!
Was dieser Mann, vom Krieg berauscht,
Uns doch gekostet hat, Blut, Schande und Gewimmer,
An etwas Lorbeer ausgetauscht!
Das war ein trüber Tag, den Frankreich vom Geschicke
In jener Schreckenszeit empfing,
Als vom Gestell herab sein Abbild, das antike,
Gleich einem Dieb am Hanfseil hing,
Den Frembling sah man da am Fuß der hohen Säule,
Gebeugt auf's Tau, das wie vor Schmerz
Geseufzt, mit des „Hurrah“ eintönigem Geheule
Erschüttern das gewaltige Erz,
Und als nach tausend Müh'n der Block, der fürstengleiche,
So sank, daß erst des Spottes Ziel,
Das Haupt nachriß den Rumpf, worauf die eh'rne Leiche
Lauttönend auf das Pflaster fiel,
Zog der stupide Hunn', die Haut voll Schmutz und ranzig,
Mit gierem Blick, erhitztem Hirn,
Im Kothe Angesichts von Frankreichs vier Mal zwanzig
Provinzen unseres Kaisers Stirn.
Ha, wer ein Herz besitzt, dem ist der Tag ein Schrecken,
Der eine ewige Mahnung bleibt;
Im Antlitz Frankreichs ist's der unvertilgte Flecken,
Den Nichts, als nur der Tod vertreibt.
Als auf die Wagen sich der Feind gleich schlechten Gütern
Die Marmorbilder laden ließ,
Als von den Bäumen er, sein Roß damit zu füttern,
Sogar die Rinde schälen hieß,
Als er in unser Fleisch die Zähne eingebissen,
Die Hand in unser Blut getaucht,

Als er uns unser Brot, ja selbst dem Mund entrissen
Die Luft, die man zum Athmen braucht,
Als — hört's Ihr Jünglinge! — die Brüste und den Nacken
Entblößt, noch immer schön zu schau'n,
Dem gierig stumpfen Blick, dem Pesthauch der Kosacken
Sie preisgegeben uns're Frau'n . . .
Wie damals auch der Ruhm, wie uns're Größe schmelzen,
Und sinken mocht' in Schmach und Hohn,
Auf Einen konnt' ich nur die Wucht des Hasses wälzen . . .
Fluch über Dich, Napoleon!

III.

O, Corse, glattbehaart, wie war Dein Frankreich prächtig
Im Sonnenschein des Messidors!
Ein edles Mutterpferd, schnaubend, unbändig, mächtig,
Erhob'nen Kopfs, gespitzten Ohr's,
Mit breitem, starkem Kreuz, von dem noch roth und dampfend
Das Blut der Könige troff; dabei
Scheuend und stolz, den Grund der Vorzeit trotzig stampfend,
Zaumlos und zügellos und frei.
Da gab es keine Hand, die es gewagt zu streicheln,
Die es geschirrt hätt' und bezähmt,
Kein Zorn des Fremden zwang's, und Keiner zwang's mit Schmeicheln,
Daß es dem Sattel sich bequemt;
Jungfräulich war sein Haar, freiflatternd seine Mähne,
Sein Blick ein Blitz, sein Kreuz geschwellt
Und stets bewegt, und stramm und straff war jede Sehne;
Sein Wiehern schreckte eine Welt.
Da kommst Du; — wie Du rasch als Kenner solche Lende
Und Haltung mit Begier gewahrst,
Ergreifst Du, ein Centaur, die Mähne, springst behende
Hinauf, gestiefelt, wie Du warst,
Und weil es denn Geklirr von Waffen liebt, von blanken,
Und Trommelschlag und Pulverdampf,
Giebst Du die Erde ihm zur Rennbahn ohne Schranken,
Zum Zeitvertreibe Kampf auf Kampf,
Und gönnst ihm weder Schlaf noch Rast, Du harter Treiber;
Du spornst es stets in wilder Lust,
Daß es wie Wüstensand zermalmt die Menschenleiber,
Im Blute watend bis zur Brust.
So fünfzehn Jahre lang, Geschlechter zu zertreten,
Verliehest Du ihm den Beruf,
Ja, fünfzehn Jahre lang Völker auf Völker kneten
Mußt es mit seinem harten Huf,
Bis daß es endlich müd' von diesem steten Treiben,
Von dem kein Ende abzuseh'n,
Müd', auf dem Erdball rings die Menschen zu zerreiben,
Wie Wolken Staubs sie aufzuweh'n,
Anhielt, schnaufend, erschöpft, auf Leichen und auf Torsen,
Dem Sinken nah', mit mattem Knie,
Und ihn um Gnade bat, den ungestümen Corsen; —
Doch, Henker, Du erhörtest's nie!

Dein nerviger Schenkel zwang es heftiger, und tiefer
Drang in die Weichen ihm Dein Sporn,
Wendend das Stahlgebiß am schaumbedeckten Kiefer
Brachst Du die Zähne ihm vor Zorn.
Auffsprang's, unfähig nun, noch in's Gebiß zu fletschen,
Jedoch in einer Schlacht, todtwund, gesprengten Gurt's,
Fiel es verendend hin auf Bomben und Kartätschen
Und brach die Rippen Dir im Sturz.

IV.

Nun stehst Du wieder auf von Deinem tiefen Falle,
Ein Aar zur Sonne schwebst Du schon;
Hochfliegend thront er neu ob unserm Erdenballe,
Zum Himmel steigt Napoleon.
Er ist kein Dieb, der Reich um Reich an sich gerissen,
Ein ewiger Ruhm ist ihm verbürgt,
Ihm, der einst mit dem Sammt von seines Thrones Kissen
Die Freiheit mitleidslos erwürgt,
Auch nicht des heiligen Bund's Sträfling, der in die Wildniß
Des Felseneilands sterben ging,
Am Fuß' die Kette, dran nachschleifend Frankreichs Bildniß
Gleich der Galeerenkugel hing,
Nein, nein! Napoleon ist nicht mehr schmutzbesudelt,
Seit seine Schmeichler mit Gesang,
Seit Lügendichter ihn in Oden lobgehudelt;
Cäsar rückt vor zum Götterrang.
Von allen Wänden strahlt sein Bild, von allen Mauern,
An allen Straßenecken tönt
Sein Name, wie er nur in Schlacht- und Kugelschauern
Und Trommelwirbeln einst gedröhnt.
Und von dem Stadtgebiet des Wohlstands und der Rente
Täglich, ein alter Pilger, steigt
Paris herab, daß es vor seinem Monumente
Die hohe Stirn im Staube neigt.
Und dort, die Arme voll von Palmen, ephemeren
Und Blust, womit man reich umrankt
Dies Erz, das Mütter nie beschau'n, weil ihren Zähren
Es seine Größe nur verdankt,
In Wamms und Blouse tanzt mit leichtbeschwingter Sohle
Um ihn, den man den Großen pries,
Bei Pfeifen und Schalmei'n die lustige Carmagnole,
Um seinen Kaiser tanzt Paris.

V.

Sanftmüthige Herrscher, geht, geht nur vorbei, von dannen,
Ihr Träger reinen Menschenthums!
Ihr Weisen fort, macht Platz dem Thoren und Tyrannen;
Für Euch giebt's keinen Strahl des Ruhms!
Umsonst nahmt Ihr vom Volk die Ketten und vergebens
Habt Ihr ihm Müh' und Schweiß erspart,
Umsonst geebnet ihm die Pfade seines Lebens;
Es dankt Euch Niemand, was Ihr war't.

Nur selten bleibt, wenn je nach Euers Sterns Erblassen
Nicht Euer Name ganz erlischt,
Ein dünner Streif zurück auf den meerstillen Massen
Des Volks, den jeder Wind verwischt.
Vorbei, vorbei! für Euch giebt's keine eh'rnen Bilder,
Kein Lorbeer ist für Euch gereift;
Die Nachwelt denkt allein des Mannes, der in wilder
Schlachtwuth das Volk zum Tode schleift,
Der faulen sein Gebein im Norden läßt und Süden,
Im Eisfeld und in Sümpfen feucht,
Für den es Steine schleppt zum Bau von Pyramiden
Und unter dessen Joch es keucht.
Das Volk — was ist das Volk? Die Dirne, die berüchtigt,
Die Schenkendirn, die sich besäuft,
Die nur den Buhlen mag, deß' Eisenarm sie züchtigt,
Der sie mit Flüchen überhäuft.
Ein solcher Mann macht ihr das Strohnest ganz erträglich,
Und brünstig liebt sie ihn und heiß,
Wenn er sie zankt und schlägt, wenn er die Peitsche täglich
Mit derber Faust zu führen weiß.

Das nachfolgende Gedicht gehört ohne Zweifel mit zu den bedeutendsten des französischen Satyrikers. Die in den „fünf Büchern französischer Lyrik" enthaltene Verdeutschung Leutholds enthält vielfach von Geibels Hand stammende Aenderungen, die zur Hauptsache sich auf die äußere Form (Wortstellung) und auf die Milderung einiger Ausdrücke beziehen. Ob die Treue des Originals, seine sinnkräftige Klangfarbe darunter gelitten hat, soll hier nicht untersucht werden.

Paris (la cuve).

Ein Höllenkessel ist, ein Ofen ist hienieden,
Er heißt Paris: da ist ein ewig Glühn und Sieden,
Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulcan, der Menschenmassen wälzen
Im Bauche muß und keucht, sie ewig umzuschmelzen,
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt,
Und Auswurf jeden Volks mit gleicher Gier verschlingt,
Der, kommt der Schlamm in Fluß durch unsichtbare Gluthen,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überfluthen.

In diesen Kothpfuhl tritt der rosige Sonnentag
Mit seinem reinen Fuß nur selten und nur zag;
Da summt und rauscht es stets und qualmt wie eine Esse,
Die dichter Dunst bedeckt, wie Schaum ein voll Gefäße;
Niemand schläft hier; das Hirn sinnt, müht sich unverwandt,
Sowie der straffe Strang des Bogens, den man spannt;
Auf Drei lebt Einer nur, der frei in Lüften endet,
Nie wird dem Sterbenden das letzte Oel gespendet,
Und blieb noch hie und da ein Heiligthum verschont,
So sagt es nur: einst hat auch hier ein Gott gewohnt.

Wie mancher Altar sank hier hin und ward geschändet,
Wie manch' Gestirn erlosch, eh' es den Lauf vollendet,
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift,
Wie mancher Jugend ward die Blüthe abgestreift,
Wie manches Wagens Wucht hat junge Saat getödtet,
Wie manches Herrschers Grimm hat hier den Staub geröthet,
Die Revolution, im Fluge düster, groß,
Hier barst sie oft; allein — nur Blut enthielt ihr Schooß.
So daß dem Menschen, der nicht weiß, was thun, was lassen,
Hier eine Gier nur blieb, die Gier, nach Gold zu fassen.

O Elend! muß denn heut nach tausendjährigen Wirren,
Umstürzen ohne Zahl, Versuchen, eitlem Irren,
Nach Thronen, die zerschellt, und Purpur, der zerfetzt,
Nach Reichen, die wie Sand zerronnen — muß denn jetzt
Noch die Vagantin Zeit, die Alte, deren Fuß
Behaglich niedertritt, was einmal fallen muß,
Die manche Weltstadt schon, verfault in üppigem Laster,
Die Rom hinweggekehrt, wie Schmutz vom Straßenpflaster,
Muß heute noch die Zeit, zweitausend Jahre älter,
Ein Loch voll Kehricht sehn gleich Romas Kothbehälter?

Das gleiche Fieber hier, gleichgroße Gier und Lärmen
Der Geier, die das Aas des Kaiserreichs umschwärmen.
Und eine gleiche Schaar von bleichen Senatoren,
Heuchler und Kuppler auch, zu gleichem Fluch geboren,
Der gleiche Kirchenspott, vor Gutem gleiche Scheu,
Gleich großer Hang zum Spiel und Durst nach dem, was neu,
Gleich sittenloser Pomp, Schamlosigkeit, Gekreisch
Und gleiche Lüsternheit in Knochen und in Fleisch;
Ein Ueberfluß ist hier an Lastern, gleich enormen,
Nur fehlt Italiens Luft, der Zauber seiner Formen.

Der Pöbel von Paris, das ist der Straßenschreier,
Schmächtig, das Antlitz fahl, wie ein verschliffner Dreier,
Das ungezogne Kind, der Taugenichts, der träg
Umstreunt*), auf Streiche sinnt, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält und pfeift und Gassenhauer
Hinsummt und schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
Dies Kind glaubt Nichts; es speit die Mutter an — und Gott
Und alle Heiligen sind ihm ein schnöder Spott;
Kurz, was nur liederlich, spukt in des Schlingels Hirn,
Das reife Laster ist's auf fünfzehnjähriger Stirn.

Zwar kühn ist er, ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! mit diesem Schrei trotzt er im Schlachtgetön
Den Kugeln; wenn er fällt, so fällt er stolz und schön.
Doch eben so beherzt folgt er der Schaar der Meuter,
Zu jeder bösen That die Hände willig beut er;

*) verschlendert.

Oft sieht er schadenfroh in aller Seelenruh'
Der Noth, dem bangen Schreck achtbarer Bürger zu,
Oft staub- und schweißbedeckt zischt, heult er mit der Rotte,
Und lästernd würf' er selbst den Stein nach seinem Gotte.

O Pöbel von Paris, herzlos verkommne Rasse,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein der Gasse!
Du Meer, deß' Zorngebrüll wie Todesahnung schlägt
An's Ohr des Zitternden, der eine Krone trägt,
Das himmelhoch drei Tag geschleudert seine Massen,
Dann wieder fiel und nun träg daliegt und gelassen,
Volk, einzig in der Welt, erschreckendes Gemisch
Von Greisensünden und von Jugendkraft, die frisch,
Volk, das mit Lastern spielt wie mit dem Tode! — immer
Staunt Dich die Menschheit an, doch sie begreift Dich nimmer!

Ein Höllenkessel ist, ein Ofen ist hienieden,
Er heißt Paris; da ist ein ewig Glühn und Sieden,
Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt,
Drei Mal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulcan, der Menschenmassen wälzen
Im Bauche muß und keucht, sie ewig umzuschmelzen,
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt,
Und Auswurf jeden Volks mit gleicher Gier verschlingt,
Der, kommt der Schlamm in Fluß durch unsichtbare Gluthen,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überfluthen.

Der nächste Essay enthält eine feinsinnig geschriebene Studie über Julien Auguste Pélage Brizeux (1806—1858), dem man 1889 in seiner Geburtsstadt Lorient in der Bretagne ein würdiges Denkmal gesetzt hat. An dieser Gedenkfeier nahmen Schriftsteller, Dichter, Künstler und hohe französische Staatsmänner, u. A. auch der damalige französische Ministerpräsident Floquet Theil. Brizeux' „Oeuvres complètes" erschienen zweibändig 1884. Die Perlen seiner Poesien sind durch Frau Sanitätsrath Dr. Sophie Hasenclever in Düsseldorf, die geistvolle Tochter Wilhelm von Schadows, in einer vorzüglich gelungenen Uebersetzung dem deutschen litterarisch gebildeten Publicum zugänglich gemacht (1884). Die Leuthold'sche Arbeit nebst den darin dargebotenen Nachdichtungen stammt aus der zweiten Hälfte des fünften Decenniums unseres Jahrhunderts. „Die Najade" und „Dreitheiliger Gesang" stehen weder in der Leuthold'schen Gedichtsammlung, noch in den „fünf Büchern französischer Lyrik", während „Marie", „Befiehl nur, und ich will gehorchen," sowie „Die Frauen" — das zweitgenannte unter dem Titel „Entsagung" — mit den Geibel'schen Veränderungen in die Geibel-Leuthold Anthologie übergegangen sind.

Ein bretonischer Dichter.

(Auguste Brizeux.)

Aehnlich, wie man etwa beim Besteigen eines hohen Berges zuweilen auf einzelnen besonders dazu geeigneten Punkten Rast macht und den zurückgelegten Weg mit einem gewissen prüfenden Wohlbehagen übersieht, so treten auch in der Entwicklungsgeschichte

der gesammten Menschheit Ruhepunkte ein. Namentlich giebt es Zeiten litterarischer Ebbe, die ganz besonders zu dieser Beschaulichkeit einladen und den Hang begünstigen, durch ein eingehenderes Studium der Heroen früherer Litteraturperioden sich gewissermaßen für den Mangel an großen zeitgenössischen Erscheinungen schadlos zu halten. Eine solche litterarische Ebbe — im Gegensatz zu einer ungewohnten Rührigkeit auf materiellem Gebiet, einer auffallenden Neigung zur exacten und praktischen Seite des menschlichen Wissens — charakterisirt gegenwärtig so ziemlich die Culturbestrebungen aller Nationen. Auch in Deutschland sind die namhafteren Dramatiker sowohl als die hervorragendsten Lyriker in letzter Zeit gestorben oder verstummt. Und hinter den noch Lebenden (wie Gustav Freytag und Paul Heyse, Ed. Mörike und Emanuel Geibel, F. Freiligrath und Hermann Lingg) steht kein Nachwuchs von irgend erheblicher Bedeutung. Die jüngeren, und vielfach selbst die schon erprobten und renommirten litterarischen Talente (wie Moritz Hartmann und Alfred Meißner) werfen sich auf die Publicistik und die materiell ungleich lucrativere Unterhaltungs-Litteratur, wenden sich dem kritischen oder litterarhistorischen Fach zu oder gehen gar — unter die Uebersetzer. So sind, um in dieser letzteren Hinsicht blos ein Beispiel anzuführen, seit den verflossenen 10 Jahren allein in Deutschland mehr Anstrengungen als je früher gemacht worden, um den einen Shakespeare zu erklären, in das rechte kritische Licht zu stellen und würdig zu übersetzen. Und mag man es nun als einen Vorzug oder Nachtheil des deutschen Geistes ansehen, als eine Thatsache wird man es jedenfalls anerkennen müssen, daß kein Anderer so wie der Deutsche berufen und befähigt ist, sich die litterarischen Schätze aller übrigen Nationen zu eigen zu machen.

Wenn wir die liebenswürdigen Leser mit diesen ihnen selbst wahrscheinlich ebenso genau wie uns bekannten Wahrheiten behelligen, so geschieht es im Grunde blos deshalb, um uns dadurch die Erlaubniß zu erwerben, ihnen in nachstehendem Aufsatz einen neueren Dichter vorzustellen, der, obwohl zur Zeit in Deutschland noch soviel wie gänzlich unbekannt, uns nichts destoweniger würdig scheint, ein Liebling der Frauenwelt und der Familie zu werden. Der am 3. Mai d. J. (1858) in Montpellier verstorbene Dichter A. B. wurde im Jahre 1806 in Neër, im Scorf-Thale, an den Ufern des von ihm vielfach besungenen Ellé in der Bretagne geboren. Seine erste Jugenderziehung verdankte er einem Priester aus seiner Verwandtschaft, die weitere Ausbildung einem gewöhnlichen Collège. Die griechischen und römischen Meister waren ihm früh geläufig, und seine Neigung für Virgil blieb dem Dichter sein ganzes Leben hindurch. Mit 20 Jahren kam Brizeux nach Paris und wurde mit den ersten Größen der romantischen Schule bekannt. Wie sehr er sich von ihrem Einflusse rein zu halten wußte, beweist „Marie“, das 1. Buch unseres Dichters, das zuerst im Jahre 1831 erschien und seither mehrere mannigfach umgeänderte Auflagen erlebt hat.

Marie ist eine Sammlung von Elegien oder Idyllen, deren Gegenstand Erinnerungen an eine Jugendliebe sind, die, untermischt mit andern kleinen Gedichten, von Zeit zu Zeit wiederkehren, wie eine weich-melodische Klage, wie der Ton einer Harfe, über die der Wind zieht. Kein Wunder, daß diese Aeolsharfe bei dem grellen Fanfarengeschmetter der damals gerade im höchsten Triumph einherschreitenden Romantiker überhört wurde. Um so aufmerksamer lauscht jetzt ein schönheitsinnbegabtes Publicum auf diesen Wohllaut, seit die rauschende Musik der Romantik par excellence in den pikant sein sollenden Nichtigkeiten, den kleinlichen Schnurrpfeifereien und der gesuchten Geschmacklosigkeit ihrer jüngsten Vertreter, wie Théophile, Gautier, Arsène, Houssaye u. A. etwas matt und mißtönend ausklingt.

Zur Zeit jener Jugendliebe, die Brizeux feiert, war Marie 12-, er selbst 15jährig. Marie ist ein anspruchloses Bauernkind im Kopfschmuck aus Hanfleinwand, in rothem Mieder und gestreiftem Rock, das sich seither mit einem Pächter verheirathet hat und die Gedichte ihres ersten Geliebten nie lesen wird, nicht blos weil dieses ungebildete Naturkind der Bretagne nicht französisch, sondern weil es überhaupt nicht lesen kann.

Wenn sich französische Kritiker darüber den Kopf zerbrachen, warum Brizeux freiwillig auf sein ganzes Lebensglück verzichtet, warum er Marie nicht den Händen eines rohen Bauern entrissen, sie geheirathet und erzogen habe, so scheint es uns eine müßige Arbeit, dieses Räthsel lösen zu wollen, und wir beschränken uns darauf, von vornherein den Cyclus „Marie" als das legitimste Kind der Muse unseres Dichters, als seine anmuthigste, reinste, natürlichste, gelungenste Schöpfung zu bezeichnen.

Werfen wir erst einen raschen Blick auf die späteren Leistungen, um nachher mit allem Behagen bei dieser ersten Sammlung verweilen zu können.

Mit dem Werke „la fleur d'or" („Die Goldblume"), zuerst erschienen unter dem Titel les ternaires (die Dreizahl oder die Dreizähligen) wollte Brizeux wahrscheinlich eine Art von Erbauungsbuch in Versen geben. Der ursprüngliche Titel rührt von einer bizarren philosophischen Schnurre des Verfassers her, das Buch zum größten Theil in eigenthümlichen Terzinen oder dreiversigen Strophen zu schreiben, die meist einen gnomischen Charakter haben und das Ganze als den poetischen Reflex einer dritten Entwickelungsphase seines geistigen Lebens zu betrachten.

In diesem Buche ist die Sprache kräftiger und männlicher als in „Marie". Anlage und Ausführung sind durchdachter und philosophischer. Die Gedanken sind meist wahr, von jener Wahrheit, welche die Erfahrung lehrt. Aber bei alledem vermißt man nur ungern die Unmittelbarkeit der Empfindung oder die Empfindung überhaupt, die uns in „Marie" so sehr anspricht. Doch können wir nicht umhin, auf eine schöne, einfache Erzählung, ein ergreifendes Bild der Aufopferungsfähigkeit, „Jacob der Maurer" und auf das an Contrasten und Reflexionen reiche Gedicht „Das alte Collegium" aufmerksam zu machen. Die hinzugefügten Reisebilder oder Reiseeindrücke aus Italien und vom Mittelmeer sind eine Frucht mehrmaligen Aufenthaltes in Italien, das Brizeux theils mit seinem Freunde Auguste Barbier, theils allein bereiste. Das locale Colorit in der ersten Sammlung bis in's kleinste Detail so überraschend naturwahr, ist hier oft unsicher. Die Verse sind schön, aber statt der früheren, anmuthigen Breite ist der Stil zu concis, zu gesucht-lapidar. — Manches bleibt dem Leser, wenn er nicht selbst Italien genau kennt, ohne Commentar unverständlich. — Nur hier und da klingen wieder jene Glockentöne echt-poetischen Gefühls mit all ihrem Zauber an, so, wenn der Dichter von Blumen, die er an der Rivièra findet, an die Heimat, von einem die piva spielenden Kind des Südens an den Corn-boud der fernen Bretagne erinnert wird.

Die „Bretonen" (les Bretons, erschienen 1835) sind nicht etwa eine epische Verherrlichung der Vorfahren dieses an Geschichte und Sage reichen Volkes, sondern eine moderne Sittenschilderung, bald von weicher Anmuth, bald von seltener Hoheit und Größe, zuweilen mit erschütternden Episoden. — An diesem Werke hat Brizeux am längsten gearbeitet. Es zeichnet sich aus durch die sorgfältigste Detail-Vollendung ohne unwesentliche ermüdende Breite, durch das bald typische, bald portraitähnlich-individuelle Gepräge der Gestalten, und die specifisch locale oder provinzielle Physiognomie des Ganzen. Von welch täuschend realistischer Wahrheit sind darin namentlich „Die Kämpfer", wie gelungen in der Form, wie wahr und rührend in der psychologischen Durchführung „Die Conscribirten". Man wirft dieser Dichtung Mangel an Einheit, an innerem Zusammenhang vor. Wir finden den Zusammenhang in der Intention des Dichters, das bretonische Volk in seinen verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten dem Leser vorzuführen. Wir lassen die Franzosen darüber streiten, ob sie „Die Bretonen" ein poème, oder wie Gustave Planche meint, einen Roman in Versen nennen wollen, und begnügen uns mit der Anerkennung, daß, wenn Marie die schönste Blüthe unseres Dichters wirklich ist, die Bretonen wenigstens den meisten Anspruch darauf haben, für seine reiffste Frucht zu gelten.

„Primel und Nola" ist eine poetische Erzählung, worin die fast flämisch-realistische Schilderung des Landlebens an „Marie" erinnert. Der Stoff ist kurz folgender: Ein Tagelöhner, verliebt in eine junge, reiche Wittwe, von ihr wiedergeliebt und ihres Be-

sitzes gewiß, will sie nicht eher heirathen, als bis er im Schweiße seines Angesichts das Geld zum Hochzeitsanzug erworben hat. — So poetisch dieser Vorwurf sein mag, er ist nicht glaubwürdig, nicht wahrscheinlich; es liegt hier etwas Gesuchtes selbst in der Sinnigkeit, eine gewisse Raffinirtheit, die an die Romantiker mahnt. — Hierzu kommt noch, daß Guen — Nola, freilich um ihre arme Mutter zu unterstützen, ihre erste Jugend einem alten Manne geopfert, den sie nie liebte, der aber reich war, daß ihr Vermögen ein von diesem Mann ererbtes ist, von dem Primel, der Tagelöhner, wohl weiß, daß, nachdem er sich durch seine selbst auferlegte Arbeit das Geld zum Hochzeitsanzuge erworben, es als eine unerbittliche Zugabe zu der Hand der schönen Wittwe bleiben wird. Dabei drückt sich Primel, der Feldarbeiter, in der subtilsten Kunstlyrik aus, die einem Lamartine Ehre machen würde. Wir führen diese Einzelheiten an, damit sich Niemand darüber wundere, daß in Frankreich, wo „Marie", das in seiner natürlichen Wahrheit echt poetische Buch, nur langsam und nur bei wenigen Leuten von Geschmack Eingang fand, „Primel und Nola" sofort Aufsehen machte und von allen Werken unseres Dichters am meisten Anwartschaft auf Popularität hat.

„Die neue Poetik" („poétique nouvelle") ist eine didaktische Dichtung in drei Gesängen. Im ersten erklärt Brizeux die Entstehung des Idylls aus dem primitiven Naturgefühl und der Religion, im zweiten den Zusammenhang der Satire mit den Beobachtungen städtischer Corruption; im dritten Gesang führt uns der Dichter nach Rom und bringt damit das Epos in Beziehung, geht aber der reichsten Quelle epischer Dichtung, der Geschichte, den Erinnerungen an eine große Vorzeit, die hier so nahe liegen, wie absichtlich aus dem Wege, philosophirt über Religion und Kunst und erzählt uns seine eigenen Erlebnisse, die fast nur so weit von Interesse sind, als das persönliche Interesse am Erzählenden selbst reicht. Mag auch der Plan dieser „neuen Poetik" nicht ohne Sinn, mögen einzelne Stellen nicht ohne Schönheit sein, wir finden im Ganzen zu viel Abenteuerliches, Unvollständiges, Unentwickeltes, zu wenig Einheit und System und suchen seinen Hauptwerth darin, daß es eine Art von Entwickelungsgeschichte des Dichters selbst ist.

Am besten nimmt sich Brizeux in seinem nationalen Gewand aus. Er hat für die Bretagne eine ähnliche Bedeutung, wie Burns für Schottland. Doch ließen sich vielleicht auch Schattenseiten durch seine provinzielle Eigenthümlichkeit erklären. In den eben genannten späteren Werken ist die Form nicht immer tadellos; häufig entbehrt der Reim alles Reichthums und Wohllauts, die Verse sind zuweilen schwunglos und mühsam, fast unbehilflich. Auch dem Gehalt nach finden sich gerade da, wo Brizeux seinen Horizont zu erweitern meint, Stellen, die uns durch ihre Dürre und Magerkeit an die Steppen und Dünen der Bretagne mahnen.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht über die litterarische Thätigkeit des Sängers der „Marie" kehren wir zu dieser selbst, zu der ersten, nach unserem Erachten werthvollsten Sammlung zurück, die allein ausgereicht hätte, Brizeux eine dauernde und ehrenvolle Stelle in der neuen französischen Litteratur zu sichern. — Diese anmuthigen Idyllen sind nicht blos eine poetische Verklärung der Jugendgeliebten, sondern auch der ganzen Heimat des Dichters. Es weht uns aus diesem Buche Etwas an, wie der schwache aber durchdringende Duft der Haidekräuter der Bretagne. Keusch, anspruchslos, fast scheu tritt uns der stille, heitere Sänger der Natur, der unschuldigen Liebe, des kindlich-naiven Glaubens und der ländlichen Ruhe entgegen, und ganz gewähren ihm hier die Geister der Felder und Steppen seiner Heimat, um was er sie anderswo (am Eingang zu „Primel und Nola") anruft:

„Gießt Frieden über mich, daß ich ihn wiedergebe."

Nur mit wohlbegründeter Schüchternheit versuchen wir, hier zwei dieser reizenden Genrebilder aus dem Cyklus „Marie" zu übersetzen, da wir uns nicht darüber täuschen, wie unmöglich es ist, jenen poetischen eigenthümlich-lokalen Hauch, der über diesen Bildern schwebt, in irgend einer Uebersetzung ganz wiederzugeben.

I.

Du trauter Bauernhof! wie oft erschau' ich Dich,
Wie oft, wenn Nachts am Strand das Leben tost um mich,
Seh' ich am Horizont, wo die Kamine rauchen,
Die Dächer Deines Dorfs aus Blättermeeren tauchen!
Drauf schwebt ein dünnes Grau; kein Ton durchdringt die Luft,
Als wenn dem Kind weither vom Feld die Mutter ruft,
Als wenn ein junger Hirt, indeß die Kuh am Pflocke
Behaglich grast, anstimmt gleich einer fernen Glocke
Sein altbretonisch Lied, ein Lied so sanft und weich,
Daß, wenn ich's singen würd', Ihr weintet alsogleich. —
Waldrauschen, Wiesenduft, Strohhütten, grau und finster,
Du schmaler, weißer Pfad durch Haidekraut und Ginster,
Ihr schwebt mir vor, wie einst, da barfuß ich als Kind
Das Thor erstieg und floh zur Meierei geschwind,
Und Alles das im Geist zu sehn und zu belauschen,
Kann heute noch mein Herz verjüngen und berauschen.
Auch lass' ich jeden Tag mir wiederum erstehn
Strohdach und Wäldergrün, wie ich sie einst gesehn;
Ich schau' am Brunnenrand die Magd mit ihren Krügen,
In Blüthen steht der Hanf, umsummt von Bienenflügen;
Waschhaus und Tenne hier, dort Feldgeräth und Kober,
Hier Aepfel aufgehäuft, dort heugefüllt den Schober,
Am Thor des Eingangs ruhn die Ochsen aus, die fetten,
Und auf dem Hausflur hier liegt frisches Stroh zu Betten.
Eintret' ich, — Alles ist nachtdunkel erst und stumm,
Nur an die Decke schräg fällt auf ein Balkentrumm
Ein letzter Sonnenstrahl; noch will kein Ding sich regen,
Als Wolken Staubs, die sich um jenen Strahl bewegen;
Doch hell und heller wird's; ich seh zur rechten Hand
Das eichne Himmelbett, zur Linken an der Wand
Ein mächtiges Gestell, das Töpfe, weite Becken,
Milchspeisen, Roggenbrod und bunt Geschirr bedecken,
Dort Löffel, hier ein Napf, aus Nußbaumholz geschnitzt; —
Doch tief im Hintergrund am Rand des Herdes sitzt
Und spinnt mit flinker Hand und beugt sich über's Rädchen
Ein allerliebstes Kind; es ist Marie, mein Mädchen,
Das scheu den weißen Rock herabstreift bis zum Schuh
Und mir mit sanftem Ton entgegenruft: „Kommst Du?" —

II.

Wir saßen eines Tags am Brückenbau Cerlos;
Die Füße hingen wir der Fluth in ihren Schooß
Und trübten kichernd bald den Strom in seinem Glanze,
Erhaschten bald im Lauf Gezweig und Wasserpflanze,
Bald unter'm Weidenbaum erschreckten wir den Fisch,
Der sich zu sonnen kam an's Ufer grün und frisch.
Rings wilde Einsamkeit, kein Rauschen in den Zweigen,
Kein Laut, kein Lufthauch brach der Thalschlucht tiefes Schweigen;
Nur wenn wir hell in Lust zuweilen aufgelacht,
Dann trug das Echo weit den Ton durch Waldesnacht,

Denn zwischen Wäldern ganz, Gebüsch und dürrem Reisig
Hinzog der Strom zum Meer langsam, durchsichtig, eisig;
Am alten Brückenjoch allein, in süßem Zaudern
Verbrachten wir den Tag mit Kosen, Lachen, Plaudern
Und schauten unterdeß die Fischchen all, die schnellen,
Die in lichtblauer Fluth sich pflegten nachzustellen,
Sich haschten bald und flohn, bald schaarenweise schlossen,
Und langsam öffneten die silberfarb'nen Flossen.
Den ungestümen Salm, den Aal, der unter Kieseln
Am Bord sich bettend läßt die Fluth vorüberrieseln,
Dann der Insecten wie aus Licht und Luft gewebte
Bunt- leichtbeschwingte Schaar, die stets stromaufwärts strebte,
Schnacken und Schmetterling, Nymphen, behende Sylphe,
Die vor den Schwalben oft sich bargen unter'm Schilfe.
So ein fremdartig Ding kam auf Mariens Hand,
Und als ich im Begriff, es zu erdrücken, stand,
Da bei den Schwingen zart, hellfarbig und durchscheinend,
Hält es die Dirne schon und sagt zu mir wohlmeinend,
Wie sie das Thierchen sieht, zitternd in Angst und Nöthen:
„Es hat sein Leben nur, was wollen wir es tödten?"
Mit diesen Worten ließ ihr Mündchen voll und blühend
Den Falter in die Luft und — sieh, schon hob er fliehend
Sein Feuer-Flügelpaar und strebte froh nach oben;
Auch er in seiner Lust schien einen Gott zu loben.
Viel hab' ich unterdeß gesehen und erfahren,
Denn damals war ich erst ein Kind von fünfzehn Jahren;
Doch wie vorüber auch mir Tag und Jahre gleiten,
Sie löschen es nicht aus, das Bild der Kinderzeiten.
Und mag die Liebe auch mir neue Bande binden,
Nie wird mir aus dem Sinn die schönste Liebe schwinden;
In meiner Seele Nacht steht frisch an Duft und Glanz
Die Jugendliebe stets, wie einst, in Blüthen ganz.

Kein Wunder, daß die Franzosen, durch die grellen Farben und das pikante Gewürz eines großen Theils ihrer neueren Modedichter verwöhnt, an diesen von jeder Manier freien, reinen, naturfrischen Bildern nur einen mäßigen Gefallen finden! Wir können der Versuchung nicht widerstehn, im Gegensatz zu dieser anspruchslosen Naturpoesie unsern Lesern hier eine jener Naturschilderungen zu übersetzen, wie sie der französische Geschmack ganz besonders liebt. Wir wählen zu diesem Zweck ein Gedicht aus den „Esquisses poétiques" von Xavier Marmier, das in die meisten Anthologieen und selbst in viele Schulbücher aufgenommen wurde.

Die Najade.

Jetzt naht, indeß im Meer die Sonne will verschwinden,
Die Zeit für Liebende; allmählich schon verbinden
 Schatten und Schweigen sich.
O laß mich jetzt den Pfad zu Deiner Grotte finden,
 Najade, höre mich!

Und sah ich Dich nicht oft des Nachts von den Gestaden
Stromüber im Geleit von Nymphen und Najaden
 Milchweiße Furchen zieh'n,
Indeß Dein schöner Leib wollüstig sich zu baden
 Im Glanz des Mondes schien?

Frisch warst Du, wie die Schlucht, die Dich vor Mittagsgluthen
Beschützt, blau war Dein Aug, drin holde Träume ruhten;
Dein Goldhaar fiel gelöst,
Ein reicher Wasserfall, in schilfbekränzten Fluthen
Auf Glieder, die entblößt.

Die Schönste warst Du stets, so oft sich zu Vigilien
Sylphen und Wasserfrau'n einfanden mit Familien;
Du huschtest wie ein Kahn
Den Wellenspiegel hin, weißschimmernd wie die Lilien,
Geschmeidig wie ein Schwan.

Sag' mir, wo zum Genuß, zum heitern, sorgenlosen,
Steht Dein Korallenbau? wo zu verschwieg'nem Kosen
Dein unbelauscht Asyl,
Die Perlenmuschel, d'rin Nymphen aus Wasserrosen
Bereiten Deinen Pfühl?

Ist's dort am Felsen wohl, an dem sich mit Gewimmer
Die dumpfe Woge bricht? vielleicht beim Vollmondschimmer,
Wenn rings die Welt in Ruh,
Die weichen Arme dort dem unerschrock'nen Schwimmer
Verlangend öffnest Du?

Vielleicht auch ist es hier die träumerische Stelle,
Hier, wo der Weidenbaum, der in der Mittagshelle
Thaufrischen Schatten zollt,
Sich schmachtend niederneigt, als ob er in der Welle
Ein Bild liebkosen wollt'?

Dort, wo die Iris blüht im Schilf, wo Koloquinten
Zerbröckelndes Gebälk, goldrostige Marmorplinthen
Umwuchern, wo manchmal
Verliebte träumen geh'n, wenn sich mit tiefern Tinten
Der Abend senkt in's Thal?

Dort ist's; dort leg' ich hin die schlichte Opferspende:
Honig und süße Frucht vom sonnigsten Gelände
Mit frischer Blumen Zier.
Verschmäh' die Gabe nicht, Du Liebliche! o wende
Mildlächelnd Dich zu mir!

Und gern erzähl' ich Dir in traulichem Verweilen,
Wie ein verwundet Herz die Menschenkinder heilen;
Auch sing ich, wenn Du willst,
Zur goldnen Harfe wohl, mit welcher Du zuweilen
Dein eigen Sehnen stillst.

Doch, o des Wahns! umsonst, Du schöner Fluß von Thracien,
Nach Deinem Zauber heut' Oelbäume und Akazien
Umspäh' ich; Fluth und Strand,
So hold bevölkert einst vom Schönheitssinn der Grazien,
Entseelte der Verstand.

Nichts dürfte geeigneter sein, den Contrast zwischen echter Brizeux'scher Naturwahrheit und der französischen Modepoesie drastischer zu veranschaulichen, als dieses parfümirte Gedicht, das mit seinem sinnlich-lüsternen Grundton, den raffinirten Bildern, den gesuchten und barocken Reimen, der pikanten Bizarrerie der Diction selbst die Natur gewissermaßen nur als das Boudoir einer Vertreterin der Pariser Demi-monde darstellt.

Freilich ist auch Brizeux in seinen späteren Werken nicht immer frei von Geschmacklosigkeiten, und seine Gedanken streifen manchmal geradezu an Trivialität, wie etwa in folgendem

„Dreitheiligen Gesang".

(An den Marquis von Belloy.)

Dem Glauben die Ehr';
Er adelt mehr
Als Kronen von Golde schwer!

Die Liebe, die rein,
Soll gesegnet sein;
Sie komme wie Sonnenschein!

Um Gottlose klagt!
Sie sind geplagt
Vom Zweifel, der frißt und nagt.

Der Verzweiflung Kind
Eine Stütze find',
Es wandelt hin und ist blind.

Alle Leiden laß
Nur den Haß
Quälen ohne Unterlaß!

Selbst in folgenden zwei Gedichten erscheinen uns trotz des einfachen, wahren Grundtons und der reinen poetischen Stimmung die Schlußgedanken krank:

An Diana.

Schließe die Augen zu
Voll Himmelsruh,
Schließe die Augen zu!

Decke Dein Angesicht
So rein und licht,
Decke Dein Angesicht!

Dämpfe der Stimme Laut
So süß und traut,
Dämpfe der Stimme Laut!

Wem die Schönheit erschien,
Der welkt dahin;
Sie berauscht und tödtet ihn.

Elegie.

O, wünscht Euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben,
Wenn Euch vom Jahr allein der Wonnemond gefällt,
Vom Tag der Morgen nur, da Thau vom Himmel fällt,
Wenn die Erinn'rung stets Euch ihren Fittich leiht,
Stets lenkt der Seele Flug zurück zur Jugendzeit.
Wie manche Blüthe muß, sobald ihr Thau dahin,
Im Sonnenbrand vergeh'n, und Duft und Farbe flieh'n!
— O, wünscht Euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben!

Als Probe der im didaktischen Stil gehaltenen Poesie unseres Dichters mögen etwa die mit dem Titel „Kunstgelübde" überschriebenen Strophen aus der „Fleur d'or" gelten:

Kunstgelübde.

Ein Marmorbild, aus Maß und Anmuth ganz gebaut,
Weckt so den Schönheitssinn des jugendlichen Weibes,
Daß nach dem Bild ein Mal geschaut,
Sich formen kann die Frucht des Leibes.

Der Dichtung Heil, da sie, wie mit Posaunenruf,
Durch Kunden edler That in Seelen, die gesunken,
Zur Tugend, die das Höchste schuf,
Entfachen kann den Gottesfunken!

Vollendet aber ist die Kunst nur, wenn's ihr glückt,
Zum Ganzen wunderbar harmonisch zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt,
Mit jener, die erhebt die Seelen.

Daß aber Brizeux auch in seinen späteren poetischen Leistungen hie und da wieder den zarten und sinnigen, wie jenen sprudelnd-naturfrischen Ton zu treffen weiß, der seine erste Sammlung charakterisirt, dafür mögen folgende zwei Gedichte zeugen:

Die Frauen.

Einst liebt' ich blos an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des morgenfrischen Munds bezaubernde Gewalt,
Das dunkle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaß des schönsten Leib's gezeigt,
Der zagend, wie im Wind die Weide, bald sich neigt
Und bald erhebt gleich stolzen Pinien.

In Schönheit schwelgt ich ganz. Noch hatt' ich nicht bedacht,
Daß diese Form beseelt, daß dieser Wimpern Nacht
Ein sinnig Licht mir scheu verhehle;
Nur hie und da ein Ton von ihrem Munde frisch
Schlug weich-melodisch an; ich ließ ihn träumerisch
Ausklingen in der eig'nen Seele.

O, wenn Du kannst, verzeih', verzeih' das Unrecht mir!
Als später aus der Welt ich flüchtete zu Dir,
Hilfloser noch als Du, verdrossen,
Im Kampfe mit mir selbst, verlassen, arm, entblößt . . .
Da, wie die Blüthe still sich aus der Knospe löst,
Hat sich Dein Innres mir erschlossen.

Das ist der Bann, Ihr Frau'n, dem Keiner sich entzieht!
Die Schönheit, die man ahnt, die Schönheit, die man sieht,
Hab' ich gepaart bei Euch gefunden.
Bald stark, bald schwach erscheint zwiefachen Wesens Ihr,
Doch immer lenkt Ihr uns, und willig folgen wir,
Von Eurem Doppelreiz gebunden.

Blumen und Lieder.

Schon will's im Osten grau'n; auf, laßt an Waldeshöh'n,
In Wiesen und Gehäg mich Blumen suchen gehn,
Eh' noch dem Tag die Wächter riefen!
Den zartsten Duft entlockt dem Blust der Morgenhauch,
Und frischer, duftiger sind die Liederblüthen auch,
Wenn sie vom Thau des Morgens triefen.

Wie manche Blüthe schon starb ungepflückt dahin!
O, daß wir unbemerkt kein Blumenleben flieh'n
In diesem kurzen Dasein ließen!

Blust will ich pflücken geh'n, daß in der Morgenluft
Wie zweier Seelen Hauch Gesang und Blumenduft
Verschwistert in einander fließen!

Und Lieder pflück' ich mir; — jauchzt nicht der Fink im Hag,
Wenn neubeseelt die Welt begrüßt den jungen Tag,
Wenn Alles blüht und singt und stammelt?
Und singen will auch ich, den Frohsinn in der Brust,
Sowie die Biene, die im Flug von Blust zu Blust,
Sich summend ihren Honig sammelt!

Und, froh der thauigen Last, kehr' ich vom Wiesenranft
Zum Lager, wo sich noch des Schlummers Fesseln sanft
Um der Geliebten Glieder legen;
Aufwecken will ich sie mit meinem frischen Sang,
Und fallen soll ihr reich auf Augen, Stirn und Wang',
Ein voller duftiger Blüthenregen.

Und wenn sie hold verträumt mir dann entgegenlacht,
Und mit der weißen Hand die reiche Blumenpracht
Zu haschen sucht auf Stirn und Kissen . . .
Dann soll die Liebliche, ob dieser frische Mai
Von Blüthen, ob mein Strauß von Liedern frischer sei,
Verwirrt kaum zu entscheiden wissen.

So fremd Brizeux auch die Zerrissenheit und die inneren Kämpfe einer von Leidenschaften unterwühlten Natur sind, so zeigt sich doch zuweilen Etwas bei ihm, wie Spuren einer verhaltenen Leidenschaft, freilich meist gepaart mit einer gewissen Resignation oder beherrscht von einem seltenen aufopferungsfreudigen Zartgefühl, so in dem Gedicht:

Befiehl nur und ich will gehorchen.

O möchtest künftig Du, wenn wir uns treffen, nicht
So schamroth und verwirrt auf Stirne und Gesicht
Den weißen Schleier niedersenken,
An des Begleiters Arm nicht so Dich klammern bang
Und, wie um mich zu fliehn, geschwinder Deinen Gang
In abgelegne Straßen lenken.

Wenn so mein Bild in Dir die Reu' aufwachen heißt,
Nach einem fernen Land, wohin Dein Wunsch mich weist,
Will ich in die Verbannung ziehen;
Glück, Frieden, Stütze einst war Deine Liebe mir,
Heut soll mein Friede nicht den Deinen stören Dir;
Befiehl mir, und ich werde fliehen.

Von Deines Auges Blau weicht dann der düstre Flor,
Aufgehn wird Dir der Tag so strahlend wie zuvor,
Die Nacht wird kühlend Dich umfächeln;
Hingeben wirst Du Dich der Sicherheit wie einst
Voll Lust und Unschuld ganz, die Du so hold vereinst
In Deines Mundes Zauberlächeln.

Ein Wort nur, und ich geh; doch bringst Du's über Dich,
In Deiner Nähe mich zu dulden, — dulde mich!
Und bieg' ich je um Straßenecken,

Und fügt sich's, daß wir just uns gegenüber stehn,
Geh' ohne Furcht vorbei, ich hab' Dich nicht gesehn,
Kein Blick von mir soll Dich erschrecken.

Nur bitt ich, laß mich schau'n, indeß Dein Tritt verhallt,
Von ferne Deines Leib's anmuthige Gestalt,
Wenn mich kein Zeuge kann belauschen,
Daß an dem schlichten Gang, am Zauber ungeahnt,
An dem geheimen Reiz, woran der Gang mich mahnt,
Sich meine Seele mag berauschen.

Mein Herz wird jauchzen dann; von tausend Melodien
Wird eine Harmonie mein ganzes Sein durchziehn,
Mein Sehnen all wird mit Dir schreiten;
Ein Heer von Wünschen soll zu Deinem Wohlergehn,
Wenn mich der Himmel hört, wie Engel ungesehn
An jenem Tage Dich begleiten.

Brizeux ist vor Allem der Dichter der Frauen, der Dichter des häuslichen Herdes, der Familie, er hat ein durchaus eigenthümliches individuelles Gepräge, eine echte Originalität im Gewande maßvoller Bescheidenheit, Idealität ohne alle Mystik, er ist schön in seiner klaren Einfachheit, zart ohne weinerliche Sentimentalität. — Brizeux dichtete auch im bretonischen Idiom, als ob, sagt ein französischer Kritiker mit jenem unerbittlichen Esprit, als ob es nicht schon hinreichen würde, schöne französische Verse zu schreiben, um unbekannt zu bleiben. Und wirklich, wenn es einerseits fast unerklärlich ist, wie das neuere Frankreich einen solchen Dichter hervorbringen konnte, so wird doch andererseits Niemand darüber erstaunt sein, daß Brizeux dort gar nicht oder lange nicht so populär ist, wie er es verdient. Für ein gewöhnliches französisches Publicum ist er zu gewählt, zu fein und zu wenig specifisch französisch. In seiner ganzen Lebensweise zeigt sich jener unpraktische Zug einer idealistischen Künstlernatur, der sonst nur dem Deutschen eigen ist, und auch der Umstand, daß Brizeux erst nach seinem Tode so eigentlich auf den Schild gehoben wird, ein Vorzug, dessen sonst namentlich die Deutschen genießen, trifft hier bei der Vergleichung zu.

Herr Sainte-Beuve von der Akademie hat es für nöthig erachtet, in seinen „portraits contemporains" jede Verwandtschaft unseres Dichters mit der nordischen Poesie (worunter er hauptsächlich die deutsche versteht) in Abrede zu stellen, und wenn hierbei der Kritiker mit einem unnachahmlichen Zartsinn halb ausspricht, halb errathen läßt, daß er Melancholie und Mystik und eine entsprechende Unsicherheit und Verschwommenheit in der Form noch immer für unerläßliche Grundbedingungen deutscher Poesie hält, so überkommt uns unwillkürlich das tröstliche Gefühl, als ob auch die Kritik des hie und da ein wenig preciösen Herrn Sainte-Beuve etwas von der Naivität des besprochenen Dichters profitirt hätte.

Außer seinem Aufenthalte in Italien lebte Brizeux einst in einer Bauernhütte in einem verborgenen Winkel seiner Bretagne. Neben dem Ertrag seiner Arbeit bezog er eine kleine Pension vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts, die kaum hinreichend war, ihn vor Dürftigkeit zu bewahren. Nie benützte er die Gelegenheit, sich an einträglichen schriftstellerischen Unternehmungen zu betheiligen, die ihn von seinen Idealen abgezogen hätten. In Prosa schrieb er nur flüchtig und mit Widerstreben, und man besitzt von ihm nur eine einzige bedeutendere prosaische Arbeit, eine Uebersetzung Dantes. Die französische Akademie war eben im Begriff ihn zum Mitgliede zu ernennen, als der Tod ihn an die Entbehrlichkeit dieser Auszeichnung erinnerte, nach der er sein ganzes Leben lang gestrebt haben soll.

So hätten wir denn hier auf einen neueren Dichter aufmerksam gemacht, der nicht groß, nicht schwungvoll, nicht pikant, aber sinnig und natürlich ist, unabhängig von jeder

Schule, jeder Coterie, jedem Zeitinteresse, jeder Mode. Offener Sinn für Natur, ein gesundes religiöses und moralisches Gefühl bilden den Grundton in allen seinen Werken. Die gelungensten derselben sind immer der Ausfluß einer wahren Empfindung; deswegen besteht ihr eigenthümlicher Zauber auch darin, daß sie die geheimsten Saiten des Gemüthes berühren und uns zum Mitempfinden zwingen, wo andere französische Dichter höchstens Staunen in uns erregen. Brizeux schildert nicht, um zu schildern, sondern um seinen Gestalten Relief zu geben; er malt leblose Natur, aber sie ist ihm nur Hintergrund zur Handlung, Folie zum Gedanken. Nicht nur wird Brizeux, was er heute werth ist, zu jeder Zeit werth sein, — ein Lob, das man außer einer nicht allzu großen Zahl Béranger'scher Chansons vielleicht keinem neueren französischen und überhaupt nur äußerst wenigen neuern Dichtern nachsagen kann, — sondern seine besseren Schöpfungen werden, wie jener deutsche Dichter von seinem Gesang sagt, „mit den Jahren zunehmen, wie deutscher Wein", wenn man nämlich von den Franzosen hoffen darf, was Platen bei den Deutschen voraussetzt, daß sich ihr Geschmack läutern und bessern werde.

Wenn wir es wiederholt betonen, daß Brizeux in Frankreich noch lange nicht so populär ist, wie er es verdient, so müssen wir gleichzeitig mit Anerkennung erwähnen, daß die competentesten französischen Kritiker diesen Dichter vielfach und günstig besprechen. Sollte das mit anderen Erscheinungen, mit der Pflege deutscher Kunst, namentlich der Musik, mit der Neigung zum Gesunden, Einfachen, Natürlichen, die auch in der Litteratur nach so vielen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten in neuester Zeit einer namhaften Zahl nicht unbegabter junger französischer Schriftsteller eigen ist, in innigerem Zusammenhange stehen, — und sollte wirklich all' das mehr als bloße Nachahmungssucht, mehr als eine vorübergehende Mode sein? — —

(Schluß folgt.)

Aus „Postuma"

von

Lorenzo Stecchetti.

Deutsche Uebertragung

von

Valerie Matthes.

— Schweidnitz. —

An einen Dichter.

Warum erhebst im lauten Weltgetriebe
Du Deinen Sang, enthüllend Deinen Schmerz?
Die Welt verlacht ja nur verrath'ne Liebe,
Drum schließ' den Kummer tief in's wunde Herz.

Ja weine! aber weine still, verborgen,
Denn statt der Freundschaft schleicht der Trug einher,
Kein Bruderherz theilt lindernd Deine Sorgen,
Und Tugend ist nur eitle Lügenmär.

Die Menge weidet sich an Deinen Klagen,
Drängt gierig sich zu Deiner Pein und Schmach;
Sie Alle sehen Dich an's Kreuz geschlagen,
Und Niemand weint Dir eine Thräne nach.

O lüge, lüge. Frohes Lachen werde
Zur Maske Deinem Schmerz so tief und heiß;
Die Wahrheit wohnet nicht auf dieser Erde,
Ein Thor ist Der, der nicht zu lügen weiß!

October.

Ich sterbe. Hell tönt Jubelsang
Der Lerche, die im Aether sich verlor.
Des Herbstes warmer Sonnenstrahl
Bricht leuchtend durch den grauen Nebelflor.

Ein warmer, kräft'ger Lebenshauch
Aus den gepflügten Feldern rauchend dringt.
Ich sterbe. Hell tönt Lerchensang,
Von fern der jungen Rinder Brüllen klingt.

Ach, Eure lichte Purpurgluth,
Ihr Winterröslein, schau' ich nimmer-
mehr;
Die Kraft entflieht . . . mein Ruheplatz
Auf dem Balkone bleibt schon morgen
leer.

Abendgebet.

Du Gott, den schlichter Väter Sinn verehrte,
Wenn Du kein Wahngebilde,
Du Gott, an den als Kind mich glauben lehrte
Die Mutter fromm und milde,

Wenn Du, erhab'ner Geist, herab Dich neigest
Und unser Herz ergründest,
Wenn's Lüge nicht, daß Du gerecht Dich zeigest
Dem, den gerecht Du findest,

So sieh, wie neu des Todes Pein und Schmerzen
Ein jeder Tag mir bringet,
Sieh, wie die Bitterkeit aus vollem Herzen
Empor zu Dir sich ringet;

Kürz' ab, wenn Du's vermagst, die grausen Qualen
Der Leidenszeit, der herben,
Erlöse mich durch Deiner Blitze Strahlen,
Mein Gott, o laß mich sterben!

Aus dem Leben im Harem.
„Leila Hanoum."
Von
Kérimé Hanoum.

Eyoub! das herrliche Eyoub am Goldenen Horn. Wer die Stätte der Todten, des Friedens dort oben in Eyoub kennt — mit dem wunderbaren Blick auf das Goldene Horn —, wird dieses Bild nie vergessen können.

In den ersten Jahren meiner Anwesenheit in Constantinopel waren daher meine liebsten Fahrten zu Leila Hanoum nach Eyoub.

Ist schon die Fahrt im schnellen Kaïk durch's Goldene Horn ideal schön, so daß sie mich stets auf's Neue begeisterte, — so mußte diese Begeisterung sich noch steigern, wenn man in die Aussicht vom Kirchhofe Eyoubs vom Goldenen Horn bis zum Bosporus herunter sich versenken durfte.

Für mich gab es eben nichts Schöneres in der Natur dort — und auf Erden — als diesen Blick.

Kommt man vom Bosporus und fliegt vorbei an den weißen Palästen mit ihren vergoldeten Gittern und Pforten, an den schlanken Minarets, die hoch in den tiefblauen Himmel hineinragen, an den grünen Matten und rothen Judasbäumen, so fügt das Alles sich zusammen zu einem bestrickenden Bilde, umrahmt von dunklen Cypressen.

Die herrlichen Judasbäume, von denen Leila Hanoum mir sagte:

„Als Euer Christus verrathen wurde, ging ein Beben durch die ganze Natur, es schämten sich aber dieses Verraths die blühenden Bäume, daß sie über und über roth erglühend alle grünen Blätter verloren, und deshalb nannten wir Türken sie: „Judasbäume".

Diese Bäume, in rother Blüthe stehend, ohne ein grünes Blatt, wirken allerdings eigenartig und bezaubernd, im Contrast zu dem tiefblauen Himmel, dem ebenso blauen „Bosporus“; eigenartig, wie die sie begleitende Sage. —

Ueber all' dieser Pracht lacht dann die strahlende Sonne des Orients, Alles vergoldend oder in rothe Gluth gegen Abend tauchend, während es in den alten hundertjährigen Cypressen, die die verwitterten Grabsteine umstehen, flüstert von „Werden“ und „Vergehen“, von „Ruhe“ und „Frieden“ auf Erden und im Jenseits.

Es ist, als wenn kein Leid heraufreichen könnte zu diesem Ort des Friedens und als wenn Ruhe dem Lebenden und dem Todten dort oben werden müsse. —

Mir war's stets so, wenn ich dort oben saß, — mir zur Seite Leila Hanoum mit ihren dunklen Augen, ihrer weichen Stimme, — Leila Hanoum, die mich vollständig durch ihre eigenartige Persönlichkeit, ihren Geist gefangen genommen hatte! — tief unter mir die Pracht der Landschaft des Goldenen Horns. Das Alles, so unverfälscht, so unmittelbar von der Hand des allmächtigen Schöpfers gegeben, hatte einen unendlichen Zauber für mich, der auch in der Erinnerung sich nicht verloren hat, sich nie verlieren wird.

Treu, wie jenen Erinnerungen, bin ich auch Denen geblieben, die so gut und lieb zu mir waren.

Leila Hanoum war die Schwester eines berühmten Paschas, bei dem sie lebte, dessen Kinder sie mit erzog, und ledig.

Gewöhnlich im Frühjahr, ehe wir auf's Land zogen, war es, daß ich auf einem Ritte um die Mauern im gastlichen Harem in Eyoub einkehrte.

Meistens fuhr ich aber am Freitag, dem Sonntage der Türken, hin, wenn die Andern alle an den süßen Wässern Europas weilten und ich Leila Hanoum allein fand.

Dann saß Leila gewöhnlich neben dem Grabe ihres Vaters auf einem Teppich und schaute hinab ernsten, ruhigen Blicks auf die flimmernden Wogen, die da auf und ab tanzten, auf die Mengen der Kaïks mit den geputzten Türkinnen in ihren malerischen Costümen und hellen Jaschmaks, kurz auf all' die Pracht unter sich und weit hin im Lande.

Wenn sie redselig war, erzählte sie mir wundersame Geschichten aus alter, alter Zeit, die ich alle gesammelt habe. —

Sie ward nur ärgerlich, wenn ich damals, die türkische Sprache noch nicht beherrschend, zwei Mal fragte und ab und zu ein Wort aufschrieb, um zu Hause den Sinn zu suchen. —

Ein leuchtender Frühlingstag lag über Constantinopel; die Sonne sengte glühend herab auf das Goldene Horn, Alles grünte, blühte, als ich einer Einladung Leila Hanoums durch ihre Schwester, sie am Freitage zu besuchen, Folge leistete.

Zu gegebener Zeit erwartete mich an der alten Brücke ihr Kaïk mit den Kaïkjis Mohmoud und Emin.

Unser treuer Hassan begleitete mich, und fort flog der leichte Kahn, geräuschlos vorbei an Hunderten von Barken nach Eyoub.

Dort angekommen stand Eschreff, eine Sklavin am Ufer und bat mich im Auftrage Leilas, gleich mit hinauf zu steigen zu Babassys, des Vaters Grab, wo ihre Herrin mich erwarte mit Teppichen, Kissen, Matten, Kaffee und Cigaretten.

Es erschien mir zuerst eigenthümlich, ein Empfang, eine Bewirthung auf dem Friedhof, doch da ich Leilas Vorliebe für den Platz am Grabe des Vaters kannte und sie selbst wußte, daß ich für die türkischen Friedhöfe mit den hohen vornehmen Cypressen schwärmte, so konnte kaum etwas Befremdendes für mich in der Aufforderung liegen.

Ich folgte denn auch gerne Eschreff auf die Höhe, die ziemlich steil zu ersteigen ist.

Oben, umflossen vom hellen Sonnenschein, den weißen Schleier leicht um den feinen Kopf geschlungen, im gelben Férédjé (türkischer Mantel) stand Leila Hanoum hoch aufgerichtet und winkte schon von Weitem mit dem Schleier.

Wie sie so dastand in dem lichten Férédjé mit den langen Aermeln, aus denen ihre weiß bekleideten Arme hervorschauten, den einen Arm um den Stamm einer Cypresse gelegt, die Aermel, die sie umflatternden Schleier durch die leichte Brise bewegt, die vom Wasser wehte, mit den schwarz geringelten kurzen Haaren, die sich unter dem Schleier hervorschoben und das liebliche, blasse Gesicht umrahmten, — sah man eigentlich Nichts von ihr, als die großen leuchtenden Augen, die Alles überstrahlten und beherrschten.

So tiefe, große, schwarze Sammetaugen giebt's nicht wieder, geformt wie eine Mandel, fragend, bestrickend, dabei unergründlich, und wenn sie mir ihre wundersamen Geschichten erzählte, dann stand man vollkommen unter dem Bann dieser wunderbaren Augen.

Sie war sonst nicht schön zu nennen.

Die Haut war fest über eine feine Nase mit ewig beweglichen Flügeln gezogen, Alles glatt, stramm, man sah die feinen Adern durchschimmern. Der Mund war stets leicht geöffnet, als wenn die Oberlippe zu kurz sei.

Sie hatte strenge Züge, und man nannte sie „die Pflicht", weil sie vor Allem, auch bei der Kindererziehung nur stets die „Pflichten" betonte.

Sie behauptete, nur in der gewissenhaften Erfüllung der Pflicht fände man Befriedigung im Leben, auf Erden.

Endlich war ich oben, Leila Hanoum umarmte, küßte mich und sagte die üblichen türkischen Bewillkommensformeln.

„Sefat geldenis": „Sei willkommen."

Dann winkte sie mir, mich neben sie auf den Teppich zu setzen.

Der Grabhügel des Vaters befand sich hart am Abhang, unsere Füße hingen herab, so dicht saßen oder lagen wir an demselben.

Leila reichte mir den türkischen Kaffee, dann stand sie auf, breitete einen schönen Gebets-Teppich über den Hügel des Vaters aus und fuhr kosend mit der Hand darüber — flüsternd: „Es war sein Lieblingsteppich, er hat stets darauf gebetet.

Er weiß, daß ich bei ihm bin, wir leben mit unseren Todten fort.

Ihr thut das nicht," wandte sie sich zu mir, „denn für Euch ist der Friedhof meist ein Ort des Schreckens, nicht des Friedens."

„Aber, Leila, woher weißt Du das?

Wir leben ebenso mit unseren Todten fort wie Ihr. Vielleicht, daß wir mehr Stimmungen, mehr dem Wechsel unterworfen sind, als Ihr mit Euerem ruhigen, häuslichen Leben, daß wir mehr Sklaven der uns umgebenden Verhältnisse sind."

„St! St!" machte Leila und fuhr ernst fort: „Bei Euch kommt Alles auf die Beleuchtung an.

Ihr seid in Allem abhängig von Aeußerlichkeiten, denen Ihr oft Euer Innenleben opfern müßt!

Jetzt hast Du hier nicht Angst, weil die helle Sonne ihre glänzenden Lichter durch das Laub der Bäume auf die Grabhügel wirft und Alles in Glanz und Licht getaucht ist; aber des Nachts, wenn dunkle Schatten gespensterhaften Nebeln gleich über die Gräber ziehen, wenn die Cypressen stöhnen und klagen, dann bliebest Du nicht hier und suchtest Deine todten Lieben, damit sie sich nicht fürchten, wie wir es thun!"

„Nein," sagte ich, „wozu auch?"

„Weil Ihr nicht die Sprache der Todten versteht.

Wir verstehen sie.

Alle, Alle, die hier liegen, kenne ich, habe sie gekannt durch Erzählungen oder persönlich, sie sind schlafen gegangen den ewigen Schlaf, — aber sie leben mit und in uns.

Ihr in Eurer großen Welt da draußen, mit Eurem Hasten und Treiben, Ihr habt nicht Zeit für die Lebenden, wie wollt Ihr Zeit haben für die Todten?

Wir Türkinnen in unserem abgeschlossenen Harem sind viel glücklicher, besser daran als Ihr, ich wiederhole Dir's wieder und wieder!

Es ärgert mich immer, wenn Deine Freundinnen in mitleidigem Tone fragen, uns beklagen wollend: ‚Muß das nicht furchtbar sein, so eingesperrt, so seiner Freiheit beraubt zu werden?' Wir fühlen das nicht, weil wir glücklich in unserem Berufe sind und froh, abgeschlossen zu sein von einer Welt, in die nur die Männer gehören!

Unser Reich, unsere Welt ist der Harem, das Haus.

Denke nur an das deutsche Fräulein, das Du uns vor zwei Jahren gebracht, das blonde, hübsche, deutsche Mädchen, das Senias Erziehung geleitet.

Schrecklich! Sie mußte die arme alte Mutter zu Hause lassen und zog jung, allein, ganz allein in die Fremde, um Geld zu verdienen für sich und die Mutter zum Leben.

Muß das jemals eine türkische Frau thun? Sahst Du jemals öffentlich eine türkische Frau arbeiten? Eure Civilisation stößt Euch hinaus, und wenn Ihr nicht heirathet oder reich seid, müßt Ihr verhungern oder arbeiten gehen mit den Männern um die Wette!

Wir kennen das nicht, wir werden nicht hinausgestoßen in's Leben, wohin wir nicht passen und wo auch Ihr Euren Hauch, Euren Schmelz verliert.

Dennoch heißt's bei Euch von uns: Eingesperrt im Harem! Wie wollen die türkischen Frauen Bildung haben!? Sie sind langweilig, dumm," — und Leila zog verächtlich den Mund herab.

„Weißt Du noch wie jene vornehmen Damen beim Eintritt in unseren Harem fragten: ‚Sind sie etwas gebildet, oder ganz ungebildet?'

Senia hatte schon das deutsche Fräulein und verstand jedes Wort. —

„Ich weiß, ich weiß!" erwiderte ich beschämt, an die Rücksichtslosigkeit mancher Besucherinnen denkend. —

Heftig fuhr Leila fort: „Da sind wir wieder bei meinem Lieblingsthema, und Du solltest einmal schreiben und erzählen, wie falsch die Vorstellung ist, daß wir im Harem Gefangene sind!

Wir hungern nie, denn Du weißt, jede arme Türkin, an welches Haremsthor sie auch klopfen möge, wird gespeist und bekommt ihr Lager.

Uns darf kein Mann hinauswerfen, und gehen wir, so kommen wir nur in den Harem der Verwandten! —

Und keine alte Frau wird hinausgewiesen, keine alte Dienerin, wenn sie nicht mehr arbeiten kann, sondern bis zum Tode gepflegt.

Die Männer arbeiten da draußen für uns alle, ob arm, ob reich, ob verheirathet oder ledig, den Frauen gehört die Arbeit im Hause. —

Wenn ich so gebildet wäre, um fremdländische Romane lesen zu können, das würde mich unseren Männern nicht werther machen, ob ich telegraphiren könnte und all' die Aemter bekleiden, wie Eure Mädchen thun müssen, das würde auch unsere Männer nicht glücklicher machen!"

„Verzeih, Leila! Du gehst zu weit. Bei uns existirt das nur für die, die nicht versorgt sind.

Die müssen und die wollen Etwas leisten, wollen einen Beruf haben und wollen leben vor Allem!"

„Siehst Du, das ist's doch, also um's tägliche Brod, um die Erhaltung kämpfen die Frauen, statt der Männer.

Wir eingesperrten Frauen, wie Ihr sagt, kennen diese Sorge nicht, ob wir heirathen, ob wir versorgt sind oder nicht!

Wir haben unseren Harem, unsere Welt für uns.

Sag offen," fuhr sie weicher fort, „seid Ihr da draußen denn glücklicher?

Was zu uns von Eurem Leben dringt, läßt uns das Eure, Eure Freiheit nicht begehren! —

Weißt Du noch, wie böse der Papa war, als Senia erzählte, was ihre Freundin gelesen hatte?"

„Nein! ich erinnere mich nicht."

„Daß Eure Männer Euch allein lassen, Euch erzählen, wie traurig es sei, daß sie wieder fort müßten in den Club, in eine Sitzung und daß dann die arme Frau nach einiger Zeit erführe, ihr Mann belog sie!

Nicht in den Club war er gegangen, sondern zu einer Tänzerin oder dergleichen, dorthin ging Ruhe und Geld.

Und die Frau, die wartete zu Hause auf den armen geliebten Mann, ihn bedauernd, daß seine schwere Arbeit ihn fern hielt, ihn pflegend, wenn er müde, mißlaunig heim kam.

Könnt Ihr denn da noch jemals Vertrauen, Glauben haben? ist das nicht viel, viel schlimmer als unser Harem?" —

„Es war ein schlechtes Buch, Leila, das man Senias Freundin gegeben hat. Dergleichen kommt wohl in unserem Leben vor, wo die Versuchungen größer sind für den, der mitten darin steht, aber ist doch immer nur eine häßliche Ausnahme!

Es ist nicht Alles so, wie es geschrieben wird, das glaube mir, Leila!"

Leila schüttelte heftig das Köpfchen und fuhr fort: „Nein, Nein! Ueberall in Euren Büchern steht so Etwas, bald ist es die Frau, die dem Mann davonläuft, bald der Mann, — selten verstehen sich Zwei und gehören innerlich zusammen!

Und die Kinder werden von Euren Fräuleins erzogen! Was bringen die für Bildung, für einen Halt in Euer Außenleben?

Sie machen es, wie Vater und Mutter es gemacht, und hasten auseinander. —

Die Mutter, der Vater haben nicht Zeit, sich um sie zu kümmern, gesellschaftliche Verpflichtungen, Vereine, Bälle, Theater füllen ihr Leben aus.

Hast Du mir nicht selbst erzählt, bei Euch essen sogar die Kinder allein mit den Fräuleins?

Nur nach dem Diner der Eltern werden sie ausnahmsweise angeputzt gezeigt und kommen als Schekerli (Bonbons, Süßigkeiten) zum Dessert.

Im Harem, im von Euch geschmähten Harem leben unsere Mütter nur für die Kinder, pflegen sie, nehmen alle Sorge auf sich, theilen alle Mahlzeiten mit ihnen.

Der Mann, die Kinder sind die Hauptsache.

Darum schon, gieb es zu, ist unser Haremsleben besser.

„Gesteh's", sagte sie, mich so überzeugend anschauend, daß ich ihr lachend erwiderte: „Ich glaube Dir, Leila Hanoum, und ich will's ja ver-

theidigen, Euer Leben, Euren Harem, schildern, wie er ist, — aber glaube auch Du mir, daß nicht Alles wahr ist, was Ihr lest und was geschrieben steht." —

„Gut," sagte Leila ernst. „Setze Dich dicht zu mir, ich will Dir meine Geschichte erzählen, wie ich's Dir versprach, — und dann, um Dich ganz zu überzeugen, will ich Dir aus des Paschas, meines Bruders, Leben erzählen."

Und sie begann:

„Meine Geschichte ist so einfach, als ich selbst bin." Dann sang sie leise ein türkisches Lied vor sich hin — lehnte den Kopf zurück, schloß die Augen und begann:

„Fünfzehn Jahre sind's her, ich war noch nicht fünfzehn Sommer alt, man nannte mich ‚die schöne Leila', meine Eltern waren reich, angesehen und wohnten in dem jetzigen sogenannten Geister-Palais, das zwischen Callender und Jenikeu liegt.

Ich hatte als Kind viel mit Assim-Bey, dem Sohne eines Paschas, gespielt, wir waren zusammen aufgewachsen und liebten uns zärtlich.

Ehe ich zwölf Jahre wurde, schickte man Assim nach Wien, wo er seine Erziehung vollenden sollte.

Nach zwei und einem halben Jahre kam er zurück, schön wie ein Gott, klug wie der Prophet.

Ich hatte schon den Jaschmak (Schleier) genommen und durfte ihn nicht mehr sehen. Aber allabendlich, im Mondenschein fuhr er an unserem Konak im Kaïk vorbei, ganz dicht, und wie ein Kind hatte ich als Gruß und als Zeichen, daß ich ihn erkannt und hinter den Gittern sei, ein rothes Bändchen daran befestigt.

Assim wußte so, daß ich seinen Liedern lauschte.

Manchmal fuhren auch der Eunuch und die Sklavin mit mir im Mondenschein im Kaïk nach ‚Emirghan'; dort vor'm Palais des Exkhedive wurden Serenaden gebracht, und oft hielten dort Hunderte von Kaïks.

Da konnten unsere Kaïks dicht nebeneinander liegen, und so sehr der Eunuch auch aufpaßte, die Sprache unserer Augen verstand er nicht.

Assim war sehr vorsichtig, und wir wurden einig, daß Assims Vater bei dem meinen um mich werben sollte.

Meine Mutter war eine fanatische Türkin und eine harte Frau. Sie und ihr Bruder, mein Onkel, das Haupt der Familie, liebten Assim nicht; sie behaupteten, er sei kein rechter Muselmann, da seine Großmutter eine Griechin gewesen sein sollte.

Als daher der Vater Assims um mich warb und mein Vater nicht abgeneigt war, erklärten sich Mutter und der Onkel dagegen. Sie schlugen die Werbung rund ab.

Ich liebte glühend und hoffte zuversichtlich Alles, Alles überwinden zu können. —

Der Mutter und dem Onkel erklärte ich, daß ich nie einen Anderen als Assim-Bey heirathen würde, und wurde ausgelacht.

Einige Abende darauf kam Assim im Kaïk vorbei und sang mir zum letzten Male das süße Lied:

Willst Du ein ganzes Herz,
So gieb ein ganzes Leben!" —

Leila hielt die Hand auf's Herz und stöhnte schwer. „Ich gab ein ganzes Herz, und er — ein ganzes Leben.

Dann," fuhr sie fort, „kam der schrecklichste Abend meines Lebens. Ich hörte von ferne Gesang und die Stimme von Assims Bruder.

Der Mond schien klar und hell, man konnte lesen und Alles erkennen. Es war schon spät und einsam auf dem Bosporus, ich hatte nicht schlafen können und saß mit meiner Sklavin am Fenster.

Da hörten wir leisen, wehmüthigen Gesang, und die Stimme des Bruders sang:

‚Wenn die Geliebte des Bruders mich hört, soll sie sich fügen und nicht klagen, sie soll auch Nichts fürchten, denn Niemand wird Rache üben von uns, um ihretwillen. So will's der Todte, und der Wille des Todten ist heilig, heilig, heilig.'

Ich hielt meinen Kopf und bog mich hinaus, ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. —

‚Niemand wird Rache üben um Deinetwillen,' so klang es jetzt nahe, ‚kein Leid wird den Deinen werden, so will's der Todte, heilig ist der Todte, heilig ist der Wille des Todten, heilig die Pflicht der Lebenden.'

Jetzt — jetzt — kam der Kaïk langsam, langsam näher und auf dem Boden lag — todt — erwürgt, die rothe Schnur neben ihm, mein Assim.

Sein liebes Gesicht war friedlich und so schön, sein Bruder sang leise weiter: ‚Heilig, heilig ist der Wille des Todten', und ich fiel ohnmächtig in die Arme meiner Sklavin. —

Als ich aus schwerem Fieber nach Wochen erstand, war ich die alte Leila nicht mehr. Etwas in mir war gebrochen, vielleicht war es das Herz?

Mein Vater hatte sein Leben lang nur seiner Pflicht gelebt, ich war seine echte Tochter — und da mir die Pflichterfüllung nur das Leben erträglich machte, ich ernst und streng blieb, nannte man mich bald die ‚Pflicht.' —

Nie habe ich den Onkel wiedergesehen, bis auf das eine Mal, da er im Sterben lag.

Er war allein und bat um Wasser, ich sah ihn an, ein Schaudern lief über seinen Körper, ich fühlte, daß er Assim hatte morden lassen, und ich sagte ihm, ohne ihm den Labetrunk zu geben: ‚Verschmachte, Mörder.'

Seine irren Augen folgten mir und baten um Vergebung: ich bin hart und konnte nicht vergeben, aber seine Frau habe ich bis zum Tode gepflegt.

Nun weißt Du meine Geschichte, sie ist so einfach und doch so entsetzlich schwer zu tragen gewesen. —

Was ist Glück? Was Jeder sich als Glück gedacht!

Dann fuhr sie fort: Seitdem ist's still in mir und um mich herum geworden —, o so unheimlich still oft. Anderer Leiden sind die meinen, und Anderer Freuden suche ich zu theilen, in meinem stillen Leben, in treuer Pflichterfüllung suche ich Befriedigung und Frieden."

Ob sie ihn fand? Was mußte dies stolze Herz gelitten haben?

Ihre Augen wurden durch Thränen verschleiert, diese herrlichen, wunderbaren Augen, die eine so beredte Sprache führten.

Ich fühlte, daß jedes Wort zu viel sein würde. Leise legte ich meinen Arm um ihren schlanken Hals und vermochte Nichts zu sagen als: Ich danke Dir, Leila, für Dein Vertrauen — ich weiß gegebenes Vertrauen zu ehren."

Einen Moment ruhte ihr Köpfchen an meiner Schulter, dann richtete sie sich stolz auf, ihr Gesicht hatte wieder jenen strengen Ausdruck, der ihm meistens eigen war, und sie begann:

„Die Schatten beginnen sich im Thale zu zeigen, komm, ich muß Dich noch überzeugen von vorher. Ich versprach Dir, vom Pascha zu erzählen," und ein wehmüthiges Lächeln huschte wie Sonnenblick nach Regen über dies süße, mir so liebe Gesichtchen, als sie fortfuhr: „Du kennst des Paschas Frauen, beide Frauen? Beweisen sie Dir nicht, daß man Glück finden kann auch mit zwei Frauen in seiner Häuslichkeit? Vertragen sie sich nicht?"

Ich mußte bejahen, aber fügte hinzu, daß dies doch auch wieder eine Ausnahme sei.

„Nein, nein," rief Leila lebhaft, höre nur: „Weißt Du denn, wie er zur zweiten Frau kam?"

„Nein."

Mediha, die älteste Frau meines Bruders, hat ein so ausgeprägtes Pflichtgefühl wie wenig Frauen und ward dadurch die Gründerin seines Glücks.

Als sie mein Bruder heirathete, war sie vierzehn Jahre, sehr zart, sehr hübsch, sehr ernst.

Nach einem Jahr hatte sie ein Dschoschuk (Baby), ihr Traum war erfüllt, ihr Glück groß, aber Mediha war dem Tode nahe.

Als sie nach schweren, bangen Monden genas, blieb sie immer kränklich.

Nach drei Monaten nahm Allah das Baby, und sie blieb allein; mein Bruder mit einer jungen Frau, die immer krank und immer traurig war.

Ein Jahr war verflossen, da kam Mediha weinend zu mir und gestand mir, daß sie eine Aerztin (Ebbe Hanoum) consultirt habe, die ihr die traurigen Eröffnung gemacht, daß sie kinderlos bleiben werde. —

Mediha wehklagte und jammerte um ihre verlorene Jugend, vor Allem aber um den Pascha, meinen Bruder. —

Du weißt, eine Frau, eine Ehe ohne Kinder gilt bei uns als eine unglückliche Ehe.

‚Er wird mich nicht mehr lieb haben können,‘ rief sie schluchzend. Ich weiß, Leila, wo meine Pflicht liegt, habe Du nur Erbarmen mit mir. Er soll mit Mediha zufrieden sein.‘

‚Ich verstand sie nicht und ließ sie ruhig gehen! Es war ernst und still im Hause, die Kinderstimmen fehlten, mein Bruder saß Abends bei seinem Tschibuk, Mediha sang, die Sklavinnen tanzten, aber die rechte Freudigkeit fehlte.

Mediha ging viel in die Moscheen, ward immer blässer, mein Bruder immer düsterer und ernster.

Da eines Tages kam Mediha zu mir, fiel mir um den Hals und sagte: ‚Jetzt, Leila, bin ich wie Du stark, ich habe Allah so lange gebeten, bis er mich erhörte; ich will meine Pflicht erfüllen, will zeigen, wie lieb ich den Pascha habe, ich will ihm eine zweite Frau geben.

Sei nicht böse‘, fuhr sie leise weinend fort, ‚Leila, daß es so lange gedauert, bis ich mich in meine Pflicht finden konnte, erkannt hatte ich sie längst. Aber ich wollte, ich möchte ihm so gerne eine Frau geben, die ich kenne und liebe. Darum bitte Allah mit mir, daß er die lieben und begehren lernt, die ich ihm zuführe.‘

‚Also willst Du bei meinem Bruder, bei uns bleiben, Mediha.‘

‚Ja, ja,‘ erwiderte sie unter Thränen lächelnd, ‚und ich will's ihm nicht schwer machen, Leila, ich will ihm nützen und seinen Kindern, auch so für ihn leben dürfen.‘

Schluchzend fuhr sie fort: ‚Er hat das Recht, eine Andere zu nehmen, nach dem Gesetz, das Recht, mich wegzuschicken, er wird's nicht thun; ich aber will ihm zeigen, daß ich weiß, wo meine Pflicht liegt und wie lieb ich Rechad habe.‘ —

Und,“ fuhr Leila fort, „nun lud Mediha von Zeit zu Zeit junge Freundinnen von dreizehn bis vierzehn Jahren ein, die noch nicht den Jaschmak, den Schleier, genommen hatten. Du weißt, daß, wenn eine Türkin von vierzehn Jahren den Jaschmak, den Schleier, genommen hat, daß sie dann sich nicht mehr vor einem Manne ohne denselben im Hause zeigen darf, deshalb lud Mediha die jungen Mädchen ein, die noch nicht den Jaschmak trugen! —

Sie hatte eine ganz junge Freundin Afifé, unsere jetzige liebe, dicke Afifé, die liebte Mediha besonders, und sie sah mit Schmerz und Freude, daß der Pascha anfing, sich für Afifé zu erwärmen.

Nun kam der schwerste Theil ihrer selbstgestellten Aufgabe und Pflicht.

Sie sah die Neigung wachsen von beiden Seiten, und am Beiram, unserem größten Fest, sagte sie zu Rechad: ‚Rechad, heute will ich Dir ein Lämmchen bringen, wie Du noch nie eines zum Courbam Beiram gehabt,‘ und sie brachte ihm Afifé.

Die ganze Nacht blieb unsere liebe Mediha eingeschlossen mit ihrem Manne Rechad, der Afifé nicht heirathen wollte, sie überzeugte ihn endlich, daß sie stark sei, und er ihr einen Herzenswunsch erfülle, wenn er ihre Afifé nähme.

Sie bat ihn um Verzeihung für ihren Egoismus, daß sie gewollt, er möge ihre Freundin heirathen, und daß sie ihn deshalb auf diesen Weg geleitet habe. —

Sie versprach ihm, Afifé zu pflegen und deren Kinder, ihm zu dienen wie seine Sklavin, nie auf Afifé eifersüchtig zu werden, kurz, mein Bruder wußte zuletzt kaum, welche er lieber habe, seinen Engel Mediha, oder die lustige, reizende Afifé.

Achtzehn Jahre sind seitdem in's Land gezogen, Afifé hat dem Pascha elf Kinder geschenkt, die Du kennst, die alle leben. Du siehst, wie sie Mediha vergöttern; Du siehst, wie Afifé nur von Mediha gepflegt sein will! Du siehst, wie mein Bruder Mediha auf Händen trägt, wie sie doch die Erste in seinem Herzen blieb, und da nennt man den Harem unmoralisch!

Greift uns Türkinnen an, verspottet uns, sag', habt Ihr viel solcher selbstloser Frauencharaktere wie Mediha? die so selbstvergessen sind in ihrer Liebe, die so ihre Pflicht auffassen und erfüllen?" —

Leila war aufgestanden, sie sah wie eine Seherin aus. Ihre strengen Züge schienen noch strenger, die schwarzen Augen loderten, als sie so dastand, eine Vertheidigerin ihres Geschlechts, ihrer Sitten.

Ich sah bewundernd zu ihr auf, und meine Hände in die ihren legend, sagte ich: „Leila, Du hast Recht. Ihr seid trotz Eurer Abgeschlossenheit und Einfachheit in Vielem größer wie wir, im Fühlen, Denken und Handeln.

Einst werde ich Euch vertheidigen helfen, erzählen, was Du mir erzählt."

Ich hab's gehalten.

Leila war herabgestiegen und hatte sich erschöpft an mich gelehnt, die junge Tochter Rechads und Afifés, Maeboulé, kam vorbei, es war ein zartes hübsches Kind in hellem Kleide, mit blauen Augen, blonden Haaren. Sie küßte den Saum des Kleides ihrer Tante Leila und fragte mich, ob ich von Fräulein, der deutschen Gouvernante, die zwei Jahre bei ihr gewesen, die durch mich dort hingekommen war, Etwas gehört hätte.

Ich mußte es verneinen.

Leila sagte ernst darauf: „Jener Ingenieur, des Fräuleins Bräutigam, wird sie nicht glücklich gemacht haben."

„Warum? er liebte sie treu, sie ist ihm mit der alten Mutter nach Algier gefolgt."

„So," sagte Leila, „ich habe gesehen, wie das Fräulein dem Bräutigam ihr Geld gab. Ein Mann, der Geld von seiner armen Verlobten annimmt," fuhr sie verächtlich fort, „wird sie später hungern lassen und nicht glücklich machen.

Es war ein Egoist. Armes Fräulein," fuhr sie dann sinnend fort, „ich gab ihr noch zwanzig Goldpfunde und bat sie, komm' zurück, wenn es Dir schlecht geht mit Deiner Annasy, Mutter, hier findest Du Deine Heimat, wir haben Dich lieb; doch sie hat nie wieder Etwas von sich hören lassen."

„Ja, wir haben sie lieb," fügte die kleine Maeboulé hinzu, „Tante Leila, lass' Fräulein kommen."

„Geh'," sagte Leila streng, „Kinder müssen nie sprechen, wenn sie nicht gefragt sind."

„Geh', setz' Dich dort unter den Klagebaum."

„Unter den Klagebaum? O, Tante! ich fürchte mich so, ich höre ihn dann die ganze Nacht klagen."

„Furcht ist Schwäche," sagte Leila streng. „Geh', mit Deiner Furcht würdest Du nie eine Erzählerin und Erlöserin Deines Volkes werden, wie Deine große Ahne Maeboulé."

„Eine Erzählerin," fragte ich?

„Jawohl, eine Erzählerin," bestätigte Leila. In ganz alten Zeiten gehörte unserer Familie die berühmteste Erzählerin, Maeboulé, an."

„Steht das in Eurer Geschichte?"

„Nein, was Frauen geleistet, bleibt unter uns, sie thaten es nicht um der Nachwelt und des Ruhmes halber."

„Leila, bitte, bitte, erzähle."

„Djanym (meine Seele), heute nicht mehr. Ein ander Mal, und dazu mußt Du schon noch besser unsere Sprache gelernt haben, denn nicht viel unterbrechen und fragen darfst Du, wenn ich von der heiligen Maeboulé erzähle.

Heute ist's schon spät, wir dürfen nicht so lange die Todten stören. An Vergangenes soll man eigentlich nicht rühren," fuhr sie fort, „es thut den Lebenden weh, an das zu denken, was verloren ist, und, nach unserm Glauben, wie Du weißt, auch den Todten.

Sieh', nach rechts und links neigen sich um uns die Grabsteine und Erinnerungszeichen, hinfällig sind sie geworden vom Zahn der Zeit. Unwissende nennen es Nachlässigkeit, daß wir es so lassen. Wie könnte man doch so leicht die Steine wieder gerade rücken und in Ordnung bringen.

Wir wissen, warum wir es nicht thun, wir wollen die Ruhe unserer Todten, unserer Lieben, nicht stören.

Mit ihnen verfällt nach außen das Grab, wie innen der Leib verfällt — Staub, Staub — Staub."

Alles . . ." sie blies eine kleine Staubwolke in die Luft und schloß die Augen.

Stille, heilige Stille rings um uns her.

Unter mir die himmlische Aussicht, in rosige Farben gehüllt, über mir die düstern Cypressen, stolz, hoch, ungebeugt — und zur Seite unter dem

Klagebaum die kleine Maeboulé zusammengekauert, eingeschlafen, das süße Gesichtchen rosig umleuchtet. Neben mir meine schöne kluge Freundin, die großen tiefschwarzen Augen in die Ferne gerichtet, die Hände über den Knieen leicht verschlungen.

Ich faßte leise diese Hände, sie sah mich liebevoll an und sagte: „Geh' heim, Dein Pascha wartet. Meiner wartet die Pflicht."

Es schien mir Alles groß, erhaben in diesem Augenblick. Alles, Alles um mich und in mir. Die ganze Welt ein einziges gottseliges „Amen".

Die Pflicht, — wie sie das so ruhig sagte, als etwas Selbstverständliches, ein Leben abgeschlossen in sich, glücklich, indem sie Andere beglückte.

Ein geheimnißvoller Zauber strömte von Leila aus und umgab dieses selbstlose stille Leben.

Illustrirte Bibliographie.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Mit zahlreichen Portraits, Facsimiles, Illustrationen und Beilagen. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Das vorliegende, vornehm ausgestattete Werk, das einer Anregung seitens der Verlagshandlung seine Entstehung verdankt, will weder eine Biographie Wagners im engeren Sinne liefern, noch an des Meisters Wesen und sein Werk mit irgend einem kritischen Maßstabe, vergleichend und richtend herantreten. Soweit es sich hier um Kritik handelt, bezieht sie sich nur auf die Darstellung, bethätigt sie sich nur durch Aussonderung des Ueberflüssigen; dagegen in dem üblichen Sinne einer Censur ist von Kritik in Chamberlains Wagnerschrift keine Rede. Als seinen Zweck bezeichnet er lediglich, Wagner dem Verständniß näher zu bringen, ihn „von innen" zu erblicken, ihn und die Welt so darzustellen, wie er Beide sah; die Darstellung der Individualität Wagners macht den einzigen Gegenstand des Buches aus. —

Um Wagner zu verstehen, muß man, bemerkt Chamberlain, den ganzen Menschen nehmen und nicht nur den Künstler; zu zeigen, wie sein künstlerisches Schaffen mit allen menschlichen Interessen eng verwachsen und wie das allgemein Menschliche in Wagners Laufbahn in seiner Schöpfung Bayreuth feste sichtbare Gestalt gewann — das ist das Programm, welches sich der Verfasser vorgezeichnet hat. —

Ein Streben nach Vollständigkeit war bei einer so gestellten Aufgabe ebenso ausgeschlossen wie eine durchaus chronologische Darstellung; der Autor ist vielmehr bemüht, nicht mit möglichst vielen, sondern mit möglichst wenigen Thatsachen auszukommen, um ein lebendiges und klares Bild zu erzielen; überall die richtige Auswahl zu treffen und die lebenstreue Perspective zu wahren, — das war es, worauf er sein Augenmerk glaubte richten zu müssen. Die Anordnung des Stoffs ist demnach nach architektonischen Principien, nicht nach chronologischer Reihenfolge getroffen, doch ist durch angefügte chronologische Tafeln dem Bedürfniß, die Ereignisse auch in ihrer zeitlichen Folge zu überblicken, Genüge gethan.

Das Werk zerfällt in vier Capitel. Das erste giebt eine Skizze des Lebensganges in den Umrissen, die durch zahlreiche in die übrigen Capitel verlegte biographische

Mittheilungen ergänzt wird. Das zweite Capitel beschäftigt sich mit Wagners **Schriften und Lehren** und zerfällt in vier Unterabtheilungen: Wagners **Politik, Philosophie, Regenerationslehre** und **Kunstlehre**. Die erste sucht nachzuweisen, daß Wagner, wenn auch — wie jede echte Künstlernatur — kein Politiker im engeren Sinne, doch nicht ohne jeden politischen Scharfsinn und von tiefster deutsch-

Aus: **Chamberlain**, „Richard Wagner". **Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft** vorm. **Friedrich Bruckmann**, München.

patriotischer Gesinnung beseelt war, und stellt, die „plastischen Widersprüche" in Wagners Denken beleuchtend, seine grundlegenden politischen Ueberzeugungen, sein Verhältniß zu Königthum, Religion, Gesellschaft klar und knapp dar; die zweite Unterabtheilung zeichnet das Verhältniß Wagners zu Feuerbach und Schopenhauer in seinen wesentlichen Zügen, wodurch allein das Verständniß für Wagners philosophische Weltanschauung angebahnt werden kann. Während Feuerbach Wagners Begriffe mehr verwirrt als geklärt, ihm nur

„einige *Formeln* für sein Denken geliefert hat", „brachte Schopenhauer ihm eine *Form*". Indem Chamberlain die Wechselwirkungen zwischen dem Künstler und dem Philosophen erörtert, protestirt er gegen die Annahme, daß durch und nach Schopenhauers Einfluß Wagners Kunst fortan eine „philosophische" geworden; auch wird Wagners Weltanschauung durch sein philosophisches Bekenntniß keineswegs erschöpft. — Wagners *Regenerationslehre* — die Chamberlain als eine ganze umfassende Weltanschauung bezeichnet — wird in ihren drei Zweigen: seiner praktischen, seiner philosophischen und seiner religiösen Regenerationslehre, als deren einigendes Element sich ihm die Kunst erweist, beleuchtet. Damit ist der Uebergang zur vierten Unterabtheilung, der *Kunstlehre* Wagners, gegeben. Hier wird u. A. der alte Irrthum widerlegt, daß Richard Wagner die Daseinsberechtigung der einzelnen Kunstarten geleugnet habe, und das Verhältniß zwischen Drama und Musik, zwischen Dichtkunst und Tonkunst, die Stellung der

Richard Wagner, London 1877.
Aus: Chamberlain, „Richard Wagner". Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Heinrich Bruckmann, München.

übrigen Künste im Wort-Tondrama untersucht. — Ein Anhang zum zweiten Capitel bietet eine Uebersicht der Schriften Richard Wagners. Das dritte Capitel behandelt Wagners *Kunstwerke*; es skizzirt des Meisters künstlerischen Entwickelungsgang und giebt Anregung zum tieferen Verständniß seiner Meisterwerke, aus denen die Individualität des Mannes unmittelbarer sich erschließt, als aus allen Anhäufungen und Verarbeitungen biographischer Daten. Das dichterische Genie Wagners und dessen Zusammenhang mit dem musikalischen wird hier nachdrücklich betont. Ein Anhang giebt eine Uebersicht der Werke Wagners. Das vierte Capitel ist Bayreuth betitelt, es giebt eine Geschichte der Festspiele, wobei die Männer, die an ihrer Verwirklichung mitgearbeitet, verdientermaßen berücksichtigt werden, und schließt mit einer Würdigung der hohen culturellen Bedeutung des Bayreuther Gedankens das Werk ab.

Die Quellen, auf denen Chamberlains Buch beruht, sind seiner eigenen Angabe zufolge in erster Linie die Schriften, Briefe und Werke Wagners, den er möglichst

viel zu Worte kommen läßt, die Arbeiten von Franz Liszt, Friedrich Nietzsche, Karl Friedr. Glasenapp, Hans von Wolzogen und Heinrich v. Stein. Namentlich Glasenapp verdankt der Verf., insbesondere für die Lebensskizze, viel.

Für das Verhältniß Chamberlains zu seinem Stoff ist sein Bekenntniß zu dem „parteiischen Enthusiasmus" Goethes kennzeichnend, desgleichen seine oben angeführte Ablehnung einer kritischen Betrachtungsweise. — Der Verfasser schreibt, obgleich von Geburt Engländer, ein einwandfreies, gewandtes Deutsch und weiß den gebildeten Leser, an welchen er sich wendet (nicht an den Fachmann) für seinen Gegenstand und seinen Helden

Wilhelmine Wagner.
Aus: Chamberlain, „Richard Wagner". Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann, München.

zu erwärmen. Hier und da läuft wohl eine kleine Ueberschwänglichkeit oder eine etwas gewagte Verallgemeinerung unter, die indeß den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt.

Das Werk ist auf's Glänzendste ausgestattet, mit zahlreichen Photographien Wagners und anderer Persönlichkeiten in Photogravüre, Lichtdruck und Phototypie, mit Darstellungen aus Wagners Musikdramen nach Oelgemälden von Hermann Hendrich, mit charakteristischen Kopf- und Schlußstücken von A. Frenz, mit zahlreichen Textillustrationen und hochinteressanten Facsimile-Beilagen ausgestattet; eine besondere Zierde des Werkes sind die prächtigen, vorzüglich reproducirten Wagner-Portraits von Lenbach.

Die Brauchbarkeit des Buches wird durch ein Namen- und Begriffregister, ein Verzeichniß der Illustrationen und Beilagen erhöht. —

Möge das Werk, das in der Wagner-Litteratur eine besondere Stellung einnimmt, das dem Gebildeten ein alle wesentlichen Züge zu einem einheitlichen, lebendigen Ganzen zusammenfassendes Bild des gewaltigen Meisters und seines idealen Strebens giebt, das zudem in seinem glänzenden Gewande sich als ein vornehmes Prachtwerk, an dem auch die Kunst starken Antheil hat, repräsentirt, eine günstige Aufnahme beim Publicum finden. Der Preis von 24 Mk. ist ein dem innern und äußern Werthe des Werkes durchaus angemessener, ja ein mäßiger zu nennen. W.

Bibliographische Notizen.

Darwin. Sein Leben und Wirken. Von Wilhelm Preyer. Mit Bildniß. Berlin, Ernst Hofmann und Comp.

Ein wahrhaft erquickliches Buch, das uns den großen Naturforscher nicht allein in seinen epochemachenden Werken, sondern auch als Menschen und Charakter lieben und bewundern lehrt. Welches Glück, daß dieses wissenschaftliche Genie sich frei und ungehindert durch kleinliche Sorgen entwickeln konnte zu der wundervollen Größe, die heute seinen Ruhm über den ganzen Erdball ausbreitet! Und zugleich, welche Freude, daß der Adel seiner Gesinnung, die Reinheit und Güte seines Herzens, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Wesens durch diesen Ruhm in keiner Weise beeinträchtigt wurde! Der Verfasser dieser Biographie hat es vortrefflich verstanden, uns ein klares Bild des großen Gelehrten und zugleich des edlen Menschen zu entwerfen, der jedem redlich Strebenden als leuchtendes Vorbild dienen kann. — e.

Chlodevech. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

An die Reihe derjenigen kleineren Romane Dahns, die im Zeitalter der Völkerwanderung spielen, schließt sich der vorliegende als der achte an. Fürwahr, schon eine stattliche Anzahl trefflicher Kunstwerke, die von der unermüdlichen, frischen Schaffenskraft des Dichters beredtes Zeugniß ablegen.

In jene dunkle Zeiten, aus denen verhältnißmäßig sehr geringe Kunde auf uns gekommen ist, Licht zu bringen, so daß sie vor unserem geistigen Auge auferstehen, als hätten wir sie mit erlebt, ist recht eigentlich die dankbare Aufgabe eines Dichters, der zugleich als historischer Forscher auf diesem Gebiete Autorität ersten Ranges ist. Gern und gläubig folgen wir dem kundigen Führer, der mit heller Fackel die Finsterniß vor uns aufklärt und uns Dinge schauen läßt, die einer längst versunkenen Welt angehören.

Diesmal zeigt er uns den Kampf des absterbenden germanischen Heidenthums mit dem mächtig aufstrebenden Christenthum in der Persönlichkeit eines Herrschers, der den Grund gelegt hat zu dem großen Frankenreiche König Karls. Es ist der listige, verschlagene, treulose, vor keiner Schlechtigkeit zurückschreckende und dabei doch energische, tapfere, zuweilen geradezu geniale König, Feldherr und Staatsmann Chlodevech, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, zur Herrschaft gelangt und vom kleinen Gau-Könige sich allmählich emporringt zum Herrn über ein großes Reich. Ohne Spur eines inneren sittlichen Halts, nimmt er das Christenthum rein äußerlich an, um seine Machtstellung zu erweitern, jeden Augenblick bereit, zu den alten Heidengöttern zurückzukehren, sobald es der eigene Vortheil erheischen sollte: So eilt er von Sieg zu Sieg, von Erfolg zu Erfolg, bis sein Heer von den hereinbrechenden Ost-Gothen vernichtet wird und er, in pfäffische Ränke verstrickt, rath- und hilflos von der eigenen Mutter, die am alten heidnischen Götterglauben festgehalten hat, in den Tod getrieben wird. —

Der Dichter hat es vortrefflich verstanden, unser Interesse für diese wenig sympathische Persönlichkeit bis zum letzten Augenblick rege zu erhalten, und hat in ihr eine Musterleistung der Charakterisirungskunst geboten.

Um diese im Mittelpunkt der Dichtung stehende lebensvolle Gestalt gruppirt sich in scharfer Beleuchtung eine große Anzahl in die reichgegliederte Handlung eingreifender Persönlichkeiten aus dem Lager des Christenthums wie des Heidenthums.

Unparteiisch hat der Dichter Licht und Schatten vertheilt. Auf Seite der Christen finden wir so ehrwürdige Gestalten wie die

des Bischofs Remigius von Rheims neben dem verschlagenen Pfaffen Theoplastus von Genf; den nichtswürdigen Wüstling Cautinus neben der reinen, lieblichen Genoveva, nicht in letzter Reihe die fromme, schöne und dabei doch äußerst gewitzigte Königin Hrothehild. Auf Seite der Heiden den wackeren, kühnen Guntbert, der seinem treulosen Könige Treue hält, solange es irgend angeht, bis er zu seinem tiefen Schmerze sich von dem Meineidigen fernzuhalten gezwungen sieht, neben den beiden humoristisch angehauchten Schurken Gero und Frecho; die heldenhafte Mutter Basina neben der schönen und treuen, hausmütterlichen Bertrada u. s. w. Kurz, der Dichter hat die Klippe, an der so mancher Andere gescheitert ist, der tendenziös das Christenthum einseitig im Gegensatz zu dem altgermanischen Heidenthum in hellerem Lichte erstrahlen ließ, auf's Glücklichste umschifft und so unsere Litteratur um einen echten, historischen Roman bereichert. — e.

Diebe. Roman von A. von Klinkowström. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Diebe nennt der Verfasser seinen Roman; aber nicht jene Vertreter der Verbrecherzunft sind gemeint, die mit Brecheisen und Nachschlüsseln in verschlossene Wohnungen eindringen, um nach Geld und Geldeswerth zu suchen, sondern Diebe im vornehmen Salonanzug und mit der Krone im Wappen, die mit derselben dreisten Stirn Briefe und Documente stehlen, die ihnen nützlich, oder im Wege sind. Der Roman ist ein unterhaltendes Buch, dessen geschickter Aufbau die Spannung bis zum Schlusse festhält; er ist auch in gewissem Sinne modern, indem er manches Streiflicht auf sociale Mißstände fallen läßt, und die Definition des Begriffes der Ehre im Standesbewußtsein der Edelsten der Nation zeigt die gerechte Entrüstung des Verfassers gegen die Verwirrung im Rechtsbewußtsein derjenigen Gesellschaftsklasse, die mit vornehmer Herablassung auf die misera plebs herabschaut, — modern ist auch die Schilderung des degenerirten Majoratsherrn-Sprößlings, dessen körperliche Gebrechlichkeit mit moralischen Defecten Hand in Hand geht, — dagegen erscheint uns die Vertheilung der Rollen in dem geschilderten Drama einigermaßen schablonenhaft; die Intrigantin ist allzusehr als die traditionelle Teufelin geschildert, die mit kaltherzigem Lächeln vor keinem Verbrechen zurückschreckt, und ihr Gegenstück, die unschuldsvolle junge Frau, trägt das Strahlendiadem ihrer Tugenden allzu leuchtend auf ihrem blonden Haupte; unbeschadet dieser Einwendungen überragen die „Diebe“ die Dutzendwaare ähnlicher Erzeugnisse um ein Beträchtliches. mz.

Auf Pfaden des Glückes. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Mit Titelzeichnung und Vignetten von Alexander Rothaug. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Der verdienstvolle Herausgeber der „Deutschen Jugend“, der feinsinnige Dichter so vieler zu Herzen dringender Lieder bietet uns bei Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres in dem vorliegenden Büchlein eine köstliche Frucht seiner Muse, vollsaftig und reif, wie sie nur der Herbst des Lebens zu zeitigen vermag. Der diese Sprüche dichtete, ist eine Kernnatur, die sich durch schwere innere Kämpfe hindurchgerungen hat zu jener Milde, Klarheit und Güte, die das Wesen des echten Christenthums ausmachen. Ohne eine Spur von Frömmelei sind diese kleinen Denksprüche von tiefster Religiosität durchdrungen, von einer Lebensweisheit, die durch das verworrene Treiben dieser Welt hindurch das Ewig-Unvergängliche mit sicherem Blick herausgefunden hat. Dazu ist Lohmeyer ein Meister in der Form, der nicht blos durch das „Was“, sondern auch durch das „Wie“ den Leser erhebt und erquickt. Das Büchlein verdient die weiteste Verbreitung.

K. J.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Ackermann-Salisch, Der Silolsmus und der Antrag Kanitz sowie der Schrecken der Brotvertheuerung im Lichte der Zahlen. Berlin, Hermann Walther.

Antiquarischer Lager-Katalog 81. Leipzig, Alfred Lorentz.

Aubel, H., Genzianen und Karolinen. Ein Spaziergang durch die Eifelberge. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Avonianus, Dramatische Handwerkslehre. Berlin, Hermann Walther.

Bastian, A., Schwester Lies. Eine Geschichte. Leipzig, Walther Fiedler.

Becker, Dr. R., Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland. Festschrift der Oberrealschule zu Düren zur Begrüssung der 43. Versammlung deutscher Philologen. Leipzig, Gustav Fock.

Bettelheim, A., Geisteshelden. 20. Band. Sorel, A., Montesquieu. Deutsch von Adolf Kressner. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bibliographia sociologica. Sommaire méthodique des traités et des revues de sociologie et de droit, 1895, 5e année, fasc. I-II. — Un an : 20 francs; le fascicule: 5 francs. Hôtel Ravenstein. Bruxelles.

Bormann, G., Meer und Halde. Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln. Berlin, Gebrüder Paetel.

Brand, H., Der Lehnsmann vom Liebenstein. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 4. und 5. Tausend. Stuttgart, Paul Neff.

Breidenbach, E. v., Bunte Ranken. Erzählungen. Berlin, Richard Taendler.

Bulling, C., Die Rechte der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich kritisch bearbeitet. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Cabanis, P. S., Die Mär vom Jordansee. Berlin, Richard Taendler.

Freeman E. A., Geschichte Siciliens unter den Phönikiern, Griechen und Römern. Aus dem Engl. übers. von J. Rohrmoser. Leipzig, W. Engelmann.

Genée, R., Mittheilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Gierke, Dr. O., Rudolf von Gneist. Gedächtnissrede gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Berlin am 19. October 1895. Berlin, Carl Heymann.

Göll, H., Illustrierte Mythologie. 6. Aufl. Leipzig, O. Spamer.

Harms, Dr. F., Naturphilosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers. Herausg. v. Dr. H. Wiese. Leipzig, Th. Grieben. (L. Fernau.)

Heiberg, H., Acht Novellen. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Fock.

— Graf Jarl. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Gustav Fock.

Hellwald, F. v., Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 4. Aufl. Lieferung 1. Leipzig, P. Friesenhahn.

Henne am Rhyn, O., Aria. Das Reich des ewigen Friedens im 20. Jahrhundert. Pforzheim, Ernst Haug (Otto Riecker's Buchhandl.)

Herold, Th., Gretchen. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege. Münster i. W., Heinrich Schöningh.

Maas, A., Afrikanische Frühlings-, Italienische Sommertage. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau).

Mann, Friedrich, Kurzes Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Meyer's Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Zehnter Band. Kaustik bis Langenau. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Mittheilungen der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig. 28. Jahrgang N. 5.

Nietzsche, F., Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1872—1876. Band IX.—X. Leipzig, C. G. Naumann.

Nippold, W. K. A., Die Regierung der Königin Mary Stuart von England, Gemahlin Wilhelms III. 1689—1695. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem.

Ohorn, A., Der weisse Falke. Erzählung aus der Zeit des Unterganges der Huronen. Zweite Aufl. Leipzig, O. Spamer.

Peters, Dr. C., Das Goldene Ophir Salomo's. Eine Studie zur Geschichte der Phönikischen Weltpolitik. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrgang Nr. 21—22. Königsberg i. Pr., Braun & Weber.

Partsch, Joseph, Dr., Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage. I. Theil. Das ganze Land. Mit 6 farbigen Karten u. 23 Abbild. Breslau, Ferdinand Hirt, Königl. Univ.- und Verlags-Buchh.

Rein, W., Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik. Zweiter Band. Lieferung 15—16. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Riemann, Dr. H., Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze der Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik. Band I. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Rigutini, G., und Bulle, O., Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 5. Lieferung. Leipzig, Bernhard, Tauchnitz.

Rogge, Dr. B., Eine Osterreise nach Jerusalem über Aegypten und Griechenland. Anhang: Eine Osterpredigt in Jerusalem. Mit vielen Text- und Vollbildern. Hannover Carl Meyer (Gustav Prior).

Schanz, P., Mädchentage. Erzählung für die weibliche Jugend. Leipzig, O. Spamer.

Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte. Dresden, R. von Grumbkow.

Schnitzer, Manuel, Ist das die Liebe? Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Schreiber, Wider die „Gleichheit" im Wahlrechte. Berlin, Hermann Walther.

Schultz, A., Kunstgeschichte, Lieferung 6. Berlin, G. Grote.

Sievers, Professor Dr. Wilhelm. Australien und Ozeanien. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Compton, Th. von Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, W. Kuhnert, K. Oenike, O. Schulz, O. Winkler u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Spättgen, D., Freiin, v., Der Schein. Roman. Jena, Hermann Costenoble.

Templer, Dr. B., Die Unsterblichkeitslehre bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters. Nebst Einleitung über den Unsterblichkeitsglauben in Bibel und Talmud und Anhang. Leipzig und Wien, M. Breitenstein.

Tovote, Heinz, Heisses Blut. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Ueberhorst, Dr. K., Das Komische. Eine Untersuchung. Band 1. Das Wirklich-Komische. Leipzig, Georg Wigand.

Vielé-Griffin, F., Poèmes et Poésies. Paris, Société du Mercure de France.

Villinger, H., Aus dem Kleinleben. Erzählungen. Dritte Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg.

Willkomm, M., Die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raume. 5. Aufl. Leipzig, O. Spamer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 76. — Heft 227.

Februar 1896.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Februar 1896.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Dagobert von Gerhardt Amyntor
Radirung von Franz Rorich in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Rosenbaum & Hart Berlin. (Cosmopolis. Internationale Revue.)

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVI. Band. — Februar 1896. — Heft 227.

(Mit einem Portrait in Radirung: Dagobert von Gerhardt Amyntor.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Eine Himmelfahrt.

Von

Dagobert von Gerhardt Amyntor.

— Potsdam. —

„Kommen Sie nur hier herein, mein lieber Doctor! ich habe Sie schon an Ihrem Schritte erkannt," rief Frau Brigitte Hohenstein, die einen kleinen, nur mit frischem Hemdchen bekleideten Weltbürger von kaum zwölf Monaten stürmisch gegen ihren unter leichtem, farbigen Foulard wogenden Busen drückte, durch die offene Thür der Pförtnerstube in den säulengeschmückten Flur ihrer Villa hinaus. In diesen Flur war eben ein hoch und schlank gewachsener blonder junger Mann getreten, der, durch den unerwarteten Zuruf überrascht, erst einen fragenden Blick nach der offenstehenden Thür hin warf, dann, als er die Herrin des Hauses erkannte, sich artig, aber ein wenig unbeholfen verneigte und, nachdem er schnell seinen Hut und Stock an einen der im Flur befindlichen bronzenen Kleiderriegel gehangen hatte, der Aufforderung zum Nähertreten Folge gab.

„Ich finde Sie hier, gnädige Frau?" fragte er im Tone leisen Befremdens, indem er die ihm entgegengestreckte rechte Hand Brigittens (mit der Linken hielt die Dame noch immer den entkleideten Buben gegen ihre Brust gedrückt) mit unsicherem Griffe erfaßte und wie Einer, der nicht recht weiß, was er in solchem Falle zu thun hat, erst etwas in die Höhe führte, dann aber wieder sinken ließ, um sie nach kurzem, kräftigem Drucke wieder frei zu geben.

War es ein leises spöttisches Lächeln, das fast unmerklich um die schön geschnittenen rothen Lippen der reich und modisch gekleideten Dame zuckte? hatte sie einen Handkuß erwartet? dachte sie im Stillen: Du lieber Gott! man darf es ihm nicht übel nehmen, er versteht es nicht besser oder,

wenn er den Brauch kennt, so wagt er vielleicht nur nicht, ihn mir gegenüber zu beobachten? Jetzt schlug sie freundlich ihre dunklen, leuchtenden Augen zu dem hübschen jungen Manne auf und sagte in Beantwortung seiner fragenden Anrede:

„Der kleine Kerl ist eben gebadet worden; Frau Solger muß mich zu diesem Acte immer rufen; es ist gar zu drollig, wenn solch ein Bürschchen so ausgelassen in der Wanne strampelt. Nicht, Du süßer Kerl?" Sie zog ihn noch inniger an sich und begrub ihre scharf und edel geformte Nase in das weiche Fleisch seines quabbligen Hälschens. Mit vielem Behagen sog sie den Duft des frisch gebadeten Körpers durch ihre begierig schnuppernden Nüstern; dann hob sie lachend ihr Antlitz und fuhr gegen den verlegen, fast blöde drein schauenden jungen Mann fort: Kleine Kinder riechen so appetitlich . . . es erinnert mich immer an Borsdorfer Aepfel. Sie lächeln skeptisch? Sie glauben mir nicht? So ein unerfahrener Junggesell! Da, nehmen Sie ihn einmal selbst und überzeugen Sie sich!" Und ehe er sich dessen versah, hatte er den jüngsten Sprossen der Familie Solger auf dem Arme.

Seine Verblüfftheit und die Unbeholfenheit, mit der er das Kind hielt, veranlaßte Frau Brigitte zu hellem, ausgelassenem Gelächter, bei dem sie zweiunddreißig gesund erhaltene Zähne zeigte. Selbst die Mutter des Kindes, Marianne Solger, die Frau des Thürhüters in der Hohenstein'schen Villa, die bisher still und bescheiden in der Ecke des Zimmers gestanden hatte, lächelte ein wenig und rief dann besorgt und sich der komischen Zwangslage des jungen Mannes erbarmend:

„Der Herr Doctor wird ihn noch fallen lassen! Um Gottes willen! geben Sie ihn mir nur her! er fängt schon an zu schreien."

Sie war hinzugeeilt und hatte ihren Liebling aus den Armen des fremden Mannes an ihre mütterliche Brust gerettet.

„Sei ruhig, mein Goldkind! Der Herr Doctor thut Dir Nichts. Pscht, pscht! nicht weinen! Mutti legt Dich jetzt in's Bettchen und singt Dir Eiapopeia, und da wird das kleine Fritzchen die Guckäugelein zumachen und ganz artig einschlafen. Nicht wahr, mein Junge? Oh, Du mein einziger Schatz!" Ein kräftig schmatzender Kuß mitten in sein Gesicht hinein beendete diese beruhigende Ansprache, und Frau Brigitte sagte, spöttisch tröstend, zum Doctor:

„Die Löwin vertheidigt ihr Junges . . . Sie müssen sich schon darein finden. Wollen wir jetzt hinaufgehen und eine Tasse Kaffee trinken?"

Sie war dicht neben ihn getreten und berührte ihn fast mit ihrem Ellbogen.

„Ich stehe ganz zu Befehl, gnädige Frau," versetzte der junge Mann, ohne der Dame den Arm zu bieten, was sie gewissermaßen erwartet zu haben schien.

„Gnädige Frau!“ wiederholte sie mit vorwurfsvoller Betonung, „wie steif und ceremoniell das klingt! dann muß auch ich wohl immer sagen: Sehr geehrter Herr Doctor? Aber den Gefallen thue ich Ihnen nicht; dazu stehen wir einander doch zu nahe, oder haben Sie es schon vergessen, wie die Brigitte — sie war damals noch ein halbes Schulkind — dem kleinen Achaz, wenn er im Winter erfroren aus der Schule kam und beim Hause ihrer Eltern vorübertrottete, so manchen gebratenen Apfel, so manchen in der Ofenröhre gewärmten Pfannkuchen heimlich zusteckte?“

In dieser zu größerer Vertraulichkeit herausfordernden Erwähnung früherer Zeiten steckte nun ein guter Theil Phantasie, insofern sich Frau Hohenstein als ein noch halbes Schulkind darzustellen beliebte, zu einer Zeit, in der sie thatsächlich schon ein vollerblühtes, reifes und sehr heiratsbegieriges Fräulein gewesen war; denn Achaz war ein achtjähriger Schulbube gewesen, als Frau Brigitte die Kinderschuhe längst vertreten und sicher schon ihren 25. Geburtstag gefeiert hatte. Der Altersunterschied von 16 bis 17 Jahren zwischen diesen beiden Menschenkindern ist heute freilich ein nur noch wenig in die Augen springender; Achaz Karmeck, der sich durch eine arme und freudlose Jugend tapfer hindurchgearbeitet und schon seit zwei Jahren als Doctor der Chemie eine leidlich bezahlte Stelle an den nahen Konradshaller Werken gewonnen hat, ist früh zum Manne gereift, und sein langer, leicht gekräuselter blonder Vollbart, der ein die Spuren ernster Arbeit und leichte Stirnfalten zeigendes Antlitz umrahmt, läßt kaum vermuthen, daß sein Besitzer erst 28 Jahre alt ist, während Frau Brigitte mit ihren 40 und einigen Jahren außerordentlich viel jünger erscheint. Ist doch auch nie der Sturm der Leidenschaften, noch der ausdörrende Wüstenwind materieller Sorge über ihr schönes Haupt dahin gefahren; als reifes, dunkeläugiges, eine prachtvolle Krone blauschwarzen Seidenhaares tragendes Mädchen ist sie von einem glücklichen Speculanten begehrt worden und ohne langes Nachdenken, aber auch ohne jeden leidenschaftlichen Antrieb hatte sie Ja gesagt und ihre weiße, schönfingerige Hand dem reichen Hohenstein vor dem Altare gereicht. Ein paar Jahre lang hatten sie in Berlin das Leben reicher Leute geführt: sie hat kostbare Toiletten zur Schau gestellt, alle ersten Aufführungen in den Theatern besucht und dann und wann große Gesellschaften gegeben, bei denen sich viele einander ziemliche fremde Menschen in sehr heißen Salons durcheinander drängten, um schließlich nach einer lucullischen Abfütterung nach Hause zu fahren und während der Fahrt über die Renommirsucht und über das übertriebene Gepränge der „guten Hohensteins“ die Essigsäure ihres Spottes zu ergießen. Er, der selige Herr Gemahl, hat immer einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, wenn endlich der letzte Gast sein Haus verlassen, denn nun war er wieder allein und, da ihm Brigitte keine Kinder geschenkt hatte, auch ungestört, und so konnte er sich wieder ohne jede Ablenkung dem widmen, was allein für ihn noch Reiz besaß: der Vermehrung seiner Capitalien durch allerlei schlau

ersonnene, oft kühne und gefährliche Speculationen. Die Börsenleute meinten, er hätte eine glückliche Hand, denn Alles gelang ihm, und von Monat zu Monat wurde er reicher. Endlich, als er sich zum Thaler-Millionär emporgejobbert hatte, zog das Schicksal die Bilance seines Lebens, indem es unter seine Projecte und Speculationen einen dicken Abschlußstrich setzte und den erfolgreichen Geldmann abrief nach jener großen unterirdischen Börse, wo alle Genüsse und Raffinements des Lebens ewig nur Angebot bleiben und niemals mehr realisirt werden können. Die jugendliche schöne Wittwe trat den größten Theil der Hinterlassenschaft als Erbin an; Herr Hohenstein war so umsichtig gewesen, ihr schon bei seinen Lebzeiten bedeutende Capitalien zu schenken und auf ihren Namen eintragen zu lassen, so daß nach seinem Ableben nur einige Hunderttausend Mark an seine eigenen Verwandten fielen.

Die Sonne echter selbstloser Liebe hatte niemals ihren Glanz und ihre Wärme auf das Hohenstein'sche Paar gestrahlt, und so war auch der Schmerz Brigittens ein nur sehr mäßiger. Nach dem durch den Anstand vorgeschriebenen Trauerjahre entpuppte sich aus den tiefdunklen, glanzlosen Traueranzügen, die der „Schwergeprüften" so vortrefflich gestanden hatten, ein bunter, reich und lustig geschmückter, anmuthig gaukelnder Schmetterling, und die verwittwete Frau Hohenstein mit ihren im Effecten-Contor der Reichsbank wohlverwahrten Staatspapieren wurde ein begehrenswerthes Speculations-Object für alle sinnlich erregbaren und geld- und genußlüsternen Junggesellen der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Sie öffnete wieder ihre Salons, der Champagner floß wieder in Strömen an ihrer Tafel, und eine Zeit lang erfrischte sie sich in vollen Zügen am Tranke der Lust und Lebensfreude, den sie so lange schmerzlich entbehrt. Aber bald kam die Zeit, wo ihr der Trank schal schmeckte; die Schmeicheleien, die man ihr sagte, klangen so albern, so schablonenhaft, die Huldigungen, die man ihr darbrachte, waren so plump, so übertrieben, in ihren Beweggründen so durchsichtig; ihr verwaistes Herz, das in ihrer kurzen Ehe Hunger gelitten hatte, schrie laut nach Befriedigung, und wenn sie umschaute und das ganze Heer der Bewerber um ihre Hand musterte, entdeckte sie auch nicht Einen, der ihr den Puls schneller schlagen machte. Da kam es über sie wie ein Ekel, sie ließ keine Einladungskarten mehr versenden, sie fuhr allein spazieren, blieb auch des Abends allein zu Hause und vertiefte sich dann und wann in irgend ein Buch, das sie wahllos und ohne rechte Kenntniß seines Werthes oder Unwerthes der Bücherei entnahm, die sie als ein bloßes Schaustück mit von ihrem seligen Gemahl geerbt hatte. Zu dieser Zeit trat an sie die Aufforderung heran, eine verwaiste Nichte ihres verstorbenen Gatten zu sich zu nehmen. Edith war damals ein fünfzehnjähriges Mädchen; ihr Vater, ein Bruder von Brigittens Gatte, war ebenfalls ein waghalsiger Speculant gewesen, hatte aber nicht des Bruders glückliche Hand gehabt und war, wie es seine Berliner Freunde nannten, jämmerlich verkracht. Der Zusammenbruch seiner finanziellen Kartenhäuser hatte ihm auch das Leben gekostet;

Edith stand mittel- und schutzlos allein in der Welt, und die reiche Tante Brigitte konnte sich kaum der Verpflichtung entziehen, der armen Waise Obdach und Unterhalt zu gewähren. So war das bleiche, verkümmerte Mädchen mit seinen kurzen Kleidern und eckig-unbeholfenen Bewegungen in das prunkend eingerichtete Berliner Haus Brigittens gekommen, und Brigitte, der dieser Zuwachs ihres Hauswesens erst gar nicht recht erwünscht gewesen war, versöhnte sich bald mehr und mehr mit der Anwesenheit des demüthig-anspruchslosen und ihr allerlei kleine Dienste widmenden Backfisches. War sie doch nun nicht mehr allein! Sie hätte in ihrer damaligen grillenhaften Periode sich sonst vielleicht irgend einen großen Hund angeschafft, nur um einen treuen und keine besonderen Rücksichten verlangenden Gesellschafter zu haben; nun war das nicht mehr nöthig; Edith vertrat dessen Stelle in weit vollkommenerer und angenehmerer Weise; sie mußte der Tante gelegentlich vorlesen oder die Clavierbegleitung zu einem Liedchen spielen, das Brigitte dann und wann zu singen pflegte; sie begleitete sie auf ihren Spazierfahrten, ohne ihr durch zudringliches Plaudern lästig zu fallen; sie diente als willkommene Ableitung, wenn Brigitte schlechter Laune war und eines Menschen bedurfte, der ihre Scheltworte ohne Widerrede, etwa wie ein unabwendbares Unwetter, über sich ergehen ließ. Sie diente aber mit ihren herben, noch unentwickelten Formen der schönen Tante zur erwünschten Folie und ließ unbewußt den Familiensinn und die Hochherzigkeit der reichen Wittwe im glänzendsten Lichte erstrahlen.

Eine zweite folgenreiche Veränderung in Brigittens Leben bewirkte die Begegnung mit einem hochgewachsenen, blonden jungen Manne, der zufällig einmal Brigittens Nachbar in einem Concert gewesen war. Der schöne Unbekannte flößte ihr schon beim ersten Anblick ein starkes Interesse ein; sie erinnerte sich nicht, jemals einem Manne gegenüber so eigenthümlich erregt gewesen zu sein. Wer war dieser Hüne mit dem blonden, leicht gekräuselten Vollbarte, mit den leuchtenden Amethystaugen, deren finsterer Blick ganz nach innen gekehrt und in der Außenwelt Nichts zu suchen schien, mit den strengen Linien um den fein und edel geschnittenen Mund? Machte sie, die sonst so vielumworbene Schöne, so gar keinen Eindruck auf ihn, daß er, dem die Gunst des Zufalls ihre Nachbarschaft gespendet hatte, sich ihr nicht einmal vorstellte? Der Unnahbare, Geheimnißvolle reizte sie immer mehr, und noch war die erste Nummer des Programms nicht heruntergespielt, als der Entschluß in ihr feststand, die Aufmerksamkeit des Spröden um jeden Preis zu erzwingen. Sie verlor ihr Taschentuch und — richtig! das Erwartete trat ein: der junge Mann bückte sich, um es aufzuheben und ihr zu überreichen. Sie dankte mit ihrem bestrickendsten Lächeln und erschauerte vor geheimer Genugthuung, als sie den frohen Schreck bemerkte, den ihre herausfordernden Reize dem Träumer und Grübler eingejagt zu haben schienen. In der That, der junge Mann war wie elektrisirt; er traute seinen Augen kaum und lugte, leis erröthend,

immer wieder und wieder nach seiner Nachbarin, deren bezaubernde Nähe er erst jetzt entdeckt zu haben schien.

Brigitte lächelte; sie merkte die Befangenheit und Schüchternheit dieses eine so köstliche Ausnahme machenden Vertreters der Männerwelt, und sie begriff, daß sie es war, die das Eis der Zurückhaltung brechen mußte, wenn ihr diese reizende Entdeckung nicht auf Nimmerwiedersehen wieder entschlüpfen sollte.

„Sie sind fremd hier in Berlin?“ fragte sie mehr im Tone der Behauptung, als dem der Frage.

„Allerdings, gnädige Frau,“ erwiderte der Unbekannte, „trotz meines schon halbjährigen Aufenthaltes hier fühle ich mich als gänzlich Fremder.“ Er zeigte, während er dies fast trübselig sagte, das tadellose Elfenbeinweiß seiner regelmäßigen Zähne.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Achaz Karmeck, Doctor der Chemie.“

„Puh! ein Gelehrter!“ sagte in komisch geheuchelter Ehrfurcht die schöne Frau; „da schäme ich mich fast, meinen bescheidenen Namen zu nennen: Brigitte Hohenstein und“ (auf ihre Nachbarin zur anderen Seite deutend) „Edith Hohenstein, meine Nichte.“

Der Doctor hatte sich leicht erhoben und machte beiden Damen eine steife Verbeugung; dabei war er wieder tief erröthet.

Brigitte hätte ihn küssen mögen für diese Fähigkeit des mädchenhaften Erröthens.

„Aber wie ist mir denn?“ fuhr sie lebhaft fort. „Karmeck? Achaz Karmeck? Sind Sie etwa der frühere kleine Achaz, dem ich manchmal auf seinem Schulwege begegnet bin?“

Er sah sie prüfend an:

„Allerdings ... das scheint zu stimmen, wenn ich die Ehre habe, in Ihnen das frühere Fräulein Brigitte Blank zu sehen!“

„Freilich, die bin ich! Ach, wie klein ist doch die Welt, daß man sich immer wieder findet! Sind Sie denn ein ständiger Gast dieser Concerte?“

„Oh, nein!“ lächelte der Gefragte bitter, „ich gehöre nicht zu jener beneidenswerthen Minorität, die sich so kostspielige Genüsse leisten kann. Ich bin aber ein warmer Freund der Musik, und da der Cellist des heutigen Abends einer meiner Bekannten ist, so sitze ich hier nur ein Freibillet ab.“

Diese Aufrichtigkeit war für Brigittens Ohr und Herz wie ein Evangelium. Welch interessanter Mensch, dieser Doctor der Chemie! Jeder Andere in seiner Lage hätte sich lieber die Zunge abgebissen, ehe er eine Beichte seiner Armuth abgelegt hätte, und Achaz Karmeck bekannte den gesellschaftlichen Makel der Armuth so frank und frei, als wenn es ein Vorzug wäre, keine Renten zu besitzen! Wollte er ihr damit zu verstehen geben, daß ihm ihre Reichthümer in keiner Weise imponirten? Aber er kannte ja gar nicht ihre Verhältnisse, und die paar Brillanten, die sie heut

angelegt hatte, gestatteten auch noch keinen Schluß auf ihre Lage; sie konnten Similisteine sein.

„Auch ich liebe die Musik," versetzte sie mit einem jener Blicke, die bis in's innerste Herz gehen, „aber den rechten Genuß vermag ich in solchen überfüllten und überhitzten Concerträumen nicht zu finden; den habe ich nur bei mir zu Hause, wenn mir ein Künstler die Freude macht und mich einmal besucht."

„Das glaube ich, gnädige Frau," bemerkte Karmeck halb spöttisch, „wer es so gut haben kann, der bedarf dieser Concerte nicht."

„Sie können es ebenso haben, Herr Doctor."

„Ich? wieso denn?"

„Sie machen mir einen Besuch, und ich lade Sie immer ein, wenn bei mir musicirt wird."

Ueberrascht und geschmeichelt blickte Karmeck in Brigittens Antlitz. Teufel! Was für prachtvolle Augen diese Frau hatte! Tief dunkel und geheimnißvoll glühten sie, wie schwarze Diamanten; Begierde, eiserner Wille, schmachtende Hingabe, Geist und auch ein wenig Schelmerei — Alles schien in diesen Augen zu liegen, deren Ausdruck mit jedem Athemzuge der Besitzerin zu wechseln schien.

„Sie sind außerordentlich gütig, gnädige Frau," stammelte der Doctor, „ich bin nur leider gar kein Gesellschaftsmensch, ich muß meinen Studien leben . . ."

„Soll das heißen, daß Sie mein Haus verschmähen?"

„Um Gottes willen, nein! Es wird mir eine hohe Ehre sein, wenn Sie Nachsicht mit mir haben wollen."

„Na, sehen Sie, das ist vernünftig! Und damit Sie mich nicht verfehlen, wollen wir gleich eine Stunde festsetzen. Wie wäre es z. B. morgen um 5 oder 6 Uhr Nachmittags?"

Sie nannte ihre Wohnung, und Karmeck erklärte, daß er um 5 Uhr vorsprechen würde.

„Sie suchen als Chemiker natürlich den Stein der Weisen," fuhr Brigitte scherzend fort, indem sie sich seitwärts gegen den Doctor neigte und aus dem entfalteten Straußfederfächer eine Art Schirm bildete, hinter dem sie dem neugewonnenen Bekannten ihren berauschenden Odem zuhauchte, „und Sie fürchten, daß ich Sie von Ihren Studien abhalten könnte; seien Sie unbesorgt! ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir eines Tages melden könnten, daß Sie die Universal-Tinctur entdeckt haben, die Alles in Gold verwandelt."

„Was hätte ich davon?" fragte er mit leichtem Seufzer.

„So viele Millionen Goldstücke, als sich die ausschweifendste Phantasie nur erträumen kann."

„Was sollte ich damit thun?"

„Die Welt, die Menschheit erobern. Geld ist Macht, und jeder Mensch hat seinen Preis.“

Karmeck gab vorerst keine Antwort; er blickte düster vor sich hin. Dann hob er sein Antlitz, schaute auf den marmorweißen Hals seiner Nachbarin und sagte zähneknirschend:

„Die Asche des Narren, der zuerst Gold prägte, und des Schurken, der sich zuerst Zinsen zahlen ließ, sollte ausgegraben und den Schweinen zum Fraße gegeben werden!“

Brigitte erschrak; glühte in dem scheinbar so kühlen jungen Manne ein so leidenschaftliches Feuer? Sie sah ihn prüfend an; dann fragte sie — und aus dem Tone ihrer Frage klang es wie eine Bitte um Verzeihung —:

„Sind Sie ein Socialist?“

Fast heiter kam ihr die Gegenfrage zurück:

„Wer ist heute denn nicht ein Socialist?“

„Sie haben Recht; die Frage war dumm. Ich mußte anders fragen: sind Sie ein Socialdemokrat?“

„Ei, wie boshaft Sie sein können! eigentlich sollte ich Ihnen zürnen, daß Sie mich so niedrig einschätzen. Ein Socialdemokrat! Halten Sie mich wirklich für so einfältig, daß ich für irgend welche Gleichmacherei, für irgend welche nebelhafte allgemeine Wohlfahrt schwärmen könnte? Wissen Sie nicht, daß ein moderner Skeptiker diese sogenannte allgemeine Wohlfahrt ein Brechmittel genannt hat? Ich neige sehr dazu, diesem Manne Recht zu geben.“

Brigitte stutzte. Aus dem Sprecher konnte sie nicht so leicht klug werden. Arm und dabei kein Socialdemokrat! Ein Feind des Goldes und doch ein Gegner aller auf allgemeine Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen? Das ging über ihren Horizont!

„Wer ist denn jener Skeptiker?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ein Philosoph; ein paradoxer, geistreicher, krankhaft spintisirender Phantast; kein Mann für die Damenwelt ... Sie würden ihn nicht lesen mögen.“

„Wer weiß? Wie heißt er denn?“

„Nietzsche — Friedrich Nietzsche — gegenwärtig unheilbar krank in irgend einer Anstalt; lassen wir den Unglücklichen, damit Sie sich den Concertgenuß nicht verderben.“

Sie beschloß im Stillen, den Namen nicht mehr zu vergessen. Wie dumm, daß man sie nicht schon früher auf diesen Philosophen aufmerksam gemacht hatte! Wie gern hätte sie durch eine kurze Bemerkung zu seinem Namen geglänzt und dem Doctor Sand in die Augen gestreut! Sie war eine jener Berlinerinnen, die gern den Nimbus der Belesenheit und intellectuellen Schärfe um sich verbreiten, ohne daß sie wirklich tief veranlagt und fleißig sind; eine jener Schaumschlägerinnen, die eine Zeit lang zu blenden

und das Urtheil irre zu führen vermögen, die aber bei längerer Bekanntschaft unsere Erwartung enttäuschen.

„Pst!“ machte sie, da der Stern des Abends, eine Sopransängerin, eben an den Flügel trat, „nun müssen wir aufhorchen — die Glanznummer des Programms!“ —

So waren der Doctor und Brigitte mit einander bekannt geworden, und daß er heut als Beamter der Konradsgrube in nächster Nachbarschaft der auf ihrem Landsitze Tannbach hausenden Wittwe wohnte, war das Verdienst der Dame, die sich um eine lohnende Anstellung des mittellosen Chemikers bei ihren einflußreichen Berliner Bekannten mit gutem Erfolge bemüht hatte. Jetzt sah sie ihn fast täglich. Sie hatte erreicht, was ihr erst nur wie ein verlockender Traum vorgekommen war: er verkehrte wie ein Familienmitglied in ihrem Hause, er kam und ging, wie und wenn er wollte, und sie konnte sich fast täglich an seinem Anblicke berauschen; aber an der Rose dieses neu erblühten Glückes saß ein spitzer Dorn, der sich immer tiefer in ihr Herz bohrte: Achaz blieb ihr gegenüber kalt und zurückhaltend, ja, er wurde immer steifer und scheuer, und die Beherrschung der einfachsten gesellschaftlichen Formen schien er wirklich niemals lernen zu wollen. Es wäre ihr eine süße Freude gewesen, den ungelenken Bären zu zähmen und ihm, der frühe verwaist und bei ungebildeten und armseligen Kostgebern und Pensionshaltern aufgewachsen war, die feinere Lebensart beizubringen; aber der Verkehr mit ihm wollte sich in neuerer Zeit nicht wieder so vertraulich und kameradschaftlich gestalten, wie damals, als er zuerst in ihr Berliner Haus gekommen war. Ob ihre Vermuthung zutreffend war? Begann er wirklich, sich für Edith zu interessiren? Ha ha ha! es war ja eigentlich zum Lachen. Sie, Brigitte Hohenstein, eifersüchtig auf eine Edith, auf ein junges, grünes, herbes Ding, das immer noch nicht recht wußte, was es mit seinen vier Gliedmaßen anfangen sollte. Aber war denn Edith immer noch ein grünes Ding? Hatte sie denn nicht neulich schon ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert? Aus dem Kinde war unmerklich eine Jungfrau geworden, und sie, die ahnungslose Tante, hatte nur nicht darauf geachtet und nicht bedacht, daß sie sich die nebenbuhlerische Schlange am eigenen Busen großzog.

Das waren ungefähr die Gedanken, mit denen sich Brigitte quälte, als sie jetzt neben dem Doctor über die mit einem rothen orientalischen Teppich belegten weißen Marmorstufen, die vom Vorflur nach dem höher gelegenen eigentlichen Erdgeschoß emporführten, aufwärts stieg und, ihr Foulardkleid raffend, ihre zierlich kleinen, hoch gewölbten, in schwarzen Seidenstrümpfen und ausgeschnittenen Goldkäferschuhchen steckenden Füßchen zur Schau stellte.

Achaz sah diese reizend bekleideten Puppenfüße, wie er sie schon oft gesehen hatte; auch heute wieder mußte er sich heimlich gestehen, daß sie in ihrer entzückenden Modellirung ein Besitz waren, auf den sich die gefall-

süchtige Wittwe wirklich etwas einbilden konnte. Und doch ließ ihn der Anblick, für den ein reicher verliebter Geck gern eine hohe Summe bezahlt haben würde, völlig kalt, oder genauer, es war ein reines, wunsch- und begierdefreies künstlerisches Gefallen, das dieser Anblick in ihm wach rief. Einen so schönen, so classischen Fuß, der bei all seiner Kleinheit doch im richtigsten Verhältniß zu Brigittens hoher, biegsamer, üppiger Gestalt stand und kräftig und elastisch war, sah man nicht alle Tage, und ein Bildhauer würde sich dreimal glücklich gepriesen haben, wenn ihm solch ein Fuß, seiner koketten Bekleidung entledigt, in voller herrlicher Nacktheit zum Modell hätte dienen dürfen. Achaz merkte aber die Absichtlichkeit, mit der Brigitte das neidische Kleid emporraffte, und diese Absichtlichkeit entzauberte ihn. Ach! eine geraume Zeit lang hatte er sich des bestrickenden Einflusses dieser Kirke kaum zu erwehren vermocht; er war ein junger Mann von Fleisch und Blut, von gesunder Sinnlichkeit und ungeschwächter männlicher Kraft; die Atmosphäre des schönen Weibes wirkte auch auf ihn, und wenn sie ihn mit ihren dunklen Zauberaugen verheißungsvoll ansprühte, dann war auch sein Blut jedesmal heiß aufgewallt, und ein süßer Taumel war ihm zu Häupten gestiegen. Aber diesen flüchtigen Erregungszuständen war doch immer wieder die kühle Ueberlegung des weisen Mannes, die nüchterne Berechnung des Chemikers gefolgt. Er stand in seinem 28. Jahre und Brigitte? Ja, du lieber Gott, wer vermochte denn das Alter eines schönen, nicht mehr ganz jugendlichen Weibes genau zu bestimmen? Vor wohlerhaltenen weiblichen Reizen wird die Kunst der Arithmetik leicht zu Schanden. Sicher befand sich Brigitte im letzten Ende jener zweiten und letzten Nachblüthe des Weibes, die um das 36. Lebensjahr meist ihren Höhepunkt erreicht, sich aber noch bis in die Anfänge der vierziger Jahre hinüber erhalten kann. Und wenn Brigitte auch Momente, ja selbst ganze Abende hatte, wo sie an Frische und Anmuth mit dem jüngsten Mädchen in glücklichen Wettbewerb treten konnte, so hatte sie der Doctor doch auch zu oft schon an den Vormittagen, manchmal schon in den frühesten Morgenstunden gesehen und — Aurora ist keine Freundin der Illusion — mit grausamer Deutlichkeit die feinen, außerordentlich feinen Runzeln und Runzelchen erkannt, die die Jahre schon mit unbarmherziger Hand auch in dieses schöne und gottbegnadete Frauenantlitz zu zeichnen begannen. Ein flüchtiges Begehren nach einer schönen, wenn auch wesentlich älteren Frau kann wohl gelegentlich einmal in einem mit gesunden Sinnen begabten jungen Manne aufflammen; immer wieder wird er sich aber der Thatsache bewußt werden, daß die unberührte Jungfräulichkeit, die weibliche Jugendkraft und Jugendschöne das wahre Paradies sind, nach dem sich der Jüngling und der junge Mann, bewußt oder unbewußt, mit allen Fasern des Herzens hingezogen fühlen. Und so hatte sich auch in Achaz Karmecks Herzen allmählich eine Richtungsveränderung der Magnetnadel vollzogen: er, der früher nur Augen für die bezaubernde Brigitte gehabt und ihr in scheuer

ehrfurchtsvoller Huldigung zu Füßen gelegen hatte, war plötzlich durch die Entdeckung überrascht worden, daß sich aus der bisher von ihm kaum beachteten Nichte seiner Gönnerin ein süßes, mit allen Zaubern der Jugendblüthe ausgestattetes Jungfräulein entwickelt hatte. Brigitte hatte mit Schrecken diese Wandlung im Verhalten ihres Günstlings erkannt, und nun, da sie ihn verlieren zu müssen fürchtete, erwachte erst in ihr das volle Bewußtsein, daß sie ihn liebte und als ihr unbestrittenes Eigen zu erobern trachtete.

„Treten Sie hier hinein, lieber Doctor," sagte sie zu ihrem Begleiter, nachdem der Vorflur des hochgelegenen Erdgeschosses erreicht war. Sie öffnete eine Thür und wies mit der Hand in ein reich, aber behaglich eingerichtetes Damenzimmer.

„Nach Ihnen, gnädige Frau," erwiderte der Doctor, indem er, ganz gegen seine Gewohnheit, in formeller Höflichkeit Brigitten den Vortritt überließ.

Sie trat ein und faßte die Hand des ihr auf dem Fuße Folgenden. Scheinbar gekränkt, wiederholte sie strafenden Tones:

„Gnädige Frau? schon wieder diese kältende Anrede! Was that ich Ihnen, Achaz, daß Sie diese Mauer zwischen uns aufrichten?"

„Aber . . . in der That . . . ich weiß nicht, was ich verbrochen habe . . ."

„O, verstellen Sie sich nicht! Haben Sie es schon ganz vergessen, daß Sie mich früher immer nur Frau Brigitte anredeten? Ich wäre Ihnen so dankbar, wenn Sie auch diese Anrede kürzen und mich einfach Brigitte nennen wollten." Sie brachte ihr Antlitz ganz nahe an das seine, so daß ihn ihr Odem leise anwehte, und fragte sanften, vorwurfsvollen Tones: „Wird Ihnen das so schwer?"

Er erröthete. Diese Vertraulichkeit beglückte ihn einerseits; andererseits sträubte er sich instinctiv gegen einen ihm unwillkommenen Zwang und gegen die Schlußfolgerungen, zu denen er, wenn er sich dem Zwange fügte, nur zu leicht Veranlassung geben konnte. Dieser Zwiespalt in seinem Empfinden machte ihn nur noch unbeholfener und verwirrter. Fast hilflos schaute er in die dunklen Augen, die bis in seine Seele hinein zu lesen schienen; dann stammelte er verlegen:

„Wenn Sie befehlen, so werde ich natürlich gehorchen."

Brigitte nahm seinen Blondkopf zwischen ihre schlanken, wohlgepflegten Hände und preßte ihn, halb zärtlich, halb grollend:

„Sie sind ein großes Kind, Achaz! Was Andern eine Seligkeit sein würde — oder glauben Sie nicht, daß Manchem solch ein Beweis meines Vertrauens Seligkeit bereiten würde? — das nehmen Sie nur schmollend hin, wie eine lästige Bürde! Oh, pfui, Sie Undankbarer! schämen Sie sich doch!"

Seine Verwirrung steigerte sich; Wangen und Stirn tauchten sich ihm in Purpur, und aus seinen Nüstern ging der Athem in kurzen heftigen Stößen. Sie schien sich an seiner Befangenheit zu weiden. Lustig lachte sie auf und, seinen Kopf wieder freigebend, scherzte sie:

„Sie sind ein eigenthümlicher Courmacher! Da, küssen Sie mir die Hand, daß ich nicht strenger mit Ihnen in's Gericht gehe und Sie so leichten Kaufes von Ihrer Unhöflichkeit losspreche."

Sie hielt ihm ihre Rechte hin, und der Doctor that, wie sie geheißen; er zog die ringefunkelnde Hand an seine Lippen.

„So, Achaz; nun haben wir wieder Frieden geschlossen, und Sie sollen jetzt die Friedenspfeife rauchen . . . richtiger: die Friedenscigarre. Eine Pfeife . . . brr! die überlassen wir lieber dem Fürsten von Fahrstedt."

„Wo ist der Major?"

„Wo wird er sein? Natürlich bei Edith, die er verfolgt, als wäre er ihr Schatten."

Die Blutwelle in Karmecks Antlitz ebbte zurück nach seinem Herzen; er wurde plötzlich bläßer und sah Brigitte fragend an.

Diese wandte sich nach dem mit einer farbigen Holz- und Perlmuttermosaik ausgelegten Nähtisch in einer Fensternische und machte sich dort zu schaffen; dabei biß sie mit ihren weißen Zähnen sich auf die Unterlippe. Endlich schien sie das Gesuchte gefunden zu haben. Sie kam mit einem wirren Knäul rosaseidenen Garnes zurück, setzte sich auf eine mit prachtvollem Gobelin überdeckte Ottomane und lud den Doctor ein, neben ihr Platz zu nehmen; erst aber sollte er sich eine Cigarre anzünden.

Da sie auf dieser Bedingung bestand, ging Karmeck zu einem Luxustischchen, das halb versteckt hinter dem schräg in's Zimmer vorgerückten Flügel stand. Dort war, wie er wußte, stets für ihn ein Cedernholzkistchen mit edlen Cigarren hingestellt. Er schnitt mit leise bebender Hand die Spitze von einer Cigarre ab und fragte dabei, sich gewaltsam den Anschein der Gleichgiltigkeit gebend:

„Ist Fräulein Edith mit dieser Aufdringlichkeit einverstanden?"

„Aufdringlichkeit!" rief lachend Brigitte, „wenn das Herr Titus von Uhlbeck, Major außer Diensten und Fürst von Fahrstedt, hörte, er würde Sie fordern auf gezogene Pistolen, fünf Schritte Distance und so lange fortgesetzten Kugelwechsel, bis einer der Contrahenten kampfunfähig geworden! Kommen Sie, setzen Sie sich hier neben mich, und wenn Sie sehr liebenswürdig sein wollen, so halten Sie mir dies verworrene Knäul, in das ich Ordnung bringen möchte."

Fast widerwillig gehorchte er. Die brennende Cigarre im Munde, hielt er das Seidengarn mit beiden Händen; seine Kniee streiften das leise knisternde Kleid seiner Nachbarin. Der Duft, der von einem Gestell mit Rosentöpfen aus der Zimmerecke hinter der Ottomane herüberströmte, vermischte sich bald mit dem eigenthümlich scharfen Geruche des Tabaks-

dampfes; Brigitte schien davon nicht belästigt zu werden, im Gegentheil, sie zog ein paarmal tiefer den Athem ein und sagte:

„Die Cigarre riecht gut! nicht wahr? Ich habe sie mir von Gerold schicken lassen, da ich weiß, daß Sie diese Sorte lieben."

Der Doctor verneigte sich, wie zum Danke, dabei konnte er aber einen leichten Seufzer nicht unterdrücken.

Brigitte hatte den Seufzer gehört; sie lächelte etwas gezwungen und sah dabei dem Unzufriedenen prüfend in die Augen. Gern hätte sie ihm zugerufen, daß er jeden Gedanken an Edith nur solle fahren lassen, aber sie wußte, daß Widerspruch von ihrer Seite ihn in seinem Beharren nur stärken würde, deshalb wählte sie einen Umweg, um zum Ziele zu gelangen.

„Sie scheinen unfroher Stimmung, Achaz," hob sie vertraulich an, „haben Sie geschäftlichen Verdruß?"

„Ich? . . . ich wüßte nicht . . ."

„Doch! es kommt mir vor, als ob Sie sich mit irgend Etwas quälten."

„Allerdings; ich quäle mich mit der Lösung eines Problems in unserer Fabrik."

„Um was handelt es sich?"

„Ach, das kann ich Ihnen kaum erklären."

„Warum nicht? bin ich zu dumm, Ihre Fabrikangelegenheiten zu verstehen?"

„Zu dumm! wie können Sie nur gleich einen solchen Ausdruck wählen, wo es sich um die ganz natürliche Abneigung jeder Dame gegen Alles, was Chemie betrifft, handelt?"

„Es interessirt mich aber, zu wissen, womit Sie sich gegenwärtig herumplagen."

„Nun gut. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß in dem Rohsalz, das wir aus unserer Grube gewinnen, Chlorkalium enthalten ist?"

„Freilich weiß ich das; auch von Carnallit und Kieserit und Kainit und wie das Zeug sonst noch heißen mag, habe ich schon oft genug sprechen hören . . ."

„Ohne mit diesen Worten irgend welchen Sinn zu verbinden," ergänzte er leichthin. „Das schadet dem Verständniß meiner besonderen Angelegenheit auch ganz und gar Nichts. Es genügt für Sie, zu wissen, daß wir bei der Gewinnung des Chlorkaliums immer noch ungefähr 25 vom Hundert dieses kostbaren Stoffes verlieren?"

„Gänzlich verlieren."

„Gänzlich nicht. Der Verlust ist im Löserückstand, in der Endlauge und in dem beim Klären der Rohsalzlösung sich abscheidenden Schlamme enthalten, so daß wir diesen Absatzschlamm bisher calcinirt und als Düngesalz mit einem Gehalt von ungefähr 20 Procent Chlorkalium in den Handel gebracht haben."

„Nun . . . also?"

„Dieses Verfahren befriedigt mich aber nicht. Die Herstellung des Düngesalzes macht Arbeit und Kosten, der Erlös aus dem Product ist immer noch nicht hoch genug; wir kämen vielleicht weiter und hätten bequemere Arbeit, wenn es gelänge, ein Verfahren zu ermitteln, durch das wir das Chlorkalium gleich bei der ersten Operation völlig und ohne jeden Verlust gewinnen könnten."

Brigitte nickte.

„Ich verstehe." Dann ließ sie plötzlich das zum Theil schon aufgewickelte Garn achtlos in ihren Schooß fallen, legte ihre Linke auf den Oberschenkel des neben ihr Sitzenden und sagte gemüthlich: „Warum quälen Sie sich mit solchen Lappalien? Es lohnt doch wirklich nicht der Mühe, das ohnehin so kurze und karge Leben sich noch mit solchen Sorgen zu verkümmern. Was kann Ihnen daran liegen, ob Sie ein paar Procent Chlorkalium mehr oder weniger für die Herren Actionäre der Konradswerke retten?"

„Ja, mein Gott, davon hängt doch meine ganze Zukunft ab! Wenn ich mich den Herren nützlich mache, so sind sie vielleicht geneigt, mich auch für unentbehrlich zu halten; dann steigen mit meinen festen Einnahmen auch die Gewinnantheile, und mit der Zeit gelange ich vielleicht noch einmal zur Selbstständigkeit."

„Die Sie natürlich von ganzem Herzen ersehnen. Das verstehe ich, und ich verdenke es Ihnen nicht. Es giebt aber doch einen kürzeren und weit sichereren Weg zu diesem erwünschten Ziele . . . warum wollen Sie ihn nicht gehen?"

„Welchen Weg meinen Sie?"

„Sollten Sie noch nie an ihn gedacht haben? Sie müssen eine reiche Partie machen! Dann haben Sie, was Sie brauchen, und können Ihre umfassenden Kenntnisse bei der Gründung eigener Werke verwerthen."

„Ich bin kein Heirathsspeculant; das wissen Sie so gut wie ich," fuhr er fast heftig auf. „Zudem würde eine reiche Erbin sich vor mir rauhem und ungelecktem Burschen wahrscheinlich bekreuzen. Ich kann nicht, auf einem Fuße stehend, eine Theetasse balanciren, zuckersüße Redensarten drechseln und katzbuckeln und scherwenzen; ich fahre lieber in die tiefste Tiefe unserer Schächte hernieder oder stecke die Nase in die giftigen Dämpfe unserer Siedepfannen, als daß ich im Menuetschritt einherstolzire und mich durch äffische Gliederverrenkungen lächerlich mache."

„Hu hu hu! Wie das gleich siedet und schäumt und aufsprudelt! Wer sagt Ihnen denn, daß Sie den Balletmeister spielen und Süßholz raspeln sollen?"

„Ist das denn nicht die Bedingung, ohne die man heute das Herz reicher Erbinnen nicht erobern kann? Ich bin der Letzte, der dazu angethan wäre, irgend einem Lieutenant in bunter Uniform Concurrenz zu machen."

Sie musterte ihn mit einem ihrer unnachahmlichen Blicke und sagte halblaut und langsam, als spräche sie zu sich selber:

„Nun, das käme noch sehr darauf an; ich denke, einem normal empfindenden Weibe würde die Wahl zwischen stolzer, selbstbewußter Männlichkeit und nur auf ein buntes Kleid pochender Selbstgefälligkeit nicht lange schwer fallen."

„Sie sind sehr gütig, Frau Brigitte; ich verstehe nicht, Complimente zu erwidern. Aber selbst angenommen, irgend ein reiches Mädchen gäbe mir unerwarteter Weise einige Chancen, glauben Sie, daß ich je so würdelos und ehrvergessen handeln könnte, mich und meine Freiheit zu verkaufen?"

„Achaz!" rief Brigitte, indem sie ihm ihre kleine Hand leicht auf den blond umbarteten Mund drückte, „so gehen Sie doch nicht gleich so durch! was für ein Brausekopf Sie sind! davon ist ja gar nicht die Rede! Greifen Sie selbstverständlich nur da zu, wo man Ihnen herzliche Neigung entgegenbringt und nicht im Entferntesten daran denkt, Ihre Freiheit beschränken zu wollen." Sie legte ein Bein über das andere, so daß wieder ihr kleiner Fuß zum Vorschein kam, umschlang das Knie des höher gelegenen Beines mit beiden Händen und sagte nachdenklich und wie in lautem Selbstgespräch: „So sind sie alle die jungen Leute! denselben Rath habe ich erst neulich meiner Nichte Edith geben müssen. Das Mädchen ist arm wie eine Kirchenmaus, und es wird Zeit für sie, an eine Versorgung zu denken. Nicht, daß ich ihr gerathen habe, eine Speculationspartie zu machen . . . Gott soll mich davor bewahren! . . . aber wenn ein ritterlicher und wohlsituirter Mann um sie wirbt, den ein jedes Mädchen lieb haben könnte, dann wäre es eine unverantwortliche Thorheit, wenn sie ihm spröde den Rücken kehren wollte."

Der Doctor saß wie auf Nadeln. Die Nachmittagssonne war tiefer und tiefer gesunken und sandte jetzt eine breite Lichtgarbe durch's Fenster direct in sein Angesicht; er überfühlte die Blendung und starrte in höchster Beunruhigung die Sprecherin an.

„Sie meinen doch nicht den Major?" stieß er gepreßt hervor.

„Gerade den meine ich," bestätigte Brigitte, und sie selbst hatte Mühe, die Qual zu verbergen, die ihr der unverkennbare Schreck des Doctors bereitete.

„Aber, Frau Brigitte, das wäre ja unverzeihlich! Sie können doch einem unerfahrenen Mädchen nicht zureden, auf die Phrasen zu achten, die ihr ein verlebter Mann macht, der recht wohl ihr Vater sein könnte?"

„Könnte er das sein?" versetzte sie schnippisch. „So genau weiß ich das nicht; er hat mir nie sein Taufzeugniß gezeigt. Ich denke aber, ein gewisser Altersunterschied kommt gar nicht in Betracht, wo Temperament, Charakter und die äußeren Verhältnisse eine Verbindung so überaus angemessen erscheinen lassen. Was bedeutet überhaupt die Zahl der Jahre? Auf die Lebenserfahrungen und das junge Herz kommt es an. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß ein junger Mann mit einer etwas älteren

Frau, wenn sie nur innerlich jung geblieben ist, sehr glücklich werden kann, für Edith aber, die noch ein halbes Kind ist, das erzogen und geleitet werden muß, paßt gerade ein Mann wie der Major von Uhlbeck ganz vortrefflich. Und Edith hat zudem keine Wahl; sie ist arm, und auf mich kann sie nicht immer rechnen; es könnte mir ja eines schönen Tages einfallen, das süße Joch eines geliebten Mannes mir selbst auf die Schultern zu legen."

Aus ihren Augen leuchtete Schelmerei und Erwartung; sie fühlte zu ihrer lebhaften Genugthuung, daß ihre Wangen etwas dunkler glühten.

Achaz hatte für den Zauber, den ihr dieses Erröthen verlieh, keinen Blick. In verhaltener Leidenschaft stieß er höhnisch hervor:

„Und wenn Fräulein Edith arm ist und wenn Sie, wie es den Anschein hat, ihr Nichts von Ihren Schätzen gönnen wollen, da soll sie an der Hand eines bankerotten Gutsbesitzers — ach! was sage ich? eines Gutsverwalters! — vor materiellen Sorgen sicher gestellt werden? Ich bitte Sie, das ist ja ein ganz unmögliches Project!"

„Sie können den Major doch nicht bankerott nennen?" wandte Brigitte unerschüttert ein. „Wenn ihm auch Fahrstedt nicht allein gehört und auf dessen Ertrag seine beiden Geschwister mit angewiesen sind, so hat er doch nebenher noch seine Pension und wahrscheinlich auch noch einiges persönliche Vermögen; das muß er haben, sonst könnte er nicht so leben, wie er lebt."

„Wie lebt er denn? Als ein Prahlhans und Renommist! Er spielt nur den Grandseigneur, um Sie und Andere von gleicher Leichtgläubigkeit zu täuschen."

„Ihre Abneigung gegen ihn macht Sie ungerecht. Uebrigens, was ereifern Sie sich denn, Achaz? Lassen Sie die beiden Leutchen doch ihre Angelegenheiten allein ordnen; die Ehen werden im Himmel geschlossen; menschliche Hände sollen solche Bande weder knüpfen, noch lösen. Und nun machen Sie wieder ein freundliches Gesicht und lassen Sie uns unsern Kaffee trinken; ich höre, daß man ihn schon aufträgt."

Sie erhob sich und öffnete die Thür zu dem benachbarten Speisezimmer, in dem auf weiß gedecktem Tische mehrere silberne Kannen, ein über einem Spiritusflämmchen brodelnder silberner Wasserkessel und verschiedene Teller mit Gebäck, Butter und Honig standen. Nachdem Beide eingetreten waren, ging sie zum Tische und drückte die zwei polirten Holzstäbchen zusammen, die als das Ende eines grün umsponnenen elektrischen Leitungsdrahtes von der über der Tafel schwebenden großen Lampe herabhingen. Der schrille Ton einer Glocke wurde draußen laut, und bald darauf trat ein Diener in einfacher Livrée in das Eßzimmer.

„Melden Sie dem gnädigen Fräulein, daß wir den Kaffee trinken."

„Zu Befehl, gnädige Frau."

„Ich lasse auch Herrn von Uhlbeck dazu bitten."

„Zu Befehl."

Der Diener entfernte sich eilfertig und geräuschlos.

„Hier, Achaz, zu meiner Linken!“ lud Brigitte den Doctor ein. „Und nun bezwingen Sie sich und seien Sie hübsch liebenswürdig gegen den Major.“

Man wollte sich eben setzen, als die Gerufenen vom Flur her eintraten: ein jugendliches Mädchen in weißem duftigen Mull und ein elegant gekleideter dunkelblonder Herr von strammer militärischer Haltung.

„Gut, daß Ihr kommt! sonst hätten wir ohne Euch getrunken,“ sagte Brigitte. Sie winkte den Major an ihre Rechte, während Edith den vierten Platz, der Tante gegenüber, einnahm.

„Das wäre ein unersetzlicher Verlust für uns und eine zu harte Strafe gewesen,“ erklärte Herr von Uhlbeck galant, indem er beide, mit mehreren Ringen geschmückte Hände bis zur Brust erhob und dort wie flehend gegen einander drückte. Dabei lächelte er selbstgefällig und zeigte seine zwar ziemlich großen, aber sauber gepflegten Zähne.

„Sie sind wie immer der Mann der Complimente,“ gab Brigitte artig zurück; „aber nun berichten Sie ohne Complimente, ob Edith Fortschritte gemacht hat.“

„Ungeheure! ganz ungeheure!“ versicherte er schnarrend, „wäre ich mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden, ich hätte die Spielerin nicht wieder erkannt.“

„Die Herrschaften haben musicirt?“ fragte Achaz, von Eifersucht gequält.

Edith wandte ihr holdes Kindergesichtchen dem Fragenden zu:

„Tante hat gewünscht, daß ich Herrn von Uhlbeck Etwas vorspiele.“

Sie sagte es langsam und jedes Wort betonend, als wollte sie andeuten, daß sie nicht aus freien Stücken den Major zum Beurtheiler ihrer Leistungen gekürt hatte.

Ueber Uhlbecks Antlitz flog es wie ein Schimmer von Genugthuung; er schien Ediths Erklärung ganz in der Ordnung zu finden und blickte gewissermaßen triumphirend nach Brigitte.

Diese nahm von seinem Mienenspiel nicht die geringste Notiz; harmlos fragte sie:

„Nehmen Sie Thee oder Kaffee?“

Der Major machte das süßeste Gesicht, dessen er fähig war, und versetzte neckisch:

„Seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau; aber jedes Mal, wenn ich von schönen Lippen die Frage vernehme: ‚Thee oder Kaffee?‘ fällt mir aus meiner Schulzeit jene Anekdote ein, nach der ein ebenso gefragter Seelsorger der schönen Fragerin geantwortet haben soll: Te quidem vellem, sed quia pastor sum, cave; was verdeutscht ungefähr heißt: te, (Thee) dich möchte ich schon; aber da ich ein zur Ehelosigkeit gezwungener Pastor bin, hüte Dich (cave, Kaffee)!“

„Hörst Du, Edith,“ wandte sich Brigitte der Nichte zu, „welch' guter Lateiner unser Herr Major noch ist?“ und sich wieder an diesen zurückwendend: „Was ist nun Ihre eigene Antwort im vorliegenden Falle?“

„Thee, natürlich Thee, meine gnädige Frau! te quidem vellem! Dich, nur Dich möchte ich!"

Der Major hatte es mit scherzhaftem Nachdruck gesagt, und Alle lachten. Edith und Achaz lachten sogar sehr befriedigt; nur das Lächeln Brigittens sah etwas gezwungen aus, und heimlich flammte sie dem Major einen strafenden Blick zu, der ungefähr besagen sollte: „Vergißt Du so unser Abkommen?" Fällst Du so schmählich aus Deiner Rolle?" Er schien ihren Blick zu verstehen, denn er verneigte sich reumüthig vor ihr und bat sie, ihm die Freiheit seines Scherzes großmüthig verzeihen zu wollen.

Während sich nun zwischen ihm und Brigitte ein kurzes Scheingefecht entspann, das unverkennbar mit baldigem Frieden enden mußte, benutzte der Doctor die Gelegenheit und plauderte mit Edith, deren liebliches, von einer prachtvollen Fülle aschblonden Seidenhaares gekröntes Antlitz er in heimlicher Wonne anstaunte. In der That, es war ein liebliches, fein geschnittenes Antlitz, wie wir es manchmal auf den Porzellandosen des Rococozeitalters gemalt finden; keine Linie hätte man an diesem reizenden Köpfchen anders gewünscht. Die Augen Ediths besonders gaben ein entzückendes Räthsel auf. Bald schienen sie dunkelblau, bald hatten sie einen Stich in's Bräunlich-Schwarze, je nachdem sie vom Sonnenlichte getroffen wurden. Wer einmal tiefer in diese Augen schaute, konnte so bald nicht wieder seinen Blick von ihnen trennen, sie hatten etwas Sphinxartiges, etwas Magnetisches, das mit geheimnißvoller Kraft anzog und ungeahnte Wonnen zu versprechen schien. Und wenn Achaz es wirklich einmal fertig bekam, sich dem Banne dieser Zauberaugen zu entwinden, dann blieb sein Blick gleich wieder in deren nächster Nachbarschaft hängen: an den kleinen, zierlich modellirten Ohren des Mädchens. Allmächtiger Gott! dachte er oft im Stillen, was sind das für entzückende Dinger, diese scharf anliegenden, in den schneckenförmigen Windungen der Muschel die allerfeinste Regelmäßigkeit und Genauigkeit zeigenden, von dem lieblichsten Incarnat angehauchten Oehrchen! Und wie er auch jetzt wieder diese Oehrchen mit heimlichem Wohlgefallen beobachtete, sah er zu seiner Freude, daß sich die zierlichen und durch kein Ohrloch und keine juwelenfunkelnden Ringe entstellten Ohrläppchen immer röther und röther zu färben begannen. Eine Blutwelle war Edith zu Häupten gestiegen und ließ erst an ihren Ohren und dann auf ihren lieblich gerundeten Wangen verrätherische Rosen aufblühen. Verrätherische Rosen! so dachte der wonnetrunkene Achaz im Stillen; denn sie verriethen ihm den Eindruck, den seine Nähe auf Edith machte, die trotz des vorangegangenen Alleinseins mit dem Major bisher blaß und marmorkühl geblieben war.

„Ein ganz süperber Thee, meine gnädige Frau!" schnarrte anerkennend Herr von Uhlbeck, der eben ausgetrunken hatte und nun seine Tasse mit gezierter Armbewegung der Frau vom Hause, um eine neue Auflage bittend, hinhielt; „so tadellos bereitet ihn nur noch mein Kammerdiener."

Brigitte ergriff die silberne Theekanne und füllte die Tasse des Majors. Achaz verzog spöttisch lächelnd die Lippen und warf einen heimlichen Blick des Einverständnisses nach Edith, den diese lächelnd erwiderte. Sie erinnerte sich der Behauptung des Doctors, daß der prahlerische Herr Major thatsächlich nur einen einzigen dienenden Geist im Hause hätte, der aber nach den verschiedensten Seiten hin thätig wäre und bald als Pförtner oder Gärtner, bald als Koch oder Kammerdiener auftreten müßte.

Herr Titus von Uhlbeck hatte das Lächeln Beider bemerkt, wußte es aber nicht zu deuten, da er, wie alle Aufschneider, sich nicht für durchschaut hielt. So fragte er denn ganz arglos:

„Was erregt denn Ihre heimliche Freude?"

Achaz biß sich etwas betroffen auf die Lippen; er hatte gegen einen Mann nicht unartig sein wollen, den er geistig um Thurmeshöhe überragte und der eigentlich für ihn erst Bedeutung gewonnen hatte, seitdem er sich um Ediths Gunst zu bewerben schien. So versetzte er denn höflich, indem er seine Selbstbeherrschung schnell zurückgewann:

„Ich freute mich nur, daß es noch immer so fein erzogene Zungen giebt, die zwischen Thee und Thee einen Unterschied herauszuschmecken vermögen. Für mich Geschmacksplebejer ist Thee in allen seinen Herstellungsarten nur ein ungenießbares Getränk, das höchstens in einem Krankenzimmer geduldet werden sollte."

„Ach! das ist aber ein Sacrileg, ein Verbrechen wider die Majestät der Natur!" erklärte der kaum seinen Ohren trauende Major; „ich lade die Herrschaften zu mir nach Fahrstedt ein, morgen Nachmittag, zu einem richtigen Five o' clock: da sollen Sie einen Thee kennen lernen, der auch Sie, mein verehrter Herr Doctor, zu anderen Anschauungen bekehren wird. Soll's gelten, meine gnädige Frau?" wandte er sich an Brigitte, „Sie müssen freilich mit der bescheidenen Einrichtung eines Junggesellen vorlieb nehmen; einen so üppigen Theetisch wie hier kann ich nicht decken lassen; aber ich hoffe, mein Gärtner wird noch ein paar verspätete Rosen finden, die ich den Damen zu Füßen legen darf."

„Ihre freundliche Einladung ist angenommen, Herr von Uhlbeck," erklärte Brigitte zugleich im Namen ihrer Nichte, aber unter der Bedingung, daß Sie keine Umstände machen."

„Keine Umstände," versicherte der Major, „ich schwör's bei meiner Ehre! Es würde mir auch wenig nützen, selbst wenn ich Umstände machen wollte, denn mein Koch ist ein unzuverlässiger Patron, mit dessen Kunstwerken aufzuwarten ich vor so verwöhnten Herrschaften Bedenken tragen müßte. Ja, ja, mein lieber Herr Doctor, wenn Sie auch mit dem Kopfe schütteln, ich weiß es, daß Sie trotz Ihrer Abneigung gegen Thee kein Geschmacksplebejer, sondern ein Aristokrat sind, dem es durchaus nicht Einerlei ist, womit er die Hülle seines Geistes zusammenhält."

„Kein Mensch kann sich den Naturnothwendigkeiten entziehen," gab Achaz gutmüthig lächelnd zurück, „und doch ist die Ehe zwischen Leib und Geist die furchtbarste Fessel, die dem Geiste angelegt werden konnte, da sie unzerreißbar ist . . . Was würde mancher begnadete Geist darum geben, wenn er die qualvolle Beschränkung durch seine sterbliche Hülle los werden könnte!"

„Das verstehe ich nicht; das schmeckt nach Philosophie," bemerkte der Major, „und mit solchem Teufelskram habe ich Nichts zu schaffen; den überlasse ich der liberalen Schafheerde. Ihnen nehme ich Zweifel und Weltschmerz nicht übel, da Sie kein Liberaler sind."

Wiederum lächelte Achaz. Er hörte aus den sehr unklaren Redensarten des Herrn von Uhlbeck das heraus, was dieser eigentlich hatte sagen wollen; aber er hütete sich, auf das eröffnete Gesprächsgebiet zu folgen. Der Major war weit und breit dafür bekannt, daß er mit seinem auch zur unpassendsten Zeit und stets eben so überzeugungsstark wie unlogisch und verworren vorgetragenen politischen Bekenntniß Jedem auf die Nerven fiel. Er hätte den Doctor, dessen geistige Ueberlegenheit er ahnte, wahrscheinlich gehaßt, wenn dieser sich zu den landläufigen und von ihm als flach-liberal bezeichneten Dogmen bekannt hätte; da sich aber Achaz in allen Dingen stets selbst das Gesetz gab und vor keinem Parteihäuptling dem eigenen Denken entsagte, so hielt ihn der Major fälschlicher Weise für einen Conservativen seiner eigenen Richtung, d. h. für einen gedankenlosen Nachbeter der von irgend einem Fractionsführer vorgebeteten Grundsätze. So war Herr von Uhlbeck gewöhnlich voll freundlicher und von jedem Mißtrauen freier Nachsicht gegen Achaz, der seinerseits an der unbewußten Komik des prahlerischen Mannes, den die ganze Umgegend spöttisch den „Fürsten von Fahrstedt" nannte, ebenfalls seine harmlose Freude gehabt haben würde, wenn er ihn jetzt nicht im Lichte eines verhaßten und von Brigitte begünstigten Mitwerbers um Ediths Huld erblickt hätte.

„Es wird aber Zeit für mich, aufzubrechen," sagte der Major nach einem Blicke durch's Fenster zu der Herrin des Hauses; „sehen Sie nur! dort braut sich ein Wetter zusammen, und ich habe meinen Wagen nicht herbestellt, da ich meinen Kutscher nach der Stadt beurlaubt habe."

Es war in der That eine vorzeitige Dämmerung eingebrochen, und der Major hatte bis Fahrstedt einen Fußmarsch von gut drei Viertelstunden.

„Ich lasse anspannen, Herr von Uhlbeck," erklärte Brigitte in liebenswürdigster Bereitwilligkeit.

„Um keinen Preis der Welt! ich werde Ihnen ganz gewiß keine Umstände machen," lehnte der Major ab. „Was ist dabei, wenn ich auch wirklich ein wenig naß werden sollte? Ein Soldat fürchtet sich vor keinem Wetter."

Er hatte sich erhoben, und auch der Doctor that ein Gleiches.

„Sie auch schon, Herr Doctor?" fragte Brigitte bedauernd.

„Ich habe noch Geschäfte, gnädige Frau, die ich nicht versäumen darf.“

„Wie schade, mein verehrter Herr Doctor, daß wir nicht zusammen gehen können,“ sagte der Major, „und doch bin ich zufrieden, daß die Konradswerke nicht gerade in meiner Nähe liegen; sie würden durch ihre Dünste mein Gut um die Hälfte entwerthen.“

„Ich weiß, wir sind eine gefürchtete Nachbarschaft,“ scherzte der Doctor, „und doch ist es nicht so schlimm; nicht wahr, gnädige Frau?“

„Oh, Frau Hohenstein kann darüber nicht entscheiden,“ wandte der Major ein, „Tannbach liegt hoch und völlig geschützt gegen die Teufelsgerüche aus Ihrer Hexenküche . . .“

„Und wenn ich wirklich einmal bei gewisser Windrichtung und schwerer Luft Etwas merken sollte,“ ergänzte Brigitte, „so müßte ich ganz stille sein, denn ich bin ja vielbeneidete Besitzerin von einigen Actien der Konradswerke und — sie rentiren wirklich ausgezeichnet,“ fügte sie lachend hinzu.

Der Abschied des Doctors von Edith war ein wortloser; was hätte der Scheidende dem jungen Mädchen auch sagen sollen, da er heut von Brigitte erfahren hatte, daß seine heimliche Neigung eine gänzlich aussichtslose war? Als armer, aber ehrenwerther Mann durfte er in Ediths Herzen den Brand nicht schüren helfen; wenn nicht ein Wunder geschah, das ihm plötzlich und unerwartet die erforderlichen Schätze in den Schooß warf, konnte er ja nie daran denken, sich die besitzlose Nichte der reichen und, wie es schien, auf ihn selbst speculirenden Wittwe zu gewinnen. So drückte er ihr nur stumm die Hand, konnte es aber nicht unterlassen, mit einem schmerzlich verlangenden Blicke in ihre Märchenaugen zu schauen, wenn auch Brigitte in unmittelbarster Nähe war und den Abschied der Beiden eifersüchtig zu überwachen schien.

Um so unbefangener vollzog sich das Lebewohl des Majors. Mit weltmännischer Sicherheit drückte auch er die Hand des jungen Mädchens, dann wandte er sich an Brigitte, um deren Rechte ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu führen.

„Wir müssen eilen, sonst kommt uns das Wetter auf den Hals. Kommen Sie, Herr Doctor!“

Die beiden Herren eilten hinaus und stiegen über die Marmorstufen nach dem säulengeschmückten Vorflur der Villa hinab. Brigitte gab ihnen bis zur Hausthür das Geleit, um, wie sie sagte, noch einen Blick nach dem wolkenbedeckten Himmel zu werfen.

„Adieu, mein lieber Doctor! Wollen Sie nicht wenigstens einen Schirm mitnehmen?“

„Solch ein Möbel habe ich noch nie getragen,“ versicherte er selbstbewußt. „Adieu, adieu! in zehn Minuten bin ich unten und finde Schutz.“

Damit sprang er davon.

Sie schaute ihm einen Augenblick nach und freute sich, wie trutzig der blonde Recke in den stärker auffrischenden Wind hineinschritt.

„Sie müssen durch den Garten gehen, Herr von Uhlbeck," sagte sie zum Major, der als Letzter durch die Straßenthür hinaustreten wollte. „Sie schneiden so ein Stück Weges ab und kommen eher nach Hause."

Sie veranlaßte ihn, mit ihr Kehrt zu machen und die Marmorstufen zum eigentlichen Flur des Erdgeschosses wieder hinanzusteigen. Oben angelangt, kreuzten sie den Flur, schritten durch das große, dreifensterige Verandazimmer und traten durch dessen Glasthür hinaus auf eine breite, mit Lorbeerbäumen besetzte Gartenterrasse.

„Herr von Uhlbeck," sagte sie, den Scheidenden noch einmal zum Stillstehen veranlassend, „Sie sind übrigens ein recht ungelehriger Schüler! Ihre lateinische Anekdote hätten Sie vorhin besser an die Adresse meiner Nichte gerichtet."

„Befehlen Sie diesem Winde, nicht so ungestüm zu wehen; rufen Sie einem Strome zu, er solle bergauf fließen! was würde es nützen? Sie wissen, wem nun einmal mein Herz gehört; kann ich dafür, wenn ich in Ihrer Nähe die mir aufgegebene Rolle vergesse?"

„Sie sind ein Don Juan und machen jeder Dame den Hof; wenn Sie aber Edith gewinnen wollen, dürfen Sie keine Augen mehr für mich haben."

„Das wird mir verzweifelt schwer fallen," stöhnte er kläglich. „Warum denn so grausam, schöne Frau? Geben Sie Ihr Nichtchen doch dem armen Schlucker, dem Doctor, und erhören Sie das Flehen meines armen Herzens, dann machen Sie drei Menschen glücklich . . ."

„Und was wird aus dem Vierten, aus mir selbst?"

„Bin ich Ihnen denn so unausstehlich, daß Sie an meiner Seite nicht auch ein wenig Glück und Sonnenschein finden könnten? Ich will Sie auf Händen tragen, Brigitte; ich will Ihr Sklave sein und jeden Ihrer Wünsche Ihnen aus den schönen Augen ablesen . . ."

„Und so weiter, und so weiter . . . diese Versprechungen kennt man! Ich verbiete Ihnen überhaupt auf das Entschiedenste, in diesem Tone mit mir zu reden. Woher wissen Sie denn, daß Doctor Karmeck meine Nichte begehrt? Kennen Sie das Sprichwort nicht: Wer die Tochter heimführen will, muß es mit der Mutter halten? könnte es nicht auch einmal umgekehrt wahr sein: Wer der Nichte den Hof macht, will sich die Tante gewinnen?"

„Was?" schrie der Major überrascht und erschrocken auf, „wäre es möglich? Sollte sich der Herr von Habenichts wirklich erdreisten, nach meiner Göttin zu schielen? Haben Sie ihm denn irgend welche Hoffnungen gemacht?"

„Ihre Fragen sind sehr undelicat. Was ich als Möglichkeit andeutete, das nehmen Sie für eine vollendete Thatsache. Von mir ist hier gar nicht die Rede, sondern von Edith. Ich muß das arme Ding unter die Haube bringen; ich setze das Vertrauen in Sie und Ihre Ehrenhaftigkeit — Sie

sind Soldat und Edelmann — daß Sie das Mädchen glücklich machen werden. Oft genug haben Sie mir versichert, daß Sie mein Freund sind; schrecken Sie nun vor einem Freundschaftsdienste, dem ersten, den ich von Ihnen verlange, zurück?"

„Verlangen Sie mein Leben, Brigitte, und ich werde es ohne Besinnen für Sie opfern!"

„Aber Ihre Hand, die wollen Sie nicht in die Hand eines reizenden Geschöpfes legen, in dessen Besitz sich jeder andere Mann selig preisen würde?"

„Sie nimmt mich ja gar nicht! das junge Ding bedarf eines jugendlichen Springinsfeldes. Nur eine reifere Frau weiß die Vorzüge eines erfahrenen und gefesteten Mannes zu schätzen . . ."

„Und ich bin diese reifere Frau?" ergänzte sie fast spöttisch. „Sehr verbunden, mein bester Major; aber diese Grille müssen Sie sich schon aus dem Sinn schlagen. Kommen Sie!" fuhr sie gemüthlich fort, „ich geleite Sie bis zum Ausgange des Gartens; bei diesem Wetter darf ich Sie nicht länger verweilen."

Sie schritt voran, um über die Terrasse nach den tiefer gelegenen Gartenpartien hinabzusteigen.

Uhlbeck blieb an ihrer Seite:

„So glücklich Sie mich durch Ihre Begleitung machen, so möchte ich doch darauf bestehen, daß Sie umkehren. Dieser tolle Wind zerzaust Ihr Haar und wirft Ihnen Staub und Kies in's Angesicht."

„Das ficht mich nicht an!" erklärte sie herausfordernd, indem sie tapfer gegen das Wetter ankämpfte. „Im Gegentheil, mir ist es eine Lust, in solch einem Aufruhr der Elemente zu athmen! Dort sind wir übrigens gleich geborgen. Sie deutete auf den parkähnlichen Theil des Gartens, der mit seinen dichtstehenden Bäumen gegen die Gewalt des Windes Schutz versprach. „Sie müssen mir vor Ihrem Scheiden noch geloben, daß Sie sich von nun an ernstlich um Edith bewerben werden; ich verspreche Ihnen dagegen auch meinerseits, daß ich allen meinen Einfluß auf Edith zu Ihren Gunsten aufbieten werde."

„Aber, meine Verehrteste," wandte der in die Enge Getriebene ein, „wie denken Sie sich denn, daß — angenommen, ich reüssirte wirklich bei der jungen Dame — daß ich mit ihr auf Fahrstedt residiren sollte? Zwei Drittel des Ertrages aus dem Gute habe ich jedes Jahr pünktlich an meine Geschwister herauszuzahlen, und Sie wissen selbst, was heute noch ein Landgut einbringt . . ."

In Brigittens Augen blitzte es freudig auf:

„Sie haben Schulden?" fragte sie schnell und unvermittelt.

Das Selbstbewußtsein des prahlerischen Mannes, der sich so gern als Grandseigneur geberdete, bäumte sich gegen ein ehrliches Ja auf; fast beleidigt rief er:

„Was berechtigt Sie zu solcher Annahme, meine gnädige Frau?"

„Sie haben Schulden!" wiederholte sie triumphirend, „es geht Ihnen nur wider den Strich, mir dies rückhaltlos zuzugeben. Wie thöricht, Titus! warum verschließen Sie sich mißtrauisch gegen eine wohlmeinende Freundin?"

Sie hing sich vertraulich an seinen Arm und schmiegte ihren Kopf an seine Schulter:

„Der Sturm benimmt mir den Athem; führen Sie mich!"

Mit innigem Behagen preßte der Major ihren Unterarm gegen seine Brust:

„So, meine gnädige Frau! stützen Sie sich nur fest auf mich! ich bringe Sie durch alle Fährlichkeiten."

Ein heimliches Lächeln glitt um ihre Lippen:

„Und nun gestehen Sie mir, daß Sie Schulden haben," hob sie, ihr Ziel nicht einen Augenblick verlierend, wieder an. „Darf ich sie Ihnen bezahlen, an Ihrem Hochzeitstage?"

„Sie wollen mich erhören? Oh, Sie gnadenreiche Königin meines Herzens! gegen ein Arrangement durch die Hand meiner Gattin habe ich Nichts einzuwenden!"

In verstelltem Groll klopfte sie ihm mit der freien Rechten leicht auf den Mund:

„Durch die Hand Ihrer Schwiegertante, wollen Sie sagen, Sie Unverbesserlicher. Oh, Sie sind ein Filou, und man muß sich mit Ihnen vorsehen! Edith soll außerdem nicht als armes Mädchen in Ihr Haus einziehen, dafür lassen Sie mich sorgen; sobald sie Frau von Uhlbeck heißt, lasse ich mein Gut Tannbach auf ihren Namen eintragen."

Sie waren an ein Gartenhaus gelangt, das in einer Lichtung des Parkes stand. Bei diesem Gartenhause vorbei führte der Weg zu einer Brücke über einen munter dahin plätschernden Bach. Dieser von Fahrstedt herkommende Bach hieß die Aue und bildete die Grenze des Parkes. Auf der Brücke befand sich ein Gitter, durch das man den nördlichen Zugang zum Parke sperren konnte.

Brigitte machte an dem Gartenhause Halt:

„Ich muß mich hier verschnaufen ... das wird ein wirklicher Sturm."

„So suchen Sie doch Schutz in diesem Schlupfwinkel, gnädige Frau! das ist kein Wetter für Sie."

Er drückte auf die Klinke der einzigen Zugangsthür; die Thür gab aber nicht nach.

Brigitte langte aus der Tasche ihres Kleides einen Schlüssel hervor und sagte:

„Das Gartenhäuschen ist stets verschlossen; aber hier ist der Talisman, der es öffnet."

Uhlbeck nahm den Schlüssel und schloß die Thür auf. Dann öffnete er, und Beide traten ein.

Ein kräftiger Geruch von Aepfeln schlug ihnen entgegen.

„Das riecht gut, nicht wahr?“ fragte Brigitte. „Ich habe alle meine Sommeräpfel hier bergen lassen. Aber schließen Sie doch die Thür.“

„Ein Ritzchen gestatten Sie mir offen zu lassen,“ bat der an der Thür stehen gebliebene und sie haltende Major; „der Wind soll mir die Thür nicht entreißen.“

„Fürchten Sie sich, allein mit mir zu sein?“ fragte sie spöttisch, und sie dachte an einen Andern, mit dem sie, ach! wie gern, die Verborgenheit dieses Raumes getheilt hätte.

„Ich kann den Aepfelgeruch nicht vertragen,“ gestand Uhlbeck kleinlaut, „er erstickt mich.“

Ein silberhelles Lachen war die Antwort.

„Sie wären ein sonderbarer Liebhaber, mein bester Major; wissen Sie das auch? Wenn Ihnen nun Edith hier ein Stelldichein bewilligen wollte?“

„Dann würde ich diese Aepfel erst alle durch's Fenster werfen.“

„Bravo! das wäre ein Ausweg. Aber in der That, machen Sie die Thür nur zu; ich öffne hier dieses Fenster, es geht nach Westen und wird vom Winde nicht getroffen.“

Der Major that, was sie wünschte, und half ihr, den etwas eingerosteten Fensterflügel um seine Angeln drehen.

Lebhaft strömte die frische Luft in den Raum. Uhlbeck athmete sie mit vollen Lungen ein.

„Da fallen die ersten schwachen Tropfen,“ sagte Brigitte, die neben ihm am offenen Fenster stand und in den Park hinausblickte; „aber ich glaube an kein Gewitter mehr; die elektrische Spannung hat sich im Wirbelwinde ausgeglichen. Trotzdem müssen Sie machen, daß Sie nach Hause kommen; wer weiß, ob es später nicht noch schütten wird. Ich habe Ihr Wort, daß Sie ernstlich um Edith werben wollen, und ich werde das meine halten; Ediths Gatte soll schuldenfrei sein und sein Gut Fahrstedt durch Tannbach arrondiren.“

Er faßte die Hand der Sprecherin, als wollte er sie an seine Lippen ziehen; plötzlich aber hielt er in der begonnenen Bewegung inne und drohte scherzhaft:

„Wie leichtsinnig Sie sind! wenn sich nun meine Schulden auf Hunderttausende beliefen?“

„Die würde man dem Herrn von Uhlbeck nicht geliehen haben,“ erwiderte sie boshaft, „ich tarire Sie so auf die durchschnittlichen Majorsschulden, sagen wir zwanzig bis dreißig Mille . . . ist's nicht so?“

Er ließ ihre Hand ohne den beabsichtigten Dankeskuß fahren und warf sich stolz in die Brust. Ihre Bemerkung hatte ihn verletzt, sie sollte sie büßen.

„Offenheit gegen Offenheit, gnädige Frau! meine Schulden beziffern sich genau auf fünfundfünfzigtausend Mark, eine hohe Summe für einen armen Landedelmann, für einen Geldprotzen und Speculanten ein Pappen-

stiel. Mir selbst ließe ich von keinem Andern eine Bürde abnehmen, deren ich mit der Zeit schon durch eigene Kraft ledig werden würde; wenn ich aber eine Frau an meinen Herd führen soll, dann darf sie durch keine Geldsorgen bekümmert werden, und dann glaube ich, es mit meinen Anschauungen vereinbaren zu können, wenn ich den Angehörigen meiner Frau die Ehre erweise und ihnen die Ordnung meiner Finanzen gestatte; das geschieht dann nicht mir, sondern meiner Gattin zu Liebe."

Er verbeugte sich gemessen und wollte sich zum Gehen wenden.

„Stolz will ich den Spanier!" rief Brigitte. „Titus, so nehmen Sie mir einen schlechten Scherz doch nicht gleich übel! Wollen Sie im Zorne von mir scheiden?"

„Ich zürne Ihnen nicht, schöne Frau; ich habe mich nur gegen eine falsche Auslegung meines Verhaltens sicher stellen müssen. Ein Uhlbeck ist nicht zu kaufen, davon seien Sie überzeugt! Wenn ich schwach genug bin, Ihren Wünschen nachzugeben, so erliege ich nicht dem Glanze Ihres Goldes, sondern — Ihrer Augen."

Sie fühlte, daß sie ihn dauernd versöhnen mußte; sie spielte ihren letzten Trumpf aus.

„Und dafür will ich Ihnen danken, wie nur die Freundin dem Freunde dankt," rief sie emphatisch und drückte ihm schnell einen Kuß auf die Lippen.

Durch diesen unerwarteten Huldbeweis war er so verblüfft, daß er zunächst an eine Erwiderung des Kusses gar nicht dachte; als ihm aber die Besinnung wiederkehrte und er das Versäumte nachholen wollte, schlüpfte Brigitte lachend durch die Thür hinaus und rief dem ebenfalls das Gartenhaus Verlassenden zu:

„Glückliche Heimkehr, Herr von Uhlbeck, und auf frohes Wiedersehen!"

Sie flog, den Wind jetzt im Rücken, durch den Park ihrem Hause zu und hatte es beinahe schon erreicht, als der Major erst die Auebrücke überschritt und das Parkgitter hinter sich in's Schloß drückte.

Wenn er doch statt des Majors mit mir im Gartenhäuschen gewesen wäre! dachte Brigitte, als sie die Treppe emporstieg und ihr Ankleidezimmer aufsuchte, um ihr durch Wind und Regen geschädigtes Foulardkleid mit einem anderen zu vertauschen. Es dämmerte schon, und sie zündete die beiden Kerzen an, die in den Leuchtern eines großen, bis zur Erde reichenden Pfeilerspiegels steckten. Dann zog sie ein mit herzförmigem Ausschnitt versehenes perlgraues Wollkleid an, trat vor die Mitte des Spiegels und betrachtete aufmerksam ihr Gesicht, ihr bläulich-schwarzes Haar und ihren vollen schneeigen Hals. Mit Falkenblicken gewahrte sie die feinen, kaum merklichen Fältchen, die sich an ihren äußeren Augenwinkeln schon einzunisten begannen. Sie griff nach einem silbernen Döschen auf dem nahen Toilettentisch, nahm daraus eine Puderquaste und tupfte leicht über ihr Angesicht. Befriedigt lächelte sie: die unliebsamen Mahner an den unaufhaltsamen Flug der Zeit waren verschwunden.

„Man muß nur jung sein wollen," murmelte sie entschlossen, „dann ist man es auch. Ein paar Jährchen lang werde ich mich schon noch gegen den hereindrohenden Herbst zu vertheidigen wissen, und wenn ich an seiner Brust ruhen könnte . . . beim wunderbaren Gott! ich glaube, ich würde mich wirklich verjüngen durch das Zaubermittel einer übermächtigen Liebe! Achaz! o, Du böser dummer Achaz! wenn Du wüßtest, welch eine Fülle leidenschaftlicher Gluth in meinem Herzen aufgespeichert ist, Du würdest Dich selig in dieses Flammenmeer stürzen und Himmelswonnen genießen, von denen das unerfahrene dumme Ding, dem Du nachläufst, keine Ahnung hat!"

Sie seufzte sehnsüchtig auf und warf sich auf den Divan, der, mit einem Eisbärenfell überdeckt, quer vor einer Gruppe prächtiger Fächerpalmen in der Zimmerecke stand. Dort streckte sie sich halb aus, den einen Fuß heraufziehend, während der andere auf dem weichen orientalischen Teppich verharrte, und versank in schmerzliches Nachdenken. Alles hatte sie genossen, Alles, was mit rothem Golde erkauft werden kann oder was man ohne Kaufpreis, freiwillig, der Schönheit zu Füßen legt, nur die Liebe eines edlen, selbstbewußten, starken, jugendfrischen Mannes hatte sie nie gekostet; sie ahnte, wie berauschend ein Trunk aus diesem Wonnekelche sein mußte, ihr Herz verschmachtete nach solchem Rausche, und das neidische Schicksal verweigerte ihr ihn bis jetzt so hartnäckig! Achaz war ein Mann, den, wie sie wußte, alle ihre Reichthümer nimmer reizen würden; wenn sie ihn nicht durch ihr persönliches Ich, durch den Zauber ihres Leibes und ihrer Seele überwand, dann blieb er ihr so unerreichbar, wie das Siebengestirn da draußen, das jetzt eben an dem sich klärenden Abendhimmel aufzuschimmern begann. Wenn Alles auf Erden einen Preis hatte, der Doctor hatte keinen, selbst mit Indiens Schätzen war Achaz Karmeck nicht zu kaufen! diese unerschütterliche Ehrenfestigkeit, die seine Eroberung so grausam erschwerte, machte ihr ihn nur um so theurer und begehrenswerther.

Plötzlich schnellte sie empor und richtete sich jählings zum Sitzen auf. Eine Idee war ihr gekommen: seine Ehrenfestigkeit, sein empfindliches Ehrgefühl! das gerade sollte die Falle sein, in der sie ihn fangen wollte! Aber wie? wie war es anzustellen, daß der Unverführbare in die Falle ging?

Ein Klopfen an der Thür schreckte sie aus ihrem Sinnen auf. Sie wandte den Kopf und rief „Herein!"

Edith trat über die Schwelle, etwas bleich, aber wie immer zierlich und voll herzgewinnender Anmuth.

„Verzeih, liebe Tante, wenn ich hier eindringe . . . ein Telegramm, auf das vielleicht Antwort nöthig ist . . . der Bote wartet noch.

Brigitte öffnete den zugeklebten Zettel und las. Ein Schimmer von Befriedigung ging über ihr mit Reismehl fein bestäubtes Antlitz.

„Das ist nett! das freut mich! Wir bekommen Besuch, Edith; meinen Bruder Ulrich, der noch einen Freund mitbringt, um die Tann-

bacher Hasen abzuschießen. Sage dem Kutscher, er soll morgen Mittag um Zwölf zum Bahnhof fahren, die Herren zu holen."

Edith nickte und verließ stumm, aber dienstbereit das Zimmer.

Brigitte schaute ihr nach und murmelte leise vor sich hin:

„Sie schmollt; sie bildet sich ein, daß ich sie beraube. Thörichtes Kind! was weiß sie von den Stürmen der Leidenschaft? ihr Herz ist noch so artig, so fügsam und so wohl erzogen, daß es sich unschwer auch an einen Anderen gewöhnen wird, zumal, wenn sie erst merkt, daß ihr angeschmachteter Ritter seine Farben gewechselt hat."

Sie erhob sich und schritt sinnend auf dem weichen Teppich hin und her. Der Wind hatte längst seine Flügel gefaltet und sich zur Ruhe begeben; es war still geworden in der Natur; leuchtend standen die Sterne am tiefblauen Abendhimmel. Auch in ihrem Herzen gingen die Sterne der Hoffnung auf und schläferten den wühlenden Zweifel ein.

„Das soll mir ein Wink des Schicksals sein, daß Ulrich kommt!" sagte sie endlich zuversichtlich, „so oder so! ich will mein Spiel gewinnen und den Spröden zu meinen Füßen sehen!" —

Am andern Tage herrschte in der sonst ziemlich stillen Villa der Wittwe Hohenstein reges Leben und freudige Bewegung. Herr Ulrich Blank, Brigittens Bruder, war angekommen und hatte den Rittmeister von Waldern mitgebracht, um mit diesem an den beiden folgenden Tagen zu jagen. Brigitte hatte zur Mittagstafel außer ihren beiden Hausgästen noch den Doctor und den Major einladen lassen, und nach einem sehr üppigen Mahle floß der zum Nachtisch credenzte Schaumwein in Strömen. Die Damen hatten sich zurückgezogen, um den poculirenden Herren keinen Zwang aufzuerlegen. Beim Verlassen des Speisezimmers hatte Brigitte in scheinbar versteckter, absichtlich aber ungeschickter und daher um so auffälligerer Weise dem Doctor einen Blick des zärtlichsten Einverständnisses zugeworfen, der den von Ulrich Blank Beobachteten in nicht geringe Verwirrung setzte.

Herr Ulrich Blank war nur zwei Jahre jünger als seine Schwester, ein echt germanischer Langschädel mit blauen Augen und hellen Haaren, hoch und schlank, von elastischen, kräftigen Bewegungen und strengem, energischem Gesichtsausdrucke. Als junger Mann schon war er nach Süd-Amerika gegangen, hatte dort in den verschiedensten Gegenden allerlei Handelsunternehmungen getrieben und war erst seit dem letzten Frühjahr als sehr reicher Rentner nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte neuerdings in einem kleinen deutschen Fürstenthum bedeutenden Grundbesitz angekauft, trug bei feierlichen Gelegenheiten den Comthurstern des Hausordens seines neuen Landesherrn und ging, wie man munkelte, darauf aus, von seinem hohen Gönner auch den erblichen Adel zu gewinnen. Obgleich er geistig ziemlich unbedeutend war, wußte er doch einige Räubergeschichten aus den amerikanischen Tropen ganz unterhaltend zu erzählen; dabei trug er stets eine gewisse Würde zur

Schau und hielt peinlich auf den guten Ruf und das unbefleckte Ansehen seines Namens und seiner Familie.

Den Rittmeister von Waldern hatte er kürzlich als seinen Gutsnachbar kennen gelernt. Waldern war ein mittelgroßer, eleganter Husar, schwarz wie ein Zigeuner, mit schlauen, boshaften Mephistoaugen, ein waghalsiger Reiter, ein nimmer fehlender Schütze, in allen Sätteln gerecht und so biegsam und wetterfest wie eine nordische Tanne.

„Zum Teufel!" raunte der Rittmeister, der heut ein keckes Civilröckchen statt der Uniform trug, seinem Nachbar Blank in's Ohr, haben Sie den Blick gesehen, den Ihre Frau Schwester dem Doctor zuwarf? Der Glückliche! Da wird man wohl bald zur Verlobung gratuliren dürfen?"

Ulrich Blank, dessen etwas gelbliche Wangen trotz des reichlich genossenen Schaumweines bisher um keinen Ton dunkler geworden waren, erröthete jetzt plötzlich, wie ein junges Mädchen. Die Bemerkung des Rittmeisters traf ihn wie eine Ohrfeige. Auch er hatte den verliebten Blick seiner Schwester gesehen... in welchem Verhältnisse stand sie denn zu dem Doctor? Sollte an der Vermuthung des Rittmeisters etwas Wahres sein? oder handelte es sich gar nur um eine Liebelei zwischen den Beiden, die die übermüthige Schwester in's Gerede bringen und so auch ihn, den Bruder, schädigen konnte? Das würde er sich denn doch verbitten! Wenn Brigitte auch nachgerade selbstständig und Herrin ihrer Handlungen war, so hatte er, als Bruder und männlicher Vorstand des Hauses Blank, doch auch bei Brigittens Thun und Lassen ein Wörtchen mitzureden. Er nahm sich vor, den Herrn Doctor und Brigitte etwas schärfer zu beobachten.

Dazu bot sich schon am Abende dieses Tages hinreichend Gelegenheit. Brigitte belegte den Doctor förmlich mit Beschlag, und der Herr Chemikus schien ein verliebter Windbeutel, dem diese Gunstbeweise gewiß viel Vergnügen bereiteten.

Am nächsten Morgen auf der Treibjagd, zu der noch aus der Umgegend Alles, was nur ein Gewehr führte, hinzugezogen worden war, fragte Herr Ulrich Blank den miteingeladenen Bergwerk-Director im Vertrauen, was er vom Doctor Achaz Karmeck hielte? Der Director belobte den Doctor als fleißigen, intelligenten Mann, der vollauf seine Pflicht und Schuldigkeit thäte; über seine sonstigen Eigenschaften könnte er keine Auskunft geben, da der Doctor alle seine freien Stunden in Tannbach verbrächte; wenn Herr Ulrich Blank Näheres über ihn zu erfahren wünschte, dann möchte er nur seine Schwester, Frau Hohenstein, fragen, die ja fast täglich mit dem Doctor zusammen wäre. Die letztere Bemerkung hatte der Director mit einem feinen, verschmitzten Lächeln begleitet.

„Sie lächeln?" fragte Ulrich, unangenehm berührt, „was soll das heißen? Wissen Sie sonst noch Etwas? Bitte, sprechen Sie sich ganz rückhaltlos aus."

„O, Herr Blank, es ist durchaus nichts Nachtheiliges, was man sonst noch über den Doctor munkelt . . . im Gegentheil, man glaubt, daß er Gnade vor Ihrer Frau Schwester gefunden habe, und man würde nicht allzu sehr überrascht sein, wenn es eines Tages hieße, daß . . .“

„Daß was?“ ermunterte Ulrich den Stockenden.

„Daß sich die Herrschaften verlobt hätten.“

Wieder schoß das Blut in Ulrich Blanks Wangen. Er verbarg aber seinen Verdruß und dankte dem gesprächigen Director mit einem erzwungenen Lächeln; dann ließ er ihn stehen und brummte, sich abseits von den Andern begebend, in seinen kurz geschnittenen Schnurrbart:

„Das muß anders werden! Das geht zu weit! Meine Frau Schwester hat sich da schon tüchtig in's Gerede gebracht . . . oh nein, Frau Brigitte! Entweder — oder! entweder Du stellst die Welt vor eine vollendete Thatsache oder Du schreibst Deinem Herrn Seladon den Laufpaß! dafür werde ich sorgen!“

(Schluß folgt.)

Heinrich Leuthold als Essayist.

Von
Adolf Wilhelm Ernst.
— Hamburg. —

(Schluß.)

Alphonse Marie Louis Prat de Lamartine (1790—1869), dem religiös-sentimentalen Schwärmer, dessen Innenleben zeitweilig zwischen Saint-Simonistischen Doctrinen und religiöser Starrgläubigkeit haltlos hin- und herpendelte, der eine Zeitlang sogar Minister des Auswärtigen der neuen Republik war, diesem berühmten Verfasser der berühmten „Méditations poétiques" (1820) ist der folgende, das innerste poetische Naturell des Dichters grell beleuchtende Essay gewidmet. Lamartines Gedichte „Buonaparte" und „Erinnerung" finden sich in den „fünf Büchern französischer Lyrik", ersteres mit den Geibel'schen Varianten, letzteres aber nicht vollständig verdeutscht. Deshalb werden sie hier in der ursprünglichen Uebersetzung Leutholds mitgetheilt.

Lamartine,

der bekanntlich in neuester Zeit*) in großartigem Maßstabe Almosen sammelt, hat sich selbst nach und nach um einen seltenen dichterischen Ruf und um eine Popularität gebracht, die, namentlich nach der Februarrevolution von 1748, eine unermeßliche war. Daß der wankelmüthige und unschlüssige Lamartine sich selbst für einen Politiker halten konnte, das kann man sich nur durch die eben so maß- als kritiklose Eitelkeit erklären, mit welcher der Dichter der Méditations seit je von seiner eigenen Persönlichkeit ingenommen war. Daß aber auch Andere, und darunter Leute von Urtheil, Lamartine damals für einen der Situation gewachsenen Staatsmann halten, das ist uns mindestens ebenso unverständlich, wie die Bereitwilligkeit, mit welcher man in Frankreich nach dem Erscheinen der „Histoire des Girondins" und auch später noch auf Grund der „Histoire de la révolution

*) Dieser Essay ist 1862 geschrieben.

de 1848" und der „Histoire de la restauration" die eher alles Andere als zuverlässige Geschichtswerke sind, Lamartine den Beruf zum Historiker zutraute. Zum Politiker wie zum Geschichtsschreiber fehlt dem Dichter der Méditations ungefähr Alles.

Begreiflicher dagegen finden wir den unerhörten Erfolg, den Lamartines Gedichte bei dem französischen Publicum zu einer Zeit hatten, als dasselbe noch nicht durch schlechte Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen an jenen religiös-schwärmerischen und weich-sehnsüchtigen Ton gewöhnt war, den Lamartine zuerst in seinen „Méditations poétiques" anschlug, welche binnen wenigen Jahren in 45000 Exemplaren von den Franzosen verschlungen wurden. Wenn man von der lächerlichen und ganz unmännlichen Eitelkeit des Dichters, wenn man von den vielen ekelerzeugenden poetischen Producten absieht, in welchen der Verfasser immer und immer wieder vor dem Gott in seinem eigenen Innern kniet, so bleibt von Lamartine fast nur noch der Eklektiker übrig, der bei den italienischen und englischen Idealisten, bei Torquato Tasso und Milton in die Schule ging, jedoch an eigener Erfahrung und künstlerischer Durchbildung weit hinter seinen Lehrmeistern zurückblieb. Der Zug von Wahlverwandtschaft mit Lord Byron, den Lamartine gelegentlich heuchelte, fehlte ihm in Wahrheit ebenso vollständig, wie die Fähigkeit, diesen Großartigsten unter den modernen Dichtern, die wir gelegentlich als Epigonen bezeichnen, zu verstehen oder in Nachbildungen den charakteristischen Ton des Orginals zu treffen. Einen gewissen idealistischen Flug, wie wir ihn an unseren eigenen sogenannten Idealisten, namentlich an Schiller bewundern, muß man indessen auch den gelungeneren Leistungen Lamartines zugestehen. Doch wüßten wir kaum eines unter seinen wenigen namhaften Gedichten zu nennen, das uns einen reinen, das uns den Eindruck harmonischer Durchführung und künstlerischer Vollendung hinterließe. Mit einer unerklärlichen Geschmacklosigkeit pflegt Lamartine jeden Gedanken, jedes Bild durch eine Häufung ähnlicher Gedanken oder Bilder abzuschwächen, oder durch umschreibende Wiederholung geradezu todtzuschlagen; bedenklicher noch als dieses Bilderchaos, das namentlich die sogenannten „Stimmungsgedichte" oft in unerträglicher Weise entstellt, ist die Unklarheit der Gedanken und Empfindungen, und hie und da — was sonst bei französischen Dichtern selten vorkommt und bei der Präcision der französischen Sprache ziemlich schwierig sein muß — selbst der Ausdrucksweise.

Leidlich frei von diesem letzteren Fehler, dagegen zum Theil mit den zuerst gerügten Mängeln behaftet, ist Lamartines Gedicht auf Napoleon I., das wir übrigens unbedenklich zu den bedeutendsten Leistungen des Dichters zählen. An großem Wurf in der Auffassung und an getragenem Pathos der Sprache ist wohl kein anderes Erzeugniß des Autors mit diesem Gedicht zu vergleichen, von dem freilich einige der wirksamsten Stellen dem bekannten, u. A. auch von Goethe — freilich unbegreiflich mangelhaft — in's Deutsche übertragenen „Cinque Maggio" Allessandro Manzonis nachgebildet sind. Der Charakter knapper Strenge und einfacher, beinahe schmuckloser Größe der italienischen Dichtung ist zwar in dem farbenreichen Kleid des französischen Alexandriners verloren gegangen; daß es dagegen dem Lamartine'schen Gedicht nicht an Reichthum und Schwung fehlt, dafür mag folgende ziemlich treue Uebersetzung zeugen:

Buonaparte.

Auf einem kahlen Riff, um das die Wogen wimmern,
Sieht aus der Ferne schon der Seemann weißlich schimmern
Am angeschwemmten Strand ein abgelegnes Grab.
Noch bräunte nicht die Zeit den Stein, und unterm Teppich
Des grünlichen Geflechts von Zwerggestäud' und Eppich
    Liegt . . . ein zerbrochner Herrscherstab.

Hier ruht . . . kein Name, nein! . . . Die Erde mögt Ihr fragen,
Wo er mit blutiger Schrift auf immer eingetragen

Vom Bord des Tanaïs zu Kedar's Felsenjoch
In Erz und Marmor bleibt und auf der Brust der Braven,
Und bis in's tiefste Herz von jener Heerde Sklaven,
Die unter seinem Wagen kroch.

So nahm, seit jenen Zwei'n, die groß und weltbewundert
Stets ein Jahrhundert nennt dem kommenden Jahrhundert,
Kein Name blitzstrahlgleich den ruhmbeschwingten Lauf;
So hat der Erde Grund, um auf den Thron zu steigen,
Noch keines Menschen Tritt gestempelt als sein Eigen —
Und hier hört diese Fußspur auf.

Hier ist er! . . . ihn umkreist ein Kind mit wenig Schritten;
Sein Schatten regt sich nicht, wenn unter Feindestritten
Der Sarg erdröhnt; es darf getrost
Um diese Donnerstirn die Eintagsfliege schwärmen,
Und in das Schweigen fällt einförmig nur das Lärmen
Des Meers, das um die Klippe tost.

Du ruhbedürftiger Geist, glaub' nicht, daß Dir die Ehre
Der stummen Majestät des Sängers Mund versehre,
Der nie ein Grab entweiht, nicht richtet, noch verdammt,
Stets eine Freistatt hat dem Ruhm die Gruft geboten;
Zu heben von dem Sarg das Bahrtuch eines Todten,
Ist nur der Wahrheit heilig Amt!

Dir waren Wieg' und Grab mit gleicher Nacht umdunkelt;
Du aber glichst dem Blitz, der das Gewölk durchfunkelt,
Als Du noch namenlos, andonnertest das All.
So, eh' er Memphis noch gesäugt an seinen Brüsten,
So wälzt noch namenlos der Nil durch Memnons Wüsten
Den ungestümen Wogenschwall.

Die Götter waren hin, zerschellt der Throne Stufen,
Da flogst Du siegreich auf; zum Herrn Dich auszurufen,
Bot Dir ein Brutusvolk die königliche Zier.
Das Sitten, Könige, Gott wegriß wie Schaumesflocken,
Selbst dies Jahrhundert trat zur Quelle jäh erschrocken
Um einen Schritt zurück vor Dir.

Du griffst den Irrthum an, vor keiner Zahl erbleichend,
Mit Schatten rangest Du, dem stolzen Jakob gleichend,
Bis Du, ein Mensch, den Sturz des Truggebilds erzielt;
Die größten Namen all der Völker und der Länder
Entweihtest spielend Du, so wie der Tempelschänder
Mit den Altargefäßen spielt.

Was nur der Mensch verehrt: Ruhm, Ehre, Freiheit, Alles
War Dir nur hohler Schall wohllautenden Metalles,
Den weithin in die Fern' ein stumpfes Echo trägt.
Das Alles konnte nicht Dein lechzend Ohr erfrischen;
Dich hat allein die Schlacht, der Klinge schneidig Zischen
Und der Trompete Ton bewegt.

Hochfahrend heischtest Du zu rastlos angestrebter
Allmacht von dieser Welt allein das Kaiserscepter.
Vordrangst Du . . . Allem feind, was Dir ein Hemmniß war;
Dein Wille glich dem Pfeil, der rasch den Flug vollendet
Und sicher trifft das Ziel, zu dem der Blick ihn sendet,
Durch eines Freundes Herz sogar.

Von königlichem Gram die Stirne zu entschleiern,
Nie pflagst Du lustbeseelt beim Weinpocal zu feiern,
Es wendete Dein Blick sich anderm Purpur zu.
Dem Krieger gleich, der wacht, aufrecht, im Stahlgeschmeide,
Ob Du die Schönheit sahst im Lächeln, ob im Leide,
Nie lächeltest noch seufztest Du.

Du liebtest nur Geklirr von Erz und Feindeswimmern,
Nur auf den Waffen gern sahst Du das Frühroth schimmern!
Nichts je liebkostest Du, als nur Dein dampfend Roß,
Wenn sturmgleich jähen Ritts der falben Mähne Wogen
Dir Furchen in dem Dunst der heißen Feldschlacht zogen,
Und wenn von Blut sein Hufhaar floß.

Du wuchsest ohne Lust, fielst lautlos hin in ganzer
Mannkraft; jedoch kein Herz schlug unter Deinem Panzer,
Zum Denken warst Du da, für Haß und Liebe kalt;
Einsam aus Wolkenhöh'n das All zu überschauen,
Ward Dir der Blick des Aars, Dir wurden seine Klauen,
Mit denen Du die Welt umkrallt.

Mit einem einz'gen Sprung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seinem Ruhm der Welt in's feige Antlitz blitzen,
Tribunen, Fürsten zieh'n im Koth mit gleichem Hohn
Und schmieden in ein Joch, gestählt durch Lieb' und Hassen,
Und fletschen in's Gebiß und furchtsam zittern lassen
Ein Volk, das dem Gesetz entflohn.

Von dem Jahrhundert ganz das Leben sein und Sinnen,
Entmuthigen den Neid, dem raschen Dolch entrinnen,
Erschüttern, fester bau'n das Weltall, das gebebt,
Und es dann zwanzig Mal bei Deiner Blitze Lodern
Im Spiel einsetzen und zum Kampf die Götter fodern —
Welch stolzer Traum! . . . den Du gelebt!

Und endlich fielst Du doch vom höchsten Ruhmgerüste!
Verschlagen von dem Sturm an diese öde Küste
Sah'st Du den Purpur, Dir zerfetzt von Feindeshand;
Zum Ausruh'n auf dem Weg vom Thron zum Grab gewährte
Das Schicksal, das Dein Trotz als einz'gen Gott verehrte,
Dir diese eine Scholle Land.

O, hätt' ich je Dich hier geseh'n in Deiner Blöße,
Wenn, fern dem Weltgeräusch, das Bild vergang'ner Größe
Wie ein Gewissensbiß durch Deine Seele ging,
Wenn auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten,
Und an der kahlen Stirn, der sinnenden, gesenkten,
Nachtdunkel das Entsetzen hing.

Wie hoch vom Strand ein Hirt im Strome langgezogen
Den eignen Schatten sich bewegen mit den Wogen,
Aufsteh'n und fallen sieht in stetem Wellenstreit,
So riefst Du wohl, am Rand einsamer Größe stehend,
Im Schatten alter Zeit Dich selber wieder sehend,
Den Tagen der Vergangenheit.

Sie wogten Dir vorbei, wie Meerfluth, deren Spitzen
Du weithin leuchtend noch aufschimmern sah'st und blitzen;
Ihr Wellenschlag erklang melodisch Dir im Ohr,
Wenn ihres Ruhms ein Strahl Dein Antlitz überhauchte
Und glänzender Dein Bild aus jeder Woge tauchte,
Bis sie Dein trunken Aug' verlor.

Auf schwanker Brücke hier hast Du getrotzt Armeen,
Dort hießest Du den Staub der Wüste auferstehen,
Es schauerte Dein Roß in Jordans heiliger Fluth,
Hier ebnete Dein Tritt die steilsten Höh'n zu Wegen,
Zum Scepter schufst Du dort den unbesiegten Degen,
Hier . . . Doch, was stockt Dir jäh das Blut?

Was wendest Du den Blick? was zucken Deine Brauen?
Was deckt die Stirne Dir mit leichenblassem Grauen?
Was trat Entsetzliches Dir vor die Seele, was?
Sind's Trümmer einer Stadt, an der noch Flammen lecken?
Blachfelder, blutgedüngt, die Leichen noch bedecken?
Doch nein; der Ruhm tilgt alles das.

Der Ruhm löscht Alles aus, die Unthat ausgenommen.
Hier wies er hin, hier kommt ein Opfer angeschwommen,
Ein Jüngling und ein Held, bespritzt mit reinem Blut!
Die Woge, die ihn trägt, kommt näher, immer näher,
Und Condés Namen stets in's Antlitz wirft dem Späher
Mit dumpfem Racheschrei die Fluth . . .

Umsonst nach seiner Stirn in unnennbarem Schrecken
Fuhr er mit hastiger Hand, zu tilgen diesen Flecken,
Der unter'm Finger neu und frischer stets erschien;
Und wie, wenn über ihn die Hand des Schicksals käme,
So krönt das blut'ge Mal gleich einem Diademe
Mit dieser einen Unthat ihn.

Und dieser Frevel ist's, der Dich, Tyrann! entehren,
Der selbst an Deinem Geist den Zweifel ewig nähren
Und Deines Wagens Spur mit Blut besudeln muß.
Dein Name bleibt fortan ein Spielball aller Zeiten;
Wie sie Dich nennen soll, wird stets die Nachwelt streiten:
Ob Cäsar oder Marius?

— — — — — — — — — — — — — —

Indessen hast Du doch gemeinen Tods geendet,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' man den Lohn ihm spendet,
Sich auf die Sichel legt, vom Schlafe übermannt;
Um Deine Hüfte bandst Du sterbend Dir den Degen,
Gingst, müd' des Tagewerks, um Rechnung abzulegen
Dem Dienstherrn, der Dich ausgesandt.

Man sagt, in letzter Zeit hab' er den Blick nach Oben,
Zu dem Unendlichen im Todeskampf erhoben,
Der scheiden aus der Welt die Riesenseele hieß;
An seine finstre Stirn sah man das Kreuz ihn führen,
Ja, selbst die Lippen sich zu einem Worte rühren,
Das ihn die Angst nicht enden ließ.

O, nenn' ihn . . . diesen Gott, der herrscht und Herrscher krönen,
Den Gott, der strafen kann, verzeihen und versöhnen,
Der uns und Helden nicht mit gleichem Maße mißt.
Vertrau' ihm ohne Furcht; nur er hat Dich verstanden,
Und Jedem wird sein Recht, ob er ein Sclav' in Banden,
Ob ein gekrönter Herrscher ist.

— — — — — — — — — — — —

Geschlossen ist sein Sarg; Gott hat gerichtet, stille!
Denn That und Missethat wog der allweise Wille,
Deß Gnade endlos ist, wie seine Allgewalt!
Kein Sterblicher erforscht die Tiefe dieses Bornes,
Und Keiner weiß, ob nicht, Du Geißel seines Zornes!
Dein Genius ihm für Tugend galt?

Unter den sentimentalen und Stimmungsgedichten Lamartine's hat namentlich das auf den Lac de Bourges bezügliche Gedicht „Der See" eine große Berühmtheit erlangt. Wir können dieser Empfindungspoesie, die uns bei dem Dichter der Méditations fast durchweg unnatürlich, als manierirt und krank, oder als prätentiös und geheuchelt erscheint, nur in seltenen Fällen einigen Geschmack abgewinnen. Eines dieser Gedichte jedoch, das in Frankreich wenig Aufsehen gemacht und in Deutschland kaum bekannt ist, finden wir in seiner Art nicht übel und recht geeignet, die Begeisterung der Frauen für Lamartine zu erklären, der denn auch bekanntlich als Haupt- und Vorbild jener Schule von französischen Dichterinnen zu betrachten ist, die in Delphine Gay, der späteren Gemahlin Emile de Girardin's, in Elise Mercoeur und Anaïs Segalas wohl ihre talentvollsten Repräsentantinnen zählte. Das Gedicht führt den Titel: „Souvenir" und hat in folgender Uebersetzung an dem eigentlichen Zauber in Sprache und Stimmung kaum viel verloren:

Erinnerung.

Die Tage flieh'n; ich acht' es kaum;
Denn keiner läßt mir Dein Erinnern;
Nur Du wohnst ewig mir im Innern,
Du, meiner Liebe letzter Traum!

Die Jahre, die vorüber wallen,
Wie häufen sie sich hinter mir!
So sieht um sich der Blätter Zier
Die Eiche welk zur Erde fallen.

Schnee hat sich auf mein Haupt gelegt,
Mein Blut ist kalt und träg' geworden,
Wie Wellen, die der Sturm aus Norden,
Der eisige, in Fesseln schlägt.

Doch ewig jungen Reiz entfaltet
In mir Dein Bild, verschönt von Neu';
In meinem Busen heg' ich's treu,
Sowie die Seele, die nicht altet.

Am Abend flieht der Sonne Schimmer
Und kehrt erst, wenn der Tag erwacht;
Doch meine Lieb' kennt keine Nacht,
Ob meiner Seele strahlst Du immer.

Nur Dich schau' ich, für Andres blind,
In Wüsten und in Ungewittern,
Dein Bild seh' ich in Wellen zittern,
In Deiner Sprache spricht der Wind.

Wenn Dämm'rung ihren Flor, den düstern,
Ausspannt, wenn Alles ging zur Ruh',
Ist mir, im Windhauch nahest Du,
Mir ein Geheimniß zuzuflüstern.

Auch mein' ich Nachts, wenn dichtgedrängt
Die Himmelsleuchten aufgehn ferne,
Ich sehe Dich in jedem Sterne,
An dem mein Aug' am liebsten hängt.

Nein, meinem Blick entschwandst Du nicht,
Da Du vom Erdenleid genesen,
Ich seh' Dich ganz, wie Du gewesen,
Hinwandeln in dem ewigen Licht.

Mit gleicher Anmuth noch umwoben,
Ganz wie an jenem letzten Tag,
Da Deiner Seele Flügelschlag
Dich mit dem Frühroth trug nach oben,

So schön, so rein, so schmerzgeweiht
Seh' ich Dich durch die Himmel schweben;
Dein Auge, drin erlosch das Leben,
Nun strahlt es von Unsterblichkeit.

Noch immer kost der Winde Schwellen
Um Deine Locken liebeweich,
Auf Deinen Busen fallen reich
Des glänzend schwarzen Haares Wellen.

Der Wehmuth sanfter Schleier dämpft
Das Leuchten Deines Angesichtes,
Wie wenn der Glanz des Morgenlichtes
Noch mit der Dämm'rung Schatten kämpft.

Oft, wenn in Blüthenkelche tauchte
Die abendliche, laue Luft,
War mir, es sei der süße Duft
Dein Athem, der mich überhauchte.

Es trocknete mir Deine Hand
Im Auge stets die heißen Zähren,
Wenn ich vor tröstenden Altären,
Ein Beter, einsam klagend stand.

Und nächtlich Deiner Flügel Rauschen
Im Schlummer hör' ich über mir;
Ein jeder Traum kommt mir von Dir
In wunderbarem Seelentauschen.

Würd einst durch Dich mein Lebenslauf,
Indeß ich schlummerte, geendet,
Verklärte, die mein Sein vollendet!
In Deinem Busen wacht' ich auf.

Zwei Seufzer, die zusammen klagen,
Zwei Strahlen eines Morgenscheins,
Sind unsre beiden Seelen Eins —
Und Du, mein Herz, Du kannst noch zagen?"

Die nun folgenden Arbeiten bilden eine Serie. „Ueber französische Romantiker" lautet ihre General-Ueberschrift. Diese Artikel befassen sich zunächst mit Alfred Victor Graf de Vigny (1799—1863), dessen größeres Gedicht „Das Horn" hier in Leuthold'scher Original-Uebersetzung mitgetheilt ist, und mit Louis Charles de Musset (1810—1857), dem leider allzu früh geistig und seelisch ermatteten großen französischen Lyriker, von dem die hier in Leuthold'scher Verdeutschung abgedruckten „Stanzen" herrühren. Ferner werden mehr oder minder eingehend behandelt: Charles Lioult de Chênedollé (1769—1833), Emile Deschamps (1791—1871), dessen Uebertragung von Schillers Glocke in's Französische Leuthold einer scharfen Kritik unterzieht, und Charles Augustin Sainte-Beuve (1804—1869). Zwischendurch weist Leuthold Byrons Einfluß auf die Franzosen nach. An Uebersetzungen sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen: „An das Meer" von Lord Byron (aus „Childe Harold's Pilgrimage, VI. 179 ff.), „Der Fechter" von Chênedollé, das „Seestück" von Emile Deschamps und zwei Sonette sowie „das Träumen" von Sainte-Beuve. Die Poesien des letztgenannten Dichters und die Byron'sche Nachbildung sind weder in Leutholds Gedichtsammlung, noch in den fünf Büchern französischer Lyrik publicirt.

Ueber französische Romantiker.

I.

Alfred de Vigny.

Gegen das Ende des vorigen Jahres ging durch deutsche Blätter folgende Notiz:

„Der französische Akademiker Vicomte Alfred de Vigny ist, noch nicht 62 Jahre alt, mit Tod abgegangen. In den dreißiger Jahren gehörte derselbe mit Victor Hugo zu den

Vorkämpfern der romantischen Schule und war eine Zeit lang einer der angesehensten Dichter Frankreichs."

Diese Notiz ist etwas mager und ziemlich ungerecht. Einer der angesehensten Dichter ist Alfred de Vigny geblieben, nachdem der Streit zwischen den sogenannten Classikern und Romantikern längst verhallt war, einer der angesehensten Dichter Frankreichs wird er bleiben, so lange die französische Sprache besteht. Für uns Deutsche aber ist Alfred de Vigny noch dadurch ganz besonders interessant, daß er uns in einzelnen seiner Schöpfungen mehr als irgend einer der neuen französischen Dichter an unsere eigenen Romantiker erinnert.

Alfred de Vigny, geboren 1799 zu Loches in der Touraine, von 1807 bis 1828 Militär, 1846 in die Akademie aufgenommen, machte in politischer Hinsicht einen ähnlichen Häutungsproceß durch, wie die meisten Romantiker. Ursprünglich katholicisirend-legitimistisch, wurde er später liberal mit einem socialistischen Anflug und einer ersichtlichen Abneigung gegen die hausbackene materialistische Bourgeoisie. Er warf hie und da, namentlich in seinen prosaischen Arbeiten, grelle Schlaglichter auf sociale Uebelstände, ohne je eigentlich politischer Schriftsteller gewesen zu sein und ohne bei seiner halb edelmännisch-malcontenten, halb idealistisch-sentimental angelegten Künstlernatur sich je über den Standpunkt des passiven Pessimismus, des aristokratisch-sensitiven Mißbehagens an der gemeinen Realität des Lebens zu erheben.

Als Dichter steht Alfred de Vigny Victor Hugo am nächsten. Mit einem beschränkteren Horizont zwar, aber mit mehr Gewissenhaftigkeit und künstlerischem Verstand motivirt und vermittelt er mehr. Die Conception seiner Werke ist durchdachter, die Ausführung besonnener. Mit minder kühnem Gedankenflug arbeitet er sorgsamer in's Detail. Die gelungensten unter seinen poetischen Leistungen haben in ihrer Formvollendung oft Etwas von der Präcision und Feinheit einer fleißig durchgebildeten Ciselir-Arbeit. Nur hie und da fühlt man sich auch durch einen gewissen idealistischen Zug getragen, der die stilistische Sorgfalt vergessen läßt, die in den Gedichten de Vignys zunächst auffällt und den Leser fesselt.

Alfred de Vigny war äußerst productiv. Der durch seine Portraits littéraires bekannte Eugène de Mirecourt versichert sogar, dieser Dichter hätte über dreißig Bände druckbereiter Werke eigenhändig verbrannt, was indessen mindestens sehr übertrieben sein dürfte. Die Hoffnung, daß nach Alfred de Vignys Tod noch ein reicher Nachlaß erscheinen werde hat sich bis jetzt noch nicht bestätigt. Von den [bei Lebzeiten des Autors veröffentlichten Werken trug wohl der historische Roman „Cinq Mars" am meisten zum litterarischen Ruhm de Vignys bei. Dieser unverkennbar Walter Scott nachgebildete Roman machte ein ähnliches Aufsehen wie „Notre Dame de Paris" von Victor Hugo. Die Zeit Ludwigs XIII. ist darin ebenso wahr als fesselnd geschildert, die Charakterzeichnung, namentlich Richelieus ist trefflich, obwohl diese Eminence grise, „welche Macchiavell neben das Evangelium und die Axt des Henkers neben das Crucifix legte," eigentlich zu nachsichtig beurtheilt ist. „Cinq Mars" wurde beinah in alle europäischen Sprachen übersetzt. Von den dramatischen Arbeiten de Vigny's ist vor Allem „La Maréchale d' Ancre" durch Nerv und Handlung bemerkenswerth, obwohl diesem historischen Drama einheitliche Entwickelung und gleichmäßige Durchbildung in bedenklichem Maße fehlen. Das Drama „Chatterton" ist einfach angelegt und in der Ausführung stellenweise seelenvoll und ergreifend, aber die Charakterzeichnung läßt Manches zu wünschen übrig, namentlich bei dem Helden des Stückes selbst. Nennenswerth unter den übrigen litterarischen Leistungen de Vignys sind noch die Komödie „Quitte pour la peure", ein reizendes Sittengemälde, „Stello ou les diables bleus", eine Art historischen Romans voll geistreicher Capricen, „Servitude et grandeur militaire", Erzählungen oder Episoden in einem etwas philanthropisch-sentimentalen Ton, aber reich an psychologisch-interessanten Details und nicht ohne stilistische Vorzüge.

Erwähnenswerth ist endlich, daß Alfred de Vigny die englische Litteratur, namentlich Shakespeare, mit seinem Freunde Emile Deschamps gründlich studirte und durch eine — soweit das in Alexandrinern möglich ist — geschmackvolle und ziemlich treue Uebersetzung des Othello" dem romantischen Drama in Frankreich den Weg bahnte.

Von den Gedichten Alfred de Vignys sind die „Poèmes antiques et modernes“ 1835 in einer Gesammtausgabe, die Poèmes philosophiques“ 1843 in der „Revue des deux mondes“ erschienen. Die erstere Sammlung verdient in jeder Hinsicht den Vorzug. In den „Poèmes philosophiques“ macht sich die üppigste Description und Reflexion auf Kosten präciser Darstellung und strenger Gedankenfolge in störender Weise geltend. Sprache und Stimmung sind unbestimmter. Eine mit unerquicklicher Skepsis versetzte mystische Gott- und Weltanschauung ringt in dieser Sammlung nach Ausdruck und Gestaltung, ohne sie zu finden, und nur selten weht uns jener echt poetische Hauch an, der manche Dichtung der ersten Sammlung beseelt. Diese ist eigentlich großentheils nur eine Zusammenstellung von Gedichten, welche bereits in den Jahren 1822—24 veröffentlicht, dem Autor zu einer raschen Berühmtheit verhalfen. Unter ihnen sind „Eloa und Moses“, die „Sündfluth“ und „Delorida“, „Madame de Soubise“, die „Fregatte“ u. a., allerdings zum Theil durch mangelhafte Uebersetzungen, auch in Deutschland bekannt. Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese poetischen Schöpfungen seiner Zeit erregten, ist uns freilich heut zu Tage nicht mehr recht erklärbar. Wir finden die alttestamentlichen Stoffe in „Moses“ und der „Sündfluth“ weder besonders glücklich, noch einleuchtend behandelt. Die „Fregatte“ leidet unter einer überkünstelten Form und ist nicht frei von gehaltlosem Wortgeklimper, und wenn auch in „Eloa“, dieser Geschichte vom Fall eines Engels, der seraphisch Milton-Klopstock-Lamartinesche Stil einen mehr realistischen und allgemeinen menschlichen Ausdruck gefunden, so läßt uns dieses Mystère — wie der Dichter es nennt — doch überall da kalt, wo dieser Titel gerechtfertigt erscheint. Das Gedicht „Madame de Soubise“ dagegen ist in Ton und Farbe gelungen und zum Theil von ergreifender Wahrheit.

Weitaus am bedeutendsten aber finden wir die Behandlung mittelalterlicher Stoffe in den Gedichten „La neige“ und „Le cor“, und es ist uns unbegreiflich, warum noch keine gute, ja — soviel uns bekannt — überhaupt noch keine deutsche Uebersetzung dieser reizenden Dichtungen existirt*).

Wie Alfred de Vigny überhaupt in seinen lyrischen Gedichten halb episch, in seinen epischen halb lyrisch ist, geht er in diesen „Contes,“ wie er sie nennt, von einer lyrischen Stimmung aus und knüpft daran die Erzählung, ähnlich wie deutsche Dichter, z. B. Wilhelm Müller, am Eingang einzelner poetischer Schöpfungen die Jahreszeit und damit gewissermaßen die Stimmung bezeichnen, in welcher sie wünschen, daß man das Gedicht lese.

In „La neige“ wird erst das anheimelnd wohlige Gefühl beschrieben, das man im Winter beim Erzählen alter Sagen und Legenden empfindet, während draußen der Schnee auf der gefrornen Erde liegt:

> Wie süß ist es, wie süß, Geschichten anzuhören,
> Geschichten aus vergang'ner Zeit,
> Wenn glitzernd Eis umstarrt die Föhren,
> Wenn alle Felder rings und Wiesen überschneit,
> Wenn jäh zum Himmel ragt, zum stimmungslosen, blassen,
> Die Pappel, die von Schnee den Mantel umgethan,
> Und wenn auf dem Gezweig die Kräh'n sich schaukeln lassen,
> Wie auf dem Kirchthurm sich bewegt der Wetterhahn.
> — — — — — — — — — — — — —
> „Klein sind die Füßchen, klein, die hier den Schnee getreten!“

Und nun wird die bekannte Geschichte von Emma und dem Geheimschreiber — bei Alfred de Vigny dem Pagen — Eginhard erzählt, den die Erstere, damit seine Spuren im frischgefallenen Schnee ihre Liebe und die zusammen durchschwärmte Nacht nicht verrathen, am Morgen auf ihren Schultern durch den Schnee trägt. Die Beiden werden vom Kaiser belauscht und von der Wache angehalten. Karl der Große mit seinen zwölf Pairs hält

*) Leuthold hat in den „fünf Büchern französischer Lyrik“ eine solche geliefert.

über die Liebenden Gericht. Eine feierliche Stille herrscht, die dem Dichter zu einer meisterhaften Detailmalerei der imposanten Umgebung Zeit läßt. Die Liebenden, abwechselnd vor Furcht erbleichend, vor Scham erröthend, harren des Richterspruchs, der allen Anzeichen nach ein harter sein wird, aber siehe da, der Kaiser lächelt unter Thränen und sagt gerührt zum Bischof Turpin: Bénissez-les! Zum Schluß kehren, wie ein fernes Echo die melodiösen Verse wieder:

„Wie süß ist es, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus vergang'ner Zeit" 2c.

Das vollendetste Gedicht der Sammlung ist offenbar „Le cor". Ausgehend von der Schilderung des Eindrucks, den ein einzelner Hornstoß im tiefen Walde in den einsamen Pyrenäen auf ihn macht, giebt uns der Dichter ein landschaftliches Gemälde, das alle ähnlichen Leistungen Lamartines weit hinter sich läßt, und nachdem er die Stimmung des Lesers vorbereitet, knüpft er an die Sage vom Tode Rolands an, schildert erst die Schlacht von Ronceval, dann die heimkehrende Armee Karls des Großen, die schon diesseits der Pyrenäen ist. Der provencalische Wein strömt in die erbeuteten fremden Gefäße, die Krieger schäkern mit den Hirtinnen, und es ertönt die Laute des Troubadours. Aber mitten in dem Jubel vernimmt der Kaiser fernher den langgedehnten, klagenden Nothruf des sterbenden Neffen. Er eilt mit der Armee über die Pyrenäen zurück. Vom höchsten Bergkamme aus übersieht man das Schlachtfeld, von der sinkenden Sonne beleuchtet. Am fernen Horizont fliehen mit ihren Feldzeichen die Mauren. Von Weitem schon erkennt Turpin auf der Wahlstatt den zerschmetterten Leichnam Rolands. Noch hält seine Hand das elfenbeinerne Horn umkrampft:

„Son âme, en s'exhalant nous appela deux fois."
— — — — — — — — — — — —
Dieu! que le son du cor est triste au fond des bois.

Ist das nicht deutsche Romantik von der echten Sorte? Wir kennen kein anderes französisches Gedicht, über dem so wie hier gleich einer verhaltenen Klage jener melancholisch-poetische Duft läge, der unsere eigene Romantik charakterisirt. Von dem Wohllaut, den der französische Dichter dem vielverrufenen alexandrinischen Vers zu entlocken oder vielmehr zu verleihen weiß, mag folgende Uebersetzung des letztgenannten Gedichtes einen — wenn auch noch so unvollkommenen — Begriff geben.

II.

„Das Horn" von Alfred de Vigny. Der Gegensatz zwischen deutscher und französischer Romantik. „Stanzen" von Alfred de Musset. Die lyrisch-epische Dichtung bei dem neueren Franzosen. Chênedollés „Fechter".

Das Horn.

(Von Alfred de Vigny.)

I.

Wie hör' ich gern den Ton des Horns im Waldesgrund,
Wenn vor der Meute flieht die Hirschkuh todeswund,
Des Jägers Lebewohl, des Echos sanft Verhallen,
Vom Winde hingeweht durch grüne Blätterhallen!

Durch Waldhorntöne oft ward ich bei tiefer Nacht
Geheimnißvoll bewegt, zum Weinen oft gebracht;
Denn wie zur Heldenzeit war mir, als kläng' aus ihnen
Mahnung des nahen Tod's von tapfren Paladinen.

O, duftig blaue Höh'n, o, Land voll Blüthenschnees!
Frazona's Felsen ihr, du Circus Marboré's!
Dort, wo der Wasserfall gewaltig an die jähen
Granit'nen Wände pocht, ein Puls der Pyrenäen.

Dort, wo im Doppelkleid aufragt die Gletscherfirn',
Rasen um ihren Fuß und Eis um ihre Stirn,
Dort, träumend hingestreckt, dort hör' ich gern das Schauern
Der Einsamkeit, fernher des Hornes leises Trauern.

Dort läßt ein Wandrer oft die ganze Wundermacht
Des erzgewölbten Munds hinklagen durch die Nacht:
Ein Zauber liegt darin, den Niemand weiß zu deuten —
Dazwischen blökt ein Lamm und Heerdenglocken läuten.

Stumm, unbeweglich steht, gleichwie vom Ton berauscht,
Auf hohem Felsengrat der flüchtige Hirsch und lauscht,
Indeß der Wassersturz in ungestümem Tanze
Die ewige Klage stöhnt zur Klage der Romanze.

Schatten der Ritterzeit, ging't ihr noch nicht zur Ruh'?
Ist's doch, als trüg' von euch das Horn mir Kunde zu,
Als könnte, Ronceval! in deinen dunkeln Gründen
Des großen Rolands Geist noch keinen Frieden finden.

II.

Verloren war der Tag; erschlagen lag das Heer;
Nur Roland kämpfte noch und bei ihm Oliver.
Da stiegen zaghaft rings zu Thal die Saracenen —
„Ergieb Dich," rufen sie, „wo nicht, so stirb gleich jenen!

Todt liegen Deine Pairs dort in des Stromes Furth!"
„Ergeben will ich mich," knirscht er, „wenn sich der Gurt
Der Pyrenäen löst und mit den Felsenkämmen
In dieses Strombett stürzt, den Wogenschwall zu hemmen."

„Ergieb Dich denn und stirb; hier sind sie!" — und ein Fels
Kam jäh herabgerollt von des Granitgestells
Fernhöchstem Grat und brach in wuchtigem Zerstören
Laut krachend in der Fluth die Wipfel seiner Föhren.

„Ha, Dank Dir," rief der Held, „den Weg, den ich gesucht,
Du zeigst ihn mir," er hob den Felsblock aus der Schlucht
Und stemmt' ihn vor sich hin, den Leib damit zu decken.
Da wandten, fluchtbereit, die Mohren sich voll Schrecken.

III.

Indessen wohlgemuth, die Ritter um ihn her,
Bergunter ahnungslos zog Karl mit seinem Heer;
Schon blitzten übersonnt, am Horizont gelegen,
Von Luz und Argelès die Wasser ihm entgegen.

Die Krieger jauchzten auf. Am Strande des Adour
Die Laute stimmte froh der munt're Troubadour;

Von Frankreichs süßem Wein troff manch' geraubter Becher,
Und mancher Hirtin Leib umschlang ein rauher Zecher.

Roland hielt das Gebirg; das war dem Heer genug.
Turpin, den frommen Schritts ein schwarzer Zelter trug,
Bedeckt mit violett und goldenem Geschmeide,
Griff nach dem Amulett, verborgen unter'm Kleide.

„Sire!" sprach er, „seht Ihr dort blutrother Wolken Flucht?
Gebietet Halt dem Heer, daß Ihr nicht Gott versucht!
Beim heil'gen Dionys, das sind geschied'ne Seelen,
Die durch den Feuerdunst den Weg zur Heimath wählen.

Zwei Blitze — wieder zwei — bei des Allmächtigen Zorn!" . . .
Und horch! bei diesem Wort fernher erklang das Horn;
Der Kaiser wandte sich und hielt, aufrecht im Bügel,
Bestürzt den Streithengst an mit straffgespanntem Zügel.

„Hört Ihr den Ton?" sprach er . . . „O, ja, es war ein Hirt,
Der seiner Heerde rief, die um die Flühen irrt."
„Vielleicht auch," sprach Turpin, „will Oberon uns necken,
Der seine Fee liebkost in heimlichen Verstecken."

Der Kaiser ritt fürbaß, doch seine Stirn umflog
Gewölk, weit dunkler noch, als es am Himmel zog.
Er dachte an Verrath — da tönt, fernher getragen,
Der Hornruf, stirbt und schwillt nochmals in langem Klagen.

„Weh! Das ist Rolands Horn, weh! wenn der Neffe mein
So bang um Hilfe rief, muß er am Sterben sein.
Zurück! noch ein Mal soll mir unter Roß und Rittern
Der trügerische Grund Hispaniens erzittern!"

IV.

Am höchsten Bergessaum hält Ritter und Vasall;
Die Pferde schäumen; tief liegt unten Ronceval;
Vom Abendroth umglüht, den Blick schon halb verloren,
Mit Fahn' und Halbmond flieh'n am Horizont die Mohren.

„Turpin, was sieht Dein Aug' dort in des Stromes Grund?"
„Zwei Ritter, Einen todt, den Andern todeswund;
Ein Fels hat sie erdrückt; noch hält des Todten Rechte
Ein elfenbeinern Horn, als ob er blasen möchte;
Noch preßt sie's, wie im Krampf, an den entseelten Mund."

O, Gott, wie traurig tönt das Horn im Waldesgrund.

Die französischen Romantiker verfolgten ganz andere Zwecke, als die deutschen; jenen lag es zunächst an der Beseitigung des akademischen Zopfes, der sich unberechtigter Weise für Classicität ausgab. Das, was diese vor Allem kennzeichnet, die Vorliebe für's Mittelalter, die Verherrlichung der Kirche, die Versenkung in Ritterlichkeit, Minne und Legende, spielt bei der gleichnamigen französischen Schule nur eine sehr untergeordnete Rolle. Unter denen, welche mittelalterliche Stoffe überhaupt behandelten, verweilt Victor Hugo mit Vorliebe bei der Schilderung von Aeußerlichkeiten, beim Malerischen, bei Scenerie und

Costüm, bei interessantem Antiquitätenkram (dies gilt namentlich von seinem berühmten Roman „Notre Dame de Paris“). In **Alfred de Musset** macht der tiefernste und sinnige Ton, den wir an unseren Romantikern gewöhnt sind, vollends der Bizarrerie Platz, der modern-französirenden Neigung zur Caprice, zu pikanten Arabesken, dem Hang zu geistreich barocken Einfällen, zur Geziertheit in Manier in Sprache und Bildern. Wie ganz anders müßte sich z. B. bei einem deutschen Romantiker ein Gedicht ausnehmen, welchem eine ähnliche Stimmung zu Grunde läge, wie folgenden „Stanzen“ Alfred de Musset's:

O, wie lieb ich dieser Thäler
Todtenmäler,
Kühne Bogen, Kapitäler
Schwarzer Münster, schlank und hoch!
Durch die düstern Klostermauern
Winde schauern;
Auf der Ritter Schwelle trauern
Kreuz und Weihekessel noch.

O, wie lieb ich Euch, der Gothen
Stumme Boten,
Die dem Blitzstrahl Trotz geboten,
Hohe Thürme, mächtiger Dom,
Drin, wenn heilige Hymnen schallen
Und verhallen,
Vom Gewölb, wie Wogenfallen,
Wiederkehrt der Töne Strom!

Alte Kirchen, Mausoleen,
Die dort stehen
Trotzig auf den Pyrenäen,
Unverwittertes Gestein;
Nagt die Zeit umsonst an diesen
Grauen Friesen?
Seid Ihr wohl von Bergesriesen
Nur das bleichende Gebein?

O, wie lieb ich's, wenn zuweilen
An den Säulen
Wild aufspringend Stürme heulen
Durch das herbstliche Gebiet!
Wenn sie rings die Wälder fassen,
Steh'n gelassen
Dieser Thürme schlanke Massen,
Wie zwei Bäume von Granit.

Wenn des Tages letzte Strahlen
Purpurn malen
Die Abtei mit den Portalen,
Mein' ich, daß im Windesweh'n
Diese zwischen gothische Kanten
Hingebannten
Heiligen aus Steingiganten
Leis für die Lebendigen fleh'n.

Die Eingangs bezeichneten „Contes“ von Alfred de Vigny erscheinen auch dadurch merkwürdig, daß sie die gelungensten und nahezu auch einzigen Versuche sind, jene lyrische Bearbeitung epischer Stoffe, bei welcher überall die eigene Empfindung des Dichters erkennbar durchleuchtet, in die neuere französische Litteratur einzuführen, ähnlich wie nach schottischen Vorbildern zuerst Bürger und nach ihm Goethe, Schiller, Uhland u. A. die Ballade bei uns einbürgerten. In dieser Gattung von erzählenden Gedichten, die wir in jüngster Zeit nach dem etwas willkürlichen Unterscheidungsmerkmal eines märchen- oder nicht märchenhaften Hintergrundes bald Ballade, bald Romanze nennen (während der französische Sprachgebrauch die Bezeichnung „Romance“ ungefähr auf alle rein lyrischen, strophisch gebauten und leicht singbaren Gedichte erstreckt, die keine chansons sind), ist in Frankreich äußerst wenig Erwähnenswerthes geleistet worden. Victor Hugos sogenannte „Balladen“ enthalten alles Mögliche, nur das nicht, was wir unter dieser Gattung von Gedichten verstehen, und selbst der „Fechter“, dessen Autor, Chênedollé (geb. 1770) eigentlich zu den Classikern zählt, könnte bei uns kaum für eine Romanze gelten. Dieses Gedicht, das seine Entstehung dem borghesischen Fechter zu verdanken scheint, wurde in alle französischen Anthologien aufgenommen und auch außer Frankreich bekannt, wie denn Lord Byron dessen Inhalt in zwei der schönsten Stanzen seines „Childe Harold“ wiedergegeben hat:

I see before me the gladiator lie:
He leans upon his hand — his manly brow
Consents to death etc.
(„Childe Harold's Pilgrimage“ IV., 140 u. 141.)

Das Gedicht Chênedollés, obwohl etwas breit in der Ausführung und etwas prosaisch im Ton, erscheint doch — wenn man die Zeit seiner Entstehung und die mäßige Begabung des Verfassers in Betracht zieht — als eine ganz erträgliche Leistung und verdient mehr als manches andere auch in's Deutsche übertragen zu werden. Es lautet in ziemlich wörtlicher Uebersetzung:

Der Fechter.

Zum Tod getroffen schwankt, doch stolzen Blicks, der Fechter,
Ein blutig Spielzeug nur der Römer stumpfem Sinn; —
Er sinkt ein Mensch, wie sie, gefällt vom Menschenschlächter
Auf die Arena sterbend hin.

Rückwärts gebogen, keck, die letzten Kräfte zwingend,
Lehnt er sich auf die Hand, die markig einst gestrotzt,
Daß er, schon mit dem Tod, mit dem ersehnten, ringend,
Dem Römer noch in's Antlitz trotzt.

Und schwächer, matter schon fühlt er die Pulse klopfen;
Es sinkt sein schwindelnd Haupt, es zittert seine Hand;
Aus seiner Wunde flieh'n gelass'ner schon die Tropfen
Des warmen Lebens in den Sand.

Des Todes Flügelschlag, schon kann er ihn belauschen;
Er stirbt, jedoch sein Herz, es fühlt sich stark und groß;
Er stirbt — da plötzlich bricht in langgedehntem Rauschen
Der Beifall für den Sieger los.

Gleichgiltig hört er's an, in ungebeugter Würde;
Des Circus höchster Ruhm, ihm wär' er ohne Werth;
Das Gut des Lebens selbst, wenn ihm nicht Rache würde,
Verachtend hätt' er's nicht begehrt.

Fern schweift sein Sinn entlang der Donau blauen Wellen;
Den Vater sieht er, alt, hilflos, im Silberhaar;
Um ihre Mutter sieht er spielend sich gesellen
Der blond gelockten Söhne Schaar.

Groß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier im unerhörten Spiel,
Auf fremdem Grund ruhmlos sein Heldenblut verspritzend,
Zum Kitzel dieser Römer fiel.

O Schmach! — so steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Ihr stolzen, wälzt Euch her, ein uferloser Strom,
Die Brüder rächt, die Rom zur Lust sich läßt ermorden,
Straft dies entmenschte, blutige Rom!

Auch dieses Gedicht besteht im Grund nur aus der Schilderung einer Situation, untermischt mit Rhetorik und mit einem fast didaktisch klingenden Schluß. Der — wenn auch

hie und da durch Reflexion unterbrochene — Faden einer fortlaufenden Erzählung, wie wir ihn an unsern eigenen lyrisch-epischen Dichtern lieben, findet sich bei keinem der neuern französischen Dichter. Emile Deschamps, außer Alfred de Vigny der einzige unter den Romantikern, der vielleicht Namhaftes auf diesem Gebiet hätte leisten können, verzichtete in seinen Nachahmungen des spanischen Romanzero von Anfang an auf Gewissenhaftigkeit und Treue und begnügte sich, die ernste Würde, das Primitive, Markige und Nationale der spanischen Romanzenpoesie in einem heitern, französisch-leichten, nicht selten graziösen, aber auch oft entstellend frivolen Ton wiederzugeben.

III.

Schillers „Glocke" von Emile Deschamps. Der Einfluß Byrons auf die Franzosen. Fünf Stanzen aus Byrons „Childe Harold" und das Gedicht „Marine" von Emile Deschamps.

Zum Verständniß der deutschen Romantik, mit welcher sich Emile Deschamps viel abgegeben, fehlte ihm vollends die erforderliche Unbefangenheit und Tiefe. Was seine Nachbildungen deutscher Dichter betrifft, so setzt uns die Mangelhaftigkeit in der Uebertragung der „Braut von Korinth" und des Schiller'schen Glockenliedes fast eben so sehr in Erstaunen, wie die Thatsache, daß der große Goethe diese Machwerke mit Lob überhäufen konnte. Man denke sich einmal das Schiller'sche Lied von der Glocke, in welchem der Rhythmus genau nach Inhalt und Stimmung wechselt, in gleichförmigen, eintönigen, französischen Alexandrinern, und man wird sich eines mitleidigen Lächelns noch jetzt nicht erwehren können, wenn man in den 1828 von Emile Deschamps herausgegebenen „Études françaises et étrangères" die Vorrede liest, in welcher der Verfasser dem französischen Publicum das Evangelium einer Weltlitteratur verkündet und die Aneignung der poetischen Schätze aller Völker mit stricter Beibehaltung der nationalen Eigenthümlichkeiten verspricht.

Jene Uebertragungen aus dem Deutschen sind auch nach Goethe von so vielen deutschen Litteraturkennern so unbedingt gelobt worden, daß wir es wohl der Mühe werth halten, einige Stellen mit dem deutschen Text zu vergleichen.

Wählen wir das Schiller'sche Lied von der Glocke, sehen wir von vornherein von den allerdings der Form nach schwer in's Französische übertragbaren, kurzen, metrisch mannigfach wechselnden Versen ab, die in der französischen Uebersetzung durch die willkürlichsten Auslassungen und Einschiebsel vollständig unkenntlich geworden sind, während bei dem breiten, bequemen alexandrinischen Verse wenigstens der Inhalt mit einiger Treue hätte wiedergegeben werden können, und greifen wir die ersten besten von jenen dem Inhalt und Rhythmus nach gleich einfachen Stellen heraus, die auch nur bei einiger Pietät vor dem Original und einiger Selbstachtung leidlich übersetzt sein müßten.

Die Stelle:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus —"

lautet in der Deschamps'schen Uebersetzung:

„Déjà l'adolescent que mille voeux possèdent
Tressaille et de ses soeurs quittant les chastes jeux
S'élance impatient vers un monde orageux
Pélérin engagé dans ses nombreuses voies
Qu'il a connu bientôt le néant de ses joies!
Il revient étranger au hameau paternel!"

Hier wird der Jüngling ein Besessener; ein Schauder ergreift ihn; das Mädchen wird zu einer unbestimmten Anzahl von Schwestern; diese Schwestern spielen keusche

Spiele; verselange Banalitäten, von denen im Original nicht ein Wort steht, werden da unbedenklich eingeschoben.

Aber auch auf zwei Verse kommt es dem Herrn Emile Deschamps nicht an, wo es gilt, das deutsche Gedicht zu ergänzen und zu verbessern:

So fand der Uebersetzer die Stelle:

„Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt,"

allzu matt und unzulänglich. So ein französischer Romantiker kann diesem verschämten deutschen Jüngling augenblicklich die Zunge lösen:

„Aux traces de la vierge il s'attache et rêveur
Adore d'un salut la douteuse faveur;
Des aveux qu'il médite, il s'enivre lui-même,
Aux nuages, aux vents il dit cent fois qu'il aime,
Sa main aux près fleuris demande chaque jour,
Ce qu'ils ont de plus beau pour parer son amour."

Die bekannte Stelle:

„O, zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!" —

hat der Uebersetzer die Stirn, mit folgenden zwei Versen abzuthun:

„Son coeur s'ouvre au désir et ses rêves complices
Du ciel anticipé connaissent les délices."

Nichtsdestoweniger machte diese Uebersetzung der Schiller'schen „Glocke" großes Aufsehen und ward viel gelesen. Dagegen wurden die von Emile Deschamps übersetzten Shakespeare'schen Stücke „Macbeth" und „Romeo" ziemlich kühl aufgenommen.

Das gelungenste Gedicht von Emile Deschamps und vielleicht das einzige, welches den Namen des Autors vor gänzlicher Vergessenheit schützen wird, ist eine freie Nachahmung Byrons. Es wäre interessant, im Einzelnen die fremdländische Abkunft zu verfolgen, auf welche sich seit dem Entstehen der romantischen Schule in Frankreich eine Reihe der besten und bekanntesten poetischen Erzeugnisse der französischen Dichter von Lamartines, dem „Cinque Maggio" Manzonis nachgebildetem „Bonaparte" bis auf die zweifelhaften Leistungen der jüngsten überrheinischen Epigonen zurückführen ließe. Freilich wissen die Franzosen, welche in dieser Hinsicht minder Pietät besitzen, als wir, ihre Vorbilder oft bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, und seltsam sind z. B. die verschiedenen Metamorphosen, in denen uns auf französischem Boden der einzige Byron entgegentritt, dessen Einfluß auf Lamartine und Victor Hugo, auf Sainte-Beuve und Alfred de Musset (wir erinnern nur an dessen „Mardoche") und manche Andere unverkennbar ist. Byron wird in Frankreich noch heute ebenso viel gelesen, als selten verstanden, und mehr noch als in Deutschland pflegen sich dort jüngere Schriftsteller aller Gattungen an ihm zu bilden und zu verbilden. Die „Marine" von Emile Deschamps ist unstreitig eine der gelungensten unter jenen freien, auch von selbstständiger schöpferischer Kraft getragenen Nachbildungen, die der Geist des großen Briten in Frankreich hervorgerufen. Wenn auch der Gedankenreichthum, der geniale Flug und die gigantische Wucht des englischen Vorbildes keineswegs erreicht

sind, so müssen doch dem französischen Gedicht ein seltener poetischer Schwung und der Vorzug eines glücklichen und versöhnenden Schlusses zugestanden werden; an fließender Diction, an Geschmeidigkeit und rhythmischer Eleganz der Sprache dürfte dieses ohnehin die englische Dichtung übertreffen. Wir theilen hier schließlich die Uebersetzung Beider zur Vergleichung mit:

An das Meer.

(Aus „Childe Harold's Pilgrimage" von Lord Byron. IV. Gesang, Stanze 179 u. ff.)

Tiefblaues Meer, laß Deine Fluthen rollen,
Durch die zehntausend Flotten spurlos gleiten!
Zerstörung ist allein des Menschen Wollen,
Dich zwingt er nicht! — Du selbst seit Ewigkeiten
Zertrümmerst nur! — Als Zoll zu allen Zeiten
Die Leichen stets vom Menschen forderst Du,
Und stöhnend sinkt er; Deine Wasserweiten,
Sie decken ihn und seinen Namen zu;
Ihm wird kein Sarg, ihm tönt kein Grabgeläut zur Ruh'.

Dir drückt er keine Spur ein, keinen Raub
Gönnt ihm Dein Reich! Du pflegst ihn zu erfassen
Und himmelan, für seine Bitten taub,
Verachtend seine Kraft, sein Zürnen, Hassen,
Hinschleuderst Du ihn mit den Wogenmassen
Den Göttern, seinen Wahn ihm zu vertreiben,
Läßt den ohnmächtig Heulenden gelassen
An eine Bai ein Rettungsmachwerk treiben
Und spei'st geruhig ihn an's Land; — dort mag er bleiben.

Weil Kriegesflotten, die mit Donnerschlünden
Felsschlösser rings zertrümmern an den Küsten,
Die Königen und Völkern Tod verkünden,
Weil eich'ne Schiffskolosse auszurüsten
Der Menschenzwerg vermag, will er sich brüsten,
Dein Herr zu sein und Herr des Kriegs; dies Holz,
Das riesige, ist Deinen Wasserwüsten
Ein Spielzeug nur; — Schneeflocken gleich zerschmolz
Trafalgars Siegeswahn und der Armada Stolz.

Rings schwanden alle Reiche — Deines nie!
Assyrien, Hellas, Rom — sie sind zerfallen!
Dein Zorn, als sie noch frei, verheerte sie
Und fraß Tyrannen dann; — Sklaven, Vasallen
Und Fremden sind die Küsten zugefallen
Und wurden öd'; — es kann die Zeit im Flieh'n,
Wie Deine Fluthen steigen oder fallen,
Nur in Dein Antlitz keine Furchen zieh'n;
Wie von Uranbeginn, so rollst Du heut' noch hin.

Glorreicher Spiegel, wo die Allmacht prächtig
Sich selbst in Stürmen zeigt! Zu jeder Zeit,
Still und bewegt, im Süd, am Eispol, mächtig,
Nachtdunkel, hehr; — Des Unsichtbaren weit

Gedehntes Reich, ein Bild der Ewigkeit!
Dein Schlamm zeugt Ungeheuer vielgestaltig,
Die nie an's Tageslicht die Tiefe speit!
— So herrschend, stät im Wechsel mannigfaltig,
So wogst Du hin einsam, frei, bodenlos, gewaltig.

Seestück.

(Von Emile Deschamps.)

Tiefdunkles Meer! gern seh' ich längs den Linien
Des Strandgeklüfts hinziehn durch Deinen Gischt
Die Barken, wenn im Schatten dunkler Pinien
Die fernher weh'nde Brise mich erfrischt!
Und Abends lieg' ich gern Dir an den Brüsten,
Vom schönsten Traum liebkost; mit leichtem Blut
Seh' ich sogar Dein Toben und Verwüsten;
Den Wunden meines Herzens thust Du gut.
Tiefdunkles Meer, wildjauchzend um die Küsten!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! o, ewig möcht' ich schauen
Dies rege Leben Deines Wellenstreits;
Mein Leib erbebt; doch fesselt dieses Grauen
Die Seele mir mit nie geahntem Reiz.
Seit jener Nacht, da ich Dein dräuend Steigen
Und Fallen sah bei fahler Blitze Gluth,
Schau' ich die blauen Binnenseen mit Schweigen.
Nur Du entfachst mir zum Gesang den Muth,
Tiefdunkles Meer, dem halb das Weltall eigen!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! oft schweigst Du, wie erschrocken;
Oft, wenn die Venus strahlt am Firmament,
Weiß sie Dir weiche Töne zu entlocken
Und heilige Worte, die der Mensch nicht kennt.
Dann kommt die Fluth, und schäumend strandwärts hetzen
Grünmähnige Rosse sich im Uebermuth;
Wenn sie, rückprallend, das Gestad' zerfetzen,
Folgt ein dämonisches Gebrüll der Wuth;
Tiefdunkles Meer, voll Größe und Entsetzen!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! Ob Deine Fluthen toben,
Ob Du dem Felde gleichst, das abgemäht,
Wie hebst Du mächtig unsern Geist nach oben,
Der die Unendlichkeit durch Dich versteht.
Hier soll kein Frevler meinen Gott mir rauben;
Ich fühl' es tief, Dein endlos Wesen thut
Den Ewigen kund; ob Stürme Dich umschnauben,
Ob offen Dir im Schooß der Himmel ruht,
Tiefdunkles Meer! Du lehrst auf's Neu mich glauben!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

IV.

Sainte-Beuve.

Der offene Sinn für alle Gebiete der Kunst oder, wenn man will, der höhere Dilettantismus, den die beiden Deschamps*) mit einander gemein haben, findet sich noch in reicherem Maße und vor Allem feiner, wählerischer, gewissermaßen subtilisirt wieder in Charles Augustin Sainte-Beuve, geboren 1803 in Boulogne-sur-mer.

Saint-Beuves Hauptbedeutung liegt in seiner kritischen Wirksamkeit. Er steht in der Mitte zwischen der spielenden, nonchalanten Manier, dem eleganten, spirituellen, aber nichtssagenden Geplauder eines Jules Janin und der zuweilen etwas plumpen und ungelenken, aber gedankentiefen und principiellen Kritik eines Gustave Planche.

Ohne einen weiten Gesichtskreis, ohne den höhern Standpunkt, von dem aus groß angelegte Naturen, unbeirrt durch die Strömungen der Zeit und das Treiben der Parteien, auch ihre Gegenwart mit sicherem Blick zu überschauen vermögen, ohne den richtigen Tact oder Instinct, überall das Charakteristische und Wesentliche zu finden, und ohne das Talent, in biographischen Versuchen einleuchtend, bestimmt und plastisch zu gestalten, dagegen mit feinem Beobachtungstalent für untergeordnete Dinge, mit einer ersichtlichen Vorliebe für psychologische Curiositäten, für interessante Details, für das Anekdotische zeigt Sainte-Beuve in seinen besseren kritischen Arbeiten (in den „Portraits littéraires" aus den Jahren 1829—30 und namentlich in seinen zuerst im Jahre 1849 im „Constitutionnel" erschienenen „Causeries du lundi") eine fließende Diction, einen durchgearbeiteten Stil, eine seltene Feinheit, Sorgsamkeit und Geduld in der Ausführung, Eigenschaften, die seinen, wenn auch noch so unzulänglichen Kritiken zuweilen den Anschein des Ganzen und Abgeschlossenen geben.

Sainte-Beuve ist eine weibliche Natur, feinfühlend, anschmiegend und voll Hingebung. Er behandelt die Schriftsteller, die er bespricht, nicht wie Schlachtopfer, sondern wie alte Bekannte, die man gern in gute Gesellschaft einführt. Selbst sein Tadel, zu dem er sich nur mit zögerndem Widerwillen entschließt, nimmt sich immer noch aus, wie ein etwas zweifelhaftes Compliment. Nur wo er ausnahmsweise einmal schreibt, um zu tadeln, da überschreitet er alles Maß, und seine Ausdrucksweise nimmt dann jenen widerwärtig persönlichen Ton an, der sonst nur kleinen oder krankhaft empfindlichen Naturen eigen ist.

Zwei Bücher Sainte-Beuves sind indessen durchgängig mit einer gewissen Frische und Keckheit geschrieben. In dem ersten: „Tableau de la poésie française", 1828 erschienen, suchte der damals noch enthusiastische Romantiker die Berechtigung der neuen Schule nachzuweisen und ihr einen gewissen historischen Hintergrund zu geben, indem er Boileau angriff, Ronsard und Mathurin Régnier zur Geltung brachte und sich auf Montaigne und Rabelais berief. Dieses Buch hat keine wissenschaftliche, sondern lediglich eine polemische Bedeutung. Die neue Ausgabe desselben vom Jahre 1843 enthält eine Art von Widerruf, wie denn Sainte-Beuve, nachdem er in litterarischer Beziehung eine lange Periode des Schwankens und Zweifelns durchgemacht, von welcher die im Jahre 1836 erschienenen, im Urtheil ängstlich lavirenden, auch stilistisch unbestimmteren und mannigfach verzeichneten „Nouveaux portraits et critiques littéraires" der treueste Spiegel sind, sich endlich definitiv von der

*) Der Bruder von Emile Deschamps, Antony (geb. 1803), besitzt noch weniger selbstständige schöpferische Kraft als jener, aber eine männlichere, mächtige Sprache, die er sich namentlich durch das Studium Dantes angeeignet haben mag. Bei mehr Hingebung an das Original leidet seine Uebersetzung der „Divina Commedia", die, ebenfalls in französischen Alexandrinern abgefaßt, schon deshalb Jeden kalt läßt, der an die italienischen Terzinen des Originals gewöhnt ist, immerhin noch an vielen Willkürlichkeiten und Auslassungen, vor Allem aber an ungelenken Wendungen und sprachlichen Härten, die um so auffallender sind, als Antony Deschamps auch die weiche, wohllautende Lyrik Petrarcas in einigen übersetzten Sonetten mit einem Geschick wiedergegeben hat, das aller Anerkennung werth ist. Seine eigenen Gedichte sind nicht bedeutend.

romantischen Schule lossagte und neuestens in seinen „Causeries de lundi“ seine früheren Genossen und seine eigene Vergangenheit mit auffallender Bitterkeit besprach. An Feinheit und Schärfe der Aperçus, an Durchsichtigkeit und Präcision des Stils sind diese „Causeries“ unzweifelhaft das gelungenste Werk Sainte-Beuves.

Rechnet man zu diesen Vorzügen ein feines ästhetisches Gefühl, das über die Litteratur hinaus sich namentlich auf alle bildenden Künste erstreckt, ein encyklopädisches Kunstverständniß, das eben mehr in die Breite, als in die Tiefe geht und mit allen neuen Erscheinungen sofort familiär wird, und verzichtet man von vornherein auf alle erschöpfende Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und wissenschaftliche Strenge, so bleibt Sainte-Beuve zwar kein Kritiker ersten Ranges, aber immerhin einer der bessern unter jenen höheren Feuilletonisten, die Fachleuten wenig Neues bieten, aber von großem Werth sein mögen für ein mäßig gebildetes Publicum, das sich in der Eintagslitteratur zunächst amüsiren, aber gelegentlich auch — freilich so mühelos als möglich — unterrichten lassen will.

Dasjenige Buch Sainte-Beuve's, das am meisten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ist seine 1843 vollendete Geschichte der Jansenisten („Histoire du Port royal“), die zwar die philosophische Seite des Stoffes nur dürftig beleuchtet, aber in litterarischer Hinsicht interessante Aufschlüsse bietet. Der 1834 erschienene didaktische Roman „Volupté“ mit mancher treffenden psychologischen Wahrheit und einem etwas wohlfeilen Schluß ist stilistisch vernachlässigt und als Ganzes ziemlich unklar.

Der größte Irrthum Sainte-Beuves lag überhaupt darin, daß er sich allzulang für ein vorzugsweise productives Talent hielt. Als Dichter trat er zuerst pseudonym in „Vie, poésie et pensées de Joseph Delorme“ 1829, dann in den „Consolations“ 1829–30, endlich in den „Pensées d'août“ 1837 auf.

In den Gedichten des ersten Bandes zeigt sich am meisten der Einfluß der Romantiker, sowohl in der freieren Behandlung der Cäsur, als im Enjambement nach dem Vorbild Ronsards und André Chéniers. Sprache und Bilder sind oft gesucht und von einer Sinnlichkeit, bei der das poetische gegen das pathologische Interesse zurücktritt. Der Student Delorme ist eine Spielart der bekannten culturmüden Weltschmerztypen, grübelnd sich selbst zersetzend und melancholisch ohne rechten Grund. Die Gedichte bilden gleichsam ein poetisches Tagebuch, das übrigens weder wichtige Erlebnisse, noch besonders originelle Empfindungen aufweist. Deutsche Litteraturkenner haben darin Aehnlichkeit mit Salis, Hölty und Tiedge finden wollen. Indessen stößt man in dem Buch zuweilen auf einen grellen Realismus, der von dem Ton dieser deutschen Dichter seltsam absticht, so in folgendem Sonett:

Entsagung.

To labour doom'd and destin'd to be hoor.
Penrose.

Da ich vor mir nur Nacht und keine Labe
In meiner dürftigen Vergangenheit,
Nicht ein Erinnern, rein und unentweiht,
Zum Ausruhn meiner müden Seele habe;

Da ich das Unglück schon gekannt als Knabe,
Da schon mit zwanzig Jahren überschneit
Mein Liebesfrühling, da durch innern Streit
Der Ruhm des Vaterlandes ging zu Grabe;

Und da die Armuth, während mich ihr Fluch
Bleischwer hinabzieht in den Koth der Massen,
Besudelt und zerfetzt mein Lebensbuch:

Warum nicht gäb' ich ohne Reu' und Hassen
Dies Dasein auf durch einen jähen Bruch,
Wie einen Freund, der mich im Stich gelassen?

Die „Consolations“ enthalten Gelegenheitsgedichte, sentimentale Stoßseufzer der Entsagung und eine Poesie des Stilllebens, worin der Dichter die englische Lake school, namentlich Wordsworth nachahmt, aber eben so oft und mehr noch als seine Vorbilder über der gesuchten Einfachheit und Schmucklosigkeit der Form prosaisch wird. In einigen Gedichten, wie „Michel Ange“ und „La vie nouvelle“ nimmt Sainte-Beuve einen Anlauf zum Idealen und Erhabenen, beweist aber durch die Unklarheit der Anlage und das chaotische Durcheinander der Bilder, wie wenig er sich in diesem Gebiete heimisch fühlt. Durch die ganze Sammlung hindurch zieht sich eine Neigung zum Sittlich-Religiösen, zuweilen überhaucht von einer gelinden Mystik, die nicht unpoetisch ist. Einen bestimmteren Ausdruck findet diese Richtung in den „Pensées d'août“. Moral und Religion bilden hier den Grundton. Bei aller Sinnigkeit jedoch vermögen die in dieser Sammlung enthaltenen poetischen Biographien von Marèze, Ramon, Doudun, Aubigué nicht zu fesseln, weil sie uns Menschen vorführen, die eigentlich keine mehr sind. Die poetische Erzählung: „Monsieur Jean, maître d'école“ geht vom Dogma der Erbsünde aus. Der Dichter macht diesen Monsieur Jean, eines der Rousseau'schen Findelkinder, in allem Ernst für die Sünden des Vaters verantwortlich und läßt ihn durch ein tugendhaftes und freudenleeres Leben dafür büßen.

Leider vermißt man auch in diesem Buche die Verständlichkeit und Klarheit, oft selbst die ästhetisch-maßvolle Oekonomie in der Form, die Sainte-Beuve sonst eigen ist. Durch diese „Pensées d'août“ legte der Dichter das Bekenntniß seiner religiösen Rechtgläubigkeit ab; in der Folge emancipirte er sich von der romantischen Schule, und im Jahre 1845 wurde er richtig in den alleinseligmachenden Schooß der Akademie aufgenommen.

Vielleicht die besten poetischen Schöpfungen dieses Dichters sind seine in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten Sonette, weil hier Sainte-Beuve's stilistische Virtuosität am meisten zur Geltung kommt. — Charakteristisch genug, auch für die Ausdrucksweise des Dichters, die nicht selten das ist, was die Franzosen „preciös“ nennen, und wofür die deutsche Bezeichnung „geziert“ zu stark ist, klingt Sainte-Beuves Ausspruch:

„Une idée dans un sonnet, c'est une goutte d'essence dans une larme de cristal“.

Gewöhnlich scheint diese Idee keine andere Bestimmung zu haben, als die des Verduftens, wie denn Sainte-Beuve selbst da, wo er weniger durch die Bande einer strengen Form gebunden ist, sich weder durch Tiefe noch Reichthum der Ideen auszeichnet. Doch versucht er es, uns auch in seinen Sonetten so oft als möglich durch irgend eine neue, anmuthige Wendung über den Mangel an Innerlichkeit und wirklicher Originalität zu trösten. Hier ist noch eines dieser Sonette, das in keiner französischen Gedichtsammlung, in keinem „Album lyrique“ fehlen darf und als sehr charakteristisch für Sainte-Beuve gilt:

Das wahre Glück.

Ich sah die Welt; was nur die Kunst geboren,
Hat zu erforschen mir mein Loos erlaubt;
Doch, wenn ich zu erhaschen oft geglaubt
Das Schöne, war sein zarter Schmelz verloren.

Bei Herzen, die das Leid zum Sitz erkoren,
Sucht' ich umsonst, was schon die Zeit geraubt;
Nach manchem Sturm, der Hoffnungen entlaubt,
Hab' ich umsonst ein fliehend Glück beschworen.

Und wie sich auch mein Wissen mocht' entfalten,
Ich sah das Höchste, was die Kunst erreicht,
Aus unbewußter Anmuth sich gestalten.

Und fand in Dem nur, was die Jugend reicht,
Dem reinen Sinn, der Stirne ohne Falten,
Den Zauber, dem kein Glück im Leben gleicht.

Noch bezeichnender für die Zerfahrenheit und den prätentiösen Ton des Dichters und jene mit einem unbestimmten poetischen Fluidum versetzte Atmosphäre, in der Sainte-Beuve trotz aller im Einzelnen durchaus präcisen sprachlichen Ausdrucksweise gleichsam herumtastet, was die Franzosen sonst gelegentlich für ein untrügliches Merkmal der deutschen Idealisten ausgeben, ist folgendes an sich gewiß recht poetisch empfundene, aber — namentlich in der zweiten Strophe — ziemlich unverständliche Stimmungsgedicht:

Das Träumen.

Den Mond ließ ihren Thron besteigen
Die stolze Sonn' und ging zu Grab;
Es spiegelt sich der Sterne Reigen
Gleichwie in eines Sees Schweigen,
In meiner Seele leuchtend ab.

Und gern in die Gedankenwogen,
In diesen See voll Goldsand taucht
Mein Blick und sieht darin den Bogen
Des Himmels, weltenglanzdurchzogen
Von weichern Tönen noch umhaucht.

Erst fesselt mich das Bild; ich find' es
Bezaubernd groß, bis mich ein Geist
Des Zweifels, ein Gelüst, ein blindes
Der Neubegier, der Gier des Kindes
Mit Händen darnach greifen heißt.

Und sieh'! urplötzlich gehn verloren
In meiner Seele Stern und Blau;
Im Sturm, den ich heraufbeschworen,
Seh' ich den Himmel sich umfloren,
Den Mond zergeh'n in trübem Grau.

O, kehrt zurück, Ihr Himmelsfluren;
Nie trüb' ich wieder Euren Glanz!
Da glätten sich die Wellenspuren;
In meiner Seele strahlt azuren
Der Himmel wieder voll und ganz.

Und ewig sei dies Bild mein Eigen,
Kein Windhauch soll es mehr verweh'n;
Bei wolkenloser Nächte Schweigen
Nur will ich mich darüber neigen
Und träumend in die Fluthen seh'n.

Den Schluß der hier veröffentlichten Artikel-Serie Leuthold's bildet sein Aufsatz über Victor Hugo (1802—1885). Diese Arbeit verbreitet sich zwar nicht in zusammenfassender Weise über den Stimmenführer der neufranzösischen Romantik, sondern würdigt dessen Werke „Les Misérables" und „Les Orientales". Trotzdem enthält dieser schneidig abgefaßte Essay, namentlich in seinem letzten Theile, der einer besonderen Arbeit Leutholds über den Verbannten von Jersey entnommen ist, ein weitgehendes Interesse insofern, als unser Schweizer Poet hier auf den Einfluß dieses französischen Romantikers auf deutsche Dichter (Freiligrath, Geibel, Lingg) hinweist. Das großartig concipirte Gedicht Victor Hugo's: „Mazeppa" stimmt mit der in den „fünf Büchern französischer Lyrik" abgedruckten Form, die Geibel retouchirt hat, nicht überein; die hier gebotene Verdeutschung ist Leutholds geistiges Eigenthum.

Victor Hugo.

Victor Hugo ist in jüngster Zeit*) wie kein anderer lebender Dichter gefeiert worden, und sein neuestes Werk „Les Misérables" beschäftigt noch heute die Presse aller gebildeten Nationen.

Wieviel auch die Reclame und das Unglück des verbannten Dichters zu dieser Theilnahme beitragen mochten, dieselbe ist immerhin auffallend und läßt sich fast nur durch die Pietät erklären, welche der gute Glaube des Dichters an eine sociale Umgestaltung und die edle, wenn auch in dieser Uebertreibung jedenfalls fixe Idee Victor Hugos einflößen, der poetische Verkünder jener neuen, weltbeglückenden Aera, der Dichter der Zukunft zu sein. Allerdings waren auch die bis zur Lächerlichkeit ängstliche und kleinmüthige Censur,

*) Anfang der 60er Jahre ist dieser Artikel geschrieben.

welcher V. Hugos neuestes Werk in Frankreich unterworfen wurde, und eine Reihe ungeschickter, unberufener und frivoler Angriffe geeignet, jene Theilnahme an dem Buche des großherzigen Verbannten von Jersey zu steigern.

Zu den Angriffen der letzteren Art gehört auch das jüngste „Die wahren Misérables“ überschriebene Buch Eugène de Mirecourts, dieses keineswegs geist-, aber sehr pietätlosen kleinen Pamphletisten, der bekanntlich Namen und Existenz allein dem Scandal verdankt. Eugène de Mirecourt und Victor Hugo! In dieser bloßen Zusammenstellung liegt die bitterste Kritik des genannten Buches.

Der frivole Esprit und der kaustische Witz, der trockene Humor und der secirende Verstand, ja, selbst der hausbackene bon-sens haben bei der Kritik der jüngsten Schöpfungen Victor Hugos allerdings ein leichtes Spiel; aber nicht ohne eine Mischung von lebhaftem Interesse und achtungsvoller Pietät kann man die poetische Beredsamkeit verfolgen, mit welcher der Exilirte in der „Légende des siècles,“ seinem vorletzten Werke, die Emancipation der Menschheit prophezeit, eine Emancipation freilich, die — wie sie sich im Kopfe dieses französischen Romantikers ausnimmt — nie und nimmer möglich sein wird.

Victor Hugo hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Garibaldi. Beide trauen sich Etwas von der wunderwirkenden Gewalt der alttestamentlichen Propheten zu, und Beide sind dabei aufrichtig; sie selbst glauben an sich. Wie Garibaldi als Mann der That, so stürzt sich auf litterarischem Gebiet Victor Hugo, ein moderner Winkelried, mit enthusiastischer Opferwilligkeit in den dichtesten Speerwald seiner Feinde, der politischen, socialen und religiösen Reaction; auch er wähnt, daß von ihm allein das Heil der Menschheit abhänge, auch er traut sich die Kraft zu, die moderne Welt aus den Fugen zu heben. Es ist seltsam, daß unser nüchternes Jahrhundert solche Menschen hervorbringt, und merkwürdig, wie sie dadurch, daß sie selbst an ihre Mission glauben, auch Andere von derselben zu überzeugen vermögen.

Allerdings hat unter dieser Weltbeglückungstendenz Victor Hugo, der Poet, sehr gelitten. Seit Byron war wohl keiner mit Mitteln so ausgestattet, um ein Dichter im großen Stil zu werden, als er. Hätte er weniger und hätte er mit mehr Maß und künstlerischem Verstand producirt, so wären ihm unstreitig die höchsten Erfolge sicher gewesen. Mit der „Légende des siècles“ aber hat der Dichter jenes Gebiet betreten, wo über der Vereinigung des Erhabenen mit dem Grotesken der gesunde Menschenverstand und mit ihm auch die Poesie aufhört. Die „Misérables“, obwohl zwei Hauptvorzüge des Dichters, das eminente Schilderungstalent und die unübertroffene Rhetorik, sich auch in diesem Buche nicht verleugnen, ist in ähnlicher Weise carikirt und unwahr, in ähnlicher Weise in's Monströse gearbeitet. Indessen scheint diese Verirrung bei Victor Hugo keine zufällige, und nicht allein durch das Schicksal des ehrgeizigen Dichters, durch den nothgedrungenen Verzicht auf eine längst geträumte politische Carrière und die verbitternden Einflüsse des Exils veranlaßt zu sein. Schon unter seinen früheren und berühmtesten Werken finden sich Gedichte, die durch den Zug zum Maßlosen in bedauerlicher Weise entstellt sind. Ganz charakteristisch für die guten wie die bedenklichen Eigenschaften des Dichters erscheint uns unter den „Orientales“ das berühmte Gedicht „Mazeppa“. Das ganze Gedicht ist — originell genug — in Periodenform gebaut und hat jenen kecken Wurf, den wir an Victor Hugo gewöhnt sind. Der erste Theil, obwohl etwas weitschweifig, ist mit jenem unglaublichen realistischen Schilderungstalent, mit jener Bravour in der Farbe gearbeitet, die uns auch in der Malerei bei den französischen Realisten mehr in Erstaunen setzt als befriedigt, mehr überrascht und — fast möchten wir sagen — mehr erschreckt als erwärmt und erhebt. Was uns Deutschen bis zur Brutalität unpoetisch scheint, ist hier stellenweise mit einem Behagen, einer Vorliebe und Hingebung behandelt, die nur allzu sehr an den Satz: „Le laid c'est le beau“ erinnert. In dem zweiten Theil aber macht sich in einer ganz unbegreiflichen Weise jene Verbindung des Sublimen und Lächerlichen geltend, die in den jüngsten Leistungen des Dichters eine so große Rolle spielt.

Trotzdem hat Victor Hugo heute, was er an poetischem Ruf unter seinen Fachgenossen verloren, unzweifelhaft an Popularität bei der Masse gewonnen, und wir theilen

hier das Gedicht mit, das, wie schon bemerkt — mit einziger Ausnahme des weichen lyrischen Tons, den der Dichter ausnahmsweise, namentlich in seiner „Familienpoesie“ angeschlagen — die Vorzüge und Fehler des vielgenannten französischen Romantikers wie kein anderes vereinigt, und von dem unseres Wissens bis jetzt überhaupt noch keine, jedenfalls aber keine nennenswerthe deutsche Uebersetzung existirt.

Mazeppa.

I.

Mazeppa, als er sah, daß fest ein Seil ihn schnürte,
Das seine Hüfte, die vom nackten Schwert berührte,
Und Arm und Fuß umwob,
Auf einen Wildfang, der, nach seiner Steppe lüstern,
Gereizt ward und gehetzt, daß Feuer aus den Nüstern
Und aus den Hufen stob,

Und als er wie ein Wurm in seiner Bande Knoten
Umsonst sich wund gewälzt und knirschend Trotz geboten
Der Henker rohem Troß,
Sank müd zurück auf's Kreuz des scheu'sten von den Hengsten,
Triefend von Schaum und Schweiß, indeß vor Todesängsten
Ihm Blut in's Auge schoß.

Ein Schrei durchschwirrt die Luft . . . und wie vom Sturm getragen,
Hinbrausend athemlos flieh'n Roß und Mann und jagen
Den gelben Flugsand auf;
Ein fern Geräusch, der Staub, der ob den öden Strecken
Hinwirbelt, wie Gewölk, aus welchem Blitze lecken,
Bezeichnet ihren Lauf.

Hinfliegen sie, so wie die Windsbraut, wie die Schlüfte
Des Hochgebirgs ausspei'n ein Wetter, wie die Lüfte
Ein Feuerball durchzischt;
Nun sind sie bloß ein Punkt im Ocean des Raumes,
Und nun verschwinden sie, so wie ein Flocken Schaumes,
Der mit dem Meer sich mischt.

Hinfliegen sie . . . und öd' und unermeßlich dehnen
Sich Wüsten, die stets neu dem Blick entgegengähnen,
Weit, unbebaut, versengt,
Und wieder huscht es fern von Bergen, Dörfern, Städten,
Zu dunkeln hier und da mit Licht durchbroch'nen Ketten
Unkenntlich, wüst gemengt.

Wenn der Gemarterte sich wälzt auf seinem Pferde,
In scheu'ern Sätzen nur stampft dann sein Huf die Erde,
Voran dem Winde schweift
Es in die Oede dann des grenzenlosen Meeres
Von Sand, das, tief gefurcht, vor ihnen liegt, als wär' es
Ein Mantel, der gestreift.

Und Alles taumelt rings; gespensterhaft an ihnen
Vorüber sausen Wald, Gebüsch und Burgruinen,
Daß seltsam, wirr, verkürzt

Licht, Raum und Farbenton bunt ineinander fluthen;
So rast der Flug dahin . . . ein Trupp von wilden Stuten
Kommt dampfend nachgestürzt.

Allmählich geht der Tag am Horizont zur Rüste,
Und vor Mazeppas Blick, wenn durch die Wolkenwüste
Die Sonne sucht den Pfad,
Dreht der mit grellem Glanz und wolkigen Geschwadern
Durchmengte Himmel sich wie ein mit goldnen Adern
Gesprenkelt Marmorrad.

Irr schweift sein glotzend Aug'; gesenkten Hauptes schleppen
Die Haare nach im Sand, Blut färbt die gelben Steppen,
Blut das Gehäg, und rührt
Sich der geschwoll'ne Leib, fühlt er, wie dem Umzingeln
Und Biß der Schlange gleich, das Seil mit seinen Ringeln
Ihn tödtlicher umschnürt.

Zaumlos und sattellos, geritten von Entsetzen,
Dampfend, mit Blut besprengt, der Weichen Fleisch in Fetzen,
Jagt schnaubend hin der Hengst;
Laut wiehernd hinter ihm und fletschend mit den Zähnen
Die Stuten; durch die Luft ob den gesträubten Mähnen
Zieh'n Kräh'n und Raben längst.

Ohreulen ziehen mit, die sonst am Tage zittern,
Fischaar und Adler, die das Aas der Schlachten wittern;
Doch hungrig rauscht dem Schwarm
Der kahle Geier vor, der gern den Hals, den rothen,
Fleischfarb'nen wühlen läßt im Eingeweid' der Todten
Wie einen nackten Arm.

Sie Alle, die den Schmaus gewittert, ihre Forsten
Verließen sie, das Nest im Thurme, der geborsten,
Das öde Ritterhaus;
Er, taub dem Freudenschrei, den schrill sie ausgestoßen,
Fragt irr und wund: Wer spannt dort oben wohl den großen
Kohlschwarzen Fächer aus?

Und sinken läßt die Nacht den sternenlosen Schleier;
Dicht hinter'm Opfer her zieh'n schon der Aar und Geier
Des langen Leichenzugs;
Ein ungewiß Geräusch im dichtgefall'nen Nebel,
Nur hört er hie und da das Hacken ihrer Schnäbel,
Das Rauschen ihres Flugs.

Endlich am dritten Tag des ziellos unbewußten
Hinjagens durch den Sand, durch Wälder, Ströme, Pußten
Gebroch'nen Gliederbau's
Bäumt nochmals sich das Pferd, schaumtriefend, am Verlechzen,
Und löscht der Hufe Blitz hinstürzend unterm Krächzen
Der Kräh'n und Raben aus.

Da liegt Mazeppa nun, nackt, hilflos, nachtumfangen,
Blutroth, dem Ahorn gleich, dran reich die Blüthen hangen;
Mit wachsendem Gekreisch
Senkt kreisend sich herab der Schwarm, ihn anzupacken,
Und sein blutrünstig Aug', das starre, auszuhacken
Aus wund geschrammtem Fleisch.

Und dieser winselnde, verworf'ne Halbentseelte,
Er ist's, den drauf zum Haupt sich die Ukraine wählte;
Verschwend'risch wie ein Prinz
Auf manches Schlachtfeld hin wirft er dereinst den Müttern
Die Söhne, um mit Aas die Brut des Aars zu füttern
Und seines Raubgesinds.

Sein Leben wird sich rasch zu wilder Größe wenden;
Als Hetman wirft er sich um Schultern und um Lenden
Den reichen Zobelpelz,
Der ganze Stamm wird knien, wenn er vorüberschreitet
Beim Jauchzen der Musik, die hüpfend ihn begleitet
Zum Eingang seines Zelts.

II.

So, wenn ein Sterblicher, ein von dem Gott Geweihter,
An Dich geschnürt sich fühlt, ein unfreiwilliger Reiter,
Genie, Du wilder Hengst!
Umsonst ist all' sein Kampf! Du fliehst trotz seinem Jammern
Mit ihm die Wirklichkeit, von der Du Thor und Klammern
Mit Deinem Stahlhuf sprengst.

Hoch über Land und Meer und höchste Bergessäume
Durch Wolken trägst Du ihn in unbekannte Räume,
Und weithin tobt und lärmt,
Vom Rauschen Euers Flugs jäh aufgestört, die Menge
Unreiner Geister, die in staunendem Gedränge
Begierig Euch umschwärmt.

Durch's Reich der Seelen trägt Dein feuriges Gefieder
Ihn zum Unendlichen, er läßt am Strom sich nieder,
Der noch aus Eden stammt,
Indeß sein flatternd Haar im Raum, dem sternbesäten,
Gemischt dem Mähnenhaar weitleuchtender Kometen,
Am Himmelsantlitz flammt.

Die Monde Herschels und den Ring Saturns, den klaren
Lichtglanz, der nördlich oft das Antlitz der polaren
Erdgegend Nachts erhellt,
Läßt ihn Dein Flug, den nie sein Wille hemmen konnte,
Erforschen und erschließt ihm neue Horizonte
Der idealen Welt.

Doch nur ein Dämon kann und nur ein Engel wissen,
Was er erträgt, wie oft sein Herz ein Blitz zerrissen,

Wie oft ein Schmerz durchschweift.
Wie manche Strahlensaat ihn blendete am Tage,
Wie mancher Schauer Nachts mit jähem Flügelschlage
Eiskalt die Stirn ihm streift.

Verzweifelnd schreit er auf, doch Du rennst unaufhaltsam;
Es schwindet seine Kraft, doch reißt ihn fort gewaltsam
Dein sturmbeschwingter Lauf;
Bei jedem Satz zuckt er zusammen, wie verendend.
Die Frist geht um . . . Er jagt, fliegt . . . stürzt; —
doch groß und blendend
Als König steht er auf!

Zum Schluß seien, die obigen Worte Leutholds über Victor Hugos „Orientales" ergänzend, noch folgende Niederschriften unseres Essayisten aus der erwähnten zweiten Arbeit über das Haupt der romantischen Schule des überrheinischen Volkes mitgetheilt:

An metrischer Correctheit, an blendender Technik sind die „Orientales" ohne Frage das bedeutendste Werk des Dichters, und es ist erklärlich, daß dieser Reichthum an tropischen Schilderungen, dieser fremdartige Farbenzauber nicht blos in Frankreich, sondern auf die jüngeren Talente fast aller Nationen und namentlich in Deutschland eine ungeheure Wirkung übte. — Am fühlbarsten wird in diesem Werke, daß Victor Hugo trotz seinem seltenen Gestaltungstalente die Gabe versagt blieb, seine Gestalten lebensfähig zu machen, sie zu beseelen. Zwar strotzen sie von scheinbarer Lebensfülle und Gesundheit; hie und da glaubt man das Spannen eines Muskels zu sehen, einen Pulsschlag zu hören, und man erwartet jeden Augenblick, sie werden sich nun auf eigene Rechnung bewegen, sprechen, empfinden und einen Willen haben; aber umsonst; es sind eben nur Bilder oder lebende Tableaux, wenn man will . . . Ferdinand Freiligrath hat mit der ihm eigenen Meisterschaft die gelungensten dieser Gedichte nicht blos übertragen, sondern erscheint als Poet selbst, ehe er der Tendenz verfiel, fast ausschließlich als Nachahmer gerade dieser Richtung Victor Hugos. Freiligrath erreicht den rhythmischen Wohllaut seines Vorgängers nicht; seine Verse sind voll, aber nicht so tonweich wie in den „Orientales"; sein Reim ist oft fremd und bizarr, aber es liegt weniger Seele darin, und selten hat er jenen echoähnlich ausklingenden Wohllaut, mit dem Victor Hugo dem Ohre zu schmeicheln weiß. Dagegen kommt Freiligrath bei mehr künstlerischem Tact oder richtigerem Instinct an Lebendigkeit des Colorits, an Ueppigkeit der Sprache, an Bilderreichthum seinem Vorgänger beinahe gleich und übertrifft ihn vielleicht an localer Wahrheit der Schilderung und plastischer Gestaltung . . . Außer Freiligrath, der als Dichter an dieser Richtung leider so ziemlich zu Grunde gegangen, sind manche unserer namhaftesten neueren Poeten mehr oder minder durch Victor Hugo beeinflußt worden. Wir erinnern nur an die vorzüglichsten, an Emanuel Geibel und Hermann Lingg. Beide unterscheiden sich von Victor Hugo dadurch, daß sie fast durchgängig die virtuose Technik auf einen Inhalt von entsprechender Bedeutung anzuwenden verstanden.

So hätten wir denn in dem Vorstehenden die litteraturfreundliche Welt mit einer bislang ziemlich unbekannten Seite der Leuthold'schen Begabung bekannt gemacht. Auch als Litterarhistoriker gehört unser Poet zu den Auserwählten und wird sich ein dauerndes Andenken bei all' Denen sichern, welche eine derartige Vermittelung fremder Litteraturerzeugnisse zu würdigen wissen.

Darwinismus in der Moral.

Von

Fr. Rubinstein.

— Berlin. —

Es geschieht oft im Laufe geschichtlicher Entwickelungen, daß Gedanken und Principien, die ursprünglich auf das Bitterste bekämpft und befehdet wurden, durch eine leichte Wendung der Zeit*) oder eine neue Ausdeutung ihres Inhalts auf einmal den entgegengesetzten Sinn erhalten und dasjenige stützen und kräftigen, was sie anfänglich umzustürzen drohten. Bileam, der gesucht wurde, um zu fluchen, und schließlich sich gezwungen sah, zu segnen, ist der Stammvater dieser Bekehrten, und wohl jeder denkende Mensch kommt im Laufe seiner irdischen Wanderschaft in die Lage, anzubeten, was er verbrannt, und zu verbrennen, was er angebetet hat.

So, glaube ich, wird es auch der moralischen Beurtheilung des Darwinismus ergehen. Bekanntlich fanden Darwins naturphilosophische Ideen ihre heftigsten Gegner im kirchlichen Lager — ohne Unterschied der Confession. Konnte man dort vielleicht die geologischen Correcturen der Bibel noch hingehen lassen, da ja im Grunde die Religion ethische und nicht wissenschaftliche Wahrheiten lehren will, so erschien dagegen die bisherige Grundlage der Moral durch die Lehre vom Kampf um's Dasein, von der natürlichen Auslese, vom Ueberleben des Passendsten, von der Abstammung des Menschen auf's Aeußerste gefährdet. Wie vertrug sich die

*) „Quasi corpore" sagt Cicero in einer seiner catilinarischen Reden mit einer überaus geschickten „Wendung".

Lehre von der erbarmungslosen Vernichtung der Schwachen und Lebensunfähigen mittelst des Kampfes um's Dasein mit der Annahme eines gütigen, himmlischen Vaters, der sich erbarmt über alle seine Geschöpfe, wie schien diese Lehre Brutalität und Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen noch gar zu loben und wissenschaftlich zu begründen*). Der consequente Darwinianer gelangte anscheinend schließlich zur Aufstellung einer Art von Nietzsche'schem Uebermenschen als Idealtypus der Menschheit.

Da ich keine theologische Abhandlung zu schreiben vorhabe, so überlasse ich es einstweilen den armen, heutzutage so sehr in's Gedränge gebrachten Orthodoxen, ihre Lehren und ihre Moral vor der Wucht des andrängenden Zweifels zu beschirmen. Ich will im Folgenden vielmehr nachweisen, daß im Darwinismus, bisher erst von Wenigen geahnt, die Keime einer natürlichen Ethik schlummern, die dereinst, zum mächtigen Stamme entfaltet, alle bisherigen Moralsysteme ersetzen wird.

Von den neueren Philosophen hat zuletzt Schopenhauer in seiner „nicht gekrönten" Preisschrift**) „über die Grundlage der Moral" den Nachweis geliefert, wie wenig selbst des großen Kant kategorischer Imperativ nebst seinen übrigen Moralbegründungen einer scharfen Kritik Stand hält, ebensowenig wie alle früheren philosophischen Versuche einer sicheren Fundamentirung dieser wahrhaften und einzigen Stütze der menschlichen Gesellschaft. So ging es immer. Die Staatslenker, Regenten und Könige hatten zu allen Zeiten ein großes Interesse daran, eine gute Grundlage für ein moralisches Verhalten ihrer Unterthanen zu schaffen. Sie wurde bisher in der Verbindung der ethischen Gesetze mit der Religion gefunden, und es ist ein Motiv, das auch geistig Freie zu erwägen Veranlassung haben und hatten, ob nicht etwa ihre philosophischen und wissenschaftlichen Lehren geeignet seien, die Grundlage eines ethischen Verhaltens bei den Massen zu erschüttern. Ein großer Theil der unerfreulichen Erscheinungen in dem Culturleben der Gegenwart beruht zweifellos auf dem Umstande, daß die alten Vorstellungen, die alten Grundlagen der Moral wie in der römischen Kaiserzeit in den Köpfen einer sehr großen Zahl von Menschen erschüttert und neue noch nicht gewonnen sind. Von Zeit zu Zeit trat stets irgend ein erleuchteter Mann auf, der die Unzulänglichkeit der bisherigen Moralbegründungen nachwies und sie auf's Neue, nach seiner Meinung jedesmal endgiltig, begründete. Auch Schopenhauer glaubte mit seiner Herleitung der Moral aus dem Mitleid etwas Endgiltiges geschaffen zu haben. Allein was ist wiederum das Mitleid? Er half sich damit, daß er es zu einem mystischen, metaphysischen Princip, zu einem Urphänomen erhob, zu einem Letzten, über das der menschliche Geist nicht hinauszublicken vermag. Damit ist freilich schon ein gewaltiger Schritt vorwärts gemacht, denn erstens

*) Daudet hat dies Motiv seinem Schauspiel „La lutte pour la vie" zu Grunde gelegt. Freilich ohne große Vertiefung.

**) Im Jahre 1840.

war jetzt der Moral ihre Stellung als der höchsten Stufe menschlicher Erkenntniß gewonnen, und zweitens hat Schopenhauer erkannt, „daß die rein menschlichen Handlungen, die kein Erden-Geschöpf sonst aufzuweisen hat, in letzter Instanz psychologisch zu erklären sind, gerade wie die physikalischen Erscheinungen umgekehrt in letzter Instanz auf äußere Vorgänge zurückzuführen und Gegenstand objectiver und experimenteller Forschung sind." Und wenn Schopenhauer seiner Triebfeder eines moralischen Verhaltens, dem Mitleid, eine mystische Bedeutung beilegte, so drückte er damit in einer, für uns heute freilich etwas verdächtigen Form aus, daß die Moral nach seiner Ansicht grundlos, ohne Grundlage und als Erzeugniß der höchsten Anstrengung des Denkens eine Sache der Freiheit sei, insofern unsere eigenen Erkenntnisse uns Freiheit verschaffen. Trotz dieser unleugbaren Fortschritte in der Schopenhauer'schen Definition der Moral ist es leicht, nachzuweisen, daß eine auf Mitleid begründete Moral auch egoistisch ist wie alle früheren Systeme und also (nach Schopenhauer) diese Bezeichnung nicht verdient. — Mitleid erwecken uns diejenigen Personen und Vorgänge, deren Vorstellungen in unserem Gehirn den Inhalt unseres „Ich"-Begriffs bilden helfen. In Wahrheit werden wir also bei ihrer Verletzung mitverletzt, und bei ihrem Tod erleidet unser „Ich" eine Einbuße. Ganz naiv drückt das Volkslied „Der gute Kamerad" diesen Gedanken aus: Er liegt zu meinen Füßen, als „wär's ein Stück von mir". Unser Freund ist wirklich ein Stück von uns. In seinem Gedicht „Don Juan" spricht Lord Byron vom „Tode derer, an denen wir hängen, wenn ein Theil von uns mit ihnen stirbt*). Fast ebenso drückt sich R. Virchow in einem der ersten Bände seines Archivs aus, als er seines dahingeschiedenen Freundes Reinhart und anderer Verstorbener gedenkt. „Es sei ihm, als sei ein Stück von ihm selbst mit ihnen dahingeschieden." Ganz in gleicher Weise fleht Horaz in einer Ode das Schiff an, das seinen Freund Virgil trägt: „es möge ihm die Hälfte seiner Seele sicher an's Land bringen!"

Die Beschreibung, welche Schopenhauer von der Wirkung des Mitleids giebt**), bestätigt meine Auffassung durchaus:

„Dieses Mitleid ganz allein ist die wirkliche Basis aller freien Gerechtigkeit und aller echten Menschenliebe. Nur sofern eine Handlung aus ihm entsprungen ist, hat sie moralischen Werth, und jede aus irgend welchen anderen Motiven hervorgehende hat keinen. Sobald dieses Mitleid rege wird, liegt mir das Wohl und Wehe des Anderen unmittelbar am Herzen, ganz in derselben Art, wenn auch nicht stets in demselben Grade, wie sonst allein das meinige: also ist jetzt der Unterschied zwischen ihm und

*) Death of those we dote on, when a part of us dies with them as each fond hope ends. Don Juan, Canto II, V. 21.

**) Grundlage der Moral S. 590. Ausgabe von Griesebach.

mir kein absoluter mehr. — Allerdings ist dieser Vorgang erstaunenswürdig, ja mysteriös. Er ist in Wahrheit das große Mysterium der Ethik, ihr Urphänomen, und der Grenzstein, über welchen hinaus nur noch die metaphysische Speculation einen Schritt wagen kann. Wir sehen in jenem Vorgang . . . das Nicht-Ich gewissermaßen zum Ich geworden."

Mit der Liebe steht es genau so, wie mit dem Mitleid, obwohl sie diesem Gefühl an Werth überlegen ist. Wir lieben im Grunde nur die, die uns im Denken und Handeln gleichen, also uns selbst. Andersartige Personen zu lieben, sind wir ganz unfähig, auch wenn sie uns noch so nahe stehen, und trotz aller Vorwürfe der Lieblosigkeit, die wir, von der herkömmlichen Schablonenmoral geleitet, uns selbst zu machen geneigt sind. Es ist einer von Shakespeares tiefen Griffen in die menschliche Natur, daß er Richard von Glosters Menschenhaß und Grausamkeit auf seine Verschiedenheit in der äußeren Gestalt, gegenüber allen Anderen begründet*).

Die aus dem Darwinismus abgeleitete Moral unterscheidet sich von allen ihren Vorgängern im Wesentlichen dadurch, daß sie auch auf den Schein einer außerweltlichen Begründung verzichtet. Sie ist weder offenbart und auf den Willen Gottes begründet, noch enthält sie einen kategorischen Imperativ, noch einen metaphysischen Hinweis auf eine Welt außerhalb der menschlichen; sie ist nicht mystisch, sondern erkenntnißmäßig, nicht himmlisch, sondern irdisch. Ihr Ziel ist die Erhaltung des gesellig lebenden Individuums. „Damit es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden," so heißt es hier, wie in der Begründung des vierten Gebotes. Im Grunde lag also diese reinere Erkenntniß schon dem Dekalog zu Grunde, und die metaphysische Begründung war nur eine Verdoppelung des Fadens; da aber mit diesem verfeinerten Egoismus wohl nur sehr wenigen Zeitgenossen von damals beizukommen war, so wurde auch der „Appell an die Furcht" nebst Donner und Blitz nicht verschmäht.

Dem darwinistisch geschulten Geist stellt sich die Sittlichkeit nach Abzug alles historischen und religiös-mystisch-metaphysischen Beiwerks dar als das Ergebniß der Anpassung an die gesellige Existenz des Menschen. Ανθρωπος ζωον πολιτικον! Die gesellige Form des Daseins kann Verbrecher nicht vertragen, ihre Voraussetzung ist der Friede, und wie der Verbrecher durch seine That die menschliche Gesellschaft aufhebt, so vernichtet er durch sie zugleich seine eigene höhere Form des Daseins. Die Isolirhaft ist nur ein Ausdruck dieser Thatsache, ja, man kann sagen: Jedes Verbrechen ist Selbstmord. Der Mord ist für die Gesellschaft das

*) Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohne in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir. Ich bin ich selbst allein.

K. Heinr. VI., 3, letzte Sc.

Cardinalverbrechen, und jede Art verbrecherischer Thätigkeit ist in einem höheren Sinne auf den Mord zurückzuführen. Die Erkenntniß der Förderung und Verbesserung des individuellen Lebens durch die Gesellschaft und das Handeln nach dieser Erkenntniß ist Sittlichkeit. Soweit der Staat Träger der Institutionen zur Verbesserung des Einzeldaseins ist, heißt diese Sittlichkeit Gesetzlichkeit, Bürgersinn. Bisher freilich hatte der Staat stets viele Einwohner, aber wenig Bürger. Autorität und Beispiel müssen die Sittlichkeit festigen, ehe sie auf die eigene Erkenntniß gegründet werden kann.

Wie gewaltig muß uns die Einsicht des Dekalogs erscheinen, der die höchste Form menschlicher Existenz erst in zweiter Reihe an abstracte Begriffe band, die den Wenigsten zugänglich sind, in erster aber an das, was der größeren Mehrzahl allein real und verständlich ist, ihr eigenes Selbst! Auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden! Und gönnen wir doch endlich einmal auch dem Individuum sein Recht! Schämen wir uns nicht, die Moral in dem eben entwickelten Sinne auf unsre eigene Wohlfahrt zu gründen, da sie doch offenbar ein anderes Fundament nicht haben kann. Fort mit der heuchlerischen, praktisch nie befolgten Forderung absoluter Selbstverläugnung, geben wir dem Individuum, was ihm zukommt, gestatten wir ihm auch theoretisch ein Recht, sich selbst zu behaupten. Um so eher wird es geneigt sein, auch Anderen ihr Recht zu lassen. Es klingt sehr schön, von einer erhabenen Moral zu reden, die angeblich aus keinem irdischen Motiv entspringt. Aber findet eine solche irgend eine Stütze in der Natur des Menschen? Und muß uns nicht eine weniger erhabene Moral, die aber auf Grund ihrer Natürlichkeit Aussicht hat, allgemein befolgt zu werden, lieber sein als die erhabensten Lehren, an die Niemand sich kehrt?

Es giebt eher kein Glück für den Menschen, bis er nicht Alles, was zu seinem Dasein nothwendig ist, in sich selber trägt. Die Natur duldet nur diejenigen Geschöpfe und Gebilde als existenzberechtigt, die sich selbst zu erhalten vermögen. Die Schwachen vernichtet sie schonungslos. Sie schämt sich ihrer Pfuscharbeit und schmilzt die zum Leben Untauglichen bald wieder ein. Ihre Agenten, Versuchungen auf sittlichem, Krankheitserreger auf physischem Gebiet, sind beständig unterwegs, um die Tauglichkeit der einzelnen Geschöpfe zu prüfen. Kein Kaiser und König bei all seiner Macht ist im Stande, von der Natur unzulänglich ausgestattete Geschöpfe auf der Welt zu erhalten.

Ueberall in der Natur beruht die Existenzmöglichkeit der Organismen auf ihrer Anpassungsfähigkeit an die äußeren Bedingungen des Daseins. Die Reizbarkeit der Organismen ermöglicht es ihnen, feinere oder gröbere Veränderungen der Außenwelt als Reize wahrzunehmen und ihre inneren Einrichtungen diesen Reizen entsprechend abzuändern.

Das ist das Wesen der Anpassung.

Ist unsere Anpassung nach einer gewissen Richtung schlecht entwickelt, so erkranken wir, verbessert sie sich daraufhin, so können wir genesen, der Gewinn aus der Krankheit ist eine neue Anpassung. Verlieren wir die Anpassungsfähigkeit gänzlich, so müssen wir sterben. Ein Mensch beginnt zu sterben, sobald er jeden neuen Gedanken zurückweist, eine Nation hat sich überlebt, sobald sie keine Reformen mehr will. Einen solchen ethnologischen Absterbeproceß beobachten wir jetzt an dem Volke der Chinesen. Es stirbt schon seit einigen hundert Jahren, nur wird zur Zeit der Vorgang mehr akut. Gerade was die schroffste Individualität ausmacht, die Sicherheit vor allen äußeren Einflüssen, öffnet dem Tode die Pforte. — Die Individualität wird erkauft um den Preis des Lebens. — Die sittliche Anpassung ist, als eine bewußte, die höchste Form der Anpassung überhaupt, die anderen Menschen bilden für uns genau so ein Stück äußere Bedingung, wie Thal und Hügel, Feld und Wald, Wasser und Land, Hitze und Kälte, Sommer und Winter. Mit unserer geistigen Gesundheit steht es nicht anders als mit unserer körperlichen. Die Quelle alles Denkens ist die Sinnesempfindung, die des richtigen Denkens (Vernunft) also eine richtige, d. h. den äußeren Vorgängen entsprechende Sinnesempfindung. Die Sprache führt mit Recht die geistige Störung auf die Sinne zurück, wenn sie diese Wahnsinn nennt. Wo die Sinneswahrnehmung durch subjective Denkprocesse über jede Möglichkeit einer Correctur hinaus verfälscht wird, da fängt der Wahnsinn an. Nicht Gedächtniß (das bei Wahnsinnigen oft vorzüglich ist), nicht die Aufhebung der berühmten „freien „Willensbestimmung" ist das Kriterium der Tollheit, sondern lediglich die Vernichtung der Anpassung. Ihr dienen die Sinne. Wer einen Sinn einbüßt, wird also gleichsam an Verstand und Leben geschädigt.

Diesen verschiedenen Formen organischer und geistiger Anpassung reiht sich die gesellige an, die wir als Sittlichkeit bezeichnen. Daraus folgt, daß Moral nicht gepredigt werden kann, sondern von jedem Individuum selbstständig geistig erarbeitet und erkannt werden muß. Aus der allgemeinen Beliebtheit der „Moralpredigten" konnte man dies beinahe von vornherein vermuthen. Die Natur verschenkt Nichts. Sie ist wie ein Kaufladen, dessen Waaren sämmtlich mit Preisen ausgezeichnet sind. Wer den Preis zahlt, hat die Waare, aber nicht anders. Wir sprechen demnach die organische Anpassung in allen ihren Formen als eine erworbene geistige Eigenschaft (d. h. Gehirnfunction) an. Da die niederen unbewußten Anpassungen in der organischen Welt häufig die Form und Farbe von Organen, besonders die der Haut betreffen (gelbe Farbe der Löwen, grüne Farbe der Blattläuse, Farbe des Meeresgrundes bei manchen Fischen 2c.), so entsteht hier das interessante Problem, wie geistige Vorgänge die niederen organischen zu beeinflussen vermögen, doch können wir es hier nicht weiter verfolgen.

Diese Erkenntniß über das Wesen der Anpassung wirft mit einem

Schlage Licht darauf, welche Eigenschaften ein Geschöpf passend machen, im Kampf um's Dasein zu überleben und zu siegen. Das Passendste ist, wie wir sahen, dasjenige Geschöpf, das auf der einen Seite die besten, feinsten und empfindlichsten Sinnesorgane zur Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, und das auf der anderen Seite die beste Intelligenz zur Deutung der Wahrnehmungen besitzt. —

Ist bei einigen bevorzugten Exemplaren der Gattung gerade die Fähigkeit selbstständigen Schließens, Urtheilens und Denkens ausgebildet, so erwächst wiederum der weniger gut beanlagten Masse eine Waffe im Anpassungskampf aus ihrem Nachahmungstrieb, wodurch die Erwerbungen der Besten sehr bald Allgemeingut werden. Man ist gern geneigt, den Autoritätstrieb der Menge zu verspotten, allein er ist das Mittel, durch welches die weniger Scharfsinnigen sich der Erkenntnisse des Genies bemächtigen, und tief in ihrer Natur begründet. Vererbung und Anpassung sind bei Darwin die Mittel der natürlichen Zuchtwahl. Jetzt lernen wir als Agenten der Anpassung Erkenntniß und Nachahmung kennen. Bisher war völlig dunkel, auf welchem Wege die Anpassung vor sich geht. Die genauere Kenntniß dieser Wege wird auch praktische Bedeutung gewinnen z. B. für die Lehre von den Infectionskrankheiten. Alle Hygiene ist bewußte Anpassung.

Wir sind bei unserer Betrachtung ausgegangen von der Anpassung des Individuums an die gesellige Existenz des Menschengeschlechts. Wir sahen, wie zuerst einige wenige Individuen in dieser Anpassung ein Mittel zur Erhaltung des eigenen Lebens erkannten. Wir können die Religionsgründungen des Alterthums, insbesondere die mosaische Gesetzgebung auffassen als Versuche, der Masse diese Erkenntnisse in einer für sie verdaulichen Form zugänglich zu machen. Die Erkenntniß der Heroen (Moses, Sokrates, Buddha, Christus, Muhamed) war, als eine rein abstracte, nicht mittheilbar. Den genialen Menschen leiten Begriffe, die Masse wird bewegt durch Leidenschaften oder auf einer noch niedrigeren Stufe durch die Vorstellungen äußerer Objecte. Auf die allerniedrigsten wirken nur rein physikalische Vorgänge, wie auf Klötze und Steine. Aller drei Arten von Motiven haben die Staatenbegründer sich bedienen müssen. Der materielle Lohn entsprach der einen Klasse, die Furcht vor göttlicher Strafe der anderen, der Blitz des Zeus, das Fegefeuer der letzten. Ich weiß nicht, warum man diese trefflichen Männer, die sich nothgedrungen in die Psychologie der Massen einarbeiten mußten, als Fälscher bezeichnet hat, wie es in dem Buch „De tribus impostoribus" geschehen ist. Es war weit mehr als ein frommer, es war ein nothwendiger Betrug. Die Herren Gleichheitsschwärmer ferner mögen aus dem geschilderten Mechanismus der Natur, dessen Walten ganz unwiderleglich sicher ist, entnehmen, daß die Ungleichheit der Menschen in Bezug auf Geistesgaben doch auch für ihre vielgeliebten Massen nicht so verderblich ist, wie sie es immer hinstellen, und daß bei allgemeiner

Gleichheit die furchtbarsten Katastrophen von Niemandem geahnt hereinbrechen würden, während so das Genie rechtzeitig für kommende Gefahren Vorsorge trifft.

Wird die Moral an Reiz für edle und treffliche Menschen verlieren, wenn ihr, wie eben geschehen, der metaphysische Boden (oder Himmel!)*) entzogen und sie, ich möchte sagen auf zoologische Principien, jedenfalls rein menschliche Principien, zurückgeführt wird? Diese darwinistische Moral ist „nicht weit her," nicht vom Himmel, sondern von der Erde. Dafür trägt sie aber den unmittelbaren Stempel der Wahrheit. —

Moral ist bedingt durch die Vielheit der Individuen, besonders die Vielheit gleichartiger Individuen. Könnte daher wohl ein allmächtiges, unpersönliches Wesen — denn was soll eins, wenn nicht zwei und drei folgt? — irgend eine Veranlassung haben, moralisch zu sein? Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel hatte gewiß alle Moral längst verlernt, als Freitag zu ihm kam. Woher also sollte die Moral stammen, wenn nicht von der Erde?

*) Vgl. Faust II.: „Versink, ich könnt' auch sagen: steige!" (Reise zu den Müttern.)

Die Milderung des Schuldrechts.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Wohl bei allen Völkern, welche sich im Laufe einer längeren oder kürzeren Zeit aus dem Zustande roher Barbarei zu der Stufe eines Culturvolks emporgeschwungen haben, weist das Schuldrecht einen bedeutsamen Entwicklungsproceß auf, der eine Abschwächung und Milderung der ursprünglichen Härten und eine Durchdringung dieses Rechts mit humaner, mitleidvoller und dem Standpunkt der gesellschaftlichen Wohlfahrt Rechnung tragender Gesinnung zum wesentlichen Inhalte hat. In den ersten Zeiten des Rechtslebens besteht keine Grenze, an welcher der Gläubiger, der seine Forderung mit Gewalt beitreiben will, Halt zu machen hat, das Recht betrachtet es noch nicht als seine Pflicht und Aufgabe, dafür zu sorgen, daß dem zahlungsunfähigen Schuldner nicht Alles, nicht das Minimum dessen entzogen werde, was er zu seinem und seiner Familie Unterhalt bedarf, es ermächtigt vielmehr den Gläubiger, sich nicht nur der gesammten Habe und des Guts, sondern auch der Person des Schuldners zu bemächtigen und darüber wie über eine leblose Sache zu verfügen; es bedeutet culturgeschichtlich schon einen wesentlichen Fortschritt, wenn das Recht dem Gläubiger die Tödtung des Schuldners untersagt und ihm nur die Befugniß giebt, ihn als Sklaven zu verkaufen. Noch in der Zwölftafelgesetzgebung Roms hatte sich das Recht von dieser für unsere Anschauungen geradezu unbegreiflichen Grausamkeit nicht zu befreien vermocht; was diese merkwürdige Gesetzgebung über die Befugnisse enthält, welche der Gläubiger dem Schuldner gegenüber besitzt, ist interessant genug, um auch hier mit wenigen Worten erwähnt zu werden. In ziemlich casuistischer

Weise normiren die Zwölftafeln die Rechte des Gläubigers; zahlt der Schuldner nicht, so hat ihn der Gläubiger vor Gericht zu laden und, falls er nicht gutwillig erscheint, mit Gewalt vor dasselbe zu schleppen, hierbei hatte der Gesetzgeber eine mit seiner sonstigen unbeugsamen Härte doppelt contrastirende Concession an die Menschlichkeit gemacht; war der Schuldner krank, so sollte der Gläubiger ihn in einem Gespann zu Gericht führen; verurtheilte der Richter zur Zahlung oder Leistung, so hatte der Schuldner dreißig Tage frei; nach Ablauf dieser Frist wurde er, falls er nicht gezahlt hatte, abermals vor den Prätor geschleppt und, sofern Niemand für ihn eintrat, dem Gläubiger überwiesen, der ihn fesseln und in Gefangenschaft halten durfte; an drei hintereinanderfolgenden Markttagen sollte er dann öffentlich ausgestellt und dabei ausgerufen werden, welchen Betrag er zu zahlen habe; fand sich Niemand, der sich seiner annahm und ihn auslöste, so war der Gläubiger berechtigt, ihn in Sklaverei zu verkaufen oder zu tödten und das Zwölftafelrecht scheute vor den äußersten Consequenzen dieser Anschauung so wenig zurück, daß es bestimmte, wenn mehrere Gläubiger vorhanden seien, so sollten sie das Recht haben, ihn zu zerstückeln; wenn sie dabei zu viel oder zu wenig herausschneiden, so soll dies für sie keinen Nachtheil zu Folge haben, si plus minusve secuerint sine fraude esto, heißt es in den Zwölftafeln, ein merkwürdiger Satz, welcher mit der Lösung, die Porzia im „Kaufmann von Venedig" für einen ähnlichen Fall aufstellt, in Widerspruch steht, vom juristischen Standpunkte allerdings der sophistischen Entscheidung bei Weitem überlegen ist, durch die der Dichter den entstandenen Conflict zu beseitigen gesucht hat. Von solcher Härte war das altgermanische Recht frei, doch verlor auch nach ihm der zahlungsunfähige Schuldner seine Freiheit und wurde der Sklave des Gläubigers; es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß der Verlust der Freiheit als Folge der Zahlungsunfähigkeit einer uralten Rechtsanschauung der Völker entspricht, die Indogermanen haben diese Einrichtung jedenfalls schon in den frühesten Zeiten ihrer Entwicklung gekannt; daß dieselbe auch den semitischen Völkern bekannt war, ergiebt sich, um von andern Belegen abzusehen, aus zahlreichen Stellen des Alten Testaments. Diese unerbittliche Strenge des Schuldrechts mußte sich mildern, sobald die Rechtsentwicklung dahin führte, neben dem Interesse des Einzelnen an der Beitreibung seiner Forderung das Interesse der Gesammtheit an der Erhaltung existenzfähiger Bürger zu berücksichtigen; die Sicherung des zum Lebensunterhalt Erforderlichen machte sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit geltend, und alle Gesetzgebungen sahen sich demgemäß veranlaßt, dem Gläubiger in der Verfolgung seines Rechts gewisse Schranken zu ziehen. Verhältnißmäßig lange dauerte es, bis man dem Gläubiger die Befugniß entzog, sich zum Zwecke der Befriedigung für seine Forderung auch an die Person seines Schuldners zu halten, erst dem neunzehnten Jahrhundert ist es, und zwar in seinem letzten Viertel, beschieden gewesen, durch Abschaffung der Schuldhaft dem Satze

Anerkennung zu verschaffen, daß die Person nicht für Vermögensschulden haften darf, und es hat da und dort nicht an Widerstand gegen diese Reform gefehlt, auch nicht an der Behauptung, die sich aus Anlaß jeder Milderung des Schuldrechts im Wege der Gesetzgebung einzustellen pflegt, daß dieselbe zu einer Gefährdung der Grundlagen des Personalcredits führen würde, die selbstverständlich auch jedes Scheins von Berechtigung entbehrt.

Im römischen Recht bildete sich im Verhältniß schon frühzeitig die Vermögensexecution als die eigentliche Form der im Zwangswege erfolgenden Beitreibung der Forderung aus, die prätorische Gerichtsbarkeit entwickelte dieselbe mehr und mehr, so daß der Zugriff auf die Person schon zur Zeit der Republik ohne erhebliche Bedeutung war. Durch Abtretung seines ganzen Vermögens an die Gläubiger konnte sich der Schuldner von der Personalhaft überhaupt vollständig befreien; mit dieser Maßnahme verband das Recht die Rechtswohlthat der Competenz, die, ursprünglich die Bedeutung besitzend, daß der Schuldner nur bis zu dem Betrage seines Vermögens verurtheilt werden konnte, von der Praxis dahin erweitert wurde, daß er so viel zurückbehalten durfte, als er zum nothdürftigen Lebensunterhalt gebrauchte.

Die Verdrängung der heidnischen Weltanschauung durch das Christenthum hatte weitere Milderungen des Schuldrechts zur Folge; das sittliche Gebot, den Schuldner nicht zu drücken noch zu drängen, verwandelte sich unter dem Einfluß der christianisirten Weltanschauung in ein Rechtsgebot, und die Kirche verwandte namentlich bei den der Milde an und für sich nicht übermäßig zuneigenden germanischen Völkern große Mühe darauf, Grausamkeiten gegen den Schuldner auszurotten, was ihr freilich erst im Laufe der Zeit und nicht ohne schwere Kämpfe gelang.

Durch diesen Einfluß war der Boden vorbereitet, auf welchem das moderne Schuldrecht entstehen konnte; der eudämonistischen Philosophie, welche zu Ausgang des verflossenen Jahrhunderts herrschend war und die damals entstandenen großen Codificationen mit ihren Ideen zu durchdringen wußte, entsprach die Beschränkung der Zwangsvollstreckung ganz besonders; Schonung des Schuldners in seinem wie im gesellschaftlichen Interesse, Schonung im Hinblick auf die Ersparung der Armenlasten erschien als eine unabweisliche Pflicht der Gesetzgebung, und in der Begründung der allgemeinen preußischen Gerichtsordnung, dieses heute noch bemerkenswerthen Gesetzes, zu dessen Vorschriften die heutige Rechtsbildung mehrfach wieder zurückzukehren im Begriffe steht, wurde mit klaren Worten ausgesprochen, daß die hieraus für den Gläubiger entstehende Unbequemlichkeit durch die Betrachtung des allgemeinen Interesses bei Weitem überwogen werde, welchem daran gelegen sei, daß nützliche Bürger nicht ohne dringende Noth zu Grunde gerichtet werden. Demgemäß sind schon durch die ebengenannte Gerichtsordnung zahlreiche Gegenstände von der Zwangsvollstreckung ausgenommen, also für unpfändbar erklärt worden, die deutsche Civilproceßordnung hat

den Kreis derselben mehrfach erweitert und außerdem eine Reihe von Vermögensrechten des Schuldners, d. h. Geldforderungen gegen Dritte von der Zwangsvollstreckung ausgeschlossen; bereits vorher hatte die Reichsgesetzgebung einen ungemein wichtigen Schritt zur weiteren Milderung des Schuldrechts gethan durch das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohnes; von der Erwägung ausgehend, daß der Arbeiter von dem ihm für seine Arbeitsleistung geschuldeten Lohne leben muß und die Entziehung desselben zu Gunsten der Gläubiger ihn der größten Noth aussetzen, ja mit Nothwendigkeit seinen sittlichen und wirthschaftlichen Ruin herbeiführen muß, untersagt das Gesetz die Beschlagnahme des Arbeitslohnes vor der Auszahlung, es läßt eine Pfändung des unverdienten Lohnes überhaupt nicht, des verdienten erst dann zu, wenn derselbe an dem Fälligkeitstage nicht eingefordert wurde.

Es bedarf keiner Ausführung, um die Bedeutung dieser Beschränkung der Zwangsvollstreckung für die socialen Verhältnisse erkennen zu lassen, Deutschland ist auch hierin anderen Staaten mit rühmlichem Beispiele vorangegangen, in Belgien und Frankreich hat es beispielsweise wesentlich länger gedauert, bis die Gesetzgebung sich veranlaßt sah, in demselben Sinne fürsorgende Bestimmungen zu Gunsten der Arbeiter zu erlassen, in dem erstgenannten Staate ist dies erst im Jahre 1887, in dem letztgenannten erst 1895 geschehen. Nicht nur der Arbeitslohn, sondern auch der Dienstlohn ist gegen Beschlagnahme und Pfändung geschützt, einerseits durch das soeben genannte Gesetz, anderseits durch die Bestimmungen der Civilproceßordnung. Es entsprach diesen Vorschriften, daß die Arbeiterversicherungsgesetze die regelmäßige Unpfändbarkeit der Leistungen der Versicherung sanctionirten; bestimmt, den Versicherten eine fortlaufende Unterstützung zu gewähren, dürfen dieselben ihrem Zwecke unter keinen Umständen entzogen werden, es hat daher die Gesetzgebung sowohl das Krankengeld wie auch die Unfall-, Alters- und Invalidenrente, von einigen wenigen, hier nicht zu erwähnenden Ausnahmen abgesehen, dem Zugriff der Gläubiger entzogen und die ihrem Willen zuwider erfolgte Pfändung für rechtsunwirksam erklärt.

Es wäre ungerecht, die weitreichende Bedeutung dieser durch die deutsche Gesetzgebung eingeführten Milderungen des Schuldrechts verkennen oder auch nur unterschätzen zu wollen: das Schuldrecht hat durch sie viel von seiner früheren Härte eingebüßt, und die wohlthätige Wirkung dieser Abschwächung empfinden Jahr aus Jahr ein viele Tausende; trotzdem entsprechen diese Schranken des Zugriffs des Gläubigers nicht mehr den heutigen Verhältnissen, noch weniger dem modernen Rechtsbewußtsein, wie es sich in Deutschland wenigstens entwickelt hat, man verlangt eine weitergehende Milderung, eine wirkungsvollere Sicherung des Mobiliarbesitzes gegen Pfändung und eine Ausdehnung der Pfändungsbeschränkungen auf den Immobiliarbesitz; jene wird insbesondere unter dem Gesichtspunkte der Bekämpfung der Wohnungsnoth, der Erhaltung des Familienlebens und der

Sicherung einer geordneten Wirthschaftsführung befürwortet, während man zu Gunsten dieser das Interesse vor Allem geltend macht, welches der Staat an der Erhaltung landwirthschaftlicher Kleinbesitzer habe. Sowohl in der einen wie in der andern Richtung ist die deutsche Gesetzgebung von der Gesetzgebung zahlreicher amerikanischer Staaten überholt worden; die Bestimmungen dieser Gesetze sind es vor Allem, welche der deutschen als vorbildliche und der Nachahmung würdige Muster gegenübergestellt werden.

Der soeben bezeichnete Gesichtspunkt läßt es begreiflich erscheinen, daß an der Forderung dieser Reform in erster Linie andere als die juristischen Kreise betheiligt sind; die Armenpfleger und Socialpolitiker haben sie zunächst aufgestellt und mit großer Entschiedenheit vertreten; die Versammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat eine thunliche Sicherung des zur zweckentsprechenden Benutzung einer Wohnung unentbehrlichen Mobiliars im Interesse der Bekämpfung der Wohnungsnoth als unabweislich bezeichnet und eine Reihe von Abänderungen des geltenden Rechts vorgeschlagen, durch welche der Kreis der der Pfändung nicht unterworfenen Gegenstände eine Erweiterung erfährt; auch der deutsche Juristentag hat sich in demselben Sinne ausgesprochen und hierdurch diesen Bestrebungen die juristische Autorität verliehen, welche bislang von Vielen vermißt wurde, die an und für sich dem philanthropischen Geiste, von dem dieselben durchdrungen sind, durchaus freundlich gegenüberstanden. In der Litteratur, welche sich mit der Hebung der Lage der arbeitenden Klassen beschäftigt, wird für die Verwirklichung dieses Verlangens mit größter Wärme, nicht selten sogar mit einer Entschiedenheit eingetreten, die nicht frei von Uebertreibung ist; man macht das geltende Schuldrecht dafür verantwortlich, daß die Häuslichkeit des Arbeiters des Charakters des homely vollständig entbehrt, daß der Mann an Stelle der kahlen ausgepfändeten Wohnung die behaglicheren Räume der Wirthschaft aufsucht, sich dem Trunke und der Völlerei mehr und mehr hingiebt, bis schließlich in Folge seiner Unfähigkeit, für seinen und seiner Familie Unterhalt Sorge zu tragen, die Armenpflege eingreifen muß; dergleichen übertriebene Schilderungen der socialen Wirkungen des heutigen Pfändungsrechts können nun, mögen sie auch in vereinzelten Fällen zutreffen, für die allgemeine Beurtheilung nicht als richtig erachtet werden; um das Verlangen einer weitern Einschränkung des Schuldrechts dem Mobiliarbesitz gegenüber zu rechtfertigen, bedarf es ihrer Heranziehung nicht, da andere Gründe zu Gunsten dieser Reform sprechen.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß die Aufrechthaltung der wirthschaftlichen Existenz die Grenze für die Zwangsvollstreckung bilden müsse; durch die in Deutschland geltenden Vorschriften wird nun die Wahrung dieser Grenze nicht mehr gesichert, die Veränderung der gewerblichen und sonstigen Verhältnisse, die Entwerthung des Geldes vor Allem, haben es mit sich gebracht, daß das Minimum dessen, was der Einzelne zur Erhaltung seiner wirthschaftlichen Existenz bedarf, heute einen anderen, wesent-

lich reicheren Inhalt hat, wie früher. Dieser Aenderung trägt die Gesetzgebung noch keine Rechnung, und es ist daher geboten, Reformen zu verlangen, die geeignet sind, zwischen dem Recht und den wirthschaftlichen Verhältnissen einen adäquaten Zustand herzustellen. Es kann und soll nicht die Aufgabe des Staates sein, den Schuldner, der ja nicht stets ein unverschuldet in Noth gekommener Mensch, sondern oft genug ein böswilliger und leichtsinniger Borger ist, auf Kosten des Gläubigers zu begünstigen, um so mehr ist der Staat verpflichtet, sich jeder einseitigen Bevorzugung jenes zu enthalten, als ja auch der Gläubiger sehr oft — woran anscheinend nicht in genügendem Maße gedacht wird, — zu den sogenannten kleinen Leuten, zu den unbemittelten Schichten der Bevölkerung, zu den wirthschaftlich Schwachen gehört, welche der staatlichen Fürsorge besonders bedürftig sind; es ist daher bei der Einschränkung des Kreises der pfändbaren Vermögenswerthe sorgfältig zu prüfen und zu untersuchen, ob man hierbei nicht zu weit geht und nicht auf Kosten der Schuldner die Gläubiger benachtheiligt. Im Einzelnen hier stets die richtige Grenze zu finden, ist nicht leicht, und Fehlgriffe sind dabei sowohl seitens der Gesetzgebung wie der litterarischen Behandlung der Frage nicht stets vermieden worden. Eine gewisse Collision zwischen den Interessen der Gläubiger und den Interessen der Gesammtheit ist nicht zu beseitigen, wie überall muß auch hier das individuelle Interesse dem allgemeinen weichen, eine Erschwerung der Execution ist demgemäß gerechtfertigt, wenn und soweit durch sie die im allgemeinen Interesse nothwendige Erhaltung der wirthschaftlichen Existenzen bedingt wird.

Was im Einzelnen hierfür erforderlich ist, läßt sich nur unter Berücksichtigung der für die Lebenshaltung bei dem einen und anderen Volke maßgebenden Verhältnisse bestimmen; an dieser Stelle ist von einer Aufzählung der als unpfändbar zu betrachtenden Gegenstände natürlich abzusehen. Während das geltende Recht gestattet, dem Schuldner alles in seinem Besitze befindliche baare Geld abzunehmen, bestimmte Kategorien der Schuldner ausgenommen, wird bei einer Reform desselben eine Bestimmung aufzunehmen sein, wonach ein unter Beachtung des durchschnittlichen Arbeitsverdienstes festzusetzender Geldbetrag dem Schuldner und seiner Familie nicht entzogen werden darf. Ebenso ist es die Aufgabe der künftigen Rechtsentwicklung, dafür Sorge zu tragen, daß die Versteigerung der Pfandgegenstände unterbleibt, wenn mit Bestimmtheit anzunehmen, daß durch sie nur die Kosten gedeckt werden, für die Befriedigung des Gläubigers jedoch Nichts übrig bleibt; nach dem geltenden Rechte kann die Versteigerung auch dann erfolgen, wenn durch ihren Ertrag nur ein kleiner Theil der entstehenden Kosten erzielt wird; der Gläubiger hat in diesem Falle von dem Zwangsverfahren nicht den geringsten Vortheil, während dem Schuldner dadurch außerordentliche Nachtheile erwachsen; es ist nicht zweifelhaft, daß unter dieser Voraussetzung die Versteigerung der gepfändeten Gegenstände unter-

sagt sein sollte, und wenn das geltende Recht eines solchen Verbotes noch entbehrt, so ist dies auf den Umstand zurückzuführen, daß auch das Executionsrecht der Durchdringung mit socialpolitischen Ideen noch in größtem Maße bedarf. Ueber die nach Obigem einzuhaltende Grenze würde es hinausgehen, wollte man die Zwangsvollstreckung überhaupt untersagen, wenn der dem Schuldner erwachsende Nachtheil erheblicher ist, als der für den Gläubiger entstehende Vortheil; es ist ja gewiß zutreffend, wenn bemerkt wird, daß in sehr vielen, vielleicht sogar in den meisten Fällen die Pfandgegenstände bei der Versteigerung weit unter ihrem wirklichen Werthe verschleudert werden, gleichwohl muß es aber dem Ermessen des Gläubigers überlassen bleiben, die Pfändung auch dann bewirken zu lassen, wenn er für seine Ansprüche nur zum kleinsten Theile befriedigt wird; wo immer die Versteigerung der Pfandgegenstände einen, wenn auch kleinen Ueberschuß über die Kosten erwarten läßt, soll ihr der Staat nicht hindernd entgegentreten.

Es wird nun gegen eine Einschränkung der Pfändbarkeit des Mobiliarbesitzes in diesem Sinne der Einwand erhoben, daß sie dem Interesse der Personenklassen selbst schade, zu Gunsten deren man ihre Einführung vorschlage; wenn man die Möglichkeit der Execution der Art einenge, werde man mit der Consequenz zu rechnen haben, daß auch der Credit wesentlich beschränkt werde, denn der Besitz pfändbarer Mobilien sei ja doch die Grundlage des Credits; wie schon bemerkt, ist dieser Einwand noch stets geltend gemacht worden, wenn es sich um Milderung des Schuldrechts handelte, die befürchteten verhängnißvollen Folgen sind aber regelmäßig ausgeblieben und werden auch ausbleiben, wenn die Gesetzgebung das heutige Recht im Einklang mit den vorstehenden Ausführungen abändert; der Creditgeber creditirt den wenig bemittelten Leuten nicht etwa um deswillen, weil er überzeugt ist, daß ihr Mobiliarbesitz eine reale Sicherheit für seine Ansprüche darstellt, sondern weil er glaubt, es mit ehrlichen und gewissenhaften Personen zu thun zu haben, welche keine Verpflichtungen eingehen, ohne sie begleichen zu können, und es ist eine vollständige Verkennung der Gepflogenheiten des täglichen Lebens und Verkehrs, den Besitz an Mobilien zur Grundlage des Personalcredits machen zu wollen; das Moment des persönlichen Vertrauens des Creditgebers zu dem Creditnehmer spielt bei dem Creditiren eine sehr erhebliche, vielleicht die erheblichste Rolle, und für die Bedeutung dieses Moments erweist sich die mehr oder minder weitgehende Einschränkung der Zwangsvollstreckung als vollständig einflußlos; die Aufhebung der Schuldhaft hat den Personalcredit vollständig unberührt gelassen, trotzdem es früher nicht an Leuten fehlte, welche der Meinung waren, man könne nur dann borgen, wenn man das Recht habe, den Schuldner in den Schuldthurm werfen zu lassen, die hier zur Erörterung gestellte Reform wird ihn ebenso wenig berühren.

Freilich kann es der Staat auch durch die noch so weitgehende Beschränkung der Zwangsvollstreckung nicht verhindern, daß der Schuldner den

pfandfreien Besitz leichtsinnig vergeudet und den Erlös verpraßt, allein es ist nicht abzusehen, daß dieser Umstand einen Einwand gegen die Milderung des Schuldrechts enthalten soll; der Staat kann Niemanden gegen sich selbst, gegen seine eigene Liederlichkeit ausreichend schützen, er muß es als genügend betrachten, zu verbieten, daß seinen Bürgern gegen ihren Willen diejenige Habe entzogen werde, welche zum Zwecke der Erhaltung der wirthschaftlichen Existenz nicht entbehrt werden kann.

Wie schon bemerkt, beziehen sich die in Deutschland geltenden Pfändungsverbote nur auf den Mobiliar-, nicht auch auf den Immobiliarbesitz, auch in den übrigen Staaten Europas besteht kein Gesetz, welches einen bestimmten Theil des landwirthschaftlichen oder städtischen Grundbesitzes gegen die Zwangsvollstreckung sichert. Der Erlaß von gesetzlichen Vorschriften zum Zwecke dieser Sicherung wird vielfach erstrebt, vor Allem in Deutschland, wo die Schaffung des, wie man mit einem einmal eingebürgerten, wenn auch nicht besonders glücklich gewählten Ausdrucke sagt, Heimstätterechts zu einem Loosungswort für einflußreiche Parteien geworden ist; allerdings muß bemerkt werden, daß dabei der Hauptwerth nicht sowohl auf die Sicherung des Grundbesitzes gegen Pfändung, sondern auf andere Ziele gelegt wird, in erster Linie auf die Vermehrung der kleinen landwirthschaftlichen Besitzer und die dauernde Benützung des Grund und Bodens für Zwecke der Landwirthschaft, sodann auf die Verhütung der Entvölkerung des flachen Landes durch massenhaften Fortzug der Kleinbauern in die Städte, auf die Verminderung des Zugs nach dem Westen, also auf socialpolitische und nationalwirthschaftliche Momente, deren Bedeutung und Tragweite ohne Zweifel eine gewaltige ist, die aber außerhalb des Rahmens des Schuldrechts stehen und dieserhalb hier nicht erörtert werden können; mit Rücksicht hierauf besteht zwischen den Versuchen, in Deutschland ein Heimstätterecht zu schaffen, und den Gesetzen zahlreicher Staaten der Nordamerikanischen Union, in welchen allein bisher der Grundbesitz gegen Pfändungen gesichert worden ist, ein grundsätzlich wie praktisch in gleichem Maße erheblicher Unterschied, der nicht stets in genügender Weise beachtet worden ist; in Folge mangelhafter Kenntniß des Inhaltes dieser Gesetze hat man die socialen Wirkungen derselben nicht selten vollständig falsch beurtheilt. Ein Gesetzentwurf über die Errichtung von Heimstätten ist bereits im Jahre 1890 dem Reichstage vorgelegt worden, zu den Männern, welche die Einbringung desselben unterstützten, gehörte vor Allem Moltke; seitdem hat man das Parlament wiederholt damit befaßt; der Grundgedanke war, daß die Heimstätte, welche die Größe eines Bauernhofs nicht übersteigen dürfe, wenigstens einer Familie Wohnung gewähren und die Erzeugung landwirthschaftlicher Producte ermöglichen müsse; ihre Belastung mit Schulden wurde nur in beschränkter und bedingter Weise gestattet; die Zwangsvollstreckung sollte nur für die Beitreibung weniger in dem Entwurf genau bezeichneter Forderungen gestattet, im Uebrigen aber verboten sein. Zu der Errichtung einer solchen Heimstätte wurde jeder

Angehörige des Reichs ermächtigt, welcher das vierundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte. Ein Pfändungsverbot zu Gunsten des städtischen Grundbesitzes war, wie aus diesen Angaben ersichtlich ist, durch den Gesetzentwurf nicht in Aussicht genommen, was mit der soeben gekennzeichneten Tendenz in Zusammenhang steht; unter dem Gesichtspunkte der Milderung des Schuldrechts ist eine Unterscheidung zwischen städtischem und landwirthschaftlichem Grundbesitz nicht zu billigen.

Was im Gegensatze hierzu die unter dem Namen Exemption Laws oder Homestead Laws bekannten Gesetze der amerikanischen Unionsstaaten betrifft, so enthalten dieselben neben weitgehenden Beschränkungen der Mobiliarexecution ein Pfändungsverbot für den Grundbesitz, dessen Umfang eine bestimmte Größe oder dessen Werth eine bestimmte Summe nicht übersteigt; die Angaben über die Größe bezw. den Werth der pfandfreien Grundfläche sind in den einzelnen Staaten verschieden, mehrfach unterscheidet das Gesetz hierbei auch zwischen ländlichem und städtischem Grundeigenthum, indem bei letzterem die Grenze nach dem Werth, bei ersterem dagegen nach dem Flächenmaß festgesetzt ist; die Größe der Städte ist hierauf von Einfluß; je kleiner die Stadt, um so niedriger, je größer, um so höher die als Werthgrenze bezeichnete Summe. Charakteristisch für diese Gesetzgebung ist der Umstand, daß im Allgemeinen nicht jeder in dem betreffenden Staate lebende Großjährige, ja nicht einmal jeder Staatsangehörige die Wohlthaten der Exemption für sich in Anspruch nehmen kann, sondern nur der Familienvater, Householder, Head of a family, Householder having a family, und daß ferner die Pfändungsfreiheit der Heimstätte nicht für unbestimmte Zeit gewährt ist, sondern nur so lange, als das betreffende Grundstück zu Wohnungs- oder zu landwirthschaftlichen Zwecken benützt wird und im Besitze des Eigenthümers oder doch seiner nächsten Angehörigen steht; im Allgemeinen wirkt das Privileg zu Gunsten der Wittwe nur so lange, als dieselbe sich nicht wieder verheirathet oder so lange minderjährige Kinder des verstorbenen Eigenthümers vorhanden sind; auch bei der Regelung dieser Punkte weichen die einzelnen Gesetze mehrfach von einander ab, worauf hier nicht des Näheren eingegangen werden kann, bemerkenswerth ist, daß in manchen Staaten sich das Pfändungsverbot nicht nur auf die Heimstätte selbst, sondern auch auf den Betrag erstreckt, für welchen dieselbe versichert war, eine Bestimmung, welche die consequente Entwicklung des Grundgedankens enthält, der den amerikanischen Gesetzgeber bei der Construction dieses vorbildlosen Rechts geleitet hat.

Es ergiebt sich hieraus, daß der städtische Grundbesitz eben so gut sich des Privilegs erfreut, wie der ländliche, und daß man in Amerika noch niemals daran gedacht hat, die Unpfändbarkeit des Grundbesitzes von der Vererbung desselben nach besonderen erbrechtlichen Bestimmungen abhängig zu machen, wie in Deutschland seitens mancher Socialpolitiker wohl empfohlen worden ist. Die Wirkungen dieser humanen Bestimmungen sind

nach dem Zeugniß der besten Kenner des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Verhältnisse durchaus befriedigend, und Gegner derselben, welche ihre Beseitigung erstreben, dürften in dem großen transoceanischen Staatswesen überhaupt nicht vorhanden sein; es ist bezeichnend für die Auffassung dieser Gesetze in Amerika, daß man dieselben als eine Art von Arbeitergesetzen betrachtet, weil sie vor Allem den Interessen der arbeitenden Klassen dienen und zu Gute kommen.

Es fragt sich nun, ob ihre Nachahmung andern Staaten und insbesondere Deutschland zu empfehlen ist, oder ob Bedenken gegen die Uebertragung der darin enthaltenen Grundsätze auf die continentale Gesetzgebung sich im Hinblick auf die Verhältnisse der continentalen Staaten rechtfertigen lassen? Natürlich handelt es sich hierbei nicht um eine sklavische Anlehnung an die amerikanischen Gesetze, deren Grundbestimmung seitens mancher Staaten in den betreffenden Verfassungen ausgesprochen ist, sondern lediglich um eine Aufnahme der denselben zu Grunde liegenden Gedanken unter Anpassung an die concreten Verhältnisse der einzelnen Länder. Vielfach ist der landwirthschaftliche Grundbesitz die ausschließliche und unentbehrliche Unterhaltsquelle für den jeweiligen Eigenthümer, dessen wirthschaftliche Existenz wird demgemäß gefährdet, ja nicht selten geradezu vernichtet, wenn man ihn desselben beraubt; da nun aber das moderne Schuldrecht die Ausdehnung der Zwangsvollstreckung bis zu der die wirthschaftliche Existenz des Schuldners gefährdenden Grenze mißbilligt, so muß die Rechtslogik dahin führen, die Pfandfreiheit des Grundbesitzes anzuerkennen, dessen Entziehung die Existenzgefährdung zur Folge hätte; was das Arbeitsgeräth für den Arbeiter und Handwerker, die Arbeitsmaschine für den Heimarbeiter, ist der Grund und Boden für den Landwirth, der werthschaffende Gegenstand, das Mittel zum Erwerbe des Unterhaltes für sich und seine Angehörigen; als einen unvollkommenen Rechtszustand betrachten wir es, wenn der Gesetzgeber zwar jene, aber nicht diesen der Zwangsvollstreckung entzieht; der Umfang bezw. Werth des als pfandfrei zu erklärenden landwirthschaftlichen Grundbesitzes kann auch in Deutschland nicht generell für das ganze Gebiet des Reiches, sondern nur für die Gebiete der Bundesstaaten, in den größten Bundesstaaten wie Preußen und Bayern vielleicht nur für die Gebiete der einzelnen Provinzen bestimmt werden, eine Rechtsverschiedenheit ist in Ansehung dieses Punktes nicht zu vermeiden, die schablonisirende Regelung würde gerade hierbei von größtem Nachtheile sein, weil sie der Verschiedenheit der ländlichen Verhältnisse nicht Rechnung tragen kann; es ist klar, daß in Ost- und Westpreußen ein Grundstück, das einen Werth von 1000 Mark darstellen soll, ein bedeutend erheblicheres Flächenmaß haben muß, wie ein Grundstück am Rhein oder in Mittelfranken, und daß die Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens in den bayrischen Hochgebirgsländern weit geringer ist, denn in den Rebgeländen der Pfalz; diese Verschiedenheiten, welche durch natürliche Verhältnisse bedingt sind, hat die

Gesetzgebung bei Ausdehnung der Pfandfreiheit auf den Grundbesitz in ausgiebiger Weise zu berücksichtigen. Erklärt das Gesetz den landwirthschaftlich benützten Grundbesitz innerhalb bestimmter Grenzen für pfandfrei, so muß es auch die weitere Consequenz ziehen und den mit einem Wohngebäude versehenen Grundbesitz unter näher zu bestimmenden Voraussetzungen derselben Vergünstigung theilhaftig werden lassen; auf dem flachen Lande gehört das Wohnhaus zu der landwirthschaftlich benützten Grundfläche, es bedingt die Bearbeitung und Benützung dieser, und es wäre daher geradezu ein Widersinn, wollte man die mit Wohnhäusern versehenen Grundstücke von der Charakterisirung als Heimstätten ausnehmen; abgesehen davon muß aber im Interesse der Befriedigung des so überaus wichtigen Wohnungsbedürfnisses die Pfandfreiheit auch zu Gunsten des nicht in landwirthschaftlicher Benützung stehenden, also des mit einem Wohnhaus versehenen Grundbesitzes gefordert werden; es widerstreitet dem socialen Interesse nicht minder wie den der Menschlichkeit zu schuldenden Rücksichten, der armen Familie das Häuschen im Zwangswege zu entziehen, das ihr bislang als Obdach und Aufenthalt gedient hat, es widerstreitet auch dem staatlichen Interesse, durch Gestattung einer derartigen Maßregel die Zahl der Wohnungsnomaden zu vermehren, die zu den Verbittertsten der Verbitterten gehören und mit Nothwendigkeit von Stufe zu Stufe sinken müssen.

Es kann dahingestellt bleiben, ob die amerikanische Heimstättegesetzgebung auf die Entwicklung und Gestaltung der Wohnungsfrage in den Städten Amerikas einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, selbst wenn derselbe nicht nachweisbar sein sollte, wird nicht bestritten werden können, daß durch sie die Vermehrung der Obdachlosigkeit erheblich gehindert wurde; unterschätze man auch nicht die moralische Bedeutung eines Gesetzes, welches den wenig bemittelten Schichten der Bevölkerung die Gewißheit bietet, daß ihnen ihr Heim, jenes home, welches der Engländer so treffend „the sweet home“ nennt, unter keinen Umständen entzogen werden kann, unterschätze man die Tragweite nicht, welche auch vom ethischen Gesichtspunkte mit einer Einrichtung verbunden ist, Dank welcher auch der in größter Noth befindliche Schuldner weiß, daß er nicht von der Stätte verjagt werden kann, die ihm und seinen Angehörigen Obdach, Schutz gegen Kälte und Regen bietet, daß er stets sein Heim bereit findet, ihn und die Seinigen aufzunehmen. „Das Heim (home) ist das Band der Civilisation“, um mit einem der hervorragendsten englischen Staatsmänner dieses Jahrhunderts, Beaconsfield, zu sprechen; der Besitz des Heims ist nach den verschiedensten Richtungen des gesellschaftlichen Lebens von großem, ja, von unschätzbarem Werthe, und der Staat kann sein Interesse an Erhaltung des Heims nicht besser zum Ausdruck bringen, als durch die Ausdehnung der Unpfändbarkeit auf die mit Wohnhäuschen versehenen Grundflächen.

Die günstigen Wirkungen einer Rechtsreform dieses Inhaltes lassen sich allerdings nicht nach Mark und Pfennig berechnen, sie gehören zum

größten Theile zu der Klasse der sogenannten Imponderabilien, allein dies wird doch selbst in der Zeit des Realismus kein Grund sein, sie zu übersehen oder nicht ihrer wirklichen Bedeutung entsprechend zu würdigen.

Die Gründe, welche zu Gunsten der Einführung des Heimstätterechts auch für Wohnungsgrundstücke angeführt werden können, sind hiermit noch keineswegs erschöpft, die vorgebrachten dürften aber genügen, um den vorurtheilsfreien Leser davon zu überzeugen, daß, wenn überhaupt der Grundbesitz die Wohlthat der Pfandfreiheit genießen soll, der zu Wohnungszwecken benützte hierauf in demselben Maße Anspruch zu erheben berechtigt erscheint, wie der in landwirthschaftlicher Benützung bearbeitete. Auch der Erstreckung der Unpfändbarkeit auf einen Theil des Grundbesitzes bleibt der Einwand nicht erspart, daß diese Maßregel für den Credit, und zwar für den Grundcredit nachtheilig sei; der Hypotheken- und Grundschuldgläubiger werde, wenn ein größerer oder kleinerer Theil des dem Schuldner gehörigen Immobiliarvermögens der Pfändung entzogen würde, zögern, Credit zu gewähren; nach den in Amerika gemachten Erfahrungen ist dies jedoch nicht zu befürchten, und wenn auch die für den Realcredit maßgebenden Verhältnisse in Amerika wesentlich verschieden sind von den in Deutschland hierauf einflußreichen, so darf doch mit Sicherheit angenommen werden, daß die Befriedigung des Creditbedürfnisses auch bei uns eine Beeinträchtigung hierdurch nicht erleiden würde; auch bezüglich des Realcredits muß auf das psychologische Moment verwiesen werden, das oben bei Zurückweisung der gleichen Befürchtung hervorgehoben wurde.

Die Beschränkung der Zwangsvollstreckung im Sinne der vorstehenden Ausführungen muß als eine Rechtsreform von eminenter socialer Bedeutung bezeichnet werden, durch welche der Staat die dem geltenden Schuldrecht noch eigene Härte in ganz hervorragendem Maße mildert; sie steht mit Rücksicht hierauf im Einklang mit der modernen Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetzgebung, und es ist in erster Linie die arbeitende Klasse, welcher ihre Wohlthaten zu Gute kommen werden. Der Staat darf sich von ihrer Einführung nicht abhalten lassen, weder durch die befürchtete Erschwerung der Creditbefriedigung, noch durch die Behauptung, daß die zu weit gehende Milderung des Schuldrechts eine vollbeweisende Thatsache für den Beginn des Greisenalters sei. Die neueste Gesetzgebung hat endlich dem Mißstand ein Ende gemacht, daß der Vermiether die gesammte Habe seines Miethers ohne jede Ausnahme zum Zwecke der Sicherung für seine Forderung zurückbehalten darf, auf dieser Bahn mit Folgerichtigkeit weiterschreitend, wird sie den pfandfreien Mobiliarbesitz erweitern, das Grundeigenthum durch Schaffung von Heimstätten vor dem Zugriff des Gläubigers wirksam in Schutz nehmen, und hierdurch mit aller Deutlichkeit ihre Ansicht bekunden, daß das Executionsrecht nicht nach einseitigen privatrechtlichen, sondern nach social- und öffentlich-rechtlichen Gesichtspunkten zu ordnen ist.

Der Tod.

Eine Studie

von

Ignatz Dąbrowski.*)

(Schluß.)

26. März.

Das Schreiben von vorgestern hat mir sichtlich geschadet und mich so sehr entnervt, daß ich trotz des Widerwillens, den ich gegen das Bett habe, mich noch vor Abend niederlegen mußte. Eine Menge von Gedanken flatterten mir durch den Kopf, aber ich habe alle vergessen. Schade — ich war auf eine Spur gekommen, ich habe ein Schattenbild verfolgt, aber schließlich war mir Alles in's Nichts entschwunden.

Heute ist das Fieber wieder furchtbar. Und woher? Ich fühle, dieses Fieber erschöpft mich am meisten.

Sophie ist hier gewesen, aber ich habe fast gar nicht mit ihr gesprochen. Manchmal ergreift mich eine sonderbare Trägheit. Nach wahnsinnigen, gewaltsamen Gedankensprüngen folgt ein fast völliger Stillstand. Im Gehirn eine eisige Stille, im Herzen Weinen, Ohnmacht im Körper, Leerheit, Pausen des Lebens — und die Stunden und die Tage gehen hin.

Mögen sie hingehen, ich kann nicht kämpfen, ich weiß mir nicht zu rathen — ich muß mich fügen.

Und ich füge mich.

27. März.

Von dem ganzen Drama, dessen Held ich bin, verstehe ich bisher nur die eine Hälfte. Ich begreife, was es heißt, nicht leben, aber was es heißt, nicht sterben — verstehe ich nicht. Nicht-Leben ist die Negation, die Antithese des Lebens ist Dasein minus Leben; aber was ist der Rest, den man aus der Subtraction erhält?

Ist das Leben die Summe oder einer von den Summanden?

*) Deutsch von Raphael Löwenfeld, Berlin.

Das Erste ist unbegreiflich, das Zweite unbekannt, und das sind alle Antworten auf die Frage, die das Gehirn zerfressen.

Der Tod hat wie eine Medaille zwei Seiten. Die eine ist der Verlust des Lebens, dieser einzigen Fähigkeit des Seins und des Genießens; die andere ist der Tod selbst mit seinem ganzen geheimnißvollen Düster.

Wozu leben wir? Milliarden vor mir haben sich diese Frage gestellt, Milliarden werden nach mir diese Frage stellen.

Warum? Wozu?

Um zu sterben?

Kann das ganze Leben, und wäre es auch Nichts als Wonne und eine Reihenfolge von Entzückungen, den einen Augenblick aufwiegen, in dem wir sagen müssen: „Ich sterbe!"?

Und das ist doch keine Wonne; nur Wenige schöpfen aus der Quelle von Entzücken, die allein des Lebens Mühsal versüßt, es giebt doch Menschen, die stets nur dürstend dieses Leben durchmessen haben, und denen nie das Herz schlug für den Himmel oder für die Erde, und sei es auch, weil sie nie dorthin kamen oder hinkommen konnten.

Was ist für sie das Leben?

Und was der Tod?

Ein Ausruhen? — Nein, das ist nicht wahr! Der Tod ist für sie die brutale Hand, die auf halbem Wege den Pfad zu Glück, zu Ruhe durchschneidet — zu einem Glück, das, blutig in Leiden und Mühsal erarbeitet, ihm rechtmäßig gehört. Wir sind Pilger der Wüste.

Mit Durst und Mühsal durchschreiten wir die von der Sonne Sorge ausgedörrten Oceane in der Hoffnung, endlich dies Meer des Jammers zu durchwaten und dorthin zu gelangen, wo die Quellen plätschern und die Palmen blühen. Nie hat Jemand dieses Paradies der Wonne geschaut, denn nie ist Jemand dorthin gekommen. Ja, es weiß nicht einmal Jemand gewiß, ob es wirklich vorhanden ist. Wir gehen Alle auf dem Wege zu Grunde und bezeichnen mit unseren Leichen die Spuren, um auch unseren Kindern zu zeigen, wo der Weg . . . zur Unendlichkeit führt.

Es giebt auch Oasen in dieser Wüste. Da machen die Pilger Halt, die vor Durst wahnsinnig geworden sind, und leben der Täuschung, daß sie schon das Ziel erreicht haben — und gehen zu Grunde wie wir.

In unserer Seele liegt der Keim des Durstes nach Glück. In der Jagd nach ihm flattern wir auf wie die Schwalben, denn so weist uns unser Instinct.

Nichts gelten uns die Erfahrungen der Jahrhunderte, Nichts die Leichen am Wege — wir glauben Alle an die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, und jagen Alle ihm nach.

So war es vor ewigen Zeiten, so wird es in alle Ewigkeit der Ewigkeiten sein.

Ob wir hingelangen? Erst sterbend zweifeln wir und auch nur für uns selbst, nicht für die Zukunft des Geschlechts. Darin liegt die Tragik des Todes. Es handelt sich vielleicht nicht mehr um den Verlust der Hoffnungen auf die Ausnützung des Lebens, es handelt sich nicht darum, was geschehen könnte, sondern darum, daß Nichts mehr geschehen kann. Dieses Zufallen der Thür, diese Gewißheit der Hoffnungslosigkeit, daß wir Nichts mehr zu erwarten haben, weil das Thor ein für alle Mal verrammelt ist — das ist die Tragödie.

Ich kann zweifeln, ob ich Etwas erreiche, ich kann sogar die volle Hoffnung haben, immer aber ist mir das Gefühl geblieben, daß ich auf Alles wenigstens ein Recht habe — und schon darin liegt Vieles, was das Leben ausfüllt. Man sagt wohl so, was mache ich mir aus den Rechten, wenn ich sie doch nie genieße — und doch ist das noch ungeheuer viel gegen die gräßliche Leere, wo man ausrufen muß: Ich habe kein Anrecht mehr auf irgend Etwas.

Wir zweifeln nicht an dem Glücke selbst, sondern daran, ob es uns glücken wird, es zu erreichen. Wir beschleunigen unseren Schritt, wir schärfen unsere Gedanken, wir machen verzweifelte Anstrengungen — und darüber enden wir.

Darum ist der Tod für uns die brutale Hand, die uns von dem Kelch des Genusses hinfortreißt. Nicht mehr den Verlust des Lebens beklagen wir — wir wissen, daß es nichtig war, wir beklagen das Etwas, das uns zu erreichen nicht geglückt. Was dieses Etwas sein sollte, davon haben wir nicht die geringste Vorstellung, und doch glauben wir, daß es vorhanden sein könnte. Es ist uns nicht leid um das Leben des Lebens wegen, sondern darum, weil wir es nicht gut zu genießen, auszunützen vermochten. Wir prüfen alle Handlungen und Bestrebungen unseres Lebens, und das erfüllt uns mit Bitterkeit und Trauer. Immer sehen wir darin Eitelkeit und Streben nach Eitelkeit. Wir durchforschen in Gedanken die ganze Vergangenheit, wir drehen und wenden alle unsere Thaten nach allen Seiten — und immer finden wir in ihnen unseren Irrthum.

Wäre nicht Dies, wäre nicht Jenes geschehen — so denken wir uns, so wäre das ganze Leben andere Wege gegangen. Natürlich wäre es weit besser gewesen: Ich hätte Dies und Das vermieden, Jenes gewonnen, daraus hätte mir Dies und Das entstehen müssen u. s. w., und stets sehen wir dieses erträumte Etwas am Ende, dieses Etwas, das das Ziel des Lebens ist, diese Hoffnung des ganzen Daseins, die Harmonie, das Glück . . .

Wir wälzen die Schuld auf Alle und auf uns selbst. Wir fühlen eine Bitterkeit gegen die ganze Welt, weil wir in dem entscheidenden Augenblick einen anderen Weg eingeschlagen haben. Dieser andere Weg erscheint uns immer als der bessere, als derjenige, der zum Ziele führt, der Weg aber, den wir bisher gegangen sind, ist stets eine Reihe unerklärter Irrthümer, wir überlegen nicht, ob wirklich dieser andere Weg glückliche Ergebnisse ge-

habt hätte, ob nicht auch er Keime von Bitterkeit und Erfolglosigkeit in sich getragen hätte.

Wir sehen Nichts als Gutes in ihnen.

Daher die Klage über das verlorene Leben, die Klage über die verlorene Möglichkeit des Glückes, die Klage über jede Stunde, die vergebens dahingeschwunden und nie mehr, nun nie mehr wiederkehrt ...

Das ist die Abrechnung mit dem Leben.

Aber das ist nur die eine Seite des Todes-Dramas.

Die andere ist der Tod selbst.

Was ist der Tod? Eine Metamorphose? Ein Schlaf? Ein Versinken in das Nichts?

Wir sind nicht Alle vorbereitet, eine Rolle zu spielen. Der Tod fährt wie ein Blitz hernieder und fragt nicht, ob wir schon fähig sind, ihn zu empfangen, ob wir schon einen Balsam haben, der seinen Streich mildert.

Ein Anderes ist es, sich niederzulegen wie zum Schlummer mit dem Glauben an ein Erwachen drüben in anderen Welten; ein Anderes, sich niederzulegen ohne diesen Glauben, ja ohne die Hoffnung, daß dieser Schlaf je endet.

Und ich habe keine Hoffnung. Ich bin wehrlos gegen den Streich, denn ich habe Nichts in der Seele. Mit dem Verlöschen des Glaubens hat sich mir zugleich die Quelle des Nichts erschöpft, die wenigstens die Täuschung gestattete, daß ich Alles verstehe. Seit dieser Zeit haben die chaotisch verwirrten Erscheinuugen für mich ihre harmonische Uebereinstimmung verloren. Das ganze Universum ist für mich in Stückchen zersprungen, und aus dem früheren gothischen Bau, der die Größe Gottes singend feierte, sind nur getrennte Bruchstücke geblieben.

Ob ich das Bedürfniß gefühlt habe, diesen Bau von Neuem aufzurichten, weiß ich selbst nicht mehr. Es giebt eine Epoche im Leben, wo dieses Bedürfniß der Synthese völlig verschwindet. Ich habe eben diese Epoche durchgemacht. Ich habe nur ein physisches Leben gelebt, ohne Sorgen um die Zukunft, ohne Nachdenken: Was ich bin, wozu ich bin, und was Alles ist.

Es gab ganze Monate, in denen ich ganz und gar nicht an das Vorhandensein gewisser Räthsel des Daseins und der Weltenmaschine dachte. Sterblichkeit und Unsterblichkeit der Seele? Was konnte mich das bekümmern? Wer denkt mit 21 Jahren seines Lebens ernsthaft über solche Dinge nach? Ueber den Tod? Ich habe mein Leben aufgebaut, was konnte mich der Tod interessiren? Denkt der Architekt, der einen Bau aufführt, daran, was einst, einst aus ihm werden könnte? In was für Trümmer es versinkt und weshalb es in Trümmer versinken könnte? Gewiß muß er, wenn man ihn an die Mauer drückt, bekennen, daß dermaleinst seine Arbeit in Stücke sinkt, und sagt Euch irgend einen Gemeinplatz über die Vergänglichkeit aller Dinge in dieser Welt; aber hält er

nicht selbst dieses Gesetz des Ruins aller Dinge für eine chimärische, unendlich ferne Nothwendigkeit, über die es nicht einmal nachzudenken verlohnt?

Ich war in der Lage dieses Baumeisters. Ganz wie er hielt ich das Nachdenken über den Anfang und das Ende des Alls für ein zweckloses Ding — und ich dachte nicht nach.

Das Absolute, der Wille, das Unbewußte! Ich habe diese Worte nicht ganz verstanden, aber das hinderte mich nicht, zu glauben, daß ich sie verstehe, und diese ersetzten mir den alten Gott. Die Theorie der Lebenskraft erklärte mir das Dasein des Organismus, und ich glaubte auch, sie vortrefflich zu verstehen. Regten sich Zweifel wegen der Verständlichkeit dieser Begriffe, so verschob ich ihre gründliche Prüfung auf später, auf eine unbestimmte ferne Zukunft, wenn die Zeit gekommen sein wird. Wozu; sollte ich mir den Kopf mit diesen Dingen vollpfropfen? Lieber einen Roman lesen... Man kann auch ohne dies leben, sogar recht gut. Und ob man ohne dies so gut sterben kann — habe ich darüber nachgedacht?

Ich bin der verkörperte Durchschnittstypus der Schaar halbgebildeter Menschen mit dem Nichts in der Seele, mit dem Hohn auf den Lippen, die ganz vortrefflich ohne alle Weltanschauung und metaphysischen Ideen fertig werden, die meist ungestüme Genußmenschen sind (ich war auch das nicht) und die Augen zur Erde, nicht zum Himmel gerichtet halten. Auf das Leben stützen wir Alles, für dieses arbeiten wir beständig und sehen außer ihm Nichts.

Und so lebte sich's gut, aber es lebte sich nur; wenn es zum Sterben kommt, werden wir ein Opfer der Verzweiflung.

Dann erst gehen uns die Augen auf. Wir sehen die ganze Sprödigkeit der Grundlage unserer bisherigen Ideen und wundern uns selbst darüber; aus Meistern des Lebens werden nur Stümper des Todes. Keine der Ideen, die wir bisher gehätschelt haben, kommt uns zu Hilfe, alle waren sie gut für das Leben, haben uns durch das Leben geleitet, manchmal beglückt — dem Tode stehen wir Auge in Auge gegenüber, allein, durch Nichts gestützt.

Ich bin ein Theilchen dieser Masse des Lebenskörpers.

Philosophische Ideen habe ich mir nicht anzueignen gewußt. Ich war stets in einem Zustand der Umbildung und Entwickelung und — — — der Tod ist gekommen, ohne das Ende der Arbeit abzuwarten. Und nun bin ich Nichts. Denn was ist ein Mensch, der aus der einen Phase herausgeschritten ist und in die andere noch nicht eingetreten ist? Ich kann nicht mehr glauben, und an Allem zu verzweifeln wage ich nicht, denn ich würde mir nicht trauen. Ich habe noch nicht an meinem Wissen gezweifelt und glaube an seine Macht. Es hat mir noch Nichts bisher gegeben, aber vielleicht nur deshalb, weil ich mich ihm zu wenig hingegeben habe. Ich kann nicht von dem Dreistuhl des Dilettantismus und der Naivetät über

Alles urtheilen mit der Stimme eines unfertigen Knaben. Ich fühle mich wie im Augenblick des Sprunges aufgehalten, ohne Stützpunkt über dem Boden schwebend. Und das nur ist der Unterschied zwischen mir und dem Skeptiker, daß der Skeptiker an einem Punkte schweben bleibt, und ich fliege und fliege ohne Ende, obgleich ich keinen Zielpunkt sehe.

Das Wissen kommt und flüstert uns in's Ohr: „Folge mir nach, und Du gelangst an's Ziel". Wir haben nicht die Kraft, zu zweifeln, noch zu glauben, wir sind entsetzt über die Finsterniß, die uns von allen Seiten umgiebt, und folgen jählings dieser einzigen Führerin und sagen im Geiste: „Vielleicht."

Es giebt noch kein Wort, das dem geistigen Zustand entspräche, in dem ich mich befinde, wie es kein Wort giebt, das den Zustand des Wassers bezeichnet, das nicht mehr flüssig und noch kein Dampf ist. Und doch giebt es zwischen diesen beiden Zuständen einen mittleren, vielleicht unfaßbaren, mit Worten nicht auszudrückenden, aber er ist doch vorhanden als Uebergang und veränderliche Form.

Ich bin also ein Uebergang, eine veränderliche Form, ein Vorläufiges, ich bin ein schwankendes Geschöpf, das zwischen Glauben und Skepticismus steht und bereit ist, sich den beiden Extremen in die Arme zu werfen — ein Geschöpf, das nicht mehr ist, was es war, und noch nicht weiß, was es sein wird.

Inwieweit dieser Uebergangszustand wirklich ein Uebergang ist, weiß ich nicht, denn ich habe ihn bisher noch nicht durchgemacht — und werde ihn gewiß nicht mehr durchmachen.

Man kann also auch sterben, wenn man Nichts ist.

Solcher Art sind die Meisten von uns. Nur eine wenig entwickelte Selbsterkenntniß und unser Dünkel sind die Ursachen, daß wir uns zu einer solchen Zustandlosigkeit des Geistes nicht immer bekennen. Ein Jeder möchte glänzen mit schon entwickelten Ideen und Ueberzeugungen, Jeder will durchaus Etwas sein, damit er das Recht habe, eine Stimme und ein Urtheil abzugeben von dem Dreifuß der Autorität über die Frage dieser Welt, und Niemand will gestehen, daß er erst wird und sich entwickelt.

Darum giebt es unter uns auch so viele Fertige, darum giebt es fast gar keinen Werdenden oder erst Arbeitenden. Natürlich ist dies in gewissem Sinne eine nothwendige und sogar nützliche Erscheinung, denn sie schützt die Gesellschaft vor dem Ueberfluß an Stümpern, die zu keiner That fähig sind. Das Leben muß seinen Gang gehen, und Jeder muß leben, und ob er an die Erde gefesselt ist mit Händen oder Füßen, mit dem Kopf oder mit dem Bauch, das ändert das Wesen der Sache nicht. Der Magen muß gefüttert werden: er ist stärker als der Kopf und schlägt ihn nach allen Richtungen. Der Kopf kann zur Noth ohne alle Ideen fertig werden, nie aber der Magen ohne Nahrung.

Daher der wahnsinnige Zwiespalt zwischen dem Denken und dem Leben. Das Denken, das aus Hunger besteht, ist lange hin in der Schwebe, für das Leben arbeiten wir Alle geschäftig, und das Leben kann nicht warten.

Wenn sie uns wenigstens nicht wollten glauben lassen, daß die Welt in ihren Lebensschritten den Weg der einzigen Vollkommenheit wandelt und die Verwirklichung eines möglichen Ideals der Welt ist.

Wir weben dies Kleid des Lebens meist mit ungeschickten Händen, um diesen Zwangstheil der Arbeit fertig zu machen, hinter uns zu haben, ohne einen Plan, ohne den Glauben, daß unsere Webearbeit gut ist, um es hinter uns zu haben, denn es ist Zwang.

Darum giebt es so viel unvermiedenes Unglück und Elend in der Welt.

Das schlecht gefertigte Gewebe reißt und zerfliegt in Stücke, läßt Feuchtigkeit und Kälte durch, bedeckt undicht unseren nackten Körper wie ein Kleid, pfuscherhaft von einem unfähigen Schneider gemacht, und in dem ein Aermel irrthümlich zweimal angenäht, und der andere kaum angeheftet ist.

Und es kann nicht anders sein, und das Leben und seine Pflichten fragen nicht, ob wir schon herangereift sind zur Arbeit, ob wir ausgerüstet sind, auf den Schauplatz zu treten, ob wir den bestimmten Theil der gesellschaftlichen Arbeit treu ausführen mit dem unerschütterlichen Glauben in der Seele, daß wir so und nicht anders arbeiten müssen. Das heißt uns denn: „Du mußt das so oder so machen," und macht uns nur mechanisch mit der Art der Arbeit bekannt. Ausreden giebt es nicht, denn man muß leben. Selbst das eigene Gewissen sendet den Befehl aus: „Arbeite," denn die Gesellschaft hat ein Recht, zu fordern, und könnte schwerlich warten auf den Augenblick, wo dasselbe Gewissen die Möglichkeit haben wird, zu antworten: „Ich bin bereit."

Das Schreiben hat mich müde gemacht. Ich sehe auch, daß Sophie sich zum Gehen rüstet, und es drückt sie gewiß, daß ich nicht mit ihr spreche. Du lieber Gott! Wovon sollten wir sprechen? Könnte sie mich verstehen? Sie müßte wie ich sterben, und wir sterben nur einmal und nehmen das ganze Geheimniß des Todes mit uns in das Grab mit.

Sterbende sind ganz andere Menschen.

Auf sie kann man die gewohnten Gesetze der Logik und des Lebens nicht anwenden. Es sind gewissermaßen Menschen von anderen Sternen, mit anderen Sinnen und Geisteskräften begabt. Gefühllos für das Eine, gefühlsüberreich für das Andere betrachten sie die ganze Welt, die sie umgiebt, anders und verstehen sie auf andere Weise. Ob besser, ob schlechter — wer will das beurtheilen? Das Leben hat seine Gesetze, der Tod die seinen. In dem einen wie in dem anderen Falle unterliegen wir nur diesen Gesetzen, weil wir aus uns selbst nicht herausgehen können.

28. März.

Trotz der großen Erschöpfung, die ich schon fühle, lasse ich mir täglich den Mantel umgeben und mich in den Fauteuil setzen. Das raubt mir noch mehr die Kräfte — ich weiß es — aber es wird mir schwer, der Wonne zu entsagen, daß ich noch sitzen kann.

Ich weiß, es kommt dereinst der Tag, wo ich mir schon werde sagen müssen: „Du stehst nicht mehr auf.“ Aber ich will diesen schrecklichen Tag so lange als möglich hinausziehen. Ich komme bisweilen einfach von Sinnen vor Entsetzen, daß ich vielleicht zum letzten Male mich auf diesen Sessel niederlasse. Dann spanne ich alle Energie an und lasse mich im Zimmer umherführen, um zu versuchen, ob ich noch gehen kann. So lange Hofmann mich noch besuchte, peinigte ich ihn häufig und zwang ihn, mich zu unterstützen, um von dem Fauteuil zum Bett und vom Bett zum Fauteuil zu spazieren. Jetzt faßt mich Hans manchmal von hinten unter die Arme und führt mich an das Fenster. Ich spähe begierig hinaus und kann den Blick nicht von den grauen und rothen Dächern wenden, als verkörperte sich in ihnen die ganze Welt, von der ich Abschied nehmen muß. Eine Ohnmacht erfaßt mich oft vor Erschöpfung, und doch muß mich Hans mit Gewalt auf den Fauteuil zurückziehen. Immer ist mir's, als söge ich zum letzten Mal diesen Anblick ein, und ich möchte den letzten Blick in die Unendlichkeit ausdehnen. Und vielleicht erhebe ich mich morgen nicht mehr vom Bett, vielleicht stehe ich wirklich zum letzten Mal am Fenster? Da heißt es sehen, sehen, um sich zu sättigen, zu trinken, mit diesem Anblick sich satt zu sehen am ganzen Leben . . .. Ganze Tage lang sitze ich wie blöde und blicke gedankenlos vor mich hin und sehe Nichts. Ich möchte das Denken vergessen. Mein gegenwärtiger Zustand ist ein Zustand des Druckes. Eine maßlose Last drückt mich mit ihrem Koloß nieder, und ich versuche oft gar nicht mehr zu kämpfen oder ausfindig zu machen, was mich so drückt. Ich weiß, daß ich es nicht ausfindig mache, und füge mich passiv.

Manchmal fühle ich einen Eindruck, als ob ein dunkler Planet, der die Kreise seines Laufes verlassen hat, langsam auf die Erde gefallen wäre und sie zu zerschmettern drohte. Der dunkle Kreis am Himmel wird immer größer, verschleiert die Sonne und das Licht, wächst in's Riesige und scheint mit seinen Grenzen den Rand des Gesichtskreises zu berühren. Noch einen Augenblick, und es geschieht eine furchtbare Katastrophe, etwas Unerhörtes, Ungeheures im Weltall. Die Erde springt in Stücke, das Getöse, das der Sturz der Welten hervorruft, zerreißt den Raum, und Alles versinkt in einen ungeheuren Abgrund. In der Erwartung dieses Augenblicks erbleicht Alles und windet sich in Verzweiflung. Das Geräusch der Vögel erfüllt die Luft, auf der Erde heulen Menschen und Thiere von Grausen gebannt. Allen fehlt Luft und Licht, Alle fühlen schon, daß sie untergehen, und daß es keine Rettung giebt.

Und da kommt der vorletzte Augenblick — Erschöpfung, verzweifelte Apathie ergreifen alles Leben auf Erden; was gelebt hat, sinkt hin, von der Ohnmacht der Hoffnungslosigkeit niedergeworfen, und harrt regungslos, erinnerungslos seinem Ende. Dunkle Nebel umdämmern die Gehirne, der letzte Athemzug aus Milliarden Lungen reißt die Seele aus dem Körper, und Alles geht unter — vor dem Ende — erwürgt von dem Entsetzen vor dem Koloß.

Und ich bin in einem solchen vorletzten Augenblick, bedrückt von der Last, ohnmächtig von der Hoffnungslosigkeit des Kampfes, und mir umdämmern dunkle Nebel das Hirn, und ich quäle mich und winde mich und habe keine Hoffnung.

Das sind entsetzliche Augenblicke; manchmal, wenn ich so hinsieche im Vernichtungskampf, gebe ich mir Mühe, durch ein unmenschliches Ringen den aufgewälzten Koloß abzuschütteln. Ich reiße weit die Augen auf, schaue ringsum, um mir Alles in Erinnerung zu rufen, und erwache aus dem Halbschlafe, und dann denke ich. Keine Hölle kann solche Foltern ersinnen. A . . . a, a, ach, ach . . . diese Gedanken! Diese Gedanken! sie sprengen mir die Hirnschale und brennen die Seele. Sie umdüstern . . o, lieber nicht denken, lieber enden unter dem schweren Schlag.

Erwachen, um zu leiden, — entschlummern, um zu enden, — das ist die Geschichte meiner Lebensstunde.

Der einzige Balsam für mich ist das Niederschreiben dieser Zeilen. Ich durchforsche und analysire mich, als wäre ich mir selbst ein Fremder. Da erstirbt in mir der Schwindsüchtige, und es entsteht der Beobachter und Kritiker. Ich kratze auch wieder manchmal meine Wunden, aber sie sind schon weniger schmerzlich, vielleicht darum, weil ich selbst in ihnen wühle. Menschen, die ihre Angst nicht beherrschen können gegenüber einem Pistolenlauf, der auf sie gerichtet ist, zielen häufig selbst auf ihre Schläfen — und dann zittern sie gewiß nicht, da sie sich selbst den Tod geben.

Wenn also der Augenblick der Gedankenenergie eintritt, wenn in mir das Hirn zu arbeiten beginnt, greife ich fieberhaft nach meinem kleinen Tagebuch, hätschle es, wie mein eigenes Kind, und spiele damit.

Nur solche Spiele sind mir geblieben.

Erst vergleiche ich von einem Tage zum andern die Handschrift. Ich freue mich, daß die Buchstaben einander noch ähnlich sind, daß mir die Hand nicht zittert, dann lächle ich und prüfe die Kraft meiner Hand. Ich male an den Rändern allerlei Arabesken und Linien und Windungen und gebe mir Mühe, sie so verwickelt als möglich zu machen, aber ich schreibe noch gleichmäßig und deutlich, nur immer schneller, damit mich nicht etwa ein unnützer Gedanke mitten darin unterbreche. Aber ich bin schrecklich mager geworden. Die Finger an meinen Händen machen den Eindruck von Fädchen, und die linke Hand wird mir häufig steif. Ich habe beobachtet, daß meine Finger jetzt, wenn ich die Hände leicht vor mich hinhalte,

nie zusammengehen, die Zwischenräume zwischen ihnen werden immer größer. Das ist sehr natürlich, früher hat sie Fleisch ausgefüllt, jetzt können sich die Muskeln schwer an die neue Lage gewöhnen.

Jeden Tag betrachte ich mit Aufmerksamkeit meine Füße und versuche mit dem Finger, ob sie nicht geschwollen sind. Das wäre schon das letzte Zeichen. Meinem Vater und meiner Mutter schwollen die Füße auch zwei Wochen vor dem Tode. Alle hielten das für das schlimmste Zeichen, und sie haben sich durchaus nicht geirrt. Ueberhaupt vergleiche ich mich jetzt immer mit meinem Vater oder mit meiner Mutter und forsche, welchen Fortschritt meine Krankheit macht. Alle Einzelheiten ihres Verhaltens, alle Anzeichen stehen lebhaft vor meinem Gedächtniß, ich beobachte mich beständig in meinen unwillkürlichen Bewegungen, ich suche ein Merkmal an meinem Körper. Ich prüfe meine Kräfte und höre nicht auf zu vergleichen.

Das erleichtert mir ungeheuer die Orientirung in meiner Lage. Schritt für Schritt gehe ich meiner Krankheit nach, beobachte sie, spionire, kritisire und gebe mir Mühe, zu errathen, was morgen meiner harrt, übermorgen, und so bis an's Ende.

Manchmal sträubt sich mein Haar bei dieser Selbsterkenntniß, manchmal aber kann man auch ein Körnchen Befriedigung darin finden. Ich weiß, daß ich sterbe, wie Andere gestorben sind. Aber ich erkenne nicht den ganzen Unterschied: die Anderen wurden mit verbundenen Augen zur Schlachtbank geführt, und ich gehe selbst hin, zähle meine Schritte und orientire mich auf dem Wege.

Kenne ich nicht wenigstens diese gewöhnliche Erscheinung des Hinsterbens, daß meist wenige Stunden vor dem Tode, ja, sogar einen ganzen Tag die Kräfte des Kranken wachsen, und die Täuschung der Besserung hervorgerufen wird? Das ist das letzte Aufblitzen des Lebens, dann folgt die Dunkelheit und das Nichts.

Ich weiß das Alles sehr gut, und darum habe ich die Sicherheit der Hoffnungslosigkeit. Die augenblickliche Rückkehr der Kräfte ist für mich nicht mehr die Vorhersage des Lebens, sondern des Todeskampfes.

Ich ende wenigstens im Kampf, Auge in Auge mit dem Tode, mit der Wunde in der Brust, nicht im Rücken — wie ein Spartaner.

29. März.

Seit drei Wochen, d. h. seit der Zeit, wo das Wort Tod zum ersten Mal in meine Seele fiel, denke ich beständig daran, ohne Ruhe, ohne Rast bin ich unter seinem Druck. Seit so viel Nächten schon arbeitet mein Hirn Tag und Nacht an der Zerstreuung der Finsterniß, die mich von allen Seiten umgiebt, und das Räthsel ist bis zu dieser Stunde ein Räthsel geblieben. Ich bin nicht so naiv, zu glauben, daß ich die Aufgaben, an welcher die Menschheit von Beginn ihres Seins gearbeitet hat,

löse durch mehrstündige Anstrengung meiner Intelligenz — ich täusche mich nicht einen Augenblick — und doch kann ich nicht umhin, zu denken.

Ueber den Tod muß angesichts des Todes Jeder denken. Vielleicht mehr oder weniger nüchtern und gesund, vielleicht naiv oder unlogisch, denken wird Jeder und immer versuchen, die Finsterniß mit dem Auge zu durchdringen oder in sie hineinzuschauen durch die Brille seiner Glaubensanschauung, und das genügt ihm, wenn auch nur aus dem Grunde, weil er möglichst tief denkt, so tief wie er nur kann. Er legt in diese Gedanken seinen ganzen Vorrath an Wissen und Vorstellungen, kämpft mit ihnen wie ein ungeübter Fechter und gelangt zu Resultaten, wie er sie erreichen kann bei den Mitteln, die er im Kampf gebraucht hat. Und vergeblich würden wir uns wundern über die Naivetät, oder die Unlogik der Schlüsse eines einfachen Mannes, vergeblich würden wir in seinen Folgerungen Irrthümer suchen. Für ihn gab es keine Irrthümer, denn er hat gedacht, wie er konnte, und der Tod war für ihn, wie er ihn sich vorgestellt hatte.

Es giebt also so viel Tode, als es Vorstellungen davon giebt. Anders war es für den heiligen Augustinus, anders für Buddha: Der Eine ging auf den Stufen des Thrones Gottes in die Chöre der Engel ein, der Andere versank in die Nirwana. Und was Beide getroffen hat, das ist schon eine andere Frage. Wenn auch Augustinus seinem Glauben zum Trotz in Nichts versunken ist — hat das seine letzten Augenblicke getrübt? Er schlummerte ein, wie wir jeden Tag einschlummern, nur mit dem Unterschied, daß wir auf Erden erwachen sollen, er aber im Himmel erwachen sollte — und ob ihn während dieses Schlummers nicht etwas Anderes trifft, darum kümmerte er sich garnicht, als er mit dem Glauben an das Erwachen einschlief. Hier handelt es sich darum, was der Mensch durchdacht, durchlebt, durchlitten hat, ehe er sich zum Schlummer niederlegte. Hat er geträumt — wird ihm der Tod ein Traum sein. Hat er gelitten — ist ihm der Tod ein Leiden – immer aber nur das, was er davon gedacht hat.

Was denke ich von dem Tode? Was wird er für mich sein?

Ich strenge meinen Geist an, ich bringe Tage und Nächte hin mit Forschungen und sehe, er ist Finsterniß, Räthsel, Unbegreifliches . . .

Ich werde in ihn versinken wie in ein dunkles Labyrinth, ohne Hoffnungen auf einen Ausgang, ohne Sicherheit auf eine Fortdauer. Vor mir breitet sich ein grauer Vorhang aus; was hinter ihm ist und ob Etwas ist, weiß ich nicht. Und ich soll dort hineingehen, vielleicht schon in wenig Tagen mit der einzigen Gewißheit, daß es keine Wiederkehr giebt.

Und ich weiß, daß ich vor der Zeit diesen Vorhang nicht zerreiße. Ich weiß, daß ich eher meinen Kopf zerschelle, als ich den Saum nur hebe, und doch kann ich nicht umhin, die wahnsinnigsten Anstrengungen zu machen, um ihn zu durchbohren.

Ich kämpfe nicht nur ohne Hoffnung auf Sieg, sondern sogar mit

der Gewißheit, daß ich überwunden werde, — und doch — ich kämpfe, um zu siegen . . .

Nur mit dem Tode kann man einen solchen Kampf führen.

Manchmal lache ich über mich selbst, und in Augenblicken unfertigen Suchens ringe ich mir die Energie der Resignation ab — aber das sind sehr kurze Pausen. Der Gedanke läuft aus Gewohnheit immer im gleichen Kreis — und wenn ich ihn mit Anstrengung auf halbem Wege umwende, kann ich nachher dem Gefühl des Vorwurfs nicht widerstehen, daß die Zeit rinnt und rinnt, und ich Nichts gefunden habe.

Und dieses Gefühl des Vorwurfs, eines Bedauerns gleichsam, steigert sich noch dadurch, daß immer am äußersten Ende solcher Betrachtungen ein langer Augenblick eintritt, wo der Gedanke, erschöpft von langer Anspannung, dem Willen, der ihn beständig weiter vorwärts treibt, sich nicht fügen will. Und sonderbar, diese Erschöpfung der geistigen Kraft erfolgt immer gerade in dem Augenblick, wo sie ein Ende zu erreichen schien, wo das Licht der gesuchten Wahrheit mir schon so nahe erscheint, daß es nur einer stärkeren Anstrengung bedurfte, um es zu erblicken und Alles zu verstehen; ich halte den Athem an, ich reize meine Phantasie auf, ich spanne alle Kräfte an — noch einen Gedankensprung — und ich bin am Ziel . . . Da sinke ich zurück.

Der Gedanke springt plötzlich wie ein allzu straff gespannter Bogen, und die Waffe, mit der ich den Himmel stürmen sollte, liegt zerschellt am Boden und macht alle Anstrengungen unnütz. Lessing sagt: Die Menschen hören gewöhnlich da zu denken auf, wo ihr Denken anfängt schwierig zu werden — und gerade da, wie ein anderer Schriftsteller noch hinzufügt, wo das Denken furchtbar werden könnte. Aber ob es wirklich dann furchtbar wurde? Ob das nicht nur eine Täuschung der Phantasie, nicht die gewöhnliche Illusion des Glaubens an die Macht der Vernunft ist?

30. März.

Wie schnell sie sich doch in den Gedanken an meinen Tod hineingelebt haben! Erst waren sie sehr verzweifelt, Hans weinte wie ein Kind, Sophie verzweifelte — und jetzt . . . Sie sitzt da und macht eine Häkelarbeit, Hans liest, und Beiden fällt es wohl kaum ein, daß mit jeder Masche, die sie vorwärts bringt, mit jedem Buchstaben ein kostbarer Augenblick für mich dahin rinnt. Und doch wissen sie es schon gewiß, sie wissen sogar, daß auch ich es weiß, denn ich habe ihnen selbst Alles erzählt — sie haben es sogar früher als ich gewußt. Und doch kann ich kaum eine Aenderung sehen. Sie sind nur ein wenig traurig geworden; sie scheuen sich, laut zu sprechen, — aber darüber hinaus ist Alles, wie es war.

Ich wundere mich durchaus nicht über sie. Was sollen sie dabei thun? Es ist schwer, ganze Wochen hindurch nur Thränen vergießen und sich

unnütz härmen: Man kann sich in den größten Schmerz einleben und das Haupt vor ihm senken: Ich habe mich ja doch selbst in meinen Tod eingelebt und bin gewissermaßen ruhig, um so mehr konnten sie sich daran gewöhnen. Es ist also Alles so, wie es sein mußte, — und doch ... doch reizt es mich entsetzlich. Warum ist es so? Warum wird der Tod des einen Menschen so gleichgültig aufgenommen von dem anderen? Etwa weil wir Alle sterben und der Tod eine alltägliche Erscheinung ist? Aber dadurch verliert er doch Nichts an seiner Furchtbarkeit. Ob nur ich sterbe, ob Millionen sterben, das ist ganz gleich, Tod bleibt Tod. Trotz der tausend Arten des Sterbens ist das Ende immer dasselbe. Ein Einzelwesen schwindet von der Welt auf immer, auf Ewigkeiten, und kehrt nie mehr dahin zurück. Liegt darin nicht Hölle genug, um die ruhigste Seele zu trüben?

Ich empfinde die ganze Seltsamkeit solcher Betrachtungen, ich antworte mir selbst, es kann nicht anders sein, denn wollte die Welt sich von dem Tode jedes Menschen erschüttern lassen, so würde sie selbst morgen unter dem Uebermaß von Leiden den letzten Athem aushauchen — ich selbst war nicht anders, und doch kann ich nicht umhin, zu fragen, warum es so ist?

Und nicht um ihre Thränen ist es mir zu thun, denn es ist mir selbst lieber, daß sie schon bedeutend ruhiger sind, — sondern um das Gesetz des Lebens, das sich so selbstsüchtig verhält gegen den fremden Tod. Der Mensch hat gelebt, gearbeitet, gedacht, war einer von den Brennpunkten in der Kette des Daseins, plötzlich geht er zu Grunde, schwindet ohne Wiederkehr — und das stört in nichts den allgemeinen Gang des Lebens. Er versinkt wie ein Stein im Wasser, und eine ruhige Welle strömt über ihn hin, ohne sich darum zu kümmern, daß immer neue Opfer in das Weltgrab steigen.

Ich weiß, das sind thörichte, dumme Gedanken, ja sogar selbstsüchtige Tüfteleien — ich weiß, so, wie es ist, muß es sein, denn so ist es gut — und doch bin ich nicht fähig, den Aufschrei der Empörung in mir zu unterdrücken, die das gleichzeitig grausam nennt.

Und jemehr ich dieses Gesetz unendlich weise und einzig möglich nenne, desto mehr empöre ich mich, desto mehr sehe ich darin nur Vernunft und nicht Herz.

Uebrigens habe ich mich vielleicht schlecht ausgedrückt, wenn ich sage: „Ich empöre mich.“ Empörung ist nicht nur die Unzufriedenheit mit bestehenden Einrichtungen — es ist zugleich auch die Ueberzeugung von der Unvollkommenheit einer Sache und der Möglichkeit des Vorhandenseins besserer Verhältnisse. Ich bin nicht so naiv, um mich gegen das zu empören, was unerschütterlich ist, was ich sogar für das möglichst Beste anerkenne; aber ich kann doch sagen, ob mir dies Etwas gefällt oder nicht, ob ich mich dabei wohl oder übel befinde. Eine solche Empörung stört das Weltall nicht.

Und doch ist der Mensch mit seinem ganzen Verstande ein schrecklich nichtiges Geschöpf. Begabt mit der Fähigkeit der Analyse und der Nachempfindung aller Dinge und beraubt jeder schöpferischen Kraft, sogar in dem Gebiete der Abstraction, ist er ein Simson, dem die Haare genommen sind. Er wälzt und windet sich hin und her und vermag Nichts, obgleich er Alles sieht.

Gut, daß mein Hans diese Blätter nicht liest. Er würde das wie gewöhnlich „Wasserschöpfen in ein bodenloses Faß" nennen — was es auch wirklich ist. Glücklich, wer es vermag, wenn er sich einmal darein gefügt hat, die vergebliche Mühe zu unterlassen. Bei mir ist es offenbar Manie geworden, und ich werde nicht mehr anders werden.

31. März.

Es liegt etwas Schweres, Unnatürliches in der Atmosphäre, die mich umgiebt. Das begann damals, als Staretzky Hans den wahren Zustand meiner Krankheit klar gelegt hat, und er dann auch Sophie auf diese Erkenntniß vorbereitet hat. Damals schlich sich zum ersten Mal etwas Unnatürliches in unser Verhältniß ein. Wir spielten beständig Komödie miteinander und wußten dabei sehr gut, daß wir sie spielen. Unsere Worte waren nicht der Ausdruck unserer Gedanken. Alle dachten dasselbe, und Jedes gab sich Mühe, die Wahrheit so tief als möglich zu verbergen. Ich habe geglaubt, Lopatzkys Besuch würde einen entschiedenen Umschwung herbeiführen und entweder die Gedanken auf andere Wege leiten, oder gestatten, laut zu denken. Weder das Eine noch das Andere ist eingetreten. Um endlich das erdrückende Schweigen, das Wichtigste, zu brechen, begann ich gleich am anderen Tage, ihnen Alles zu erzählen, damit sie wußten, daß ich mich nicht mehr täusche, und daß wir offen mit einander sprechen könnten.

Ich hatte mich aber verrechnet. Vor Allem verlangte ich etwas Unmögliches. Denn es ist geradezu unmöglich, daß man mit einem Sterbenden immer offen davon spräche, daß er sterben soll, und zweitens habe ich mich auch verrechnet in Bezug auf meine eigenen Kräfte. Wenn sie meinen dringenden Bitten nachgaben und zuhörten, was ich ihnen von dem eigenen Tode sagte, so sah ich, wie viel Schmerz ihnen das bereitete. Sophie wurde stets blaß und brach ein über das andere Mal in Thränen aus. Hans biß die Zähne aufeinander und sprach kein Wort, das erregte mich unerhört. „Warum," dachte ich bei mir, „sollen sie nicht klar und offen bekennen, daß sie sich mit der Thatsache aussöhnen, daß sie schon daran denken, was nach meinem Tode sein wird? Denn sie müssen ja doch dran denken . . ." Ich war ermüdet, ich habe selbst mit einer gewissen Erbarmungslosigkeit in meiner Wunde gewühlt, vielleicht um ihnen zu beweisen, daß mir Nichts weh thut, und daß ich meinen Tod wie eine alltägliche Sache behandle. Ich weiß, daß ich auf diese Weise mich selbst betäubt habe, daß ich mich

bemüht habe, durch gekünstelten Muth die Angst zu verbergen, die mir am Herzen nagte. Und durchaus habe ich verlangt, daß auch sie sich einen solchen Cynismus der Wahrheit aneignen; ihre ängstliche Miene, die Verwirrung, die sie auf Schritt und Tritt zeigten, waren mir das Unerträglichste.

Endlich habe ich mein Ziel erreicht, aber dieser Sieg hat mich zu viel gekostet, und ich habe erkannt, daß meine Nerven schwächer sind, als ich geglaubt habe. Als Hans einmal so zu sagen mit der Offenheit, die ich wünschte, sagte: „Fräulein Sophie wird gleich, wenn Alles vorbei ist, auf's Land gehen," empfand ich einen solchen Krampf im Herzen, als ob mich Jemand zwischen Klammern gesteckt hätte. Nein, ich konnte das nicht mit anhören, ich schrie auf: „Hör' auf" und drängte nicht mehr in sie.

Ich selbst begann schließlich daran zu denken, daß ich verfaule; aber das leiseste Wörtchen aus ihrem Munde durchbohrte mich wie ein Dolch. Und warum das? Ich täusche mich doch garnicht mehr. Ich weiß Alles, meine Phantasie stellt mir die schrecklichsten Bilder vor, aber hören kann ich es nicht. Sie fühlen das und nehmen sich sehr in Acht. Aber wovon soll man jetzt sprechen? Wo ist ein Gegenstand, der uns auch nur einen Augenblick ganz beschäftigen könnte?

In den ersten Tagen habe ich mit Hans lange, ernste Gespräche, beständig über das Thema des Todes, geführt. Anfangs über meinen eigenen, dann im Allgemeinen. Vornehmlich sprach ich, und er hörte zu. Von Zeit zu Zeit nur warf er ein Wort ein, bis auch er sich für den Disput erwärmte. Da vergaßen wir für einen Augenblick Alles, und die alten Zeiten waren wiedergekehrt. Aber ein Blick, ein unachtsames Wort genügte, damit wieder die furchtbare Wirklichkeit vor uns stand in ihrem ganzen entsetzlichen Grauen.

Da ließen wir die Dispute. Die eintönige Gleichheit des Inhalts, das beständige Wiederholen ein und derselben Gedanken mußte endlich aufhören. Ich kann weder Neues ersinnen, noch mich zur Selbstverleugnung aufschwingen. Mein Geist strömt nur drei Worte aus: Ich muß sterben. Und doch wird es ihm schwer, beständig von meiner Tragödie zu leben, denn noch lebt er, und die ganze Welt nimmt ihn in Anspruch. Daher jetzt die Langweile, der Zwang, die eigenen Gedanken zu verbergen, und die Unnatürlichkeit, die mir wie ein Bleigewicht auf der Seele lastet. Ganze Stunden gehen hin, und wir sitzen da und sprechen kein Wort und nützen die Tage nicht aus, die wenigen, die mir noch geblieben sind.

Und so wird's bis an's Ende sein, und ich werde scheiden mit der immer stärker auf mich eindringenden Vermuthung, daß ich nicht vermocht habe, die Reste des Lebens zu genießen, daß ich versäumt habe, Etwas zu thun, zu sagen . . .

Und angesichts dessen kann ich nicht einmal wünschen, daß dieses Ende sich länger hinziehe. Wozu? Zu welchem Zweck? Um sich noch länger zu quälen und selbst zu leiden? Mich kann Nichts mehr treffen. Die Tage

werden dahin gehen, einer ganz wie der andere, entsetzlich eintönig in Erwartung, denn sie warten, sie würden es im eigenen Gewissen nicht zugestehen — aber sie warten . . . Sophie hat die Hälfte ihrer Stunden aufgegeben, Hans auch — und er besucht die Vorlesungen nicht, sie wissen doch ganz gut, daß es so nicht lange währen kann, sie warten also beständig . . .
. . . jeder Tag meines Lebens ist ein Diebstahl an einem Theilchen ihrer Freiheit, ist ein Raub an ihrem eigenen Leben, ich sehe das Alles — und doch darf ich nicht einmal davon träumen, daß ich auch nur ein Stündchen für mich dem Tode abhandle.

Im Gegentheil — eilen heißt es, um sie zu befreien.

1. April.

Zwei Briefe habe ich heute zum ersten April bekommen. Die lebendige Welt hat sich meiner erinnert und schickt mir Grüße und zugleich ihren Abschied. Damit werden meine Beziehungen zu ihr wohl enden. Hans, der wohl aus den Marken der Stadtpost geschlossen haben mag, welcher Art diese Briefe sind, wollte sie mir nicht geben, es sind gewiß Dummheiten, meinte er. Er hat sich nicht geirrt: Es war wirklich lauter unnützes Geschwätz, und doch haben mir die beiden Blätter mit unbekannten Handschriften ein großes Vergnügen bereitet, so sehr sie auch mit meiner augenblicklichen Lage im Widerspruch stehen.

Die Welt, diese Welt voll pulsirenden Lebens, voll Beweglichkeit, voll Sonnenschein hat zum letzten Male in mein Kämmerlein hineingeschaut. Es hat mich mit wunderbarer Freudigkeit erfüllt, daß mich diese Welt noch zu ihrer Schaar zählt, und daß ich für sie nicht vor meinem Hinscheiden gestorben bin. Ich habe schon ganz auf sie verzichtet und habe mich freiwillig aus der Liste der Lebenden gestrichen, da drängt sie mir die Ueberzeugung auf, daß ich noch lebe.

Aber auf dem Boden unserer Freude ruht auch ein bitterer Schmerz. Jeder Widerschein des Lebens fällt nur dazu in meine Seele, um desto greller alle ihre Wunden zu beleuchten. Darum habe ich auch schon der Welt entsagt und will sie so schnell als möglich vergessen. Ich möchte sie verlieren, ohne sie zu sehen, ich möchte lernen, ihr zu entsagen, ich möchte sie hassen, um meine Leiden zu vermindern. Ich habe mich wie mit einer Quarantäne umgeben, die keine Nachricht von draußen her einläßt; ich unterbreche ein Gespräch, wenn ich in ihm nur das leiseste Echo der Welt erhaschen kann; und doch schützt auch das mich noch nicht ganz. Es ist manchmal schwer, auf der Hut zu sein. Oft stelle ich mir unwillkürlich Fragen und vergesse die Wirklichkeit, mit Sehnsucht begrüße ich einen Schimmer des Abglanzes des mir verlöschenden Lebens, um dann noch mehr zu leiden.

Heute zum Beispiel hat mir Hans unwillkürlich einen großen Schmerz bereitet. Er sprach von der jüngsten Weichselüberschwemmung und gedachte der geplanten Promenaden. Eine Dummheit, ein Nichts, eine lächerliche

Sache, und doch hat es mir ein furchtbares Leid bereitet. Wozu brauche ich von Etwas zu wissen, was sein wird, und was ich nicht mehr sehen werde?

Nur ein Sterbender kann begreifen, wie viel Leiden, wie viel wahnsinnige Verzweiflung in dem Worte liegt: Ich erlebe es nicht! Ich werde es nicht sehen. — Ganz einfach, ich werde es nie sehen! . . .

Und nachdem ich diese Welt hinter mich geworfen, was bleibt mir noch für den Rest meiner Tage? Die vier nackten Wände meines Zimmers, die Dächer unter meinem Fenster, eine Bettdecke voll Löcher und die Zeichnung der Tapeten. Das ist nicht mehr der Hintergrund, auf dem sich mein Leben abspielt. Es ist das Leben selbst, ein Darüberhinaus giebt es nicht für mich . . . Und ich quäle mich, quäle mich hundert Mal mehr moralisch als physisch, denn diese Leere und diese gräßliche Langeweile und Unbeweglichkeit, unter der ich dahinsieche, giebt mir vollends den Tod. Da werden mir die Stunden zugleich zu Jahrhunderten und zu Augenblicken. — Ich leide darunter, daß ich leide, ja, daß ich zu leiden aufhören solle. Die Gedanken gehen alle wirr durcheinander und verwickeln sich; ich weiß selbst nicht, was ich begehre, was ich thun, woran ich denken soll, und werde wieder kindisch und apathisch. Die Löcher in der Tapete, die Wände sind hier Gegenstand des Gesprächs und der Gedanken, es wiederholt sich die ewige Geschichte, nie wieder ein neues Erwachen, das die schlummernde Hydra aus dem Schlafe weckt. Und so in's Unendliche, unaufhörlich bis zur Erschöpfung.

Manchmal, wenn ich unbeweglich daliege, die Augen auf die Decke geheftet, ohne ein Wort zu sprechen, und mit meinem Leiden ringe, kommt mir der Gedanke: Warum nütze ich diesen Rest des Lebens nicht, warum spreche ich nicht, warum umgebe ich mich zu früh mit der Stille und der Leere des Grabes? Man muß doch die letzten Fünkchen des Bewußtseins ausbeuten, genießen, für das ganze Leben Etwas sagen, Etwas thun und endlich wenigstens das Fünkchen von Lebenswonne ganz und gar genießen.

Dann beginne ich fieberhaft zu sprechen, gebe Sophie Rathschläge für das ganze Leben, dictire meine letzten Bestimmungen, philosophire mit Hans, gebe Paradoxen von mir, lache, herze, küsse sie Beide, und so geht unbemerkt die Zeit dahin.

Unbemerkt! Eben, daß sie unbemerkt hingeht, macht mir Qual. Mit Bedauern und Muth zähle ich solche Minuten, und leide, weil sie mir so schnell dahingegangen sind, weil ich sie nicht gefühlt habe, und weil ich versäumt habe, während sie dahinströmten, bei jeder von ihnen mir den wonnigen Gedanken zu wiederholen: „Ich lebe noch!"

Diese Minuten, diese kostbaren Minuten verliere ich so leichtsinnig, ohne jeden ihrer Augenblicke einzusaugen, ohne mich an ihrem Dasein zu berauschen. Verlorene Minuten, erbarmungslos meinem elenden Leben wie

einem Altar gestohlen, entrissen. Der kann sie verlieren, der sie nicht zählt, weil er Millionen ihrer vor sich hat, ich darf sie nicht preisgeben, denn es ist mein einziger Schatz, das letzte Privileg des Lebens.

Und wieder steht Alles vor meinem Gedächtniß, und ich quäle mich. Und die Tage schwinden hin, schwinden hin . . .

2. April.

Heute Mittag hatte ich ein längeres Gespräch mit Hans. Vor Allem überraschte mich der ungeheure Unterschied, der zwischen unseren Vorstellungen von dem Tode herrscht. Es handelt sich nicht darum, ihn zu begreifen, denn wer begreift ihn? sondern über die Tiefe des Denkens an ihn. Mir erscheint der Tod als der einzige Wurm, der an den Menschen nagt, als ihre einzige Tragödie, der gegenüber alles Andere Spielwerk ist, der Tod — das ist der wahre Fluch, der auf den Kindern der Erde lastet. Hans aber faßt ihn anders auf. Auch für ihn ist er ebenso sehr ein Unglück, aber nicht eines der größten. Er ist ein nothwendiges Uebel, aber eben, weil er ein nothwendiges ist, verliert er an Kraft, denn er tritt als etwas mathematisch Gewisses in alle Berechnungen hinein und hört auf, etwas Blindes zu sein. Das ist das Muster praktischer Betrachtung, die sich nicht auf das ganze Dasein eines Wesens, sondern nur auf sein Leben stützt.

Betrachten wir den Tod als etwas Gewisses, als eine unabwendliche Nothwendigkeit, und nehmen wir ihm dabei den Charakter einer blinden Ueberraschung, so erleichtern wir uns lediglich die mathematischen Species des Lebens, indem wir zu der allgemeinen Summe diese unbekannte Größe hinzufügen oder von ihr abziehen. Wir haben Kirchhöfe, fertige Särge, Begräbnißunternehmer, Sarkophage, wir haben eine Statistik, Medicin, sogar Balsam — wie Neugeborene ihre Wiegen, ihre Windeln und ihre Ammen haben — mit einem Wort: Wir haben es fertig gebracht, uns sogar in dem Handwerk des Todes eine Specialität zu schaffen und ihm sein Gebiet abzugrenzen. In der That, wir können sterben ohne die Befürchtungen, Jemandem Schwierigkeiten zu machen, denn es ist schon Alles bereit und wartet. Der Tod ist für uns eine ähnliche Erscheinung, wie beispielsweise der Sonnenuntergang oder die Ankunft einer berühmten Diva; den Verstorbenen packt man in den Sarg; die Diva zu sehen, geht man in's Theater — und dann ist Alles in Ordnung. Wirklich, der Tod hat schon sein Gebiet, wir ziehen ihn in unsere Berechnungen, und die Welt braucht sich um ihn nicht mehr zu kümmern. Außerordentlich bequeme Einrichtung für die Lebenden.

Und für die Sterbenden? Sollen sie sich darüber freuen, daß sie der Todtengräber sorgfältig begräbt, oder der Tischler den Sarg gut zuschlägt? Was hat das mit dem Tode selbst zu thun? Was mit ihren Gedanken, ihren Leiden? Was mit dem Räthsel, vor dem sie schaudern? Was will

ich denn? Nichts will ich; ich spreche nur und frage. Das wird doch erlaubt sein? Die unerschütterliche, ja die bedingte Vortrefflichkeit der Gesetze des Weltalls bewahren uns vor den sinnlosen Versuchen, sie zu beurtheilen — aber es wird doch erlaubt sein, einmal zu knurren, wenn es allzuweh thut. Und Hans begreift das Alles nicht. Seine Gedanken scheinen an einer Grenze Halt zu machen, wo meine weiter gehen, immer weiter.

Erst jetzt ist es mir gelungen, den Unterschied zwischen ihm und mir, der vielleicht sogar schon lange entstanden ist, gut zu erfassen. Er ist der Typus eines praktischen, thätigen Menschen, der ewig, sei es auch nur in Träumen, Etwas niederreißt oder aufbaut. Er ist himmelweit gescheiter als ich und bannt seine Gedanken nicht wie ich in die Sphäre nutzloser Grübeleien, die den Geist von der Wirklichkeit entfernen. Auch er ist kritisch, auch er gehört zu Denen, die mit dem Leben unzufrieden sind, aber für alle Mängel hat er seine Arznei, und leidet er — so leidet er nicht wie ich unter dem Druck, sondern wie Tantalus, der die Speise sieht und fühlt und zu sich heranziehen möchte.

Und dann ist für ihn das Dasein des Menschen und das Leben Eins. Mit dem Gesetz von der Vergänglichkeit aller Dinge hat er sich schon ganz ausgesöhnt, und da er Nichts vor dem Anfang und nach dem Ende sieht, so giebt er sich alle Mühe, Anderen und sich selbst diese einzige Gelegenheit des Daseins auszunützen und angenehm zu machen. Alles stützt er auf das Leben, dafür arbeitet er, von diesem Standpunkt verurtheilt er Alles. Als ich heute die paradoxe Behauptung aussprach, daß angesichts der Gewißheit des Todes Alle die Hände in den Schooß müßten sinken lassen, denn wozu arbeiten und kämpfen, wenn wir nicht einmal die Gewißheit haben, daß wir wenigstens für Tage die Freude unserer Arbeit genießen, — antwortete er mir, so wie es ist, sei es gut; denn wenn Alle so dächten, ginge die Welt zu Grunde. Das ist keine Antwort auf meine Behauptung. Ich habe Grundsätze berührt, er Ergebnisse — und eben darin hat sich deutlich die Stimmung seines Geistes widergespiegelt. Darum können wir uns auch nie verständigen.

Daß es so, wie es ist, gut ist, weiß ich selbst und stimme seiner Behauptung bei, aber warum es so ist, das ist zum Mindesten merkwürdig. Wie kommt es, daß wir an die einzige Gewißheit, daß wir Alle sterben, so wenig denken und fast Nichts thun, um ihr zu begegnen? Der Jüngling zum Beispiel widmet zehn Jahre mühsamer Arbeit lediglich dem Ziele, Arzt oder Anwalt zu werden, und fast nie kommt ihm der Gedanke, daß vielleicht diese ganze Mühsal vergeblich gewesen sein kann, weil er stirbt, ehe er Etwas erreicht. Der Beamte bringt Zehntausende von Stunden über seinem Arbeitstisch zu und schreibt ganze Stöße Papier voll mit Angelegenheiten, die ihn garnichts angehen, lediglich in der Hoffnung einer kleinen Beförderung, und kümmert sich auch nicht darum, ob er es erlebt. An den

Tod aber denkt Niemand, Niemand rechnet in der Wirklichkeit mit ihm; und was sind ihm gegenüber alle Beförderungen der Welt, aller Ruhm, aller Glanz, was sind Millionen, Quadrillionen sogar?

Ueberdies können die Beförderungen ausbleiben, der Ruhm verwehen wie Staub, die Quadrillionen verschwinden — nur der Tod allein steht unerschütterlich da als das sichere Ende aller Dinge.

Warum rechnen wir so wenig mit ihm?

Hans würde schnell mit der Antwort bei der Hand sein. Für ihn ist es auch hier gut, wie es ist; denn wenn die Menschen eine Woche über solchen Betrachtungen hinbringen wollten, so würde die eine Hälfte sich vor Entsetzen todtschießen, die Andere verrückt werden.

Aber das ist keine Antwort auf die Frage, nicht darum handelt es sich, ob es so gut oder schlecht ist, weil es so ist und sein wird, — sondern warum es so ist.

Das kommt daher, weil wir Alle wissen, daß wir sterben werden, und Niemand es glaubt. Mit Unrecht hat man das ein Paradoxon genannt; es ist die echteste Wahrheit, den Tod setzen wir bei Allen voraus, nur nicht bei uns selbst, trotz der Milliarden von Beispielen, trotz der einleuchtendsten Regel.

Niemand gesteht sich das sogar selbst ein, wir bringen es fertig, über unsere eigene Dummheit zu lachen, und dennoch ... dennoch ... glauben wir's nicht. Dieser sonderbarste aller sonderbaren Unglauben prägt sich vielleicht nie in unserem Geist als eine klar und deutlich formulirte Behauptung aus, aber er steckt irgend wo in einem Winkelchen der Intelligenz als instinctiv angeborene Stimme. Wir wissen nicht, daß wir ihn haben, und er paßt doch in das Werk unserer Gedanken hinein und übt Einfluß auf sie.

Und nie, selbst in den geheimsten Geheimnissen der Gedanken, sagen wir uns: „Ich sterbe nicht." Nein, das wäre gar zu sinnlos, zu thöricht: Wir ziehen nur unseren Tod in's Unendliche hinaus, wir rücken ihn so tief in weiteste Ferne, daß er uns schon ganz aus den Augen verschwindet.

Die Jahre des Lebens fließen dahin, der Tod aber nähert sich nie; auch er fließt mit den Jahren fort, und immer sind wir in gleicher Entfernung von ihm. Der Verstand widersetzt sich dem, aber die geheime, unfaßbare, verschämte, leise Stimme flüstert beständig in unser Ohr: Vielleicht doch, vielleicht doch. Und worauf der Mensch dann rechnet, ist am wenigsten verständlich; wahrscheinlich auf Gott im Himmel, auf ein Lebenselixir, vielleicht gar auf das, worauf noch der Verbrecher rechnet, der schon den Strick um den Hals hat: Wer weiß? und wenn es wirklich wäre . . . .?

Darin steckt die Wurzel dieser sonderbaren Gleichgültigkeit gegen den Tod, und dem verdanken die Menschen ihr Dasein und ihre Civilisation.

Denn wer wollte schaffen, arbeiten, Etwas beginnen, wenn es nicht dieser unbewußte Glauben an die Unsterblichkeit nahezu wäre — nicht dort irgendwo im Himmel, sondern hier auf Erden? Wer wollte Leiden erdulden ohne die Hoffnung, daß sie einmal enden, und daß dereinst die Zeit kommt, die Früchte zu genießen?

Warum sollten die Menschen Liebe spenden? Sich selbst zum Opfer bringen? Aus Altruismus? Thorheit. Was sollte uns die Liebe, wenn sie uns nicht wenigstens ein Stündchen des Daseins schenkte? Was sollte uns die Zufriedenheit mit uns selbst, wenn wir sie nicht fühlen sollten?

Prüfen wir uns nicht mit Idealen. Mosso hat die Stelle im Gehirn aufgefunden, wo sich die Nervengruppe befindet, die der Mutterliebe entspricht. Wer sie in dem Zustand der Zersetzung hat, heißt ein Ungeheuer, wer sie im Zustande des Wachsthums besitzt, empfängt die Huldigungen der Welt. Wenn das wahr ist, wo ist ihr Verdienst oder Schuld? Wer ist schuld daran, daß ihm da im Gehirn Etwas zu- oder abnimmt, wenn er so auf die Welt gekommen ist?

Und doch, wie wissen zärtliche Mütter zu prahlen mit ihrer Kindesliebe? Sie sollten wissen, daß sie nur dem Gehirnknötchen ihre Idealität verdanken, und daß sie ihre Kinder, wenn sie nicht diesen Nerv besäßen, mit eben so viel Zärtlichkeit erwürgen könnten.

So wollen auch wir unsere Altruismen nicht lediglich auf die Rechnung der Idealität unserer Natur setzen, denn auch für sie könnte ein Ursprung gefunden werden, so dunkel, so blind, so unbewußt wie die Gehirnknötchen Mossos.

3. April.

Ich schreibe in Gegenwart Sophies. Ich habe in den letzten Tagen kein Geheimniß daraus gemacht. Sie haben mich wiederholt gefragt, was ich schreibe; ich habe sie mit leeren Worten abgefunden. Von der abwechselnden Aufsicht der Collegen habe ich mich endlich befreit. Ich habe Hans ein für alle Mal gesagt, er soll sie nicht herbringen. Nichts hat mich mehr gereizt, als ihre dummen Gespräche und ihr Wunsch, mich unter Curatel zu stellen. Sie meinen, ein kranker oder absterbender Mensch verliert einen Theil seiner Unabhängigkeit oder wird zu einem Gefäß, das zur Ueberladung mit einem ganzen Vorrath an Mitleid, Theilnahme und Erbarmen gut ist. Physische Ohnmacht erzeugt keineswegs geistige Gebrechlichkeit! Im Gegentheil, die Ohnmacht des Körpers schärft nur die Eindrucksfähigkeit der Nerven und verfeinert den Geist. Die Lebenskräfte werden in der einen Richtung nur allzu sehr geschont, mein Geist ist jetzt so eindrucksfähig gegen äußere Wirkungen, daß die zarteste Schattirung im Klang der Stimme, die leiseste Bewegung der Gesichtsmuskeln meiner Aufmerksamkeit nicht entgeht. In der Fähigkeit des Errathens komme ich häufig bis zum Absurden und bilde mir oft Dinge ein, die garnicht vorhanden sind, und quäle mich und Andere damit. Ich habe einen solchen

Zustand der Reizbarkeit erreicht, daß ich in Allem Ursachen suche, mich selbst zu verletzen. Da hilft keine Reflexion, kein Eingehen auf die Lage Anderer; ich muß' Alles in meiner Weise ummodeln und in meiner Weise mir erklären. Ich weiß, das sind phantastische Chimären, krankhafte Ueberreizungen, und doch bin ich nicht fähig, meine eigenen Nerven, die manchmal rasend werden, zu beherrschen, und peinige mich auf diese Weise noch mit meiner eignen Pein.

Da sind z. B. die Gespräche meiner Collegen: Wovon sie sprechen sollten, weiß ich selbst nicht, aber jedes ihrer Worte hat mich beinahe zur Raserei gebracht. Sprachen sie mit halblauter Stimme, mit Theilnahme und mit dem Wunsche, sich dem Grundton der Traurigkeit und des Bedauerns anzuschließen, der nach dem natürlichen Lauf der Dinge jetzt rings um mich her herrschend geworden ist, so verstimmte mich das im höchsten Grade und rief in mir den unüberwindlichen Wunsch hervor, sie Alle sammt ihrem Mitgefühl zu verspotten. Ich brauche ihr Mitleid nicht, dieses Scheidemünzenmitleid, das Nichts kostet, und das man moralischen Bettlern wie ein Almosen reicht.

Selbst Hans und Sophie, selbst diese Engel der Liebe sind manchmal der Gegenstand meines augenblicklichen Hasses, denn es giebt Augenblicke, in denen ich mit Wollust mit ihren Gefühlen spiele und mich ergötze an den Folterqualen, die ich ihnen bereite. Ich bin boshaft, rauh, mitleidslos, ich weiß das selbst sehr gut; aber gerade, daß ich meine eigene Schuld sehe, gerade das treibt mich zu immer boshafteren Ausschreitungen. Je mehr ich mich Teufel fühle, desto mehr gebe ich mir Mühe, diesen Namen zu verdienen. Bisweilen liegt auch auf dem Boden der Hölle Wonne: vielleicht eine satanische, ungeheuerliche, aber doch Wollust. Kranke Seelen wie die meine haben an Allem, was raffinirt ist, ihre Freude, sei es nach der guten, sei es nach der schlechten Seite.

Auch heute habe ich ihnen und mir selbst einige Stunden vergiftet. Es handelte sich wie gewöhnlich um eine nichtige Sache, um eine Kleinigkeit — und doch habe ich Sophie bis zu Krämpfen gebracht und Hans bis zur Niedergeschlagenheit.

Mir Nichts, dir Nichts äußerte ich laut, ich müßte mir neue Gamaschen anschaffen. Ich sagte es natürlich ohne jeden anderen Gedanken, so für mich hin, um Etwas zu sagen. Ich mache solche Fehler schon immer seltener, denn ich habe mich schon an Consequenz in meiner neuen Lage gewöhnt.

Sophie aber hielt mich für naiver, als ich in Wirklichkeit bin; sie fing an, meinem Vorschlag eifrig das Wort zu reden, und fragte mich nach allen Einzelheiten. Die Arme wollte mich für einen Preis von einigen Rubeln auf einen Augenblick von der Wirklichkeit entfernen und redete mir ein, daß ich die Gamaschen wirklich nöthig brauche.

Dieser plötzliche Wunsch, meine Laune zu befriedigen, frappirte mich sofort. Ich brauchte keine Viertelstunde darüber nachzudenken. Eine ganze Reihe von Gedanken, durch eine Unerbittlichkeit einer mit dem anderen verknüpft, huschte mir durch den Kopf.

Die eine Hälfte des Herzens war voll Dankbarkeit gegen Sophie wegen ihrer Liebe, die andere war von Bitterkeit erfüllt, weil ich mich so hatte überrumpeln lassen. Die Bitterkeit gewann die Oberhand. Meine Nerven sind so krank, so schmerzhaft und daher so unempfindlich, daß ich unfähig bin, mich Antrieben zu widersetzen. Ich sinke dorthin, wo ich mich hintrage, trotz des Einspruchs des Verstandes, trotz des Gegenbefehls des Willens. Ich wollte Sophie einreden, sie habe höhnisch gelächelt, als ich von Gamaschen sprach, obgleich das arme Mädchen auch nicht daran gedacht hat. Ich warf ihr Mangel an Herz vor, ich bezichtigte sie der Grausamkeit, ich klagte sie der raffinirten Absicht an, mich zu quälen, mir die letzten Tage zu vergiften, u. s. w., u. s. w.

Was habe ich ihr nicht Alles gesagt! Und sie? Demüthig, eingeschüchtert, in Thränen gebadet, versuchte nicht einmal, sich zu rechtfertigen. Sie sah mich mit weitgeöffneten Augen erstaunt an, dann begann sie leise Hans zu klagen und ihn zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen. Und in der Hand hielt sie noch das Beutelchen, aus dem sie vorher das Geld für diese unglückseligen Gamaschen hatte nehmen wollen. Ich sah das Alles, ich begriff Alles vortrefflich, sogar auch, daß sie bereit war, um meine Laune zu befriedigen, so viel, so schwer erarbeitetes Geld hinzugeben — ich erkannte meine ganze Schuld an; aber gerade, weil ich mich in so hohem Maße schuldig fühlte, beharrte ich nichtswürdig auf meinem Willen. Es endete, wie gewöhnlich derartige Scenen enden: Sophie kniete an meinem Sessel nieder, herzte und küßte meine Hände, meinen Hals, bis meine Erregung sich in Thränen löste. Ach! der Tod ist vor Allem eine boshafte Hexe, die das Herz zerfrißt, die das Hirn vergiftet. Der Tod ist nicht eine rührende, gefühlvolle Scene aus dem Ende eines Dumas'schen Schauspiels, sondern ein schmählicher Proceß der Zersetzung von Geist und Körper.

Irgendwo im Sturm der Elemente untergehen — in den Fluthen des Lebens, unter Kampf und Ringen — ja, das wollte ich — aber so hinsterben, so elend, so nichtig in den vier Wänden, das ist nicht grausam mehr, das ist scheußlich.

Denn ich sterbe nicht hin, ich faule allmählich und hauche langsam mein Leben aus. In einem solchen Tode liegt nichts Großes, Erhabenes. Ich bin ein hinsiechender Bettler, Nichts mehr. Kein Dichter der Welt könnte aus einem solchen Tode einen Gegenstand seiner Erzählung machen.

Alles grau, flach, langweilig, entsetzlich langweilig.

4. April.

Was für ein gräßliches Wetter heut! Den Himmel sieht man gar nicht, kaum die Wolken durch die sprühenden Tropfen, die langsam herab-

kommen, auch der Wind heult nicht. Das eintönige Plätschern des Wassers, das an die Dächer schlägt, bringt in die Ohren und läßt Nichts außer sich hören. Aller Raum ist von der grauen, düsteren, farblosen, schrecklichen, unerbittlichen Feuchtigkeit angefüllt, die überall durchdringt, selbst bis in die Seele. Jeder Nerv zittert mir, ich fühle das so deutlich, daß ich selbst zittere. Zum ersten Mal fühle ich Schmerzen im ganzen Körper, der Schmerz ist sogar bis in die Haare, in die Nägel, in die Knochen gedrungen — und ich fühle, daß ich sie habe.

Und dieses eintönige Plätschern stöhnt, dröhnt, schluchzt wie eine Glocke, die zum Begräbniß läutet.

5. April.

Schon den zweiten Tag schreibe ich im Bette, indem ich mein Papier auf eine Pappunterlage stütze, ein wenig unbequem, aber es geht nicht anders. Ich glaube, ich stehe nie wieder auf. Merkwürdig, daß ich so ruhig daran denke; vor wenigen Tagen erstarb mir das Herz bei der bloßen Annahme dieser Nothwendigkeit, und jetzt, wahrhaftig, behandle ich es vollständig kühl. Vielleicht ist es die Folge der Erschöpfung der geistigen Kräfte, denn all' diese dramatischen Vorgänge haben verteufelt viel davon aufbrauchen müssen.

Immer häufiger habe ich Augenblicke vollkommener Verblödung. Ganze Stunden gebe ich mich Betrachtungen über die symmetrischen Zeichnungen des Vorhangs an meinem Bette hin und unterhalte mich recht gut, indem ich bald das eine, bald das andere Auge schließe, um auszuprobiren, mit welchem ich besser sehe. Und dazu erscheint die ganze Zeichnung dem rechten Auge anders, als dem linken: bald sind die vier Ecken schmal und lang, bald breit und kurz, mit einem Wort, ein vortreffflicher Zeitvertreib. Sophie aber kann wahrscheinlich garnicht begreifen, warum ich so starr den Vorhang ansehe und mit den Augen die Kunststücke mache.

Aber ich fühle mich dabei immer wohler. Ich habe immer den Eindruck, als hätte ich keine Lust zum Denken, gerade so, wie ich keine Lust habe, die Hand auszustrecken oder mich auf die andere Seite zu legen. Hätte ich nicht mein vollständiges Bewußtsein, so würde ich das Schlummern nennen.

Die heutige Nacht war sehr schwer. Als ich gegen Mitternacht einschlief, kam mir plötzlich, gerade als mir das Bewußtsein schwand, der Gedanke, ob das nicht der Tod wäre. Jetzt weiß ich nicht mehr genau, ob ich es geglaubt, oder ob ich es nur vermuthet habe. Ich erinnere mich nur, daß ich Anstrengungen machte, munter zu werden, daß ich mit aller Kraft die Augen offen hielt und gegen die Schlafsucht ankämpfte, die mich umfangen wollte. Ein unerhörtes Spiel der Gedanken war der Hintergrund für diesen Kampf, als hätte sich mein Hirn in Theile zerlegt, und jeder dieser Theile dachte besonders gleichzeitig mit den anderen, ohne daß der eine dem anderen hinderlich war. Man könnte das ver-

vielfältigtes Denken nennen. Es ist eine so sonderbare Erscheinung, daß sie sich garnicht genau beschreiben läßt, schon darum nicht, weil sie grundsätzlich jeder gesunden Vernunft widerspricht. Vielleicht sind nur wir Sterbende befähigt zu derartigen Experimenten, denn bei uns schießt die Logik Purzelbäume.

Heute früh war mein erster Gedanke: „Ich lebe noch!“ Schon seit lange begrüße ich den Tag auf solche Weise. Und gerade dann erscheint es mir als etwas ganz Unmögliches, daß ich je sterben könnte. Wie sollte das sein? Wie könnte der Augenblick kommen, wo ich nicht sollte ausrufen können: Ich bin!

Und in solchen Momenten bin ich nicht im Stande, mir meinen Tod vorzustellen. Mein Ich kommt mir derart bewußtvoll und nothwendig lebensvoll vor, daß ich keineswegs glauben kann, daß es aufhört, zu sein. Ich, ich, ich! — wiederhole ich mir beständig, und mir fehlt die Einbildungskraft zu der Vermuthung, daß ein Augenblick kommen könne, wo ich das nicht mehr wiederhole.

Ein so kräftiges Empfinden der Lebensfülle meines Ich müßte, sollte es, meine ich, zu dem Glauben an seine Unsterblichkeit bringen, — aber leider vermögen der tägliche Schlaf und das Nichtsein vor der Geburt diese Täuschung nur zu gut zu zerstreuen. Wenn ich schon in dem einen Theil der Unendlichkeit nicht war und das Bewußtsein verliere mit jedem Male, wo ich meinen Kopf auf das Kissen lege, dann ist es möglich, daß ich auch den anderen Theil der Unendlichkeit nicht sein werde.

Der Tod kann die Fortsetzung des Daseins bilden, das vor dem Anfang war, und ob mir dieses Dasein dann zum Schlummer oder zum Nirwana wird, — das ist gleichviel, wenn man doch nicht ausrufen kann: „Ich bin.“ Das Leben ist eine Episode des Daseins des Weltalls. Wir entstehen aus dem Nichts, wie Geister durch unbekannte Kräfte in's Sein gerufen, schimmern einige Augenblicke wie ein Fünkchen im Winde und fallen wieder in das Nichts zurück, aus dem wir entstanden sind.

Hans gießt mir Arznei ein: wozu trinke ich diese Scheußlichkeiten, ich weiß wahrhaftig nicht. Staretzky besteht hartnäckig darauf und stopft mich damit und freut sich, daß ich sie nehme. Und mir ist wahrhaftig schon Alles gleich. Auch gegen das Fieber versprach er mir Etwas zu bringen. Ich bin sehr neugierig. Es soll Etwas nach seiner eigenen Erfindung sein und noch nicht erprobt. Ob er mich nicht blos betölpelt?

6. April.

In der letzten Zeit hat Hans mir täglich einige Stunden laut vorgelesen. Er bestand darauf, das zu thun, und behauptete, es müsse mich zerstreuen — ich habe aber meist an etwas ganz Anderes gedacht; denn was kümmert es mich jetzt auch, welche Vorstellungen Carlyle von Helden hat oder was für gesellschaftliche Zustände bei den alten Inkas und Az-

teken herrschten! Was kann mich das kümmern? Mag er das lesen für sich, für ihn hat es vielleicht einen Werth — aber für mich? —

Aber die letzten beiden Bücher haben mich sehr interessirt, weil sie vom Tode und von dem Leben nach dem Tode handelten; Hans hatte sie offenbar mit Absicht für mich gewählt. Ich hörte begierig zu und gab mir alle Mühe, zu glauben. Er behauptete, ich weiß nicht, ob er nur so that oder ob es wirklich so war, daß ihm die Ausführungen der Verfasser nicht wahrscheinlich vorkämen. Aber ich konnte mich nicht benebeln lassen. Mit Wonne hätte ich diese letzten Reste meines Lebens hingegeben, wenn ich nur irgendwo für meinen irrenden Geist einen Anhalt hätte finden können — ich konnte nicht. Uebrigens habe ich den einen der Autoren gar nicht verstanden, ich habe mir nicht einmal die Mühe gegeben, ihn zu verstehen, da mich von vornherein die wunderliche Erklärung des „Ich" erschreckte, die er gab. Der Andere (Figuier) ist nicht der Rede werth: Ein Haufen Unsinn mit einer wissenschaftlichen Sauce übergossen. Man müßte erst an Geistesgestörtheit leiden und dann diese Phantasien lesen — und auch so wäre der Erfolg noch zweifelhaft.

Und schließlich, weiß ich denn selbst, was ich möchte und was man glauben kann. Von Kindheit an habe ich in mir einen Trotz gegen alle Tendenzen, Färbereien entwickelt. Jetzt ist mir das zur zweiten Natur geworden, und ich bin Opponent, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Temperament und Charakter. Ich gestehe das vollständig zu, nenne mich selbst einen Dummkopf und kann doch diese Zuthat des Geistes, die Alles verzehrt, nicht los werden. Hans hat mir oft genug Dummheiten dafür an den Kopf geworfen und vorhergesagt, daß ich am Ende in diesem Punkt vollständig verrückt werde, und ich half ihm dabei noch die bittersten Schimpfworte für mich finden — aber was thun? Ist es ein Uebel, ein Unsinn, so leide ich am meisten darunter, und wenn ich mich nun nicht ändere, so geschieht es offenbar, weil ich nicht kann. Wollte mir eine Rothhaut eine Anspielung über die Weiße meiner Haut, sagen wir als einer unanständigen Sache machen, ich könnte doch, so sehr ich auch vor Scham erglühen würde und mir Mühe gäbe, meine Gesichtsfarbe zu ändern, nicht roth werden. Wenn mir Jemand sagt, daß ich verdreht, schlecht, dumm bin, so antworte ich ihm: Einverstanden, aber mag er mich doch gerade, gut und klug machen. Ich will mich vor Dankbarkeit zu seinen Füßen krümmen — aber er soll es machen!

Und habe ich mir nicht heut dieselben Vorwürfe gemacht? Ich habe mich ganz einfach nichtswürdig genannt, denn ich war nichtswürdig, aber was nützt mir das? Heut habe ich ihn angebetet, morgen ist es wieder dasselbe, wenn nicht schlimmer, und so bis an's Ende.

Ist es ihre Schuld, daß sie mich lieben, und daß ich darum übertreibe in dem Wunsch, mir entgegenzukommen, daß sie dabei meine geheimsten Gedanken errathen, deren ich mich schäme? Ist es ihre Schuld,

daß mir die unsinnigste Hoffnung in den Sinn kommt? Ist es ihre Schuld, daß Staretzky mich seit einigen Tagen mit dieser Arznei betäubt?

Und es war doch eine schreckliche Scene heute! Ich tappte immer tiefer hinein, je schwächer ich mich fühlte, je bemitleidenswerther. Sie quälen wollte ich, ich wollte nur mich selbst betäuben. Denn ich bin schon so arm — ich muß mich gegen mich selbst wehren.

7. April.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bisher habe ich mich bemüht, mit dem Tode, oder richtiger, mit mir selbst zu ringen. Aber es geht über meine Kräfte .... Ich ergebe mich vollständig, denn ich bin erschöpft. Komme, was da will! Mir ist schon Alles gleich. Der heutigen Nachricht von Staretzky vermochte ich noch stolz zu begegnen und verbarg meine Niedergeschlagenheit. Aber schließlich stürzte meine Energie zusammen. Ich warf mich wie ein Wahnsinniger hin und her, fluchte Allen und Allem, stöhnte laut und weinte .... Komme, was da will! .... Was kümmern sie mich Alle? Mögen sie denken, was sie wollen, mögen sie lachen, ja spotten. Komme, was da will ... Ich muß sterben, ich habe keine Macht mehr über mich, um meine Verzweiflung und meine Schwäche zu verbergen. Und warum lachen sie nicht über mich? Mögen sie lachen, ich will das, mögen sie mich tödten durch Lächerlichkeiten — nur ... bemitleiden sollen sie mich nicht.

Aber schließlich ist mir auch das schon gleichgiltig. Es ist Alles Eins, wenn es nur so schnell als möglich enden wollte. Ich leide schon zu viel .. Ich sehne mich nach Milderung.

Und er sagte das von der Arznei so kalt, so ruhig. Mir erstarrte das Blut zu Eis, als ich ihm in's Gesicht sah. Ich hielt den Athem an, um jedes Zittern seiner Stimme besser zu erhaschen, — und er sagte das so ruhig .... Es giebt keine Arznei, und es wird keine geben. Es giebt einfach keine. Es fehlt an vielen Dingen in der Welt — das ist ganz natürlich, nur Thoren wundern sich über solche Dinge. Man muß diese verschiedenen „es giebt nicht" ruhig philosophisch ertragen, denn das ist eine Mauer, an der man sich nur den Kopf zerschellen kann.

Und doch, wie viel Grausamkeit, wie viel raffinirte Peinigung steckt manchmal in einem solchen einzigen Wörtchen: „Es giebt nicht."

Du kannst Dir die Finger vor Schmerz zerbeißen, die Seele in Stücke reißen, mit Deinem Schreien die Himmel erschüttern — aber die Mauer „es giebt nicht" kannst Du nicht durchschlagen.

Medicin! Wissenschaft! Arznei! Wo ist Eure Macht! Hier verzehrt mir ein Wurm langsam das Leben aus der Brust! Ein elender Wurm, so klein, daß man ihn nicht sehen kann. Und doch verhöhnt er, dieser elende, dieser mikroskopische Wurm Eure Macht! Tausende von Bände sind über ihn geschrieben, Tausende von Hirne von der Forscherarbeit ausgezehrt, und wo sind die Früchte dieser Mühe? Ein Wurm oder eine Pflanze, denn

auch das wissen wir nicht einmal — vollbringt vor unseren Augen seine Arbeit und höhnt unsere mühseligen, fruchtlosen Grübeleien. Der dritte Theil aller Kirchhöfe der Welt — das ist seiner Arbeit Frucht! Und wer ist der Stärkere von uns? Er, das mikroskopische Wesen ohne Bewußtsein — oder wir mit unsern Gläsern und unserem Wissen? Er, der die Kirchhöfe mit dem Staub unserer Körper ausfüllt, oder wir, die wir Stöße von Löschpapier vollschreiben mit der Schilderung davon, wie er aussieht, und wie er uns langsam verzehrt? Wer ist stärker?

8. April.

Es beginnt also schon der Abschied von der Welt. Es giebt Personen, es giebt Ereignisse im Leben, zu denen man nicht mehr sagen kann: Auf Wiedersehen.

Von meiner Tante habe ich heut für immer Abschied genommen, denn ich weiß, sie kommt nicht mehr wieder; und auch ihren heutigen Besuch hat sie gewiß mehr als eine Gelegenheit der Fastnachtskasteiung angesehen, denn als eine Schuld, die sie ihren Familienpflichten abtrug. Wir waren nie allzu liebreich zu einander. Sie hat sich zuerst von uns entfernt, sie fürchtete vielleicht, wir könnten von ihr Etwas verlangen. Unnütze Furcht! Ich habe nie meine Hände bettelnd Jemandem entgegengestreckt.

Darum war ich auch höchst verwundert, als ich sie heute sah. Ich muß sogar sagen, ihre Freundlichkeit hat mich in einem gewissen Grade eingenommen, und ich wollte sie so herzlich als möglich empfangen. Sie küßte mir aber mit solcher Vorsicht die Stirn und rieb so eifrig im Geheimen die Spuren meiner Lippe von ihrer Hand, daß mich das ein wenig verletzen mußte. Und überdies war ich auch so schon durch den Hustenanfall erschöpft, den ich wenige Minuten vor ihrer Ankunft zu überstehen hatte. Ich entschuldigte mich mit Müdigkeit und wälzte die Mühe, unseren Gast zu unterhalten, auf Hans ab. Während der ganzen Zeit, wo sie sprachen, dachte ich daran, wie sie ihre Hände nach meinem Kuß gerieben hatte, und gab mir alle Mühe, diese Handlung vor mir selbst zu entschuldigen und als natürlich anzusehen. Es gelang mir zum Theil, denn ich wundere mich jetzt über Nichts mehr. Es that mir aber schrecklich weh und erfüllte mich mit Widerwillen.

Endlich wandte sich meine Tante an mich, sprach etwas von einer Reise auf's Land, von ihrer Bereitwilligkeit, mir, wenn *nothwendig*, unter die Arme zu greifen, ich glaube sogar, sie bot mir ein Darlehn an — wobei sie sich der Form halber ein wenig genirte. Bei dem Ersten lächelte ich bitter, das Zweite lehnte ich beinahe derb ab. Das war Alles. Endlich erhob sie sich, um Abschied zu nehmen. Ich drückte die dargereichte Hand, ohne sie mit den Lippen zu berühren. Das machte sie ein wenig verlegen. Sie wollte noch Etwas sprechen, aber die Trockenheit, mit der ich ihr

antwortete, hielt sie ab. Mit zögernden Schritten trat sie auf die Thür zu und wußte selbst nicht, wozu sie sich entschließen sollte. Endlich wandte sie sich zu mir zurück und sagte:

„Auf Wiedersehen, Pepi!"

In dem Ton ihrer Stimme erkannte ich ganz deutlich Thränen. Das entwaffnete mich. Ueberdies war auch in mir eine plötzliche Veränderung vorgegangen. Die Worte auf Wiedersehen brachten mir ihre Bedeutung im ganz entgegengesetzten Sinne zum Bewußtsein.

Ich habe sie doch wirklich zum letzten Mal gesehen, zum aller, allerletzten Mal. Ich sehe sie nie, nie mehr wieder, weder auf dieser noch auf irgend einer anderen Welt! Jeder Abschied ist drückend ernst, wie ernst gar ein solcher. Und unwillkürlich waren wir auch Beide davon durchdrungen. Ich achtete nicht mehr auf ihre Hände, ich fühlte nur ein herzzerreißendes Leid. Wir umarmten uns nervös, krampfhaft, weinten und sprachen ohne Zusammenhang.

Endlich trennte uns Hans und führte sie mit Gewalt aus dem Zimmer. Sie war schon auf der Treppe, als ich sie noch einmal rief, um wenigstens in der Thür ihr Gesicht noch einmal zu sehen. Ich sog förmlich mit meinen Augen ihre Züge ein, als wollte ich auf ewig dieses Bild in mein Gedächtniß prägen.

Zum letzten Mal, zum allerletzten Mal! klang es mir beständig in den Ohren.

Nur ein Sterbender kann die ganze Tiefe dieser Worte verstehen. Zum letzten Mal, zum allerletzten Mal! — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Amalie kommt heut Nacht an. Sie kommt, um die letzten Augenblicke, die mir noch übrig sind, mit mir zu verbringen.

Sophie hat, um mir nicht die volle Wahrheit zu sagen, absichtlich damals die Vermuthung aufgeworfen, daß sie ihre Stellung verliert. Jetzt bedarf es auch dieser Ausflucht nicht, erstens sind Feiertage, zweitens kann man jetzt schon über Alles offen sprechen.

Ich muß ihnen dankbar dafür sein, ich schätze ihre Anhänglichkeit und ihre Opfer. — Und doch, wie erregt mich das Alles unerhört. Sie bereiten sich auf meinen Tod vor. Jeder ihrer Schritte ist bedacht, berechnet und Alles nur auf ein Ziel los: Auf den Augenblick, wo ich eine Leiche sein werde. Warum sie den Sarg noch nicht bestellt haben? — Nur das wundert mich noch. Ich möchte wetten, Amalie denkt schon an die Trauer, natürlich: praktischer Sinn und schnelle Orientirung in jeder Lage ist eine sehr nützliche, ja sogar löbliche Sache und doch . . . Wie ist das Alles grausam. Scheußlich, entsetzlich! . . .

Sie warten auf den Augenblick, wo ich meinen letzten Athemzug aushauchen werde, wo sie mich endlich werden in die Erde begraben können. Dieses schwindsüchtige Skelett, das im Bett liegt mit den verlöschenden

Lebensfunken, das nicht sterben kann, vielleicht auch nicht will .... ist ihnen schon lästig. Das ist Alles natürlich, furchtbar natürlich. Ich kann ihnen gar keinen Vorwurf daraus machen, denn ich empfinde schon selbst Abscheu vor mir. Schwindsucht — das ist kein Tod auf Blumen, kein poetischer Abschied von der Welt. Das ist voll von Häßlichkeit, von Stickluft, Fäulniß, Arznei, Duft und Schweißgeruch — physische und moralische Verpestung. Dumas spricht dummes Zeug, er ist nicht an Schwindsucht gestorben, er hat kein Recht über uns zu sprechen. Ganze Capitel seiner Erzählung, in der er von den Schwindsüchtigen spricht, sind eine poetische Gehirnabirrung. Wo hat er diese Verdammten gesehen mit den Worten der Liebe und der Milde, die er ihnen in den Mund legt? Wo hat er diesen Altruismus und die Aufopferungsfähigkeit erblickt, die aus ihren Worten strömt?

Das ist nicht wahr! Der Egoismus packt uns mit seinen Krallen und zerrt uns Alles aus dem Herzen. Was kümmert uns die ganze Welt? Sie mag zu Grunde gehen, mag versinken. Die Menschheitsidee? Glück? Gut? Wahrheit? Was kümmert es uns? Wir sterben nur hin — mit Neid, mit dem Fluch, daß an uns die Reihe des Ausscheidens gekommen ist.

9. April.

Ach diese schlaflosen Nächte! Wie lang, wie entsetzlich sind sie!

Die Lampe brennt irgendwo in einem Winkelchen auf dem Fußboden und giebt eine ungewöhnliche Krankenzimmerbeleuchtung; die Uhr schlägt langsam die Stunden — einförmige Stille ringsumher, so dumpf, daß sie selbst dumpf machen kann; Alles schläft, ruht — ich allein muß wachen, mich mit meinen Gedanken herumschlagen, die über die sonderbarsten Gegenstände phantasiren. Ein Fieber macht mein Blut sieden und reizt krankhaft meine Phantasie. Entsetzliche Gesichter ziehen gespenstergleich an meinem geistigen Auge vorüber.

Bald sehe ich mich todt im Sarg auf einem Katafalk, ringsum von Lichtern umgeben; bald liege ich schon im Grabe, dem Gewürm der Erde zur Nahrung hingegeben; bald fällt der Deckel des Sarges für immer über mir zu. Durch die entsetzliche Stille höre ich Sophies Schluchzen. Diese Gewißheit, die entsetzliche Gewißheit, daß das Alles wirklich so sein wird, daß man vielleicht in einer Woche schon das Bett zuwerfen wird, in dem ich mich so lange gequält habe, — vertieft noch diesen finsteren Abgrund. Diese Nachtstunden gehen so langsam hin, verlängern so grausam diese Augenblicke der Qual.

Was thun? Wie kann ich mich von diesen Gespenstern der aufgepeitschten Phantasie befreien? Ich habe nicht das Herz, den armen Hans zu wecken, der auch so schon wie ein Schatten aussieht. Sein bleiches Gesicht, das ich beständig hier neben mir auf dem Sessel sehe, von Schlafsucht und Arbeit entkräftet, liegt mir wie ein Alp auf der Brust, wie ein Vorwurf des Gewissens, wie ein Opfer meiner Sterbetage.

„Das ist der Tod!" — wiederholte ich mir — das ist der Tod. Er saugt die Lebenskräfte des Lebenden und Sterbenden, er streut Miasmen der Krankheit über Alles ringsumher, er impft verrätherisch seine Keime in die Gesundheit ein.

Und nicht blos das Leben nimmt er uns. Er raubt uns auch Herz und Verstand, er entreißt uns Alles, was an Besserem in unserem Innersten gelebt hat, läßt nur den Bodensatz und die Hefe der Seele zurück, damit wir leben können — den Rest unserer Tage.

„Das ist der Tod, so sieht er aus!"

Indessen schlägt die Uhr langsam ihre Stunden. Ich höre Mitternacht, ich höre eins, zwei, drei schlagen, doch kommt der Schlaf nicht, um die brennenden Lider zu kühlen. Eine sonderbare Melancholie sickert wie eine Feuchtigkeit in die Seele ein, dunkle Nacht färbt Alles mit einem Leichentuch — traurig, drückend, unerträglich . . .

So geht die ganze Nacht hin, so gehen fast alle Nächte hin — und ich . . . ich weine am Morgen und klage, daß sie schon vorbei ist. Ich habe nicht mehr viel von diesen Nächten, eine wird kommen, die ich in der kalten Kirche hinbringe, der Sargdeckel auf ewig geschlossen, dann werde ich irgendwo tief im Erdboden ruhen, eine Leiche mitten unter Leichen, diesmal für ewig . . . Alles ist aus . . . Aaach! . . .

Warum bleibt Amalie so lange aus? Es hat elf geschlagen. Hans hat mir schon mein neues Hemd angezogen, hat Alles aufgeräumt, sie ist noch nicht da. Ich sehne mich sehr nach ihr. Wir haben uns wohl ein ganzes Jahr schon nicht gesehen! Sie ist so gut, immer so nachsichtig und liebevoll! Ich weiß, es wird furchtbare Scenen, Jammern und Weinen geben. Sie hat zwar einen starken Willen und ist durch Leiden gestählt, aber auch ein zu eindrucksvolles Herz, als daß sie ruhig bleiben könnte; sie liebt mich mehr als ihr Leben, wie eine Mutter fast, denn sie hat an uns Mutterstelle vertreten und leidet vielleicht am meisten von uns Allen. Und ich fürchte mich jetzt vor allen Thränen und Leidausbrüchen. Ich habe nicht mehr die Kraft, zu lieben. Zerrüttet, zerschlagen, hört der Geist nicht mehr auf die Befehle des Herzens. Ich kann sie schlecht empfangen, durch irgend Etwas verletzen. Meine verbitterte Stimmung vermag aus der lumpigsten Kleinigkeit ein Tröpfchen Gift herauszuholen . . .

Abends.

Mit Amaliens Ankunft ist Alles um mich her hell geworden. Ich werde nicht mehr sterben wie der niedrigste Bettler. Ich weiß nicht, woher es kam, aber obgleich mich Hans und Sophie bisher nicht einen Augenblick verlassen haben, konnte ich doch dem Gefühl einer gewissen Vereinsamung und des Mangels an Pflege und Sorgfalt nicht widerstehen. Es war mir immer, als wäre ich irgendwo in einer Wüste verschlagen, wo es keine Menschen und kein Mitleid giebt. Amalie hat Alles, was zerstreut.

Ihre Kunst, mit Kranken umzugehen, ihre Erfahrungen und vielleicht auch der Stempel der Sorge, die sie durchgemacht hat, machen sie zu einer wahrhaft idealen Pflegerin für andere Leidende.

Sophie ist noch ein Kind, ein naives, unerfahrenes, zerstreutes Kind; Hans hat zwar ein goldenes Herz, taugt aber auch nicht viel für zarte Empfindungen, sie haben sich nicht in meine Seele zu versetzen vermocht und zu verstehen, was in ihr vorging. Und dann lieben sie sich gegenseitig, und das füllt ihr Leben schon genügend aus. Sie lassen sich nur von der ersten Empfindung leiten und gehen mit dem Herzen von einem Extrem zum andern über. Sie können eben so gut lachen wie weinen, wenn es nur einen äußeren Anstoß dazu giebt, das hat mich am meisten verstimmt. Ich habe sie beherrscht, habe sie nach der einen oder nach der anderen Seite gestimmt und war immer meines Erfolges sicher. Ich habe auf ihre Nerven ganz nach meinem Belieben gespielt und nirgends ein Hinderniß gefunden, und da Alles zur Qual wird, habe auch ich mich dabei aufgezehrt.

Amalie ist ganz etwas Anderes. Sie ist immer sie selbst, sie stimmt sich selbst und versteht es, Anderen diese Stimmung mitzutheilen. Nicht ich regiere sie, sondern sie mich, indem sie mich durch ihre Milde und ihren wundersamen Ernst zur Fügsamkeit zwingt. In diesen wenigen Stunden hat sie es schon fertig gebracht, mir unentbehrlich zu werden. Alles geht durch ihre Hände, überall ist sie, und doch versteht sie es, sich vollständig unsichtbar zu machen, obwohl man ihre Nähe immer empfindet. Ich weiß selbst nicht, warum ich so sehr ihrem Einfluß unterliege — ich erkenne nur, daß ich mich dabei wohl und unsagbar glücklich fühle. Sie hat es durch ihr gütiges Lächeln und ihre überzeugenden Worte schon fertig gebracht, daß ich ihr allerlei Dinge nachgegeben habe. Bald rieth sie vom Cigarettenrauchen ab, bald bat sie mich nahezu demüthig und doch entschieden, die Arznei zu nehmen. Wie ich geahnt habe, ging es nicht ohne Weinen und Schluchzen bei der Begrüßung hin. Amalie aber hat es mit wunderbarem Scharfsinn und Tact verstanden, den herannahenden Sturm nach der rechten Seite zu lenken. Die ungeheure Nervenüberreizung ergoß sich, anstatt in Verzweiflung oder Wuth sich auszutoben, still in eine leise zitternde, geflüsterte Klage. Als sie mit Sophie eintrat und, während sie sich auskleidete, mich mit trübem Lächeln ansah, empfand ich sofort eine wundersame Linderung, eine gewisse Beruhigung, daß ich von nun ab nicht mehr vereinsamt sein werde, weil sie mir diese Reste des Lebens erhält. Ich richtete mich im Bett auf und streckte die Hände nach ihr aus, als ob ich meine Mutter begrüßte. Amalie näherte sich schnell, ließ mich nicht erst zu Worte kommen, umarmte und umhalste mich mit voller Kraft. Es würgte mich Etwas im Halse, ich wollte sprechen, weinen, wenigstens aufstöhnen, und ich konnte es nicht. Ich fühlte ihre Küsse über den ganzen Körper, ich wurde einfach überschüttet. Sie kämpfte mit Thränen, und ihre Kehle wollte keinen Ton hindurchlassen. Sie sprach Silben ohne Inhalt, mehr Seufzer als Worte,

und die Laute wollten sich nicht aneinanderfügen. Endlich machte ich eine Anstrengung und stotterte hervor:

„Siehst Du, Amalie, siehst Du, was aus mir geworden ist.“

Ich begann furchtbar zu zittern. Der ganze Körper pochte mir wie im Fieber. Ihrer Brust entrang sich ein gedehnter Seufzer, dann verstummte sie vollständig. Erschöpft, auf's Aeußerste geschwächt, sank ich auf's Bett zurück und hatte nicht mehr die Kraft, an irgend Etwas zu denken. Amalie gewann schneller die Herrschaft über sich, sie machte sich geschäftig um mich zu thun, legte die Kissen zurecht, sprach leise zu mir. Sofort hatte sie über mich und über Alles die Herrschaft gewonnen. Ich brauchte nicht zu sprechen, damit sie mich verstehe. Sie errieth meine Blicke, sie ahnte meine Wünsche und führte Alles mit wundersamer Ruhe ohne Geräusch mit einem Engelslächeln der Aufopferung um die Lippen aus. Und dann, als meine Erschöpfung vorüber war, als ich zu mir kam und eine gewisse Gebundenheit empfand nach Allem, was vorgegangen war — wie gewöhnlich derartige Scenen für mich enden — setzte sie sich zu mir auf's Bett, küßte mich auf den Kopf und begann mich auszufragen, was ich leide, und was mich am meisten quält. Dieser herzliche und zugleich wundersame ernste Kuß hat mich am meisten beruhigt. Still, ohne Klagen, ruhig ergoß sich in Worten Alles, was mir die Seele bedrückte. Sie verstand mich . . .

10. April.

Heute ist Palmsonntag. Seit dem frühen Morgen bin ich in bester Laune. Amalie ist heute sehr früh gekommen, und doch konnte ich sie kaum erwarten. Ich begrüßte sie mit einem solchen Lächeln der Bangigkeit und zugleich der Freude, daß mir selbst die Seele hell wurde bei diesem Glück. Schon lange habe ich keine solche Freude gehabt.

Amalie brachte mir eine kleine Palme mit und hängte sie über meinem Bett auf. Lenzesfrische wehte mir von den Blättern dieser Palme zu. Ich freute mich mit ihr wie ein kleines Kind. Ich vergaß die Krankheit, den Tod, alle Leiden. Ich wende auch den Blick nicht von diesen Buchsbaumzweigchen, und sie geben mir Muth und Heiterkeit.

Amalie wußte, womit sie mir Freude macht! Ich wunderte mich, woher jetzt eine so plötzliche Aenderung mit mir vorgegangen ist. Ich lache wie ein Schulbube, Hans und Sophiechen habe ich schon allerlei Streiche gespielt. Amalie küsse ich ein oder das andere Mal die Hände, und sie Alle sind, sehe ich, heiter. Und warum?

Es hat sich doch Nichts verändert; was kommt, sollte kommen und doch . . .

Schließlich was kümmert's mich. Wozu sich mit Grübeleien hingeben, wenn ich mich so wohl fühle. Amalie ist es, sie, die so viel Wärme um sich verbreitet. Ihr Gebahren ist mir schon so unentbehrlich, daß ich sie unwillkürlich mit meinen Blicken im Zimmer verfolge, um sie auch nicht

einen Moment aus den Augen zu verlieren. Es genügt mir, sie um mich zu fühlen, ihre Hand zu halten, um mich zu beruhigen und die düsteren Gedanken zu zerstreuen. Und ich kenne schon ihren Einfluß auf mich. An dem Lächeln, mit dem sie sich zu mir wendet, sehe ich immer, wie sicher sie ihrer selbst ist. Sie hat mich auch vollständig unter Curatel genommen. Ich mache Alles, was sie nur wünscht, ohne jeden Versuch eines Widerstandes. Sie ist sicher, daß ich ihr in Nichts entgegen bin. Es ist so weit gekommen, daß sie die Cigaretten bei sich führt und mir von Zeit zu Zeit eine gewährt, und wenn sie auf meine demüthige, geradezu kindliche Bitte antwortet: „Nicht erlaubt, mein Liebchen," so wiederhole ich nur: „Wenn's nicht erlaubt ist, dann nicht." Und dabei bleibt's.

Ich fühle mich wohl dabei, dieses Kindischwerden bringt mir Erleichterung, es befreit mich von der Nothwendigkeit, über mich nachzudenken. Ich füge mich einem fremden Willen, denn ich bin schon zu sehr zerschlagen, um mich zu einem eigenen aufzuschwingen. Ich möchte beinahe auch mit fremden Gedanken denken, um nur die eigne Last der Seele von mir zu werfen und zu vergessen, nur einen Augenblick zu vergessen. Oft ist die moralische Selbstvernichtung eine Wonne, wenn die eigenen Gedanken irgendwo über Abgründen hinschweifen. Die Seele, die von Ohnmacht und Verzweiflung aufgezehrt ist, wird ein Opfer des stärkeren Organismus, nur dem verdanken die Cäsars, die Napoleons ihren Erfolg, die Begeisterung, die sie erregt haben. Es ist so gut, wenn man mit dem eigenen Gedanken nicht recht fertig wird, Jemandem blindlings zu vertrauen, ihn zu seinem Gewissen zu machen und so den Befehlen zu folgen — sei es auch auf die Stufen des Throns oder des Schaffots . . .

Der ganze heutige Tag ist ein Festtag für mich. Am frühen Morgen haben wir ungezwungen, sogar lustig geplaudert, wir sprachen von Erinnerungen aus längst vergangenen Zeiten. Amalie versteht es, ein allgemeines Gespräch zu führen und mit bewunderungswerthem Geschick und zarten Gefühlen alle Fragen zu umgehen, die mich reizen oder schmerzen könnten. Das ist nicht mehr das banale Gespräch, das ich bisher habe führen müssen, das man so anfängt, um die Gedanken zu zerstreuen, heute bin ich mit wahrer Spannung ihren Worten gefolgt und habe selbst den lebhaftesten Antheil an der Unterhaltung genommen; und wenn mir auch da irgendwo im hintersten Winkel der Gehirnschaale ein düsterer Ton summte, so gelang es mir doch, ihn zu übertönen.

Vielleicht hat auch das gute Wetter beruhigend auf mich eingewirkt. Nach so viel dunklen faulen Tagen hat doch wenigstens einmal die Sonne durch mein Fenster geblickt. Merkwürdig! Bei diesem Glanz verlieren die düstersten Bilder, die ich mit Absicht durch den Contrast hervorrufe, ihre Farbe. Selbst die Aufbahrung in der Kirche nach dem Tode erscheint mir nicht mehr so schrecklich, wenn nur ein Schimmer Sonnenschein durch das

Fenster auf mich fiele. Ja, es wäre gewiß besser, garnicht zu sterben, aber was soll man thun?

Ich habe heute eine höchst wichtige Beobachtung gemacht. Wenn der Himmel voll Wolken ist und die Welt im Schmutze untersinkt und Alles ringsumher von einer düsteren Melancholie gekränkt ist, wird es mir viel schwerer, zu sterben. Was bedeutet das? Daß es schrecklich ist, nicht wegen der ganzen Welt, nicht wegen des Gedankens der Trennung vom Leben, sondern wegen des Todes selbst. Ich fürchte mich vor dem Tode. Er allein ist das Gespenst meiner schlaflosen Nächte. Würde es mir um das Leben leid sein, so müßte doch die reizvolle Gestalt, in der ich es jetzt sehe, nur die Sehnsucht nach ihm vertiefen. Aber ich habe heut andere Gedanken im Kopf: Ich freue mich, daß auch auf mein Grab manchmal einige Sonnenstrahlen fallen werden. Und wenn der Tod mir noch als ein drohendes Gespenst erscheint, so ist es nur, insoweit er Nacht und Kälte und Feuchtigkeit an sich hat, ich empfinde also nicht mehr vor dem Tode selbst Furcht in der Seele, sondern vor dem entsetzlichen Abgrund von Finsterniß, wo es kalt und hoffnungslos ist. Ach .... Nur das fürchte ich ....

Wenn ich wenigstens am Tage beim Sonnenschein sterben könnte! ..

11. April.

Ich bin außerordentlich froh, daß jetzt Feiertage sind. Sophie, Hans und Amalie sind beständig bei mir, und das ist mir nicht nur nicht lästig, im Gegentheil, bereitet mir eine wahre Freude. Hans habe ich schon halb überredet, daß er zu seiner Mutter reise. Er hat mir allerlei Unsinn vorgeschwatzt, wie gewöhnlich, von Mangel an Herz und Vertrauen zu ihm, wenn ich nur einen Augenblick annehmen könnte, daß er reisen würde — und er ist natürlich dageblieben. Ich wollte mit meinem Altruismus groß thun, da ich ihn zur Reise überredete, obgleich ich selbst fühlte, daß ich nicht die Kraft besäße, von ihm Abschied zu nehmen. Er ist gut, zu gut für mich. Ich habe nie verstanden, dies in innerster Seele brave Wesen, voll Aufopferung für Andere, voll Selbstverleugnung zu schätzen. Ich werde ihm auch nie vergelten können!

Jetzt suche ich, soviel ich kann, seine Sache bei Sophie zu fördern. Freilich ist hier nicht mehr viel zu machen oder eigentlich Nichts, denn sie hat diese Frage längst entschieden. Man braucht sie nur anzusehen, wenn sie Beide am Fenster sitzen und sich immerwährend in die Ohren flüstern, um Gewißheit zu haben.

Amalie, die bisher von Nichts wußte, hat das sogar gleich am ersten Tage bemerkt — und sie handelt, wie ich sehe, in entsprechender Weise, indem sie nachlässig zu Allem lächelt. Und mich berührt dieser Roman nicht mehr, wenn auch die Zeit vielleicht schlecht dazu gewählt ist. Was thun? Sie sind Beide so jung, sie können von ihrer Liebe noch keine Con=

cessionen an die Umgebung machen. Auch hier Egoismus, aber das ist auch ein natürlicher, ein Zwangsegoismus. Wo übrigens ist er nicht? Mir macht es sogar Vergnügen, sie von der Seite zu betrachten und zu beobachten. Wir hindern sie auch gar nicht. Amalie und ich spielen die Rollen von Eltern, von Vormündern. Wir sprechen beständig von ihnen, und ich gebe mir Mühe, Amalie für Hans so günstig als möglich zu stimmen, damit sie später ihren Absichten geneigt sei. Schade, daß ich ihr Glück nicht mehr mit ansehen werde!

Darum lasse ich ihnen auch volle Freiheit, entferne sie förmlich von mir, um auch diese kleinen Spuren ihrer Freude nicht zu zerstören. Ich wärme mich selbst an dem Feuer ihrer Liebe, ich freue mich mit der Hoffnung ihres erträumten Glücks — und das macht mich in gewissem Sinne besser, nachsichtiger. Auch das ist Amaliens Werk — sie hat mich gelehrt, aus dieser Quelle Beruhigung schöpfen.

12. April.

Heute habe ich mit Amalie lange über alle unsere Angelegenheiten gesprochen. Gott sei Dank, es fügt sich Alles so gut als möglich. Von anderen wichtigen Dingen abgesehen, hat mich außerordentlich erfreut, daß sie etwa zwei Monate in Warschau bleiben kann, sie hat es sich so eingerichtet bei ihrer Abreise vom Lande. So wird mir wenigstens Sophie nicht auf dem Gewissen lasten. Was würde die Arme anfangen, wenn sie hier so allein bliebe nach meinem Tode! Mit Amalie zusammen wird es ihr leichter sein, die ersten Wochen zu überstehen, ehe sie sich mit dieser veränderten Lage abfindet. Auf Hans rechne ich auch. Er wird sie im Unglück nicht verlassen.

Was die Geldfrage betrifft, bin ich auch schon bedeutend ruhiger. Auf meine Andeutungen, daß sie nöthigenfalls sich an die Tante wenden könnte, schloß mir Amalie den Mund und zeigte mir 90 Rubel, die sie mitgebracht hatte. Das ist gewiß Vorschuß, oder mühsam angesammelt durch Jahre der Arbeit — ja, was soll man thun. Lieber Gott! Was thun? Ich werde wohl, so lange ich lebe, Nichts mehr für mich fordern — ich war auch heute auf Amalien böse, daß sie mir alten Cognac brachte — aber ich kann doch die Sorgen nicht von ihnen abwenden, die ihnen meine Leiche machen wird. Uebrigens quält mich schon der Gedanke an alle diese Dinge. Manchmal springt mir wahrhaftig der Kopf, wenn ich mir Alles vergegenwärtige, was ihnen bevorsteht. Ich bin Amalien dankbar, daß sie mir doch ein wenig diese Last leichter gemacht hat. Sie betrachtet die Dinge vielleicht absichtlich so ruhig, um mich nicht noch mehr zu quälen, aber ich will, ich will glauben, was sie sagt. Wenn wirklich noch etwas Böses ihrer im Leben harrt, kann ich Nichts mehr dagegen thun. Und was werden sie davon haben, daß ich in Verzweiflung sterbe? Ihr schweres Schicksal wird es nicht bessern, und mir wird es hundert Mal mehr die letzten Stunden vergiften.

Mögen sie mich denn belügen, mögen sie Komödie spielen, wenn ich ihnen nur glauben kann.

Amalie will durchaus auch die Nächte hindurch bei mir bleiben; aber ich habe nicht das Herz, dieses Opfer von ihr anzunehmen. Sie ist gut, sie bittet selbst darum, verlangt es förmlich, sie sagt, es sei ihr hundert Mal schwerer, die Nächte fern von mir hinzubringen in Unruhe, in dem Gedanken, daß ich hier allein, fast ganz der Pflege beraubt liege. Mich drängte das Herz, ihr zu sagen: „Bleibe, sei immer in meiner Nähe, denn mir ist es entsetzlich, die Nächte so allein." Nur die Rücksicht auf ihre Gesundheit hat mir das Wort im Munde gefesselt. Uebrigens habe ich nicht die geringste Vorstellung davon, wie man das einrichten könnte. Man kann doch Hans nicht aus der eigenen Wohnung vertreiben, schließlich kann sich auch seine Hilfe als nöthig erweisen. Amalie hat Etwas von einem Fauteuil gesagt, von einer spanischen Wand, von der Bereitwilligkeit der Frau Sawetzky, ihr für die Nacht den Salon abzutreten, der an unser Zimmer stößt, aber Alles das scheitert an meinem Widerstand. Da ich fühlte, daß ich ihren dringlichen Bitten nachgeben könnte, habe ich mich um so mehr verhärtet und eine künstliche Gereiztheit zur Schau getragen, damit sie nicht länger bitte. Endlich gab sie nach; aber ich sah ganz gut, daß es damit nicht fertig war, und daß sie auf die eine oder die andere Weise ihren Willen durchsetzen wird. Ein braves Weib, die Sawetzky, wahrhaftig. Mit Amalie hat sie sich beinahe befreundet und giebt sich alle Mühe, so gut sie kann, uns ihr Wohlwollen zu beweisen. Die Thür von unserem Zimmer in ihren Salon macht sie immer selbst auf, damit ich mehr Luft habe. Als ich ihr Etwas sagte von Mikroben und von der Verpestung der Luft, brach sie beinahe in Thränen aus, küßte mich auf die Stirn und sagte nur: „Aber Herr Radnitzky, wie kann man so schlecht von den Menschen denken!"

Jetzt guckt sie immer hinein und fragte jeden Augenblick, ob wir nicht Etwas brauchen. Amalie hat sich schon bei ihr eingewirthschaftet, wie in ihrem eigenen Hause. Wie lange wird das dauern? Noch einen Monat wohl oder doch Wochen! . . . Mein Gott!

15. April.

Ich schreibe, um mich nicht von der Ohnmacht überwältigen zu lassen. Mit Mühe male ich die Buchstaben hin. Seit gestern leide ich furchtbar. Der Schmerz in der Brust ist in eine raffinirte Qual übergegangen. In den Eingeweiden eine Gluth, in der Lunge ein Zerren, als ob ein hungriger Hund sie nagte, in den Gedanken ein Wirrwarr . . . Oh Gott, wenn diese Qual doch bald endete! . . . Genug, genug! Ich strecke selbst die Hände nach dem Tode aus . . .

Wozu diese Qual? naa . . . die Brust, die Brust! So kann man sterben . . . Gott . . . Gott! . . . Ich kann nicht mehr . . . Nein!

Ich schreibe wieder, ich will bei Bewußtsein bleiben. Wenn schon das Ende naht, ich will es wissen, ich will es selbst fühlen . . . Man muß doch Abschied nehmen, noch einmal einen Blick auf die Welt werfen . . . Ja ja, denn es heißt auf ewig, denn ich werde sie nie mehr wiedersehen . . . Nur bei Bewußtsein bleiben, nur bei Bewußtsein bleiben! . . . Ich will bis zum letzten Augenblick sehen, denn dort giebt es Nichts . . . Vielleicht wird Morphium mich beruhigen? Und er kommt so lange nicht! Warum weinen sie so? — Weil ich laut gestöhnt habe? Nicht ich habe gestöhnt, der Hund heult so, der mir beständig die Brust zerbeißt. Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt! — denn es ist ein Ungeheuer, das mir mein Leben zerfrißt . . .

18. April.

Der gestrige Tag war für mich ein wahrer Tag der Verabschiedung von der Welt. Was gestern war, kehrt nie mehr wieder, ich weiß das, und darum gedenke ich jeder Einzelheit mit Wonne. Und es war ein schöner Tag. Schon um 10 Uhr waren Alle um mich. Ruhig, sogar heiter theilten wir uns in das Ei. Ich sprach viel und wünschte ihnen Glück und Gesundheit für das ganze Leben. Mir wünschte Niemand Etwas, denn was sollte man mir auch wünschen. Sie küßten mich nur und gaben sich Alle Mühe, ruhig zu bleiben. Nur Sophie brach in Thränen aus. Dann aßen wir von den geweihten Speisen. Dank Amaliens Bemühungen war von Allem Etwas da, sogar ein Fläschchen Wein. Ich war ihr dankbar dafür, daß sie sich Mühe gegeben hatte, allen Traditionen gerecht zu werden. Früher habe ich über diese Feierlichkeit der Fresserei gelacht. Gestern forschte ich mit einer gewissen Unruhe, ob nicht irgend Etwas übersehen war. Ich wollte selbst von den Schwächen der Welt Abschied nehmen, weil sie durch Erinnerung geheiligt sind. Amalie wußte das. Mir war es nicht um das Essen zu thun: Ich aß ohnehin Nichts; mir war's um die Sitte, um die Erinnerung zu thun, um die Ausbeutung des Rechts, das Leben zu genießen. Die ganze Welt that dasselbe, warum sollte ich mich von ihr unterscheiden? Noch lebe ich doch. Dies Noch erfüllt mich mit einer wahren Wonne. Anfangs war nur Amalie heiter. Vielleicht that sie nur so, aber es war recht von ihr. Ich gab mir Mühe, es ihr nachzuthun, und überließ mich aus allen Kräften der Anfangs ungekünstelten Heiterkeitsstimmung. Ich wußte, daß wir Komödie spielen, aber auch das befriedigte mich. Und endlich war die Verstellung gar nicht mehr nöthig. Auf mein hartnäckiges Drängen wurde die ganze Flasche Wein schnell geleert. Hans lehnte als Nichttrinker bei dem ersten Glase ab, dann aber forderte er mit einer gewissen Aufdringlichkeit immer wieder und trank eines nach dem anderen. Er wollte den Wurm ertränken. Ich trank auch und nöthigte Amalie und Sophie dazu.

Bald wurde es laut und heiter. Ich sprach am meisten. Ich berauschte mich geradezu an der allgemeinen Heiterkeit, die uns überkam,

und hörte nicht auf, daran zu denken, daß ich zum letzten Mal im Leben lache.

So gingen mehrere Stunden hin. Endlich schlief ich erschöpft mehrere Stunden ein. Während ich schlief, bereiteten sie mir eine Ueberraschung, die angenehmste, wundervollste vom ganzen Tage. Amalie hatte Frau Sawetzkys Absicht, den ganzen Abend außer dem Hause zu verleben, sich zu Nutze gemacht und sie gebeten, den Salon zu unserer Verfügung zu stellen. Da sie gern einwilligte, ging man an die Vorbereitungen. Sophie lief nach Hause, um Noten zu holen, Hans brachte, Gott weiß woher, Blumentöpfe, stellte sie rings um den Sessel, auf dem ich sitzen sollte, und Amalie beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zum Abendbrot. Als ich um 7 Uhr Abends erwachte, war schon Alles fertig. Hans nahm mich auf die Arme, trug mich in den Salon, setzte mich in den Sessel und bedeckte mich von allen Seiten mit Kissen.

Wunderbar schon dieser große Salon mit den eleganten Möbeln, mit seinen Kronen und Wandleuchtern. Schon diese bloße Veränderung der Umgebung, in der ich mich befand, machte auf mich einen ungeheuren Eindruck. Nach den zwei Monaten, die ich in den nackten verzweifelt eintönigen Wänden gelegen hatte, die mir in den Stunden der Nacht so verhaßt geworden waren, ist es wahrlich kein Wunder, daß eine solche Nichtigkeit wie der Aufenthalt in einem anderen Zimmer auf meine Nerven wirkte. Alles erschien mir neu, ungewöhnlich. Ich betrachtete die Bilder, das Clavier, die Möbel, als ob ich sie zum ersten Mal im Leben sähe. Sie sprachen mit einander, sagten auch zu mir Etwas, ich konnte aber meine Aufmerksamkeit nicht von dem Anblick ablenken. Ein Marsch oder eine Polonaise, die Sophie spielte, konnte mich auch nicht aus dieser Erstarrung reißen.

So verging eine halbe Stunde.

Sie mußte diese, meine unbegreifliche Ruhe bedrücken, darum setzten wir uns auch früher, als es im Programm vorgesehen war, zum Abendbrot. Nun erst hatte ich Gelegenheit, Amalie zu bewundern. Wo sie Alles hergenommen hatte, was auf dem Tisch war? Essen gab's freilich nicht viel: Für mich ein Beafsteak, für sie kaltes Fleisch — aber dafür Teller und Tellerchen, Untersätze, Messer, Gabelbänkchen, Gläser, Becher — eine ganze Ausstellung. Der Tisch war vollständig davon eingenommen. Sie mußte den ganzen Küchenschrank von Frau Sawetzky geleert haben. Ich fühlte mich wohl, daß Amalie auf diese Weise diesen feierlichen Augenblick verherrlichen wollte, und war ihr dankbar dafür.

In der That, Alles hatte ein ungeheuer feierliches Aussehen. Wir setzten uns wie zu einem Festmahl. Amalie spielte mit lebhaften Geberden die Rolle der Wirthin des Hauses und übertrieb absichtlich dabei. Wir sollten wie die Kinder Gäste und Wirthin spielen, um wenigstens künstlich eine Spur von Humor hervorzubringen. Aber ich war ernst, ich fühlte

mich eingeengt, denn ich verstand wohl, daß diese ganze Maskerade nur für mich ersonnen war, nur damit ich daran glaubte. Ich wollte so thun, als ob ich mich diesen Kindereien hingebe, ich wollte sie glauben machen, daß ich glaubte — aber ich konnte nicht. Während sie sich alle Mühe gaben, heiter zu sein, und das Gespräch mit mir im Gange zu halten, folgte ich mit Interesse allen Einzelheiten des gedeckten Tisches.

So also sieht eine Untertasse aus? Gut, das muß man sich merken. So also stellt man das Service auf den Tisch auf? Nur nicht vergessen! So also spiegelt sich die Weiße des Tischtuchs auf den Gesichtern der Sitzenden? So also ißt man Abendbrot? Nur nicht vergessen! Nur nicht das Geringste übersehen!

Solche Gedanken zogen mir durch den Kopf. Es gab nicht einen Blick, der nicht ein Abschied war. Und wovon nahm ich Abschied? Von den Untertassen, von den Messern, von dem Wiederspiel des Lichts im Krystall, von dem weißen Schimmer des Tischtuchs? Und doch nahm ich Abschied.

Ich fühlte mich wohl und behaglich und doch zugleich unsagbar traurig.

Eins besonders erfüllte mich mit Wonne. Ich saß!

Ich saß nahe ihnen. Ich unterschied mich durch Nichts von ihnen, ich war ihnen, den Gesunden, in Allem gleich. Das gab mir einen gewissen Stolz. Schließlich, als ich mich selbst im Hemd sah und sie vollständig angekleidet, forderte ich meinen Studentenanzug.

Sie kleideten mich an.

Ich freute mich wie ein Kind. Immer wieder betrachtete ich meine Brust, auf der die Knöpfe glänzten, oder sah auf meine Hände, die nun nicht mehr so furchtbar durch ihre Hagerkeit auffielen ... Und dann nahm ich Abschied — aber jetzt schon von mir selbst, von mir als Gesundem und Lebendem, von mir als dem Menschen, der gelebt, gedacht nnd gekämpft hatte und den ich nicht mehr wiedersehen werde.

Und dann — so viel Erinnerungen knüpften sich an diesen fadenscheinigen Anzug. So viel Hoffnungen! ... Ich war traurig. Sie wußten das wohl und gaben sich um so mehr Mühe, mich in den Strudel der Unterhaltung und des Lärms hineinzuziehen. Amalie klirrte absichtlich mit Gläsern und Tellern, sprach laut und gab sich Mühe, so viel Lärm als möglich zu machen, um diesen ungeheuren Salon nur zu beleben und wenigstens mit Geräusch anzufüllen. Ich goß uns selbst Wein ein, that, als ob ich angeheitert wäre, und regte Alle zum Trinken an. Ich trank begierig.

Und doch wollte es nicht recht gehen. Alle wünschten mir die Wiederkehr der früheren Lustigkeit — aber vielleicht gerade, weil wir sie wünschten, konnten wir sie nicht erlangen. Es war scheinbar heiter, und doch hatte sich ein Schatten von Unfreiheit und Zwang zwischen uns eingeschlichen. Ich hatte zu sehr das Verlangen, Alles auszuforschen und jede Kleinigkeit zu genießen, als daß ich mich hätte einem Eindruck hingeben können.

Endlich erhoben wir uns vom Tisch, ohne recht zu wissen, was wir jetzt beginnen sollten. Da kam uns Sophie zu Hilfe, und ihr verdanke ich diese wenigen göttlichen Augenblicke, die ich gestern hatte. Immer hat sie mich mit ihrem Spiel entzückt. Hier aber hat sie ein wahres Concert gegeben.

Mit meinem Sessel in die Mitte des Salons geschoben, bequem auf die Decke gestützt, wollte ich mich ganz dem Einflusse der Musik hingeben. Was Sophie spielte, weiß ich nicht mehr genau. Ich horchte garnicht auf, ich hörte nur, und meine Gedanken vereinigten sich mit der Musik und waren sie selbst. Unter dieser Menge mir bekannter Melodieen, denn Sophie hatte absichtlich meine Lieblingsstücke gewählt, unterschied ich nur die Phantasie von Leybach, die Mondscheinsonate und das Stabat mater von Rossini.

Wie viel Zeit so hinging, weiß ich nicht genau. Versenkt in diese Fluth von Tönen, ganz und gar von ihrem Zauber beherrscht, dachte ich an Nichts: Ich fühlte nur. Nicht blos Sophie spielte — es spielte meine ganze Seele. Meine Gedanken, wenn man das Gedanken nennen kann, waren nur einzelne Töne einer wunderbaren Symphonie, in der ich mich ganz löste. Worte waren da gar nicht, nicht einmal Wünsche oder Eindrücke. Die Wogen trugen mich auf und nieder, und meine Seele schwang sich auf Flügeln der Musik in die fernsten Räume ohne Ziel . . . in Verzückung . . . Ich wurde ohnmächtig.

Sie brachten mich zu sich, aber ich wollte den Sessel nicht verlassen. Auf meine dringenden Bitten begann Sophie wieder zu spielen. Aber der erste Zauber war auseinander gestoben. Ich lauschte noch begierig, aber ich konnte nicht mehr denken. Die Gedanken folgten beständig den Tönen, aber sie vereinigten sich nicht mit ihnen. Ich fühlte, daß ich bin.

Nur die Stimmung der Musik theilte sich dem Denken mit. Die erste sprunghafte Melodie zerstreute alle Spuren der Niedergeschlagenheit. Ich plauderte mit Amalie und mit Hans ganz ungezwungen, als wären wir hier wirklich nur zum Vergnügen zusammengekommen. Das war der heiterste Augenblick des ganzen Abends. Nur der Geruch des Aethers und die Befeuchtung der Schläfen mit kölnischem Wasser brachte mich auf einen Augenblick zu den gewöhnlichen düsteren Gedanken zurück.

Wiederum verging etwa eine Stunde. Sophie spielte immer noch.

Endlich brachte eine Mazurka unsere Stimmung auf ganz andere Wege. Diese elegische Tanzmelodie umwehte uns mit Sehnsucht und Melancholie, wir verstummten Alle, um uns von der Musik narkotisiren zu lassen.

Sophie unterlag offenbar ihrer augenblicklichen Stimmung und wählte immer ernstere und ruhigere Stücke. Ich wurde immer trauriger. Ein sonderbares Sehnen oder Klagen erfüllte mein Herz. Die seufzenden Töne des Claviers begleiteten meine Gedanken.

Wieder stand der Tod vor mir, aber nicht mehr der schreckensvolle entsetzliche — sondern der heilende, ersehnte. Ich fürchtete ihn nicht. Hätte man mir in diesem Augenblick das Leben zurückgebracht, ich hätte vielleicht

darauf verzichtet wegen dieses Todes, der alle Schmerzen und Kümmernisse dieser Welt stillt.

Nur traurig war mir zu Muth, unsagbar traurig.

Es bedrückte mir Etwas die Brust, was mich nicht einmal stöhnen ließ. Endlich entlockte die abgeleierte Melodie des sentimentalen Liedchens „Kleines Sternlein, das gefunkelt," mir Thränen. Das hatte mir meine Mutter immer gesungen.

Ich schluchzte nicht, ich weinte nicht einmal. Die Thränen flossen mir von selbst über die Wangen. Große . . . heiße Thränen . . .

Alle knieten um mich herum nieder und küßten mir die Hände. Ich fühlte, das war der letzte Abschied von ihnen . . . . Ich bat sie um Verzeihung für Alles, tröstete, zeigte auf Hans als auf meinen Nachfolger in ihren Herzen . . . Sie weinten furchtbar . . . Ich sagte Alles aufrichtig, wie es mir gerade aus dem Herzen strömte. Hans und Sophie legte ich die Hände in einander und ermahnte sie, sich ewig zu lieben. Ich bat sie, manchmal an mein Grab zu kommen . . . . die alte Petern, die Amme unserer Mutter, die ich unterstützte, so gut ich konnte, legte ich ihnen auch an's Herz, damit sie nicht Hunger leide. Und immer bat ich sie wieder, an mein Grab zu kommen, ich sagte, ich würde sie sehen . . . Und dann weinten wir noch lange.

19. April.

Mein Lebenslicht ist bald herabgebrannt. Heute habe ich die Sonne betrachtet, als ob ich sie nie mehr wiedersehen sollte.

Der Augenblick naht . . . Ach, nur Bewußtsein behalten, nur Bewußtsein . . . Und am Tage, ja nur am Tage . . .

Beichten kann ich nicht, will ich nicht. Was peinigt mich diese Sawetzky und Amalie auch . . . Ich glaube nicht — ich kann nicht . . . Wozu? Ich verfaule so oder so . . . Ich will nicht lügen.

20. April.

Warum wollen sie mich nicht begreifen? Warum redet mir Hans noch zu, wo er doch selbst nicht glaubt? Sie sprechen von Besserung, von Gottesgnade, von Zufällen . . . Bittere Ironie . . . Wie die Raben haben sie sich auf mich gesetzt und lassen mir keine Ruhe . . .

Kann man nicht auch ohne dies sterben? Ich kann mich ihrer nicht mehr erwehren, ich spreche kein Wort, und sie denken, ich höre auf ihre Bekehrungsversuche. Und diese Sawetzky . . . Warum läßt sie mir gar keine Ruhe?

Das empört mich und erfüllt mich mit Abscheu. Ich will nicht die Niedertracht der Heuchelei begehen, auch gegen den Gott nicht, an den ich nicht glaube. Ich verstehe Anderer Heiligthümer zu ehren. Und diese Scenen dabei! Die Glocke, die Monstranz und das geheiligte Wasser!

Und schließlich, welcher Geistliche wird mir Absolution ertheilen? Denn lügen kann ich nicht.

21. April.

Es war unmöglich, ich bin schließlich darauf eingegangen, sie haben mich überwunden. Hans soll den Geistlichen bringen und ihn in Alles einweihen. Denn mir würde das Glaubensbekenntniß in der Kehle stecken bleiben . . .

Ach, es wird schrecklich sein! . . . Sie wollten heute, ich hatte Mühe, es auf morgen zu verlegen . . . Sollte es schon so, so schlimm mit mir stehen? Ich beobachte mich beständig, um nicht in Bewußtlosigkeit zu versinken. So also stirbt man . . . Mir ist drückend zu Muth, ich habe keine Lust, zu denken. Aber ich bin bei Bewußtsein . . .

Da ist ein berühmter Geistlicher, ein Freund der Studenten, ein nachsichtiger Mann. Hans wird ihm Alles erzählen; er soll es wissen, er soll schon vorbereitet sein. Und wird er nicht wollen — so kommt er nicht . . . kommt Keiner, nur unter dieser Bedingung habe ich nachgegeben. Aber Hans bürgt dafür, daß es auch so geht . . . Denn ich könnte nicht lügen vor dem Kreuz . . .

Und was wollen sie noch? Wen denken sie zu betrügen? Kann eine solche Beichte mir Etwas nützen, wenn es dort wirklich Etwas gäbe?

Und welchen Zweck hätte es für mich, niederzufallen, um die Füße zu küssen? . . .

22. April.

Jetzt kann ich schon ruhig sterben: Er, der Priester hat es mir gesagt . . . Ich bin ruhig, vielleicht sogar glücklich . . . Ah! das ist sein Werk! Er hat mich nicht mit Gott versöhnt, denn er hat es gar nicht versucht: Er hat mich nur mit mir selber versöhnt und hat mir die Absolution der Welt gegeben . . . Ich habe schon alle Rechnung abgeschlossen.

Und ich habe mich so vor ihm gefürchtet! . . .

„Mein Sohn,“ hat er gesagt. Warum spricht Niemand so zu mir? Ich habe ihm die Hände geküßt, bin an seine Brust gesunken . . . „Mein Sohn!“

So hat er gesagt: „Mein Sohn!“ Und ich begann zu weinen, und ich weinte furchtbar, furchtbar . . .

Und dann sagte ich Alles . . . Ich beklagte mich über mein ganzes Leben — über die Noth, die ich gelitten, — über den Hunger, der mich so oft gequält, — über mich selbst, weil ich mein Leben zerstört hatte. Und er küßte mich auf die Stirn und sagte, es würde mir Alles verziehen sein, weil ich hier gelitten habe . . . Ich bekannte ihm selbst meinen Unglauben. Er wies auf den Christus am Kreuze und fragte, ob ich ihn in diesem Augenblicke liebe.

„Ja,“ antwortete ich, „denn er hat so viel gelitten.“

„Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.“

„Milderung!“ rief ich; und er legte mir das Kreuz an die Lippen, ich küßte es begierig und drückte meine Lippen fest an den gepeinigten Leib.

Und so waren wir lange, lange zusammen. Dann traten Alle ein, und ich nahm die letzte Oelung. Sie knieten mitten im Zimmer nieder und hefteten ihre Blicke auf mich. Ich lächelte sie an, sprach aber kein Wort. Starr lag ich da, von einer wunderbaren Seligkeit berauscht. Ich dachte an Nichts.

Einmal nur huschte durch meinen Kopf, wie ein Blitz, der Gedanke der Empörung.

Als er mir die Füße mit Oel bestrich, wollte ich aufspringen und schreien: „Das ist Kirchenraub! Ich glaube nicht!“

Aber er wußte das . . . Und meine Gedanken lösten sich wieder . . .

Und sogar, als sie Amalie ohnmächtig hinaustrugen, ich wußte davon, konnte ich kein Lebenszeichen von mir geben.

Jetzt drängt sich eine Menge von Gedanken und Fragen in mein Hirn, aber ich arbeite nicht mehr an ihnen. . . Es ist Etwas in mir erstorben. Aber es ist besser so. . . Hundertmal besser ist mir.

23. April.

Ich fühle, daß ich zum letzten Mal diesen Bleistift in der Hand habe.

Einige Male verfiel ich heute in Ohnmacht, dann . . . ich weiß nicht, ob ich geschlafen habe, oder das Bewußtsein verloren, gleichviel . . .

Und jetzt das Fieber . . .

In der Nacht soll ich phantasirt haben. Die Thür ging auf, und sie drängten entsetzt herein . . . Vielleicht dachten sie, daß es zu Ende geht . . . Sie verbringen also die Nacht im Salon dort! Sie warten auf den Augenblick . . . Alles sagt mir, daß ich sterben muß . . . Alles ist vorbereitet . . . Nur der Sarg ist noch nicht da . . . Er kommt . . . morgen . . . heut sogar . . .

Bleibt hier mit Gott . . . Ich nehme Abschied von Euch . . .

25. April.

Heut haben sie mir Veilchen gebracht . . . Ein so kleines Sträußchen . . . Amalie hat sie gebracht . . . Es muß wohl schon Frühling in der Welt sein, im Garten sind die Kastanien grün. . . Und hier giebt es gar keine Bäume, ich habe Hans gefragt, dann Sophie — aber es giebt gar keine, man sieht keine durch's Fenster. . . Hans soll mir einen Kastanienzweig bringen, aber er bleibt so lange aus. . . Ich will ihn über mein Bett hängen lassen — oder soll ich ihn lieber auf die Decke legen? Er wird nur schnell welk.

27. April.

Das war sicher das Absterben. . . Ich bin aufgewacht — sie knieten um mein Bett und sahen mich mit einem schrecklichen Blicke an. Sie haben mich nur unterbrochen. . . Gewiß kann man das Absterben so unterbrechen. Ich weiß es nicht. . . Aber die Oellampe brannte und gab ein

schmähliches Licht. Ich sah Alles, ich wußte, was sie dachten. Ich konnte nur selbst weder denken noch sprechen. Ich wollte ihnen Etwas sagen. Wenigstens die Hand bewegen, und ich konnte nicht. Ich war wie abgestorben. Ich fühlte den Körper garnicht, und die Beine waren mir zu Eis geworden, und das Leben war mir in die Augen getreten. Nur von hier aus war meine Seele mit der Welt verknüpft. Ich murrte und sah sie an . . Und sie warteten, warteten mitleidslos. . . Niemand sprach ein Wort. . . Vielleicht sprachen sie auch, aber ich hörte es nicht. Ich wußte, daß ich hinstarb, aber es kümmerte mich nicht.

Nur die Lampe und ihr entsetzlicher Schein, der auf die Hand fiel, sind mir im Gedächtniß haften geblieben. Dann legten sie mir heiße Steine unter die Füße, öffneten mir das Hemd auf der Brust, aber ich fühlte Nichts, ich sah nur, sie weinten nicht . . .

So ging die Zeit bis zum Morgen hin. Ich bat um Wein — das waren meine ersten Worte. Amalien zitterten die Hände, denn sie goß die ganze Tasse Wein um, als sie sie über der Lampe erwärmte. Das Licht ging aus, und es wurde himmlisch blau im Zimmer.

Weiter weiß ich nicht, was geschah. Vom Wein so betäubt, war ich offenbar eingeschlafen.

Jetzt ist mir um Vieles besser . . .

Ich weiß, was das bedeutet . . .

So ist es immer vor dem Tode. Gleichviel . . .

Nur drückend ist mir . . .

28. April.

Warum nimmt es kein Ende? Sollte die gestrige Nacht die Krisis der Krankheit gewesen sein? Meine Kräfte wachsen. Was soll das Alles bedeuten? So eine letzte Besserung dauert höchstens einen Tag, und nun geht der zweite zu Ende.

Ach, wozu noch diese Folter der Täuschung!

Gestern hatte ich nicht einmal Fieber . . .

29. April.

Schon seit gestern wußte ich, daß ich leben werde, und sie wissen noch Nichts . . .

Leben, leben . . . wieviel Zauber liegt in diesen Worten!

Und sie wissen noch gar Nichts. Heute rief ich Amalie heran und sagte nur: „Wir verreisen Alle.“ Aber sie hat mich offenbar nicht verstanden, denn sie begann zu weinen. Hier weinen sie Alle immer, ich weiß nicht warum, vielleicht aus Freude? . . . Vielleicht hat ihnen Staretzky Etwas gesagt, und sie fürchten, sie könnten mich durch die plötzliche Nachricht erschüttern. Ich werde heute Nichts mehr sagen, aber morgen, morgen . . . Wir reisen gleich auf's Land, Alle, Alle . . . Ich will sie um mich haben. Ich werde wahnsinnig vor Freude, wenn ich denke, was nun kommt. Ich werde sie bitten, mich immer in der Sonne

zu halten — ich werde die Sonne trinken. Hier vom Fenster aus sieht man nicht viel, aber ich fühle, es muß schon überall grün, heiter sein. Und die Birnbäume in den Gärten sind gewiß schon ganz weiß von Blüthen — so weiß, als wären sie voll von Schneeflocken. Und vielleicht reisen wir schon übermorgen? Denn meine Kräfte wachsen ungeheuer. Wenn sie mich nur aus diesem Zimmer brächten, ich wäre sofort gesund. Die Universität gebe ich ganz auf und will Landwirth werden, immer nahe zur Sonne und zum Grün. Sophie wohnt bei mir, bis sie heirathet, und spielt mir immer meine Lieblingsmelodie vor. Heute habe ich lauter Arpeggio in den Ohren und Sonne und Grün vor den Augen.

Daß Staretzky geirrt hat, ist kein Wunder, was ist er auch viel . . Aber Lopatzky!

Schließlich, warum soll nicht auch er sich geirrt haben? Er hat sich geirrt. Er hat die Krankheit nicht erkannt, natürlich, natürlich . . .

* * *

Am Morgen des 30. April war er todt. Er starb ohne Bewußtsein.

Ein neuentdeckter deutscher Horaz.

Von

Bernhard Münz.

— Wien. —

Im siebzehnten Jahrhundert lebte ein Jesuit Namens Jacob Balde, welcher ein gottbegnadeter Dichter war. Wohl hat er in der Sprache Latiums geschrieben und sich, wie aus seinen Dichtungen vielfach erhellt, an Horaz gebildet; nichtsdestoweniger fühlen wir uns durch seine Dichtungen angeheimelt, weil sie deutschen Geist athmen, von deutscher Gesinnung getragen und durchweht sind. Herder hat ihn denn auch darum als „deutschen Horaz" gefeiert und ihm im „Kenotaphium des Dichters Balde" ein unvergängliches stolzes Denkmal gesetzt. Er äußerte sich über ihn wie folgt: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen für's Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Nirgends buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands besseren Geist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe schneidende Weltkenntniß bei einer echt philosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben. Natürlich konnte er in Anpreisung eines heidnischen Lebensgenusses mit dem Venusiner nicht wetteifern wollen; am wenigsten durfte und wollte er sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. Dagegen, was moralisch groß und schön, oder heilig lieblich und wohllautend ist, deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er umfaßt viele große, merkwürdige Gegenstände mit einer großen Seele; an Formen der Composition, an lyrischen Abwechslungen und Einkleidungen ist er so reich, als irgend kaum ein anderer Dichter. Er kann und soll uns Allen Stimme und Vorbild sein."

Was von Balde gilt, findet auch auf seinen jüngeren Zeitgenossen, den dem Stifte Kremsmünster angehörigen Benedictiner Simon Rettenbacher, volle Anwendung. Herder schweigt nur aus dem Grunde über ihn, weil es ihm nicht beschieden war, den

jüngeren deutschen Horaz kennen zu lernen. Uns erst hat ein freundliches Geschick es gegönnt, die Bekanntschaft dieses prächtigen Mannes zu machen, welcher, um mit Goethe zu sprechen, einen neuen Beweis dafür liefert, daß „der Deutsche sich treu bleibt, wenn er auch mit fremden Zungen spricht". Und wir verdanken diese Bekanntschaft ebenfalls einem der Söhne des heiligen Benedict, welcher in demselben Stifte, getreu den altehrwürdigen, auf das Allgemein-Menschliche gerichteten Traditionen desselben, begeistert von den Ideen des Wahren, Guten und Schönen als Capitular und Jugendbildner waltet. Es ist dies Pater Tassilo Lehner, welcher die Rettenbacher von seiner lyrischen Muse eingegebenen Gedichte, im Ganzen 463 an der Zahl, aus dem tiefen Schlafe, den sie völlig unbeachtet in einem dickleibigen Folianten der Stiftsbibliothek, dem Manuscriptcodex Nr. 435 (Kleinfolio, 200 Blätter) schliefen, weckte und im Jahre 1895, nachdem er zwei Jahre vorher in seiner bescheidenen Weise einige derselben anläßlich der Einweihung des neuen Gymnasiums in Kremsmünster in einer Festschrift „als Scheitlein auf den erhabenen Focus" hingelegt hatte, in Folge der ihm von vielen Seiten zugekommenen Aufmunterungen und Anerkennungen in einem stattlichen Bande herausgab*). Die Verdienste, welche sich Lehner dadurch um Rettenbacher und im Zusammenhange damit um die deutsche Litteraturgeschichte erworben hat, sind umso höher anzuschlagen, als er den Oden eine gründliche quellenmäßige Biographie des Verfassers und eine anregende, Licht und Schatten unbefangen vertheilende Würdigung desselben als Dichter voranschickt.

Rettenbacher war ein vielseitiger, fruchtbarer und gewandter Schriftsteller. Als Poet hat er fast alle Dichtungsarten mit Geist und Geschick gepflegt. Nirgends tritt uns indeß sein Charakter und seine Eigenart so plastisch vor Augen wie in den lyrischen Gedichten, in denen er sich wohl als Nachahmer, aber als freier und selbstständiger Nachahmer des Horaz präsentirt. Gemüth und Humor, Witz und schneidige Satire, Anmuth und Würde, tiefe Religiosität und heiterer Frohsinn, Hang zur Einsamkeit und gereifte Erfahrung, weltvergessenes Stillleben unter todten Büchern und ruhiger, beschaulicher, der Natur sozusagen die Seele ablauschender Naturgenuß, dynastische Gefühle und echt deutscher Patriotismus — das sind die Kettenfäden, welche mit dem Einschlage geläuterten Formengefühls und sicherer Sprachbeherrschung das herrliche Gewebe der Oden spinnen. Uns interessirt hier hauptsächlich der deutsche, nationale Dichter Rettenbacher. Ein großer Theil Europas war zu seiner Zeit ein ungeheures Kriegstheater, auf dessen Bühne im Osten und Westen erbitterte Kämpfe mit allen ihren Gräueln aufgeführt wurden. Im Westen hatte Ludwig XIV., brennend vor Verlangen, sein Land zu vergrößern, sein Volk gegen Deutschland unter die Waffen gerufen, im Osten hatte der mächtige Erbfeind der Christenheit gegen deren altes Bollwerk an der Donau seinen Sturmlauf unternommen. Das Kreuz des Stephansthurmes sollte fallen und an der Stelle dieses Wahrzeichens der alten Kaiserstadt der fahle Halbmond aufgepflanzt werden. Diese trüben Ereignisse gingen an Rettenbacher nicht spurlos vorüber, obwohl er der Welt abgestorben war. Ungestüm loderte das Feuer der Vaterlandsliebe in ihm auf, da er das deutsche Reich von zwei Seiten arg bedroht sah. Nicht wenige Gesänge spiegeln die heilige Entrüstung wieder, welche sich seiner angesichts der schmachvollen Thatsache bemächtigt, daß die einst so ritterliche französische Nation, uneingedenk des Weltenrichters, aus Ländergier den barbarischen Türken die Hand reicht, sie mit Rath und That, mit Geld und Waffen unterstützt; er kann es nicht verwinden, daß sie ihrem räuberischen, einem gefräßigen Wolfe vergleichbaren König in diesem Kriege Gefolgschaft leistet, daß Christen gegen Christen, deren Brüder sie sich nennen sollten, da ein Blut sie erlöst hat, ein förmliches Bündniß mit dem Satanas schließen. Er verwünscht den Franzmann und ruft auf ihn des Himmels Rache, die Nemesis herab. Von Begeisterung durchglüht, apostrophirt er sein Volk mit

---

*) P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Tassilo Lehner O. S. B., Professor am Gymnasium zu Kremsmünster. Wien, Josef Roller u. Comp. 1895.

den zündenden Worten: „Erhebet Euch, Germanen! Euch ruft die Rache zum Streit! Auf! Lasset die sorglose Ruh'! Verwüstet der Feinde Gebiet, vernichtet die feindlichen Thürme, schonet nicht die feindliche Scholle! Hehrer Friede wird dann wieder in's Land der Christen Einkehr halten, wenn die frevelhafte Schaar gefällt sein wird.“ Unaufhörlich spornt er im Liede zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa an, und er fleht inniglich zur heiligen Jungfrau, sie möge das Füllhorn ihres Segens über die christliche Streitschaar ausschütten und den kaiserlichen Adlern Schutz gewähren. Sein Gebet wird erhört, er triumphirt und stimmt einen Preis an auf die Männer, welche an der Niederwerfung des Halbmondes und an der Befreiung Wiens den hervorragendsten Antheil nahmen. Es sind dies Kaiser Leopold I., Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, der Kapuzinerpater Marco d'Aviano, des Kaisers vertrauter Freund und Berather, und Max Emanuel, Baierns Kurfürst. Er traut sich allerdings nicht die Kraft zu, des Kaisers Ruhmesthaten würdig zu feiern; doch da dieselben bereits allerorten bekannt sind, die Türken besiegt auf blutiger Wahlstatt liegen, kann er es nicht über sich bringen, sich in dichtes, undurchdringliches Schweigen zu hüllen. Stets sucht der Kaiser den Frieden, nur aus Nothwehr ergreift er die Waffen. Sein Heldensinn schafft den Muth der Soldaten, seine Frömmigkeit erwirkt den Sieg. Starhemberg ist Wiens Befehlshaber in seinen ärgsten Nöthen. Der Türke steht vor Wien; rastlos gräbt er Mine um Mine; die Kaiserstadt muß sein werden; ist sie erobert, des Halbmondes Banner auf ihren Mauern gehißt, dann ist Alles verloren, wehrlos liegt dann ganz Deutschland vor ihm. Doch noch lebt der Helfer, noch hat Wien seinen Starhemberg. Voll Muth und Kraft trifft er seine Anordnungen, und wie der Sonnengott erhebt er sich und macht Türkenlist und Türkentrug zu Schanden. Max Emanuel ist unserem Dichter ein gewaltiger Führer, seine Säule des Vaterlandes, Deutschlands Schirm. Wie ein wüthender Löwe auf hyrcanischer Flur, von gräßlichem Hunger getrieben, auf die Heerde hinstürzt und bluttriefenden Maules das Vieh zerreißt, wie der furchtbare Blitz, der hoch vom donnernden Himmel niederfährt, den vieljährigen Eichstamm spaltet, so zersprengte und vernichtete des Kurfürsten Rechte die wilden Thraker und pflanzte auf besiegtem Wall Baierns dräuenden Löwen auf.

Die schönste und duftigste Blüthe des Patriotismus unseres Dichters ist die Ode: „Germania invicta, si coniuncta“, in welcher er des Franzmanns Falschheit und Treulosigkeit scharf geißelt, den Rhein über seine unterjochten Ufer und die unter seinen Anwohnern eingerissenen französischen Sitten Klage führen läßt, in sinniger Weise ausmalt, wie die Donau den Bruder Rhein auffordert, den Franzosen, dem Erbfeinde Deutschlands im Westen, das Fell zu gerben, wie sie den Thrakern, dem Erbfeinde des Reiches im Osten, gethan habe, und mit prophetischem Blicke in eine späte Zukunft mit vorschauendem Blicke in unsere Tage voraussagt, das geeinigte Deutschland werde allein jeden feindlichen Ansturm abschlagen. Dieses Gedicht, welches, wie Lehner sehr richtig bemerkt, mit Fug und Recht den Freiheitsliedern aus den Zeiten der Napoleonischen Kriege an die Seite gestellt zu werden verdiente, erntete den vollen Beifall des Fürsten Bismarck, welcher am 20. Januar 1892 dem Verfasser der Festschrift folgenden Dank übermittelte: „Rettenbachers ‚Germania invicta, si coniuncta‘ habe ich mit Freude an dem Inhalte und den Versen gelesen. Ich danke Ihnen verbindlich für die Uebersendung seiner Oden, durch deren Herausgabe Sie sich das Verdienst erworben haben, der Gegenwart den Patriotismus und die classische Erudition unseres in zwei Jahrhunderten vergessenen Landsmanns zur Anschauung zu bringen.“ Es prangt nach der sinngetreuen Uebersetzung des Professors Edward Samhaber in Linz in nachstehendem Blüthenschmucke.

„Deutsches Volk, sei einig und dulde nimmer
Schmach und Schande! Während Dich drängt der Osten,
Droht der West, die mächtigen Adlerschwingen
Dir zu zerzausen.

Der einst Segen rauschte, der heil'ge Rheinstrom
Klagt nun trauernd: schlug doch in eh'rne Bande
Ihm des Kriegsgotts Tücke die vordem freien
Ufergelände.

Wehe, seufzt er, daß Dich, o Enkel, solch ein
Unruhvolles, gleißendes Volk bethörte!
Mich, den Vater, brachtest Du so zum Sturze,
Armer Betrog'ner!

Hörst Du, wie die Donau des Kaisers Siegruhm,
Wie sie preist die beutegeschmückten Helden,
Die mit Türkenblute die silberklaren
Fluthen geröthet!

Bruder, ruft sie, Bruder, o brich die Bande,
Mit dem Schwert zerspalte die schwachen Ketten!
Glaubst Du, daß ein Nachbar, wie dieser, jemals
Heiligt Verträge?

Halte stets das blinkende Schwert in Händen!
Oft, wie oft schon täuschte der Feinde Treuschwur
Dich, den Blinden! Oeffne die Augen! Werde
Einmal behutsam!

Keinen Kriegssturm brauchst Du zu fürchten,
Schlingt um Dich ihr mächtiges Band die Treue.
Bist Du einig, wirst Du allein die fremden
Horden verscheuchen."

Bemerkenswerth ist auch das Gedicht: „Maternae linguae neglectus", in welchem Rettenbacher den Menschen die Vernachlässigung der Muttersprache zum Vorwurfe macht und über ihre leidige Gewohnheit, in die Ferne zu schweifen, während das Gute so nahe liegt, die Erzeugnisse ferner Länder, welche der Ganges benetzt, der Tigris oder der liebliche Hydaspes bespült, denen der Heimat vorzuziehen, die Zuchtruthe schwingt.

Rettenbachers Wiege stand im herrlichen Aignerthale bei Salzburg, welchem er nachmals ein liebreizendes Gedicht zugeeignet hat. Es lautet in der tief nachempfundenen Verdeutschung des Kremsmünsterer Stiftsclerikers Fr. Gregor Waldl also:

„Mag der Beruf uns trennen, wir bleiben im Herzen vereinigt.
Hält auch die Stadt Dich zurück, lockt mich mein heimisches Dorf,
Freundlicher lächelt mir hier und mit vollerem Lichte der Himmel,
Würziger strömet herein, freier die herrliche Luft.
Mich umschließt nicht das schroffe Gestein und das rauhe Gemäuer,
Munterer Vogelgesang jubelt im lieblichen Hain.
Hier prangt auch kein Marmorpalast, zu bescheidenen Häusern
Sanft nur steigend hinan führet der freundliche Weg.
Du glaubst fast des Alkinoos grünendes Reich zu betreten,
So reich quillt hier der Duft, fesselt Dein Auge die Pracht.
‚Blumen' — mich faßt ein gewaltiges Staunen — ‚ihr herrlichen Blumen',
Ruf' ich, ‚Du freundlich Geschlecht hier auf dem sprossenden Grund.'
Sieh', wie schmeichelnd wälzt durch's Bett ihr Wasser die Salzach!
Sie', wie lieblich ergießt sich von der Höhe der Bach!

Kannst Du die Wonne verstehen, gemach durch die Fluren zu wandern,
Friedlich im Schatten zu ruhn? Mir ist es selige Lust.
Wo nur, frag' ich Dich, Freund, lebt reinere, größere Freude,
Wo faßt mächtiger noch zärtliche Liebe Dein Herz?
Da nun leb' ich für mich und verachte das lärmende Treiben,
Halte der Sorgen Gespenst glücklich mir fern von der Brust."

In dankbarem Gedenken hat die rührige Gesellschaft für Salzburger Landeskunde am 23. Mai dieses Jahres an dem Geburtshause Rettenbachers einen aus Untersberger Marmor verfertigten Denkstein angebracht, welcher die Inschrift trägt: „Geburtshaus des Dichters und Gelehrten P. Simon Rettenbacher, Benedictiners von Kremsmünster, geboren 1634, gestorben 1706. Er wirkte segensreich an der Universität Salzburg und besang seine Heimat in herrlichen Liedern."

Das Präfekturgebäude in Versailles, Residenz König Wilhelms.

Illustrirte Bibliographie.

Krieg und Sieg 1870—1871. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde.

Aus der Fluth geschichtlicher und militärischer Werke, die das Jubiläumsjahr des deutsch-französischen Krieges hervorgerufen, ragt das vorliegende Werk als eines der besten nach Gehalt sowohl wie Ausstattung ganz besonders hervor. Was dieses Buch von anderen Werken, die eine Gesammtdarstellung der politischen und kriegerischen Ereignisse jener großen Zeit geben, vor Allem unterscheidet und ihm sein charakteristisches Gepräge giebt, ist der Umstand, daß es nicht der Arbeit eines Einzelnen, sondern dem ergänzenden Zusammenwirken einer Anzahl von Fachmännern seine Entstehung verdankt, und zwar von Fachmännern, die zugleich zumeist in der Lage sind, als Augenzeugen zu berichten; denn die Verfasser der einzelnen Abhandlungen sind Mitkämpfer gewesen, zum Theil damals schon in hervorragender Stellung befindlich, die nun die ihnen durch ihre active Theilnahme besonders vertraut gewordenen kriegerischen Operationen schildern. So besteht das Buch im Grunde aus einer Anzahl von einzelnen Abhandlungen, die zu einem Ganzen zusammenzufassen und möglichst auf einen Gesammtton zu stimmen, wesentlich dem Herausgeber oblag. Der kleine Nachtheil, den eine solche Arbeitstheilung nun mit sich bringt: daß eben eine völlige Einheitlichkeit — wie bei einem Werke eines einzigen Autors — nicht erreichbar ist, und den man auch im vorliegenden Werke wohl hie und da empfinden mag, verschwindet doch gegenüber den

großen Vortheilen, die aus derselben — namentlich bei den hier in Betracht kommenden oben angeführten günstigen Umständen — sich ergeben. Vor Allem ward es hierdurch möglich, den gewaltigen Stoff in einer Weise zu bewältigen, wie es einem Einzelnen schwer erreichbar gewesen wäre; so sind denn auch in diesem Werke gewisse Phasen des Krieges, die in anderen Werken nur stiefmütterlich behandelt zu werden pflegen, z. B. der

Die Schlucht bei Gravelotte mit St. Hubert.
(Skizze von Zick, 30. August 1870.)
Aus: „Krieg und Sieg 1870—71". Ein Gedenkbuch.
Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde.
(Preis 6,00 Mk.)

freilich nicht bedeutende Antheil unserer Marine an dem Kriege und die Vertheidigung unserer Küste, sowie der kleine Krieg im Rücken der deutschen Heere mit dankenswerther Ausführlichkeit behandelt worden. — Ein Irrthum, der sich hier, wie in anderen Werken, findet (S. 168): nämlich daß Moltke bei Gravelotte die Pommern angeführt habe, ist bereits von Verdy du Vernois in seinen in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten „Persönlichen Erinnerungen" berichtigt worden. — —

Das Werk zerfällt in vier Theile; in die Behandlung des ersten: „Vorgeschichte und Vorbereitung des Krieges" theilen sich der Herausgeber Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung („Der Ursprung des Krieges") und Generallieutenant A. v. Boguslawski („Die Heere und Kriegsmittel"). Der die „Militärische Geschichte des Krieges" behandelnde zweite Theil setzt sich zusammen aus Aufsätzen von Generalmajor

Châtillon, Meudon, St. Cloud, Mont Valérien.
Aus: „Krieg und Sieg 1870–71". Ein Gedenkbuch.
Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde.
(Preis 6,00 Mk.)

Dr. A. Pfister: „Der Aufmarsch, Weißenburg, Wörth"; General H. von Kretschman: „Von Spicheren bis Vionville"; Freiherr v. d. Goltz-Pascha: „St. Privat-la-Montagne und Metz"; Oberstlieutenant M. Exner: „Die Maasarmee und Sedan"; General A. v. Holleben: „Die Einschließung von Paris"; Major W. Bigge: „Der Feldzug der Ersten Armee im Norden Frankreichs"; General A. v. Heinleth (†) und H. Endres: „Orleans"; General H. v. Kretschman:

„Von Vendôme bis Le Mans"; Generallieutenant F. Oberhoffer: Straßburg, Belfort, Pontarlier"; Oberst G. Cardinal v. Widdern: „Der Kleine Krieg im Rückengebiet der deutschen Heere"; Capitän zur See A. Stenzel: „Flotte und Küste". — Im dritten Theil behandelt Professor Dr. Th. Flathe die „Politische Geschichte des Krieges". — Im vierten und letzten Theil, welcher der „Cultur-

Brand der Tuilerien.
(Aus: „Krieg und Sieg 1870–71.")

geschichte des Krieges" gewidmet ist, schildert A. v. Werner: „Versailles und die Hauptquartiere" und Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung „Die Heimkehr".

Dieser letzte culturgeschichtliche Theil ist leider nicht mit der geplanten erschöpfenden Ausführlichkeit behandelt worden. Die Rücksicht auf den durch das eigentlich Kriegerische bereits überschrittenen vorangesetzten Umfang und auf den gleichfalls festgestellten überaus

mäßigen Preis von 6,00 Mk. nöthigte zur Beschränkung auf das hier Gebotene. Doch wird in einem den Käufern des Buches für einen billigen Preis zugänglichen Nachtrag, der zugleich Register und Berichtigungen bringen wird, das Werk nach dieser Richtung hin ergänzt werden. — Die überaus reiche und glänzende Illustrirung des Werkes rührt von hervorragenden Künstlern wie G. Bleibtreu, E. Bracht, L. Braun, A. Calandrelli, W. Camphausen, O. Faber du Faur, R. Knötel, G. Koch, E. Kolitz, E. Mattschaß, C. Röchling, Th. Rocholl, A. v. Werner, A. Zick u. A. her; sie umfaßt zahlreiche

Kaiser Napoleon III.
Aus: „Krieg und Sieg 1870–71". Ein Gedenkbuch.
Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde. (Preis 6,00 Mk.)

Portraits — auch von französischen Staatsmännern und Feldherren — Schlachtenbilder, Abbildung von Localitäten; ferner Uniformbilder, Terrainskizzen und andere der Belehrung dienende Zeichnungen. Selbstverständlich fehlen nicht Karten und Pläne. —

Das prächtige, vortrefflich ausgestattete Werk, das bei 690 Seiten Text und einem, wie erwähnt, ungemein reichen und ausgezeichneten Bilderschmuck für den überaus niedrigen Preis von 6,00 Mk. käuflich zu haben ist, gehört zu den werthvollsten und schönsten Publicationen des Vereins der Bücherfreunde, der sich mit der Herausgabe dieses billigen Volksbuches ein großes Verdienst erworben hat, dem auch durch eine recht weite Verbreitung desselben die gebührende Anerkennung und Belohnung zu Theil werden möge.

—l—

Bibliographische Notizen.

Die Elektricität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Für Jedermann verständlich, kurz dargestellt von Bernhard Wiesengrund. — 44 Abbildungen. — Frankfurt a. M., Verlag von H. Bechhold. —

Unter den glänzenden Erfolgen, welche die Naturwissenschaften zu verzeichnen haben, steht neben der Dienstbarmachung des Dampfes in erster Linie die Erzeugung und Ausnützung der Elektricität. Das Interesse für die Letztere ist allgemein gewachsen, nachdem sie nicht blos als Beleuchtungsmittel, sondern auch als treibende Kraft zur Anwendung gelangt. Wer keine Gelegenheit hat, sich in umfangreichen Lehrbüchern über das Wesen und die Anwendung dieser mächtigen Naturkraft zu informiren, dem wird eine kurze und klare Darstellung über diese Verhältnisse sicherlich sehr erwünscht sein. Der Verfasser der vorliegenden Brochüre hat es verstanden, in kürzester und dabei außerordentlich leicht verständlicher Form eine solche Darstellung zu geben und das Gebiet der Elektricität zu durchstreifen. — Die Erklärung der Grundbegriffe, die Wirkung des elektrischen Stromes, die Instrumente zur Messung desselben, die Dynamomaschine, die Elektromotoren, sowie die elektrische Beleuchtung, die elektrischen Bahnen und Boote und schließlich die Verwendung der Elektricität in der Medicin und Telegraphie resp. Telephonie werden kurz und klar besprochen und der Text durch gute Zeichnungen erläutert. Ein Sachregister ist am Schluß beigefügt. Das Büchlein ist warm zu empfehlen. K.

Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwickelung und ihr Stand. Von Hans H. Busse. — München, Karl Schüler (Ackermanns Nachfolger).

Mit dem Namen Graphologie bezeichnet man bekanntlich im Allgemeinen die Kunst, aus der Handschrift eines Menschen Schlüsse auf seinen Charakter zu ziehen. Wenn nun auch von mancher Seite her es unternommen wird, der Graphologie ihre Bedeutung abzusprechen, so ist doch, dank den Bemühungen namentlich Erlenmeyers und des Professors Preyer, die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Graphologie endlich beantwortet worden. Bereits in diesem Jahre sind zwei größere Werke über Graphologie erschienen, das eine unter dem Titel: „Lehrbuch der Graphologie" von L. Meyer (Laura v. Albertini), das andere betitelt: „Zur Psychologie des Schreibens" von W. Preyer. Außerdem wird jetzt eine Zeitschrift „Die Handschrift", Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie, von W. Langenbruch herausgegeben. — Diesen Werken kann man die hier vorliegende kleine Arbeit von Hans Busse anreihen. Der Verfasser ist den Lesern von „Nord und Süd" bereits aus dem Septemberheft d. J. durch seine Beurtheilung der Handschrift Ola Hanssons am Schluß des bezüglichen Artikels von Hans Schmidkunz bekannt geworden. In der vorliegenden Brochüre bespricht er in Kürze, leicht verständlich, nach einer kurzen Einleitung, in drei Capiteln die Physiologie und Psychologie des Schreibens, die Handschriftendeutungskunst, sowie die graphologischen Gesetze und schließlich die Geschichte der Graphologie. Den Schluß bilden in einer Reihe von Anmerkungen Notizen über bis jetzt erschienene graphologische Schriften. Wem es darum zu thun ist, sich über die Graphologie zu informiren, ohne gleich an das Studium der größeren bezüglichen Werke zu gehen, dem sei die vorliegende Brochüre bestens empfohlen. K.

Knochenbrüche und Verrenkungen. Gemeinverständliche Belehrungen von Dr. med. Schmidt. — Mit fünf Abbildungen. — Halle a. S., Verlag von Karl Marhold. —

Fast täglich kommen, namentlich in größeren Städten, Unglücksfälle vor, unter denen gerade Knochenbrüche und Verrenkungen mit in erster Linie stehen. Oft wird da seitens des Publicums das erste Eingreifen erforderlich, ehe ärztliche Hilfe zur Stelle sein kann. Ueber diese ersten erforderlichen Maßnahmen den Laien zu belehren und so den Verletzten vor falschen Eingriffen zu bewahren, sowie überhaupt eine leicht verständliche Darstellung der Knochenbrüche und Verrenkungen und ihrer Behandlung zu geben, ist der Zweck des Büchleins. Die einzelnen Themata behandelt der Verfasser, ein Specialarzt für Chirurgie, in 7 Capiteln in durchaus klarer Weise, wobei 5 Illustrationen im Text zur Erläuterung dienen. In einem 8. Capitel werden aus der ärztlichen Praxis 12 Krankengeschichten in belehrender Weise vorgeführt. K.

Montesquieu. Von Albert Sorel, Mitglied der Académie française. Deutsch von Adolf Kießner. Berlin, Ernst Hoffmann u. Comp.

In knapper Form hat es der Verfasser verstanden, eine übersichtliche Darstellung des Lebensganges sowie der Hauptwerke des großen französischen Schriftstellers zu geben. Insbesondere ist es ihm vorzüglich gelungen, den Einfluß Montesquieus und seiner Lehren auf die Entwickelung der großen französischen Revolution, sowie auf die späteren Historiker und Philosophen Frankreichs nachzuweisen. — „Was Frankreichs Nationalgeist an Schärfe und Weitblick, an Edelsinn und Weisheit besitzt, in Montesquieu finden wir es verkörpert.“ Die Uebersetzung ist vortrefflich. — e.

Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstraße und Reiseroute. Von A. v. Schweizer-Lerchenfeld. Mit 300 Abbildungen, darunter zahlreichen Vollbildern und 50 Karten, letztere zum Theil in Farbendruck. In 30 Lieferungen zu 50 Pf. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Von diesem Werke, das wir bereits bezüglich der ersten 15 Lieferungen besprochen haben, liegen jetzt die Lieferungen 16—30 und somit das ganze Werk vollendet vor. In diesen letztgenannten Lieferungen werden die Theile 3 u. 4 behandelt. Theil 3 umfaßt in 6 Abschnitten den nautisch-technischen Theil und zwar die geschichtliche Entwickelung der Donauschifffahrt bis zu ihrer jetzigen Gestaltung, die Stromregulirung und die Geschichte der Regulirungsarbeiten der oberen, mittleren und unteren Donau, ferner die Verkehrsmittel, sowie die nautisch-technischen Anlagen und schließlich die Schifffahrtscanäle und in einem Anhang die Entwickelung des Pionier- und Pontonierwesens auf der Donau vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Der 4. „schildernde Theil“ umfaßt in 3 Abschnitten die obere, mittlere und untere Donau, wobei namentlich die Beschreibung von Wien ausführlich behandelt ist. Zahlreiche, sehr gut ausgeführte Abbildungen erläutern den Text. Am Schluß befinden sich ein ausführliches Inhaltsverzeichniß, sowie ein Verzeichniß der Abbildungen und Karten und ein Register. — Dem nach Text, Abbildungen und Kartenbeilagen vortrefflichen Werk ist eine weite Verbreitung dringend zu wünschen, und sei dasselbe hierdurch nochmals bestens empfohlen. K.

Gemischte Gesellschaft. Novellen von Lothar Schmidt. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

„Wie sie fallen,“ würde als Titel für die Mehrzahl der Novellen dieses Buches passen, denn das heikle, von den Realisten bevorzugte Thema des Siegs der Sinnlichkeit über weibliche Keuschheit, Scham oder — natürliche Angst wird in den meisten von ihnen variirt. In reiner Tragik, die Wahrheit des Vorgangs durch tiefe Empfindung hebend, erklingt dies Thema in „Empörung“, in der die langjährige Braut des armen Schulcandidaten dem Werben des Geliebten erliegt; in dieser Novelle wie in der „Pelerine“, in der das Psychologische fein erfaßt ist, sowie in „Erwacht“ zeigt sich unseres Erachtens des Verfassers Begabung am reifsten. Die letztgenannte Skizze hat vor den anderen noch den intimen Reiz voraus den das Gefühl erzeugt, hier einem eigensten persönlichen seelischen Erlebniß des Autors gegenüber zu stehen; es ist ein einfaches und doch durch die Zartheit und Tiefe einer reinen Empfindung zum Mitfühlen zwingendes Stückchen Seelengemälde. Diese Skizze dürfte auch diejenigen, welchen die pikanter gehaltenen Erzählungen ein kleiner Dorn im Auge sind, für den Autor einnehmen. Unbedeutend sind „Der Trauring“ und „Consultation“ — leicht hingeworfene Feuilletons —, im Motiv nicht neu, aber durch die Darstellung nicht uninteressant „Die rothe Käthe“. —

Alles in Allem können wir das Büchlein als die Gabe eines verheißungsvollen Talentes begrüßen, das Schärfe der Beobachtung und Tiefe der Empfindung, so scheu sich letztere auch hervorwagt, besitzt und das — wie die reifsten Theile des Buches offenbaren — sich nur einerseits vor Einseitigkeit in der Stoffwahl, andererseits durch Concentration und künstlerische Gewissenhaftigkeit vor Verflachung hüten braucht, um hohe Ziele zu erreichen.

O. W.

Neue Gedichte. Von Carl Busse. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Mit der unbeirrbaren Sicherheit und Selbstständigkeit der echten Begabung schreitet der jugendliche Carl Busse als Lyriker und Erzähler seinen Weg; er weiß, daß er es nicht nöthig hat, irgend einer litterarischen Mode, irgend einer Extravaganz zu huldigen, um Aufsehen zu erregen und Beachtung zu finden; er braucht nicht Décadent zu sein oder es vorzugeben, um interessant zu er-

scheinen; er schämt sich seiner Gesundheit nicht und trotzt der Gefahr, wegen der reinen Töne und des sittlichen Ernstes seiner Dichtung von den „Modernen“ als Backfischdichter à la Geibel abgethan zu werden. In der That ist es nach all' der echten und gemachten Brunstlyrik wohlthuend und erfreulich, wieder einem jugendlichen Dichter zu begegnen, der einer reinen und edlen, darum nicht minder wahren und tiefen Liebesempfindung Ausdruck verleiht und dabei den Beweis bringt, daß man auch damit heute noch die Herzen zu bewegen und das Gemüth zu bezaubern und Eigenart zu bewähren vermag. Wohl ist ihm auch der sinnliche Drang der Jugend nicht fremd, aber er enthüllt ihn nicht nackt und mit geschmacklosem oder schamlosem Behagen. In den „Neuen Gedichten“ wechselt frischer Jugendmuth und Lebensdrang mit einem, von dunklen Ahnungen erzeugten Ernst ab, der mit dem Gedanken und den düsteren Bildern des Todes sich beschäftigt. Zwei Gedichte dieser Art: „Am Krankenbett“, „Vor einem Todten“, die zu den schönsten gehören, haben die Leser dieser Zeitschrift in Heft 215 kennen gelernt. Bemerkenswerth ist die Kraft des Dichters, in ein paar Zeilen ein plastisches Bild zu geben, man lese das achtzeilige Gedicht: „Wenn Kinder sterben“ oder das sechszeilige „Mahnung“. Gerade die kürzesten Gedichte Busses gehören mit zu seinen besten. Neben der reinen Lyrik ist auch die epische Lyrik vertreten, so durch das balladenartige „Nord Feike“, „Die Walküre“ (— hier wäre zu bemerken, daß in „Wotans Saal“ wohl weniger Wein, als Meth credenzt wird). Gelegentlich streift Busse auch das Gebiet der Gedankendichtung in „Vision“, in „Ich“, aus dem Schopenhauer spricht. — Daß der Poet auch reizende Kinderlieder trotz Rudolf Löwenstein zu dichten vermag, bezeugt das allerliebste Gedicht „Großmütterchen erzählt den Kindern“. Daß in dem Büchlein der Ton stürmischer, gluthvoller Leidenschaft fehlt, hat uns den Genuß desselben nicht beeinträchtigt. Es ist eine Gabe, die man nur mit Dank aus den Händen des Dichters entgegennehmen soll.

O. W.

Die Eine. Roman in zwei Bänden von Georg Bendler. Berlin, F. Fontane & Co.

Das Milieu, in welches uns der Verfasser versetzt, ist das Haus eines reichen Banquiers, in dem es ebenso correct als langweilig zugeht. In dieses Haus wird ein fremdes Element verpflanzt, in Gestalt eines Pflegekindes, welches der Hausherr zur Gesellschaft des einzigen Töchterchens annimmt; — daß dieses Kind zu ihm in den allernächsten Beziehungen steht, ist dem Kinde selbst ebenso unbekannt wie den Familienangehörigen des Banquiers. Dieses Mädchen, welches mit Vorzügen auszustatten, der Verfasser durchaus nicht gekargt hat, — ja, es will uns scheinen, als hätte er sie gar zu sehr frei von irdischen Schlacken erschaffen, — steht im Mittelpunkte des Interesses, von ihr schlingen sich die Fäden zu allen im Roman handelnd auftretenden Personen, und nach allen Fährnissen, die sie zu bestehen hat, gelangt ihr Schicksal und damit auch die Erzählung zu einem sehr befriedigenden Abschlusse.

Der Roman, welcher recht ansprechend geschrieben ist, wird seine Leser gewiß gut unterhalten.

mz.

Die Ulrichsquelle. Roman von J. Niemann. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

J. Niemann wandelt immer ihre eigenen Wege, sie ist keine Vielschreiberin und gehört nicht zu Jenen, die für das Alltagsbedürfniß der Menge produciren; aber auf dem Wege, den sie in ihrem neuesten Werke einschlägt, vermögen wir ihr nicht so bedingungslos zu folgen, wie bei ihren vorangegangenen schriftstellerischen Erzeugnissen. Das Stoffliche ihres Romans erscheint uns gar zu sehr ausgeklügelt, und die gequälten Verhältnisse, in welche sie dem Leser Einblick gewährt, rufen mehr ein pathologisches, als ein allgemein menschliches Interesse hervor; — immerhin ist die Art und Weise, wie J. Niemann ihren Stoff behandelt, eigenartig und zum Nachdenken anregend, sie zeigt sich auch hier als eine Individualität, die sich Beachtung erzwingt, nur muß sie sich davor hüten, daß ihre Eigenart den Eindruck des Gewollten, Beabsichtigten macht.

mz.

Und sie kommt doch. Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. Vierte Auflage, Berlin, Gebrüder Paetel.

Aus dem Schutte des Mittelalters hat die Verfasserin den Stoff zu ihrer Klostergeschichte ausgegraben, in welchem sehr viel religiöser Zelotismus und noch mehr Mysticismus enthalten ist; da aber das allgemein Menschliche überwiegt, welches die Jahrhunderte überdauert und zu unserem modernen Empfinden ebenso eindringlich redet, wie zu

demjenigen der Menschen des dreizehnten Jahrhunderts, so erlebt der Roman soeben die vierte Auflage, als ein Beweis, wie sehr die beliebte Erzählerin die Geschmacksrichtung ihres Leserkreises versteht, dem wir den Genuß mit unseren kritischen Einwendungen nicht schmälern wollen. mz.

Vom Haselnußroi. 'e Zopfete Bloeme-n ond Nüß. Von Cäsar Flaischlen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Buchhandlung.

Daß eigentlich nur im Dialectgedicht die echte im Volke lebende Poesie zum Ausdrucke kommt, bewies mir auf's Neue vorliegendes Büchlein, an dessen Lectüre und Prüfung ich mit einigem Widerstreben ging. Liegt uns doch die alemannische Mundart etwas gar zu fern! Dazu kommt noch, daß sich der hier angewandte Dialekt nicht unwesentlich von dem des Hebel'schen unterscheidet, aber durchaus nicht zu seinem Nachtheil, er liest sich ursprünglicher und klingt beim Lautlesen viel melodischer. Der Dichter, den ich bisher als Dialektdichter noch nicht gekonnt, bietet hier einen kleinen Schatz reizender Lieder, welche fast den Eindruck wirklicher Volkslieder machen. Kaum eines aus der Zahl ist mißlungen. Sie alle durchzieht ein herziger Ton, ein frischer Humor: es ist, als wehte vom Schwarzwald her ein tannenduftender Waldhauch.

Durch geschickte und ungezwungen klingende Wiederholungen machen die Lieder den Eindruck des Sangbaren, so daß man sich am liebsten selbst eine Melodie dafür erfinden möchte. Eine kleine Probe dieser nicht gedankentiefen, aber gefühlsinnigen Poesie möge hier folgen:

E klois bisle Sonn
ond leit's rengs au voll Schnee,
e klois bisle Sonn ond
s duet scho net so weh.

E klois bisle Sonn
ond ist's Herz au voll Loid,
glei sendt's wieder ebbes,
drufs doch sich au freut.

E klois bisle Sonn
ond's Eis bricht; jö, jö:
e klois bisle Sonn . . . ond
d'r Frühling ist dö! L. S.

Pflug und Laute. Von Ed. Stubenrauch. Großenhain-Leipzig, Baumert & Ronge.

Das Eigenartige dieses Gedichtbändchens besteht darin, daß sein Verfasser ein Landmann ist, der sich ein warmes Herz für die ihn umgebenden Schönheiten der Natur, wie für seine oft prosaisch erscheinende Thätigkeit in derselben bewahrt hat, und der es versteht, diesen seinen echten Empfindungen in ansprechender Weise Ausdruck zu geben. Sobald er seine Ziele weiter steckt, glückt es ihm nicht. Nur in dem weiten, aber doch beschränkten Kreise seines eigenen Gefühlslebens leistet er Anerkennenswerthes. d.

Gedichte. Von Robert Passarge. Königsberg, Hartung'sche Buchhandlung.

Anspruchslos sich gebend, können die Gedichte von Robert Passarge als jener Mittelstufe angehörend bezeichnet werden, welche weder zu Lob noch zu Tadel irgend welchen Anlaß giebt.

Ohne Eigenart verrathen sie ein warmes Gemüth, das sich in gefälliger Form in ihnen ausspricht. S.

Eingegangene Bücher. - **Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.**

Avv. Antonio De Bella, Corso Di Sociologia. Vol. I. Sociologia Generale. Nicotera (Calabria).

Die Bibel im Schmucke der heiligen Kunst. Illustr. Hausbibel, herausg. von Dr. Rudolph Pfleiderer. Lieferung 104—116. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Bielschowsky, Dr. Albert. Goethe, sein Leben und seine Werke. I. Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbchh. Oskar Beck.

Bockenheimer K. G., Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Mainz, Fl. Kupferberg.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Sechzehnter Band. Turkestan-Zz. Mit 73 Tafeln, darunter 12 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne, und 201 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. 1895.

Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild und Wort mit ca. 500 Textillustr., Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lieferung 7—9. Leipzig, H. Schmidt & Günther.

Epstein, Moritz, Erzählungen und Augenblicksbilder. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Fischer, Ant. Karl, Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale und ihre Nachkommen bis auf die heutige Zeit. Mit vielen in den Text gedruckten Illustr. Zürich, Orell Füssli.

Fortuna, F., Nabuco. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen. Deutsch von Bertha von Suttner. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Dresden, E. Pierson.

Göttinger Studenten. Göttinger Musenalmanach für 1896. Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Groos, Karl, Die Spiele der Thiere. Jena, G. Fischer.

Grosse, Julius, Die Gedichte des Grossfürsten Constantin. II. Theil. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Illustrirter Katalog. VII. Jahrg. Empfehlenswerthe Werke der ausl. Litteratur. Englisch, Französisch, Italienisch. Leipzig, A. Twietmeyer.

Kloss, Julius Erich, Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. Mit einem Bilde Max Kretzers. Dresden, E. Pierson.

Knackfuss, H., Künstler-Monographien. VI. Band. Velazquez. — VII. Band. Menzel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

Kossmann, A., Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Dr. Kraepelin, Karl, Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend, mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner.

Kretzer, Max, Die gute Tochter. Roman. Dresden, E. Pierson.

Kumm, Karl, Entwurf einer empirischen Aesthetik der bildenden Künste. Berlin, Kurfürstenstrasse 38. Selbstverlag.

Lacroma, Paul Maria, Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte. 3. durchgesehene Auflage. In Chicago prämiirt. Mit dem Bildniss der Verfasserin und deren Biographie von E. von Dincklage. Dresden, E. Pierson.

Lauterburg's illustr. schweizer. Abreisskalender 1896. Bern, Selbstverlag.

Liebmann, Otto, Vier Monate vor Paris. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandl. Oskar Beck.

Liliencron, Detlev von, Ausgewählte Gedichte. Zweites Tausend. Berlin, Schuster & Loeffler.

Markholm, Laura, Karla Bühring. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Mendelsohn-Bartholdy, Albrecht, und Carl von Arnswaldt, Schmetterlinge. Gedichte. Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandl.

Moske, Johannes, Alcibiades. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Nissel, Franz, Dramatische Werke. 1. Anhang: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

Nordhausen, Richard, Sonnenwende. Eine epische Dichtung. Leipzig, Carl Jacobsen.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Dr. Rabenlechner, Michael Maria, Hamerling. Sein Leben und seine Werke. (Mit Benutzung ungedruckten Materials.) Erster Band: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild u. Facsimile. Hamburg, A.-G. (vormals J. F. Richter) Verlagsanstalt und Druckerei. Kgl. Hofbuchh.

Ritter, Moriz, Leopold von Ranke. Seine Geistesentwickelung u. Geschichtsschreibung Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Roma. Impressioni di Giulio Marchetti. Beschrieben von Alfred Ruhemann. II. Der Tiber. Roma, L. Bruckner.

Russische Zustände. Unparteiische Monats-Revue.

Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2. und 3. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandl. Separat-Conto. (Müller, Grote u. Baumgärtel.)

Siegfried, Walther, Tino Moralt. Kampf u. Ende eines Künslers. Zwei Theile in einem Bande. II. Auflage. München, Carl Rupprecht's Verlag.

Spamers Illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgesch. unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel, neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band II. Geschichte des Alterthums. II. Theil: Von Alexander dem Grossen bis zum Beginn der Völkerwanderung. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Ferd. Rösiger und Prof. Dr. O. E. Schmidt. Mit 418 Text-Abbildungen und 14 Beilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.

Specht, R., Pierrot bossu. Eine Commedia dell' arte zur Fastnacht in gar zierlichen Reimen verfertigt. Dresden, E. Pierson.

Winderlich, Karl, Phryne. Ein Lied aus Alt-Hellas. — Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Dresden, E. Pierson.

Wolf, Hans, Liebesbeichte. Lieder und Gedichte. Grossenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge.

Zelau, Curt von, Humoresken und Novellen. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 76. — Heft 228.

Nord und Süd.

März 1896.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

März 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVI. Band. — März 1896. — Heft 228.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Eine Himmelfahrt.

Von

Dagobert von Gerhardt Amyntor.

— Potsdam. —

(Schluß.)

Noch nie hatte Blank auf einer Treibjagd so wenig Hasen zur Strecke gebracht, wie an diesem Morgen; die Unruhe und Ungeduld pochte in seinen Adern, und seine sonst so feste Hand war heute unsicher, wie die eines Sonntagsjägers. Hätte der schneidige Rittmeister nicht seine Schuldigkeit gethan und die Jagdgesellschaft nicht durch seine fabelhafte Treffsicherheit überrascht, es würden wohl kaum zweihundert Hasen erlegt worden sein — eine Beute, die im Tannbacher Revier nur den allergeringsten Erwartungen entsprach.

Abends sechs Uhr fand die Mittagstafel statt, zu der diesmal auch die übrigen Jagdgäste geladen waren. Brigitte saß zwischen dem Rittmeister und ihrem Bruder; ihr gegenüber saß Edith zwischen dem Bergwerks-Direktor und dem Major von Uhlbeck. Den Doctor hatte die Wirthin neben den Director placiren lassen, um ihn von Edith zu trennen und ihn doch so nahe schräg gegenüber zu haben, daß sie mit ihm Blicke tauschen konnte. Sie hatte längst gemerkt, daß ihr Bruder sie mißtrauisch beobachtete, und sie freute sich im Stillen dieser Thatsache, denn sie hoffte, den Doctor gelegentlich zu einer unbeabsichtigten Bloßstellung ihrer Person hinzureißen und ihn so ihrem Bruder gegenüber in die Zwangslage zu bringen, daß er für sie eintreten und vielleicht in aller Form um sie werben müßte. Der spröde Mann hielt sich aber auf's Strengste in den Schranken; er trank höflich Bescheid, als ihm Brigitte mit erhobenem Glase freundlich zunickte, versäumte

aber nicht, sich auch nach Edith vorzubeugen und ihr ebenfalls zuzutrinken. Der mit Argusaugen spähende Herr Blank konnte an dem Betragen des Doctors Nichts auszusetzen finden.

Brigitte, die ein paar Gläser prickelnden Schaumweines getrunken hatte und sehr munter und ausgelassen geworden war, ärgerte sich im Geheimen, daß Karmeck so steif und schweigsam am Tische saß; er, als der älteste Bekannte des Hauses, hätte wohl die Gelegenheit benutzen und eine lustige Tischrede halten können, in der er die diesmal so wenig erfolgreichen Schützen leise verspottete und um so verbindlichere Redensarten an die liebenswürdige Wirthin richtete. Aber er blieb stumm, wie ein Fisch, und sie würde ihm gezürnt haben, wenn sie das mißtrauisch spähende Verhalten ihres Bruders, das den Doctor vielleicht einschüchtern mochte, nicht als Entschuldigung hätte gelten lassen. Als sie sich mit Edith zurückgezogen hatte, um die Herren im Qualm der angezündeten Cigarren allein zu lassen, kehrte sie noch einmal in den Eßsaal zurück und rief so laut, daß es Alle hören konnten:

„Achaz!“

Dann spielte sie die über ihre eigene Unvorsichtigkeit Erschrockene und verbesserte sich in geheuchelter Verlegenheit:

„Herr Doctor, Herr Doctor Karmeck! dürfte ich Sie wohl für einen Moment hier herein bitten? Ich möchte Etwas mit Ihnen besprechen.“

Der Gerufene, nach dem die Gesellschaft theils befremdet, theils spöttisch lächelnd hinsah, erhob sich widerwillig und verlegen, gab sich aber die größte Mühe, so unbefangen wie nur möglich zu erscheinen. Er ging in's Nebenzimmer, verfolgt von den finstern Blicken Herrn Blanks, der wie auf Nadeln saß und am liebsten aufgestanden und selbst zur Schwester geeilt wäre, um ihr für ihr unglaubliches Benehmen eine derbe Strafpredigt zu halten. Einen jungen, unverheiratheten Mann, mit dem sie auch nicht im Entferntesten verwandt war, vor den Ohren fremder klatschsüchtiger Gäste bei seinem bloßen Vornamen zu rufen, als wenn er ihr Bräutigam wäre! Tod und Teufel! die vernarrte Frau schien in der That alle Selbstbesinnung verloren zu haben! Was für ein boshaftes Gesicht der Rittmeister machte, der ohnedies schon immer wie Mephisto in der Gartenscene dreinschaute!

Brigitte schien von dem Zorne, in den sie ihren Bruder absichtlich versetzt hatte, jetzt, da der gerufene Doctor über die Schwelle trat, keine Ahnung zu haben. Munter und harmlos eilte sie ihm mit dem Rufe entgegen:

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, Doctor! ich mußte Sie den Anderen entführen, um mich hier nicht todt zu langweilen. Edith hat sich zurückgezogen, wohl um über die Artigkeiten nachzudenken, mit denen sie der Major überschüttet hat . . . Gott! diese verliebten Leute! was für Thorheiten mögen die Beiden einander nur gesagt haben! Da sind wir doch anders . . . nicht wahr, Achaz? wir sind gefeit gegen jeden Rausch! wir

sind so gesetzt und so unvernünftig, wie der gute Ulrich, der uns mit seinen Späherblicken wahrhaft verschlungen hat! ha ha ha!"

Und sie lachte aus vollem Halse und zeigte alle ihre appetitlichen Zähnchen. Der Wein hatte sie in ausgelassene Stimmung versetzt; ihre Wangen blühten wie die Rosen; aus den schwarzen Diamanten ihrer Augen lachten schelmische Kobolde. Sie sah entzückend aus, und selbst der unzufriedene Doctor vergaß die peinliche Lage, die sie ihm bereitet hatte, beim Anblick ihrer eigenartigen und bestrickenden Schönheit.

Herausfordernd schaute sie ihm in die Augen, und kein Zucken ihrer Gesichtsmuskeln verrieth, daß sie dabei scharf und gespannt nach der Thür zum Eßsaal lauschte, denn sie kannte ihren Bruder, und sie nahm als unzweifelhaft an, daß er unter irgend einem Vorwande sehr bald bei ihr eintreten würde.

„Gefalle ich Ihnen, Achaz?" fuhr sie übermüthig fort, indem sie sich kokett in den Hüften wiegte.

„Sie sind, wie immer, die Königin des Festes," erwiderte er ausweichend."

„Oh, Sie Boshafter! hat Sie der Rittmeister schon angesteckt? Wir waren überhaupt nur zwei Damen an der Tafel, und da soll es ein Compliment für mich sein, wenn Sie mich die Königin des Festes nennen?"

Jetzt bebte sie doch in heimlicher Erwartung; sie vernahm die knarrenden Schritte ihres Bruders, der sich unverkennbar der Thür zu ihrem Zimmer näherte. Gleichzeitig jubelte sie im Stillen, daß jetzt der Augenblick da war, der ihren Plan gelingen lassen mußte. Ihre Erregung gewaltsam niederzwingend, legte sie die Rechte auf des Doctors Schulter und sagte gemüthlich:

„Nun, nun, schauen Sie nur nicht so betrübt drein! ich nehme ja die Absicht für die That: Sie haben mir eine Artigkeit sagen wollen, und ich" (sie hörte mit scharfem Ohre, wie sich die Klinke der Thür bewegte) „quittire Ihnen diese Artigkeit mit einem freundschaftlichen Kuß."

Ehe er sich dessen versah, hatte sie ihre reizend geformten bloßen Arme um seinen Nacken geschlungen und den Ueberraschten auf den Mund geküßt.

In demselben Augenblick entfuhr ihr ein erschrockenes „Ach!", sie ließ den Ueberrumpelten los und starrte, scheinbar bestürzt, den plötzlich im Zimmer stehenden Bruder an.

Dieser maß die Beiden mit flammenden Blicken.

„Ich habe Sie etwas zu fragen, Herr Doctor!" stieß er scharf und drohend hervor. „Darf ich bitten, mir zu folgen?"

„Ich störe Euch nicht, warf Brigitte dazwischen, die sich schon wieder gefaßt hatte und jetzt hochmüthig lächelte. „Wenn Du mit Achaz etwas zu verhandeln hast, so erledige es nur hier; ich überlasse Dir gern mein Zimmer. Auf Wiedersehen, Achaz!"

Damit rauschte sie nach dem Flur. Dort schlüpfte sie durch die nächste Thür, die zu einem dem eben verlassenen Zimmer benachbarten Boudoir führte. Auf den Fußspitzen schlich sie geräuschlos über den weichen Teppich nach der geschlossenen Verbindungsthür dieses Raumes, um die nebenan befindlichen Männer zu belauschen. In ihren Mienen lag jubelnde Genugthuung und gespannte, am beabsichtigten Erfolge kaum noch zweifelnde Erwartung.

Zwischen den beiden Herren fand, wie sie mit scharfem Ohre vernahm, eine kurze, in strengem Tone begonnene Auseinandersetzung statt.

„Nach dem, was ich eben gesehen," hob Ulrich an, „bin ich zu der Frage berechtigt, ob Sie meine Schwester zu freien beabsichtigen?"

Oh, wenn Brigitte den also Gefragten jetzt hätte sehen können! In seinen Wangen flammte es purpurn auf. So brutal, so ohne jeden Umweg zu fragen, konnte man seiner Meinung nach nur in Amerika gelernt haben . . . und doch mußte er zugeben, daß die Frage nicht unberechtigt war. Bejahte er, so war er für immer an ein von ihm gar nicht begehrtes Weib gebunden; verneinte er, so war der Bruder Brigittens berechtigt, ihm in's Gesicht zu schlagen und ihn einen Ehrlosen zu nennen. Daß er in der von Herrn Blank gesehenen Zärtlichkeitsscene nur die leidende, nicht die thätige Rolle gespielt hatte, das hätte ihn ja wohl entlasten können; es widerstrebte ihm aber, sich durch die Bloßstellung einer Frau zu rechtfertigen, die doch nur seinetwegen ihre Selbstbeherrschung verloren hatte. So erwiderte er denn nach kurzer, aber alle möglichen Folgen schnell erwägender Ueberlegung:

„Allerdings; ich würde um die Hand der Dame werben, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenständen."

„Was für Hindernisse?"

„Ich bin arm und kann einer so verwöhnten Dame, wie Frau Brigitte Hohenstein, nicht die entsprechende gesellschaftliche Stellung bieten."

„Meine Schwester ist nicht arm," bemerkte Herr Blank, das Wörtchen „nicht" scharf betonend.

„Sie meinen, daß diese Thatsache meine Bedenken beseitigen könnte?" Und als der Andere einen rauhen undeutlichen Ton von sich gab, der wohl für ein Ja gelten konnte, fuhr der Doctor lebhafter fort: „Im Gegentheil, der Reichthum Ihrer Frau Schwester ist für mich nur ein verstärktes Hinderniß, denn es wäre mir unmöglich, von den Renten einer reichen Gattin mit zu leben."

„Das klingt ja sehr ehrenhaft," bemerkte Herr Blank, etwas milder gestimmt. „Ich bin daher überzeugt, daß Sie unschwer einsehen werden, wie der vertrauliche Verkehr zwischen Ihnen und meiner Schwester, von dem ich vorhin Zeuge geworden bin, recht ernste Gefahren für Ihr Bewußtsein als Ehrenmann heraufbeschwören könnte."

„Herr Blank!“ fuhr Karmeck heftig auf, und auf seiner Stirn schwoll eine bläuliche Ader.

„ . . . Könnte! habe ich gesagt,“ fuhr Blank mit scharfer Betonung fort; „könnte! ich will es auch milder ausdrücken, wenn Ihnen das angenehmer klingt; ich will daher nur sagen, daß Sie als Ehrenmann den Ruf meiner Schwester nicht werden schädigen wollen . . .“

„Gewiß nicht!“ bestätigte Karmeck mit fester Stimme.

„Nun wohl, ich habe es nicht anders erwartet. Die Consequenzen, die sich für Sie aus der gegenwärtigen Sachlage ergeben, werden Sie ja selbst zu ziehen wissen.“

Der Doctor fühlte sich durch das maßvolle Verhalten, zu dem sich der Andere zu zwingen wußte, innerlich überwunden; er streckte ihm die Hand hin, und als dieser sie zögernd ergriff, sagte er warm:

„Leben Sie wohl, Herr Blank; Sie sind ein Ehrenmann! Ich werde dieses Haus nicht wieder betreten und Ihnen keine Veranlassung mehr zur Sorge geben.“

„Es freut mich, daß Sie diese Nothwendigkeit begreifen, wenn ich auch gleichzeitig bedaure, daß ich Sie hier nicht mehr wiedersehen werde; an jedem anderen Orte wird mir eine Begegnung mit Ihnen stets angenehm sein.“

Die bitterste Enttäuschung malte sich in Brigittens Mienen, als sie dieses Ergebniß der Auseinandersetzung vernahm und nun nebenan die Flurthür gehen hörte, durch die sich der Doctor entfernte. Sie wollte ihm nacheilen und ihm sagen, daß er ein Thor wäre, vor dem Groll des überempfindlichen, hochmüthigen Bruders so ohne Weiteres das Feld zu räumen; daß, wenn er sie liebte, er diesem Bruder ja nur zu erklären brauchte, wie er für sein Verhalten keinem Anderen Rechenschaft schuldig wäre, als nur ihr, der Geliebten, . . . aber liebte er sie denn? war das die Sprache der Leidenschaft gewesen, dieses vorsichtige Abwägen jeder Silbe, die er vorgebracht hatte?

Ein krampfhaft höhnisches, sich selbst verspottendes Lachen erschütterte ihren Wuchs; dann warf sie sich auf das Sopha und begrub ihr Antlitz schluchzend in dessen Kissen.

Ulrich Blank war inzwischen zu den Gästen zurückgekehrt und hatte den leeren Platz seiner Schwester neben Herrn von Waldern eingenommen.

„Sie sind doch gründlich auf dem Holzwege gewesen,“ raunte er möglichst unbefangen dem Rittmeister zu, „ich habe eben einer recht scharfen Unterhaltung zwischen meiner Schwester und dem Doctor beigewohnt.“

Herr von Waldern schielte, pfiffig lächelnd, mit seinen Mephistoaugen den Anderen an:

„Ei ei, Herr Blank! kennen Sie nicht das alte Wort: was sich liebt, das neckt sich?“

„Nun, das trifft diesmal nicht ganz zu. Meine Schwester hat ihn vorhin wohl nur deshalb mit so süßen Schmeichellauten herausgelockt, um ihn, ich weiß nicht weswegen, um so gründlicher den Kopf zu waschen. Er suchte sich zu vertheidigen; Brigitte ist aber eine durchgängerische Natur, sie wurde nur immer heftiger und gab ihm schließlich zu verstehen, daß sie auf seine ferneren Besuche bei ihr verzichte. Sie können denken, wie peinlich mir die Sache ist. Ich hätte gern den Vermittler gemacht, aber der Beleidigte verbeugte sich kühl vor uns und verließ schnurstracks das Haus. So weit ich ihn kenne, wird er es auch nie wieder betreten. Sie sehen, wie man sich irren kann. Aber es bleibt unter uns, Herr von Waldern, nicht wahr?"

Nun hatte sich der zweifelsüchtige Rittmeister doch endlich umstimmen lassen.

„Das thut mir aber leid," versicherte er bedauernd; „wenn auch der Doctor in gewisser Hinsicht ein Rauhbein, eine Hinterwäldler-Natur ist, der die übertünchte Höflichkeit Europens — so lautet ja wohl der zum geflügelten Worte gewordene schiefe Ausdruck? — nicht ganz geläufig ist, so halte ich ihn doch für einen ganz tüchtigen, schneidigen Mann, dessen Dienste Ihrer Frau Schwester hier in dieser ländlichen Abgeschiedenheit immerhin von einigem Nutzen hätten sein können."

„Da kommt sie selbst," unterbrach ihn Blank, der überrascht nach der Thür blickte, durch die seine Schwester wieder eintrat. Und schnell raunte er ihm noch zu: „Vergessen Sie nicht unser Abkommen: es bleibt unter uns."

Der Rittmeister bewegte beschwichtigend die Hand und nickte dazu, als wollte er sagen: Unbesorgt! Verlassen Sie sich auf mich!

Brigitte hatte sich schnell gefaßt. Sie gab ihr Spiel noch nicht verloren; ihr anschlägiger Kopf hatte bald einen Plan entworfen, wie sich gerade die Verbannung des Doctors aus ihrem Hause erst recht zu dessen Wiedergewinnung und endgiltiger Eroberung konnte verwerthen lassen. Mit heiterer, strahlender Miene war sie zur Gesellschaft zurückgekehrt; den Stillstand in ihren eigenen Angelegenheiten, den die Entfernung Karmecks veranlaßte, wollte sie benutzen, um inzwischen dem Major bei seiner Werbung um Edith Vorschub zu leisten.

Sie ließ sich an dessen Seite nieder.

„Ich mußte mich doch einmal überzeugen," sagte sie verbindlich und sich dabei an die Gesammtheit der Gäste wendend, „ob es den Herren auch an Nichts gebricht. Freilich," scherzte sie, „der Rauch ist hier schon so dicht, daß man sich kaum noch sehen kann."

„Aber, gnädige Frau," erklärte der Bergwerksdirector, indem er den Champagnerkelch, den er eben zum Munde führen wollte, eifrig wieder hinstellte, „dem ist leicht abzuhelfen: ich werde ein Fenster öffnen."

Er wollte aufspringen; doch Brigitte winkte ihm, auf seinem Platze zu bleiben.

„Lassen Sie's nur! es giebt ein einfacheres Mittel, durch den Rauch nicht belästigt zu werden: ich rauche mit."

„Bravo, gnädige Frau!" rief ihr der Rittmeister über den Tisch zu, „befehlen Sie Cigarren oder Cigaretten?"

„Cigaretten, wenn ich bitten darf."

Herr von Waldern schob ihr das Blechkästchen zu, in dem die Papiercigarren steckten, und Brigitte griff mit ihrer weißen ringefunkelnden Hand hinein, um sich eines der Tabaksröllchen zu nehmen. Der Major reichte ihr diensteifrig die brennende Wachskerze, und bald wirbelten ihre schön geschnittenen rothen Lippen feine bläuliche Rauchringe in die Luft.

„Aber das ist ja großartig!" rief der Rittmeister entzückt, „Sie beschämen uns Alle, meine Gnädigste! ich für meinen Theil wenigstens bin nicht im Stande, Ihnen diese Rauchringe nachzumachen."

Brigitte lächelte und drohte dem Rittmeister schelmisch mit dem Finger. Dann ergriff sie das Sectglas, das ihr der Major gefüllt hatte, und hob es in die Höhe:

„Auf das Wohl der Herren Jäger! und daß Diana Ihnen morgen am zweiten und leider letzten Jagdtage noch reichere Beute spende!"

„Nicht am letzten Jagdtage!" erklärte Ulrich Blank, „im November kommen wir hier wieder zusammen, um das Revier an der Au, nach Fahrstedt zu, abzutreiben."

Man stieß von allen Seiten mit der Hausherrin an und war entzückt von ihrer Huld und Liebenswürdigkeit.

„Herr von Uhlbeck," flüsterte sie dem Major zu, als sie ausgetrunken hatte, „die Jagdgesellschaft ist mir doch zu gemischt . . . wir drücken uns stillschweigend . . . Edith soll Ihnen noch etwas vorspielen.

Der Major ging gern auf diesen Vorschlag ein; er hatte genug poculirt, und wenn ihn auch die Aussicht auf Ediths Nähe recht kühl ließ, so hoffte er im Stillen, daß Brigitte ihrer Nichte gesellt bleiben würde. Er erhob sich und verließ mit der Hausfrau den Saal. Die schon recht laute Gesellschaft nahm von dem Aufbruch der Beiden kaum noch Notiz; Manche hatten ihn überhaupt nicht bemerkt. Nur Ulrich schaute seiner Schwester nach und konnte sich ihr unbefangenes Verhalten gar nicht erklären. Diese sichere Gelassenheit nach dem, was eben vorgefallen war, war ihm ein Räthsel. Sollte Brigitte nicht längst auf den Gedanken gekommen sein, daß er dem Doctor, der sich ohne jeden Abschied von ihr empfohlen hatte, die Thür gewiesen haben mußte? Und wenn sich dies so verhielt, war sie denn des Doctors so sicher, daß sie sich keiner Beunruhigung hingab, keine Frage nach seinem Verbleiben äußerte? Na, warte nur, Frau Schwester! wenn diese lästigen Gäste endlich aufgebrochen sein werden, dann werde ich Dir reinen Wein einschenken, damit Du erfährst, wie sich Dein Seladon ohne besonders schweren Kampf in das Aufgeben seiner Geliebten gefunden hat! Alle Weiber sind eitel; ich werde Deine Eitelkeit durch die Mittheilung

der reinen Wahrheit hoffentlich so tief verletzen, daß Du von Deiner Thorheit für diesen Menschen ein für allemal kurirt werden sollst.

Brigitte hatte den Major über den Flur zur Thür eines nach der entgegengesetzten Seite hinaus gelegenen Zimmers geführt. Dort klopfte sie leise an und fragte durch die Thürspalte:

„Edith, darf ich Herrn von Uhlbeck mit hinein bringen? Wir halten es drüben nicht mehr aus: die Herren Jäger bekommen rothe Köpfe und werden unausstehlich.

„Bitte, nur immer herein!“ tönte eine klangvolle Stimme zurück.

Brigitte überschritt die Schwelle des Musikzimmers, das gleichzeitig als Ediths Aufenthaltsort diente, wenn diese nicht vorzog, eine Treppe höher in ihrem dort gelegenen eigenen Zimmer zu verweilen. Nur zögernd folgte der Major. Edith hatte auf der Chaiselongue gelegen und beim Schein der brennenden Lampe gelesen; man sah das noch offene Buch auf dem Kleeblatt-Tischchen neben der Chaiselongue.

„Wir haben Dich gestört,“ sagte die Tante verbindlich, „nun mußt Du das Maß Deiner Liebenswürdigkeit voll machen und uns etwas vorspielen . . . vielleicht einen Chopin . . . Du weißt, daß Herr von Uhlbeck für Chopin schwärmt.“

Das junge Mädchen richtete seine klugen Augen nach dem Major, und ein fast unmerkliches Lächeln glitt um ihre Lippen. Dann schritt sie zum Flügel, öffnete ihn und nahm auf dem geschnitzten Drehschemel vor ihm Platz. Ihre geläufigen Finger begannen mit weichem und doch kraftvollem Anschlage eine Chopin'sche Ballade.

Sie hatte den Doctor vorhin aus dem Hause eilen sehen und ihm vom Fenster aus, das auf die nach Konradshall führende Straße ging, sehnsüchtig nachgeschaut. Daß er sich ohne jeden Abschied von ihr empfahl, das hatte sie mehr überrascht, als eigentlich betrübt; das war sonst seine Art nicht, und mit dem scharfen Ahnungsvermögen des Weibes hatte sie erkannt, daß ihn nur ein besonderer und unliebsamer Vorfall zu so vorzeitigem Rückzuge hatte treiben können. Die sichere Ruhe der Tante aber ließ ihr diese Annahme nun wieder unbegründet erscheinen, und so war es zuletzt doch ein leiser Schmerz, der ihr junges, sich seiner Liebe noch gar nicht recht bewußtes Herz jetzt zusammenkrampfen machte. In dieser Gemüthsverfassung sollte sie nun spielen; ach! sie durchschaute die Tante, warum sie ihr immer wieder den Major als Zuhörer zuführte; sie merkte aber auch, daß der Major sich nur gezwungen in die ihm von Brigitte vorgeschriebene Rolle fügte. Und so rangen denn Liebesgram und Spott, Besorgniß und stille Hoffnung, Sehnsucht und Trotz in ihrer Seele und gaben ihrem Spiele einen eigenartigen, fesselnden Ausdruck.

Brigitte und Herr von Uhlbeck saßen hinter ihr auf der Chaiselongue und sahen ihre zierliche Figur sich wie einen Schattenriß vor dem durch die beiden Kerzen des Flügels erzeugten Lichtschein bewegen.

Wie reizend sie sich hält! dachte Brigitte in mählich erwachendem Neide, wie graziös sie die Arme bewegt! wie sicher und elegant ihre schlanken Händchen über die Tasten gleiten! Ihre Ohren sind nicht minder fein und regelmäßig modellirt, wie die meinen! Ich muß blind gewesen sein, daß ich dieses Mädchen für ein unreifes häßliches Ding gehalten habe, das mir nimmer gefährlich werden könnte! Um so energischer aber muß ich den Major antreiben, sich dieses Schatzes zu bemächtigen! Wenn Achaz erst merkt, daß ihm Edith unerreichbar ist, wird er mir gegenüber schon wieder der Alte werden, den ich schon einmal um den Finger wickeln und mit einem einzigen Blicke zu meinen Füßen niederzwingen konnte. Heimlich stieß sie ihren Nachbar an und deutete auf die Spielerin, als wollte sie sagen: Da, schauen Sie nur hin! ist sie nicht liebreizend und holdselig, wie eine Fee?

Es hätte dieses heimlichen Anstoßes nicht bedurft. Herr von Uhlbeck war ein Kenner weiblicher Schönheit, und wie leidenschaftlich er auch nach seiner Nachbarin verlangte, sein ungetrübter Blick verrieth ihm, daß dort am Flügel ein ganz besonderes Wesen saß, dessen Reize er mit dem Worte „pikant“ bezeichnet hätte. Wie ein Kunstenthusiast die Formen eines schönen Bildwerkes auf's Eingehendste studirt, so verfolgte er mit rein ästhetischem Genusse, völlig begierdelos, aber auch nicht die kleinste Linie übersehend, die weichen, fließenden Umrisse der Gestalt dort am Flügel. Dieses junge Mädchen war eine der versprechendsten Knospen, die je dem Stamme der holden Weiblichkeit entsprossen war, das sah und erkannte er mit täglich wachsender Gewißheit; wenn diese Knospe, durch die Mittagsgluth der Liebesleidenschaft zur vollen Entwickelung aufgeküßt, erst alle Blätter ihres duftigen Zauberkelches entfaltet haben wird, dann wird neben diesem süßen Haideröslein die herbstliche Asternschönheit Brigittens nur noch einen schweren Stand haben. Aber er ist nun einmal in Brigittens Banden gefangen, und der Magnetnadel seines Herzens läßt sich keine beliebige andere Richtung geben, sie zeigt, wie der Compaß des Schiffers, immer nach demselben Pol. Wenn sich jedoch die schöne Frau an seiner Seite unerbittlich erweisen und auf seiner Werbung um die holdselige Clavierspielerin dort drüben eigensinnig bestehen sollte, nun — ein leises Schmunzeln irrte um seine stolzen Lippen — dann wird er sich in das Unabänderliche am Ende doch mit guter Miene finden müssen, denn Edith ist schön, das muß ihr der Neid lassen, und die Mitgift, zu der sich ihm Brigitte für diesen Fall verpflichtet hat, ist auch nicht zu verachten.

Die letzten Accorde der Chopin'schen Ballade sind verklungen. Er hat zwar, mit seinen Gedanken beschäftigt, nur mit dem äußern Ohre zugehört, aber höflich klatscht er Beifall und ruft ein herzhaftes Bravissimo, und wie er sich nach seiner Nachbarin umwendet, um auch diese zu einem Zeichen des Beifalls aufzufordern, entdeckt er zu seiner Ueberraschung, daß der Platz neben ihm leer ist und Frau Brigitte sich geräuschlos davongeschlichen hat.

Edith wendet sich am Flügel um und bemerkt das verdutzte Gesicht des Majors. Wie einen Pralltriller schickt sie ihren Worten einen silbernen Lachton voraus, dann frägt sie:

„Haben Sie einen Geist gesehen?"

„Nein, daß ich ihn nicht sehe, das überrascht mich . . . Ihre Frau Tante ist verschwunden, als ob sie von der Erde verschluckt wäre."

„Und nun erschrecken Sie, daß Sie sich allein mir gegenüber befinden? Auch ich würde mich vor diesem Alleinsein mit Ihnen fürchten, wenn ich nicht ein unerschütterliches Vertrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit setzte und Ihnen nicht anmerkte, daß Sie von der Aufgabe, die Ihnen meine Tante zumuthet, entsetzt zurückschrecken."

„Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein! Wenn Sie wirklich ahnen, um welche Aufgabe es sich handelt, Entsetzen verspüre ich vor ihr durchaus nicht . . ."

„Doch, doch! Sie entsetzen sich vor dem Gedanken, daß Sie einem Mädchen den Hof machen sollen, das Ihnen doch im Grunde Ihres Herzens so furchtbar gleichgiltig ist. Oh, bitte, stellen Sie es doch nicht in Abrede! es läßt mir ja gerade in Ihrer Nähe die volle Unbefangenheit."

„So wissen Sie, Fräulein Edith . . .? hat Ihnen Frau Hohenstein denn Etwas verrathen?"

„Verräth sie sich denn nicht in Einem fort durch ihr Verhalten? Warum hat sie uns denn jetzt allein gelassen? Sie sollen den Moment benützen und mir eine Liebeserklärung machen."

„Bei Gott! ich staune über Ihre Hellsicht. Wenn ich nun den Erwartungen Ihrer Tante entspräche?" fügte er huldigend hinzu, denn das süße Rococogesichtchen mit seinen jetzt im tiefsten Purpur glühenden Wangen erschien ihm immer bezaubernder.

„So würde ich Sie herzlich auslachen," gab sie munter und ohne Zaudern zur Antwort.

„Oh, Sie schlaue Evastochter, diesmal irren Sie sich aber doch!"

„Nein, nein, ich irre mich nicht! und Sie, Herr von Uhlbeck, müssen lieb und verständig sein." Sie hatte seine Hand ergriffen und hielt sie vertraulich fest. „Die Evastochter ist meine Tante," fuhr sie flüsternd fort; „wir wollen aber ihrer Schlauheit unsere Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit entgegensetzen. Sie werden mir nie mit Liebeswerbungen lästig fallen, und ich werde Ihnen dafür eine dankbare Freundin sein, so dankbar, daß ich Sie der Tante gegenüber immer als einen Ausbund von Herzensgüte und Ritterlichkeit preisen werde. Wer weiß, ob das zuletzt nicht Eindruck auf meine Tante machen wird, denn, Herr von Uhlbeck, ich habe doch längst gemerkt, daß Sie gar zu gern mein — Onkel werden möchten."

„Du ahnungsvoller Engel Du!" rief er, entzückt von ihrer ungekünstelten und treuherzigen Art. Er zog das kleine Händchen an seine Lippen. „Zwar weiß ich, daß es sich für einen unverheiratheten Mann nicht schickt, die

Hand eines jungen Fräuleins zu küssen; ich anticipire aber hoffentlich ein späteres Recht. Wir sind von nun an treue Verbündete, die sich vor einander nicht mehr fürchten."

Sie nickte ihm dankbar zu; ein Alp war von ihrer Seele. Dann fragte sie vertraulich, in sofortiger Ausnützung des neu geschlossenen Bundes:

„Warum ist der Doctor schon aufgebrochen? Warum hat er nicht Adieu gesagt? ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen?"

„Sie fragen so antheilswarm, Fräulein Edith, daß man den Doctor beneiden möchte," scherzte der Major. „Ich kann Sie aber beruhigen, es ist gar Nichts vorgefallen, wenigstens nicht, daß ich es wüßte. Ihre Tante hatte den Doctor aus dem Eßsaale gerufen; bald folgte ihm Herr Blank nach; dann muß sich der Doctor empfohlen haben, denn Herr Blank und Ihre Tante kamen ohne ihn wieder zu uns."

Aufmerksam hatte Edith zugehört; zwischen ihren dunkelblonden Augenbrauen lag eine feine Falte.

„Sie hat ihn zu sich gerufen?" wiederholte sie langsam und in scharfem Nachsinnen, „und der Onkel ist ihm nachgegangen? und dann ist der Doctor nicht mehr zur Gesellschaft zurückgekehrt? Da muß doch irgend Etwas vorgefallen sein, was ihn vertrieben hat. Vielleicht erfahren wir's durch irgend ein unbeabsichtigtes Wort der Tante."

„Nun, ich störe doch nicht?" fragte mit anzüglicher, leicht spöttischer Betonung die wieder eintretende Brigitte, indem sie sich stellte, als ob sie davon überzeugt wäre, daß ihr Kommen für die Beiden recht unerwünscht sein müßte. Dann fuhr sie, leicht aufseufzend, fort: „Ich mußte das Lebewohl der Herren Nimrods über mich ergehen lassen . . . es war sehr geräuschvoll, denn die Herren haben wacker die Humpen geschwungen."

„Die Gäste sind schon fort?" rief der Major, sich plötzlich der schon späten Stunde erinnernd, „ei, dann wird es auch für mich Zeit; ich darf so wie so meinen armen Kutscher nicht zu lange warten lassen; er soll morgen mit treiben helfen. Uebrigens halte ich die Damen beim Worte: der Kaffeebesuch, den Sie mir neulich versprochen, ist Ihnen nicht geschenkt."

„Wir werden ihn auch nicht vergessen," versicherte Brigitte, „nicht wahr, Edith?"

„Gewiß nicht, liebe Tante," erklärte diese freudig, „wenn hier die Unruhe der Jagd vorüber ist, dann erinnere ich daran."

Brigitte traute ihren Ohren kaum. Diese Bereitwilligkeit, den Major zu besuchen, war ihr bei Edith etwas ganz Neues. Hatte der kecke Soldat ihre kurze Abwesenheit wirklich benützt und sich die Neigung des Kindes schon halb gewonnen?

Man trennte sich in bester Laune, und erst, als Uhlbeck gegangen war, gedachte Brigitte ihres Bruders, der ihr sicher noch heute eine Scene machen würde. Doch sie lächelte zuversichtlich; was konnte ihr der gute Ulrich denn schließlich anhaben? seine Autorität nur irgendwie anzuerkennen, dazu

war sie denn doch schon zu lange selbstständig; ihr Betragen ließ sie sich von Niemandem, auch nicht von ihrem Bruder, vorschreiben.

Es war in der elften Abendstunde; der Eßsaal war schon wieder aufgeräumt und alle Spuren des Gelages beseitigt. Edith hatte sich nach dem ersten Stockwerk begeben und dort ihr eigenes Reich aufgesucht, um ungestört an den zu denken, der ihres Herzens Sonne und Wonne war. Brigitte hatte noch einen Spaziergang durch den Park gemacht, auf dessen Wegen der silberne Dämmerschein des wachsenden Mondes lag; jetzt stand sie in der offenen Thür des Verandasaales, in dem vorhin getafelt und pokulirt worden war, und schaute hinaus in die geheimnißvolle Stille der Landschaft.

Nahende Tritte ließen sich hinter ihr vernehmen; sie wandte sich aber nicht um, sondern verharrte unbeweglich und verzog nur die Lippen zu einem stummen verächtlichen Lächeln. Sie wußte, wer sie da noch aufsuchte, und zu gründlicher Abwehr bereit, erwartete sie gelassen den brüderlichen Angriff.

Ulrich Blank, der nach dem Fortgang der Gäste ebenfalls einen einsamen Spaziergang, aber nicht durch den Park, wo er der Schwester begegnen konnte, sondern am Ufer der Aue entlang, in der Richtung nach Konradshall, gemacht und unterwegs das Verhalten seiner Schwester noch einmal gründlich in Betracht gezogen hatte, war jetzt dicht an Brigitte herangekommen.

„Erschrick nicht, liebe Schwester," begann er etwas unsicher, denn es war ihm peinlich, das auszusprechen, was ihn innerlich quälte, „ich komme nur, Dir gute Nacht zu wünschen.

„Du bist es, Ulrich?" fragte sie, sich zurückwendend und die hohe Gestalt des Bruders in dem ungewissen Lichte des Mondscheins scheinbar jetzt erst erkennend. „Sag mir um Alles in der Welt, was hast Du eigentlich mit dem Doctor Karmeck gehabt, daß er sich so ohne jedes Lebewohl, wie ein Marder vom Taubenschlage, von hier fortgeschlichen hat?"

Das war für Herrn Blank denn doch einigermaßen verblüffend, daß sie gar nicht erwartete, bis er die bewußte Angelegenheit zur Sprache bringen würde, daß sie vielmehr den Spieß umkehrte und selber den Angriff eröffnete, in der unverkennbaren Absicht, ihn auf irgend eine Weise in's Unrecht zu setzen. Seine Galle regte sich; mit leicht bebender Stimme stieß er scharf hervor:

„Du wählst Dein Bild ganz richtig: wie ein Marder vom Taubenschlage! Würde es Dich wundern, wenn ich den Marder verjagt hätte?"

„Diese Frage verstehe ich nicht," kam es kurz und schnippisch von ihren Lippen.

„So will ich deutlicher reden," versetzte der Bruder, dem das Blut nunmehr zu Häupten stieg. „Ist es denkbar, daß Frau Brigitte Hohenstein, geborene Blank, und der Doctor der Chemie Achaz Karmeck

einander heimlich abküssen, ohne daß dieser Doctor auch nur im Traume daran denkt, Frau Brigitte Hohenstein zu seiner rechtmäßigen Gattin machen zu wollen?"

„Woher weißt Du das?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

„Was hat er Dir gesagt?"

„Daß er nicht daran denke, um Dich zu werben."

„Warum nicht?"

„Warum nicht?" wiederholte Ulrich, das Ziel nicht erkennend, auf das Brigitte hinaus wollte. „Ja, das wird er wohl selbst am besten wissen; wahrscheinlich, weil ihm ein Weib, das sich ihm so an den Hals wirft, ein Greuel ist."

Brigitte lachte übermüthig auf.

„Du bist kein Menschenkenner, mein guter Ulrich."

„Laß dieses erzwungene Gelächter, meine verehrte Schwester, mit dem Du mich nicht täuschest. Er hat es mir selbst gestanden, daß er Dich nicht begehrt; daß er sich Deine Küsse wohl gefallen läßt . . . mein Gott! warum nicht? Du bist leidlich hübsch, und er ist kein Kostverächter . . . eine Frau, die aber so bequem zu haben ist, heirathet man nicht."

„Ah!" fuhr die Beleidigte empört auf, „Du unterfängst Dich, mir Derartiges in's Gesicht zu sagen? Doch still, still! was ereifere ich mich denn? es ist ja ein handgreiflicher Unsinn, den Du da vorbringst. Weißt Du auch, mein kluger Herr Bruder, daß Achaz schon seit Jahren mein Freund ist? daß er längst mir mehr geworden wäre, wenn er nicht arm und dabei viel zu stolz wäre, sich als armer Teufel um die Hand einer reichen Frau zu bewerben?"

„Das bildest Du Dir Alles nur ein."

„Nein, das bilde ich mir nicht ein; das habe ich aus seinem eigenen Munde gehört, vorhin, als ich Euch Beide belauschte. Wenn Du mir Märchen aufbinden willst, mußt Du es schon ein wenig klüger anfangen."

Herr Blank biß sich auf die Lippen; es war in der That kein Beweis von Menschenkenntniß gewesen, daß er nicht als ganz selbstverständlich vorausgesetzt hatte, Brigitte würde bei seinem Gespräche mit Karmeck heimlicher Ohrenzeuge sein. Ungeduldig machte er ein paar Schritte in die Tiefe des dunklen Saales hinein; dann kehrte er plötzlich um, kam wieder auf Brigitte zu und stellte sich dicht vor sie hin.

„Weißt Du, daß ich Deine unverantwortliche Aufführung satt habe?" zischte er mit nur mühsam unterdrückter Stimme durch die Zähne. „Ich bin nicht Willens, mich durch die Kopflosigkeiten meiner Schwester bloßstellen zu lassen! Wenn Dir an Deinem eigenen Rufe, an Deiner Würde als ehrbare Frau nichts gelegen ist, so hast Du doch auf mich und meine Stellung am fürstlichen Hofe Rücksicht zu nehmen. Da Du gelauscht hast, so mußt Du auch gehört haben, daß mir der Doctor feierlich gelobt hat,

nie wieder Deine Schwelle zu überschreiten; nach dieser Seite hin habe ich einen Riegel vorgeschoben. Ich trau' Dir aber nicht; Du wärest im Stande, dem von mir Verbannten schamlos nachzulaufen. Das lasse Dir aber gesagt sein, wenn Du Dich zu ferneren unüberlegten Schritten hinreißen läßt, so geschieht ein Unglück . . . Die Ehre unseres Namens sollst Du nicht beflecken . . . hüte Dich, mich zum Aeußersten zu treiben!"

„Und so weiter! . . . spare Dir doch diese albernen Tiraden! Du scheinst in der That sehr besorgt um Deinen Credit bei Hofe. Ist Dein Adelsdiplom schon unterwegs? wie viel hat es Dich denn gekostet, daß Du so leicht in Harnisch geräthst?"

Sie fragte es kühl und spöttisch, in unerschütterlicher Ruhe.

„Es ist weit mit Dir gekommen, daß Du mir solche Beweggründe unterschiebst! Du hast kein Gefühl mehr für Sitte und Anstand!"

Sie zuckte leicht mit den Achseln.

„Hältst Du Dein Benehmen für musterhaft, wenn Du einer Dame die niedrigsten Schmähungen in's Gesicht schleuderst? Weil ich dem Doctor, meinem ältesten Freunde, den ich schon als Schulknaben auf dem Schooß gehalten habe, einen harmlosen Beweis meines Vertrauens und meiner Dankbarkeit gegeben, weil ich ihn flüchtig geküßt habe, so wie eine Mutter ihren Sohn küssen würde, deshalb habe ich schamlos gehandelt? o pfui, über eine so jämmerliche Logik! wie kann ich mit Jemandem verhandeln, der so niedrige Anschauungen zum Maßstabe der Beurtheilung für das Benehmen Anderer macht? Es schmerzt mich, daß Du diesen Mißton in den Freudenaccord unseres Wiedersehens bringen mußtest. Hast Du mir sonst noch was zu sagen?"

Sie spielte mit großem Geschicke die Beleidigte, und Ulrich fragte sich im Stillen, ob er am Ende nicht zu weit gegangen wäre.

„Liebe Brigitte," hob er in wesentlich milderem Tone an, „wenn ich Dir zu nahe getreten bin . . ."

Doch sie unterbrach ihn:

„Laß das, Ulrich! es giebt Dinge, die man nicht mehr vergißt. Wir werden uns über so Manches wohl nie mehr ganz verständigen. Du hast Deine Erfahrungen drüben in einem anderen Erdtheile gemacht und glaubst, weil ich hier in unserem lieben Norddeutschland still gesessen, daß es mir müsse an Welt- und Menschenkenntniß mangeln. Dem ist nicht so; ich kenne die Bestie, die sich Gesellschaft nennt, gut genug und weiß, daß sie mit Gier Jeden zerfleischt, der sich muthwillig zwischen ihre Wolfszähne begiebt. Ich bin keine Einfalt vom Lande, die man auf Schritt und Tritt überwachen muß; ich lasse mich auch nicht schulmeistern, weder von Dir, noch von Andern; ich bin eine Frau und weiß, was sich schickt, und wenn ich Deiner Ansicht nach einmal die Grenze des Schicklichen überschreiten sollte, so sei überzeugt, daß ich es mit Bewußtsein, mit gutem Gewissen und in berechtigter Auflehnung gegen Ziererei, Heuchelei und Lüge thue . . .

Dein Adelsdiplom werde ich Dir nicht gefährden." Sie ließ ein etwas spöttisches Lachen hören und huschte mit einem „Gute Nacht, Herr Bruder" in's Innere des Hauses.

Der Zurückgebliebene ballte ingrimmig die Fäuste; er wußte nicht recht, ob er der Schwester oder sich selber zürnen sollte.

Die Jagd am nächsten Tage hatte ein reiches Ergebniß; dreihundert und fünfzig Hasen wurden zur Strecke gebracht. Herr Ulrich Blank hatte seine ruhige Hand wiedergewonnen; über Nacht war ihm die Zuversicht gekommen, daß er für alle Fälle sein Haus gereinigt und jeder Gefährdung seines Rufes vorgebeugt hatte.

Ein kleiner Unfall trübte ihm aber auch diesmal die Freude des Tages: der erste und älteste Diener seiner Schwester, Friedrich Solger, dessen einjährigen Sprößling Frau Brigitte täglich während seines Bades zu besuchen pflegte, hatte beim letzten Treiben einen Schrotschuß in die Wade erhalten. Ulrich ließ ihn sofort in seinem eigenen Wagen nach Hause fahren. Frau Marianne Solger fing laut zu heulen an, als ihr der verwundete Eheliebste von zwei handfesten Konradshaller Arbeitern, die mit als Treiber gedient hatten, in die Stube getragen wurde. Brigitte und Edith waren bestürzt hinzugeeilt. Brigitte vermochte sich aber in keiner Weise nützlich zu machen; sie erklärte, kein Blut sehen zu können, und mußte sich wieder zurückziehen, um einer drohenden Ohnmacht vorzubeugen.

Mit fester, tapferer Hand hingegen half Edith der kopflosen Frau Marianne bei der ersten Hilfe, deren der Verwundete bedurfte. Es waren glücklicher Weise nur vereinzelte Schrotkörner in seine Wade eingedrungen. Er wurde auf seinem Lager ausgestreckt und das verletzte Bein etwas höher gebettet. Edith beruhigte die besorgte Frau und versicherte ihr, daß, wenn der Arzt aus Konradsthal, nach dem schon geschickt war und der jeden Augenblick eintreffen mußte, die einzelnen Schrotkörner erst entfernt hätte, auch nicht der Schatten einer Gefahr mehr vorhanden sein würde. Solger selbst bemühte sich, zu lächeln und seiner Frau wieder Muth einzuflößen; die Verletzung wäre ja gar nicht der Rede werth; er hätte auch gar keine Schmerzen; nur ein Prickeln und Brennen empfände er in der Wade, als wenn sie mit Pfeffer eingerieben wäre.

Auf die Frage Ediths, wer denn so unverantwortlich unvorsichtig gewesen wäre, ihn zu treffen, zuckte er mit den Schultern.

„Wer will das wissen? Wir waren schon ziemlich dicht an die Schützen heran, als so ein Racker von Fuchs plötzlich auftaucht und die ganze Linie der Schützen entlang, wie ein Pfeil, dahinfliegt. Hei! da knallte es los! pfiff, paff! ich glaube, nicht ein einziges Gewehr blieb unabgefeuert; aber sie haben alle gepudelt, ha ha ha! Freund Reineke empfahl sich mit heiler Haut, und der einzige Pechvogel, der was erwischte, bin ich gewesen."

Daß er Herrn Ulrich Blank stark im Verdacht hatte, ihn mit der Schrotladung beehrt zu haben, das sagte er nicht aus, aus Rücksicht auf die Damen des Hauses; im Geheimen aber grollte er dem Bruder seiner Herrin; die Jagd war seiner Ansicht nach ein Vergnügen für landsässige vornehme Herren oder für waffenkundige Soldaten, wie der Herr Rittmeister von Waldern einer war; wenn aber so ein amerikanischer Kaffeespeculant die Flinte in die Hand nähme, brummte er seiner Gattin zu, als Edith wieder gegangen war, nun ja, dann wäre es wahrlich kein Wunder, wenn auch sofort ein Unglück geschähe.

Schon am nächsten Tage war die Kunde von dem Unfall in ganz Konradshall verbreitet, und alle Welt pries die Umsicht und Menschenfreundlichkeit des lieben jungen Fräuleins, das in der Villa Hohenstein Gesellschafterin spielen mußte, während man die Zimperlichkeit und Ueberempfindlichkeit der reichen Frau Hohenstein tüchtig verspottete. Auch Achaz Karmeck erfuhr von dem Vorfall, und es schmerzte ihn, daß er nicht nach Tannbach hinaufeilen und sich durch den Augenschein von dem Befinden des braven Friedrich Solger überzeugen durfte; am liebsten hätte er freilich Edith wiedergesehen, aber er war ja aus dem Paradiese vertrieben, und sein eigenes Wort stand als Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Eingange und wehrte ihm die Rückkehr.

Er litt unter der unfreiwilligen Trennung, wie auch Tante und Nichte Hohenstein die Lücke schmerzlich empfanden, die sein Fernbleiben erzeugte. In der Villa war es wieder still geworden; die Periode der ersten Jagden war vorüber; Ulrich Blank war wieder nach seinem Gute im nahen Fürstenthum abgereist und hatte seinen Jagdfreund, den Rittmeister, mit fortgenommen. Trübe und gleichförmig schleppten sich die Tage hin; Edith weilte meist im Musikzimmer und spielte ernste, getragene Sonaten oder melancholische Nachtstücke; Brigitte, die ihre Gewohnheit, den kleinen Fritz Solger zu besuchen, ganz vergessen zu haben schien, blieb in ihrem Boudoir verschanzt und studirte dort „Jenseits von Gut und Böse". Sie hoffte, für Achaz, wenn ihr das Schicksal ihn wieder einmal zuführen würde, durch die Kenntniß Nietzsche's einen neuen Reiz zu gewinnen, und bemühte sich, die besonders hervorstechenden und verblüffenden Sätze des merkwürdigen Denkers durch immer wieder neues Lesen ihrem Gedächtnisse einzuverleiben. Wie freute sie sich darauf, wenn sie dem Doctor z. B. würde zuraunen können: „Mein lieber Achaz! die großen Epochen unseres Lebens liegen dort, wo wir den Muth gewinnen, unser Böses als unser Bestes umzutaufen!" — was er für Augen machen würde, wenn er sie so würde sprechen hören! Sie war eben eine von jenen Berlinerinnen, die gar zu gern durch den Schein einer besonderen Bildung den Männern Sand in die Augen zu streuen suchen. Ihr schöner Kopf mit der griechischen, etwas niedrigen Stirn fing ihr bei dem ungewohnten Studium zu schmerzen an, und die Nachtstücke und Sonaten Ediths däuchten ihr eine unerträgliche Störung;

sie flüchtete deshalb aus ihrem Boudoir nach dem Gartenhäuschen, wo sie völlige Einsamkeit und Stille zu finden gewiß war. Die Aepfel waren aus diesem Versteck entfernt worden, und zu größerer Behaglichkeit hatte sie den dort befindlichen, aber nie benutzten Kamin wieder in Stand setzen und seinen Sims mit einer prächtigen Garnitur von bronzenen Armleuchtern und einer Rococo-Stutzuhr verzieren lassen. Ein dicker, weicher Teppich deckte jetzt den einfach gedielten Fußboden; schwere Vorhänge aus Seidendamast verhüllten die Fenster, und gobelinsüberzogene Sessel und Ruhebetten luden zum Sitzen ein. In diesem buen retiro, wie sie es mit Vorliebe nannte, verbrachte sie jetzt ganze Nachmittage, und in den Pausen, die sie bei ihrer anstrengenden philosophischen Lectüre machen mußte, wenn sie nicht ganz verwirrt werden wollte, dachte sie sehnsüchtig an Achaz und an die Möglichkeit, wie sie den von ihrem täppischen Bruder Verscheuchten wieder in ihre Nähe locken könnte.

Wenn sie dann Abends nach der Villa zurückkehrte und mit Edith in dem großen Verandasaale, in dem sie sich nun doppelt einsam und verlassen fühlte, den Thee nahm, pflegte sie wohl die Nichte mit allerlei Kreuz- und Querfragen in's Verhör zu nehmen, um zu erfahren, ob der Major endlich sein Versprechen wahr gemacht hätte. Die Antworten aber, die Edith gab, waren stets so unbefangen, daß die Fragestellerin dem Zauberer heimlich zu zürnen begann. Als daher Herr von Uhlbeck wieder einmal in der Villa Tannenbach vorsprach, empfing ihn Brigitte ohne Zeugen in ihrem Salon und brach unvermittelt in die vorwurfsvollen Worte aus:

„Sie halten Ihr Wort nicht, Titus! Edith trägt noch immer nicht den Verlobungsring."

„Das ist nicht meine Schuld, schöne und gestrenge Frau! verurtheilen Sie Keinen, den Sie nicht gehört haben."

„Es giebt keine Entschuldigung. Wenn Ihnen der oberste Kriegsherr befiehlt, eine feindliche Batterie zu nehmen, so haben Sie sie entweder in Ihre Gewalt zu bringen oder Ihr Leben vor den Mündungen der Geschütze zu lassen. Ist Edith nicht mehr werth, als eine Batterie? zögern Sie immer noch, den Angriff zu wagen?"

Der Major zog mit kläglicher Miene die Schultern hoch und gestand kleinlaut:

„Habe ihn ja längst gewagt."

„Nun? und . . .?"

„Bin schmählich abgeschlagen worden. Sie hat mich freilich nicht getödtet, aber . . . ausgelacht."

„Und das haben Sie sich bieten lassen? Sie, Titus von Uhlbeck? den alle Welt den Fürsten von Fahrstedt nennt?"

„Was sollte ich thun? Ich kann doch ein wehrloses Mädchen nicht zwingen!"

Brigitte überlegte. Er hatte das Alles scheinbar recht trübselig, aber mit so leicht zu durchschauender Zufriedenheit gesagt, daß sie irgend ein Abkommen zwischen ihm und Edith zu ahnen begann. Dem Major war die Sprödigkeit des Mädchens offenbar ganz recht, denn sie gestattete ihm, immer noch auf ihre, Brigittens, Gunst zu hoffen, und Edith war eine Schlange, die möglicherweise mit dem Major Freundschaft geschlossen hatte, um an ihm einen Bundesgenossen zu gewinnen, der zwischen ihr und dem Doctor vermitteln konnte.

„Sie sind ein unzuverlässiger Freund, Titus!" grollte sie endlich laut auf. „Wenn Sie nur ernstlich wollten, Sie wären sicher längst am Ziele. Ich werde mit dem einfältigen Kinde sprechen und ihr den Kopf zurecht setzen; wenn Sie Ihren Antrag wiederholen, sollen Sie Edith geneigter finden."

Er hätte ihr gern abgerathen, irgend welchen Zwang auf Edith auszuüben; aber er fürchtete, sie durch seinen Widerspruch noch zu rücksichtsloserem Handeln anzutreiben; deshalb schwieg er und hoffte im Stillen auf seinen guten Stern, der ihm bisher noch immer geleuchtet hatte.

Am nächsten Morgen gab es eine heftige Auseinandersetzung zwischen Brigitte und ihrer Nichte. Was sie sich denn einbildete? rief ihr die Tante empört zu, ob sie dächte, daß ein Prinz aus dem Märchenlande um sie werben würde? Herr von Uhlbeck hätte ihr, Brigitten, gestanden, daß er seinen Antrag in aller Form gemacht hätte, aber kurz und bündig abgewiesen worden wäre. Ob Edith denn daran gedacht hätte, welch' glänzendes Loos ihr der Major biete? Wenn ein armes Mädchen, die Tochter eines Bankerotteurs, als Herrin und Gebieterin in das Fahrstedter altadelige Schloß einziehen könnte und dabei noch einen so eleganten und ritterlichen Gemahl, wie den Major, gewänne, dann müßte sie doch Gott auf Knieen danken und nicht so heillos verblendet sein, ihr Glück von der Schwelle zu weisen.

Edith war in Thränen ausgebrochen und hatte schluchzend geäußert, daß sie den Major nicht liebe, daß sie aber, wenn ihr die Tante daraus einen Vorwurf machte, sehr gern ihr Bündel schnüren und ein Haus verlassen wollte, für dessen Gastlichkeit sie nun einmal nicht in der von der Tante gewünschten Weise Dank sagen könnte.

„Larifari! das sind Albernheiten!" hatte Brigitte ungeduldig erwidert, „wovon wolltest Du allein denn leben?"

Da hatte sich Edith aber so hoch aufgerichtet, wie es ihr kleines, zierliches Figürchen überhaupt gestattete, und mit stolzem Selbstbewußtsein geantwortet:

„Von meiner Hände Arbeit! ich werde nicht verhungern; als Gouvernante oder Clavierlehrerin werde ich mir noch immer das tägliche Brot verdienen können!"

Wie hübsch sie aussah, als ihr so von Stolz und Zuversicht die Wangen glühten und aus den dunkelblauen Augen das Feuer der Jugend und des unzerstörbaren Lebensmuthes sprühte! Brigitte fühlte ein menschliches Rühren. Sie trat näher an die Schluchzende heran und strich ihr mit sanfter Hand über den blonden Scheitel:

„Dummes Kind! so weine doch nicht! denkst Du, ich würde Dich schutz- und mittellos hinausziehen lassen in eine feindliche Welt? Es ist ja nur liebevolle Sorge um Dich und Deine Zukunft, die mich beseelt. Zwingen will und kann ich Dich nicht; ich hoffe aber bestimmt, Du wirst Dich bei längerer Bekanntschaft mit dem Major doch endlich noch auf Dein wahres Glück besinnen. Und nun trockne Deine Thränen! so schrecklich traurig ist die Sache wirklich nicht."

Das Schluchzen des gequälten Mädchens verstummte, und Brigitte rauschte hinaus, um wieder ihr Gartenhäuschen aufzusuchen.

Als Edith allein war, hob sie trotzig das noch thränenfeuchte Angesicht und murmelte hinter der Entschwundenen her:

„Du täuschest mich nicht! Du willst mich mit dem Major vereinen, damit Dir die Bahn frei wird, auf der Du ihn erobern möchtest! Achaz! Achaz! ach, wenn Du ahntest, wie man mich peinigt, würdest Du wohl herzueilen, mich zu erlösen?"

Ueber Brigitte war von jenem Tage an eine stille, eifrige Entschlossenheit gekommen; sie hatte einen Plan erdacht, der sie doch noch zum Ziele führen sollte und an dessen Ausführung sie mit aller jener Thatkraft und Verschlagenheit heranging, deren nur die wildeste, um jede Selbstbeherrschung gekommene Leidenschaftlichkeit fähig ist. Solche Perioden eines übermächtigen, alle Bedenken und alle weibliche Zurückhaltung übertäubenden Liebessehnens kommen wohl einmal im Leben jener reifen Frauen vor, die um den Frühling einer echten, wahren, beseligenden Liebe betrogen wurden und nun noch unmittelbar vor dem Ende ihrer zweiten und letzten Blüthe alle jene Wonne durchkosten möchten, die das liebende Herz nur erfährt, wenn es noch nicht Herbst in ihm geworden ist.

Heimlich und alle Möglichkeiten erwägend, traf sie ihre Vorbereitungen.

Es war November, und Bruder Ulrich war mit dem Rittmeister wieder auf ein paar Tage nach Tannbach gekommen, um zu jagen. Sie machte die liebenswürdigste Wirthin, mußte aber immer erst gesucht werden, wenn die beiden Herren von der Pürschjagd heimkehrten; wenn sie dann im Gartenhäuschen gefunden worden war, dann bat sie um Entschuldigung, daß sie mit ihrem Buche so gern dorthin flüchtete, wo es still und einsam wäre und kein störender Laut ihre Lectüre beeinträchtigen könnte.

Am letzten Jagdtage — der Rittmeister wollte schon in aller Frühe des nächsten Morgens abreisen — waren beide Herren zeitig aufgebrochen, und da heute das ganze hügelige Waldgelände bis nach Fahrstedt hinauf abgepürscht werden sollte, so war ihre Rückkehr erst mit Eintritt der Dunkel-

heit zu erwarten. Als der Wagen die Herren entführt hatte, kehrte Brigitte, die ihnen bis vor die Hausthür das Geleit gegeben hatte, in ihr Zimmer zurück und eilte an ihren Schreibtisch. Mit fliegender Hand warf sie ein paar Zeilen auf einen Zettel, steckte den Zettel in einen duftigen Umschlag und versah diesen mit der Aufschrift: „An Herrn Doctor Karmeck — Konradshall."

Dann klingelte sie.

Der bald darauf eintretende Diener fragte nach ihrem Befehl.

„Sie können ohne jede Beschwerde wieder einen weiteren Weg machen, Friedrich?"

„Sehr wohl, gnädige Frau. Mein Bein ist wieder völlig heil; wenn's nöthig ist, laufe ich bis nach Berlin. Das gnädige Fräulein hat mich ja so sorgsam gepflegt . . . ach, ich werde ihr's nie vergessen!"

„Gut, Friedrich. Heute sollen Sie zeigen, daß Sie auch für mich, Ihre Brotherrin, Etwas übrig haben und zuverlässig und verschwiegen sind."

„Das bin ich, gnädige Frau. Stellen Sie mich nur auf die Probe; ich kann schweigen, wie's Grab."

Brigitte erhob sich und trat dem ihr ehrlich in's Gesicht schauenden Diener näher.

„Hier, Friedrich, ist ein Briefchen, das Sie sofort nach Konradshall an die Adresse des Herrn Doctor Karmeck besorgen werden. Sie müssen sich gleich auf den Weg machen, sagen aber keiner Menschenseele, wohin Sie gehen und wem Sie Etwas bringen. Das Briefchen legen Sie persönlich in die Hand des Doctors — verstanden? — und lassen sich mündlich oder schriftlich Antwort geben. Sollten Sie meinem Bruder begegnen — es ist dies zwar nicht anzunehmen, da die Herren nach Fahrstedt zu jagen und dort mit dem Major zusammentreffen wollen . . . aber angenommen, Sie begegneten ihm, so halten Sie auch ihm gegenüber reinen Mund. Kann ich mich auf Sie verlassen, Friedrich?"

„Wie auf's Evangelium, gnädige Frau! werde Alles auf's Gewissenhafteste besorgen."

„Ich danke Ihnen, Friedrich; es soll Ihr Schade nicht sein." Sie bot ihm die Hand, die der treue Diener ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

Als Friedrich fortgeeilt war, schritt sie nachdenklich auf dem Teppich hin und her.

„Der Würfel ist gefallen," murmelte sie halblaut vor sich hin, „nun gebe der Gott der Liebe, daß ich mein Spiel gewinne!"

In einem Wandschränkchen suchte sie jetzt nach einem Hammer und ein paar starken Nägeln. Als sie diese Dinge gefunden hatte, steckte sie sie zu sich, ergriff ihren Nietzsche und begab sich durch den Verandasaal nach dem Garten.

Es war ein trüber Novembervormittag. Von den nur noch spärlich an den Aesten hängenden vergilbten Blättern tropfte es dann und wann

auf das durchfeuchtete Erdreich hinab; auf den Gartenbeeten leuchtete aber hier und da noch eine fröstelnde Spätrose oder eine schon durch die Kälte der Nacht angekränkelte Pelargonie.

Brigitte hatte für die Wandlungen der Natur heute kein Auge; sie zog zwar den lichten Kaschmirshawl etwas fester um ihre Schultern, aber sie vollführte diese Bewegung rein mechanisch, ohne sich des Zweckes dabei bewußt zu werden. Ihre Gedanken waren auf ganz andere Dinge gerichtet; das prickelnde Vorgefühl dessen, was sich heut Nachmittag ereignen würde, lief ihr wie ein wollüstiger Schauer durch die Nerven.

Auf der Grenze der Gartenpartien und des eigentlichen Parkes traf sie den alten Gärtner, der ehrerbietig seinen Rechen bei Seite stellte und die Kappe zog.

„Guten Tag, Wendler," grüßte sie zurück, indem sie ihre Schritte hemmte. „Ob Friedrich heute schon das Gartenhäuschen besorgt hat?"

„Zu Befehl, gnädige Frau," versetzte der Alte mit etwas meckernder Stimme, „er war schon dort; das Kaminfeuer hat aber mein Sohn angezündet."

„Der Wilhelm? gut, Wendler! Euer Sohn soll mir so viel Holz in den Korb am Kamin legen, daß sich das Feuer den ganzen Tag über unterhalten läßt . . . es ist frisch heut."

„Der Holzkorb ist gefüllt; Wilhelm hat es schon auf mein Geheiß gethan, weil ich mir sagte, der Nebel fällt, und das giebt einen feuchtkühlen Tag."

Brigitte nickte ihm zufrieden zu und setzte ihren Weg fort.

Endlich erreichte sie das Gartenhäuschen, in dem sie einst mit dem Major Schutz gesucht hatte gegen die Unbill des Gewittersturmes. Sie betrat es aber noch nicht, sondern ging weiter bis zur nördlichen Grenze des Parkes, wo sich das eiserne Gitter auf dem Brücklein befand, das über die Aue führte. Sie zog den Gitterschlüssel, den sie mitgebracht hatte, aus der Tasche, steckte ihn in's Schloß und drehte ihn ein paarmal hin und her, um sich zu vergewissern, daß es auch der richtige Schlüssel war. Dann zog sie ihn wieder ab und ließ ihn in die Tasche zurückgleiten. Das Gitter war unversperrt geblieben.

„So!" sagte sie zu sich selber, jetzt kann es keiner meiner Leute schließen, denn diesen einzigen Schlüssel werde ich vor Abend nicht aus der Hand lassen.

Sie kehrte um und begab sich jetzt erst in das Gartenhäuschen.

Eine angenehm erwärmte Luft schlug ihr entgegen, als sie ihr buen retiro betrat. Friedrich hatte hier schon am frühen Morgen Ordnung geschaffen; der Gärtner hatte die Blumen auf dem Blumentische versorgt, und des Gärtners Sohn hatte, ganz wie der Alte versichert hatte, ein lustiges Feuer im Kamin entzündet und den eleganten Bronzekorb neben dem Kamin mit trockenen Buchenkloben angefüllt.

Brigitte schritt an's Feuer und rieb sich die klammen Hände. Der röthliche Schein der prasselnden Scheite übergoß ihr Antlitz und ihre wohlgepflegten weißen Hände mit zuckenden Purpurlichtern. Dann ließ sie ihren Blick rundum gehen und lächelte zufrieden: ein traulicheres Versteck für ein Stelldichein, ein behaglicheres Nest für eine Liebesscene war kaum zu denken. Achaz! wenn ich Dich nur erst glücklich hier hätte! wenn ich Deinen blondgelockten Siegfriedskopf nur erst zwischen meine Hände nehmen und küssen dürfte!

Sie sah nach dem Zifferblatt der Rococo-Uhr auf dem Kaminsims und seufzte. Erst Elf! Noch sechs Stunden Wartezeit! Würden ihre Nerven diese unendlich lange Spannung ertragen?

Daß er kommen würde, bezweifelte sie keinen Augenblick. Er hatte sich ja nur verpflichtet, nie wieder die Schwelle ihres Hauses zu überschreiten; wenn er also ihrer Einladung nach dem Gartenhäuschen folgte, so war dies, wörtlich genommen, kein Bruch des Versprechens. Freilich, er war ein gewissenhafter Mann und nahm Alles so ernst und schwer, daß er vielleicht auch hierin eine Verletzung seines Versprechens finden würde; aber sie hoffte auf die Wirkung ihrer geheimnißvollen Andeutung, daß sie ihn wegen Ediths sprechen müßte. Das mußte wirken und jedes etwaige Bedenken zerstreuen! Die Vieldeutigkeit dieser Ausdrucksweise sollte der Köder sein, der ihn in die Falle lockte.

Als sie ihre weißen Hände wieder durchwärmt hatte, schritt sie zur Thür und drehte den von innen steckenden Schlüssel um: der Zugang war gesperrt. Nun langte sie Hammer und Nägel aus ihrer Tasche und begab sich an die Fensterseite des ziemlich großen Gemaches. Es waren zwei Fenster vorhanden, die der Eingangsthür gegenüber nach Westen in den Park hinausgingen. Sie stieg auf einen Sessel und vernagelte erst die beiden Flügel des einen, dann die des andern Fensters. Sie schlug die Nägel oberhalb des Wirbels so hoch in das Fensterkreuz, daß ein auf dem Fußboden Stehender, der schnell einen Flügel aufreißen wollte, nicht gleich die Ursache des Widerstandes gewahr werden konnte. Als sie diese Verrichtung beendet hatte, verschloß sie den Hammer im Schreibpulte, das zwischen den Fenstern stand, und lächelte wieder still vor sich hin.

Auf der Ottomane neben dem Kamin ausgestreckt, versuchte sie nun zu lesen.

„Ach, der Wissende des Herzens verräth, wie arm, dumm, hilflos, anmaßlich fehlgreifend, leichter zerstörend als rettend, auch die beste, tiefste Liebe ist!" Sie starrte auf die Zeilen und stieß dann einen Seufzer aus, der beinahe wie ein Wimmern klang. Dann warf sie das Buch heftig neben sich auf das mit gestickter rother Seide überzogene Kleeblatttischchen und sprang jählings auf.

„Nein, nein!" rief sie den Kopf energisch schüttelnd, „es ist nicht wahr! Nicht zerstören will ich Dich, Du Süßer, Du Kluger und Starker; ich

will Dich retten vor Dir selber, vor einer Verirrung Deiner Phantasie; in meine Arme, an mein Herz gehörst Du! die Andere laß dem Herrn von Eulenschnabel, ha ha ha! der, wie ein Pudel, nach meinem Kommando über den Stock springt und auch aus dem Wasser apportiren würde."

Wieder stürmte sie ruhelos im Zimmer hin und her. Sie konnte nicht mehr lesen; das Fieber der Erwartung durchglühte sie; das Blut tobte ihr heiß und in beflügelten Pulsen durch die Adern.

„Ich will hinüber gehen und mich zu schmücken beginnen," sagte sie halblaut, „zu schmücken für ihn, den einzig Geliebten!"

Sie legte noch ein paar Scheite in den Kamin, damit das Feuer im Gange bliebe; dann hüllte sie sich in ihren Shawl, öffnete die Thür, zog den Schlüssel ab und trat hinaus in die feuchtkühle Luft. Tief athmete sie auf; die Frische des Novembertages that ihren erhitzten Sinnen wohl.

Nun schloß sie ihr trauliches Versteck von außen wieder ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und trat den Rückweg nach der Villa an.

Es war erst eine halbe Stunde nach Mittag; Friedrich läutete gerade die Frühstücksglocke im Corridor.

„Es ist gut," rief sie ihm zu, „das gnädige Fräulein wird es schon gehört haben. Um sechs Uhr ist unser Diner. Legen Sie sechs Gedecke auf! Mein Bruder wird wohl Gäste mitbringen."

Sie hatte es laut gesagt. Jetzt trat sie näher und fragte mit flüsternder Stimme:

„Haben Sie's ihm selbst gegeben?"

„Zu Befehl, gnädige Frau," raunte Friedrich, sich vorsichtig umschauend. „Er hat es auch gleich gelesen; ich soll der gnädigen Frau melden, daß er Alles genau besorgen werde."

„Genau besorgen werde," wiederholte sie, glückselig lächelnd, nachdem sie dem Diener ihren Dank zugenickt hatte. „Oh, der prächtige Mensch! Genau besorgen werde! Wie klug und discret! Jetzt vermuthet Friedrich, daß ich dem Doctor nur einen Auftrag zu irgend welchem Einkauf gegeben habe!"

Beim Frühstück war sie gegen Edith die Güte selber; aber sie aß nur wenig, und das Wenige nahm sie zerstreut zu sich.

„Wir müssen uns eilen. Um sechs Uhr haben wir die Henkersmahlzeit für den Rittmeister, der morgen früh abreist. Da gilt es, uns schön zu machen. Du solltest das rosaseidene mit den gelblichen Spitzen anziehen, Edith; das steht Dir vortrefflich. Herr von Uhlbeck wird wohl auch kommen."

Um Ediths Lippen spielte ein spöttisches Zucken.

„Es ist mir wirklich gleichgiltig, ob ich dem Major gefalle oder nicht; wenn Du es aber wünschest, liebe Tante, will ich mich gern ein wenig schmücken."

Edith zog sich zurück, und auch Brigitte suchte ihr Ankleidezimmer im ersten Stockwerk auf.

Die schöne Frau war heute schwer zufrieden zu stellen; sie grollte ihrer Jungfer, daß diese es nicht verstände, ihr das reiche, seidene Haar gefällig zu ordnen. Immer wieder mußte der griechische Haarknoten, dessen tiefdunkler Schimmer an die Farbe reifer Brombeeren erinnerte, gelöst und etwas höher gesteckt werden, bis endlich die Ermüdete erklärte, nun wäre es genug; sie — die Jungfer — würde wohl nie lernen, den Anforderungen, die man an sie stellte, gerecht zu werden. Als Brigitte das schwarze Sammetkleid mit dem gelbseidenen Auspuß übergestreift hatte, trat sie dicht vor den Spiegel und ließ sich das Körbchen reichen, das der Gärtner mit frisch im Warmhause geschnittenen Blumen hatte füllen müssen. Sie versuchte erst ein paar Rosen, die sie vor die Spitze ihres Mieder-Ausschnittes hielt, warf sie aber sofort in den Korb zurück: sie waren ihr zu roth. Nicht besser erging es dem Veilchenstrauße — diese Veilchenfarbe paßt nur für Backfische oder alternde Matronen! murmelte sie verächtlich, was soll das mir? Endlich fanden ein paar rosa Nelken Gnade vor ihren Augen. Sie ließ sich eine in's Haar stecken und befahl der Jungfer, die noch übrigen zu einem Sträußchen zu vereinen, das sie vor ihrem Busen befestigte. Während sie dann, auf dem Ruhebett sitzend, verschiedene juwelenfunkelnde Armbänder über ihre Handgelenke streifte, mußte ihr die knieende Jungfer schwarzseidene Zwickelstrümpfe und ein Paar zierliche Ziegenlederschuhchen anziehen. Sie streckte die glücklich beschuhten kleinen Füßchen unter den schweren Sammetfalten des Kleides hervor, betrachtete sie selbstgefällig und sagte:

„Es ist gut, Elise; Du kannst jetzt gehen."

„Befehlen gnädige Frau die Schminkdose? Ich habe sie dort auf den Toilettentisch . . ."

„Was fällt Dir ein?" wurde sie heftig unterbrochen, „glaubst Du, daß ich täglich ihrer bedarf, weil ich sie für gewisse Gelegenheiten bereit halte? Merke Dir: Uebereifer kann auch unbequem werden, besonders, wenn er mit Dreistigkeit gepaart ist. Geh!"

Jungfer Lieschen zog ein Mäulchen und verließ, scheinbar zerknirscht, das Zimmer. Draußen aber machte sie ein schadenfroh triumphirendes Gesicht und kicherte in sich hinein:

„Das hat gesessen! Sie mußte doch einmal erfahren, daß Unsereine auch Augen hat . . . wenn ich auch arm bin und weder Sammet noch Brillanten trage, meine rothen Wangen sind wenigstens echt; ich brauche sie mir nicht anzustreichen."

„Gott sei Dank, daß ich die Gans los bin," seufzte Brigitte, als sich die Jungfer entfernt hatte; „wo sagte sie doch, daß sie die Schminke hingestellt habe? auf den Toilettentisch? Ach, richtig! hier ist sie."

Sie nahm das Porzellandöschen, setzte sich behaglich vor den kleinen Stehspiegel des Toilettentisches nieder und begann mit einem in das Karmin des Döschens getauchten Wattebäuschchen langsam und vorsichtig

ihre Wangen zu betupfen. Voll hoher Genugthuung über die Wandlung, die die Spuren dieses Verfahrens ihrem Aussehen verliehen, lächelte sie dem Spiegelbilde im Krystallglase gefallsüchtig entgegen.

„Ich will heute schön sein!“ rief sie leuchtenden Auges, „ich will ihn bestricken und bezaubern! Aber nur nicht zu viel Roth! Dämpfen wir es ein wenig ab, den Schein der Natur zu wahren!“

Sie drückte die Puderquaste in die offene Schachtel mit Reismehl und fuhr mit ihr über Stirn, Wangen und die geschlossenen Augenlider. Ein nur matt glänzender pfirsichartiger Flaum von allerzartestem Fleischton lag jetzt auf der Haut ihres Angesichtes. Selbstgefällig neigte sie den schönen Kopf von der einen zur andern Seite, sich dabei scharf und unausgesetzt im Spiegel musternd. Die erdbeerrothen Lippen, die keiner Nachhilfe mit Farbe bedurften, ein wenig öffnend, prüfte sie das tadellose Weiß ihrer gesunden Zähne. Sie war zufrieden; selbst der schärfste und unbarmherzigste Kritiker würde ihre Schönheit gelten lassen müssen!

Nun stand sie auf und wandelte langsam im Zimmer auf und ab, gelegentlich immer wieder vor dem großen Pfeilerspiegel stehen bleibend und den Faltenwurf ihres vortrefflich sitzenden Kleides musternd. Plötzlich glaubte sie zu bemerken, daß das eine ihrer Armbänder mit den drei grünlich funkelnden Smaragden einen Mißton in die Farbensymphonie ihrer Erscheinung brächte; sie legte es ab und suchte unter ihren zahllosen Schmuckstücken, die sie in einem kunstvoll gearbeiteten schmiedeeisernen Kasten verwahrte, nach einem andern Reifen, der mit Brillanten und Perlen reich verziert war. Sie streifte ihn zu den übrigen auf ihr Handgelenk und prüfte mit Genugthuung den Eindruck, den die Zusammenstellung ihres Schmuckes machte: nur Gold, Perlen und Brillanten! kein anderer bunter Stein! das mußte wirken! Für das Zuviel ihrer Schmuckgegenstände hatte sie kein Auge oder kein Verständniß; daß das halbe Dutzend schwerer Goldreifen, das auf jedem ihrer Arme saß, bei jeder Armbewegung klimperte wie das Schellengeläut eines Schlittens, das störte sie nicht und flößte ihr auch nicht die Sorge ein, daß man ihre Ueberladung mit Schmucksachen für das Zeichen eines Emporkömmlingsgeschmackes halten könnte.

Es war gegen drei Uhr, als sie ein paar Tropfen Veilchenduft auf das Tuch gesprengt hatte, in das sie sich beim Durchschreiten des Gartens einhüllen wollte. Diese nur flüchtige Berührung mit einer duftgetränkten Umhüllung mußte ihrem Anzuge einen feinen, aber genügenden Hauch von Wohlgeruch geben; sie gehörte nicht zu jenen Damen, die eine Verschwendung scharfer Riechmittel am eigenen Leibe lieben und sich dadurch unbewußt in den Verdacht bringen, daß sie eine widerliche natürliche Ausdünstung durch künstliche Mittel zu verdecken haben. Nun gab es für sie hier Nichts mehr zu schaffen. Sie nahm noch den Park- und den Gartenhausschlüssel

an sich, verließ das Zimmer, stieg nach dem Erdgeschoß hinab und betrat den Eßsaal.

Dort war Friedrich gerade mit Herrichtung der Tafel beschäftigt, und der alte Wendler stand neben ihm und reichte ihm Blumen zur Füllung der Tafelaufsätze.

Brigitte warf einen kurzen Blick über den von Silber und Krystall funkelnden Tisch; dann sagte sie zum Diener:

„Ich gehe nach dem Gartenhäuschen und will dort lesen. Die Lampen dort sind doch gefüllt?“

„Zu Befehl, gnädige Frau; soll ich sie anzünden gehen?“

„Noch nicht; es ist noch hell genug. Ich werde sie mir später selbst anzünden. Ich will von Niemandem gestört werden.“

„Zu Befehl, gnädige Frau.“

„Hören Sie?“ wandte sie sich an den alten Gärtner mit etwas erhobener Stimme, „ich will von Niemandem gestört werden . . . zur Essenszeit komme ich ungerufen zurück.“

„Hab's verstanden, gnädige Frau. Die Arbeiter sind so wie so in den Warmhäusern beschäftigt; es ist Niemand im Park, der stören könnte.“

Sie schritt nach der Gartenthür, wandte sich noch einmal um und winkte den Diener zu sich.

„Wenn mein Bruder zurückkehrt und Sie etwa nach mir schicken sollte, dann melden Sie ihm, daß ich streng verboten habe, mich zu stören. Sie lassen sich nicht schicken! Verstehen Sie? Sie sind in meinem und nicht in Herrn Blanks Dienste. Wenn Herr Blank mich sehen will, dann mag er sich selber bemühen.“

Friedrich verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß er begriffen hatte; eine Rückäußerung seinerseits zu dieser ihm unverständlichen Anordnung würde ihm unehrerbietig erschienen sein.

Nun erst verließ Brigitte den Saal und strebte zwischen den Teppichbeeten des Gartens hindurch dem Parke zu.

Es war kälter geworden. Die Dünste hatten sich verzogen; der Himmel war höher und klarer; bei völliger Windstille schien eine Frostnacht bevorzustehen. Die einsam Wandelnde schlug unwillkürlich ein schnelleres Marschzeitmaß ein. Vorsichtig setzte sie ihre zierlich beschuhten Füßchen auf den noch feuchten Kies der Wege; die Spuren ihrer Fußeindrücke waren klein, aber scharf und energisch geprägt.

Ohne eine Pause zu machen, ging sie durch die ganze Tiefe des Parkes bis zur Grenzbrücke über die Aue. Sie überzeugte sich, daß das Gitter nur angelehnt war. Nun machte sie Kehrt, begab sich über die Lichtung nach dem Gartenhause und überschritt die Schwelle.

Das Feuer im Kamin brannte nur noch schwach; geschäftig legte sie einige Scheite nach. Dann warf sie ihr Umschlagetuch auf einen Stuhl und trat vor den Spiegel, um ihren Anzug zu prüfen. Sie zupfte ein

paar Falten zurecht und strich ein Haarsträhnchen, das etwas aufrührerisch in die Stirn hing, in den Scheitel zurück. Nun ging sie wieder zur Thür, langte den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in's Schloß und drehte ihn um; vorläufig sollte hier noch Niemand eindringen können.

Die Stutzuhr auf dem Kaminsims zeigte Vier. Wie qualvoll langsam die Minuten schlichen! Es fing an, dunkel zu werden; sie zündete die Kerzen in den bronzenen Armleuchtern neben der Stutzuhr an; ebenso setzte sie die Säulenlampe in Brand, die auf einem Wandtischchen stand und einen breit ausladenden, mit schwarzen Spitzen besetzten, rothseidenen Schirm trug. Die rothen Sessel und Vorhänge leuchteten im Schein des Lichtes magisch auf, und das Prasseln des Kaminfeuers erzeugte die Täuschung, als ob das ganze Gartenhäuschen ein Flammenmeer wäre; sie aber, Brigitte, war wie der sagenhafte Feuer-Salamander, der sich in diesem Flammenmeere wohl fühlte.

Sie begab sich an die Fenster und vergewisserte sich, daß sie noch fest vernagelt waren. Dann zog sie die weiß lackirten, in mehrere Fächer gebrochenen und in eine Vertiefung der Fensternischen-Mauer zurückgeschlagenen Laden aus ihrem Lager und blendete die Scheiben, so daß Niemand von draußen in den erleuchteten Raum hineinzusehen vermochte. In einem Sessel ausgestreckt saß sie dann vor dem Kamin und blickte starren Auges und scharf angespannten Gehörsinns in das flackernde Feuer. Wenn Alles so verlief, wie es ihr anschlägiger Kopf sich ausgedacht hatte, dann mußte sie noch heute Abend am Ziele ihrer Wünsche sein! Sie erschauerte bei dieser Vorstellung: es war ein überschwängliches Glück, ein Uebermaß von himmlischen Wonnen, das sie sich erkämpfen wollte — war es aber nicht Vermessenheit, mit schwacher sterblicher Hand in die Speichen des rollenden Schicksalsrades zu greifen und seinen Lauf selbstwillig bestimmen zu wollen?

Ihre dunklen Brauen zogen sich mehr und mehr zusammen; eine feine senkrechte Falte furchte ihr die Stirn über der Nasenwurzel; ihr Blick wurde streng und finster. Eine Art Schreck vor ihrem eigenen durchgängerischen Unternehmen überkam sie . . . wenn die Welt Kenntniß davon hätte, jemals Kenntniß davon gewinnen könnte, was würde sie von ihr sagen, was über sie urtheilen? Würde man sie nicht ein rasendes Weib, eine Mänade, nennen, die aller edlen Weiblichkeit Hohn spräche, um durch die Bloßstellung ihres Rufes gewaltsam ein Glück zu ertrotzen, für das es doch keinen andern Kaufpreis gab, als gerade die Aufopferung des eigenen Willens, die beseligende Dahingabe an einen fremden Willen? Aber was galt ihr das Urtheil der Andern? Und wie konnte man je erfahren, was sie geplant hatte, was hier vorgehen sollte in diesem wohlverwahrten Versteck? Nein, nein! keine Schwachheit, kein Schwanken und Zögern mehr! Dem Muthigen gehört die Welt; er setzt ihr selbstherrlich den Fuß in den Nacken und zertritt sie, wenn sie sich aufzubäumen wagt. Wo bleibst Du,

Geliebter, daß ich mich in Deiner Atmospäre berausche und die dummen Zweifel von mir schüttle, die mich jetzt unsicher und kraftlos machen möchten.

Ein neuer Blick nach der Uhr belehrt sie, daß nur noch eine Viertelstunde zu Fünf fehlt. Sie springt auf und dreht leise den Schlüssel im Schloß zurück, so daß die Thür durch bloßen Druck auf die Klinke geöffnet werden kann. Bewegungslos verharrt sie an der Thür und lauscht hinaus in die Stille des Abends. Kein Laut dringt an ihr Ohr; nur das Ticktack der Stutzuhr und ein gelegentliches Knistern in der nun flammenlos glimmenden rothen Gluth des Kamins ist zu vernehmen. Aber schärfer und schärfer strengt sie ihr Ohr an, den Athem unbewußt verhaltend: es ist ihr, als ob draußen Schritte über die Lichtung herankommen. Ein Beben läuft durch ihre Glieder; die Blutwelle staut sich ihr im Herzen; doch schon erkennt sie ihren Irrthum: es ist nur das Athemholen der Stille, das sie vernommen hat; denn auch die nächtliche Einsamkeit hat ihre Laute, und wäre es nur das leise Erschauern träumender Baumwipfel oder das gedämpfte Geräusch eines beutelüstern schleichenden nächtlichen Raubthieres.

Doch jetzt . . . horch! Diesmal ist es keine Täuschung! es kommt näher! es sind die Schritte eines Menschen! Er ist es! er muß es sein!

Sie fliegt von der Thür weg und wirft schnell noch einmal einen prüfenden Blick in den Spiegel; dann sitzt sie wieder vor dem Kamin und stemmt die zierlichen Füßchen gegen den stahlpolirten Bock, der vor der Feueröffnung steht und die Geräthe zur Bedienung des Feuers trägt. Ein leises Klopfen an der Thür.

Herein! will sie rufen; aber die Stimme versagt ihr; nur ein undeutlicher Laut dringt aus ihrer Kehle.

Ziemlich jäh wird der Thürflügel geöffnet, und Achaz tritt grüßend über die Schwelle.

„Da bin ich, gnädige Frau," sagt er mit etwas steifer Verbeugung; „ich komme, weil dies gewissermaßen ein neutrales Terrain ist und weil ich innigen Antheil nehme an Fräulein Edith."

An Fräulein Edith! Wie ein Sturz kalten Wassers wirkt dieses Wort auf Brigittens erhitzte Phantasie. Sie bleibt wie gelähmt sitzen, nur den Oberkörper gegen den Kömmling herumwendend. Ein einziger Blick belehrt sie, daß ihr Schreiben nicht als Ladung zu einem verliebten Stelldichein aufgefaßt worden ist: Achaz ist in seinem gewöhnlichen Arbeitsanzuge, er hält einen zerknüllten grauen Filzhut in der Hand und trägt einen Gummimantel über die Schultern geworfen.

„Gnädige Frau!" ahmt sie ihm vorwurfsvoll nach. „Ist dies der Ausdruck der Freude, daß wir uns nach so langer Trennung endlich einmal wiedersehen dürfen? Legen Sie doch Ihren Mantel ab, Achaz; setzen Sie sich hier zu mir und hören Sie mir zu; ich habe so mancherlei mit Ihnen zu besprechen."

„Nur auf einen Augenblick,“ versetzt er etwas ungeduldig, um sie so zur Beschleunigung ihrer Mittheilungen zu drängen. Er wirft den Gummi-Ueberzieher ab, rollt sich einen der rothen Gobelins-Sessel neben den ihren und nimmt stöhnend Platz.

Brigitte mustert sein hübsches, finsteres Gesicht.

„Sie seufzen, Achaz?“ frägt sie theilnehmend, „haben Sie irgend einen Kummer?“

„Aerger habe ich, Verdruß, Ekel vor dieser blöden Menschenheerde!“ ruft er ingrimmig aus. „Was giebt es doch für einfältige Tröpfe! Mich geht ja die Sache eigentlich gar Nichts an . . . mögen sich die Bergleute meinetwegen gegenseitig die Hälse abschneiden! . . . aber wenn man nun einmal zufällig dazukommt und man hört den Unsinn, der in ihren Köpfen spukt, dann begreift man jenes Nietzsche'sche Wort: Ein Volk ist nur der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen.“

„Und einer dieser großen Männer wollen Sie selbst sein, Achaz? nicht wahr? Warum regen Sie sich denn aber über das Volk auf? Warum lassen Sie sich durch die Thoren Ihre Laune verderben?“

„Weil man ein Mensch ist, weil man trotz alledem und alledem Antheil nimmt an diesen dummen, großen und undankbaren Kindern. Glauben Sie wohl, daß sie drauf und dran waren, einen ihrer Kameraden zu lynchen? Und warum? Weil sie ihn für einen Polizeispitzel hielten, der ihre unüberlegten Worte belauschte und verriethe! Der Mann heißt Wendler; er ist ein Neffe Ihres Gärtners und alles Andere eher, denn ein Spion; ich halte ihn sogar für einen verkappten Anarchisten, der der verwegensten Thaten fähig wäre und der die andern Bergleute gerade wegen ihrer Lauheit und Schlaffheit verachtet. Sie waren aus irgend welcher Ursache aneinandergerathen, und als sie in der ‚Kaue‘ ihre Kleider ablegten, um in die Grubenanzüge zu schlüpfen, da fielen sie über ihn her — er hatte gerade seine Schicht beendet und wollte nach Hause gehen — sie hätten ihn vielleicht todt geschlagen, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Nun wandte sich ihre Wuth gegen mich; sie besannen sich aber doch, handgreiflich gegen mich zu werden, und begnügten sich nur, die Zähne zu fletschen und was von ‚Bourgeois‘ und ‚Ausbeuter‘ zu murmeln. Diese Narren! Ich — ein Ausbeuter! Es wäre wahrlich zum Lachen, wenn die Kurzsichtigkeit dieser Menschen nur nicht so bejammernswerth wäre!“ Er seufzte und fügte nach kurzer Pause hinzu: „Es giebt doch nichts Traurigeres, als schwache Intelligenzen, wenn sie von der Erkenntniß naschen, die sie nicht verdauen können!“

„Darum ist auch der Teufel der älteste Freund der Erkenntniß,“ bemerkte Brigitte scheinbar ungesucht, im Geheimen aber erfreut, daß auch sie ein Nietzsche'sches Wort glücklich anbringen konnte.

Der Doctor stutzte. Auf diese Bemerkung war er nicht vorbereitet gewesen.

„Wie? auch Sie haben Bekanntschaft gemacht mit diesem unglückseligsten und vornehmsten aller Geister?“ fragte er in ehrlichem Erstaunen.

„Aber, Achaz! wo ist der denkende Mensch, der heut nicht wenigstens einmal in Nietzsches Werken geblättert hätte?“ Sie ließ es weislich unerörtert, wie weit sie ihrerseits in diese Werke eingedrungen war, und ging geschickt zu einem anderen Gegenstande über. „Sie sollten sich nicht wieder so muthwillig in Gefahr bringen,“ mahnte sie in fast zärtlicher Besorgniß; „meiden Sie es doch, das Bergwerk zu besuchen; Sie haben ja dort unmittelbar gar Nichts zu thun. Bedenken Sie den Geist der Unbotmäßigkeit, der die Meisten wie ein Schwindel ergriffen hat.“

„Ich fürchte diese Leute nicht; im Grunde sind sie ja nur von einem reinen, echt deutschen Idealismus beseelt; sie sehnen sich nach Bildung, nach menschenwürdiger Existenz, nach ehrenvoller Anerkennung für ihre Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit. Wenn sie in flüchtiger Aufwallung ihres nur zu begreiflichen Grolles auch einmal verkennen, wer ihr bester und ehrlichster Freund ist, sobald sie nur wieder klar und nüchtern denken, werden sie beschämt einsehen, wie ich zu ihnen und ihren Bestrebungen stehe.“

„Wir sprechen von Anderen und hätten doch allen Grund, nur von uns selbst zu sprechen,“ bemerkte sie im Tone eines leichten Vorwurfs. Sie wandte sich gegen den Doctor herum und sah ihm mit einem ihrer unwiderstehlichen Blicke in die Augen.

Er erlag dem alten Zauber; er sah, wie schön sie war, und der Gedanke, daß diese Frauenblume nur für ihn blühte, nur von ihm gepflückt sein wollte, trieb ihm das Blut zu Häupten und webte einen Flor vor seine Augen. Doch er trotzte dem Schwindel und sagte mit gewollter Herbigkeit:

„Nicht von uns, wenigstens nicht von mir! Ich darf ja für das Haus Hohenstein nicht mehr vorhanden sein.“

„Ach,“ sagte sie geringschätzig, „haben Sie sich von meinem Bruder einschüchtern lassen? Der Uebereifrige hat mir Alles erzählt, Achaz. Sie werden doch nicht so thöricht sein, ein Ihnen abgezwungenes Versprechen als bindend zu betrachten?“

„Nun, abgezwungen war dieses Versprechen eigentlich nicht; ich habe selbst eingesehen, daß unser Verkehr gewisse Gefahren für uns enthielt ...“

„Ja?“ unterbrach sie ihn freudig, indem sie dicht an ihn heranrückte und ihm eine Flammengarbe aus ihren Nixenaugen zusprühte, „bin ich Ihnen gefährlich geworden, Achaz? Ach, Du lieber, süßer Thor! soll ich Dir denn gestehen, daß auch ich der Gefahr erlag, ihr noch täglich, auch in diesem Augenblicke, erliege? Achaz! ich kann nicht ohne Dich leben! Verlaß mich nicht für immer! gönne mir wenigstens von Zeit zu Zeit die Wonne Deiner Nähe, den süßen Hauch Deines Odems, die bezaubernde Strenge Deiner finstern Blicke!“ Sie hatte seine beiden Hände

ergriffen und ihr Antlitz so dicht an das seine gebracht, daß ihn ihr fliegender Athem traf. „Sieh! wenn ich Dich so bei mir habe, dann lache ich der Welt und ihrer albernen Heuchelei. Schau doch nicht so finster drein, Geliebter! ist es denn ein so großes Unglück, von Brigitte Hohenstein geliebt zu werden?"

Sie schmiegte sich an ihn und barg ihr fieberndes Antlitz an seiner Brust.

Er rückte und rührte sich nicht; weder erwiderte er ihre Liebkosungen, noch fand er die Kraft, die sich rückhaltlos Dahingebende von sich abzuwehren. Und wenn ihm auch das Bild Ediths sanft mahnend vor dem geistigen Auge auftauchte, er konnte sich eines gewissen Mitleids mit diesem schönen Weibe nicht erwehren, das jetzt schluchzend und fassungslos an seiner Brust lag.

„Gnädige Frau!" stieß er endlich streng hervor, „gnädige Frau!" Und wie die Angeredete unwillig mit dem Kopfe schüttelte und sich nur immer inniger und fester an ihn schmiegte, sagte er in milderem Tone: „Frau Brigitte! was thun Sie? überschätzen Sie meine Kräfte nicht, Brigitte! auch ich bin nur ein schwacher und sündiger Mensch!"

„Dieser Kuß der Liebe spricht Dich los von allen Deinen Sünden!" rief sie in höchster Verzückung und, beide Arme um seinen Hals schlingend, drückte sie ihre flammenden Lippen auf seinen Mund. Er ließ es geschehen, aber seine Lippen tranken den Kuß nicht, der ihm so überraschend zu Theil wurde; sie blieben fest geschlossen.

Während dieses Vorganges hatte Brigitte auch nicht einen Augenblick unterlassen, aufmerksam nach außen zu lauschen. Jetzt hörte sie deutlich die Stimmen zweier sich nahender Männer; wilde Genugthuung erfüllte sie, und noch immer den Umstrickten festhaltend, stieß sie leidenschaftlich hervor:

„Du versagst Dich meinen Küssen? Du? Ich will Dich zerschmelzen, Du sprödes Eis! Du sollst aufthauen in meinen Gluthen!" Sie faßte seinen Kopf, als wollte sie auf's Neue einen Feuerregen lodernder Küsse auf seinen Mund niederprasseln, aber plötzlich ließ sie ihn mit nur halb unterdrücktem Aufschrei los und flüsterte entsetzt:

„Man kommt! Ich bin verloren, wenn man uns hier findet! Es ist mein Bruder, wahrscheinlich mit einem Jagdgaste. Rette uns, Achaz!"

Der Doctor sprang erschrocken auf und lauschte. Auch er vernahm jetzt das näher kommende Geräusch zweier männlicher Stimmen. Ohne Besinnen stürzte er an eines der Fenster, öffnete den Laden und versuchte einen Fensterflügel aufzureißen. Vergebliche Mühe! der Flügel rührte sich nicht. Er flog zum anderen Fenster. Auch hier derselbe Widerstand!

„Zum Teufel! rief er außer sich, „sind denn diese Fenster verhext? Sorgen Sie nicht, gnädige Frau, . . . ich schlage eine Scheibe entzwei."

Schon holte er aus zu einem wuchtigen Hiebe.

Doch Brigitte hielt ihm die Hand fest.

„Um Gotteswillen! lassen Sie das! man würde es hören, und ich würde heillos compromittirt sein. Was thun wir denn nur?" fragte sie kläglich und in zitternder Angst. „Achaz! Du wirst mich nicht der Schande preisgeben; ich vertraue Deiner Ritterlichkeit ... es giebt nur eine Erklärung für Dein Hiersein!

Er verstand sie. Schon bewegte sich die Klinke der Thür. Es war das Schicksal, das eintreten wollte, um ihm zuzurufen: Du kannst nicht mehr zurück! erfülle, was dir in den Sternen vorgeschrieben war.

„Endlich finden wir Dich!" sagte Ulrich Blank, der mit dem bescheiden zögernden, aber etwas spöttisch lächelnden Rittmeister von Waldern über die Schwelle trat. „Aber ... Du hast Besuch?" fragte er stutzend und mit gerunzelter Stirn, indem er jetzt erst des Doctors ansichtig wurde.

„Allerdings, ich habe Besuch, und das ist wohl die Entschuldigung für mich, wenn ich die Herren auf das Diner ein wenig habe warten lassen," erklärte Brigitte mit vollkommenster Sicherheit und in der unbefangensten und verbindlichsten Form. „Die Herren kennen sich ja wohl schon?" fuhr sie höflich gegen den Rittmeister fort, „oder muß ich Sie noch mit meinem Verlobten bekannt machen?"

„Ich habe schon die Ehre," versetzte der Rittmeister, und sein Erstaunen kaum verbergend, fügte er hinzu: „Nur daß der Herr Doctor das Glück gehabt hat, Herz und Hand der schönsten Frau zu gewinnen, ist für mich noch eine erfreuliche Neuigkeit. Darf ich meine wärmsten Glückwünsche zu Füßen legen?" Er verbeugte sich galant vor ihr und schüttelte dann dem Doctor voll Herzlichkeit die Hand.

„Dein Verlobter?" fragte Ulrich die Schwester. Die Strenge seines Gesichtsausdrucks milderte sich; mochte das, was Brigitte da gesagt hatte, seinen Wünschen und Erwartungen auch kaum entsprechen, er fühlte sich durch ihre Erklärung doch wesentlich entlastet, zumal er nun der peinlichen Aufgabe überhoben war, in Gegenwart des lästigen Rittmeisters den Doctor für sein kühnes Eindringen in dieses Versteck verantwortlich zu machen.

Der Doctor hatte das Prädicat, das ihm so unerwartet von Brigitte verliehen worden war, wie einen feinen, aber tödtlichen Stich in's Herz empfunden. Im Geheimen war er jäh zusammengezuckt; sofort aber hatte er sich so weit gefaßt, daß er Herr seiner selbst blieb und die Rolle, die ihm da so unvermittelt, aber Rettung bringend, zugefallen war, auch täuschend durchzuspielen beschloß. Einen Augenblick zwar noch war es ihm, als sollte er aufschreien: Nein! nein! und dreimal Nein! ich bin nicht der Verlobte dieser Frau! ich liebe Edith, und nur die Sorge um Edith hat mich hergetrieben! — aber er begriff, daß es für Brigitte ein Schimpf sein würde, wenn er den einzig giltigen Erklärungsgrund, den diese für seine Anwesenheit hier angegeben hatte, als eine Fabel bezeichnen wollte. Das Vertrauen einer geängsteten, um ihren Ruf und ihre Ehre zitternden Frau

zu täuschen, das wäre in seinen Augen eine so jämmerliche Büberei gewesen, daß er die Versuchung, sich auf diesem Wege zu retten, entschlossen von sich wies. Und da ein Ehrenmann das, was ihm die schuldige Achtung vor dem andern Geschlechte gebietet, nicht halb thun darf, so trat er männlich vor und sagte versöhnlich lächelnd zu Ulrich:

„Sie haben das wohl nicht erwartet, Herr Blank? Unsere Verlobung hat auch in der That erst heute stattgefunden, und meine Braut hatte mich hierher eingeladen, um die Herren bei Tische mit dem neuen Bräutigam zu überraschen.

„Das . . . das ist . . . das ist wirklich eine Ueberraschung, eine . . . sehr angenehme Ueberraschung! Mein verehrter Herr Doctor! das freut mich aber von ganzem Herzen! ich wünsche Glück und Segen!" erklärte Ulrich mit unwillkürlich immer stärkerem Anschwellen seiner Stimme. „Nun darfst Du uns aber auch nicht mehr länger warten lassen," wandte er sich munter und aufgeräumt an die Schwester, „wir haben einen unmenschlichen Hunger; der Bergwerks-Director und der Major warten auch auf die Suppe."

„Charmant, daß Du auch diese Herren mitgebracht hast!" sagte Brigitte, ihr mit Duft gesättigtes Umschlagetuch um die Schultern werfend, „Friedrich muß noch ein Couvert mehr auflegen. Er ist doch da?"

„Habe ihn eben erst gesprochen," versetzte der Bruder gemüthlich; „er wollte mir Deinen Aufenthalt erst gar nicht verrathen, dann weigerte er sich, Dich zu rufen, da er Dich in Deiner Lectüre nicht stören dürfte." Ulrich betonte das Wort „Lectüre" mit leicht spöttischem Ausdruck und fügte scherzend hinzu: „Hätte ich geahnt, daß es sich um die Lectüre in dem Herzen des Auserwählten handelte, wahrhaftig, Frau Schwester, auch ich würde Dich nicht gestört haben! Nun, Doctor, geben Sie Ihrer Braut den Arm und kommen Sie mit zu Tische; wir wollen gleich die Verlobung feiern."

„In diesem Anzuge?" wandte Achaz verlegen ein; „nein! das geht beim besten Willen nicht!"

„Aber wozu denn diese Bedenken?" ermunterte Brigitte den Zögernden, „die andern Herren sind ja auch nur im Jagdcostüm; in meinen Augen bist Du schön genug." Und sie schob, zum Gehen gewendet, ihren Arm unter den seinen.

Ein mondheller Frostabend hatte den Park in Schlummer geküßt. Kein Zweiglein regte sich, als die Vier unter den alten Bäumen dahinschritten. Achaz mit Brigitte am Arm gingen an der Spitze; Ulrich folgte mit dem Rittmeister in einer Entfernung von wenigen Schritten.

„Sehen Sie, verehrtester Herr Nachbar," raunte Waldern seinem Jagdgenossen in's Ohr, „das Auge des Soldaten sieht immer am schärfsten; schon vor Monden habe ich das heutige Ereigniß vorausgesehen." Und er schnitt eine so boshafte Grimasse, daß sich in Ulrich, wenn er Walderns

Gesicht im Dämmer hätte sehen können, wahrscheinlich die Galle geregt haben würde.

„Bist Du zufrieden, Achaz?“ flüsterte auch Brigitte ihrem Begleiter zu, „es war der einzige Ausweg, und ich ... (sie drückte den Arm ihres Führers fester gegen ihre Brust) ich habe auf diesem Wege das Paradies gefunden.“

Der Gefragte blieb stumm.

„Achaz!“ klang es wieder leise an sein Ohr, „reut es Dich, daß Du mein geworden?“

„Um Gottes willen!“ wies er sie streng zurück, „laß das jetzt! Man würde uns hören!“

Als die Vier über den Vorplatz mit den herbstlich verödeten Teppichbeeten schritten, kamen ihnen Edith, der Major und der Bergwerks-Director aufgeregt entgegen.

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Tische erscheinen kann,“ rief der Director schon von Weitem. „Da trifft eben eine Hiobspost ein; ich muß sofort hinunter nach Konradshall. Sie ertheilen mir sicher Indemnität, gnädige Frau, wenn ich mir gestattet habe, das Anspannen Ihres Jagdwagens zu bestellen; die Sache eilt.“

„Was ist denn geschehen?“ fragten die Betroffenen wie aus einem Munde, „ein Unglücksfall?“

„Ich weiß es selbst noch nicht genau,“ versetzte der Director hastig. „Ein Arbeiter ist eben athemlos hergekommen, um mich zu rufen: eine Explosion soll stattgefunden haben; man hat den unterirdischen Donner oben vernommen; ich muß nun schnell die nöthigen Anordnungen treffen. Adieu, meine Herrschaften! Gebe Gott, daß es nicht so schlimm ist, als es den Anschein hat!“

„Selbstverständlich begleite ich Sie, Herr Director,“ erklärte Achaz mit Bestimmtheit. Er war, den Hut auf dem Kopfe und gehüllt in seinen Gummimantel, schon reisefertig.

„Das ist mir lieb,“ sagte der Director, „es könnte an brauchbaren Händen fehlen. Unser Arzt liegt an Influenza darnieder ... natürlich! Ein Unglück kommt nie allein.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte da plötzlich Edith. „Fürchten Sie, daß ein Arzt nöthig sein wird?“

„Ich weiß es nicht, mein gnädiges Fräulein; wenn aber wirklich eine Explosion stattgefunden hat, so kann sie, da in einem Salzbergwerke keine schlagenden Wetter zu befürchten sind, nur durch eine Unvorsichtigkeit beim Schießen entstanden sein, und dann dürfte es für den Arzt wohl Arbeit geben.“

„Ich komme mit,“ erklärte das hochherzige Mädchen in schnellem Entschlusse. „Du beurlaubst mich wohl, liebe Tante?“

„Aber, Kind!“ wandte Brigitte ein (man hatte schon das Haus durchschritten und stand vor der jenseitigen Hausthür an dem inzwischen vorgefahrenen Wagen), „traust Du Dir auch nicht zu viel zu?“

„Gewiß nicht, liebe Tante. Bedenke, es handelt sich vielleicht um die Erhaltung von Menschenleben! Wie dürfte ich da zaudern? Wozu hat man mich denn im Samariterdienste ausgebildet?"

„Ich begreife Dich nicht," versetzte Brigitte, „mir wird schon ganz schwach, wenn ich nur an den Anblick von blutigen Wunden denke. Aber geh, geh! ich halte Dich nicht. Herr Director, nehmen Sie das Kind mit; ich empfehle es Ihrem Schutze."

„Ich bringe Ihnen Fräulein Edith wieder zurück," erklärte der Major, der sich seinerseits nun auch zum Mitfahren entschloß und in den Wagen kletterte, „sorgen Sie sich um Nichts!"

„Das ist brav, Herr von Uhlbeck," belobte ihn Brigitte, die in seinem Thun nur die Absicht vermuthete, mit Edith zusammen bleiben zu wollen. „Nun kommen Sie, Herr von Waldern," wandte sie sich an den Rittmeister, „jetzt müssen Sie mit meiner und meines Bruders Gesellschaft vorlieb nehmen."

Der Wagen fuhr eilig davon. Brigitte kehrte mit den beiden ihr gebliebenen Herren in's Haus zurück.

Die Insassen des Wagens wechselten während der kurzen Fahrt kaum ein einziges Wort; in allen zitterte die bange Erwartung dessen, was man auf der Grube erfahren würde. Der Director überlegte seine Maßnahmen. Er wußte von dem Streit, der schon seit längerer Zeit zwischen den Bergleuten ausgebrochen war; er dachte an Wendler, einen seiner sonst tüchtigsten Häuer, der aber in neuerer Zeit mürrisch und widerspenstig geworden war und gegen den sich besonders die Wuth der Andern gerichtet haben sollte. War Wendler zur Zeit der Explosion noch in der Grube gewesen? Nein! Beim Schichtwechsel um zwei Uhr Nachmittags mußte er sie schon verlassen haben; er konnte also bei der Explosion gar nicht zugegen gewesen sein. Daß auch gerade heute der Knappschafts-Arzt nicht zu haben war! Es mußte sofort, wenn es nicht schon der Inspector besorgt hatte, an einen Arzt in der Stadt telegraphirt werden. Sicher würden irgend welche Verunglückungen stattgefunden haben. Die erste Hilfe konnte der Heilgehülfe leisten, der anwesend war. Zu den protokollarischen Vernehmungen ließ sich als Vertreter der Bergpolizei der heute in der Stadt anwesende Revierbeamte gleich herbeirufen. Ein Glück noch, daß Nichts im Schachte passirt war und daß das Fördergestell functionirte! So konnte man doch wenigstens gleich einfahren und sehen, was vorgefallen war.

Achaz Karmeck saß Edith gegenüber, die mit dem Director den Vordersitz des Wagens einnahm. Bei der rasend schnellen Fahrt spürte er ab und zu die Berührung ihrer Kniee. Was ihn sonst elektrisirt haben würde, ließ ihn heute kalt oder richtiger, er überfühlte es, denn noch lag es wie eine Betäubung auf ihm: vor zwei Zeugen war er feierlich als Verlobter Brigittens proclamirt worden. Wenn er sich nach schweren Kämpfen vielleicht auch in das Opfer würde finden lernen, das er zur Rettung der

Ehre einer befreundeten Frau hatte bringen müssen, wie würde er das Mißtrauen, den Spott, wohl gar die offene Verachtung der Menschen ertragen, die in ihm hinfort nur den gemeinen Gewinnspäher sehen würden, der sich durch das rothe Gold einer älteren und ungeliebten Frau so weit hatte bethören lassen, daß er ihr Liebe heuchelte und sein gutes Gewissen verkaufte? Bei diesen Gedanken knirschte er heimlich mit den Zähnen und preßte seine Fäuste so krampfhaft zusammen, daß er sich die Fingernägel in das Fleisch der Handteller grub.

Der Major wunderte sich, daß der Doctor die ihm gewordene Gunst eines längeren Zusammenseins mit Edith so gar nicht ausnutzte, daß er wortkarg und scheinbar theilnahmslos ihr gegenüber saß; er ahnte eben so wenig wie Edith selbst, was in dem Gartenhäuschen vorgefallen war, und konnte sich das auffallende Benehmen des Doctors nur dann erklären, wenn er den Unfall im Bergwerk als Grund von dessen Zurückhaltung gelten ließ.

Als der Wagen das Ziel erreicht hatte und in der Nähe des Förderschachtes hielt, trat der Obersteiger, der sich durch eine Gruppe ihn mit Fragen und Wehklagen bestürmender Weiber erst gewaltsam Bahn brechen mußte, an den zuerst absteigenden Director heran und meldete Näheres über den Unfall und dessen Folgen. In der Steinsalzfirste Nr. 30 oberhalb der Kainitsohle war kurze Zeit nach dem Schichtwechsel eine unerwartete Explosion erfolgt, die den dort arbeitenden sechs Häuern mehr oder minder verhängnißvoll geworden war. Die Ursache der Explosion hatte sich noch nicht ermitteln lassen, da einer der beschädigten Leute todt, die andern fünf noch nicht vernehmungsfähig waren. Vier Verwundete waren schon zu Tage gefördert und befanden sich in dem neben der „Kaue" befindlichen Gebäude, das zur Aufnahme und Pflege Verunglückter allzeit bereit stand; der Steiger wollte eben wieder einfahren, um den letzten der Verunglückten und den Körper des Todten heraufzuholen; er beklagte nur das Fehlen eines Arztes, da der arme Dittmann, der noch heraufzuschaffen wäre, übel zugerichtet sein müßte, denn er läge noch theilweise unter den Trümmern einer herabgestürzten Salzschale begraben, mit deren Forträumung die Kameraden gegenwärtig noch beschäftigt wären.

„So wollen wir wenigstens den Heilgehilfen mitnehmen," entschied der Director, der sich sofort an den Förderschacht begab, um persönlich die Stätte des Unglücks aufzusuchen.

„Der Heilgehilfe ist leider unabkömmlich," versetzte der Steiger, „er ist im Krankensaale mit dem Häuer Krause beschäftigt, der sich sonst verbluten würde."

„Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, Herr Director," erklärte Edith, die mit den übrigen Herren am Fördergestell stand, „nehmen Sie mich mit; veranlassen Sie nur, daß genügendes Verbandzeug mitgegeben werde."

„Sie? Sie wollen mit einfahren?“ fragte der Director, mit zweifelhaftem Blicke die zierliche Gestalt des jungen Mädchens überfliegend. „Das ist brav von Ihnen; aber, mein verehrtes Fräulein, werden Sie der Sache auch gewachsen sein? Sind Sie denn schon einmal unten gewesen?“ Und wie sie der Wahrheit gemäß mit dem blonden Köpfchen schütteln mußte, fuhr er eindringlich fort: „Es ist gar nicht schön da unten; die Luft wird Ihnen fehlen; von den übelriechenden Dämpfen wird Ihnen himmelangst werden, und der Anblick eines schwer Verwundeten und einer Leiche wird Ihren Zustand nicht gerade verbessern ...“

„Oh, sorgen Sie nicht um mich! Das Bewußtsein, einem armen Menschenbruder in Liebe dienen zu dürfen, wird mir Kraft und Widerstandsfähigkeit verleihen. Da hat ja der Herr Obersteiger, wie es scheint, schon Verbandskästen zur Stelle geschafft; nur schnell voran! Lassen Sie uns keine Zeit verlieren!“

„Ich fahre selbstverständlich auch mit ein,“ sagte Karmeck, erfüllt von heimlicher Bewunderung des entschlossenen Mädchens, „und ich glaube, für Fräulein Edith gut sagen zu dürfen; sie hat das Herz auf dem rechten Flecke.“

„Das hat sie!“ bestätigte der Major, der sich ebenfalls durch die Eingangsöffnung des Förderkorbes drängte. „Für mich muß es hier auch noch ein Plätzchen geben; ich habe Frau Hohenstein versprochen, ihr das gnädige Fräulein wieder zurückzubringen, und darf mich also nicht von ihr trennen. Als alter Soldat, der die Feldzüge mitgemacht hat, bin ich übrigens einigermaßen vertraut mit der ersten Hilfeleistung bei Verwundeten; vielleicht kann auch ich mich nützlich machen.“

Der Director stand mit Edith, dem Doctor, dem Major und dem mit Grubenlicht und Verbandzeug versehenen Steiger in dem eisernen Kasten, der an einem starken Drahtseile in die Tiefe hinabsinken sollte. Die Thür dieses Kastens wurde dröhnend geschlossen. Die in der Nähe befindlichen Arbeiter hatten ein stummes Gebet auf den Lippen, als das Signal nach dem Maschinenhause gegeben wurde und das Fördergestell langsam ihren Blicken entschwand.

„Gott segne das blonde Kind!“ murmelte ein alter Bergmann, „sie ist wie ein lichter Engel, der Sonnenschein und Rettung in die Tiefe bringt. Nun, Mutter Dittmann, ringt nicht mehr die Hände! wo die hinkommt, da wird es schon gelingen; der liebe Gott wird ihr Nichts abschlagen: Ihr kriegt Euren Anton lebendig wieder!“

Die also getröstete Frau sank in die Kniee und rang angstdurchschauert die gefalteten Hände.

„Teufel, dies ist kein comfortabler Lift!“ versuchte der Major zu scherzen, als der Korb, in dem sich die Gesellschaft drängte, langsam und geräuschlos immer tiefer und tiefer hinabglitt; „der Fahrstuhl im Berliner Kaiserhof ist mir lieber!“ Der Scherz wurde als solcher nicht empfunden; für den Director und den Doctor war die Lage denn doch zu ernst, und

Edith fühlte sich durch das Ungewohnte einer solchen Einfahrt in die Tiefen der Erde mehr und mehr bedrückt. Die gespenstische Stille, das ungewisse Licht der einen Grubenlampe, das die über dem Kastengeländer scheinbar nach oben gleitenden Schachtwände undeutlich beleuchtete, die aus der Tiefe aufsteigende wärmere und mit übelriechenden Gasen geschwängerte Luft — dies Alles beengte ihr die Brust, und der Gedanke, den wohl Jeder, der in ein Bergwerk einfährt, schon gehabt hat: „Wenn nun das Seil, an dem du schwebst, plötzlich entzweirisse?" spukte beängstigend in ihrem Hirn. Unwillkürlich hatte sie die Hände gefaltet; ihr Blick ging scheu und unruhig hin und her, als fürchtete sie, jeden Augenblick etwas noch ganz besonders Ueberraschendes und Schreckliches in diesem Dämmer auftauchen zu sehen.

Für Achaz bot das langsame Versinken im Schachte nichts Neues mehr; schon des Oefteren war er in die Konradsgrube eingefahren, und die Unterwelt dieses erstarrten Salzmeeres hatte mit dem Reize der Neuheit auch die meisten Schrecken für ihn verloren. Die meisten, doch nicht alle Schrecken. Der Mensch ist ein zu Sonne und Luft geborenes Wesen; sobald er sich zeitweise von diesen Bedingungen seines Seins und Gedeihens trennt und in die luftarme Finsterniß des Erdinnern eindringt, fühlt er immer wieder gewissermaßen die Sicherheit seiner Existenz in Frage gestellt und sich von geheimnißvollen dämonischen Mächten bedroht. Wenn nun auch heute Achaz leise erschauerte, so that er dies freilich weniger um seiner selbst willen, als im Gedanken an die mitanwesende Edith. Nach und nach wich die Betäubung von ihm, und mit der ängstlichen Sorge um das theure schwache und doch so starke Wesen empfand er zugleich mit einer ihm nie vorher so überzeugend gewordenen Deutlichkeit, daß er sie einzig und allein liebte und auch in alle Ewigkeit hinein nur einzig und allein würde lieben können, lieben müssen! Und jedes Anrecht auf den Besitz dieses geliebten Wesens hatte er freventlich verwirkt, indem er einer plumpen, abscheulichen Täuschung zugestimmt hatte! Wenn Edith erfahren würde, was heute im Gartenhause vorgegangen war, mußte sie ihn nicht verachten und sich für immer entsetzt von ihm abwenden? Doch dazu durfte er es nicht kommen lassen: noch heute, sobald sich nur eine passende Gelegenheit bieten würde, sollte sie Alles von ihm selbst erfahren, wie er weder untreu, noch gewissenlos wäre, wie er sie, nur sie liebte und sich und seine ganze Zukunft nur geopfert hätte, um Brigitte aus einer ihren Ruf sonst heillos vernichtenden Lage zu erretten. Dann mochte ihn Edith beklagen und beweinen, die Achtung durfte sie ihm nicht vorenthalten.

Der Querschlag, den man zur Erreichung der Unglücksstätte aufzusuchen hatte, lag fast dreihundert Meter tief unter der Erdoberfläche, und da das Fördergestell nur langsam niedertauchte, so dauerte es einige Zeit, bevor es am Eingange in diesen Querschlag stille hielt. Endlich gab es einen kleinen Ruck; das eiserne Thürchen des Korbes öffnete sich, und man schaute in einen sich horizontal erstreckenden hochgewölbten und nothdürftig

erleuchteten Gang, dessen Wände, Pfeiler und Decken aus weißlich schimmerndem Steinsalz bestanden.

Der Director trat zuerst aus dem Kasten und reichte der ihm folgenden Edith die Hand, damit sie aus dem schwebenden Gefährt ihren Fuß sicher auf den festen Grund und Boden setzen möchte.

Ein Steiger trat an den Director heran, erstattete in kurzen Worten eine Meldung und deutete in die Tiefe des Ganges hinein.

„Ich führe Sie, gnädiges Fräulein," sagte der Director und begann mit Edith, unter Vortritt eines mit brennendem Grubenlichte versehenen Bergmanns, die Wanderung.

Der Doctor, der Major und der mit Verbandzeug ausgerüstete Obersteiger folgten dem voranschreitenden Paare.

Eine dumpfe und unheimliche Stille herrschte in diesem unterirdischen Reiche, und wenn sie auch gelegentlich durch ein lauteres Befehlswort oder durch das Rollen eines auf Schienengleisen laufenden eisernen Wagens unterbrochen wurde, so klangen doch auch diese Geräusche dumpf und hohl, wie Stimmen aus einem Grabe. Die Luft wurde immer schlechter; stinkende Schwaden, die Verbrennungsproducte der Explosion, zogen den Wandelnden entgegen und erschwerten das Athmen. Und dazu legte sich wieder der Gedanke: „Wenn nun diese Steinsalzwölbungen zusammenstürzten und uns Alle begrüben?" wie ein Alp auf die Brust des an der Seite des Directors schreitenden Mädchens.

„Sind wir bald an Ort und Stelle?" hauchte sie mit etwas banger Stimme, der sie vergeblich den Schein der Festigkeit zu geben suchte.

„Gleich, mein Fräulein, . . . dort!"

Der Director deutete zur Rechten, wohin sich eine Art Seitengang abzweigte, der aber niedriger und dessen Sohle mit zahllosen großen, unregelmäßig geformten Salzstücken und allerlei Holztrümmern bedeckt war.

In diesem Raume herrschte eine fast unerträgliche Luft, und die vereinzelten Grubenlichter, die wie große Leuchtkäfer sich hin und her bewegten, schimmerten wie durch einen röthlichen Flor.

Der Director blieb vor einer Gruppe von drei Männern stehen, die sich über einen vierten, auf dem Boden ausgestreckten Mann beugten, und fragte theilnehmend, aber auch hier den üblichen Bergmannsgruß nicht unterlassend:

„Glück auf, Leute! Habt Ihr den armen Dittmann frei bekommen? wie steht's mit ihm?"

Der Fragende hatte unwillkürlich seine Stimme gedämpft; der fühlende Mensch wagt nur ausnahmsweise in der Nähe des Unglücks laut zu sprechen.

„Glück auf!" klang es hohl und tonlos zurück. Dann deutete einer der Gefragten auf den schwer Verletzten und murmelte kopfschüttelnd: „Wir können das Blut nicht stillen."

Schon kniete Edith neben dem Verwundeten. Alle Angst und Beklemmung hatte sie abgeschüttelt; sie konnte jetzt handeln, und das gab ihren Nerven neue Spannung, ihrem Herzen neue Kraft. Um den rechten Oberarm des von der herabgestürzten Salzlast befreiten, aber schwer beschädigten Häuers war ein Verbandtuch geschlungen, das gänzlich roth durchtränkt war und unter dessen Falten immer noch das Blut in regelmäßigen Pulsen hervorquoll. Offenbar war eine Arterie verletzt, das erkannte Edith sofort, und ebenso schnell suchte sie in dem ihr von Achaz gereichten Verbandkasten nach einer Aderpresse.

Der gesuchte Gegenstand war nicht zu finden.

„So müssen wir uns anders helfen," murmelte sie schnell entschlossen.

Sie nahm ein größeres Verbandtuch und wickelte darin einen runden, eiförmigen Stein ein, den ihr der ihre Absicht errathende Major schleunigst, und ohne erst den Auftrag dazu abzuwarten, herbeigeschafft hatte. Mit diesem die Aderpresse ersetzenden Tuche umwand sie den Arm des Verunglückten derart, daß die beschädigte Ader fest zugedrückt wurde; dann schloß sie den Verband durch eine Art Knebel und hatte die Genugthuung, die Blutung gestillt zu sehen. Der Aermste stöhnte und ächzte aber in mitleiderregendster Weise, und seine matten, zuckenden Bewegungen verriethen, daß seine ganze rechte Körperhälfte Quetschungen und Verrenkungen erlitten haben mußte.

„Wir werden Sie gleich bequemer betten. Muth, Herr Dittmann! Gott hat Sie trotz alledem wunderbar behütet . . . in ein paar Wochen werden Sie hoffentlich wieder gesund sein."

Edith sagte es freundlich und in zuversichtlichem Tone, während sie sich einen Löffel mit stärkenden Tropfen füllen ließ und diese Erquickung dem von einer Ohnmacht Angewandelten behutsam einflößte. Er schlug seine neu belebten ehrlichen Augen auf und schaute den über ihm befindlichen blonden Mädchenkopf verwundert an; Edith mochte ihm wohl wirklich wie eine himmlische Erscheinung, wie der Engel der Erlösung vorkommen, der herniedergeschwebt war, um den armen Bergmann hinaufzutragen in das Paradies sorgenfreien Friedens. Ein Strahl innigen Dankes brach aus seinen Augen, um seine unrasirten, stoppelbedeckten Lippen irrte ein flüchtiges Lächeln, dann sanken seine Lider wieder herab; Bewußtlosigkeit hatte ihn umfangen.

Während er auf eine Trage gelegt wurde, auf der er durch die Länge des Querschlages bis zum Schachte befördert werden sollte, richtete sich Edith aus ihrer knieenden Stellung auf und trat nunmehr an den Körper des entseelten Dittmann'schen Kameraden heran. Sie hatte das rosaseidene Kleid, das sie auf Wunsch Brigittens zu dem geplanten Jagdessen angelegt hatte, nicht mehr wechseln können; auch zum Ueberziehen irgend eines schützenden Grubenanzuges war keine Zeit mehr gewesen; so war denn der Saum des kostbaren Kleides schon mit einer röthlich ätzenden

Salzlake angefärbt und die weiße Spitzeneinfassung ihres herzförmigen Ausschnittes mit grellen Blutflecken besudelt. Sie achtete nicht darauf; der Ausübung ihres frei gewählten Berufes ausschließlich hingegeben, kniete sie neben der Leiche nieder und legte ihr Ohr auf deren Brust. Mit erhobener Hand winkte sie Ruhe und lauschte mit angehaltenem Athem.

„Der Mann lebt noch!" rief sie, sich wieder erhebend, „sein Herz pocht noch in matten Schlägen; er muß sofort an's Tageslicht!"

„Lassen Sie mich auch einmal heran, mein Fräulein," tönte eine gedämpfte Stimme neben ihr. Es war der städtische Arzt, der, telegraphisch herbeigerufen, soeben eingetroffen war.

Er beugte sich horchend nieder.

„Das Fräulein hat recht gehört," erklärte er nach kurzem Lauschen, „in dem Manne ist noch Leben. Vorwärts, Ihr Leute! legt auch ihn auf eine Bahre und schafft ihn schnell zum Schachte. Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie mich so umsichtig vertreten haben; Sie haben die verletzte Brachialis des Andern ja ganz famos verbunden! Ohne Ihr verständiges Eingreifen hätte er sich verblutet." Und als sich die Träger mit den zwei Bahren in Bewegung setzten, fuhr er fort: „Den Transport nach oben werde i c h leiten; ich muß Achtung geben, daß sich die improvisirte Aderpresse nicht verschiebt. Wenn mich einer der Herren noch begleiten will, dann ist es genug."

Der Director hatte sich inzwischen mit dem Obersteiger entfernt; man sah Beide in der Nähe der Unfallstelle, heimlich flüsternd, umhergehen und aufmerksam den Fußboden absuchen, als wenn sie dort irgendwelche Spuren zu finden hofften. So deutete denn der Major auf Karmeck und sagte:

„Dieser Herr wird Sie begleiten; ich werde mit Fräulein Hohenstein, die ich nicht verlassen darf, später nachfolgen.

„Herr von Uhlbeck, auf ein Wort!" bat Achaz und trat mit dem Major abseits. „Ich bitte Sie dringend," raunte er ihm in's Ohr, „daß S i e den Arzt bei der Beförderung der beiden Verunglückten unterstützen. Lassen Sie mich mit Fräulein Edith hier zurück; wir folgen Ihnen mit dem nächsten Aufzug nach. Und als der Major pfiffig lächelte und neckisch drohend den Finger erhob, sagte Achaz ernst und nachdrücklich: „Es handelt sich um meine Ehre und mein Leben. Warten Sie oben auf uns! ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen."

„Wenn die Sachen so liegen, selbstverständlich! Auf Wiedersehen, Herr Doctor! auf Wiedersehen, Fräulein Edith!"

Die beiden Verwundeten waren im Förderkorb untergebracht; der Arzt und der Major traten ebenfalls hinein und winkten grüßend mit der Hand; dann ein Signal des den Aufzug bedienenden Mannes, und langsam stieg der eiserne Kasten in die Höhe.

Achaz und Edith waren allein.

Tiefe Stille umgab sie wieder. Die Lichter in dem gewölbten Gange

brannten noch immer röthlich trübe, denn noch waren die beklemmenden Gase nicht alle abgezogen, da die Wetterführung am Ende des Querschlages durch die Explosion beschädigt worden war. Immerhin ließ es sich hier, an der Einmündung in den Schacht, doch schon wesentlich leichter athmen, und Edith, die mit Aufbietung ihrer letzten Kraft bisher thätig gewesen war, fühlte, wie ihre Lungen wieder freier zu arbeiten begannen. Achaz sah zu seiner heimlichen Genugthuung, wie in die Wangen des liebreizenden Mädchens die Farbe der Gesundheit zurückkehrte, und in warmem Tone äußerte er:

„Wenn Dittmann davon kommt, Fräulein Edith, dann verdankt er nur Ihrer Umsicht und Tapferkeit sein Leben. Wäre ich der Regierungs-Präsident, ich würde sofort die Rettungsmedaille für Sie beantragen."

Edith lächelte:

„Die hätte ich nicht verdient; ich habe nur meine Pflicht gethan und mein eigenes Leben in keiner Weise gefährdet."

„Doch, doch! Sie befinden sich noch immer in Lebensgefahr; Jeder befindet sich in ihr, der den Fuß in diese unterirdischen Räume setzt, in denen auf Schritt und Tritt unberechenbare Gefahren lauern können. Doch nein, nein! sehen Sie mich nicht so überrascht an; jetzt liegt allerdings wohl jede Gefahr hinter uns; in wenigen Minuten wird der Aufzug wieder frei, und wir werden wieder in Gottes freie Luft zurückkehren."

„Das hoffe ich zuversichtlich."

„Sie hoffen es?" fragte Achaz mit plötzlich veränderter Stimme. „Wissen Sie, daß dies meinen Wünschen gar nicht entspricht? daß ich am liebsten für immer hier unten bliebe? daß ich mich vor der Oberwelt . . . fürchte?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doctor. Wovor fürchten Sie sich denn?"

„Vor einem Wiedersehen mit Ihrer Tante. Ach, mein Gott! Sie können mich ja gar nicht verstehen . . . ich Unglückseliger! der ich mich einem Wahn geopfert habe! der ich vielleicht, wie ein Gimpel, nur in eine Falle gegangen bin!"

Er schlug seine Hände vor's Gesicht und stöhnte in Grimm und Verzweiflung wild auf.

Edith begriff diese Veränderung seines Wesens nicht, aber sie erschrak über seinen Schmerz und über die Fassungslosigkeit, die so gar nicht seiner Natur entsprach. Sie trat dicht an ihn heran, legte ihr Händchen auf seinen Oberarm und sagte mit theilnehmender, innig bittender Stimme:

„Herr Doctor! was ist Ihnen denn begegnet? Vertrauen Sie es mir doch an! Vielleicht kann ich rathen, kann ich helfen."

Er nahm seine Hände vom Gesicht und schaute ihr mit einem Blicke in die Augen, in den sich seine ganze Seele drängte.

„Edith, ja, Sie können mir helfen! Sie allein auf Gottes weiter Erde! . . ."

Ein Klirren und Rasseln störte sie; der Förderkorb, in dem sich einige Arbeiter des Bergwerkes befanden, war wieder unten angekommen. Das Thürchen des Kastens öffnete sich; die mit Grubenlichtern versehenen schwarz vermummten Gestalten traten, Einer nach dem Andern, heraus, grüßten mit hohlem „Glück auf!“ gingen langsam vorüber und verschwanden mit mählich verhallenden Schritten in der Tiefe des Querschlages.

Nun war die Reihe an den Beiden, die Auffahrt zu unternehmen. Der am Schachte thätige Aufseher half ihnen beim Einsteigen, und das Thürchen schloß sich wieder hinter ihnen.

„Sie haben kein Grubenlicht,“ sagte der Aufseher, „soll ich Ihnen eines mitgeben?“

„Ist nicht nöthig,“ versetzte Achaz, „wir sind ja bald oben.“ Und ungeduldig kommandirte er: „Los!“

Der Aufseher gab das Signal. Der Kasten begann zu steigen; der Ausblick in den erleuchteten Querschlag versank, und völlige Finsterniß hüllte Edith und den Doctor ein.

„Edith,“ hob der Letztere an, „hier in dieser kimmerischen Nacht, in der uns nur Gott und sonst kein Auge sieht, hier frage ich Dich: Liebst Du mich? Wirst Du mich immerdar lieben, auch wenn Du erfährst, was heute Nachmittag vorgefallen ist?“

Er hatte ihre beiden Hände tastend gesucht und gefunden, und an dem Drucke seiner Finger empfand sie das Beben, das durch seinen ganzen Körper ging. Sie erschrak; aber ihr Schreck war ein freudiger, denn das, was er da sagte, hatte sie ja schon längst zu hören gewünscht, und ein Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit konnte ihr trotz seiner bangen Hindeutung auf ein ihr noch unbekanntes Ereigniß nimmermehr kommen. Herzhaft erwiderte sie den Druck seiner Hände, und mit fester, feierlicher Stimme, als wenn sie das Bekenntniß ihres Glaubens noch einmal bei der Confirmation zu bestätigen hätte, sagte sie:

„Ja, Achaz, ich liebe Dich.“

Ein unarticulirtes Aufjauchzen war die Antwort. Zwei starke Arme umschlangen ihren Hals, und zwei heiße Lippen preßten sich auf ihren kleinen Mund. Von Wonne durchschauert, gab sie den ersten Kuß des Geliebten zurück und stammelte:

„Du mein innig Geliebter! mein Stolz und mein Leben!“

„Edith!“ stieß Achaz gewaltsam hervor, denn es wurde ihm schwer, die unvermeidliche Mittheilung zu machen, „nenne mich nicht Deinen Stolz, nicht eher, als bis Du gehört hast, wie thöricht und unüberlegt ich noch vor einer Stunde gehandelt habe.“ Und in wenigen Worten beichtete er, was zwischen ihm und Brigitte vorgefallen war. „Aber sie soll sich ihres Triumphes nicht lange freuen,“ schloß er leidenschaftlich, „hier, an Deiner Brust, wo einzig und allein mein Platz ist, hier, trotz der Finsterniß, die uns umgiebt, fällt es mir wie Schuppen von den Augen; diese Auffahrt

aus der Tiefe wird mir zu einer Himmelfahrt, die mich aus der Hölle des Zweifelns und Bangens emporträgt zur Klarheit und Gewißheit: Du bist und bleibst die Meine, und ich weiß, was ich zu thun habe!"

Er hatte sich in flammenden Eifer hineingeredet, ein tödtlicher Haß gegen Brigitte wallte in seinem Innern auf; er war entschlossen, das gefall- und ränkesüchtige Weib nicht mehr zu schonen, sondern, wenn es sein mußte, zu demüthigen und zu verderben.

Erschrocken lehnte sich Edith an ihn und barg ihr Antlitz bebend an seiner Brust. Dabei hielt sie den rechten Arm um seinen Nacken geschlungen, als wollte sie ihn festhalten, daß er ihr nicht wieder geraubt würde.

„Du Aermster," klagte sie bestürzt, „in welche schreckliche Lage bist Du gerathen! Aber laß uns auf Gott vertrauen! Er ist ein Gott der Wahrheit und der Liebe und wird nicht dulden, daß wir einer Lüge zum Opfer fallen."

Er drückte sie zärtlich an seine Brust und strich ihr mit der Hand über das seidenweiche Scheitelhaar.

Ein dämmernder Schimmer fiel von oben in den Schacht. Die Himmelfahrt mußte sofort beendet sein.

„Geliebter!" hauchte Edith bittend, „übereile Nichts! Meines Bleibens im Hause der Tante wird unter den gegenwärtigen Umständen wohl nicht mehr lange sein; aber wo ich auch sein werde, ich bleibe Dir treu und harre Dein so unwandelbar, wie ich auf meinen Erlöser harre."

Ein kleiner Ruck; der Fahrstuhl war oben gelandet.

„Gott sei Dank, daß Sie glücklich da sind!" schnarrte der Major, der mit ritterlicher Grandezza Edith die Hand beim Aussteigen bot, „nun trete ich wieder in meine Rechte als Ihr Beschützer und bringe Sie nach Tannbach zurück. Der Wagen wartet auf uns."

Sie traten in's Freie, und mit geweiteter Brust tief aufathmend, blickte Edith empor zu den Gestirnen des Novemberhimmels.

„Ich fahre mit, Herr von Uhlbeck!" erklärte der Doctor entschieden. „Zunächst aber vernehmen Sie, daß ich mich mit Fräulein Edith verlobt habe; ich stelle sie Ihnen hiermit als meine Braut vor!"

„Quod felix faustumque sit!" versetzte der Major, eines seiner wenigen lateinischen Citate anbringend, die er glücklich aus der Schulzeit herübergerettet hatte. „Hab's immer schon kommen sehen," fuhr er scherzend fort, „aber daß Sie sich da unten im Steinsalz verloben würden, bei Gott! das habe ich nicht erwartet . . . das soll wohl ein gesalzener und darum um so dauerhafterer Bund werden?"

„Ach, Onkel Uhlbeck — von heute an darf ich Sie doch so nennen?" — sagte Edith, halb schelmisch, halb schmollend, daß der Major noch scherzen konnte, „zu Neckereien ist jetzt wahrlich keine Zeit; Sie kennen das Ende der Geschichte noch nicht! Achaz hat augenblicklich zwei Bräute."

„Wa . . . was?“ stieß der Major ungläubig hervor, „zwei Bräute? Und mit solchem Blaubart läßt sich meine Nichte Edith ein?“

„Hören Sie, Herr von Uhlbeck,“ nahm der Doctor das Wort, „die Sache ist verzweifelt ernst: Heute Nachmittag hat mich Frau Hohenstein ihrem Bruder und dem Herrn von Waldern als ihren Bräutigam präsentirt . . .“

„Und Sie haben zugestimmt?“

„Ich konnte nicht anders, wenn ich den Ruf der Dame nicht rettungslos vernichten wollte.“ Und er erzählte, wie Alles gekommen war. „Aber ich gehe jetzt hin und erkläre den beiden Herren, daß es nicht wahr ist; Edith ist meine Braut, und was dann aus Frau Brigitte wird, darum scheere ich mich den Teufel!“

„Halt, mein Freund!“ wandte der Major energisch ein, „das werden Sie nicht thun!“

„Nein, Achaz, die Tante mußt Du schonen!“ rief nun auch Edith, die, sich der Beziehungen erinnernd, in denen ihr väterlicher Freund Uhlbeck zur Tante stand, auch sofort ihren Plan fertig hatte, „überlasse die Entwirrung des Knotens meinem erfahrenen Herrn Onkel und auch ein wenig meinem eigenen anschlägigen Kopfe. Und damit Du gleich weißt, daß Du nicht in eine Falle gerathen bist, sage ich Dir jetzt schon — ich, die ich mit weiblichem Scharfblicke die Sache besser durchschaue —: Du bist das Opfer einer Verwechselung geworden; der Herr, den die Tante eigentlich erwartete, warst nicht Du, sondern dieser liebenswürdige Herr hier, den ich hoffentlich bald mit doppeltem Rechte meinen Onkel nennen werde! Still, still, meine Herren! kein Wort mehr! Die Sache soll sehr bald in's Klare kommen. Wir fahren jetzt alle Drei nach Tannbach. Unterwegs wird unverbrüchlich geschwiegen, damit der Kutscher Nichts hört; solche Leute haben auch Ohren. In Tannbach gehe ich mit dem Onkel-Major zuerst in's Haus, und zwar direct zur Tante; Du aber, Achaz, wartest vor der Hausthür, bis Du gerufen wirst; dann wird mit Gottes Hilfe Alles in Ordnung sein. Jetzt bitte ich, mir nachzufolgen.“

Sie war an den harrenden Jagdwagen herangetreten und hatte sich gewandt auf einen der Sitze emporgeschwungen. Die beiden Herren stiegen hinterher, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Es war, wie es Edith angeordnet hatte, wiederum eine schweigsame Fahrt, aber um so schärfer war das Nachsinnen, dem sich die wortkargen Fahrtgenossen überließen. Das, was Edith vorhin geplaudert hatte, war eine Andeutung für den Major gewesen, wie er noch Alles zum Besten wenden und dabei an sein eigenes Ziel gelangen könnte; begierig hatte der Major diese Andeutungen aufgenommen, und in seinem Hirn spann er nun die zu ergreifenden Maßregeln weiter aus. Als der Wagen nach kurzer Fahrt vor der Villa Hohenstein anhielt, hatte er seinen Plan gefaßt und schritt mit soldatischer Energie an's Werk.

„Herr Doctor," sagte er flüsternd, aber in einem Tone, der keine Widerrede zuließ, „reichen Sie Ihrer Braut den Arm und führen Sie sie nach dem Ihnen ja bekannten Musiksalon des Hauses. Dort warten Sie den Erfolg meiner Schritte ab; ich begebe mich direct zu Frau Hohenstein.

Von dem öffnenden Diener erfuhr man, daß die Herrin des Hauses in ihrem Zimmer war, daß sich aber Herr Blank und der Rittmeister noch im Eßsaale bei einer Partie Sechsundsechzig befänden.

Uhlbeck eilte, ohne sich anmelden zu lassen, nach der Thür zu Brigittens Zimmer und klopfte leise an.

Auf Brigittens „Herein!" trat er schnell, aber geräuschlos über die Schwelle und begrüßte die etwas überraschte Dame.

„Wie? Sie kommen allein? mein Gott! wo ist denn meine Nichte geblieben?" fragte Brigitte verwundert.

Er machte „Pst!" und deutete mit der Hand nach der Thür, die zum benachbarten Eßsaale führte. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Fräulein Edith ist drüben im Musikzimmer. Ich habe Ihnen Wichtiges zu melden. Die Herren nebenan könnten uns hören. Wenn es Ihnen beliebt, gehen wir aber dort hinein."

Er wies auf die Thür zu Brigittens Boudoir.

Sein Wesen war so geheimnißvoll und dabei so befehlshaberisch, daß sich Brigitte ohne Weiteres fügte und mit ihm nach dem anstoßenden kleineren Raume ging.

„Was giebt es denn? Sie sind so sonderbar, Titus . . . mein Gott! Sie ängstigen mich!"

„Aengstigen Sie sich nicht, schöne Frau; ich komme als Ihr Retter und will Sie erlösen aus einer verzweifelten Lage. Dr. Karmeck hat sich soeben mit Ihrer Nichte verlobt; Edith weiß, was sich heute Nachmittag im Gartenhause begeben hat."

Er achtete nicht auf das „Ach!", das von den erbleichenden Lippen der Dame kam, und fuhr unbeirrt fort:

„Der Doctor ist entschlossen, noch heute vor Ihren Bruder und den Rittmeister hinzutreten und zu erklären, daß die Fabel von seiner Verlobung mit Ihnen nur seine Anwesenheit im Gartenhause erklären sollte. Er ist drüben bei seiner Braut. Ich habe ihn noch fünf Minuten zu warten veranlaßt, ehe er den entscheidenden Schritt unternimmt. Von diesen fünf Minuten sind jetzt mindestens schon zwei verflossen; es bleiben Ihnen also noch drei Minuten übrig, in denen Sie meine Werbung um Ihre Hand annehmen und ein Billet an mich schreiben wollen, das ich Ihnen dictiren und durch dessen Vorzeigung ich eine Verwechselung der Adressaten glaubhaft machen und Ihren arg bedrohten Ruf retten werde. Daß ich für Sie in die Bresche trete, gnädige Frau, mag Ihnen beweisen, wie sehr ich Sie liebe und wie es mir ganz unmöglich ist, Ihre Tugend auch nur einen Augenblick in Zweifel zu ziehen."

Sie stand wie erstarrt; die Vereitelung ihrer kühnen Pläne war gar zu jählings über sie gekommen. Endlich erhob sie ihr Antlitz und fragte zögernd: „Wenn ich nun ... auf Ihren Vorschlag nicht eingehe ...?"

„Dann sind Sie binnen zwei Minuten gerichtet und verurtheilt. Sie kennen die wilde Rücksichtslosigkeit nicht, die sich des Doctors bemächtigt hat; Karmeck ist kein Salonheld, kein Drechsler von beschönigenden Phrasen; seine Mittheilungen an die beiden Herren da drinnen werden Sie erbarmungslos bloßstellen. Und was er in seinem rasenden Groll vielleicht nicht fertig bekommen wird, das wird die boshafte Zunge des Rittmeisters sicher vollenden. Stellen Sie sich den Mephisto von Waldern einmal vor, wie er auf dem nächsten Hofball die Geschichte einer gewissen Frau Hohenstein zum Besten giebt, die sich einen jungen Mann erobern wollte und gründlich Fiasco machte, weil der Ueberrumpelte sie noch in elfter Stunde sitzen ließ und sich einer Anderen zu eigen gab, die sich ihm nicht an den Hals warf, sondern in mädchenhafter Schüchternheit so lange wartete, bis der Ersehnte um sie warb. Kommen Sie, Brigitte!" — er erfaßte ihre Hand und führte sie mit sanftem Zwange an den mit Holz- und Perlmuttermosaik verzierten Schreibtisch — „Sie haben keine Wahl mehr."

Automatenhaft gehorchte sie und sank vor dem Pulte in den Sessel.

„Bitte, nehmen Sie die Feder zur Hand und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde."

Mit zitternder Hand ergriff sie eine Feder und tauchte sie in's Tintenfaß.

Der Major stand neben ihr und dictirte mit strenger, etwas schnarrender Stimme:

„‚Warum theilen Sie sich mir nicht mit? Jetzt wäre es doch an der Zeit, Ihre Reserve aufzugeben. Es erwartet Sie Ihre Br.'

So! haben Sie auch nur Br. gezeichnet? Sehr gut! Das andere Billet, das eigentlich mir gelten sollte und nur durch einen Irrthum in des Doctors Hand gerieth, ist ebenso gezeichnet. Nun noch die Adresse an mich! Sehr gut! Ich danke Ihnen, Brigitte. Mit diesem Briefchen mache ich jede Bosheit mundtodt; Sie sind gerettet!"

Er nahm das Billet an sich, zerknitterte es, strich es dann wieder glatt und schob es in seine Tasche.

Sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend, bot er ihr würdevoll den Arm.

„Kommen Sie, theuerste Braut! wir holen jetzt das andere Brautpaar ab und treten dann zu Vieren vor Ihren Bruder und dessen Gast. Sie werden Allem, was ich da drinnen sage, ohne Weiteres zustimmen ... verstanden? Sie sollen erfahren, Brigitte, daß ich kein Geldjäger, sondern ein Edelmann bin, der um Ihre Hand warb, nicht weil Sie goldene Schätze haben, sondern weil Sie das reizendste und begehrenswertheste Weib auf Erden sind."

Er führte die noch halb Betäubte, die Alles willenlos mit sich geschehen ließ, über den Corridor nach dem Clavierzimmer. Dort saßen

Achaz und Edith nebeneinander auf dem Divan, und hätte Brigitte an dem, was ihr der Major berichtet hatte, noch gezweifelt, ein einziger Blick auf das selige Pärchen dort hätte sie belehrt, daß sie ihr Idol unwiderbringlich verloren hatte. Karmeck hielt Edith umschlungen; er nahm auch, als er mit ihr aufstand, seinen Arm nicht von ihrer Hüfte, sondern trat, sie nur noch fester an sich schmiegend, mit ihr vor Brigitte und sagte ohne jede Schonung:

„Wir bitten um Ihren Segen, gnädige Frau! Die Komödie von vorhin hat ja nun wohl ein Ende."

Ein letztes Mal wollte sich der Trotz in der beschämten Frau wieder aufbäumen; aber da sie sich gleichzeitig der Einsicht nicht verschließen konnte, daß sie statt des schroffen und unüberwindlichen Doctors einen wahrhaft ergebenen und treuen Freund und Verehrer gewonnen hatte, dem sie immerhin zu einigem Danke verpflichtet war, so zwang sie sich zur Fügsamkeit und sagte, ein etwas geringschätziges Lächeln um die Lippen:

„Hat Ihnen der Scherz wirklich schon zu lange gedauert, Achaz? Ich mache wahrhaftig keine Ansprüche auf Sie und überlasse Sie von Herzen gern meiner Nichte. Hier steht mein wahrer, mein echter Bräutigam, und er wird Sie, mein lieber Schwiegerneffe, wegen des Einbruchs in mein buen retiro vor meinem Bruder und dessen Gaste zu rechtfertigen wissen. Folgen Sie uns mit Ihrer Braut!"

Sie hatte sich in der für einen Andern aufgestellten Falle selbst gefangen und besaß genug weibliche Schlauheit und Selbstbeherrschung, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

„Ich markire doppelt; Sie sind noch nicht aus dem Schneider, Herr von Waldern!"

So tönte es im Eßsaale, als die Corridorthür aufging und die beiden Paare die Sechsundsechzigspieler aufschauen machten.

„Dürfen wir die Herren mit einer freudigen Botschaft stören," hob Brigitte in schelmischem Tone an. Sie hatte sich jetzt vollständig in der Gewalt, und mit triumphirendem Lächeln, das den Genuß verrieth, den ihr die gelungene Fopperei bereitete, fuhr sie, auf den Doctor und Edith deutend, fort: „Fräulein Edith Hohenstein und Herr Achaz Karmeck empfehlen sich Ihnen als Verlobte." Ein silberhelles Gelächter, bei dem sie alle ihre prachtvollen Zähne zeigte, folgte dieser Verkündigung.

Aus Ulrich Blanks Händen fielen die Karten auf den Tisch. Er sprang auf und starrte die Schwester verständnißlos an.

„Edith und Herr Karmeck?" stammelte er. „Was soll das bedeuten? Ich denke, der Herr Doctor ist Dein Verlobter?"

Brigitte brach in ein neues Gelächter aus und schüttelte sich vor Vergnügen. Dann wandte sie sich spöttisch an den Rittmeister:

„Da sehen Sie, Herr von Waldern, was für ein Menschenkenner mein guter Bruder ist! Er hat den Spaß vorhin wahrhaftig für Ernst

genommen!“ Und sich wieder an den Bruder wendend: „Ulrich! hast Du denn nicht schon längst gemerkt, daß ich an diesen schlimmen Tyrannen hier mein Herz verloren habe?“ Und sie hing sich fester an Uhlbecks Arm und blickte zärtlich zu dem geschmeichelt Schmunzelnden empor.

„Ja, aber um Gottes willen, ich verstehe immer noch nicht, warum hast Du uns denn so hinter's Licht geführt? was hatte denn der Herr Doctor im Gartenhause zu thun?“

„Gar nichts, mein weiser Herr Bruder, rein gar nichts! das war ja eben der Spaß! statt meines Bräutigams, den ich dorthin bestellt hatte und auf den ich sehnlichst wartete, platzte der Herr Doctor ganz unbefugter Weise in mein Versteck . . .“

„Der nämlich irrthümlicher Weise das Billet, das für **mich** bestimmt war, erhalten hatte,“ fiel der Major ein, „während ich aus diesem Zettel hier, der wahrscheinlich dem Doctor behändigt werden sollte, beim besten Willen nicht klug werden konnte. Und er zog das Billet, das er selbst dictirt hatte, aus der Tasche und las es laut vor. Was hat mir meine Braut denn eigentlich mittheilen wollen?“ wandte er sich munter an den Doctor, „Sie sind mir die Kunde noch immer schuldig, Herr Schwiegerneffe in spe!“

Karmeck zog seinen Zettel aus der Tasche und las belustigt:

„Kommen Sie heut N. M. 5 Uhr durch den nördlichen Parkeingang in mein Gartenhaus! Edith braucht Sie nicht zu sehen; ihretwegen habe ich mit Ihnen zu sprechen. In Eile. Br.“

„Edith hatte mir nämlich Tages zuvor ihr großes Geheimniß gebeichtet,“ fiel Brigitte wieder ein, „und ich wollte doch die Angelegenheit erst mit meinem Bräutigam besprechen . . .“

„Zumal mich meine Braut um meine Zustimmung zu einer Schenkung ersuchen wollte,“ ergänzte der Major mit Betonung. „Du lieber Gott! als ob es dessen bedurft hätte! Von Herzen gern sage ich Ja und Amen zu dem Plane: meine Braut schenkt nämlich schon am heutigen Tage das Gut Tannbach mit allem lebenden und todten Inventar ihrer Nichte Edith, die es als Morgengabe ihrem Bräutigam, Herrn Dr. Karmeck, in die Ehe mitbringen wird. Ich begnüge mich gern mit dieser geliebten Person hier allein“ — er streichelte zärtlich Brigittens Hand, die noch immer auf seinem Arme ruhte — „und bereite ihr die zukünftige Residenz im Schlosse meiner Ahnen, in Fahrstedt.“

„Der Anspruchslose!“ dachte der Rittmeister, „als ob Frau Hohenstein nicht noch einige Milliönchen Staatspapiere im Effecten-Comptoir der Reichsbank besäße!“ Laut brach er in den jubelnden Glückwunsch aus:

„Bravo, Herr von Uhlbeck! brava, bravissima, meine gnädigste Frau! Das nenne ich ein großmüthiges Angebinde!“ Und gegen Edith gewendet: „Wenn wir hier später wieder einmal jagen dürfen, dann hoffe ich, mein

gnädiges Fräulein, Sie werden uns eine ebenso nachsichtige und huldvolle Wirthin sein, wie uns Ihre Frau Tante allzeit gewesen ist."

„Aber, Schwester, das sind ja ganz unerwartete Neuigkeiten!" rief Ulrich Blank, der sich in die neu geschaffene Lage endlich zu finden begann. „Wie sind denn nur Deine beiden Briefe verwechselt worden?"

„Hier steht die Schuldige," bekannte Brigitte mit heuchlerisch gesenktem Haupte. „Ich habe die Billette in die falschen Umschläge gesteckt, die ich schon vorher adressirt hatte." Sie hob ihr Antlitz und sah etwas boshaft dem Rittmeister in die Augen: „Nun, Herr von Waldern, haben Sie sich von Ihrer Ueberraschung erholt? Sie sehen, auch der schärfste Beobachter kann sich einmal irren."

„Wieso, gnädige Frau? es kommt mir gar nicht so unerwartet, daß . . ."

„O, verstellen Sie sich nur nicht!" unterbrach sie ihn frohlockend, „ich habe es recht gut gehört, wie Sie sich heut Nachmittag meinem Bruder gegenüber auf Ihr unfehlbares Ahnungsvermögen Etwas zu Gute thaten! Es war für mich ein köstlicher Spaß, den großen Frauenkenner einmal so gründlich angeführt zu haben! Aber nicht wahr, Sie sind mir deshalb nicht böse?" Und sie bot ihm freundschaftlich die Hand, die der beschämte Mephisto, etwas verlegen grinsend, an seine Lippen führte.

Nun trug sie Edith auf, den Diener nach Champagner in den Keller zu schicken; das Mittagessen wäre gestört worden, jetzt sollte aber die Doppelfeier noch zur Nacht nachgeholt werden. Doch während sie noch den Auftrag ertheilte, gewahrte sie die Blutflecken auf dem Kleide der Nichte und rief entsetzt:

„Mein Gott! wie siehst Du denn aus? Blut an Deiner Taille?"

„Das sind die Spuren vom Felde der Ehre, auf dem meine Braut sich tapfer bewährt hat," erklärte Achaz voll stolzer Genugthuung. „Wir erzählen Ihnen noch, was wir im Bergwerk erlebt haben."

Als Friedrich den Champagner gebracht hatte, erschien, von seinem schnellen Gange noch keuchend, der Bergwerks-Director auf der Schwelle des Saales.

„Darf ich so spät noch stören? Ich mußte Ihnen Allen doch noch die große Neuigkeit mittheilen: wir haben den Attentäter! Der Häuer Wendler, er sitzt bereits hinter Schloß und Riegel, hat aus Bosheit gegen seine Kameraden vor dem Verlassen der Grube die Explosion vorbereitet. Wie er es gemacht, weiß ich selbst noch nicht genau; genug, ich fand mit dem Obersteiger in der Nähe der Unfallstelle ein Taschenmesser und ein abgeschnittenes Stück von einer langsam brennenden Zündung. Der Steiger erkannte das Messer als Wendlers Eigenthum. Wendler hatte an jenem Orte Nichts zu schaffen gehabt, er arbeitete auf einer anderen Strecke; wir schöpften daher Verdacht, und als wir wieder zu Tage gefahren waren und ich den bleichen Hallunken noch immer in der Nähe des Kranken-

saales umherlungern sah, sagte ich ihm das Verbrechen auf den Kopf zu. Da krümmte er sich zusammen, als ob ihn ein Keulenschlag getroffen hätte; er war unfähig, zu leugnen. Ich ließ ihn gleich festnehmen und der Polizei übergeben. Mir ist ein Alp von der Brust, daß wir den Bösewicht los sind!"

Der Doctor drückte dem Director die Hand:

„Und mich freut es, daß keine Betriebsfahrlässigkeit der Grund des Unfalls gewesen ist. Wie steht es aber mit den armen Verwundeten?"

„Der Arzt hofft, sie Alle durchzubringen; am schlimmsten sind freilich die Häuer Krause und Dittmann fortgekommen. Auf der ganzen Grube wird Fräulein Ediths Lob in allen Tonarten gesungen; Sie dürfen sich, mein gnädiges Fräulein, vorerst dort noch gar nicht sehen lassen, sonst riskiren Sie, daß Sie von den begeisterten Leuten hoch gehoben und wie eine Heilige im Triumphe umhergetragen werden."

Als noch am späten Abende die Champagnerkelche schäumten und Ulrich Blank das Hoch auf die beiden Brautpaare ausgebracht hatte, raunte Achaz seiner Verlobten in's Ohr:

„Den Angaben der Tante gemäß muß nun unsere Verlobung einige Tage vordatirt bleiben, vergiß das nie! das Geheimniß unser Himmelfahrt darf Niemand erfahren."

„Aber Onkel Uhlbeck weiß es doch," zischelte Edith zurück.

Achaz lächelte.

„Der hat guten Grund, zu schweigen, mein liebes Herz!"

Edith nickte; sie hatte ihn verstanden.

Was bedeutet uns die Begründung des Reichs?*)

Von

Georg Kaufmann.

— Breslau. —

Mit leisen Worten möchte ich die Erinnerung zurückrufen an jene gewaltige Zeit, deren Abschluß die Bildung des deutschen Reiches bildet und die Krönung des ersten Kaisers des deutschen Reiches heute vor 25 Jahren. Mit leisen Worten, denn übermächtig strömt uns die Erinnerung zu, uns Aelteren, die wir die gewaltige Spannung jener Jahre und die hohe, berauschende Freude dieses Tages erlebten. Nicht stören möchte ich dem Einzelnen diese Erinnerungen, so wie er sie im Herzen bewahrt, nur aufrufen.

Es schwiegen alle egoistisch kleinen Gedanken — es schwanden alle Schmerzen und alle Rücksichten, die Unterschiede des Standes wurden vergessen, und die gewöhnliche Zurückhaltung des Lebens hörte auf — Hoch und Niedrig reichte sich die Hand, ganz Fremde sprachen mit einander wie vertraute Freunde; man warf sein Sonderleben bei Seite, man war nur Glied des Volkes, Sohn des Vaterlandes, fühlte nur in ihm und mit ihm, war hinweggehoben über Alles, was dem Tage Werth und Unwerth giebt.

Es waren Stunden, in denen man sprechen durfte: es ist eine Lust, zu leben. Man erfuhr, wie groß Menschen sein können, was es für ein Großes ist, Mensch zu sein. Und wer noch gebeugt und gebrochen war von dem Entsetzen des Bürgerkrieges, der wenig Jahre zuvor hatte ausgefochten werden müssen in deutschen Gauen, der richtete nun sein Haupt auf. Jetzt

---

*) Festrede, gehalten bei der Erinnerungsfeier der Begründung des deutschen Reichs in der Aula der Universität Breslau am 18. Januar 1896.

endlich durfte die Trauer von der Seele weichen, der heillose Druck wurde von dem Herzen genommen, und in die sanfteren Thränen mischte sich das glückliche Gefühl, daß alle die Todten von 1866, mochten sie gefallen sein hüben oder drüben, daß sie doch alle gefallen waren für Eine Sache. Vereint konnten sie herabschauen auf ihr Volk, wie es sich nun einmüthig erhob zur Abwehr des Feindes, der mit frevelnder Hand den Frieden brach.

Schon der erste Tag der Mobilmachung brachte weiten Kreisen des Volkes schwere Opfer, aber alle die mannigfaltigen Sorgen und Schmerzen des Einzelnen mischten sich doch nur in die große Sorge um Frieden und Vaterland, um darin unterzugehen. Man sah die Gefahr, denn der Feind war sieggewohnt, aber der Zorn ging durch das Land und mit ihm eine stolze Zuversicht auf die große Sache, und die freudige, in der Jugend auch wohl zu lauterem Jubel drängende Hoffnung, daß der große Tag der Abrechnung und zugleich der Tag der Erfüllung anbreche. Herrschend aber war eine gehaltene, ernsthafte Begeisterung, der ruhige Wille, Alles zu thun und Alles zu leiden.

Wie uns nun dann der Sieg voranflog, wie die Gegner von 1866 auf den Feldern von Weißenburg und Wörth, von Spicheren und Gravelotte, vor Sedan und vor Paris einer den andern als den treuesten Genossen erprobt hatten, wie sie gemeinsam Straßburg wiedergewannen und Metz und vordrangen bis in das Herz Frankreichs: da schmolz in der heißen Gluth patriotischer Begeisterung auch das verhärtete Eis fürstlicher Rivalität und territorialer Abneigung, und in des besiegten Frankreichs glänzender Hauptstadt, in dem Spiegelsaale jenes Schlosses, von dem aus so oft Verderben über Deutschland ausging, erhoben die Fürsten des Reichs Preußens König Wilhelm I., ihren bisherigen Genossen, der sie in diesem Kriege siegreich geführt hatte und vor dessen Heldengestalt und schlichter Größe sich neidlos beugte jeder gesunde Sinn, über sich empor als ihren Kaiser und Herrn. Der jubelnde Zuruf des siegreichen Heeres, des Volkes in Waffen, gab gewissermaßen wie ein altgermanischer Reichstag die Vollbord dazu, die vollendende Zustimmung. — Und nun war es vollbracht. — Wir hatten wieder ein Reich, wir hatten wieder einen Kaiser! Die Träume hatten sich erfüllt, die unsern Trost gebildet hatten Jahrhunderte lang, und eine Sühne war vollbracht für alle Schuld, die Deutsche gegen Deutsche noch irgend auf dem Gewissen trugen.

An all' das wage ich heute uns, die wir's erlebten, nur zu erinnern: ich möchte nicht stören, was nun aufwacht einem Jeden in der Tiefe der Brust, möchte nur ausklingen lassen die Töne der Saite, die in dem Jubelaccord des Sieges-Hymnus für ihn die zartesten sind und die am tiefsten empfundenen.

Aber anders reden muß ich zu den Jüngeren, die erst nach der Werdezeit des Reiches 1866—70 in die Jahre der Reife getreten sind, die nicht selbst mehr eine Erfahrung haben von der Zeit des Bundestages, von der

kaiserlosen Zeit, von der Zeit, da der Deutsche kein Vaterland hatte und da das engere Vaterland, sei es bald als vorgeschobener Posten Rußlands oder als Vasall Frankreichs oder sonst in Dienst und Abhängigkeit fremder Interessen erschien. Ihr, die Ihr aufgewachsen seid unter dem Schatten des Reiches, in dem Bewußtsein, Söhne eines geeinten Volkes, Glieder eines nationalen Staates zu sein, Ihr nehmt das hin, wie die Luft und das Licht, wie den Duft des Lenzes und den Schein der Sonne — als müßte es so sein. Daß mit dem Staate einem Volke etwas Großes beschieden ist, daß Generationen unseres Volkes sich vergebens mühten, die trennenden Trümmer veralteter Formen zu beseitigen und einen Staat zu schaffen, der uns erst gewährt, ein Volk in vollem Sinne des tiefen Wortes zu sein: das ist schwer zu begreifen, wenn man es nicht erlebt hat.

Ich will versuchen, es darzulegen. Freilich führt der Weg, den ich zu diesem Ziele gehen muß, weite Strecken durch traurige Gebiete, ich muß viel Peinliches berühren und viel Trübes. Ungleich reizvoller wäre die andere Aufgabe, von dem Ruhme unseres siegreichen Königs zu sprechen, von seinem ritterlichen Sohne, dessen schmerzverklärtes Bild nicht wieder verschwinden wird aus der Erinnerung der Tausende, deren Herzen er im Sturme gewann, und von all' den Helden, die zu dem großen Werke halfen. Das Amt aber, das mir an dieser Universität obliegt, legt es mir nahe, den Versuch zu machen, ob es mir gelinge, durch einen Ueberblick über unsere Geschichte die Härte des Fluches der Staatlosigkeit begreiflich zu machen, der Jahrhunderte lang auf unserem Volke lag. Dies Bild wird uns helfen, tiefer zu würdigen die Größe der Ereignisse, die wir dankbar heut feiern, und den Ernst des Wortes, daß der Staat die letzte und höchste aller menschlichen Lebensordnungen ist, die Ordnung, die alle Ordnungen umfriedet, den streitenden Interessen aller übrigen Ordnungen Recht und Grenze gewährt, und mehr als das, die Form, durch die eine Summe von Stämmen und Bruchtheilen von Stämmen, eine Summe von Gruppen und Einzelnen erst zu einem Volke wird, die jenes geheimnißvolle Band der Lebensgemeinschaft erzeugt, die in Sprache, Poesie, Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft sich offenbart. Auch die Kreise des Lebens, die wie Religion, Kunst und Wissenschaft keine Grenze der Völker kennen, auch sie gewinnen in jedem lebendigen Volke besondere Farbe, besonderen Ton, besondere Stimmung, besondere Kraft, besonderes Leben. Man kann nur andeutend davon sprechen, wie von allem Lebendigen.

Unser deutsches Volk entstand aus mancherlei Elementen in dem Staate der deutschen Könige des 9., 10., 11. Jahrhunderts, und es war ein mächtiger Staat, mächtig in kriegerischer Entfaltung, kräftig in seinem inneren Leben, so stark, daß er die Vernichtung seiner wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlage durch das Aufsaugen des mittleren

Bauernstandes durch den Großgrundbesitz überdauerte und aus den Trümmern dieser bäuerlichen Gesellschaft zwei neue Stände erschuf, den Ritterstand und das Bürgerthum, und den abhängig gewordenen Bauernstand organisirte nach Art der altfreien Gemeinden. Aber das Königthum verzehrte sich in einer anderen, universalen Aufgabe, in der Bemühung, die Schutzherrschaft auszuüben über die universale Kirche und ihr Haupt, den römischen Bischof. Von fünfzig zu fünfzig Jahren haben unsere Könige die äußeren und die inneren Katastrophen abgewehrt, die nach menschlichem Ermessen dem Papat das Ende zu bereiten drohten; aber unterdessen erwuchsen des Königs Beamte und Vasallen zu Fürsten und Herren, und der römische Bischof verband sich nun mit ihnen, um den deutschen König aus seinem Herrn in seinen Diener zu verwandeln. Zu dem geistlichen Schwert verlangte er auch das weltliche, „nach seinem Winke" (nutu suo) sollte es der König führen. So zerbrach das Königthum, und das deutsche Reich löste sich auf in ein wirres Bündel von Territorien. Das Königthum bestand dem Namen nach fort, war aber in der That erniedrigt zu einem Werkzeug, das die streitenden Fürsten zu gewinnen suchten, um ihre Hausmacht zu fördern. Dauernd gewann es dann das Haus der Habsburger, und da ihm eine Weltmacht zuwuchs, so konnte es scheinen, als sei nun wieder ein mächtiges Reich der Deutschen errichtet. Aber es war nur Schein, und wir Deutsche erfuhren seit Friedrich Barbarossas Tode alles Elend eines staatlosen Volkes. Nicht blos, daß die Nachbarn unsere Grenzen verkürzten, im Westen, im Osten, im Norden. Kaiser aus dem Hause der Habsburger übergaben die Niederlande der spanischen Linie ihres Hauses und gaben in ähnlicher Weise bei all' den Friedensschlüssen mit Frankreich, wie zu Ryswyk und Rastatt, die Ansprüche, Rechte und Lande des Reiches hin und befragten nur ihr Hausinteresse.

Schwerer noch war die innere Schädigung. Tüchtige Fürsten und stolze Städte sahen sich gedrängt oder gezwungen, mit Frankreich, mit Polen, mit Schweden, mit Dänemark zu pactiren gegen die deutschen Bruderstaaten. Das geschah nicht etwa blos in den Zeiten der Religionskriege — für solche Katastrophen erweist sich ja auch ein gefestetes staatliches Band oftmals nicht stark genug — ich weise hin auf die Städte des Ordenslandes, auf den Landsknechtbischof von Münster, den wilden Berndt, auf hervorragende Baiernfürsten, auf den großen Kurfürsten. Sein Beispiel ist vor Allem geeignet, die furchtbaren Folgen der Reichslosigkeit zu predigen, denn er war ein Fürst von seltener Größe und von starkem Nationalgefühl. Ich sage ausdrücklich von starkem Nationalgefühl; denn die Besten der Nation empfanden alle Zeit den Schmerz um das verlorene Vaterland. Sie erlitten nicht nur die moralische Schädigung, sie litten auch darunter. Wie scharf schalt Walther von der Vogelweide, daß die kleinen Fürsten zu übermüthig geworden seien, daß des deutschen Reiches Ehre zergehe, wie schmerzlich klingt seine Mahnung: „Deutsches Volk, bekehre

Dich, bekehre Dich!" Wie mächtig führte Ulrich von Hutten das Schwert seines zornigen Wortes:

„Dormitum plus nimio est; exsurgite cives!"

Und der zarte Schenkendorf erhob fast revolutionären Ton in dem Liede:

„Dann sei nun endlich weiser,
Du Heerde ohne Hirt!
Und wähle Deinen Kaiser,
Und zwing ihn, daß er's wird!"

So zieht hin durch alle diese Jahrhunderte staatlosen Jammers eine lange Reihe bald stiller, bald lauter Klagen und Anklagen aus dem Munde der Edelsten. Aber ich will auf diese Empfindung des Schmerzes um den Verlust nicht weiter eingehen und nur weiter zeigen, welch tiefe moralische Schädigung unser Volk erlitt durch das Elend der Staatlosigkeit.

So lege ich denn den Finger von Neuem in die Wunde und weise hin auf die traurige Thatsache, daß hervorragende deutsche Männer im 16., 17. und 18. Jahrhundert sich nicht schämten von französischen Königen Pensionen zu nehmen und ihnen als Berichterstatter zu dienen, und daß heute noch der Deutsche des rechten Stolzes entbehrt, der den anderen Nationen, die den Nationalstaat gewannen, als wir ihn verloren, von Hause aus eigen ist. Kein Stamm giebt so leichtfertig seine Nationalität preis, als der deutsche. Ich meine nicht das Aufgehen der Auswanderer in einem großen Volke, dem sie Schicksal und Wille zuführt. Das muß der Auswanderer, wenn er nicht ein körperloses Dasein führen will, ein Wesen, das keinen Halt hat und nach des Dichters tief empfundener Klage keinen Schatten wirft. Ich meine vielmehr das klägliche Verzagen der in den Grenzgebieten unter Czechen, Polen u. s. w. lebenden Deutschen. Leicht formen sie sich um zu Vorkämpfern selbst kleiner Nationalitäten, die in einer reizbaren Entwicklung begriffen sind. Gewiß wirken dazu mit auch gewisse Gaben unserer Natur, die vielleicht zu den tiefsten und auf großen Gebieten menschlicher Thätigkeit bedeutsamsten gehören — aber um so nothwendiger bedurften wir der schützenden Erziehung unseres Wesens durch den nationalen Staat, um so tiefer schädigte uns sein Fehlen. So hart das Wort klingt, ich muß es sagen: Weil wir ein staatloses Volk waren, ward unser Erbe eine staatlose Gesinnung, die sich furchtbar offenbarte, als das Unheil von Jena über uns kam.

Wer die Haltung der Franzosen nach Sedan vergleicht mit der Haltung der preußischen Minister und der preußischen Hauptstadt Berlin nach Jena, dem wird die Schamröthe in die Wangen steigen und die Wahrheit aufgehen des furchtbaren Wortes, daß ein staatloses Volk auch ein ehrloses Volk werden muß.

Und wie sind wir wieder erlöst von dem Fluche der Staatlosigkeit — auf welchem Wege fanden wir uns zurück? Gar Vieles und gar Viele

haben dazu mitgewirkt. Die innere Kraft der Nation schuf unvergängliche Schätze, brach neue Bahnen, schuf neue Formen in Religion und Wissenschaft. Der dürftige Rest staatlicher Form, der uns geblieben, füllte sich mit kraftstrotzendem Inhalt, und unter den Territorien des Reiches gewann das Preußen Friedrichs des Großen eine europäische Bedeutung, die der ganzen Nation neues Ansehen lieh. Auch kam nach Goethes bekanntem Urtheil durch die Thaten Friedrichs des Großen der erste höhere wahre und eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie: aber ein Vaterland konnte sein Staat dem deutschen Volke nicht geben und nicht ersetzen. Der Staat Friedrichs des Großen blieb ein Particularstaat, dessen Interessen und Aufgaben zwar in der Hauptsache mit den Zielen und der Entwickelung der deutschen Nation zusammenfielen, dessen Wesen und dessen Politik aber doch die Mängel einer unvollkommenen Staatsbildung nicht abzuschütteln vermochte. Das zeigen die Schriften der Lehrer des Staatsrechts jener Tage und auch die Schriften eines so zum leitenden Staatsmann eines deutschen Nationalstaates geschaffenen Mannes wie Justus Möser. Er verbrauchte seine Kraft in den engen Verhältnissen des wunderlich verschrobenen Staates. Osnabrück. Das zeigt uns auch Lessing. Er war durchaus angelegt zu einem thätigen Patrioten, zu einer lebendigen Theilnahme an den allgemeinen Interessen der Nation, aber er fand nicht Raum noch Ziel dazu, abgesehen von dem Kampf gegen die Nachahmung schlechter französischer Muster in der deutschen Litteratur. Er hat Nichts erlebt, was ihm Wesen und Werth des Vaterlandsgefühls deutlich machen konnte, er ließ sich sogar einmal hinreißen, es als „eine heroische Schwachheit“ zu bezeichnen.

Und in ähnlicher Weise trug die ganze klassische Epoche unserer Litteratur einen bewußt weltbürgerlichen Charakter, im Besonderen auch bei dem populärsten von allen ihren Dichtern, bei Schiller. Wer aber dem Patriotismus Worte lieh, der bewegte sich meist in Allgemeinheiten.

Auch in der Gegenströmung der Romantik wurde dieser Zug nur theilweise abgestreift, theilweise ersetzt durch Stimmungen und Gedanken einer nur anders gefärbten universalen Tendenz. Ich bin nicht so einseitig, daß ich diesen großen Zug unserer Litteratur vermissen möchte, aber welche Gefahr damit gegeben war, mag die Erinnerung zeigen, daß viele unserer edelsten Dichter und Denker sich in den Tagen von 1806 und 1807, da der Rest des Reiches zusammenbrach, mit der Poesie entlegener Lande beschäftigten, metrische und sprachliche Kleinigkeiten wie die wichtigsten Angelegenheiten erörterten und für das blutende Volk höchstens eine Thräne des Mitleids übrig hatten. Ja, mehr als das, auch der große politische Denker jener Epoche, W. v. Humboldt, der durch Beruf und Beziehungen mit dem Schicksal des preußischen Staates eng verknüpft war, und der als einer der größten Staatsmänner gilt, die Preußen gehabt hat, auch ein so politischer Kopf wurde von diesen Ideen beherrscht und definirte in

seiner Schrift „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" den Staat als ein nothwendiges Uebel, dessen Wirksamkeit möglichst enge Schranken zu ziehen seien.

Als dann aber unter den Schlägen des gewaltigen Imperators, der die sittlichen Ideen und die Menschenkraft, die durch die französische Revolution flüssig gemacht waren, in den Dienst seines beherrschenden Willens, seines durchdringenden Verstandes und seines vielleicht unvergleichlichen Feldherrngeistes gestellt hatte, erst Oesterreich, dann Preußen und mit ihm Alles zusammenbrach, was vom deutschen Reiche noch übrig war: da lernte dies in weltbürgerlichen Gedanken und überfliegenden Speculationen schwelgende Geschlecht, daß dem Volke mit dem Staate ein unersetzliches Gut verloren gehe, und Fichte sprach das große Wort: „daß die Nation die Hülle des Ewigen sei, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle ... sich eben opfern soll". Und nun erhob sich aus dem zertretenen Volke eine Generation von Helden: Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Schleiermacher, Fichte, Niebuhr und ihre Freunde und Gehilfen zerbrachen den Bann, der in den unfertigen Staatsgebilden des alten Reiches den Bürger ausschloß von jeder Theilnahme am Schicksal des Reiches, und wagten in Preußen inmitten des Elends nach dem Verlust des Heeres, der Festungen und fast aller Hilfsmittel und Vorräthe und unter den Augen der rücksichtslosen und durch Verräther und Schwächlinge unterstützten französischen Gewalthaber den Neubau des Staates.

Napoleon bleibt unbesiegbar, hatte Ernst Moritz Arndt in seinem Geist der Zeit ausgerufen, bis man moralische Kräfte gegen ihn aufbietet, die stärker sind, als die ihm zu Gebote stehen.

Das erfüllte sich jetzt. In diesem Gefühl schuf jetzt Preußen ein neues Heer, das Volk in Waffen, das sich bewußt war, für Freiheit und Vaterland zu kämpfen, beseitigte überlebte Institutionen des ständischen Staates des Mittelalters, löste die in mancherlei Stufen der Unfreiheit gebundene bäuerliche Gesellschaft aus ihrer Abhängigkeit, erhob die in kleinlichen Interessen verkommenen Bewohner der Städte durch eine neue Städteordnung und plante eine Verfassung, welche dem Volke in seinen Vertretern einen Antheil an der Gesetzgebung und Regierung geben und alle Kräfte des Volkes in ihren Dienst stellen sollte. Wohl klagten die Städte, daß man sie ihres Privilegs der Befreiung vom Militärdienst beraube, die Mühlen, daß man ihre Nahrung vernichte, die Rittergutsbesitzer, man nehme ihnen Recht und Besitz: aber die Reform wurde durchgeführt. Und der Geist, in dem Preußen sich so erneuerte, riß nun auch zu ihm hin alle Herzen, die in dem geknechteten Deutschland noch für Ehre und Freiheit schlugen, und siegte in den gewaltigen Kämpfen von 1813 bis 1815 über alle Hindernisse, die ihm die Verbündeten, vor Allem Oesterreich und Rußland, bereiteten, die nur einen Cabinetskrieg führen wollten, und dieser Geist allein siegte endlich auch über alle Kunst und Macht Napoleons.

Es ist nachdrücklich hervorzuheben, daß der Freiheitskrieg nicht von einem deutschen Reiche geschlagen wurde, auch nicht von der Mehrzahl der Staaten des ehemaligen deutschen Reichs, die Mehrzahl dieser Staaten focht unter Napoleons Fahnen, und Oesterreich stand lange lauernd zur Seite und verschloß sich auch, als es zu Preußen hinzutrat, grundsätzlich dem Geiste des Freiheitskriegs.

Der Freiheitskrieg war im Wesentlichen ein preußischer Krieg, Preußen und die sich ihm anschließenden kleinen Staaten fochten ihn auch allein als Freiheitskrieg. Aber es war ein deutscher Freiheitskrieg, weil Stein, Scharnhorst, Gneisenau, die die Heere führten, die Dichter, Redner und Schriftsteller, die dem Fühlen des Volkes Worte liehen, und die Tausende, die Haus und Hof verließen, um für die Freiheit zu streiten, weil sie Alle von dem Glauben und der Hoffnung erfüllt waren, ein Reich aufzurichten, dessen Kraft und Ordnung die Wiederkehr schmählicher Niederlagen verhindern möge.

Aber als man dann nach dem Siege über Napoleon in den Verhandlungen zu Wien den Versuch machte, da zeigte sich die Unmöglichkeit, Oesterreich mit seinen alten Ansprüchen, das durch seine Thaten auf's Neue gestärkte Preußen und die seit der napoleonischen Zeit von einem gesteigerten Souveränitätsdünkel ergriffenen Mittel- und Kleinstaaten in wirklicher Staatsgemeinschaft zu vereinen.

Man errichtete kein deutsches Reich, man schuf nur den deutschen Bund, eine lockere Verbindung von Einzelstaaten, die dem Volke Nichts von dem Segen des echten Staates gewährte. Und während die Patrioten trauerten über diese verlorene Hoffnung, da erhob sich die Partei in Preußen, die mit der Stein-Hardenbergischen Verfassung unzufrieden war, weil sie ihre alten Privilegien verletzte. Sie wußte das Ohr des Königs zu gewinnen, verdächtigte nun die Helden der Freiheitskriege als Revolutionäre, und Alle, die sich in der Zeit der Franzosenherrschaft feige und verrätherisch betragen hatten, die krochen nun aus ihrer Verborgenheit, in die sie sich vor dem Wehen des Geistes der Freiheit zurückgezogen hatten. Jetzt spielten die Verräther den preußischen Patrioten, jetzt verstiegen sie sich zu der unglaublichen Behauptung, daß es einen Freiheitskrieg gar nicht gegeben habe. Die sogenannte gute Gesellschaft von Berlin, ein Theil des Adels und des hohen Beamtenthums, waren der Hauptsitz dieses Treibens, das kaum in den Schmähungen einer gewissen Presse über die Jubelfeiern dieses Jahres sein Gegenstück findet. Es begann unmittelbar in den Tagen von Waterloo. Es sei mir erlassen, davon im Einzelnen zu reden, ein Beispiel möge die Frechheit dieser Kreise kennzeichnen, die die schöne Tugend der Loyalität zum Deckmantel erniedrigten und zum Gewerbe, die Verleumdung des edlen Gneisenau.

Gneisenau, der eigentliche Sieger von Waterloo, der Ritter ohne Furcht und Tadel, hatte ihren Zorn erregt, weil er einer der klarsten und lebendigsten Vertreter der Scharnhorst'schen Gedanken und der Forderungen des deut-

schen Nationalgefühls war. Er hatte nach dem Abzug aus Paris das Obercommando in Coblenz, in dem Mittelpunkte der neuerworbenen preußischen Rheinlande und zugleich über die Truppen erhalten, die zur Occupation gewisser Theile des französischen Gebiets bestimmt waren. Da zischelte man sich nun in Berlin das Schlagwort von „Wallensteins Lager in Coblenz" in die Ohren, und schon vorher hatten diese Verleumder den Kaiser von Rußland, der auf den König Friedrich Wilhelm III. großen Einfluß hatte, mit diesen Verdächtigungen erfüllt und zu der Aeußerung veranlaßt, er werde wohl mit seinen Garden dem Könige von Preußen gegen seine eigene Armee zu Hilfe kommen müssen.

Im Zorn über dies Treiben ließ Uhland in dem Liede zur Feier des 18. October 1816 den Geist Theodor Körners herniedersteigen, um die Fürsten und ihre Räthe mit bitteren Worten zu mahnen:

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl noch bis heute Nichts gewußt:
Vernehmt, an diesem heutigen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß' Gericht,
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht!"

Wir Nachlebenden sehen jetzt wohl ein, daß nicht blos böser Wille den Aufbau eines deutschen Staates hinderte. Die Patrioten, die ihn forderten, konnten selbst keinen Weg dazu weisen. Wir sehen auch die Verkettung, die manchen wackeren Mann in die Kreise dieser Verleumder hineinziehen konnte, und weiter die Verkettung, die Preußen dahin drängte, den Büttel Metternichs zu spielen zur Unterdrückung der durch solche Enttäuschung und so rohe Verdächtigung aufgeregten patriotischen Jugend. Preußen mußte in der Stille die Wunden heilen, die die schwere Zeit geschlagen, und die Erschütterungen, die mit der Reform verbunden waren, zur Ruhe und zum Ausgleich kommen lassen und seine Verwaltung in allen Zweigen den neuen Verhältnissen gemäß umgestalten. Aber es gingen doch wiederum mehr als dreißig Jahre dahin, in denen wir Deutsche kein Vaterland, keinen Staat hatten, während in Frankreich der Nationalgeist sich glänzend entfaltete und England seinen alten Stolz steigerte. Alle glaubten uns Deutsche als das Aschenbrödel unter den Völkern mißhandeln und mißbrauchen zu können. Noch schlimmer aber war die Wirkung auf die politische Bildung unsers Volkes selbst.

In dieser Zeit verirrte sich das patriotische Gefühl gar manches Mannes zu jenem staatlosen Radicalismus, der dem Geist der Freiheitskriege fern gewesen war, fortan aber bei jeder großen Gelegenheit, vor Allem in der Bewegung von 1848/49 verhängnißvoll aufgetreten ist. Auch

solche Verbildungen des politischen Denkens, wie sie bei Männern wie Vilmar und Görres hervortraten, erklären sich aus dem Fluche, der auf unserem staatlosen Dasein lastete. Vilmar, der so zartes Verständniß für das Werden und Wachsen geschichtlicher Größen hatte, verlor allen Sinn für Recht und Wahrheit in politischen Dingen. Görres aber, der in seinem Rheinischen Mercur der Führer der Männer gewesen war, die einen Aufbau des Deutschen Reiches im Geiste der preußischen Reform gefordert hatten, wurde umgewandelt in einen leidenschaftlichen Gegner Preußens, der jedes Maß vergaß und jede Gerechtigkeit.

Vor Allem aber verkörpert sich die Verwirrung der politischen Zustände Deutschlands in der tragischen Gestalt des Königs Friedrich Wilhelm IV. Er fühlte die Pflicht, die ihm mit der Krone Preußens auferlegt war, dem deutschen Volk ein Vaterland zu geben; in verhängnißvoller Stunde hat er das auch ausgesprochen, aber er vermochte die Trümmer der Vergangenheit nicht als Trümmer zu behandeln, und in dem durch das Bevormundungssystem seines eigenen Regimentes gebundenen Volke vermochte er nicht die Kraft und die Größe einer Nation zu erkennen. Während er sich seiner Schwäche bewußt war, glaubte er doch all die verwickelten Interessen des geistigen und des wirthschaftlichen Lebens eines großen Volkes der Gegenwart wie ein patriarchalischer Fürst leiten zu können. Mehr als ein Anderer trägt er die Schuld, daß die große Bewegung der Jahre 1848/49 mißglückte, daß das Reich nicht errichtet ward. Daß er die Kaiserkrone ablehnte, das war gewiß richtig, weil er nicht im Stande war, sie zu behaupten, aber daß er so war, das war ein Verhängniß.

Und noch einmal kam nun in Folge dessen über unser Volk der Jammer der Enttäuschung und zugleich auch die böse Zeit eines reactionären Parteiregimentes, d. h. eines Parteiregimentes, das den unmöglichen Versuch machte, die Zustände vor 1848 wieder zurückzuführen und zugleich den Gedanken, Preußen an die Spitze eines geeinten Deutschlands zu heben, wie ein Verbrechen verfolgte. Wie in der Periode der Karlsbader Beschlüsse nach dem Scheitern der nationalen Hoffnungen, die die Freiheitskriege erweckt hatten, so wurden jetzt die Gesetze mißbraucht im Parteiinteresse, und um zu solchem Regiment freie Hand zu haben, ließ man Preußen in eine Abhängigkeit sinken von Rußland und Oesterreich, die gekennzeichnet ist durch das Preisgeben der Ehrenpflicht, die der König in Schleswig-Holstein und Hessen übernommen hatte, durch die Tage der beständig wechselnden Beschlüsse über die Mobilmachung, endlich durch Bronzell, Warschau und Olmütz und durch das herrische Gebahren des Oesterreichers Schwarzenberg und seines mittelstaatlichen Gefolges.

Aber durch die Arbeit von 1848 war doch der Weg gebahnt, auf dem das Ziel zu erreichen war. Aus den unklaren Wünschen der Stein und Arndt um 1815 und den schon etwas bestimmteren Hoffnungen eines Paul

Pfizer*) um 1830 hatte sich in dem Ringen der Parteien des Frankfurter Parlaments ein klares Programm herausgebildet: Ausscheiden Oesterreichs und Einigung der übrigen Staaten unter Preußens Führung. Und nun erfüllte sich die Zeit rasch und erzog sich aus dem jungen Bismarck den gewaltigen Staatsmann, der es wagte, das Nothwendige zu thun mit fester Hand und dem es glückte, auch seinen König zu lösen von den aus Pietät gewobenen Banden, die ihn festhalten wollten unter den Träumen und Schatten des alten Reiches. Es ging das oftmals nicht ohne bittere Schmerzen, aber des Königs Heldenkraft zeigte sich allen Schrecken und den härtesten Proben der schweren Zeit gewachsen, er gab die letzte Entscheidung und trug die letzte Verantwortung. Und mehr als das. Durch seine Thaten und durch seine menschliche Größe gab Kaiser Wilhelm und gab mit ihm sein Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich dem durch so manche betrübende und gemeine Erscheinung unter den Fürsten der deutschen Bundesstaaten entwürdigten Namen eines Königs und Fürsten einen neuen sittlichen Inhalt und einen vertrauten Glanz.**)

Wenn man darauf hinweist, daß der große Staatsmann nur das Programm erfüllte, das 1848 aufgestellt wurde, daß er nur den Willen des Volkes vollstreckte, wie er sich damals gebildet und gestaltet hatte, so nimmt ihm das Nichts von seinem Ruhme. Wer den Weg zurückschaut, den wir haben gehen müssen zu diesem Ziele, wer sich erinnert, wie von allen Seiten die Hindernisse sich aufthürmten und nicht am wenigsten aus den zarten Gedanken der Treue und Liebe, die ein Staatsmann vor Allem hegen und pflegen muß — der wird sich durch Nichts, was ihm etwa nicht gefällt unter den Worten und Thaten des gewaltigen Mannes, irre machen lassen in der dankbaren Bewunderung, mit der wir heute aufschauen zu dem Helden, der uns erlöst hat aus der Nacht staatlosen Daseins, der den Feind bezwungen, den Drachen der Zwietracht, der uns endlich gegeben die rechte Sühne für all den bitteren Groll, der noch die Grabesruhe störte der Helden von Waterloo und Leipzig, und für all den Kummer der beiden folgenden Generationen, von den Karlsbader Beschlüssen bis zu der Schmach von Olmütz.

Und neben ihm und seinem großen Könige wollen wir gedenken der Helden, die gefallen sind in den Kämpfen von 1864, 1866 und 1870, und mit ihnen der Männer, die mit vielleicht noch mehr zu bewundernder Treue in den Zeiten der hoffnungslosesten Erniedrigung den Glauben bewahrten an das Kommen des Reichs.

---

*) Briefwechsel zweier Deutschen. Stuttgart 1831.

**) Benedetti hat in den Essais diplomatiques (Paris 1895) p. 134 eine Charakteristik des Königs Wilhelm und seines Kanzlers entworfen, die eben so oberflächlich als falsch ist, aber um des Autors willen Einfluß gewinnen wird. Richtig ist dagegen, daß ces deux prodigieux ouvriers de la grandeur de l'Allemagne, le roi Guillaume et le prince de Bismarck étaient doués de qualités puissantes et diverses et qu'ils se complétaient l'un l'autre.

Einen will ich nennen als ihren Vertreter, und ich weiß, die Treuen würden zufrieden sein mit dieser Wahl, wenn man sie fragen könnte, den alten Arndt.

Als ein Mann von fünfzig Jahren erlebte er, daß man ihn wie einen Verbrecher verfolgte für all die Liebe, Treue und Kraft, die er für die Befreiung des Landes in der schweren Zeit eingesetzt hatte, und er stand im 80. Jahre, als er 1849 das auseinanderbröckelnde Frankfurter Parlament verließ und zum zweiten Male die große Hoffnung auf ein deutsches Vaterland begraben mußte. Aber er begrub sie nur in dem lebendigen Glauben, sie werde wieder auferstehen. Er rief den Genossen zu:

Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht!

Dieser Glaube, diese Treue, diese Liebe — das sind die Genien gewesen, die dem großen Staatsmanne die Wege bereiteten, die ihm die Kraft gaben und die unerschöpfliche Quelle der Mittel bildeten, womit ihm das große Werk zu vollenden gelang.

Zu einem Jubilar kommt man mit guten Wünschen und mit Gelübden der Liebe und Treue. Was bringt nun unsere Universität heute dem Reiche dar zu seinem Jubelfest an guten Wünschen? Zunächst, was sie Alle bringen, alle die Millionen treuer deutscher Herzen: Kraft und Gedeihen! Die Kraft, die sich erneut in der Gefahr, die Kraft, die in der Noth selbst eine Quelle des Lebens erschließt. Und wir dürfen das wünschen getrosten Herzens. Ist doch unser junges Reich eine Tochter des preußischen Staats, der aus den Thränen der Scham über die Schmach von Jena sich einen Jungbrunnen sammelte, und der die verlorene materielle Kraft durch moralische Kräfte zu ersetzen wußte.

Das sind die Wünsche, die wir darbringen in Gemeinschaft Aller, dazu legen wir noch berechtigten Stolzes den besonderen Wunsch, daß das neue Reich sich alle Zeit erhalten möge den Strahlenkranz wissenschaftlichen Ruhmes und seiner berufenen Träger, der Universitäten und ihrer akademischen Freiheit.

Von fremden Nationen haben wir vor mehr als 500 Jahren die Universitäten überkommen, haben sie dann aber später ausgebildet in eigener Art, und das Zeugniß der anderen Nationen rühmt diese Art mehr, als wir selbst es dürfen und wagen. Unter mancherlei Herrschern und mancherlei Regiment haben sie ihre Aufgabe zu erfüllen gehabt, d. i. die Aufgabe der Lehre, verbunden mit der Aufgabe der Forschung. Theokraten, Absolutisten und Büreaukraten, confessionelle Fanatiker, Aufklärer und Romantiker sind wiederholt der Versuchung erlegen, die große Autorität dieser Anstalten und Corporationen in den Dienst ihrer augenblicklichen Interessen und Zwecke zu stellen, auch fehlte es nie an juristischen Formeln, um zu rechtfertigen, was man wollte: aber sie haben ihr Zerstörungswerk nie zu Ende geführt. Auch heute noch genießen die Universitäten, wenn

sie nur wollen, im Wesentlichen die Freiheit, deren sie bedürfen, auch heute sind die Universitäten nicht blos Anstalten des Staats und Organe der Verwaltung, sondern auch Corporationen im Staat, sind Genossenschaften, welche das heilige Rüstzeug der freien Forschung und der Erziehung zu freier Forschung zu bewahren und zu nutzen haben.

Darum ist nun das der besondere Wunsch, mit dem wir heute dem Jubilar nahen, daß es ihm nie fehlen möge an der Treue seiner Universitäten, an der Treue, dies Kleinod der freien Forschung zu bewahren, dies Kleinod des durch keinerlei Rücksicht beschränkten Suchens nach Wahrheit, daß sie in Treue es vertheidigen gegen die Angriffe der Beschränktheit und des Kleinglaubens, und daß sie vor Allem niemals selbst ermangeln des muthigen Vertrauens, daß die Gefahren, die verbunden sind mit der Freiheit der Forschung, nichts Anderes sind als die sieglockenden Gesellen, die den Menschen stets begleiten, wenn er Großes sucht.

Mit diesen Wünschen stehen wir auch schon mitten in unsern Gelübden. Wir geloben die Treue, wir Lehrer und wir Studenten, oder wie ich auch mit einem Worte sagen darf: Wir Studenten! Denn wir Lehrer sind immer Suchende und Lernende.

Wir geloben die Treue in ehrlicher Arbeit um die Wahrheit und im ehrlichen Kampfe mit uns selbst und unseren vorgefaßten Meinungen und Interessen.

Wir geloben weiter die gleiche Treue in allem Dienst des Vaterlandes. In der staatlosen Zeit unseres Volkes, als Dutzende von Zwergstaaten die Hingebung des Patrioten forderten und das große Gefühl mißleiteten, wo nicht entehrten — da durfte es als weise gelten, wenn Männer, die ihre Kraft größeren Aufgaben widmeten, sich abkehrten von dem öffentlichen Leben. Und es hat sich daraus eine Gewohnheit gebildet, die noch lastet auf weiten Kreisen unseres Volkes und nicht zum Wenigsten auf den akademischen Kreisen. Seit aber das Reich erstanden ist, da ist allen Bürgern mit der Möglichkeit und dem Recht auch die Pflicht gegeben, dem Lande zu dienen in Bürgertreue. Wer solche Pflicht erfüllt, sich namentlich nicht versteckt hinter dem Bettschirm einer falschen Bescheidenheit, der wird bald den heimlichen Segen spüren, der auf solch' lebendiger Gemeinschaft des Einzelnen mit seinem Volke ruht. Er wird ihn spüren in seiner Thätigkeit, welche immer es sei, in seinem Gemüth, in seinem ganzen Denken über die wichtigsten Fragen, die an ihn herantreten. Vor Allem wird er in diesem Gefühl der Gemeinschaft Beruhigung finden gegenüber den inneren und äußeren Schwierigkeiten, die unser Volk seit den großen Erfolgen von 1870 erfahren hat. Man hatte die stolze Entfaltung einer Wunderblume erwartet, und nun zeigt sich ein Tummelplatz entfesselter Bedürfnisse und Ansprüche, so daß die oberflächliche Betrachtung sich wohl schon versucht sah, die Vergangenheit zu preisen, über deren Schmerzen und Nöthe die Zeit bereits ihren verschönernden Schleier geworfen hat. Wer

ein lebendiges Glied seines Volkes ist, der wird sich der Sorgen bald entschlagen, die aus den Kämpfen des Tages aufsteigen — er wird spüren, daß diesem Volke das Blut noch jugendlich frisch durch die Adern kreist.

In langer Werdezeit sind germanische und nichtgermanische Elemente zu diesem Volke zusammengeschmolzen, und mehr als einmal hat unser geistiges Wesen nicht nur fremden Einfluß erfahren, sondern große Gebiete seines Fühlens und Denkens in fremde Formen gezwängt, vor Allem auf dem Gebiete der Religion und des Rechts in die von den Römern ausgebildeten Formen. Im Ringen mit diesen fremden Elementen hat unser Volk seine Nationalität nur langsam gebildet, dazu Jahrhunderte lang ohne die schützende Hülle des nationalen Staats. So sind wir noch ein junges Volk trotz unserer alten Geschichte und dürfen uns deß getrösten, daß wir die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft mit der Kraft der Jugend bestehen werden.

Es sind das nicht Worte, wie man sie bei feierlichen Glückwünschen gern hört und spricht, es sind das Ueberzeugungen, die Jeder gewinnen mag, der sein Ohr leiht dem Pulsschlag der Nation, indem er lebendig eintritt in den Dienst seines Volkes.

In diesem Sinne bringen wir Wünsche und Gelübde dar, hier in dieser feierlichen Stunde. In der Stille steigen unsere Gedanken empor, in der Stille treten wir an die Gräber der Tausende, deren Herzblut geflossen ist im heiligen Kampfe, und der Getreuen, die unter allen Entmuthigungen unter Noth und Verfolgung den Glauben lebendig erhielten an die Zukunft des Reichs.

Wir legen den Kranz des Dankes nieder auf ihr Grab und sprechen mit aufrichtigem Sinne: wir wollen wahren, was ihr erworben.

Das Versicherungswesen in Deutschland.

Von

Hugo Böttger.

— Hildesheim. —

In einem Witzblatt fand sich vor einiger Zeit eine hübsche Zeichnung, die einen eleganten Lebensversicherungsagenten darstellte, wie er auf die Höhe einer Thurmspitze einem Dachdecker nachgeklettert war und wie er dort den „Clienten“ mit großer Beredsamkeit von der Vortrefflichkeit seiner Gesellschaft zu überzeugen suchte. In der That, das Versicherungswesen tritt an den heutigen Culturmenschen in allen Lebenslagen und mit solcher Eindringlichkeit heran, daß die Uebertreibung jener Zeichnung keineswegs verletzend genannt werden konnte. Das Bedürfniß, und man darf wohl ebenso sagen, die Verpflichtung, ein in der Zukunft drohendes Mißgeschick dadurch abzuschwächen oder aufzuheben, indem man in den Zeiten des erträglichen Auskommens sich „versichert“, durch Zahlung kleinerer Beträge eine Schadloshaltung im Falle des Eintretens des ökonomisch ungünstigen Ereignisses sicher stellt, jenes Versicherungsbedürfniß hat heute von den weitesten Kreisen bereits Besitz ergriffen, und zahllose Kräfte und Einrichtungen sind bestrebt, dieses Bedürfniß zu befriedigen.

Das Leben der Menschen und alle Sachgüter sind hier auf Erden zahlreichen Gefahren der Zerstörung und Beschädigung durch „Zufälle“ und „Unfälle“ mannigfacher Art ausgesetzt, das Leben des Menschen noch vor seiner natürlichen Ablaufszeit, die Güter noch vor ihrer Vernichtung durch den Zweck, dem sie dienen, vor dem Consum. Sie unterliegen ferner einer mehr oder minder starken Abnutzung, und diese Abnutzung oder Zerstörung ist volkswirthschaftlich ein Verlust, der durch die Versicherung nicht beseitigt, ist für den Einzelnen ein Schaden, der nur durch weise Vorsorge und durch ein System der Vertheilung des Schadens auf Viele — das ist das

Wesentliche jeder Versicherung — ausgeglichen, behoben werden kann. „Sich versichern" heißt eben, die nachtheiligen Folgen einzelner, für den Betroffenen zufälliger Ereignisse für das Vermögen einer Person dadurch beseitigen oder vermindern, daß man ihre nachtheiligen Folgen auf eine Reihe von Fällen vertheilt, in denen die gleiche Gefahr droht, die aber immer nur vereinzelt wirklich eintritt. Es werden also „Gefahren-Gemeinschaften" gebildet; nach genügend zahlreichen zuverlässigen statistischen Beobachtungen wird der zu leistende Beitrag, die „Prämie", berechnet, damit in den Fällen des wirklichen Eintritts des nachtheiligen Ereignisses die festgesetzte Entschädigung gewährt werden kann. Nur mit Hilfe der „großen Zahl", auf die sich die Zufalls- und Unfallsmöglichkeiten zu vertheilen haben, ist diese Aufgabe zu lösen.

Nach der Art des Objectes der Versicherung unterscheidet man nun folgende Klassen: 1) Sachversicherungen, bei denen Sachgüter gegen gewisse Gefahren, namentlich seitens der elementaren Naturkräfte (Feuer, Hagelschlag, Krankheit, Seegefahr), versichert werden, es gehören hierzu die Feuerversicherung von Mobilien und Immobilien, die Transportversicherung (See- und Landtransport-Versicherung), die Hagelversicherung, die Viehversicherung, die Glas-, namentlich Spiegelglasversicherung, die Wasserleitungsversicherung; 2) die Versicherungen gegen solche Vermögensverluste, die unabhängig von Zerstörung oder Beschädigung der Substanz einer Sache eintreten, hierzu sind zu rechnen die Cursversicherung von Werthpapieren und die Experimente, die man mit der Hypothekenversicherung gemacht hat; 3) Lebensversicherung; Versicherungen in Bezug auf Ereignisse im menschlichen Leben, die eine wirthschaftliche Schädigung mit sich bringen, und zwar giebt es hier Lebensversicherung im engeren Sinne: Versicherung auf den Todesfall (hierher gehören auch die Sterbe- und Begräbnißkassen) oder auf den Lebensfall, auf das Erleben eines bestimmten Lebensalters (hierzu sind die Pensionskassen zu rechnen), ferner die Krankenversicherung, die Unfallversicherung, die Invaliditätsversicherung, die Wittwen- und Waisenversicherung; 4) Rückversicherung, Versicherung der Versicherungsanstalten für ihre Risicos untereinander.

Sieht man von dem eigentlichen Versicherungsgegenstande ab und faßt die Formen der Organisation des Versicherungswesens allein in's Auge, so ergeben sich folgende Unterschiede und Systeme: 1) die reine Gegenseitigkeitsversicherung nach genossenschaftlichem Grundsatze, bei der die Versicherer allein für und unter sich direct die Versicherungsvereinigung bilden und alle Chancen der Versicherung allein tragen; diese Form tritt auf als private Gegenseitigkeits-Gesellschaft oder als öffentliche Gegenseitigkeitsanstalt (öffentliche Brandkassen, „Societäten" für einzelne Städte, Provinzen &c.); 2) die Versicherung bei einem vermittelnden Versicherer. Dies System tritt auf als private Erwerbsunternehmung (in der Regel als Actiengesellschaft, wo die Versicherung in der ausgesprochensten Form als „Geschäft" betrieben

wird), oder in einer Form, wo ein öffentlicher Körper (Staat, Gemeinde ꝛc.) auf seine Rechnung die Versicherung durchführt.

Es ist nun nicht möglich, im knappen Rahmen eines orientirenden Aufsatzes alle oben aufgeführten Arten der Versicherung zu schildern, es mag genügen, die Hauptversicherungsarten: Transportversicherung, Feuer-, Lebens-, Hagel- und Viehversicherung kennen zu lernen, wobei die Hypotheken-, Curs-, Glas- und Wasserleitungsversicherung, sowie das große socialpolitische Gebiet der Arbeiterversicherung: Unfall-, Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung unberücksichtigt bleibt.

Die ältesten Spuren des Versicherungswesens tauchen in Island im zwölften Jahrhundert auf, wo sich zu jenen Zeiten Gruppen der steuerfähigen Bürger zum gemeinschaftlichen Tragen von Verlusten, die Einzelne von ihnen durch Brandschaden oder Viehsterben erlitten, genossenschaftlich vereinigten. Dann vernimmt man gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von ersten Versuchen, sich gegen Seegefahren zu versichern; die älteste wirklich vorhandene Seeassecuranzordnung ist die von Barcelona vom Jahre 1435; die übrigen Versicherungsarten sind jüngeren Ursprungs.

Die Seeversicherung, der älteste und bedeutendste Zweig der Transportversicherung, zu der im Uebrigen noch die Versicherung auf Landseen und Landwegen gehört, wurde und wird meist als privatwirthschaftliches speculatives Erwerbsunternehmen betrieben, theils von Privatfirmen, jetzt größten Theils von Handelsgesellschaften (Actienunternehmungen). In Deutschland giebt in dieser Hinsicht Hamburg den Ton an, dort wurde auch 1765 die erste Assecuranzgesellschaft gegründet; 1888 existirten in Hamburg elf Gesellschaften. Außerdem hat auch noch Bremen ein erhebliches Seeversicherungsgeschäft.

Von weit allgemeinerer Bedeutung ist die Feuerversicherung; in ihrer heutigen technischen Ausgestaltung ist sie noch recht jung; die Anfänge reichen in den meisten Culturstaaten nicht weit hinter den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück; bis dahin hatten das Vorherrschen der Naturalwirthschaft, die Rechtsunsicherheit, die Häufigkeit der Kriege, der Mangel an wirthschaftlicher Einsicht ꝛc. die Entwickelung noch gehemmt. Zwar hatten schon die mittelalterlichen Innungen und Gilden den Grundsatz und das Belieben ausgebildet, auch bei Feuerschäden dem Berufsgenossen mit einer Unterstützung, die aus gemeinschaftlichen Mitteln aufgebracht wurde, beizuspringen, doch fehlte es an jeder Berechnung und an einem versicherungstechnischen Aufbau dieser „Brandgilden“ und ähnlicher Genossenschaften. Im vorigen Jahrhundert entstanden dann in Deutschland aus der Initiative des Staates öffentliche Feuerversicherungsanstalten, die nur Immobiliarversicherungen unternahmen, und denen meist nach Gesetzesvorschrift jeder Hausbesitzer angehören mußte. Die erste Privatfeuerversicherungsanstalt sodann wurde als Actiengesellschaft 1812 in Berlin errichtet, ihr folgte ebenfalls als Actiengesellschaft 1819 die Leipziger

Anstalt, sie waren damals wohl beide im Wesentlichen nur von localer Bedeutung; herrschend im ganzen deutschen Bundesgebiete war dagegen die englische Assecuranzcompagnie „Phönix“, die schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Hamburg eine Zweigniederlassung gebildet hatte. Da war es denn von großer Bedeutung, als der Gothaer Ernst Wilhelm Arnoldi, auch sonst in unserer nationalen Wirthschaftsgeschichte berühmt, im Jahre 1821 in Gotha eine deutsche Feuerversicherungsbank auf Gegenseitigkeit in's Leben rief, die alsbald den englischen Einfluß zurückwarf und dank der Tüchtigkeit ihrer Leiter und der gesunden ökonomischen und versicherungstechnischen Grundsätze, mit denen sie fortgeführt worden ist, eine unserer ersten und gediegensten Feuerversicherungsanstalten wurde. Inzwischen haben zahllose neue Anstalten sich aufgethan, und es bestanden 1888 in Deutschland einundsiebzig öffentliche Feuerversicherungsanstalten, zwanzig größere Gegenseitigkeitsanstalten und neunundzwanzig Actiengesellschaften für Feuerversicherung. Bei den öffentlichen Anstalten waren etwa 33000 Millionen Mark, bei den übrigen 6945 734 621 Mark versichert.

Auch die Lebensversicherung kann im deutschen Innungswesen des Mittelalters ihre Vorläufer erkennen, das mit seinen Begräbniß- und Wittwenkassen eine gemeinschaftliche Vorsorge gegen die Mißgeschicke des Lebens zu treffen sich bemühte; indeß bildet dieser Zweck auch das alleinige Vergleichsmoment, das heutige System der Lebensversicherung beruht im Uebrigen auf durchaus moderner, von jenen ersten Versuchen wesentlich verschiedener Grundlage. Die heutige Lebensversicherung konnte sich nur auf dem Boden sorgfältigster Beobachtung derjenigen den Verlauf des menschlichen Lebens betreffenden Thatsachen aufbauen, an welche sie ihre Berechnungen anlehnt. Ihre Voraussetzung ist die Sterblichkeitstabelle, d. i. eine genaue Darstellung der in den verschiedenen Lebensaltern beobachteten Procentsätze der jährlichen Sterblichkeit und der nach dieser Procentscala aufgebauten Absterbeordnung einer Zahl von Personen. Erst als eine genügend große Zahl von Beobachtungen vorlag und die Wissenschaft hieraus die entsprechenden Schlüsse ziehen konnte, wurden die Lebensversicherungen aus den Anfängen gewagter und meist verunglückter Experimente herausgehoben und zu lebensfähigen Wirthschaftsorganisationen ausgestaltet.

Wie es scheint, hat die von dem italienischen Arzte Lorenzo Tonti im Jahre 1653 in's Leben gerufene Rentenvererbung einen wesentlichen Anlaß zur Ausbreitung des Gedankens der Lebensversicherung gegeben. Die nach ihm Tontinen benannten Gesellschaften zu gegenseitiger Beerbung functioniren derart, daß eine Anzahl von Personen eine in sich geschlossene Gesellschaft bilden, die ein Capital zusammenschießt und die Zinsen davon jedes Jahr an die noch lebenden Mitglieder vertheilt. In Gemäßheit der Verminderung der Mitglieder durch Todesfälle bezieht jedes noch lebende Mitglied jährlich eine größere Zinsenquote, bis schließlich Alles dem letzten

Ueberlebenden zufällt. Mit diesen Tontinen, die im Grunde auf Lotteriespiel hinauskommen, bei dem der Unkundige leicht getäuscht werden kann, versuchen sich bei uns übrigens neuerdings wieder amerikanische Gesellschaften.

Auf technisch zuverlässige Grundlagen wurde die Lebensversicherung erst gestellt, als Fermat und Pascal (1654) die Wahrscheinlichkeitsrechnung begründeten und sich allmählich aus „Kirchenlisten" und sonstigen Aufzeichnungen ad hoc die nothwendigen Sterblichkeitstafeln entwickeln konnten. In England entstanden dann durch Gründung der Englischen Bank die ersten selbstständigen Privatgesellschaften für Wittwen- und Waisenversorgung (1698 und 1699), denen bald (1705—1706) die erste eigentliche Lebensversicherungsgesellschaft, die „Amicable" folgte. In Deutschland hat die Lebensversicherung mit einem ersten, freilich erfolglosen Versuch in Hamburg 1806 durch Beneke eingesetzt, es scheiterte dies Unternehmen an der Ungunst der politischen Zustände. (Krieg, Zusammenbruch Preußens.) Erst 1827—1829 gelang es dem verdienten Begründer der Gothaer Feuerversicherungsbank, Arnoldi, auch eine Lebensversicherungsbank auf dem Principe der reinen Gegenseitigkeit an demselben Orte in's Leben zu rufen. Im weiteren Verlaufe haben sich dann zahlreiche Gesellschaften gebildet, theils auf Actien, theils auf Gegenseitigkeit, und 1888 gab es im deutschen Reiche vierunddreißig Anstalten (19 auf Actien, 15 auf Gegenseitigkeit) mit einem Versicherungsbestand von 3303 Millionen Mark. Den größten Bestand hatten: Gotha (Gegenseitigkeitsanstalt) 550,5, Stettiner Germania (Actiengesellschaft 3337,5, Leipzig (G.) 278,7, Stuttgart (Lebensversicherungs- und Ersparnißbank G.) 280,1 Millionen Mark.

Die Hauptart ist die Versicherung auf den Todesfall, und zwar des eigenen Lebens, doch kommt auch Versicherung eines anderen Lebens vor. Eine andere, neuerdings vielfach beliebte Art ist die Versicherung auf den Lebensfall, namentlich bei Erreichung eines bestimmten Lebensjahres; ferner kommt hier in Frage die Versicherung auf bestimmte Zeit, wo die Zahlung fällig wird, wenn in dieser Zeit der Tod eintrttt; oder schließlich die Versicherung auf zwei verbundene Leben, z. B. Eheleute („Ueberlebungsversicherung"), bei der die Zahlung fällig wird, wenn die im Voraus bestimmte Person (z. B. der Mann) thatsächlich zuerst stirbt. Außerdem giebt es aber noch einige vierzig verschiedene Combinationen von Lebensversicherungen. Eine besondere Bedeutung haben auch die „Kinderversorgungskassen", Aussteuer-, Studien-, Militärdienstleistungsanstalten erworben. Dem Versicherungsfähigen steht, wie man sieht, eine so große Anzahl von Anstalten zur Verfügung, daß auch hier Manchem die Wahl zur Qual werden kann.

Die Gewähr eines Ersatzes der Vermögensverluste, welche durch Hagelschlag entstehen, zu bieten, ist Angelegenheit der **Hagelschädenversicherung**. Diese Versicherungsart ist zur Zeit mit am mangelhaftesten entwickelt, weil es der Versicherungstechnik unmöglich ist, die capitalvernichtende oder

schädigende Naturerscheinung auch nur annähernd nach Zeit, Umfang und Stärke des Auftretens voraus zu berechnen; da ferner weite Länderstrecken viele Jahre hindurch von Hagelschaden verschont sein können, so pflegt das Bedürfniß nach Hagelversicherung sich so ungleichmäßig einzustellen, daß die privatwirthschaftlichen Unternehmungsformen von heute im Allgemeinen nur geringe Neigung zu diesem „Geschäfte" bekunden.

Die Hagelversicherung ist erst in den letzten zwanzig Jahren des 18. Jahrhunderts, und zwar, wie man annimmt, zuerst in Schottland angewandt worden. In Deutschland scheint ein Mecklenburger Gutsbesitzer, von Müller-Detershagen, mit der Neubrandenburger Hagelversicherungsgesellschaft (1797) den ersten Versuch gemacht zu haben, der aber, wie noch manche nachfolgende, wegen des zu engen Wirkungsgebietes fehlgeschlagen ist.

1888 waren in Deutschland zwanzig Gegenseitigkeits- und fünf Actiengesellschaften wirksam, bei denen insgesammt Werthe von über 1700 Millionen Mark versichert waren. Im Königreiche Bayern ist durch Gesetz vom Jahre 1884 eine staatliche Hagelversicherungsanstalt begründet, sie ist mit einem Garantiefonds von 1 Millionen Mk., sowie einem jährlichen Beitrag von 40000 Mk. zu den Kosten aus Staatsmitteln unterstützt. Von den 20 Gegenseitigkeitsanstalten arbeiteten 1888 fünf mit Verlust, die Ueberschüsse der übrigen betrugen annähernd 2 Millionen Mk., die 5 Actiengesellschaften erzielten über 3 Millionen Mk. Ueberschuß. Das sind Resultate, die die privatwirthschaftlichen Kräfte nicht gerade zu neuen Thaten anspornen können.

Die letzte Versicherungsart, die hier zu besprechen ist, die **Viehversicherung**, begegnet ebenfalls großen Schwierigkeiten, die privatwirthschaftliche Versicherungstechnik ist nicht in der Lage, genau zutreffend Risicoberechnungen aufzustellen; der Tod von Hausthieren kann leicht durch mangelhafte Wartung und Pflege, leichtsinnig oder willkürlich, ohne daß es nachweisbar ist, herbeigeführt werden, die Identität des verstorbenen mit dem versicherten Vieh ist schwer festzustellen, durch Seuchen werden oft aller Vorsorge ungeachtet die Viehstände ganzer Landstriche hingerafft und Capitalverluste erzeugt, denen auch die capitalkräftigste Gesellschaft nicht gewachsen ist. Durch die Rinderpest verlor z. B. Oesterreich in den Jahren 1863—1865: 64 bis 91% seines Rinderbestandes, England im Jahre 1866 700000 Stück, Holland allein in fünf Provinzen 150000 Stück.

In den Culturstaaten zudem ist es als Aufgabe der Wirthschaftspolizei erkannt worden, bei Viehseuchen verdächtige Thiere zu tödten und die Besitzer aus jährlich von den gesammten Viehbesitzern mittelst staatlichem Zwange aufzubringenden Mitteln zu entschädigen. Im Uebrigen pflegen die Besitzer großer Viehbestände sich gegen die durch Abnutzung und nicht seuchenartige Krankheiten entstehenden Verluste durch Abschreibungen zu decken, so daß also schließlich der privaten Viehversicherung nur der kleine Viehbesitzer verbleibt, der an Abschreibung wegen des geringen Umfanges seines Capitals nicht denken kann.

So haben sich denn seit Alters her die kleinen Viehbesitzer zu „Kuhgilden", „Kuhladen", „Viehkassen" vereinigt, und man nimmt an, daß gegenwärtig in Preußen gegen 5000 kleine Viehversicherungsvereine mit etwa 600000 Theilnehmern bestehen, die etwa 1½ Millionen Rinder und Pferde versichert haben. Ferner wird berichtet, daß es 20 deutsche Viehversicherungsgesellschaften und zwar auf Gegenseitigkeit giebt, die mit geschäftlicher Organisation versehen sind und ihre Wirksamkeit auf größere Gebiete erstrecken.

Die bei diesen Gesellschaften 1892 laufende Versicherungssumme betrug 100628000 Mark, Zahlen, welche bei den Riesencapitalien, die in dem gesammten Viehbestand stecken, nur verhältnißmäßig gering in's Gewicht fallen.

Werfen wir einen Rückblick auf die verschiedenen Versicherungsarten, so tritt die allgemeine volks- und privatwirthschaftliche Bedeutung und Wirkung des Versicherungswesens deutlich genug in die Erscheinung. Bevor ein gefahrdrohendes Ereigniß, gegen dessen Folgen man sich versichert hat, eintritt, giebt die Versicherung mehr Muth zu technisch riskanteren Geschäften (feuergefährlichen Anlagen, gefährlichen Seereisen, Bau von Gewächsen, die vom Hagelschlag mehr leiden); manche Geschäfte werden dadurch erst allgemein möglich, während sie ohne dies ein Monopol der Reichen, die ein Uebriges riskiren können, sein würden. Der Credit der Versicherten erhöht sich, die fast ununterbrochene Fortführung der Production und Geschäfte wird verbürgt; das Bewußtsein, versichert zu sein, giebt dem Einzelnen größere Ruhe. Nach Eintritt des Schadens können die vernichteten Werthe alsbald ersetzt werden, vollständige Verarmung, die ehedem nichts Seltenes war und die die amtlich beglaubigten Bettelconcessionen, „Brandbettelbriefe" zeitigte, ist ausgeschlossen. Die verschiedenen Formen der Rentenversicherung unterstützen in wirksamster Weise die vorbeugende Armenpflege. Neben dem Sparzwangcharakter der Lebensversicherung tritt als segensreich darin hervor, daß auf diesem Wege die isolirten, kleinen Sparbeträge oder Prämien in der einzigen leitenden Hand der Versicherungsanstalt zu großen Summen anwachsen, die der volkswirthschaftlichen Production zugeführt werden können.

Daß trotz der großen Erfolge, die das Versicherungswesen erzielt hat, in der Entwickelung seiner verschiedenen Systeme kein selbstgenügsamer Stillstand eingetreten ist, sondern viel Leben und Kampf herrscht, wird Jedem sofort klar, der sich mit der Fülle von Streit- und Principienfragen, die hier von Theorie und Praxis aufgeworfen werden, beschäftigt hat. Wir wollen hier nur die große Haupt- und Staatsfrage erwähnen, die Frage der „Verstaatlichung" des Versicherungswesens, die durch die Schrift des conservativen Politikers und nationalökonomischen Professors Adolf Wagner „Der Staat und das Versicherungswesen" (1881) des Ausführlicheren behandelt worden ist. Wagner, dem natürlich von den Vertretern der großen privaten Versicherungsgesellschaften auf das Lebhafteste

widersprochen wird, befürwortet darin und auch an anderer Stelle einen weitgehenden Einfluß des Staates auf das Versicherungswesen, damit einmal die vorbeugenden Maßregeln gegen das Eintreten an sich möglicher Gefahr (die „Meidung") mit administrativer Hilfe auf das Feinste und Gewissenhafteste entwickelt und damit weiter die Kosten des Versicherungsverfahrens durch Ausscheiden der Reclame-, Agentenkosten und sonstiger übermäßiger Verwaltungsspesen auf ein Minimum reducirt werden. Er glaubt auch, daß viele Privatgesellschaften dazu neigten, die „schlechteren Risikos" auszuscheiden und nur die „besseren" zur Versicherung zu übernehmen, daher jene, z. B. die Mobiliarversicherung der kleinen Leute gegen Feuer, sich selbst überlassen bleiben, d. h. praktisch häufig ohne Versicherung sind. So empfiehlt er denn die gemeinwirthschaftliche Organisation des Versicherungswesens in öffentlichen Anstalten statt der privatwirthschaftlichen in speculativen Erwerbsunternehmungen, im Uebrigen erklärt er sich für private Anstalten nach dem Gegenseitigkeitsprincip und wird er den lobenswerthen Bestrebungen der Pensionsanstalten, Wittwen- und Waisenpensionskassen auf genossenschaftlicher Grundlage, die er gegen die Angriffe der Actiengesellschaften vertheidigt, gerecht.

Englands Wehrmacht und strategische Situation Deutschland gegenüber.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die beiden Vormächte der germanischen Welt, England und Deutschland, sind infolge des Anschlages britischer Unterthanen auf die Unabhängigkeit Transvaals in eine Differenz mit einander gerathen, und die Wogen der öffentlichen Meinung gingen in beiden Ländern, namentlich in England, hoch und gegen einander. Es konnte auf den ersten Augenblick überraschen, daß die im Interesse Deutschlands an dem Fortbestehen und Gedeihen der südafrikanischen Republik erfolgte Depesche des Kaisers an den Präsidenten derselben einen derartigen Sturm der öffentlichen Meinung auch in Deutschland hervorrief. Allein in der That besitzt Deutschland in Transvaal bedeutende Interessen. Fünfzig Millionen deutschen Capitals sind dort in Handels-, Eisenbahn- und Goldminen-Unternehmungen engagirt. Die deutsche Industrie ist durch selbstständige Etablissements Krupps, Siemens & Halskes u. A. in Transvaal vertreten, der Handel Deutschlands mit Transvaal entwickelt sich immer mehr, und die Ausfuhr desselben dorthin beträgt jährlich zwölf Millionen Mark. Unter britischer Herrschaft aber über Transvaal, namentlich der in Südafrika Alles dominirenden und an sich reißenden Chartered Compagnie, würden diese Interessen Deutschlands bedenklich gefährdet erscheinen, und überdies bildet die Republik Transvaal den einzigen bedeutenden, lebenskräftigen selbstständigen und wehrhaften Staat in Südafrika, dessen Existenz für das immer weiter Umsichgreifen der britischen

Herrschaft eine Schranke und daher einen Schutz für die Entwickelung des übrigen deutschen Colonialbesitzes, sowie den deutschen Handel und Export nach dem Süden des dunklen Welttheiles, bildet. Deutschland hat ferner ein reges Interesse daran, in den Transvaal stammverwandten und mit ihm durch merkantile Interessengemeinschaft verbundenen benachbarten Niederlanden sich Sympathieen zu gewinnen, sowohl im Hinblick auf eine eventuelle künftige dynastische Verbindung, wie alsdann eine etwaige Anlehnung der Niederlande mit ihren ungemein werthvollen Colonieen an den mächtigen stammesverwandten Nachbarn. Dies Alles dürfte die Hauptgründe für die mit der kaiserlichen Depesche ausgesprochene Stellungnahme der deutschen Regierung in der Transvaalangelegenheit gebildet haben. Der Moment für diesen politischen Act war überdies günstig gewählt, da England zur Zeit mit den Vereinigten Staaten wegen Venezuelas sich in einem Conflicte befindet, da ferner seine asiatischen Interessen gegen Rußland scharf engagirt, die armenischen Wirren noch nicht gelöst sind, und auch zwischen ihm und Frankreich Differenzen hinsichtlich der afrikanischen Besitzungen bestehen. Allein es bleibt trotz alledem vielleicht fraglich, ob sich Deutschland mit den infolge seines Auftretens auf ein Menschenalter hinaus verscherzten Sympathien Großbritanniens durch die Accentuirung seiner eigenen Stellung in Südafrika mehr genützt als geschadet hat.

Wenn sich nun auch mit voller Bestimmtheit erwarten läßt, daß die vorhandene Differenz wegen Transvaals nicht in eine kriegerische Action ausartet, da die Interessen beider Mächte im Uebrigen einander parallel laufen und, etwa die künftige Handelsconcurrenz in dem dem Westen zu erschließenden China ausgenommen, nirgends erheblich collidiren, so erscheint doch ein Blick auf die militärische Lage Englands und Deutschlands einander gegenüber im jetzigen Zeitpunkt vielleicht nicht ohne Interesse. Charakteristisch für dieselbe ist jedenfalls, daß beide Mächte durch das Meer, die Nordsee, von einander getrennt, infolge der besonderen Gestaltung ihrer Wehrmacht sich auf dem Continent, mit Ausnahme der afrikanischen Colonieen, nicht zu bekriegen vermögen. Denn die Landung einer starken britischen Streitmacht an den deutschen Küsten ist zwar taktisch sehr wohl durchführbar, und zwar an denen der Ostsee; allein strategisch ein Unding, da die gelandeten britischen Streitkräfte sich sehr bald einer derartigen Ueberlegenheit deutscher Heeresmassen gegenüber befinden würden, daß sie von denselben erdrückt werden müßten.

England ist überhaupt nur in der Lage, 2 Armeecorps für die Verwendung im Auslande disponibel zu machen, seine Miliz sowie die Freiwilligen und die Yeomanry dürfen nur im Inlande verwandt werden. Was wollen aber 2 englische Armeecorps, selbst wenn es gelingt, sie in einem oder zwei Echelons überraschend und ungehindert zu landen, gegenüber den deutschen Heeresmassen von im Kriegsfalle ca. 20 Armeecorps und deren annähernd ebenso starken Reserveformationen besagen? Wir sehen bei der

Betrachtung des concreten Falles von jeder etwaigen Allianzbildung auf beiden Seiten ab. Ueberdies vermag Deutschland, da seine Nordseeküsten völlig unzugänglich für eine Landung starker Streitkräfte sind, da infolge ihrer Untiefen die größeren Schiffe einer feindlichen Flotte nicht auf Geschützwirkungsbereich an die Küsten heranzukommen vermögen, und da überdies die wenigen Zugänge derselben durch starke Befestigungen, Torpedosperren und Schiffe der Flotte völlig ausreichend geschützt sind, seine Landstreitkräfte in jenem Kriege ganz überwiegend an den Ostseeküsten bereit zu halten, um dem Gegner, dessen voraussichtlich überraschend unter dem Schutze der Nacht ausführbarer Landungsact selbst kaum gehindert zu werden vermöchte, in den für eine Landung am günstigsten Küstengebieten der Lübecker Bucht, der Odermündungen oder des östlichen Holsteins u. a. O. sehr rasch mit erdrückender Ueberlegenheit entgegen zu treten. Die deutsche Flotte aber würde es in Anbetracht der gewaltigen Ueberlegenheit der englischen rationeller Weise auf keinen entscheidenden Kampf mit der englischen Uebermacht zur Verhinderung der Landung ankommen lassen dürfen, sondern ihre Aufgabe darin bestehen, die Annäherung der englischen Flotte rechtzeitig zu erkennen und die Landung etwa durch einen Offensivstoß möglichst zu verzögern.

Jene Ueberlegenheit aber ist, selbst unter völliger Berücksichtigung des Umstandes, daß zahlreiche britische Geschwader in allen Weltmeeren vertheilt sind, dennoch eine derartige, daß England heute das Canalgeschwader von 6 Panzerschiffen 1. Klasse, 2 großen, 2 mittleren, 2 Torpedokreuzern und einigen Contre-Torpedobooten bei Portsmouth und Portland und das neugebildete fliegende Geschwader von 3 Panzerschiffen 1. Klasse, 2 Panzer- und 2 geschützten Kreuzern an der Südwestküste Irlands, somit in Summa einige zwanzig Kriegsschiffe, darunter 9 Panzerschiffe 1. Klasse, erforderlichen Falles in unmittelbarer Bereitschaft gegen Deutschland hat, eine Streitmacht, die überdies in 2—10 Tagen durch 24 Panzerschiffe und Panzerkreuzer, 21 Kreuzer und 26 Torpedojäger und Torpedoboote der Flottenreserve verstärkt zu werden vermag, so daß die britische gegen Deutschland verwendbare Streitmacht im Canal und am irischen Canal alsdann einige neunzig Kriegsschiffe, darunter 33 Panzerschiffe, betragen würde, während von der deutschen Flotte fachmännischem Urtheile zufolge zur Zeit nur 8 Panzerschiffe, 6 Hochseeküstenschutzfahrzeuge, 4 sonstige Küstenschutzfahrzeuge, 10 Kreuzer und 10 Torpedo-Avisos zur Verfügung stehen sollen, in Summa 38 Kriegsschiffe, darunter nur 4 Panzerschiffe 1. Klasse. Selbst wenn es wider Erwarten gelänge, die sämmtlichen Panzerschiffe der deutschen Flotte, 21 an Zahl, gegen jene englische Uebermacht zu vereinigen, würde dieselbe noch eine gewaltige sein, und auch dann noch, wenn das fliegende britische Geschwader seine Kreuzertour angetreten hätte oder nach Venezuela bezw. Nordamerika gegangen wäre. Die englische Flotte ist sogar jeder Combination zweier anderer Flotten, die ebenfalls, wie z. B. die französische,

der Zeit zu ihrer Concentration bedürfen, gewachsen, und strebt danach, ihr sogar überlegen zu werden; sie besitzt daher die Herrschaft zur See und ganz besonders diejenige auf der Nordsee, so daß die Landung starker deutscher Streitkräfte von etwa 1 Armeecorps von 45 000 Mann incl. nur seiner Reservedivision, an den englischen Küsten sich als ein nicht durchführbares Unternehmen darstellt. Denn die zahlreichen englischen Kreuzer würden mit Leichtigkeit das Auslaufen einer deutschen Transportflotte von ca. 150 Schiffen und der sie geleitenden deutschen Kriegsflotte entdecken und ihre dahinter befindliche Schlachtflotte rechtzeitig davon zu benachrichtigen vermögen, so daß, wenn nicht vorher eine englische Blokade der deutschen Nordseehäfen und des Skagerraks diese Häfen und die Ostsee überhaupt schließt und ein etwa nächtliches unbemerktes Auslaufen beider Flotten gelänge, die britische Flotte in der Lage sein würde, dieselben auf ihrer Fahrt nach der englischen Küste mit überwältigender Ueberlegenheit anzufallen und, ungeachtet der tapfersten und geschicktesten Gegenwehr, zu schlagen. Allein selbst wenn die Landung jener deutschen Transportflotte und ihrer Streitkräfte wider Erwarten unbemerkt glückte, so würde die Geleitflotte sowohl wie die Transportflotte, die, um ein neues Landungs-Expeditions-Echelon an die englische Küste zu führen, zurückkehren müßten und ebenso eine etwa neu gebildete Transportflotte, dem überlegenen Angriff der englischen Flotte ausgesetzt sein und die Verbindung der gelandeten Streitkräfte mit der Heimat völlig unterbrochen werden. Dieselben würden sich jedoch ebenfalls sehr bald einer erdrückenden numerischen Ueberlegenheit englischer Landstreitkräfte gegenüber befinden und ungeachtet ihrer weit besseren Schulung, Führung und Kriegstüchtigkeit überhaupt derselben auf die Dauer nicht zu widerstehen vermögen. England ist in der Lage, den gelandeten deutschen Streitkräften 2 mobile Armeecorps activer Truppen und 3 Armeecorps Besatzungstruppen, sowie eine Anzahl überschießender Truppentheile und Ersatztruppen gegenüber zu stellen, somit etwa 200000 Mann, und es verfügt über ein Reservoir von Landstreitkräften in Großbritannien von 117000 Mann des stehenden Heeres, 80 000 Mann Reserve, 11000 Mann Yeomanry, 251000 Freiwilligen und 132000 Milizen, aus welchen es außer jenen 3 Armeecorps &c. weitere Neuformationen aufzustellen und erlittene Verluste zu ergänzen vermag. Bei diesen im Verhältniß zu der zu landenden deutschen Streitmacht sehr bedeutenden Streitkräften erscheint es doch sehr fraglich, ob, wie Manche annehmen, 2 deutsche Armeecorps zur Bewältigung der gesammten britischen Landmacht im vereinigten Königreich genügen würden, und noch mehr, ob 2 deutsche Armeecorps von in Summa 90000 Mann ungehindert in England zu landen vermöchten.

Der Krieg vermag daher zwischen beiden Mächten nur zur See und zwar englischerseits in Gestalt eines Blocade- und Küstenkrieges, deutscherseits dagegen in derjenigen eines Defensivkrieges mit offensiven Vorstößen

an den Küsten, sowie beiderseits in der eines Kreuzer- und Kaperkrieges gegen die beiderseitigen Handelsschiffe geführt zu werden. Ueberdies ist England in der Lage, die nur von ganz unbeträchtlichen Streitkräften geschützten deutschen Colonieen zu occupiren und damit ein wichtiges Faustpfand und Compensationsobject für die späteren Friedensverhandlungen zu gewinnen. Für die Führung des Kreuzerkrieges aber stehen England 140 Kreuzer, darunter 13 Panzerkreuzer und 12 geschützte, sowie eine leicht zu vermehrende Anzahl von 22 Auxiliarkreuzern der Handelsflotte, und 26 derartigen Schiffen, für die die Armirung vorhanden, ist gegenüber 40 deutschen, darunter nur 4 geschützten und 10 Auxiliarkreuzern, zur Verfügung und überdies die britischen Kohlenstationen in der ganzen Welt, die die Actionsfähigkeit der englischen Kreuzer ungemein erhöhen, so daß auch hier das Uebergewicht offenbar auf Seiten Großbritanniens liegt. Vermöge ihrer maritimen Ueberlegenheit vermag ferner die englische Flotte, wie erwähnt, die Häfen Deutschlands zu blokiren und diese und die offenen Städte seiner Küsten zu beschießen und Deutschland die Zufuhr zur See abzuschneiden, so daß sich dasselbe genöthigt sehen würde, für die für seine Subsistenz unerläßlichen Importartikel, wie z. B. Getreide (1893 320 Millionen), Wolle (273 Millionen), Baumwolle (221 Millionen), Vieh (206 Millionen), Kaffee (214 Millionen) &c. neue Verkehrswege zu suchen, und ebenso für seinen bisherigen überseeischen Export an Zucker (1893 227 Millionen), Wollwaaren (217 Millionen), Eisenwaaren (167 Millionen), Baumwollwaaren (154 Millionen), Seidenwaaren (167 Millionen), Kohle (136 Millionen) &c. England dagegen ist in seinen Subsistenzmitteln nicht auf Deutschland angewiesen und vermag die Artikel des Auslandes an Stelle der deutschen, die es in der Regel bezieht, treten zu lassen, und sein Seehandel würde nach Vertreibung der deutschen Kreuzer in hinreichender Zulänglichkeit fortzubestehen vermögen und der ausländische Markt an Stelle des deutschen treten können.

Der entstehende Blocade- und Kreuzerkrieg aber würde, da ihm große Waffenentscheidungen fehlen würden, ein voraussichtlich sehr langwieriger werden und sich der letztere, wie erwähnt, gegen die Handelsflotten beider Nationen richten. Beide Flotten bieten diesem Kaper- und Kreuzerkriege ein weites Angriffsobject, und die englische Handelsflotte ein noch beträchtlich größeres wie die deutsche, und es scheint bei ihm selbst nicht ausgeschlossen, daß es einzelnen besonders schnellen und gut geführten deutschen Kreuzern gelingt, der britischen Handelsflotte den Ocean für längere Zeit mit Erfolg gefährlich und unsicher zu machen und zahlreiche Schiffe derselben wegzunehmen, sowie selbst wichtige Hafenstädte Großbritanniens mit Erfolg zu beschießen; entgingen doch die Alabama der Susquehanna und andere Schiffe im amerikanischen Secessionskriege längere Zeit allen Verfolgungen der zuletzt zahlreichen Kreuzer der Nordstaaten. Allein bei der gewaltigen Ueberzahl der englischen Kreuzer und in Anbetracht des Umstandes, daß die Kohlenstationen,

welche England in allen Meeren besitzt, seinen Kreuzern, wie erwähnt, eine große Actionsfreiheit und Sicherheit gewähren, welche Deutschland fehlen, dürfte England auch in diesem Kreuzerkriege auf die Dauer das Uebergewicht gewinnen. Das Resultat des Krieges aber würde nicht nur in einer der schwersten Schädigungen des überseeischen Handels beider Mächte, sondern auch in einer tiefgehenden Erschütterung ihres Binnenhandels und ihrer Industrie, sowie des westlichen Weltmarktes überhaupt, bestehen und sich daher in keinem Verhältniß zu dem Zweck des ganzen Krieges, Zurückbringung Transvaals unter britische Botmäßigkeit, und damit ausschließliches Dominiren der britischen Macht in Südafrika bezw. Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit Transvaals und somit Schutz der künftigen Entwickelung des deutsch-ostafrikanischen Colonialbesitzes, befinden. Bei dieser Gesammtlage der Verhältnisse aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß, worauf ungeachtet der maritimen und sonstigen Rüstungsmaßnahmen Großbritanniens und der an die Oeffentlichkeit gerichteten Reden seiner leitenden Minister, gewisse Anzeichen bereits hindeuten, es den betheiligten Cabinetten gelingen wird, einen beiderseits befriedigenden Ausgleich in der Transvaalangelegenheit, im Besonderen der noch schwebenden Suzeränetätsfrage, zu vermitteln.

Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.

Von

* * *

Der derzeitige Oberpräsident der Provinz Schlesien, Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg, entstammt einem alten oberhessischen Geschlechte, das sich nach seiner an der Eder gelegenen Stammburg Hatzfeldt benannte und dessen geschichtliche Existenz bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreicht. Im 14. Jahrhundert spielte das schnell emporgeblühte Geschlecht bereits eine bedeutende Rolle und wußte den Landgrafen, insbesondere in deren langjähriger Fehde mit den Löwenrittern, thatkräftigen Widerstand zu leisten. Nachdem die Familie ihren Besitz durch Erwerbung von Wildenburg erheblich vergrößert, theilte sie sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts in die Wildenburg-Wildenburgische und die Wildenburg-Hessische Linie, welch' letztere 1794 erlosch. Ihr gehörte Melchior von Hatzfeldt, Graf von Gleichen an (1593—1658), der sich als kaiserlicher Heerführer hervorthat und dem das Geschlecht die Grafenwürde verdankt. Nach dem Erlöschen dieses Stammes, der durch Friedrich den Großen den fürstlichen und durch Kaiser Franz I. den reichsfürstlichen Rang erlangte, ging von ihren Besitzungen u. A. die schlesische Herrschaft Trachenberg, die Melchior 1635 aus den Händen des Kaisers erhalten, an die Wildenburgische Linie über, welche in die ältere Linie Wildenburg und die jüngere Schönstein zerfällt. Letztere kam durch Erbschaft in den Besitz der Herrschaft Trachenberg, die am 6. November 1741 von Friedrich

dem Großen zu einem Fürstenthum und deren Besitzer zu Fürsten erhoben worden waren.

Das Haus Hatzfeldt besteht gegenwärtig aus zwei besitzenden Linien; der älteren Wildenburg, im Besitze der Standesherrschaft Wildenburg-Schönstein, mit der Hauptresidenz Schönstein (Reg.-Bez. Coblenz); die wesentlich später als die jüngere Linie, nämlich am 10. Mai 1870 durch königliches Diplom die Fürstenwürde und das Prädikat „Durchlaucht" in der Person Alfreds von Hatzfeldt erlangte, und der Linie Trachenberg, welche die fürstliche Würde bereits seit 1741 besitzt, und der durch Cabinetsordre vom 22. October 1861 das Prädicat „Durchlaucht" verliehen wurde.

Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg ist das gegenwärtige Haupt der Linie Trachenberg. Er wurde am 4. Februar 1848 in Trachenberg in Schlesien geboren als Sohn des Fürsten Hermann Anton (1808 bis 1874) und seiner zweiten Gemahlin Marie, geborenen von Nimptsch, der Wittwe des königl. preußischen Kammerherrn und Ministerpräsidenten in Rom, Ludwig August von Buch.

Nachdem er die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal und das Gymnasium in Sagan besucht, studirte er auf den Universitäten Genf, Göttingen und Berlin von 1866—1869 die Rechte und wurde im Frühjahr 1870 zum Kammergerichtsreferendar ernannt. An den Feldzügen gegen Frankreich hat er im Garde-Kürassier-Regiment theilgenommen. Nach dem Tode seines Vaters widmete er sich der Bewirthschaftung seines ausgedehnten ererbten Besitzes — des Fürstenthums Trachenberg — und beschäftigte sich mit Communal-Angelegenheiten, trat im Jahre 1878 in das Herrenhaus ein und wurde fast gleichzeitig von seinem heimatlichen Wahlkreise (Militsch-Trebnitz) an Stelle des Grafen Maltzan in den Reichstag gewählt. Seitdem erfolgte seine Wiederwahl regelmäßig ohne Aufstellung eines ernsthaften Gegencandidaten bis zum Jahre 1892. Nach Auflösung des Reichstages nach Ablehnung der Militärvorlage verzichtete er auf eine Wiederwahl, weil ihm in seinem heimatlichen Wahlkreise ein Kampf mit einem Theile derjenigen Elemente, die ihn früher unterstützt hatten, widerstrebte. Im Reichstage gehörte er der deutschen Reichspartei an, trat weniger nach außen hervor, war jedoch vielfach in Commissionen beschäftigt.

Als gesinnungstreuer Katholik und gleichzeitiger Anhänger der freiconservativen Richtung nimmt er seit Jahren eine allgemein anerkannte, vermittelnde Stellung ein. 1893 wurde er nach dem Ableben des Herzogs von Ratibor zum Vorsitzenden des Provinziallandtages von Schlesien gewählt und ist seit dem 1. October 1894 Oberpräsident der Provinz Schlesien.

Nach dem Tode des Prinzen Calixt Biron von Kurland hatte ihm Kaiser Wilhelm I. die hohe Würde eines „Oberst-Schenken" verliehen, 1888 ward er nach Rom entsandt, um dem Papste Leo XIII. die Thronbesteigung Kaiser Friedrichs anzuzeigen, aus welchem Anlaß er das Groß-

kreuz des Piusordens erhielt; 1893 wurde ihm das Großkreuz und das Amt eines Ehrenbailli des Malteserordens verliehen. Von andern hohen Ordensauszeichnungen besitzt der Fürst:

Den Rothen Adler-Orden 1. Klasse und den Königl. Kronen-Orden 1. Klasse; das Großkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens und das Großkreuz des Ordens der Württembergischen Armee; er ist Oberst à la suite der Armee sowie erbliches Mitglied des Herrenhauses.

Seit dem 18. Juni 1872 ist der Fürst mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Generallieutenants und Generaladjutanten Grafen von Benckendorff und dessen Gemahlin Gräfin Marie Luise, geb. Prinzessin von Croy, vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen: Prinz Hermann, geboren am 14. Januar 1874, und Graf Alexander, geboren am 10. Februar 1877.

Der gegenwärtige Standpunkt der Criminal-Anthropologie.*)

Von

Georg Buschan.

— Stettin. —

Der Gedanke, daß ein schlechter Charakter eines Menschen in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck komme, reicht bis in das Alterthum zurück. Er findet sich bereits in den Schriften des Homer, Aristoteles und Salomon vertreten, er tritt uns in den Werken von Avicenna, S. B. Porta und vor allem Polemon entgegen und kehrt von Neuem in den Arbeiten von Lavater und Gall wieder. Einen wissenschaftlichen Ausbau hat derselbe aber erst in der Lehre Lombrosos vom geborenen Verbrecher gefunden.

Es war bekanntlich i. J. 1871, als der geniale Cesare Lombroso, Professor für gerichtliche Medicin an der Universität Turin, mit seiner epochemachenden Hypothese vor die Oeffentlichkeit trat, daß der Verbrecher ab ovo, d. h. vermöge seiner eigenthümlichen, individuellen Gehirnorganisation von Geburt an zum Verbrechen bestimmt sei und sich schon äußerlich durch einen ganz bestimmten Habitus, den tipo criminale, von ehrbaren Menschen unterscheide. Es war natürlich, daß dieses von Lombroso angeregte Thema sehr bald zur brennenden Tagesfrage wurde und eine wahre Fluth die Lombrosianische Lehre von Schriften und Abhandlungen, die für und gegen Partei nahmen, hervorrief; denn die Consequenzen, die sich aus solchen Behauptungen, falls sie sich bewahrheiten sollten, ergeben mußten, waren tiefeinschneidende für das sociale Leben. Und das schließliche Resultat dieser Nachprüfungen und Beobachtungen war, daß die Lehre vom „deliquente nato“ auf dem dritten internationalen Congresse für criminelle Anthropologie in Brüssel i. J. 1892 endgiltig zu Grabe getragen wurde.

*) Nach einem Vortrage, gehalten auf der XXVI. allg. Versammlung deutscher Anthropologen (1895) in Kassel.

Es ist nicht zum Mindesten das Verdienst deutscher Forscher, unter denen ich Bär, Näcke und Kirn nennen will, nachgewiesen zu haben, daß die Beobachtungen Lombrosos vielfach fehlerhafte und seine Schlüsse trügerische sind, daß also von einem „geborenen Verbrecher“ nicht gut die Rede sein kann. Dieselbe Ansicht vertritt augenblicklich auch die weitaus größte Anzahl derer, die sich mit criminal-anthropologischen Fragen beschäftigen; denn das ursprünglich große Heer der Lombrosianischen Anhänger ist jetzt bis auf ein nur noch winziges Häuflein zusammengeschmolzen.

Bei dem großen Interesse, das der von Lombroso angeregten Bewegung nicht nur dabei betheiligte Kreise, sondern vielfach auch gebildete Laien entgegen gebracht haben, halte ich es für angebracht, auch den Ausgang, den diese Bewegung genommen hat, vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift zu beleuchten.

Lombroso geht bei seiner Theorie von der Voraussetzung aus, daß das Verbrechen kein sociales Moment, sondern eine anatomisch-fixirbare Thatsache darstellt, die sich auch durch einen ganz specifischen äußeren Habitus des Uebelthäters kennzeichne.

Bevor wir in die näheren Details eintreten, heißt es zuvor, die Frage zu erledigen, ob diese Voraussetzung Lombrosos überhaupt zutrifft. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Begriff Verbrechen innig mit dem der Moral verknüpft ist. Der Begriff Moral ist aber nichts absolut Sicheres, sondern etwas höchst Wandelbares. Er hat stets nach der Culturstufe, Geistesrichtung eines Volkes, der Rasse, dem Klima und dem Orte variirt und wird dies auch in Zukunft thun. Ich erinnere mit Tarde daran, daß von den 10 Verbrechen, welche das mosaische Gesetz mit Steinigung bestraft, 9 von uns nicht mehr als solche angesehen werden würden; ich erinnere ferner daran, daß das Gebot der Kindesaussetzung der Spartaner, die Mordbrennereien der Hussiten, die Torturen der mittelalterlichen Inquisition, die Hinrichtungen der französischen Revolution u. a. m. nach dem augenblicklich unter den civilisirten Staaten Europas geltenden Moralcodex nicht mehr als glorreiche und gottesfürchtige Thaten, als welche sie zur damaligen Zeit angesehen wurden, aufgefaßt werden können; ich erinnere schließlich daran, daß heutigen Tags unter den gesetzlichen Vorschriften der verschiedenen europäischen Culturstaaten in der Auffassung mancher Delicte, z. B. des Abortus, gewisser sexueller Verirrungen, der anarchistischen Bestrebungen 2c. wesentlich principielle Differenzen bestehen. Ein jedes Volk setzt also nach dem zur Zeit bei ihm gerade geltenden Moralcodex den Begriff „Verbrechen“ fest. Treffend urgirt diesen Umstand Tarde mit den Worten: Aucun de nous ne peut se flatter, de n'être pas un criminel-né relativement à un état social donné, passé, futur ou possible. Kurz und gut, der Begriff Verbrechen ist ein ausschließlich sociologischer, und ein solcher kann logischer Weise nicht anatomisch-fixirbaren Merkmalen unterliegen.

Dessen ungeachtet behaupten Lombroso und seine Anhänger, daß eine besondere Klasse von Menschen existirt, welchen die Neigung zum Verbrechen angeboren ist, und die sich durch eine Reihe charakteristischer körperlicher und geistiger Eigenschaften von den übrigen Menschen deutlich kennzeichnen. Diese Merkmale verleihen dem Verbrecher ein ganz specifisches Gepräge, das die Lombrosianische Schule als „Verbrecher-Typus" (tipo criminale) zusammenfaßt: am ausgeprägtesten finde sich derselbe unter den Recidivisten und sogenannten verbrecherischen Naturen.

Mit dieser Behauptung ertappen wir Lombroso wiederum auf einer kleinen Unrichtigkeit. Er wendet nämlich das Wort Typus hier nicht in dem landläufigen Sinne an, als ein Ensemble von normalen körperlichen oder geistigen Eigenschaften, sondern als eine Summe von krankhaften Erscheinungen. Das Verbrechen ist nach Lombroso als ein Rückschlag auf den Urzustand des Menschen, mithin als eine atavistische Erscheinung aufzufassen. Denn die ersten Anfänge des Verbrechens reichen bis weit in die Pflanzen- und Thierwelt hinauf: die Pflanze, die Insecten fängt und verdaut, das Thier, das seinesgleichen frißt, sind Verbrecher; ja selbst „der aggressive Charakter des Protoplasma, sein Hunger ist das erste Verbrechen in der Welt der lebenden Wesen". Bei den Wilden ferner, die gleichsam ein Abbild der primitiven Menschen der Vorzeit sind, tritt uns das Verbrechen fast als allgemeine Regel, nicht als Ausnahme entgegen; demgemäß wird es hier von Niemandem als solches aufgefaßt, sondern im Gegentheil vielfach als ehrenwerthe Handlung hingestellt. Lombroso begründet diese Behauptung 1. durch etymologische Argumente aus den alten Sprachen, 2. durch die Häufigkeit der Unzucht, der Tödtung (Fruchtabtreibung, Kindesmord, Tödtung der Greise, Frauen und Kinder, Menschenopfer zc.) oder sonstiger Verbrechen, die durch die Religion befohlen werden, bei den wilden Völkerschaften, 3. durch die Schilderung der Charaktereigenschaften des Kindes. Der letzte Punkt erfordert eine kurze Erörterung. „Die Keime des moralischen Irreseins und der Verbrechernatur," so läßt sich Lombroso hierüber aus, „finden sich nicht ausnahmsweise, sondern als Norm im ersten Lebensalter des Menschen vor, gerade so wie sich beim Embryo regelmäßig gewisse Formen finden, die beim Erwachsenen Mißbildungen darstellen, so daß das Kind als ein des moralischen Sinnes entbehrender Mensch das darstellen würde, was die Irrenärzte einen moralisch Irrsinnigen, wir aber einen geborenen Verbrecher nennen." Lombroso findet nämlich, daß der kindliche Charakter Zorn, Rache, Eifersucht und Neid, Egoismus, Lüge, Mangel an Moralität, mangelndes Gefühl der Zuneigung, Grausamkeit, Trägheit, Eitelkeit, Kauderwelsch u. A. m., kurz die ganze Heftigkeit der Leidenschaft eines Verbrechers aufweist.

Leider läßt Lombroso bei dieser Argumentation außer Acht, daß man unmöglich einen Verbrecher mit einem Wilden oder Kinde in Beziehung setzen darf; denn bei den beiden letzteren handelt es sich, wie Kirn richtig be-

merkt, um noch nicht entwickelte sittliche Begriffe, bei jenen aber um eine Entartung des Charakters.

Lombroso, der übrigens mit seinen Ansichten etwas hin und her schwankt, hat später auch diese seine Hypothese von dem ausschließlich atavistischen Ursprunge des Verbrechens etwas eingeschränkt und scheint augenblicklich mehr die Ansicht zu vertreten, daß der geborene Verbrecher ein pathologisches Individuum, ein Moralisch-Irrsinniger sei. Er findet nämlich, daß derselbe in anatomischer, physiologischer und psychischer Hinsicht vielfach diesem sich nähert, wie er in derselben Beziehung auch an den Epileptiker und Wilden erinnere. Aus diesem vermeintlichen Verhalten zieht Lombroso den gewiß nicht berechtigten Schluß, daß der geborene Verbrecher, der Moralisch-Irrsinnige, der Epileptiker und der Wilde mit einander identisch seien. Außerdem wird derselbe schon an und für sich dadurch hinfällig, daß Lombroso mit Factoren rechnet, die in dem von ihm angenommenen Sinne nicht existiren. Das, was Lombroso und auch wir „Wilde" nennen, giebt es in diesem Sinne nicht. Selbst die auf der niedrigsten Culturstufe stehenden Völker verfügen immer schon über religiöse Ideen, gewisse sittliche, altruistische Gefühle, sociale Einrichtungen u. a. m. — Der Moralisch-Schwachsinnige (sittlich Blödsinnige) zeigt keine Krankheitsform sui generis, sondern nur einen Symptomencomplex, der bei den verschiedenartigsten Geistes- und Nervenkrankheiten vorkommt, ja selbst beim normalen Menschen nicht selten angedeutet erscheint. Außerdem trifft man das ausgesprochene Bild des sittlichen Blödsinns bei Verbrechern thatsächlich nur selten an, hingegen bei Schwachsinnigen, Epileptikern und Alkoholikern relativ am häufigsten (Kirn).

Den Verbrecher mit dem Epileptiker zu identificiren, ist somit ebenso willkürlich wie unrichtig.

Der Cardinalpunkt der Lombroso'schen Lehre liegt, wie schon betont, in dem Aufstellen eines Verbrechertypus. Ich will den Leser nicht ermüden mit der ausführlichen Wiedergabe aller der Merkmale, die diesen Typus zusammensetzen sollen; es ist dies ein kaleidoskopartiges Bild von allen nur möglichen und unmöglichen Eigenschaften, die sich auf die äußere Körperbeschaffenheit, vor Allem die des Schädels (größere Körperlänge, schweres Körpergewicht, verhältnißmäßig große Länge der Oberextremitäten, starke Entwickelung des linken Armes und Linkshändigkeit, häufiger dunkle als helle Haut- und Haarfarbe, sowie starke Behaarung am Kopfe bei gleichzeitig bestehendem Mangel an Bart, Verbildungsfehler am Ohr, wie Henkelohren, abstehende Ohren, Fehlen des Helix, übermäßige oder geringere Größenentwickelung der Ohren, fehlerhafte Insertion, abnorme Beschaffenheit des Läppchens 2c., Mißbildungen am Auge, im Besonderen Schielen, Persistenz der inneren Augenfalte (Mongolenfalte), Mißbildungen am Gaumen und an der Zunge, ferner Asymmetrien einer Schädelhälfte oder einzelner Theile derselben, Verbildungen, wie Spitzkopf, Thurmkopf, Flachkopf und Aehnliches, Schädelimpressionen, sattelförmige Vertiefungen der Schädeldecke,

namentlich in der Scheitelgegend, stark hervortretende Augenbrauenbögen, fliehende Stirn, sehr vergrößerte Stirnhöhlen, sehr große und von einander weit abstehende Augenhöhlen, massiv entwickeltes Gesichtsskelett, im Besonderen in der Gegend der Jochbögen (die größte Jochbogenbreite bei Todtschlägern, die kleinste bei Taschendieben), in die Länge gezogenes Gesicht (ganz besonders an Mördern und Todtschlägern), voluminöse Entwickelung des Unterkiefers, häufiges Vorkommen des Processus lemurinus an demselben, anomale Entwickelung der Weisheitszähne, Prognathie, Auftreten des Schläfenbeinfortsatzes, starkes Hervortreten der Linea semicircularis des Schläfenbeins, mittlere Hinterhauptsgrube, doppelte Gelenkfläche des Hinterhaupthöckers, frühzeitige Nahtverwachsungen oder umgekehrt Persistenz gewisser Schädelnähte, wie der Stirnnaht oder der queren Hinterhauptsnaht u. a. m.), auf die Beschaffenheit des Gehirns (confluirender Windungstypus, Verdoppelung der ersten Frontalwindung, stärkere Entwickelung der sogenannten Affenspalte, unvollkommene Bedeckung des Kleinhirns durch die Hinterhauptlappen, Anomalieen der Hirnblutgefäße rc.), auf die Beschaffenheit der Sinnesorgane, der psychischen Fähigkeiten und die Physiognomie des Verbrechers beziehen.

Leider decken sich die Erfahrungen, die Lombroso an seinem Materiale gewonnen hat, nicht mit den Resultaten, die andere Autoren, z. B. Laurent, Manouvrier, Hölder, Binswanger, Benedikt, Leppmann, Bär, Kirn, Näcke bei ihren Untersuchungen erhalten haben. Zum Theil bestätigen dieselben Lombrosos Erfahrungen nur in geringem Umfange, zum Theil widersprechen sie ihnen direct. Woher kommt dies nun, wird man fragen. Die Schuld liegt an Lombroso selbst. So gewissenhaft und scharfsinnig er bei seinen Arbeiten auch sonst verfahren ist, er hat doch stets den Hauptfehler begangen, daß er sein Untersuchungsmaterial nicht nach Art, Rasse, Geschlecht, Stand u. s. w. gesichtet, sondern die Verbrecher aller Nationen und Stände unterschiedslos zu einander in Beziehung gebracht hat. Wir wissen aber, daß manche der von Lombroso als Charakteristikum für den Verbrecher angeführten somatischen Anomalieen durch Rasse oder Geschlecht bedingt sind; denn einen allgemeinen Normalmenschen giebt es nicht. Weiter läßt Lombroso außer Acht, daß die Resultate anderer Forscher, auf die er recurrirt, verschiedentlich auf Untersuchungsmethoden beruhen, die nicht unwesentlich von einander abweichen (z. B. hinsichtlich der Schädelmessung, der Gehirnuntersuchung rc.), mithin nicht so ohne Weiteres mit einander in Parallele gestellt werden können. Schließlich begeht Lombroso auch noch den Fehler, daß er bei der Beurtheilung der psychischen Seite der Verbrecher (er hebt hervor: eine gewisse Intelligenz- und Willensschwäche oder eine auch nur einseitige Entwicklung einer intellectuellen Richtung bei sonstiger geistiger Oede, hochgradigen Egoismus und damit zusammenhängend Mangel an altruistischen Gefühlen, Eitelkeit und Prahlsucht, Mangel an Scham- und Reuegefühl, Arbeitsscheu) die Thatsache nicht mit in Erwägung zieht, daß

sein Material zumeist den untersten Volksschichten entstammt, wo im Allgemeinen Intelligenz und Moral ziemlich unentwickelt darniederliegen. „Die Psychologie des Verbrechers," so urtheilt Näcke richtig, „kann nur mit der der unteren Volksschichten verglichen werden und wird dann gewiß keinerlei Unterschied aufweisen."

Es ist um die von Lombroso aufgestellten specifischen Eigenschaften des Verbrechers ein sehr problematisches Ding. Dazu kommt, daß dieser „Verbrechertypus" nach Lombrosos eigener Aussage nur bei 25% aller Verbrecher vorkommt, und zwar zumeist bei Mördern und Dieben (mit 36 resp. 23%), weniger häufig bei Gelegenheitsverbrechern (mit 17%) und am allerwenigsten bei Betrügern und Bigamisten (bei 6%). Eine solche Inconstanz macht aber meines Erachtens die Theorie von einem bestimmten „Typus" von vornherein illusorisch.

Alle diese Bedenken würden indessen nicht ausschließen, daß wenigstens einzelne Merkmale existiren, die am Verbrecher ausschließlich vorkommen und dennoch für ihn specifisch sein könnten. Allein auch diese Voraussetzung trifft nicht zu. Alle von Lombroso angegebenen Merkmale nämlich, im Besonderen die sogenannten Degenerationszeichen, trifft man auch an Nichtverbrechern, d. h. an geistig Gesunden resp. Ehrbaren, und in annähernd derselben Häufigkeit, wie an Verbrechern auch an Geisteskranken und Idioten an, wofür Kirn, Bär, Knecht, Näcke, Manouvrier u. A. den Nachweis geliefert haben. Im Einzelnen hat sich Näcke mit dem fraglichen Punkte beschäftigt. Er hat nämlich herausgefunden, daß nur 3% der von ihm untersuchten geistig gesunden Frauen von solchen Entartungszeichen frei waren, und daß sich für gewöhnlich sogar mehrere dieser Merkmale an einer und derselben Person combinirt vorfanden.

Er hat ferner in Uebereinstimmung mit Knecht dargethan, daß die Zahl der Degenerationszeichen von den Normalen zu den Geisteskranken, Epileptischen, Idioten, sowie Verbrechern hin zunimmt.

Das Vorkommen von einzelnen Entartungszeichen ist aber — dies wird ein Jeder zugeben — ohne jegliche Bedeutung; nur das gleichzeitige Auftreten von mehreren derselben an einem Individuum kann einen gewissen Werth besitzen. Worin besteht nun aber dieser Werth? Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, müssen wir uns über die Bedeutung und Entstehung der sogenannten Degenerationszeichen klar werden, ein allerdings noch ziemlich dunkler und strittiger Punkt. Allgemein gesagt, verstehen wir unter Degenerationszeichen, auch Entartungszeichen, Stigmen genannt, Abweichungen von der Norm, die sich mit Vorliebe bei Degenerationszuständen vorfinden und die mehr oder weniger alle vererbbar sind. Diese Abweichungen werden sowohl solche morphologischer, als auch physiologischer (functioneller) Natur sein. — Ein Theil dieser Entartungszeichen gilt für atavistischen Ursprunges; der größere Theil indessen ist pathologisch bedingt. Leider gestatten unsere bisherigen Kenntnisse noch nicht, von sehr vielen der als

Atavismen ausgegebenen Degenerationszeichen mit absoluter Sicherheit auszusagen, daß sie wirklich solche, d. h. Rückschlagbildungen auf niedere Thierklassen vorstellen. Von einer Anzahl derselben hat sich bereits herausgestellt, daß sie in's Gebiet des Pathologischen fallen und erworben sind. Von den übrigen steht zu erwarten, daß sich ihre Anzahl noch mehr reduciren wird.

Wie Bär, Näcke, Féré u. A. wahrscheinlich gemacht haben, entstehen die meisten Degenerationszeichen durch unzureichende Lebenskraft und ungenügende Entwicklungsfähigkeit (mangelhaften Nisus formativus nach Arndt), oder sie kommen durch schlechte Ernährung, auch Krankheit während des Fötallebens zu Stande, stellen also eigentlich Hemmungsbildungen, ein Stehenbleiben auf einer Stufe der Entwicklung, vor, brauchen deswegen aber noch nicht Atavismen zu sein, oder sie stellen sich auch erst in Folge von mangelhafter Ernährung resp. Krankheit nach der Geburt ein.

Die Erfahrung maßgebender Psychiater und Anthropologen über die Bedeutung der Degenerationszeichen geht nun dahin, daß das Vorhandensein derselben nur einen Schluß auf eine minderwerthige Geistesanlage seiner Träger gestattet, keineswegs jedoch zu der Annahme einer verbrecherischen Disposition berechtigt. Eine geistige Minderwerthigkeit kann ihren Einfluß aber auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Geisteslebens äußern; sie kann sowohl zur Ausbildung einer Nerven- oder Geisteskrankheit, als auch zur Ausbildung eines Verbrechens disponiren, und zwar wird es von den einwirkenden äußeren Umständen abhängen, ob ein „psychischer oder ein moralischer Bankerott ausbricht".

Es handelt sich somit beim Verbrecher um ein psychisch-inferiores Individuum, das sein Mangel an sittlichem Gefühl, vereint mit einem Deficit an intellectueller Urtheilskraft, leichter als einen anderen Menschen auf den Weg des Verbrechens führt.

Bestimmend für eine solche Richtung werden in erster Linie die äußeren Verhältnisse sein, die auf einen zur abnormen Geistesanlage Disponirten schon während seiner Kindheit und ersten Jugend, vielleicht auch schon während seines intrauterinen Lebens einen Einfluß ausüben. Die Gesammtheit aller dieser äußeren Einwirkungen bezeichnet man mit dem französischen Worte „milieu".

Der Verbrecher entstammt zumeist den niederen Volksschichten, und gerade hier macht das sociale Elend sich in besonders hohem Grade bemerkbar. Der hier sehr verbreitete Alkoholmißbrauch, die nicht minder häufige Tuberculose oder Syphilis der Eltern wirken bereits auf die Keimanlage schädigend ein. Dazu kommen anstrengende körperliche Arbeit der Mutter, mangelhafte Ernährung und Pflege, oft genug auch rohe Behandlung von Seiten des Ehemannes und damit zusammenhängend häufige Gemüthserregungen — alles dies sind Umstände, die den Embryo in seiner normalen Weiterentwickelung hindern. Nach der Geburt wirken ähnliche Schädlichkeiten, diesmal aber direct auf das Kind ein. Die in den unteren Volks-

schichten durchweg unvernünftige Ernährung führt zur Rachitis; diese ihrerseits beeinträchtigt theils durch Mißgestaltung der Schädelkapsel, theils durch directe ungenügende Nahrungszufuhr zu den nervösen Centralorganen das Wachsthum des Gehirns. Auf den durch solche Momente von Grund aus minderwerthig angelegten Organismus wirken sodann secundäre Schädlichkeiten ein, die gerade für die Ausbildung zum Verbrecher Ausschlag gebend sein werden: mangelhafte Erziehung, schlechtes Beispiel der Eltern, Umgang mit depravirter Umgebung, vorzeitiger Alkohol-, Tabak- und Geschlechtsgenuß, bzw. Mißbrauch desselben, Nahrungssorgen und damit zusammenhängende frühzeitige Selbstständigkeit und vieles Andere mehr.

Es schafft also in erster Linie das Milieu den Verbrecher.

Allerdings wird zumeist hierfür eine mehr oder minder abnorm functionirende Hirnorganisation d. h. eine ererbte Anlage Vorbedingung sein. Treffend präcisirt Näcke diese beiden Momente durch die Gleichung: ± individueller Factor ± milieu social = Verbrecher. „Oefter wird nun der erste Factor = 0 sein, d. h. also das milieu social kann allein den Delict herbeiführen; ob jemals aber der 2. = 0 sein kann, das ist eben fraglich." Die lombrosianische Schule nimmt diese zweite Möglichkeit in jedem Falle als eo ipso gegebene an. — Ich meinerseits theile mit den schon öfters citirten deutschen Autoren den Standpunkt, daß solche Fälle, wo die Wirkung des letzten Momentes gleich Null ist, außerordentlich selten sind. Sie mögen ja wohl vorkommen; stets dürfte aber auch bei ihnen die Individualität nicht allein der ausschlaggebende Factor gewesen sein, sondern daneben auch das Milieu, wenn auch nur durch seinen Einfluß auf die Eltern und Voreltern, eine mehr oder minder wichtige Rolle gespielt haben.

Damit hätte ich kurz die Ansicht skizzirt, der augenblicklich die meisten Criminalanthropologen zuneigen. Die Consequenzen, die sich aus einer solchen Auffassung vom Verbrecher und seiner That ergeben, werden naturgemäß andere sein, als die Consequenzen aus der Lehre vom deliquente nato. Indessen wollen wir der Lombrosianischen Bewegung ihre guten Seiten nicht absprechen. Sie hat den Nachweis erbracht, daß bei der Beurtheilung eines Verbrechers nicht allein die That, sondern vorwiegend der Thäter Berücksichtigung finden muß; sie hat ferner gezeigt, daß es angeborene Geisteszustände giebt, die allerdings unter Hinzutritt eines mächtigeren Momentes, des socialen Milieu, zum Verbrechen führen, und daß ein guter Theil der Verbrecher, im Besonderen die Recidivisten und verbrecherische Naturen, schon äußerlich diese ihre Inferiorität zur Schau tragen. Hieraus ergiebt sich für die Rechtspflege, daß man einen Verbrecher weder für absolut zurechnungsfähig, noch absolut unzurechnungsfähig erklären darf, sondern daß der Richter in jedem Falle individuell verfahren und dementsprechend das Strafmaß höher oder niedriger bemessen resp. Straflosigkeit eintreten lassen muß. Natürlich bedarf es dazu einer Abänderung der bestehenden Gesetzesvorschriften in diesem Sinne.

Der Dornenweg.

Schauspiel in drei Aufzügen

von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen.

Consul Heinrich Prätorius, Rheder.
Frau Johanna Wedekind, seine Schwester.
Herbert, Rechtsanwalt, } deren Söhne.
Alfred, Regierungsassessor, }
Egon, }
Ellen, Alfreds Frau.
Ernst Bülau.
Dorothee, seine Tochter.
Franz, } bei Frau Wedekind bedienstet.
Helene, }
Ein Angestellter Herberts.

Erster Act.

Bei Frau Wedekind.

Sehr eleganter, moderner, in nicht zu hellen Farben gehaltener Salon. Mittelthür und übliche Seitenthüren. In der Ecke rechts ein behaglicher Erker mit Butzenscheiben. Ein weißgedeckter Tisch mit schönen Blumen und Geschenken. Auch auf den nebenstehenden Stühlen sind Geschenke, wie Stickereien u. s. w. ausgebreitet. Neben der Mittelthüre links, jedem Zuschauer sichtbar, an der Wand der große eingerahmte Kupferstich einer Mater dolorosa. Wenn die Mittelthür geöffnet wird, sieht man in ein zweites elegant möblirtes Zimmer.

Dorothee (ist am Tisch mit dem Arrangement beschäftigt).

Franz (alter Diener, in dunkler Livrée, ist ihr behilflich).

Dorothee (nach der Kaminuhr). Gleich zehn? Da müssen wir uns eilen, Franz, die gnädige Frau kann jeden Augenblick kommen. Stellen Sie, bitte, die Camelie ein bischen mehr nach links. (Geschieht.) So ist's recht. War der Herr Doctor schon hier?

Franz. Noch nicht. Der Herr Doctor ist nebenan im Bureau. Schon wieder seit halb sechs. Der überarbeitet sich noch.

Dorothee. Wieviel Personen sind denn zu Tisch?

Franz. Im Ganzen acht. Außer der Familie nur noch Herr und Frau Commerzienrath Marwitz, Herr Baumeister Frederich und natürlich der Herr Prediger Ruemann. Da ist der Herr Doctor.

Dr. Herbert Wedekind (ungefähr 30 Jahre, männliche sympathische Erscheinung). Guten Morgen, liebes Fräulein! (Er tritt näher.) Wie reizend Sie das wieder arrangirt haben! Wirklich reizend! (Er nimmt ein Geschenk und liest die daran befestigte Visitenkarte.) „Herr und Frau Consul Schlegel mit herzlichen Glückwünschen." (Es hinlegend.) Alte treue Freunde! Können Sie sich denken, Fräulein Bülau, daß die Frau Consul 'mal eine Beauté gewesen als junges Mädchen und meinem seligen Vater beinahe gefährlich geworden wäre? (Etwas leiser.) Nun passen Sie mal auf, jetzt mache ich unserm alten Franz die übliche Festesfreude. Erst spiele ich den Neugierigen und dann den Ueberraschten. (Lauter.) Aber das schönste Geschenk ist doch unstreitig dieser pompöse Napfkuchen. Wissen Sie vielleicht Franz, wer den geschickt hat?

Franz (bescheiden.) Ich war so frei, Herr Doctor, wie schon seit 36 Jahren der gnädigen Frau durch Ernestinen solchen Kuchen backen zu lassen.

Herbert (ihm auf die Schulter klopfend.) Daß ich das auch jedes Mal vergesse!

Franz (sich verbeugend durch die Mitte ab.)

Herbert (ein Aquarell nehmend.) Das ist ja ganz prachtvoll geworden! Sie haben wirklich unglaubliche Fortschritte gemacht. Wie wird sich meine Mutter damit freuen! Sie wissen ja, liebes Fräulein, wer der alten Frau Freude macht, hat auch einen sicheren Platz in meinem Herzen. (Warm.) Und Sie sind wahrhaftig während der zwei Jahre, die Sie bei ihr sind, bestrebt gewesen, ihr Freude und nur Freude zu bereiten. (Er drückt ihr die Hand.)

Dorothee (nach kurzer Pause). Das muß ja jetzt Alles vorbei sein.

Herbert. Ihr Entschluß, uns zu verlassen, ist also wirklich unabänderlich?

Dorothee. Es muß sein, Herr Doctor, ich habe ja keine Wahl. Ich kann meinen Vater nicht länger allein lassen.

Herbert. Er ist doch vorläufig bei Ihrer Schwester und Ihrem Schwager, nicht wahr?

Dorothee. Ja, aber doch nur so lange, bis er irgend ein Unterkommen gefunden hat. Mein Schwager ist ein jähzorniger Mensch, er läßt den Vater jetzt schon bei jeder Gelegenheit das Unglück fühlen, in das er gerathen ist.

Herbert. Sie haben doch den natürlichsten Halt an Ihrer Schwester?

Dorothee. Ach nein! Meine Schwester war früher die sanftmüthigste Person. Aber dann hat sie wohl eingesehen, daß sie mit aller Güte Nichts ausrichtet und ist schließlich genau so rücksichtslos geworden, wie ihr Mann.

Herbert. Das thut mir sehr leid für Sie, Fräulein Bülau. (Er geht umher.) Die Hauptsache ist: Ihr Vater muß eine Beschäftigung haben.

Dorothee (seufzend). Wo soll er die hier finden nach dem Unglück? Seit acht Tagen läuft er von Morgens bis Abends. Keine Beschäftigung ist ihm zu gering, überall klopft er an, überall wird er abgewiesen. Wir müssen fort, vielleicht nach Berlin. Die Stadt ist so groß, und dort kennt uns Niemand.

Herbert (ein wenig lebhafter). Sie wollen fort? Das darf nicht sein. Meine Mutter hatte sich so an Sie gewöhnt! Sie werden sich doch aber recht oft hier sehen lassen?

Dorothee. Sie wird mich bald vergessen haben.

Herbert. Sie vergißt nicht die Menschen, die ihr ein warmes Herz gezeigt haben.

Dorothee. Es ist das Beste, wenn wir die unglückselige Stadt verlassen. Um mich ist's mir nicht bange. Ich finde gewiß in Berlin leicht irgend eine Stellung. Aber der Vater! Er ist zu stolz, um sich von mir ernähren zu lassen.

Herbert. Behalten Sie nur den Kopf oben, es wird schon Alles wieder gut werden.

Dorothee (bitter). Gut werden? Sagen Sie selbst: giebt es auf der weiten Welt einen Menschen, der meinem Vater die drei letzten Jahre aus seinem Leben streichen kann, der ihm sagen kann: „Da hast Du Deinen ehrlichen Namen wieder, Du hast unschuldig gelitten!" Denn unschuldig ist er, es kann nicht anders sein!

Herbert (mit großer Wärme). Könnte ich ihm helfen, ich thät's wahrhaftig mit tausend Freuden ... um Ihretwillen, mein liebes Fräulein ... (Sehr ernst.) Aber das ist nicht in meiner Macht!

Dorothee. Aber unter all' den Demüthigungen, die ich seinetwegen erdulden mußte, ist mir doch die schrecklichste, daß auch Sie nicht an ihn glauben!

Herbert. Woraus schließen Sie das?

Dorothee. Weil Sie noch nie mit mir über die Sache gesprochen haben.

Herbert. Davon hat mich nicht Interesselosigkeit, sondern nur Zartgefühl abgehalten. Sie dürfen mir's glauben, Fräulein Bülau, auch ich habe mich damals tausend Mal gefragt: wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der zwanzig Jahre lang treu und gewissenhaft meinem Vater gedient hat, sich in einem unseligen Augenblick so weit vergessen und Hand an fremdes Gut legen konnte! Immer wieder habe ich mir Ihren Vater vergegenwärtigt in seiner stillen, sichern, bescheidenen Art, in seiner Pflichttreue: ich stand damals vor einem Räthsel, ich sage es Ihnen ehrlich, ich habe es bis heute nicht lösen können. Aber die Verhältnisse lagen für ihn zu ungünstig, es sprach zu viel gegen ihn, zu wenig für ihn! Was nützt da alles Hadern! Das Gericht hat das Urtheil über ihn gesprochen, und das lautete: Schuldig! (Neu anhebend.) Ihr Vater ist noch nicht alt — 54 oder 55, wenn ich nicht irre, — er kann, er muß noch ein neues Leben beginnen. Wenn ich ihm irgendwie nützlich sein kann — es soll gewiß geschehen. (Pause.)

Dorothee. Herr Doctor, Sie sind von der ersten Stunde an, als ich in das Haus Ihrer Frau Mutter kam, gütig zu mir gewesen, und Sie geben mir den Muth, eine Bitte an Sie zu richten.

Herbert (warm.) Aber liebes Fräulein, sprechen Sie doch frank und frei.

Dorothee. Sie würden mir unendlich wohl thun, wenn Sie einmal mit meinem Vater sprechen wollten, wenn Sie ihm noch ein wenig Interesse zeigen würden. Könnte er Ihnen 'mal sein Herz ausschütten, er würde neuen Lebensmuth finden. Sie haben eine so wohlthuende Art zu trösten.

Herbert. Ich habe Nichts dagegen, wenn Ihr Vater mich 'mal im Bureau aufsucht. Ich werde ihn ruhig anhören und mit ihm seine Zukunftspläne durchsprechen.

Dorothee. Mein Vater will heute zu Ihrer Mutter kommen, um ihr für all das Gute zu danken, was sie an mir gethan hat. Sie hat mir schon versprochen, ihn anzunehmen.

Herbert. Da ergiebt sich vielleicht auch für mich ganz ungezwungen die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Seien Sie nur versichert, Fräulein Dorothee, es soll Alles geschehen, um seine und ... Ihre Zukunft freundlicher zu gestalten.

Dorothee (ihm die Hand reichend). Ich danke Ihnen.

Herbert (ergreift ihre Hand sehr lebhaft, sie bleiben einen ganz kurzen Moment Hand in Hand). Da ist ja endlich das Geburtstagskind! (Er geht seiner Mutter entgegen.)

Fr. Johanna Wedekind (von links, 65 Jahre, vornehme ernste Erscheinung, schwarz gekleidet, weißes, glattgescheiteltes Haar).

Herbert (sie umarmend). Geliebte Mutter ... 65 Jahre ... in Ehren 65 Jahren!

Fr. Wedekind. Wie kann man nur so ungalant sein und einer Dame ihr Alter nachzählen! (Indem sie ihm zärtlich die Backen streichelt.) Mein geliebter Junge!

Ein Angestellter Herberts (von rechts). Sie verzeihen, Herr Doctor, ich brauche noch einige Unterschriften. (Ab.)

Herbert. Gleich, ich komme schon. (Sie zum Tisch führend.) Und nun komm mal her und laß' Dir von Fräulein Bülau all' die Herrlichkeiten erklären. Ich bin bald wieder hier. (Rechts ab.)

Dorothee (erklärend). Von Herrn Consul Schlegel ... von Fräulein von Beckendorff ...

Fr. Wedekind (auf das Aquarell). ... und das ist von Ihnen! (Freudig überrascht.) Das ist ja wahrhaftig mein Geburtshaus! Wie sinnig! Ach, bitte, geben Sie mir doch

meine Brille vom Schreibtisch herüber! (Geschieht; sie setzt sich vorn hin.) Wo haben Sie denn nur die Vorlage herbekommen?

Dorothee. Herr Herbert hat sie mir gegeben.

Fr. Wedekind (es betrachtend). Solch Bild giebt zu denken! . . . Man möchte so Manches nicht erlebt haben! . . . Es stimmt wehmüthig und traurig.

Dorothee. Dann hat es seinen Zweck verfehlt. Denn ich wollte . . .

Fr. Wedekind (gütig). Sie wollten mir eine Freude machen, und das haben Sie, mein liebes Kind, auch gethan.

Dorothee. Ach, Frau Wedekind . . . (Sie schluchzt plötzlich laut auf.)

Fr. Wedekind (steht auf). Ich weiß, Dorothee, der Abschied von mir wird Ihnen schwer, und auch mir wird es nicht leicht, Sie zu verlieren. Sie wollen gehen, Sie haben zwingende Gründe, ich habe diese eingesehen, und daran ist Nichts zu ändern. (Gütig.) Sie wollen morgen gehen?

Dorothee. Ja. Aber nicht, ohne Ihnen zu danken . . .

Fr. Wedekind (sehr ernst). Sie haben mir für Nichts zu danken, Dorothee!

Franz (durch die Mitte eilig). Gnädige Frau, diese Ueberraschung . . . der Herr Consul . . . der Herr Consul Prätorius ist da!

Fr. Wedekind (lebhaft). Mein Bruder? . . . Ach, das ist ja nicht möglich! . . . Wo ist er denn? (Während)

Dorothee (links abgeht)

Consul Heinrich Prätorius (in der Mittelthür). Da ist er! (Vornehmer alter Herr, ungefähr 60 Jahre, kurzgeschnittener weißer Backenbart, mit vornehm-discreter Eleganz gekleidet, er spricht ausgesprochenen Bremenser Dialekt, der dem Hamburger vollständig gleichen kann; sein ganzes Wesen athmet Bonhommie, Herzlichkeit und Jovialität; er umarmt Fr. Wedekind herzlich). Ja, meine gute Johanne, zu Deinem 65. Geburtstag wollte ich doch nicht fehlen. Hab' ich's recht gemacht?

Fr. Wedekind (voll Innigkeit). Mein lieber Heinrich!

Prätorius (seinen Mantel ausziehend und ihn Franz gebend). Ja, lange genug haben wir uns ja nicht gesehen, so an die zwei Jahre. Gratulationsbriefe schreiben ist nie meine Leidenschaft gewesen; so habe ich mich gestern auf die Bahn gesetzt und bin die Nacht von Bremen hierher durchgerutscht. Weißt Du übrigens, Johanne, bevor wir uns zu einem gemüthlichen Speech niederlassen: die Hauptsache wäre doch wohl ein vernünftiges verständiges Frühstück!

Fr. Wedekind. Franz, lassen Sie Alles besorgen.

Prätorius. Also schnell, viel und gut. Und vor Allem: 'nen anständigen Rothsrohn. Hören Sie mal, Franz, habt Ihr noch den 82er Haut-Brion?

Franz. Zu dienen, Herr Consul.

Prätorius. Oder können Sie mir sonst etwas Besonderes empfehlen?

Franz. Vielleicht den 85er Lalagune?

Prätorius (schmeckend). Mir zu voll.

Franz. Es sind noch einige Flaschen Mouton Rothschild vom seligen Herrn da.

Prätorius (wieder prüfend). Zum Frühstück zu schwer, lieber Franz. Den trinken wir zum Diner. Also lassen wir's nur bei dem Haut-Brion.

Franz (Mitte ab).

Prätorius (führt Fr. Wedekind nach vorne). Und nun laß' Dich mal ansehen. Ein büschen geschneit hat's da oben. Aber sonst noch ganz die guten edlen Züge. Du, à propos, darf man sich hier 'ne Cigarre anstecken?

Fr. Wedekind. Welche Frage!

Prätorius (nimmt neben ihr auf dem Sopha Platz). Gott, bist Du tolerant! Und so vernünftig, dunkle Vorhänge! Ich habe in meiner 35jährigen Ehe meiner guten Marie die verflixten Tüllgardinen immer noch nicht abgewöhnen können. Man ist bei uns zu Hause so furchtbar conservativ. (Er steckt sich behaglich eine Cigarre an.) So, da säßen wir,

also! Und (ihr die Hand streichelnd.) nun erzähle mir 'mal ganz ordnungsgemäß, wie es Dir geht, was Du treibst, wie Du lebst u. s. w. u. s. w.!

Fr. Wedekind. Still und ruhig. Die Tage fließen gleichmäßig dahin. Ich bin vielen wohlthätigen Vereinen beigetreten. Man muß doch irgend eine Beschäftigung haben.

Prätorius (rauchend). Ja, davon hörte ich schon. Ich glaube von Herbert, als er das letzte Mal bei uns war. Und namentlich interessirst Du Dich für Vereine, welche einen frommen Zweck verfolgen?

Fr. Wedekind. Nicht ausschließlich, aber ich gebe zu, daß mir die Pflege solcher Vereine besonders am Herzen liegt.

Prätorius (gemüthlich). Sag' mal ehrlich, Johanne, thust Du das nun aus Ueberzeugung, aus ehrlicher Ueberzeugung?

Fr. Wedekind. Gewiß.

Prätorius (schmunzelnd). Wie man sich verändern kann! So lange ich Dich kenne — und das ist doch ein hübsch paar Jährchen — habe ich niemals an Dir eine so ausgesprochene Vorliebe für die Kirche entdecken können.

Fr. Wedekind. Die Jahre ändern Manches.

Prätorius (betrachtet sie einen Augenblick kopfschüttelnd, dann ablenkend). Und wie geht's Herbert? Ein famoser Jung geworden! Als er vorige Ostern bei uns war, hat er bei uns und in allen unseren Kreisen geradezu Furore gemacht. Ein bildhübscher Mensch mit guten Manieren, ein freimüthiges offenes Wesen; was er spricht, hat Hand und Fuß, wie ich oft genug lese, in seinem Beruf eine Capacität, der Schrecken aller Staatsanwälte, der Abgott aller Angeklagten. Und dabei tanzt der Bursch obendrein ganz wundervoll und (sehr wichtig) versteht thatsächlich Etwas vom Rothwein.

Franz (bringt das Frühstück, da er stehen bleibt).

Prätorius. Lassen Sie nur, Franz, ich bediene mich schon selber.

Franz (ab).

Prätorius (sich die Serviette vorsteckend). Köstlich, diese Ernestine ist und bleibt ein Juwel. (Während er ißt und den Wein im Glase ganz genau prüft). Sag' mal, Johanne, warum heirathet der Jung nicht? Ist noch gar Nichts im Werke?

Fr. Wedekind. Er wartet und wählt zu lange. Das macht auch mir Sorge. Jede soll mir recht sein, wenn er sie von Herzen lieb hat.

Prätorius (immer essend). Weißt Du, ehrlich gesprochen, ich hätte ihm gerne eine meiner drei Jöhren gegeben, aber das war technisch unmöglich. Die Aelteste ist zu alt für ihn; die Jüngste ist zu jung für ihn, und die mittelste ist schon verheirathet. . . . Na und Alfred? Ist, wie man zu sagen pflegt, auf dem besten Wege, ein großes Thier zu werden? Fühlt er sich denn glücklich in seiner Ehe?

Fr. Wedekind. Ich glaube wohl.

Prätorius. Unter uns gesagt, ist denn die Ellen, geborene von Namming, immer noch solche dumme Pute, wie sie früher war?

Fr. Wedekind. Ich sehe Beide sehr selten. Alfred ist ganz in den etwas abgeschlossenen Kreisen seiner Schwiegereltern aufgegangen.

Prätorius. Aha! Und hat sich natürlich auch schon diesen unnachahmlichen Ton dieser Leute angewöhnt: „wir Nammings!" E Gitt, e Gitt, was giebt's doch für bornirte Menschen! Denn, daß sie seit paar Jahren geadelt sind . . . mein Gott, das ist doch eigentlich kein genügender Grund, sich wie die Truthähne aufzublähen. In der Gesellschaft freilich wird Dein Alfred das bischen Herz, das er besessen hat, bald ganz verlieren! (die Serviette ablegend). Das war wirklich ganz vortrefflich. Von der Omelette nehme ich mir ein Recept mit nach Hause. (Er steht auf.) So, da hätten wir also Dein Familienregister gründlich durchgesprochen, und nun laß' Dir mal Etwas von meiner Bande erzählen. (Er raucht wieder.)

Fr. Wedekind (nach kurzer Pause). Heinrich, hast Du Nichts von . . . Egon gehört? (Sie steht auf.)

Prätorius (umhergehend und große Wolken paffend). Hm! . . . nicht sonderlich viel.

Fr. Wedekind (eindringlich). Was hast Du über ihn erfahren?

Prätorius (umher). Nicht sonderlich viel und — wir wollen nicht Versteck spielen — nicht sonderlich Gutes. Ich habe Dich seinetwegen oft genug angelogen, aber das hat jetzt doch keinen Zweck mehr. Ich wollte, liebste Johanne, ich könnte Dir ein schöneres Geburtstagsgeschenk machen. Die Nachrichten, die mir meine Correspondenten aus Hongkong schickten, lauteten nicht sehr tröstlich: Egon sei ein Faullenzer, wolle sich nicht fügen, natürlich Frauenzimmergeschichten, Schulden, das ganze übliche Sündenregister junger Taugenichtse.

Fr. Wedekind (mit schwerem Seufzer). Und so wird er ganz zu Grunde gehen.

Prätorius. Ja, meine gute Johanne, da ich diese sehr naheliegende Vermuthung auch theilte, habe ich mich als sein Vormund kurz entschlossen und den Jungen zurückbeordert.

Fr. Wedekind (entsetzt). Er kommt zurück? Du hast ihm nicht genug Zeit zur Besserung gelassen!

Prätorius. Zwei Jahre ist der Bengel fort, da kann ein Mensch schon zeigen, ob er will oder nicht. Die große Kur, die man bei jungen Leuten anzuwenden pflegt, hat bei ihm nicht angeschlagen. Vielleicht ist der Bursche auch dem Klima nicht gewachsen. Er soll zu mir nach Bremen in's Geschäft, ich lasse ihn vorläufig mal auf meinen Werften arbeiten, für den Schiffsdienst soll er drüben immer noch die meiste Lust und Ausdauer gezeigt haben, und ich will mir alle Mühe geben, aus ihm noch etwas Brauchbares zu machen. Du weißt, ich bin ein gutmüthiger, ich glaube, ganz behaglicher Mensch, aber in Bezug auf Pflichterfüllung im Geschäft verstehe ich keinen Spaß. Vielleicht eignet er sich für die Schifffahrt und wird noch einmal ein tüchtiger, gewissenhafter Seebär! . . . Wenn er unter meiner Fuchtel nicht pariren will, dann ist ihm überhaupt nicht zu helfen! Klingenberg und Sons haben ihn also am sechsten vorigen Monats auf meinem „Falke" von Hongkong wegspedirt, er schwimmt schon fünf Wochen und trifft heute Abend in Bremen ein. Du kannst ihn also schon in diesen Tagen hier wiedersehen.

Fr. Wedekind. Nein, das kann ich noch nicht über mich gewinnen!

Prätorius (erstaunt). Hollah, hollah, Johanne! (Er fixirt sie wieder sehr scharf, mehr für sich.) Seltsam! (Wieder umher.) Du hast mich vor zwei Jahren — es war kurz vor Deines Mannes Tode — in einem sehr eindringlichen Schreiben hierher citirt und hast mich ersucht, Egon möglichst bald nach China oder Japan zu spediren. Das habe ich gethan. Da Du keine Miene machtest, mir die Gründe zu nennen, habe ich auch nicht weiter nach diesen geforscht. Nun also, der Schlingel hat damals dumme Streiche, wahrscheinlich eine hübsche Masse Schulden gemacht. Das ist zweifellos. Du hast das vor Deinem todtkranken Manne verheimlichen wollen und hast den jungen Taugenichts fortgeschickt. Zugegeben: der Junge hat noch immer nicht Raison angenommen. Aber das kann Dich, seine Mutter, doch nicht abhalten, ihm mal wieder in die Augen zu sehen. Zwei Jahre sind eine lange Zeit!

Fr. Wedekind. Nicht lange genug, um zu vergessen!

Prätorius. Das macht mich bei Deiner sonstigen Milde eigentlich recht stutzig. Und Hand auf's Herz, Johanne, die Schuld trägt der Junge nicht ganz allein. Die trägst Du ebenso, wie Dein seliger Mann. Er ist das Product Eurer falschen Erziehung. Was Dein Mann an Strenge übertrieb, übertriebst Du an Nachsicht. Du hast den allerdings bildhübschen Bengel verhätschelt und all' seine dummen Streiche vertuscht . . .

Fr. Wedekind. Ich habe für meine Schwäche hart genug gebüßt.

Prätorius. . . . Und als Wedekind nun gar krank wurde und sich fast gar nicht mehr im Geschäft sehen ließ, da hat sich Egon plötzlich flügge gefühlt. Unter uns gesagt, ich war mit 19½ Jahren auch kein Heiliger, und es ist doch noch etwas ganz Präsentables aus mir geworden!

Fr. Wedekind (zornig). Weil Du Charakter und Ehrgefühl hattest!

Prätorius. In dem Jungen steckt trotz alledem vielleicht doch ein guter Kern! (Stolz.) Es ist am Ende doch mehr unser Blut, als das kühle Wedekind'sche! Vielleicht doch nur mehr überschäumende Kraft, mehr jugendlicher Trotz, als wirkliche Verderbtheit des Charakters. Junger Wein, der sich doch noch einmal klärt! . . . Nein, nein, laß' mich mal Vorsehung spielen, vielleicht glückt das Experiment und ich drechsle Dir daraus noch einen ganzen Menschen . . . Weißt Du, wie Du ihm den Weg zur Besserung sehr erleichtern könntest? . . . Wenn Du ihn selbst sprechen und ihm in's Gewissen reden würdest! Die Töne, die eine Mutter findet, stehen eben keinem andern Menschen zu Gebote. Der Choc des plötzlichen Wiedersehens würde vielleicht sehr heilsam sein. (Nach kurzer Pause.) Soll ich ihn kommen lassen?

Fr. Wedekind (zornerfüllt). Nein! Sage ihm, daß ich ihn erst wiedersehen will, wenn er ein Mann geworden ist und vor mir nicht mehr die Augen niederzuschlagen braucht. Und sei streng mit ihm, unerbittlich streng!

Prätorius. Darauf kannst Du Dich verlassen; echte Import bekommt er bei mir nicht zu rauchen.

Fr. Wedekind (bebend). Heinrich, Dir kann ich es ja sagen: wohl habe ich heimlich an ihn gedacht und ihn täglich in mein Gebet eingeschlossen, aber ohne Achtung vor ihm, ohne Vertrauen auf seine Besserung! (Sie lehnt sich schluchzend an seine Brust, verzweifelt.) Und es ist doch mein Kind, mein eignes Kind!

Prätorius (milde tröstend). Meine gute, alte Schwester! Mit den Menschen geht's wie mit den Bäumen. Wie jeder Baum, hat auch jede Familie einen dürren Ast. Man muß ihn nicht gleich abhauen, sondern ihn so lange als möglich pflegen! (Er läßt sie aus seinen Armen.)

Fr. Wedekind (setzt sich).

Prätorius (nach kurzer Pause). Sag' mal, die junge Dame, die bei meinem Eintritt so schnell das Zimmer verließ, war wohl Fräulein Bülau?

Fr. Wedekind. Ja.

Prätorius. Ein nettes Ding. Das also ist die Tochter von dem unglücklichen Menschen? Dessen Zeit muß doch bald um sein.

Fr. Wedekind. Er ist seit acht Tagen entlassen worden. . .

Prätorius (steckt sich eine neue Cigarre an). Erschrick' nur nicht, das ist erst die zweite. Mit der Geschichte hat Dein Mann damals auch einen rechten Unsinn gemacht. Die 20000 Mark, oder wieviel der Bettel betrug, hätten ich und er verschmerzen können. Unser Geld haben wir darum doch nicht wiederbekommen, und der Mensch ist zeitlebens unglücklich geworden. Der hätte auch schon so seine Strafe gefunden.

Fr. Wedekind (langsam). Und wie?

Prätorius (ernst). In seinen Gewissensqualen, meine liebe Johanne!

Fr. Wedekind (starrt vor sich hin).

Franz (durch die Mitte, meldet). Herr Regierungsassessor Wedekind mit Frau Gemahlin.

Fr. Wedekind (nickt zustimmend, indem sie aufsteht).

Franz (ab).

Prätorius (lachend). Geborene von Ramming. Gott, wie komisch, lassen sich die eigenen Kinder bei ihrer Mutter anmelden.

Alfred und Ellen Wedekind (durch die Mitte).

Alfred (sehr eleganter junger Mann, Ende der Zwanziger; sein Benehmen ist kühl und ein wenig herausfordernd). Liebe Mama! (Er küßt ihr die Hand.) Unsern herzlichsten Glückwunsch!

Ellen (elegante blonde junge Frau mit Bouquet, das sie bei der Begrüßung Fr. Wedekind giebt). Liebe Mama! (Ebenso.) Unsre beste Gratulation!

Prätorius (der ein wenig im Hintergrund stand). Morgen!

Alfred (höflich ohne Herzlichkeit). Welche Ueberraschung, Onkel Heinrich! (Er giebt ihm in der bekannten Gigerlmanier die Hand).

Prätorius. Gott, Junge, was machst Du denn für Turnübungen, um Einem die Hand zu geben?

Ellen (sich steif verbeugend). Lieber Onkel!

Fr. Wedekind. Die herrlichen Rosen! (Sie arrangirt sie in eine Vase und bleibt längere Zeit am Geburtstagstisch mit den Geschenken beschäftigt.)

Alfred. Ja, liebe Mama, wir haben lange geschwankt, was wir Dir schenken sollen, aber da Du ja bereits Alles besitzest, haben wir uns entschlossen, mit leeren Händen zu kommen.

Prätorius. Das ist jedenfalls das Billigste. (Jovial.) Na, kleine Frau, noch immer kein Familienzuwachs? (Er raucht, Ellen hustet absichtlich.)

Alfred. Ellen hat mir bereits einen muntern, gesunden Knaben geschenkt.

Ellen. Ja, einen sehr schönen Knaben.

Prätorius. Die Post ist zu unzuverlässig, denn ich habe Eure Anzeige nicht erhalten! . . . Und Du bist wohlbestallter Assessor und stehst, wie ich höre, kurz vor Deiner Beförderung?

Alfred. Zu dienen.

Ellen. Unser Sohn wird übrigens unserm und meiner Eltern Wunsch zu Folge auch die Staatscarrière einschlagen.

Prätorius. So? Wie alt ist denn der Bengel?

Ellen (prononcirt). Unser Sohn ist ein Jahr, zwei Monate und fünf Tage.

Prätorius (belustigt). Na, da habt Ihr Euch in Eurer elterlichen Fürsorge wahrhaftig nicht zu spät für seine Laufbahn entschieden.

Alfred. Meine Schwiegereltern und wir sind der Ansicht, daß die Staatscarrière doch der einzige Beruf für junge Leute aus gutem Hause ist.

Prätorius. Meine Jungens sind Kaufleute geworden, wie ich, wie Dein Vater war, mein lieber Alfred, und wir Alle sind mit der Wahl recht zufrieden geworden. Man gewinnt meiner bescheidenen Ansicht nach im Kaufmannsstande schneller einen freieren Blick!

Franz (meldet.) Gnädige Frau, Herr Ernst Bülau bittet um die Ehre . .

Alfred. Wer? Um Gotteswillen, Mama, Du wirst doch diesen Menschen nicht empfangen?

Prätorius. Hast Du seiner Tochter schon versprochen, ihn anzunehmen?

Fr. Wedekind. Ja.

Prätorius. Dann mußt Du es auch thun. (Er nickt Franz zu.)

Franz (ab).

Alfred. Mir aber, liebe Mama, wirst Du wohl gestatten, mich mit Ellen zurückzuziehen.

Prätorius. Was willst Du denn eigentlich? Der Mann hat doch seine Strafe verbüßt? Und ich meine, die Pflicht jedes Menschen wäre es, einen so Unglücklichen nicht zurückzustoßen, sondern in's Leben zurückzuführen!

Alfred (spitz). Ich gestatte mir, Deine Ansicht nicht zu theilen. Ich habe die Pflicht, mich von so unsauberen Elementen fern zu halten. Das verlangt meine Beamtenehre. (Ellen nickt zustimmend.)

Prätorius. Sehr schneidig! Es klingt auch sehr schön, aber — nimm mir's nicht übel — es ist Unsinn! Oder stehst Du auch schon auf dem Standpunkt, eine Specialehre zu haben?

Alfred (setzt sich das Monocle auf und mißt seinen Onkel).

Prätorius (wieder jovial). Sag' mal, mein Jung, Du bist wohl kurzsichtig geworden? Das war doch bisher kein Familienfehler bei den Wedekinds? (Grob.) Ich danke Dir und Ellen übrigens sehr. Meiner Familie geht's gut.

Alfred. Unser Baby wird wohl schon da sein. Komm, Ellen! (Er führt seine Frau links ab.)

Prätorius (ihm nachsehend.) Schafskopf! . . . Eigentlich könnte man sich bei der Gelegenheit gleich mal diese zukünftige Leuchte des Beamtenthums im Steckkissen ansehen.

Herbert (von rechts.)

Prätorius (voll Herzlichkeit.) Tag, mein guter Jung! (Herbert schüttelt ihm herzlich die Hand.) Na, ich habe jetzt keine Zeit, ich muß ein kaltes Bad nehmen und endlich Toilette zum Diner machen. Aber heute Abend halten wir wieder ein gemüthliches Plauderstündchen ab. Addio, liebste Johanne! (Indem er nach links abzeht, copirt er Alfred.) „Das verlangt meine Beamtenehre! Komm, Ellen!“ (Herzlich lachend ab.)

Franz (öffnet Bülau die Mittelthür und schließt sie von außen.)

Ernst Bülau (tritt ein; ein Mann von ungefähr 55 Jahren, mit weißem Haar und grauem kurzen Vollbart, einfach, aber mit peinlicher Sauberkeit gekleidet).

Fr. Wedekind (für sich). Wie er sich verändert hat!

Bülau. Guten Tag, Frau Wedekind, guten Tag, Herr Doctor!

Herbert (ladet ihn zum Sitzen ein).

Bülau (spricht ganz einfach, ohne jede Affectation). Ich danke sehr, ich will nicht lange stören. (Alle Drei bleiben stehen; er wendet sich zu Fr. Wedekind.) Meine Dorothee hat mir gesagt, daß Sie heute Ihren Geburtstag feiern, und da wollte ich Ihnen auch gerade heute danken.

Fr. Wedekind (sehr ernst). Aber lassen Sie das doch, Herr Bülau!

Herbert (beobachtet Bülau immer sehr scharf).

Bülau (ganz einfach). Das war immer meine quälendste Sorge während des ersten Jahres: was wird aus dem Mädchen! Dann waren Sie so großmüthig und nahmen sie in Ihr Haus. Zuerst wollte sie ja nicht. Sie glaubte, sie dürfe es meinetwegen nicht thun. Aber ich selbst rieth ihr dazu. Ich kannte Sie ja seit langen Jahren, ich wußte ja ganz genau: Sie, Frau Wedekind, haben Ihrem Manne abgerathen, die Sache bis auf's Aeußerste zu treiben. Ich habe Sie schon recht verstanden: als Ihr Mann starb, wollten Sie an meinem Kinde Alles wieder gut machen. Und wenn ich überhaupt die letzten zwei Jahre noch gelebt habe, so ist das Ihr Werk!

Fr. Wedekind (sehr ernst). Ich habe nur meine Pflicht gethan!

Bülau (ein wenig lebhafter). Nein, das war nicht Ihre Pflicht, das Mädchen aufzunehmen. Ich kann mir wohl denken, wie die Menschen die Köpfe geschüttelt haben, als sie hörten, daß meine Tochter Gesellschafterin bei Ihnen geworden war! Sie sind ja die erste Frau in der Stadt. Aber, daß Sie sich um das Gerede nicht gekümmert haben und Allen zum Trotz den Muth Ihrer Ueberzeugung hatten, das war groß von Ihnen, Frau Wedekind, und dafür danke ich Ihnen . .

Fr. Wedekind. Ich hörte durch Zufall, daß sich Dorothee bei Ihrem Schwiegersohn und Ihrer Tochter in einer schlimmen Lage befand. Deswegen nahm ich sie da fort. Das ist Alles und verdient keinen Dank.

Bülau. . . . und wenn sie mich im Gefängniß besuchte und mir nicht genug erzählen konnte von Ihrer Güte und Fürsorge . . . (vom Gefühl ganz überwältigt, ergreift er Fr. Wedekinds Hand und führt sie an die Lippen, dann zu ihr aufschauend, in Bewunderung.) Frau Wedekind, Sie sind eine heilige Frau!

Fr. Wedekind (entzieht ihm in heftigster Erregung die Hand).

Herbert. Ihre Tochter ist gut und hat es meiner Mutter leicht genug gemacht, sich freundlich zu erweisen.

Frau Wedekind. Mein Haus steht Dorotheen jeder Zeit offen. Sie kann jeden Augenblick zu mir zurückkehren.

Franz (von links). Gnädige Frau, Herr Pfarrer Ruemann wartet im Bibliothekzimmer.

Fr. Wedekind (Franz zunickend, der abgeht). Und wenn Sie, Herr Bülau, meiner Hilfe vielleicht bedürfen, Sie werden mich jeder Zeit bereit finden. (Sie grüßt ihn und geht links ab.)

Bülau (starrt ihr, wie einer Erscheinung nach, dann wendet er sich langsam zur Mittelthür). Adieu, Herr Doctor . . .

Herbert (ihn zurückrufend). Herr Bülau, setzen Sie sich mal zu mir. Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Aber so nehmen Sie doch Platz. (Er setzt sich in einen Lehnstuhl, Bülau in einen Sessel.) Ich kann mich vollständig in Ihre Lage versetzen. Das Leben hat Sie hart mitgenommen. Aber es liegt auch noch ein weiter Weg vor Ihnen. Wir wollen die Sache also mal ganz praktisch anfassen. Welche Pläne haben Sie für Ihre Zukunft?

Bülau (in tiefster Erregung, ohne laut zu werden). Was liegt an meiner Zukunft, Herr Doctor! ich habe nur noch Eins auf der Welt zu thun, meine Vergangenheit muß ich gereinigt sehen.

Herbert (sehr ernst). Die kann Ihnen Niemand nehmen. Sie müssen die Energie haben, mit dem, was geschehen ist, abzuschließen. Das sind Sie sich selbst und Ihrer Tochter schuldig!

Bülau. Mir selbst und meiner Tochter bin ich nur einen ehrlichen Namen schuldig! (Mit leiser, bebender Stimme.) Ach, Herr Doctor, ich möchte es ja jedem Menschen sagen: „Aber so glaub' mir's doch, ich bin ja unschuldig!"

Herbert (fixirt ihn sehr scharf, dann nach kurzer Pause.) Es thut mir leid, Sie auf diesem Standpunkt zu sehen. Das verbittert Sie immer mehr und nützt Ihnen nichts. Ihre Tochter sagte mir, daß Sie sich um eine Stelle bemühten?

Bülau. Das thue ich ja nur, um meine Gedanken zu betäuben!

Herbert. Für Ihre Zukunft kann ich Ihnen vielleicht nützlich sein, Ihrer Vergangenheit stehe ich ebenso ohnmächtig gegenüber, wie Sie selbst! (Pause.)

Bülau. Wäre Ihr Vater damals nicht so unerbittlich gewesen, es hätte Alles anders werden können!

Herbert. Sie dürfen nicht ungerecht gegen meinen Vater sein. Daß er sich nicht mit Ihrer Mittheilung begnügen würde: „Herr Wedekind, es fehlen 20000 Mark in meiner Kasse" — das werden Sie doch begreifen. Sagen Sie ehrlich, hätten Sie in seiner Stelle die mysteriöse Sache so ohne Weiteres auf sich beruhen lassen?

Bülau. Gewiß nicht. Aber ich wäre nicht so gegen einen Mann, der mir zwanzig Jahre gedient hatte, vorgegangen, wie Ihr Vater schließlich gegen mich!

Herbert. Mein Vater hatte Ihnen volles Vertrauen geschenkt, und deswegen hat ihn der Vertrauensbruch nach so langer Zeit wahrscheinlich um so mehr erbittert.

Bülau. Herr Doctor, wollen Sie mich einen Augenblick anhören? Als das Unglück geschah, waren Sie ja auf Ihrer großen Reise durch Griechenland.

Herbert. Ich entsinne mich ganz deutlich: es war Ende Februar 92.

Bülau. Ganz recht. Am 28. Februar.

Herbert (ergänzend). ... einem Sonnabend. Sie hatten Ihrer Angabe nach die Kasse regelrecht verschlossen, und als Sie den Schrank am Montag früh öffneten, war das Geld verschwunden. Sie sehen also, ich habe mich nach meiner Rückkehr genau informirt. Ein Sanguiniker hätte vermuthlich gleich Lärm geschlagen. Mein Vater aber wollte als praktisch denkender Mann die Sache durchaus nicht sofort an die große Glocke gehängt sehen. Welche Vorschäge machte er Ihnen denn?

Bülau. Er erwartete von mir, daß ich aus meinen Ersparnissen den Fehlbetrag decken würde.

Herbert. Das aber waren Sie nicht im Stande?

Bülau. Nein.

Herbert. Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier Dinge berühre, die Ihnen vielleicht peinlich sein werden. Aber, da wir doch mal so ausführlich von der Sache sprechen: Sie hatten seit langer Zeit ein sehr großes Gehalt bezogen. 9—10000 Mark, nicht wahr? ...

Bülau. 10000 Mark.

Herbert. Und hatten außerdem sehr beträchtliche Gratificationen erhalten. Ihre Lebensweise war stets sehr einfach gewesen. Das mußte meinem Vater auffallen, daß Sie

Nichts, gar Nichts besaßen, um das Deficit zu decken. (Da Bülau eine Bewegung macht.) Ist es Ihnen aber unangenehm . . .

Bülau. Bitte, fahren Sie nur fort.

Herbert. . . . und als er dann nach dem Verbleib Ihrer Ersparnisse fragte, gestanden Sie plötzlich ein, daß Sie in recht umfangreichen Börsenspeculationen Alles verloren hätten. Die weiteren Recherchen ergaben, daß Sie sich mit Ihrem Schwiegersohne, dem Agenten Cibulski, einem . . . doch wahrhaftig nicht sehr gut beleumundeten Menschen, in dieses Differenzspiel eingelassen hätten und daß Sie dem Bankhause noch einen Betrag schuldig seien, der (ein wenig zögernd) . . . ungefähr dem verschwundenen Gelde gleichkam. Als erschwerendes Moment, das ja auch bei der Verurtheilung ausschlaggebend war, kam hinzu, daß Sie diese Summe in wenigen Tagen hätten bezahlen müssen! . . . In diesem Augenblick freilich hatte mein Vater alles Vertrauen zu Ihnen verloren!

Bülau (etwas lebhafter). Ja, da merkte ich plötzlich, daß sich sein Verdacht gegen mich wendete. „Um aller Heiligen willen," schrie ich, „Herr Wedekind, Sie glauben doch nicht, daß ich . . . ich selbst?" Und als er mir nur darauf erwiderte: „In meinem Geschäfte passiren keine Hexereien," da bin ich in meiner Rathlosigkeit selbst auf die Polizei gestürzt und habe es angezeigt.

Herbert. Es wundert mich, Herr Bülau, daß Sie das nicht sofort nach der Entdeckung gethan haben. Es hätte damals ein besseres Licht auf Sie geworfen.

Bülau. In dem Gefühl meiner Unschuld kam ich ja gar nicht auf den fürchterlichen Gedanken, daß er mich für den Dieb halten könne. (Schmerzlich.) Nach zwanzig Jahren!

Herbert. Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Bülau, wenn diese Unterhaltung immer mehr den Charakter eines Verhörs annimmt. Aber mein Mitgefühl für Sie und Ihre Tochter und mein aufrichtigstes Bestreben, Ihnen zu helfen, zwingen mich dazu, der Sache mal auf den Grund zu gehen. Sagen Sie mir nur, wie kamen Sie, ein so solider Mann, dazu, sich in so waghalsige Geschäfte einzulassen?

Bülau. Ich habe das Alles damals vor Gericht erzählt; aber man hat mir's nicht geglaubt. Mein Schwiegersohn wollte sein Geschäft vergrößern, die Conjunctur sei günstig, ich solle Geld einschießen. Meine Tochter, die Lina, drängte und quälte! Wenn ich es nicht thäte, hätte sie die Hölle im Hause. Ich gab meine ganzen Ersparnisse hin. Bald war Alles verloren. Und da hat mein Schwiegersohn mich auf die schiefe Ebene gezogen und mir Tag für Tag vorerzählt, nur an der Börse könnten wir das Verlorene wiedergewinnen. Und ich wollte es wiederhaben, Dorotheens willen. (Nach kurzer Pause.) Mit meinem Gelde habe ich Nichts verloren, mit meiner Ehre Alles!

Herbert (steht auf). Herr Bülau, ich will Ihnen das gerne glauben, aber Hexereien giebt's doch wirklich in keinem Geschäft. Haben Sie denn gar keinen, auch nicht den winzigsten Verdacht auf irgend Jemand gehabt?

Bülau (steht auf, tieftraurig). Auf Niemand!

Herbert. Außer Ihnen hatte nur mein Vater, der damals schwerkrank war, die Schlüssel. Nach Aussage des Portiers war vom Sonnabend nach Geschäftsschluß bis Montag früh kein einziger Angestellter in das Haus gekommen. Im Hause selbst wohnten nur meine Eltern und mein Bruder Alfred . . .

Bülau. Ganz recht. Nur Ihre Eltern und die beiden jungen Herren Alfred und Egon. Der Herr Egon könnte Ihnen Alles ganz genau erzählen, welche Aufregung an jenem schrecklichen Montag Morgen in den Comptoirs herrschte! (Seufzend.) Aber der ist ja nun auch weit weg.

Herbert (macht einen Gang durch's Zimmer). Sie sehen selbst: nirgends ein Licht in der Dunkelheit, nirgends ein Punkt, an den man sich anhalten könnte. (Er geht wieder durch's Zimmer, dann bleibt er stehen.) Es thut mir bitter leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber Ihre Sache steht schlecht!

Bülau (ganz plötzlich, stürmisch). Und sich denken müssen, daß der, der's gethan hat, frei umherläuft und die Achtung der Menschen genießt, während ich . . . ich! (In furcht-

barstem Zorn und mit geballter Faust.) Wenn ich ihn fassen könnte, den Elenden, ich würde ihn erbarmungslos niederschlagen!

(Lange Pause).

Herbert (sieht ihn lange an, langsam und nachdenklich für sich). So spricht man doch nicht, wenn man schuldig ist!

Bülau (wieder einfach.) Ich habe Ihnen nun Alles gesagt, Herr Doctor! Wenn Sie mir doch wenigstens glauben wollten und Ihre Frau Mutter, die ich so hoch verehre! (Warm und überzeugend.) Ich habe Ihnen wirklich die Wahrheit gesagt! (Feierlich.) So wahr Gott mir helfe! (Pause, er wendet sich zum Gehen.)

Herbert (folgt ihm einige Schritte, indem er ihn fest ansieht, in tiefem Ernst). Herr Bülau, Sie waren früher ein gottesfürchtiger Mann, an Ihrem Tische hat niemals ein Gebet gefehlt.

Bülau (gläubig). Ich bete auch heute noch, ich bin trotz alledem an meinem Gotte nicht irre geworden!

Herbert (mit tiefem Nachdruck). „So wahr Gott mir helfe!" Sie kennen dieses ernste heilige Wort und seine ernste und heilige Bedeutung! (Er tritt dicht vor ihn hin, mit ein wenig erhobener Stimme.) Herr Bülau, jetzt Aug' in Aug': (jedes Wort betonend) Sie haben mir die Wahrheit gesagt!

Bülau (ihm dicht gegenüber). Ja! (Pause.)

Herbert (geht mehrere Male erregt durch's Zimmer, dann bleibt er stehen). Ich kann Ihnen natürlich in diesem Augenblicke Nichts versprechen. Ich werde mir mal durch Ihren früheren Anwalt Ihre Acten einfordern und die Sache durchstudiren. Und seien Sie überzeugt, wenn ich auch nur den winzigsten Anhalt finde, sei es auch nur ein Strohhalm, an den ich mich anklammern kann, so werde ich meine ganze Willenskraft und Fähigkeit für Sie und Ihre Ehre einsetzen!

Bülau (wie aus einem Traume erwachend, leise). Hoffen? (Schlägt die Hände vor's Gesicht, schluchzend und lauter). Hoffen?

Herbert. Sind Sie Vormittags immer frei?

Bülau (nickt stumm).

Herbert. Sie werden sobald als möglich von mir hören.

Bülau (versucht zu sprechen, er deutet tiefbewegt an, daß er außer Stande).

Herbert (gütig). Gehen Sie nur, Herr Bülau, und verlieren Sie nicht den Muth.

Bülau (langsam ab).

Herbert (sieht ihm nach, als er in sein Zimmer gehen will, tritt)

Fr. Wedekind (von links ein). Herbert!

Herbert (wendet sich um und kommt wieder in's Zimmer).

Fr. Wedekind. Ich habe vielleicht den ganzen Tag nicht mehr Gelegenheit, Dich allein zu sprechen. . . . Egon kommt zurück.

Herbert (zerstreut). So plötzlich? Wann kommt er?

Fr. Wedekind. Er landet heute Abend in Bremen. Onkel Heinrich will ihn zu sich in's Geschäft nehmen. Es soll der letzte Versuch sein.

Herbert (zerstreut). Der Bursche sollte endlich mal Vernunft annehmen. (Pause.)

Fr. Wedekind. Bülau ist erst diesen Augenblick gegangen?

Herbert. Ja.

Fr. Wedekind. Er war lange bei Dir?

Herbert. Er hatte mir auch viel zu sagen.

Fr. Wedekind. Ueber seine Zukunft?

Herbert. Nein, über seine Vergangenheit.

Fr. Wedekind. Er muß mit ihr abschließen.

Herbert. Das eben will er nicht.

Fr. Wedkind (sieht ihn forschend an).

Herbert. Er hat nur noch einen Lebenszweck: seine Vergangenheit von diesem

Schandfleck zu reinigen. Ich muß es Dir ehrlich sagen, Mutter, mich hat die Unterredung mit ihm auf's Aeußerste erregt. Der Mann hat mir gesagt, daß er unschuldig sei, und das hat er in einer so einfachen, natürlichen Weise gethan . . . mir haben schon Viele ihre Unschuld mit allen Eiden beschworen, so überzeugend noch Keiner!

Fr. Wedekind (langsam). Und was folgerst Du weiter?

Herbert (lebhafter). Und sich zu denken, daß der Mensch möglicherweise wirklich unschuldig ist . . . es wäre schrecklich!

Fr. Wedekind (beruhigend). Wir wollen gemeinschaftlich für seine Zukunft sorgen und Vergangenes ruhen lassen.

Herbert. Damit ist ihm aber nicht gedient und, beste Mutter, auch mir nicht!

Fr. Wedekind. Auch Dir nicht?

Herbert. Ich habe nach diesem Gespräch mit dem Manne die Ueberzeugung gewonnen, daß da irgend Etwas geschehen muß, daß da irgend ein Weg gefunden werden muß, der zur Klarheit führt und vielleicht doch dem unglücklichen, gebrochenen Menschen zu seinem Recht verhilft.

Fr. Wedekind. Und . . . was willst Du thun?

Herbert (immer lebhafter und immer nervöser umher). Das weiß ich jetzt in der Erregung des ersten Augenblicks noch nicht. (Voll Wärme.) Und denk' Dir nur: seine Unschuld nachweisen, dem Manne seinen ehrlichen Namen wiedergeben können — es ist eine Arbeit, des Lebens werth! (Mit großer Wärme.) Ach, wenn es mir doch gelänge!

Fr. Wedekind (schaudernd für sich). Es wäre . . . grauenvoll!

Herbert. Aber nicht allein der Jurist spricht in diesem Augenblick zu Dir, sondern auch der Mann! Denn (nach kurzer Pause) geliebte Mutter, ich liebe Bülaus Tochter! (Mit edler Wärme.) Ich sehe in diesem Mädchen mein Glück! Du kennst sie, ihr Herz, ihre Anmuth, ihren Verstand, und Du kennst mich, Mutter, und weißt, daß ich kein jugendlicher Heißsporn bin. Ich habe mich geprüft, ich habe es als das Richtige erkannt und bitte Dich um Deinen Segen.

Fr. Wedekind (langsam). Ich gebe Dir meinen Segen!

Herbert (ihr beide Hände entgegenstreckend, freudig). Mutter, das hatte ich nicht erwartet! Wohl weiß ich, wie groß und frei Du denkst! Aber daß Du vor Bülaus Vergangenheit nicht zurückschreckst, daß Du Dich nicht um das Urtheil der Welt kümmerst, daß Du nur mein Glück im Auge hast und, ohne zu schwanken, einwilligst . . . (überströmend) ja, Mutter, er hat Recht: Du bist eine heilige Frau!

Fr. Wedekind. Führe mir Dorothee Bülau als Deine Braut zu! (Nach kurzer Pause.) Nur um Eines möchte ich Dich bitten, Herbert, laß Bülaus Vergangenheit ruhen: in unser Aller Interesse.

Herbert (lebhaft). Nein, Mutter! Gerade in unser Aller Interesse will ich für diese Vergangenheit thun, was in meinen Kräften steht. Vielleicht gelingt es mir nicht, ihm zu helfen . . . Aber ich will vor mir selbst kein Mittel unversucht lassen. Welch' ein Alp würde von uns Allen genommen! In echt mütterlicher Liebe willst Du die Tochter des bestraften Mannes als Dein Kind aufnehmen, um wieviel beruhigter würdest Du die Tochter des wieder geachteten Mannes in Deine Arme schließen!

Fr. Wedekind. Ich kann mir ja wohl denken, daß einen so scharfsinnigen und für seinen Beruf begeisterten Juristen, wie Dich, das Absonderliche reizt, aber . . .

Herbert. Ja, ich bin nicht nur dem Namen nach Rechtsanwalt, ich bin mit Leib und Seele Anwalt des Rechtes!

Fr. Wedekind (milde). Und bist ein guter Sohn! Es wäre mir ein peinlicher, quälender Gedanke, die ganze traurige Angelegenheit mit unserem Namen nochmals durch die Oeffentlichkeit gezogen zu sehen!

Herbert. Verzeih' mir, liebe Mutter, dieser Grund kann vor meinem Gewissen nicht bestehen. Unser Name? Der geht doch wahrhaftig rein aus der Sache hervor. (Sehr lebhaft.) Nein, nein, ich werde den Eindruck, den der Mann auf mich gemacht hat,

nicht mehr los. Hättest Du ihn dieses „So wahr Gott mir helfe“ sprechen hören, auch Du würdest so denken, wie ich. Und der Gedanke würde mich mein ganzes Leben verfolgen, meine Pflicht nicht bis zum Aeußersten gethan zu haben. Ich bin es ihm, ich bin es vor Allem Dorotheen schuldig!

Fr. Wedekind (erregter). Ich dächte, Du thätest genug für ihn, wenn Du seine Tochter heirathest!

Herbert. Das wird ihn aufrichten, kann ihn aber nicht von seiner Schande reinigen! . . .

Prätorius (tritt im Frack unbemerkt von links ein).

Herbert (sehr lebhaft). Nein, Mutter, laß' mich nur meinen Weg gehen!

Fr. Wedekind (sehr eindringlich). Wenn ich Dich aber bitte, inständig bitte, es nicht zu thun?

Herbert (sieht erstaunt seine Mutter einen kurzen Augenblick an, dann mit voller Energie). Es thut mir leid, Mutter, aber auch dann werde ich es thun! (Er geht erregt umher.)

Fr. Wedekind (schaudernd für sich). Das kann ja nicht sein . . . nie und nimmer sein!

Prätorius (der Frau Wedekind sehr scharf fixirt hat, tritt vor). Potz Tausend, Kinder, habt Ihr da 'mal 'ne angeregte Unterhaltung!

Fr. Wedekind (steht an einen Tisch gelehnt und versucht ihre furchtbare Erregung niederzukämpfen).

Franz (durch die Mitte). Herr und Frau Commerzienrath Marwitz! (Er bleibt an der geöffneten Thüre stehen.)

Herbert (nach kurzer Pause). Mutter, gieb' mir Deinen Arm!

Fr. Wedekind (richtet sich auf, sieht ihren Sohn mit angsterfülltem Gesicht an, dann giebt sie ihm ihren Arm, er führt sie durch die Mittelthür in's zweite Zimmer).

Franz (folgt ihnen, die Thüre offen lassend).

Prätorius (ganz im Vordergrund, sieht Frau Wedekind lange nach, dann ernst und langsam für sich). Meine gute Johanne, da stimmt etwas nicht! (Dann wendet er sich, und während er nachdenklich, langsam und mit gesenktem Kopf der Mittelthür zuschreitet, fällt der Vorhang.)

Zweiter Act:

Dieselbe Decoration.

(Die Blumen sind vom Geburtstagstisch abgeräumt und geschmackvoll im Erker arrangirt.)

Prätorius (sitzt in einem Wiegestuhl rauchend und liest die Weserzeitung, er murmelt). „Telegraphischer Schiffsverkehr vom 17. April . . . Postdampfer „Oder“ nach Baltimore . . . Schnelldampfer „Prinz Karl“ von Valparaiso nach Southampton . . .“ aha! „Schnelldampfer Falke Prätoriuslinie am 6. vorigen Monats von Hongkong nach Bremen abgegangen.“ Das stimmt.

(Währenddessen ist Franz von der Mittelthür nach rechts gegangen und klopft dort, man hört Herberts Stimme „Herein“.)

Franz (tritt in die geöffnete Thüre). Herr Doctor, Fräulein Bülau läßt Sie fragen, ob Sie Ihnen jetzt vielleicht Adieu sagen könnte. Sie wollte dann hier in den Salon kommen.

Herberts (Stimme lebhaft). Sagen Sie, Fräulein Bülau, daß ich sofort käme.

Franz (schließt die Thüre und giebt Prätorius Briefe). Herr Consul, die Post ist soeben für Sie angekommen und auch diese Depesche.

Prätorius (sitzend). Danke sehr. (Er öffnet das Telegramm.) „Falke wohlbehalten eingetroffen, Lürßen“ . . . Sagen Sie 'mal, lieber Franz, was giebt's heute zum Diner? Ich fühle mich Vormittags nie recht wohl, wenn ich nicht ganz genau weiß, was ich zum

Mittag erwarten kann. Und außerdem richte ich mich mit dem Frühstück ein. Wohl wieder Gäste?

Franz. Wie alle Sonntag. Da die gnädige Frau sich aber sehr angegriffen fühlt, wird sie zum Diner keinesfalls erscheinen und läßt den Herrn Consul bitten, die Honneurs zu machen. Wollen der Herr Consul vielleicht das Menu lesen? (Giebt es ihm.)

Prätorius. Aber natürlich! (Setzt sich den Kneifer auf.) „Schildkrötensuppe“ — wissen Sie, Franz, das ist bei uns zu Hause eigentlich ein überwundener Standpunkt — „Forellen blau, Schinken in Burgunder mit Spargel, Poularde“ (über den Kneifer weg) natürlich trufféé? (Franz bejaht.) „Salat, Eis.“ (Indem er ihm das Menu zurückgiebt.) Im Großen und Ganzen ein ganz verständiges Menu, das sich bei uns in Bremen allenfalls sehen lassen könnte. Ich danke Ihnen.

Franz (Mitte ab).

Prätorius (liest Briefe).

Herbert (von rechts). 'Morgen, Onkel!

Prätorius. Donnerwetter, Junge, bist Du schon auf? Es ist doch erst zehn und heute ist ja Sonntag?

Herbert. Ich habe viel zu thun. Ist Dir der gestrige Abend gut bekommen?

Prätorius. Der Wein war ja ausgezeichnet und Deine Unterhaltung, mein Jung', nicht minder; aber (sich erst umsehend) weißt Du, unter uns gesagt, ich habe heute Morgen ein (mit Geste andeutend) so . . . so ein eigenartiges Gefühl im Kopf; in meiner Jugendzeit nannte man das Kater.

Herbert (leicht). So nennt man es heute noch.

Prätorius. Ja, ja, dieser alte Mouton hat doch den Teufel im Leibe. Bist Du wirklich noch in die Anwaltsversammlung gegangen? Was Neues in Deinen Kreisen?

Herbert. Nein.

Prätorius (aufstehend). Hör' 'mal, Herbert, hast Du noch einen Augenblick Zeit für mich? Ich möchte schnell noch ein paar Worte mit Dir sprechen. Ueber Deine Mutter! Die alte Frau macht mir seit gestern viel Sorge. Die Nachrichten, die ich ihr über Egon brachte, — das wirst Du einsehen — schließlich bringen mußte, scheinen sie furchtbar erschüttert zu haben. Nun höre ich da eben, daß Fräulein Bülau wirklich gehen will. Das ist gerade jetzt schlimm, sehr schlimm! Deine Mutter hatte sich sehr an die junge Dame gewöhnt, die ja Euren Schilderungen nach wirklich eine vortreffliche, charaktervolle Person sein muß. Deine Mutter wird viel allein bleiben und viel zu viel Zeit haben, zu grübeln und über Vergangenes nachzudenken. Ich würde sie ja natürlich vorläufig 'mal zu mir nach Bremen nehmen, wenn nicht justament seit gestern Abend der verflixte Bengel auch dort wäre, der ihr so viel Herzeleid bereitet. Ich halte es also für unbedingt nothwendig, daß wir uns um einen passenden Ersatz für Fräulein Bülau umsehen.

Herbert. Da hast Du Recht. Ich werde jetzt Fräulein Bülau sprechen und sie nochmals bitten, die Mutter nicht zu verlassen.

Prätorius. Das wird die junge Dame ihres Vaters willen nicht thun!

Herbert. Aber ich hoffe meinetwillen.

Prätorius. Deinetwillen?

Herbert. Onkel Heinrich, vor Dir habe ich keine Geheimnisse. Ich will heute Fräulein Bülau, bevor sie unser Haus verläßt, fragen, ob sie die Meine werden will.

Prätorius (sieht ihn lange an, dann legt er ihm beide Hände auf die Schultern). Mein guter Jung', bei jedem Anderen würde mich diese Mittheilung mehr erschrecken, als erfreuen, denn die Geschichte mit der Vergangenheit Bülaus ist doch recht . . . absonderlich. Aber da Du es mir sagst, bin ich zufrieden. Du bist nicht der Mensch, Dich in ein hübsches Lärvchen zu vergaffen. Du hast ihren Werth geprüft und für voll befunden. Und Du bist Mann genug, Dich mit allem Anderen abzufinden. (Seine Briefe nehmend.) Könnte ich vielleicht in Deinem Arbeitszimmer einen wichtigen Brief erledigen?

Herbert. Du bist ganz ungestört. Die Bureaux sind heute geschlossen.

Prätorius (nach rechts gehend). Hm, hm, Fräulein Bülau! (In der Thür sich umwendend.) A propos, das Silber für vierundzwanzig Personen schenke ich, das ist 'mal so eingeführt in unserer Familie. Teppiche, Uhren und Lampen werdet Ihr schon von den Anderen dutzendweise bekommen. Und ich wette, Alfred und Ellen wird die Wahl jedenfalls so schwer, daß sie wieder mit leeren Händen kommen. (Rechts ab.)

Herbert (geht mehrere Male erregt hin und her, bleibt einen Moment im Erker stehen und dann zurück).

Dorothee (von links). Sie entschuldigen, Herr Doctor, daß ich so frei war, Sie hierher bitten zu lassen. Aber ich will in einer Stunde fort und wollte Ihnen Lebewohl sagen.

Herbert. So soll es jetzt also wirklich Ernst werden?

Dorothee (leise). Ja.

Herbert (nach kurzer Pause). Fräulein Dorothee, ich weiß nicht, ob Ihr Vater Ihnen von unserer gestrigen Unterredung erzählt hat?

Dorothee (voll Herzlichkeit). Wie danke ich Ihnen! Ich wußte ja, Sie würden ihn trösten und ihm neuen Lebensmuth geben. (Erregt.) Sie sind also auch von seiner Unschuld überzeugt?

Herbert. Ich muß es Ihnen ehrlich bekennen: ja.

Dorothee. Und Sie wollen ihm helfen?

Herbert. Ich verkenne die Schwierigkeit keineswegs, aber ich will es wenigstens versuchen.

Dorothee (warm.) Ihr Gerechtigkeitsgefühl zwingt Sie dazu!

Herbert. Ueberschätzen Sie mich nicht, Fräulein Dorothee! Gewiß reizt es mich, die mysteriöse Sache aufzuklären . . . aber es sind auch recht egoistische Gründe dabei . . . ich will auch Ihnen Ihren ehrlichen Namen wiedergeben. (Voll herzlichster Wärme.) Mein liebes Fräulein, was ich Sie hier ganz schlicht fragen will, wird über Ihr und mein Leben entscheiden. Sie kennen mich und wissen, daß leidenschaftliche und erregte Worte nicht meine Sache sind. Aber Sie werden schon herausfühlen, wie ich's meine. Ich habe Sie während der zwei Jahre, die Sie meiner Mutter zur Seite standen, beobachtet, ich habe Ihr Herz, Ihren Charakter kennen gelernt und — ehrlich und frei — ich habe Sie sehr, sehr lieb gewonnen!

Dorothee (hält sich zitternd am Tisch fest).

Herbert (immer wärmer). Blicken Sie voll Vertrauen in die Zukunft! Und die wird sich schön und sonnig für Sie gestalten, wenn Sie Ihr Schicksal einem Manne anvertrauen wollen, der Sie innig und von ganzem Herzen liebt!

Dorothee (bebend). O mein Gott!

Herbert (vor sie hintretend). Fräulein Dorothee, ich lege mein Schicksal in Ihre Hand!

Dorothee (sieht ihn stumm, voll Seligkeit an, kurze Pause, erst mit Thränen kämpfend). Sie haben mich . . . unsäglich glücklich und stolz gemacht . . . und ich danke Ihnen für diese selige Stunde! (Sicherer.) Ich weiß, nachdem ich das erlebt habe, kann ich nie mehr ganz unglücklich und muthlos werden! Aber Sie haben mich auch namenlos traurig gemacht. Denn ich sehe ein, daß dieses Glück, das ich so lange heimlich ersehnt habe, nur trügerisch ist!

Herbert (leidenschaftlich). Dorothee?

Dorothee. Sie wollen großherzig genug sein, meines Vaters Vergangenheit zu vergessen?

Herbert. . . . und ich will muthig den Versuch wagen, sie zu reinigen.

Dorothee. Wenn es Ihnen aber trotz allen Scharfsinns, trotz allen Fleißes nicht gelingt? Die Stunde wird unausbleiblich sein, in der dann Ihr Mannesstolz mit Ihrer Liebe zu mir kämpft. Was Sie jetzt muthig auf Ihre Schultern nehmen wollen, wird Ihnen später eine Last werden. Und um Ihnen mit all' meiner innigen Liebe Ersatz

dafür bieten zu können .... (sie hält sich zitternd am Tisch) dazu fühle ich mich doch zu schwach!

Herbert (männlich und fest). Dorothee, seien Sie nicht kleinmüthig. Ich bin mir der Schwere der Verantwortung bewußt. Mag sich das Schicksal Ihres Vaters zum Guten wenden oder nicht ... Sie sollen an mir einen treuen Gefährten finden!

Dorothee. Und haben Sie auch an die herrliche Frau gedacht, die Sie lieben und der ich in tiefster Dankbarkeit ergeben bin? Welchen Schmerz, welche Enttäuschung würden Sie ihr bereiten? Wollen Sie der Frau, die mit Recht so stolz ist auf ihre Familienehre, mich zuführen, die Tochter des verachteten Mannes? (Eindringlich.) Haben Sie nicht an Ihre Mutter gedacht?

Herbert. Meine Mutter hat mir bereits ihren Segen gegeben!

Dorothee (fassungungslos stammelnd). Ihre Mutter? (Bewundernd.) Ihre Mutter!

Herbert. Ja, Dorothee, Sie werden wieder Sonnenschein in das verödete Haus bringen! Denn in den letzten Jahren hat meine Mutter Schweres erlebt. Sie hat ihren Mann verloren, den sie verehrte, und zwei Söhne, die sie liebte. Mein Bruder Alfred hat sich ihr ganz entfremdet, und Egon hat ihr viel Herzeleid bereitet. ... Sie, Dorothee, werden ihr für all' diese verlorene Kindesliebe Ersatz bieten. Scheint Ihnen das Ziel nicht verlockend? Sie werden sie wieder froh und glücklich machen und auch das Alter Ihres Vaters verschönen.

Dorothee. Er kann nur wieder glücklich werden durch einen reinen Namen!

Herbert (leidenschaftlich). Dorothee, Ihr Jawort soll mir ein Ansporn sein, über alle Hindernisse hinweg Alles zu versuchen, um ihm seine Ehre wiederzugeben!

Dorothee (aus tiefstem Herzen). Wenn es Ihnen gelänge ... (Ihm die Hand reichend, die er stürmisch ergreift, sich ihm einen Moment selig überlassend.) Ich kann es nicht fassen .. es ist zu viel Glück! (Pause.)

Fr. Wedekind (von links, bleich und ernst). Da finde ich Sie ja noch, Dorothee! (Sie reicht ihr die Hand, dann zieht sie an sich.) Mein liebes, theures Kind, Ihre glückstrahlenden Augen sagen mir Alles. Machen Sie ihn glücklich! Er verdient es. Seien Sie ihm eine gute Frau! Aber vergessen Sie mich nicht ganz. Ich kann sehr viel Liebe gebrauchen. Seien Sie mir auch eine gute Tochter!

Dorothee (überwältigt). Das ... verspreche ich Ihnen ... das will ich ... mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen ... es ist in dieser Stunde zu viel auf mich eingestürmt! (Sie wirft sich an Frau Wedekinds Brust.)

Fr. Wedekind (sie zärtlich streichelnd). Tapfer, mein Mädchen, tapfer! Schämen Sie sich dieser Thränen nicht! Die hat jedes Mädchen ein Mal geweint! Der bürgt mir dafür, daß Sie nur Freudenthränen weinen werden. Das können am Ende ihres Lebens nicht viele Frauen sagen!

Herbert (zärtlich um sie bemüht). Setze Dich doch, Du siehst so blaß aus!

Fr. Wedekind (sich hinsetzend). Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. — Ihr Vater, Dorothee, weiß also noch Nichts?

Dorothee. Er wird all' dieses Glück, das seit gestern über uns gekommen ist, gar nicht fassen können.

Fr. Wedekind. Seit gestern?

Dorothee. Als er mir sagte, daß Ihr Sohn sich seiner annehmen wolle und er hoffen könne, doch vielleicht noch einmal geachtet zu werden — ach, hätten Sie ihn nur gesehen!

Fr. Wedekind (ergreift Dorothees Hand, milde und gütig). Sie werden mich gewiß für recht anspruchsvoll halten, wenn ich meine Stellung schon heute mißbrauche und eine Bitte an Sie richte!

Dorothee (lächelnd). Aber Frau Wedekind!

Fr. Wedekind. Sagen Sie nur zu mir „Mutter", das will ich Ihnen sein. Ja, eine herzliche Bitte, Sie werden sie mir erfüllen?

Dorothee (voll herzlichster Wärme). Jede! Ich thue, was Sie wollen!

Fr. Wedekind. Herbert will Ihrem Vater helfen! Das wäre ja doch nur möglich durch eine neue Aufnahme des Processes. Dagegen aber wehre ich mich aus mannigfachen zwingenden Gründen, die ich meinem Sohne bereits gesagt habe!

Herbert (bittend). Mutter!

Fr. Wedekind. Ich weiß, Sie haben in dieser Stunde mehr, viel mehr Einfluß auf ihn gewonnen, als ich. Wenden Sie diesen Einfluß an und rathen Sie ihm ab, die Sache weiter zu verfolgen. Nicht wahr, Sie werden die erste Bitte, die ich an Sie richte, erfüllen?

Dorothee (nach kurzer Pause, in welcher sie Herbert angeblickt hat, bescheiden und leise). Nein!

Fr. Wedekind (steht auf und sieht sie ernst an).

Herbert (warm). Daran thuen Sie recht, Dorothee!

Dorothee (schlicht und herzlich). Mißverstehen Sie mich nicht, geliebte Mutter, es darf in der ersten Stunde kein Mißklang zwischen uns sein. Ich weiß ja nicht, welche Gründe Sie haben, das von mir zu verlangen. Sie haben gewiß zwingende Gründe. Aber die können für mich nicht zwingend sein.

Herbert (energisch, aber vornehm). Und sie sind auch nicht zwingend.

Dorothee. Ob Herberts Versuche, meines Vaters Unschuld nachzuweisen, Erfolg haben werden oder nicht . . . warum soll ich ihn von diesem Versuche zurückhalten? Sagen Sie selbst, habe ich denn das Recht vorzugreifen? Dieses Recht hätte doch nur ein Mensch, und das wäre mein Vater selbst!

Fr. Wedekind (sehr ernst). Ich hoffte, Sie würden es als Ihre Pflicht mir gegenüber erachten!

Dorothee (edel und groß). Meine Liebe zu meinem Vater ist ebenso groß, wie meine Dankbarkeit für Sie! (Sich ihr nähernd.) Es thut mir in der Seele weh, Ihnen diese Bitte nicht erfüllen zu können. Das entscheidende Wort hat nur mein Vater zu sprechen. Vielleicht stimmt ihn mein Glück milder, und er giebt sich zufrieden.

Prätorius (von rechts). Oh, Pardon! (Er will zurück.)

Herbert. Bleib' nur hier, Onkel Heinrich! Hier, Dorothee, stelle ich Ihnen den besten Menschen vor, den treuesten Freund, den es wohl auf der Welt giebt.

Prätorius (liebenswürdig). Die Aufschneidereien müssen Sie ihm abgewöhnen, mein liebes Fräulein! (Er küßt ihr galant die Hand.)

Dorothee (treuherzig). Man muß Ihnen, Herr Consul, nur in die Augen sehen, um das zu glauben!

Prätorius (leise zu Herbert, entzückt). Ist das 'ne charmante Person, findet meine Augen schön! Die gefällt mir jetzt schon viel besser, als meine andere Nichte, geborene von Ramming!

Dorothee. Und jetzt lassen Sie mich zu meinem Vater gehen und ihm Alles sagen.

Herbert (die Uhr ziehend). Er wird gleich hier sein. Ich habe ihn für elf Uhr herbestellt und auch Dr. Beckenrath zu einer Conferenz hierhergebeten.

Fr. Wedekind (welche links Platz genommen, sieht ihren Sohn plötzlich angstvoll an).

Prätorius (giebt Frau Wedekind das Telegramm).

Franz (durch die Mitte). Herr Doctor, Herr Bülau wartet im Bureau.

Herbert. Führen Sie ihn, bitte, zuerst in Fräulein Bülaus Zimmer und sagen Sie ihm, daß ich ihn nachher erwarte.

Franz (ab).

Dorothee (geht links ab, von Herbert bis zur Thüre begleitet).

Prätorius. Beckenrath? Beckenrath? (Er steckt sich eine Cigarre an.) Donnerwetter, den Namen kenne ich doch? Ist das nicht der Anwalt, der damals den Bülau vertheidigt hat?

Herbert. Ganz recht.

Prätorius (setzt sich in den Wiegestuhl). Hat der nicht gestern auch einen Vortrag in Eurem Verein gehalten?

Herbert. Ja.

Prätorius. Thema?

Herbert. Unschuldig Verurtheilte.

Prätorius. Famos! Siehst Du, Jung, da sollten sich alle Anwälte der ganzen Erde zusammenthun, um ein Gesetz durchzubringen, das diesen Unglücklichen Genugthuung vor aller Welt verschafft.

Herbert. Hörst Du's, liebe Mutter, Onkel Heinrich theilt also meinen Standpunkt vollständig.

Prätorius. Bist Du, Johanne, denn damit nicht einverstanden?

Herbert. Ja, liebste Mutter, es ist mir lieb, daß wir gerade vor Onkel Heinrich davon sprechen — ich verstehe Dich nicht mehr. (Ein wenig schmerzlich.) Zum ersten Male verstehe ich Dich nicht!

Fr. Wedekind (gütig und milde). Ich glaube, Herbert, ich habe Dein Vertrauen stets genossen und wohl auch verdient. Vertrau' mir auch dieses Mal. Folge Deiner Mutter einmal blindlings und sei überzeugt, daß es zu Aller Bestem ist.

Herbert. Nein, Mutter, das kann mich nicht überzeugen!

Prätorius. Um was handelt es sich denn?

Fr. Wedekind. Um Herberts festen Entschluß, Bülaus Sache neu aufzunehmen.

Prätorius. Herbert, bist Du nicht vollständig von der Unschuld des Mannes überzeugt, so würde ich Dir rathen, es zu unterlassen, denn ein Mißerfolg könnte ihm nur doppelt schaden. Oder bist Du von Bülaus Schuldlosigkeit durchdrungen?

Herbert. Ja.

Prätorius (zu Frau Wedekind). Dann ist es auch seine Pflicht, vorwärts zu gehen und Alles zu versuchen. Es wäre doch wahrhaftig nicht der erste Fall, in dem sich die Richter trotz allen Gerechtigkeitsbestrebens und aller Einsicht geirrt hätten.

Herbert. Das meine ich auch! Aus der Dringlichkeit aber, Mutter, mit der Du mich immer wieder bittest, sehe ich immer klarer, daß Deine Gründe, unseren Namen nicht in die Oeffentlichkeit gezogen zu sehen, nur Scheingründe waren. (Unruhiger.) Und immer mehr stutzig macht mich Deine gleiche Bitte an Dorotheen. Das sah ja mehr einer Bedingung, einem Zwange gleich!

Prätorius (aufstehend, langsam für sich, indem er Frau Wedekind scharf fixirt). Euren Namen nicht in die Oeffentlichkeit gezogen zu sehen? (Pause.) Hör' 'mal, Johanne, nachdem Du Fräulein Bülau als Deine Tochter aufgenommen hast, müßte es Dir doch um so willkommener sein, auch ihres Vaters Namen möglicherweise gereinigt zu sehen?

Herbert (erregt). Ja, das sind Widersprüche, die ich an Dir nicht kenne und die ich eben nicht verstehe. Da spricht etwas Fremdes aus Dir, Etwas, was mich gestern schon seltsam berührte und was mich ängstigt und quält, je mehr ich darüber nachdenke ... Etwas, was Dich ... was Dich zwingt, so zu handeln!

Prätorius (ihm zunickend, gütig). Deine Mutter wird gewiß ihre Gründe haben und wird sie Dir auch nennen, wenn Du sie recht herzlich darum bittest!

Fr. Wedekind (keuchend). Ich kann nicht ... ich kann nicht!

Herbert (immer erregter). Ich weiß nicht ... ich construire mir da irgend einen Zusammenhang zwischen Dir und Bülau ...

Fr. Wedekind (stammelnd). Zwischen mir ... und Bülau?

Herbert (geängstigt) ... irgend Etwas, was ich noch nicht greifen kann ... aber was ich fühle ... was da ist ... etwas Unheimliches ... vielleicht Schreckliches ...

Prätorius (beschwichtigend). Nur Ruhe, mein Jung, nur Ruhe!

Herbert (mit voller Energie). Nein, Mutter ... ich lasse mich nicht mehr beschwichtigen ... jeder Zweifel muß ja schwinden, wenn man in Dein angsterfülltes Gesicht sieht! (Eindringlich.) Ich bitte Dich, gieb mir jetzt endlich volle Klarheit! (Pause.) Du schweigst!

Nun gut, so werde ich eben handeln nach Gewissen und Ueberzeugung. (Er geht erregt umher.) Ich habe bereits gestern Abend mit dem Collegen Beckenrath über die Sache gesprochen und ihn deswegen zu einer Conferenz mit Bülau hierher gebeten. Der Mann ist übrigens ebenso von Bülaus Schuldlosigkeit durchdrungen, wie ich! (Vor Prätorius stehen bleibend.) Onkel Heinrich, eine Frage! Ist das Personal, welches Du nach des Vaters Tode nach Bremen nahmst, noch vollständig?

Prätorius. Meines Wissen ja.

Herbert. Du hast wohl Nichts dagegen, wenn ich 'mal nach Bremen komme und mir jeden Einzelnen dieser Leute vornehme? Es ist mir für die Untersuchung werthvoll. Ich gewinne durch die Menschen, welche die Sache damals miterlebt haben, vielleicht doch ein anschaulicheres Bild.

Prätorius. Wenn es Dir für Deinen Zweck förderlich erscheint, habe ich Nichts dagegen.

Herbert (in plötzlichem Einfall). Und da Egon ja jetzt auch dort ist, werde ich auch ihn . . .

Fr. Wedekind (welche mit immer wachsendem Entsetzen gefolgt ist, leise und schnell). Egon . . . was . . . willst Du von ihm?

Herbert (fortfahrend) . . . werde ich, wie alle Anderen, auch **ihn** fragen, wie sich die Sache an jenem Montag Morgen zugetragen hat!

Fr. Wedekind (schaudernd für sich). Vor dem Verhör hält er nicht Stand!

Herbert. Ich muß eben Alles thun, was ich für meine Pflicht halte!

Fr. Wedekind (deren Angst immer mehr und mehr wächst, bebend). Ich bin eine alte Frau . . . so warte doch, bis ich nicht mehr bin!

Herbert (sie angstvoll ansehend). Bis Du nicht mehr bist?

Prätorius (sieht Frau Wedekind mitleidig an). Du willst Euren Namen nicht in die Oeffentlichkeit gezogen sehen? (Langsam.) Sollte das vielleicht doch kein Scheingrund sein?

Fr. Wedekind (immer halt- und hoffnungsloser stammelnd). Ich . . . ich bitte . . . Euch . . .

Prätorius (auf sie zutretend, sehr ernst, aber mit inniger Milde). Meine gute Johanne, hast Du uns gar Nichts anzuvertrauen?

Fr. Wedekind (plötzlich verzweifelt aufschreiend, mit gefalteten Händen flehend). Habt doch Erbarmen mit mir! Ich bin mit meiner Kraft zu Ende! (Sie läßt die Arme schlaff sinken. Pause.)

Prätorius (leise und tiefschmerzlich). Das also war's? (Pause.) Und **deswegen** hast Du ihn damals über's Meer geschickt?

Herbert (aufschreiend in furchtbarem Schmerz). Mutter! . . . Mutter! . . . um aller Barmherzigkeit willen . . . sage nein . . . nein . . . ich flehe Dich an . . . sage nein!

Fr. Wedekind (sieht ihn mit schmerzdurchwühltem Gesicht an, dann bricht sie lautlos zusammen; lange, tiefe Pause).

Prätorius (sich ihr nähernd, voll innigsten Mitleids). Du ärmste Frau, was mußt Du gelitten haben!

Fr. Wedekind (grauenvoll). Als er mir's gestand . . . ein Jahr nach Bülaus Verurtheilung . . . das Entsetzliche . . . Unfaßbare . . . da hatte ich nur ein Gefühl, einen Gedanken, einen Wunsch, ihn zu retten um **jeden** Preis!

Herbert (leise in tiefstem Schmerz). Mutter, wie konntest Du das thun?

Fr. Wedekind (ihn ansehend, groß und feierlich). **Aus Mutterliebe!** Verdamme **mich**, wenn Du kannst!

Prätorius (langsam nickend). Aus Mutterliebe! (Pause.)

Herbert (geht mehrere Male durch's Zimmer, dann leise mit bebender Stimme). Du hast Deinen furchtbaren Irrthum auch schwer gebüßt . . .

Fr. Wedekind (dumpf). Ja . . . schwer gebüßt!

Herbert. Ich bin nicht Dein Richter, das ist nur der unglückliche Mensch! Ich habe nur noch die eine Pflicht, ihm Egons Schuld einzugestehen!

(Rapides, sich immer steigerndes Tempo.)

Fr. Wedekind (entsetzt aufspringend). Herbert!

Herbert. Es muß sein!

Fr. Wedekind. Er ist Dein Bruder!

Herbert. Das ist unsäglich traurig!

Fr. Wedekind (immer stürmischer). Er ist mein Sohn!

Herbert. Und der Andere ist ein Mensch! Ihm muß sein Recht werden!

Fr. Wedekind (fieberhaft). Ich habe das Geheimniß gewahrt . . . Jahrelang in schrecklichen Qualen . . . Du hast es mir abgerungen . . . ich habe es eingestanden . . . (hinreißend) weil ich Trost, Mitleid, Liebe von Dir erwartete, weil ich auf Rettung und Hilfe von Dir hoffte!

Herbert. Mutter, mit Dir kann Niemand tieferes Mitleid empfinden, kein Mensch kann Dich mehr lieben, als ich: Rettung und Hilfe kann ich Dir nicht bringen! Ich bin jetzt Dein Mitwisser, ich kann nicht auch Dein Mitschuldiger werden!

Fr. Wedekind. Habe Geduld! ich werde ja nicht mehr lange leben!

Herbert. Geliebte Mutter, Du sollst in meiner Liebe Ersatz für Alles finden!

Fr Wedekind. Denke an Dich selbst, denke an Deine Zukunft, an Dein Glück! Denke doch an das Mädchen, das Du liebst!

Herbert. Soll ich es ihr verheimlichen? Soll ich auf dieser Lüge mein Glück aufbauen? Glaubst Du, ich könnte ihr jetzt noch ohne Schamröthe in die Augen sehen? Du willst nur thun, was Dir Dein Herz gebietet, ich kann nur handeln nach Gewissen und Pflicht!

Fr. Wedekind (mit aufgehobenen Händen flehend). Heinrich!

Prätorius (in tiefem Ernst). Nein, Johanne, hier kann ich Dir auch nicht helfen, dem Manne muß sein Recht werden!

Herbert. Und zwar noch in dieser Stunde! Sofort werde ich es ihm sagen!

Prätorius. Das ist auch meine Ansicht!

Fr. Wedekind (entsetzt). Auch Du?

Prätorius (sehr ernst, aber milde und versöhnlich). Wir dürfen nicht zögern. Jeder Tag, jede Minute, die wir es dem Manne verheimlichen, hieße ja Sünde auf Sünde häufen! Nicht im Verschweigen, im Bekennen der Wahrheit allein ist Rettung für Euch Alle! (Langsam.) Oder es gäbe noch einen zweiten Weg! Egon ist seit gestern Abend in Bremen, Du befiehlst ihm, sofort hierher zu kommen und seine Schuld Bülau selbst einzugestehen!

Fr. Wedekind (stürmisch). Niemals, niemals! Alles, Alles will ich auf meine Schultern nehmen . . . nur das nicht, nur das nicht . . . mein Kind liefere ich nicht aus!

Prätorius. Johanne, ich verlange von Dir ja keinen antiken Heroismus. Egon könnte ja nur auf Antrag der damals geschädigten Partei, in diesem Falle also nur auf Deinen Antrag gerichtlich verfolgt werden. Ich verlange ja nicht von Dir, daß Du ihn der strafenden Gerechtigkeit überlieferst, ich schlage Dir nur vor, daß Bülau durch Egons Geständniß seine Ehre wiedererhält.

Fr. Wedekind. Diese Demüthigung würde ihn ganz zu Grunde richten!

Prätorius. Das Mitleid mit Dir wird ihn wieder aufrichten! . . . Dem Manne gegenüber müssen wir unter allen Umständen unsere Pflicht thun und ihm endlich Alles sagen! Sieh, meine liebe, alte Schwester, ich bin ein erfahrener, leidenschaftsloser Mann. Ich habe mich nie vom Augenblick überrumpeln lassen, ich habe jedes Ding im Leben reiflich geprüft und dann erst gehandelt. In diesem Falle giebt es für mich gar kein weiteres Ueberlegen, hier giebt es kein Ausgleichen und Vermitteln, hier sagen mir Gefühl und Gewissen, daß wir auch nicht mehr eine Stunde länger die Wahrheit betrügen dürfen. Entweder also muß Egon ihm Alles gestehen oder Du selbst!

Fr. Wedekind (ihn anstarrend). Ich?

Prätorius. Ja, Du! Den Weg zu seinem Herzen kannst Du allein nur finden!

Herbert. Dazu, Mutter, kannst Du nicht den Muth haben!

Fr. Wedekind (sich aufrichtend). Wenn ich dadurch mein Kind retten kann, werde ich auch dazu den Muth finden!

Prätorius. Glaube mir, Johanne, wenn überhaupt ein Mensch ihn rühren kann, so bist Du es allein!

Fr. Wedekind (groß und erhaben). Ja, denn ich bin eine Mutter!

Prätorius (sie in seinen Arm nehmend). Meine gute Johanne, Du bist trotz Deines furchtbaren Irrthums doch Dein Lebelang ein großer Mensch gewesen!

Fr. Wedekind (sich an ihn lehnend). Nein, nur ein schwacher Mensch! . . (Grauenvoll.) Wenn es mir aber nicht gelingt . . . wenn er mich nicht begreift . . . mir nicht verzeiht . . .

Prätorius (in tiefem Ernst). Dann müssen wir dem Schicksal seinen Lauf lassen, dann müssen wir uns eben dem fügen, was der Mann bestimmen wird! (Er läßt sie aus seinen Armen.)

Franz (durch die Mitte). Herr Doctor, Herr Bülau läßt Sie fragen, ob er Sie jetzt sprechen kann?

Herbert (leise). Mutter, willst Du, daß ich den ersten Sturm aushalte, und willst Du vielleicht erst dann selbst mit ihm sprechen?

Prätorius (leise). Johanne, soll ich bei Dir bleiben?

Fr. Wedekind (groß). Nein! ich habe es allein begangen und getragen, ich will es ihm auch allein gestehen!

Herbert. So sagen Sie Herrn Bülau, daß meine Mutter ihn hier zu sprechen wünscht.

Franz (Mitte ab).

Prätorius. Muth, Johanne! Die Stunde kettet uns nur noch immer fester an einander! (Er will nach links.)

Herbert. Nein, Onkel, komm' in das Bureau, ich kann Dorotheen jetzt nicht sehen! (Beide rechts ab, Herbert dreht sich in der Thür noch einmal nach seiner Mutter um.)

Fr. Wedekind (steht vor sich hinstarrend an den Tisch gelehnt).

Franz (öffnet dem durch die Mitte eintretenden Bülau die Thür, sie von außen schließend).

Bülau (sich verbeugend, dann in tiefer Erregung). Frau Wedekind, ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll . . . meine Dorothee ist die Braut Ihres Sohnes geworden . . . verzeihen Sie, wenn ich ein wenig irre rede, ich bin so viel Glück nicht gewöhnt! (Er bekämpft die Rührung.) Ich habe Ihnen gestern gedankt . . . und heute muß ich Ihnen wieder danken . . . denn ohne Ihren Segen hätte mein Kind doch nicht glücklich werden können.

Fr. Wedekind (steinern). Ihr Kind verdient nur Glück!

Bülau (Haltung gewinnend). Aber Sie haben mir mit Ihrer Einwilligung auch bewiesen, daß Sie nicht an meine Schuld glauben. Das thut mir wohl, gerade von Ihnen! Denn ich weiß von Pfarrer Nuemann, daß Sie eine fromme Frau sind. Sie beten ja täglich den Spruch, der mich während der drei Jahre aufrecht erhalten hat. An den habe ich mich geklammert und will ihn auch nicht mehr loslassen bis an mein Ende: „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Fr. Wedekind (murmelnd). „Vergieb uns unsre Schuld!" (Pause.)

Bülau. Ich bin erst 55 Jahre, aber, Frau Wedekind, ich bin ein müder, alter Mensch! Wenn es nun noch Ihrem Sohn gelänge, vor aller Welt meine Unschuld nachzuweisen, und ich vielleicht doch noch die kurze Zeit, die ich vor mir habe, ein glücklicher, freier Mensch werden könnte . . . (ganz überwältigt) auf den Knieen wollte ich dem da oben danken, inbrünstig und aus tiefstem Herzen! (Pause.)

Fr. Wedekind. Um selbst glücklich zu werden, müßten Sie doch einen Anderen unglücklich machen?

Bülau (grimmig). Den Schuldigen? Der verdient nichts Anderes!

Fr. Wedekind. Das ist nicht gottergeben, nicht milde gedacht, Herr Bülau!

Bülau (erbittert). Meine Ergebenheit in Gott habe ich mir bewahrt, Frau Wedekind, die Milde gegen die Menschen habe ich in den drei Jahren verloren!

Fr. Wedekind. Wenn es Ihnen wirklich gelänge, den Schuldigen zu finden . . . und er hätte noch eine Familie . . . eine Mutter, die ihn trotz alledem liebt . . . in welch' unsägliches Leid würden Sie die stürzen! . . . Würden Sie denn kein Mitleid mit dieser Unglücklichen haben?

Bülau. Mitleid? (Grimmig.) Was ginge die mich an!

Fr. Wedekind (fährt zusammen).

Bülau. Hat man nach meiner achtzigjährigen Mutter gefragt, die aus Gram über meine Schande gestorben ist, hat man nach meinem Kinde gefragt? Sie freilich können das nicht begreifen, Sie sehen auf ein glückliches, friedliches Leben, Ihnen hat Niemand Etwas zu Leide gethan. Sie kennen den Wunsch nach Rache nicht! Die fragt nicht nach dem Unglück Anderer; die will befriedigt sein!

Fr. Wedekind (schaudernd). O mein Gott, da ist Nichts zu hoffen!

Bülau (wieder ruhig). Verzeihen Sie, Frau Wedekind, wenn ich mich so hinreißen ließ . . . und gerade heute . . . aber das Gespräch hatte durch meine Ungeschicklichkeit diese Wendung genommen.

Fr. Wedekind. Sie irren, Herr Bülau, ich selbst habe dem Gespräch diese Wendung gegeben . . . Ich möchte mit Ihnen sprechen.

Bülau. Ueber meine Zukunft?

Fr. Wedekind. Ueber Ihre Vergangenheit!

Bülau (schmerzlich.) Warum erinnern Sie mich daran!

Fr. Wedekind. Weil ich Ihnen helfen will!

Bülau (sie fragend ansehend). Sie, Frau Wedekind? Das können Sie nicht!

Fr. Wedekind. Das kann nur ich! Nur wer selbst gelitten hat, kann den Gram des Anderen verstehen! Und, Herr Bülau, ich habe in den letzten Jahren gelitten . . . (schaudernd) Furchtbares gelitten . . .

Bülau (weich). Nicht so viel, wie ich!

Fr. Wedekind (ihn starr ansehend). Mehr als Sie! (Grauenvoll). Denn Sie haben in Unschuld gelitten und ich . . . in Verzweiflung!

Bülau (sich an die Stirne fassend). Frau Wedekind . . . wie soll ich das verstehen?

Fr. Wedekind. In Verzweiflung über mich selbst, daß ich nicht den Muth, nicht die Willenskraft hatte, mich zu befreien, daß ich so feige war, so jämmerlich feige!

Bülau. Wozu denn diese Selbstanklagen! Sie haben doch niemals eine Schuld begangen?

Fr. Wedekind. Eine schreckliche Schuld!

Bülau. . . . die Ihr Gewissen so schwer belastet?

Fr. Wedekind. . . . das will ich jetzt erleichtern!

Bülau (nach kurzer Pause, unruhig). Aber ich verstehe nicht . . . warum sagen Sie das Alles mir, gerade mir?

Fr. Wedekind. Weil Sie der einzige Mensch sind, dem ich Rechenschaft schuldig bin!

Bülau (einige Schritte zurück). Ich? (Immer unruhiger). Wofür, Frau Wedekind?

Fr. Wedekind. Für die Schuld, die ich an Ihnen beging!

Bülau (sie rathlos anstarrend). An mir?

Fr. Wedekind (hält sich am Tisch fest, keuchend). Für die Jahre, die ich . . . Ihnen . . . aus Ihrem . . . Leben . . . gestohlen habe! (Sie droht zu sinken.)

Bülau (sieht sie ganz verworren an, athemlos, aber noch nicht laut, sich krampfhaft mit beiden Händen an die Brust schlagend). So . . . so . . . aber das kann ja nicht sein . . . so wußten Sie, daß ich unschuldig bin?

Fr. Wedekind (hauchend). Ja!

Bülau (hervorbrechend). Um aller Heiligen willen, warum haben Sie es nicht gesagt?

Fr. Wedekind (dumpf). Aus Liebe . . . zu meinem Sohn!

Bülau (fassungslos). Zu Ihrem . . . Sohn? . . . Zu Ihrem . . . Sohn? (Er faßt sich an die Halsbinde, um Athem zu schöpfen, keuchend). So ist's der . . . der . . . da drüben gewesen! (Fürchterlich.) Und Sie haben sein Verbrechen nicht eingestanden und haben mich mit Schande überhäuft?

Fr. Wedekind (flehend). Haben Sie Erbarmen, nicht mit mir, er hat ja nur in jugendlichem Leichtsinn gefehlt, haben Sie Erbarmen nur mit ihm!

Bülau (sich wild aufbäumend). Mit ihm? Jetzt endlich habe ich ihn, jetzt lasse ich ihn nicht mehr los . . . jetzt soll er büßen!

Fr. Wedekind (flammend). Begreifen Sie nicht, daß eine Mutter jedes Opfer für ihr Kind bringt? Wie Alles, was man im Leben hoch und heilig gehalten hat, Selbstachtung und Wahrheitsliebe, Pflicht und Mitleid, Ehrgefühl und Gewissen, wie Alles, Alles zusammenstürzt vor dem mächtigsten Gefühl: der Mutterliebe?

Bülau (stürmisch). Auch die Menschenliebe?

Fr. Wedekind (groß). Auch die! (Immer steigernd.) Eine Mutter, die ihr Kind — sei es noch so schuldig — retten will, retten um jeden Preis, fragt nicht nach Recht oder Unrecht, nicht nach Schicksal und Ehre des Anderen, nicht nach Gesetz und Pflicht . . . ihr sind alle Mittel heilig, sie wird Verbrecherin aus Liebe.

Bülau (in wildem Zorn und bitterem Hohn). Freilich, was ist die Ehre des armen Buchhalters Bülau gegen die Ehre der stolzen Patricierfamlie Wedekind!

Fr. Wedekind. Schwach war ich, das weiß ich, und feig und erbärmlich gegen Sie, aber mein Kind habe ich nicht opfern können (hinreißend), das Kind, das ich unter meinem Herzen getragen habe! (Fieberhaft.) Als er mir's ein Jahr nach Ihrer Verurtheilung gestand, war er erst neunzehn Jahre . . . ich sah sein junges Leben vor mir verwüstet und zerstört . . . ich stieß ihn voll Entsetzen von mir, aber ich hatte nicht das Herz dazu, ihn zu Grunde zu richten! Ich wollte ihm Zeit geben, sich zu bessern in Arbeit und Reue, ich wollte . . .

Bülau (wild). Hat er sich gebessert?

Fr. Wedekind (schweigt).

Bülau. Das ist die Strafe des Himmels!

Fr. Wedekind (überströmend). Ich habe für das Verbrechen, das ich an Ihnen beging, gebüßt in qualvollen Jahren, in durchweinten Nächten, in unablässigem Flehen um Ihre Verzeihung! Ich nahm Dorotheen in mein Haus und überschüttete sie mit zärtlicher mütterlicher Liebe, weil ich an Ihrem Kinde gut machen wollte, was ich und mein Kind an Ihnen gesündigt hatten! Ich habe die Noth Hunderter Unglücklicher gemildert, mein ganzes Leben habe ich nur dem Wohlthun gewidmet, weil ich hoffte, mein Gewissen betäuben, mich mit mir selbst versöhnen zu können. Und als ich trotz alledem vor mir und meinen Gewissensqualen nicht bestehen konnte, da habe ich Trost gesucht in der Religion!

Bülau (wild). Hat sie Ihnen Trost gewährt?

Fr. Wedekind (dumpf). Nein! Er hat mich nicht erhört!

Bülau. Weil Sie nicht geglaubt haben! Weil Sie nur in Angst gebetet haben und nicht in Demuth und Gläubigkeit! Ich habe im Gebet Trost gefunden, weil ich seit meiner Jugend Den da droben als meinen höchsten Richter anerkenne! Das Gebet der Gerechten erhört er immer! . . . Und was hat Ihnen heute das Geständniß abgerungen? Doch nur die Angst vor der möglichen Entdeckung, nur die Furcht, daß es dem Scharfsinn Ihres Sohnes doch gelingen würde, meine Unschuld nachzuweisen! Wie Sie nicht in Reue, nur in Angst gebetet haben, so haben Sie auch nicht aus Reue, sondern nur aus Angst endlich Alles gestanden!

Fr. Wedekind. Nein, Herr Bülau, nicht aus Angst um mich . . . mein Leben ist Nichts mehr werth . . . weil ich mich nicht mehr fähig fühlte, wie ein gehetztes Wild den Kampf weiter zu führen, weil ich glaubte, daß Sie in dem Glücke unserer Kinder Ersatz finden würden für Alles, was Sie gelitten haben, weil ich hoffte, daß dieses Glück Sie milder stimmen würde . . .

Bülau. Das bietet mir keinen Ersatz für mein Unglück und meine Schande!

(Sehr schnelles Tempo.)

Fr. Wedekind. Dorothee liebt meinen Sohn!

Bülau. Und sie liebt mich! Sie weiß, was sie ihrem Vater schuldig ist!

Fr. Wedekind. Wenn sie aber darüber zu Grunde geht?

Bülau. Sie kann nicht glücklich werden, so lange ich als Ehrloser dastehe!

Fr. Wedekind. Herr Bülau, das Unglück hat Sie grausam gemacht. Ich kämpfe für ein schuldiges Kind, und Sie wollen Ihr schuldloses opfern! (Hinreißend mit aufgehobenen Händen). Denken Sie doch an das Schicksal der beiden Menschen, die sich lieben! Denken Sie doch an deren Zukunft, an deren Glück!

Bülau. Das Glück der Beiden richte nicht ich zu Grunde, das haben Sie zertrümmert! Drei Jahre haben Sie mir gestohlen, in denen ich Ehre, Achtung, Gesundheit und Lebensmuth verloren habe, in denen ich die Liebe meines Kindes entbehren mußte ... (sich aufrichtend) ich will endlich wieder frei athmen, ich will endlich wieder die Augen aufschlagen können! (Sich aufbäumend, in furchtbarem, ihn ganz übermannendem Haß, mit erhobener Stimme, auf seine Stirne deutend.) Löschen Sie das Schandmal hier aus ... geben Sie mir meine Ehre wieder!

Dorothee (ist von links eingetreten, entsetzt). Vater!

Bülau (ihre Hand stürmisch ergreifend). Da ... da ist die „heilige Frau“, die alles Unglück über mich und Dich gebracht hat!

Dorothee (immer angstvoller). Vater ... ich verstehe Dich nicht!

Bülau (grimmig). Freilich verstehst Du's nicht, daß sie mich jahrelang für das Verbrechen ihres Sohnes hat büßen lassen!

Dorothee (mit weit geöffneten Armen vor Frau Wedekind zurückweichend und jäh aufschreiend). Frau ... Wedekind!

Herbert (öffnet die rechte Thüre, als er Dorothee sieht, tritt er rasch ein und läßt die Thüre offen.)

Fr. Wedekind (leidenschaftlich). Weichen Sie nicht vor mir zurück, Dorothee, bevor Sie mich nicht gehört haben! Sie sind auch ein Weib und wissen, daß wir aus Liebe zu Allem fähig sind! Sie lieben Ihren Vater und würden auch vor Nichts zurückschrecken, um ihn zu retten! (Hinreißend.) Sie haben manche ernste Stunde mit mir verlebt, Sie kennen mein Herz, Sie wissen, daß ich nur aus Liebe fehlen konnte ... Sie werden mich begreifen ... Sie werden mir verzeihen!

Dorothee (die in immer wachsendem Entsetzen gefolgt ist, in tiefstem Schmerz). Begreifen wohl, aber nicht verzeihen! (Sie stürzt schluchzend ihrem Vater an die Brust.)

Fr. Wedekind (sinkt zusammen).

Herbert (ist Dorotheen einen Schritt entgegengetreten und sieht sie schmerzerfüllt an, bebend). Dorothee!

Prätorius (ist auf die Schwelle getreten).

Bülau. Herr Doctor! (voll Bitterkeit) jetzt sind Sie ja der Mühe überhoben, weiter nachzuforschen .... Ihnen danke ich, denn Sie haben es gut mit mir gemeint.

Herbert (nach kurzer Pause). Herr Bülau, ich selbst habe, als mir meine Mutter vor einer Stunde das Entsetzliche gestand, verlangt, daß Sie es auch noch in dieser Stunde erfahren müssen. Sie wissen jetzt Alles, was verlangen Sie?

Bülau. Mein Recht!

Herbert. Sich dieses Recht zu suchen, wird Ihnen Niemand von uns mehr wehren. Aber ich bitte Sie, ich flehe Sie an um Mitleid für die unglückliche gebrochene Frau! Sie hat Ihnen ihre Schuld eingestanden, sie hat geglaubt, Sie zu rühren, und hat gehofft, daß Sie auf Ihr Recht verzichten werden ... es ist ihr nicht gelungen! Sie wollen Ihr Recht, es soll Ihnen werden! Aber nicht durch das Geständniß meiner Mutter! Sie hat genug gelitten!

Bülau (trotzig). An wen soll ich mich denn sonst halten?

Herbert. An mich! Ich trete für meine Mutter ein! Ich selbst werde vor Gericht aussagen, daß Sie Alles von mir erfahren haben! Man muß mich als einen glaubwürdigsten Zeugen anerkennen, das Verfahren wird sofort neu aufgenommen, und Sie werden dann freigesprochen werden!

Bülau. Nein, Herr Doctor, Sie waren schuldlos, ich berufe mich nur auf das Geständniß Ihrer Mutter!

Herbert (erregt). So wollen Sie also nicht nur Ihr Recht, sondern auch Ihre Rache!

Prätorius (vortretend). Welche Genugthuung kann es Ihnen denn gewähren, wenn diese unglückliche Frau den Dornenweg immer weiter geht?

Bülau (wild). „Aug' um Aug'" heißt es in der heiligen Schrift, Herr Consul!

Prätorius (milde). Aber es heißt auch „wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Dorothee (flehend). Vater!

Bülau (wild). Ich habe drei lange grauenvolle Jahre unschuldig gelitten, jetzt endlich soll der Schuldige seine Strafe haben!

Herbert. Was Sie in Ihrem Zorn verlangen, ist unmöglich! Mein Bruder kann nur auf Antrag meiner Mutter zur Rechenschaft gezogen werden. Sie können meine Mutter niemals zwingen, vor Gericht gegen ihr eigenes Kind auszusagen!

Fr. Wedekind (sich erhebend). Das werde ich freiwillig thun!

Herbert (in furchtbarer Erregung). Mutter!

Fr. Wedekind (abgeklärter). Herr Bülau, ich sehe es ein: Ihr Recht muß Ihnen endlich werden. Und wenn ich vor Gericht und damit vor aller Welt die Schuld meines Sohnes eingestehe, wird wohl auch alle Welt an Ihre Unschuld glauben! Ihren ehrlichen Namen sollen Sie wiedererlangen, Ihr Recht sollen Sie erhalten, Ihre Rache wird nicht befriedigt werden, denn mein Kind liefere ich nicht aus! In Reue, nicht in Haß soll mein Sohn einmal an mich denken, wenn ich nicht mehr bin! . . . . (Sie hält erschöpft inne.) Herr Bülau, ich fühle mich heute nicht mehr stark genug zu diesem Gange . . . Morgen werde ich selbst mit Ihnen auf das Gericht gehen!

Herbert. Mutter, das werde ich für Dich thun!

Fr. Wedekind, Nein, nur ich selbst! Das soll der Anfang meiner Buße sein. (Sie bleibt an den Tisch gelehnt stehen.)

Prätorius. Gedulden Sie sich wenigstens bis morgen. Sie sehen ja, die Kraft dieser unglücklichen Frau ist erschöpft!

Bülau (nachdem Dorothee ihn angefleht hat). Herr Consul, ich komme morgen wieder, um dann mit Frau Wedekind auf das Gericht zu gehen! (Dorotheens Hand ergreifend.) Komm, Dorothee!

Herbert (tiefschmerzlich). Dorothee, so also gehen Sie aus unserem Hause?

Dorothee (deutet an, daß sie ihrem Vater folgen müsse).

Bülau (rauh). Komm! (Beide Mitte ab, kurze Pause.)

Prätorius (leise und schnell zu Herbert). Der Junge muß hierher und Bülau selbst um Verzeihung anflehen, bevor Deine arme Mutter morgen auf's Gericht geht!

Herbert (ebenso). Ohne ihre Einwilligung darfst du ihn niemals kommen lassen!

Prätorius (schnell und leise). Ich frage nicht mehr. Ich werde ihn nicht hierher locken. Er soll erfahren, was hier vorgefallen ist. Und wenn noch ein Funken von Ehrgefühl in ihm ist, wird er wissen, was er zu thun hat! (Er geht an den Schreibtisch und beginnt dort zu schreiben.)

Herbert. Geliebte Mutter, willst Du jetzt nicht ein wenig ruhen?

Fr. Wedekind. Ruhen? (Sie sieht ihn lange an.) Deine Mutter findet keine Ruhe mehr! . . . (Sich voll dem Zuschauer zuwendend, mit weit geöffneten Augen in's Leere sprechend.) Sie muß Spießruthen laufen . . . bis zu ihrem letzten Tage! (Sie bleibt mit wie versteinerten Zügen an den Tisch gelehnt stehen;

der Vorhang fällt ganz langsam.)

Dritter Act.

Dieselbe Decoration.

Prätorius (geht unruhig auf und ab, er sieht nach seiner Uhr, bleibt stehen, schüttelt unmuthig den Kopf, dann tritt er an den Schreibtisch, nimmt das Coursbuch, murmelt). „Bremen ab 12 Uhr 38 Nachts . . . Ankunft 11 Uhr 15 Vormittags.“ (Das Buch hinlegend und wieder nervös die Uhr ziehend, er stampft ärgerlich mit dem Fuß und setzt in sichtlicher Aufregung seinen Gang durch das Zimmer fort.)

Herbert (von rechts).

Prätorius. Noch immer keine Depesche von Egon. Den Teufel auch! Der Bursche läßt mich sitzen!

Herbert. Das hatte ich erwartet.

Prätorius. Nach dem ausführlichen Telegramm, welches ich ihm geschickt hatte, habe ich fest geglaubt, daß er kommen wird! (Zornig.) Keine Liebe zu seiner Mutter, keine Ehre, kein Muth! . . . Und trotzdem, Herbert, mußt Du zu dem Bremer Schnellzug an die Bahn . . . es wäre ja doch immer noch möglich!

Herbert. Ich wollte nachher noch ein Mal zu Bülau . . .

Prätorius. Warst Du denn heute schon dort?

Herbert. Ja.

Prätorius (eilig). Was sagte er? Ist Etwas zu hoffen?

Herbert. Ich fand weder ihn, noch seine Tochter zu Hause.

Prätorius. Was wolltest Du dort?

Herbert. Ich weiß es selber nicht . . . ich komme mir seit gestern so haltlos vor, wie noch nie im Leben, . . meine Ueberzeugung zwingt mich, dem Manne Recht zu geben, mein inniges Mitleid mit der Mutter, meine Liebe zu Dorotheen . . . all' diese Empfindungen kämpfen in mir . . . ich bin mir nicht mehr klar über mein Wollen!

Prätorius. Das begreife ich! Ein schweres schreckliches Unglück, das alle Betheiligten in gleiche Mitleidenschaft zieht! (Er geht umher.) Zum ersten Male, so lange ich denken kann, schmeckt mir die Cigarre nicht. (Er wirft sie fort.) Ich habe auch heute Nacht zu erbärmlich geschlafen. Ich konnte das Bild Deiner armen Mutter nicht loswerden. Und da habe ich auch so zurück gedacht an ihre Jugendzeit, an dieses schöne, muthwillige Mädchen, vor dem die ganze Welt im Sonnenschein lag und jetzt! . . . Schändlich! (Pause.) Hast Du sie heute schon gesehen?

Herbert. Sie ließ mich ganz früh zu sich rufen. Ich habe in ihrem Namen an Alfred schreiben und ihn bitten müssen, hierher zu kommen.

Prätorius. Zu welchem Zweck?

Herbert. Sie hält es für ihre Pflicht, ihm Alles zu sagen. Er ist jetzt bei ihr.

Prätorius. Und Ellen natürlich auch! Denn ohne seine Frau kommt der schneidige Mann ja doch nicht. Da bin ich wirklich gespannt, zu hören, wie der Herr Assessor und Frau Gemahlin das Unglück auffassen! (Seine Uhr wieder ziehend.) 3/4 11? Es ist die höchste Zeit . . . um 11 Uhr 15 trifft der Bremer Courierzug ein . . . Du bringst Egon, falls er doch noch kommen sollte, direct hierher. Falls ich mit Deiner Mutter hier bin, giebst Du mir ein Zeichen, ich werde dem Jungen noch in's Gewissen reden, und dann soll er seine Mutter wiedersehen!

Herbert. Ein trauriges Wiedersehen!

Prätorius. Geh' mein Jung' (ihm die Hand drückend) geh' mit Gott!

Herbert (Mitte ab).

Prätorius (geht wieder durch's Zimmer, die linke Thür wird geöffnet).

Alfred und Ellen (in sehr eleganter Toilette von links).

Alfred. Guten Morgen!

Prätorius (umher). Morgen! (Kurze Pause, während deren Ellen sich setzt.)

Alfred. Das sind ja saubere Geschichten, die ich da höre!

Prätorius. Sauber? Ich finde sie namenlos traurig.

Alfred. Na ja, wenn ich sage sauber, meine ich eben traurig.

Prätorius. Ach so!

Alfred. Es ist mir übrigens lieb, daß ich Dich hier treffe. Wir können ja dann gleich Familienrath abhalten.

Ellen. Das erscheint auch mir sehr nothwendig.

Prätorius. Familienrath? An den Entschlüssen Deiner Mutter ist ebenso wenig zu ändern, wie an Bülaus Forderungen.

Alfred. Ich dächte doch, daß Ellen und ich da wohl auch noch ein Wort mitzureden haben, wenn es sich um so schwerwiegende Dinge handelt. Also kurz und gut: das ist eine Unmöglichkeit, daß dieser Scandal an die Oeffentlichkeit gezerrt wird.

Prätorius. Mehr kurz, als gut!

Alfred. . . . dagegen protestire ich!

Ellen. Ich auch!

Prätorius (sich in den Wiegestuhl setzend). Wie denkst Du Dir also den Abschluß dieses unglückseligen Falles? Wir Alle würden eine wirkliche Lösung mit Freuden begrüßen! Also welchen Vorschlag kannst Du machen!

Alfred. Den einfachsten von der Welt; auf den Ihr Alle nicht gekommen zu sein scheint. Man giebt dem Manne Geld!

Prätorius. Höchst originell! Und wie hoch ungefähr schätzest Du die Ehre des Herrn Bülau ein?

Alfred. Wenn man dem Manne 30000 Mark giebt, ist er vollständig zufrieden!

Ellen. 30000 Mark ist sehr viel Geld!

Prätorius. Unter Umständen! Aber gestatte mir, Dich zu fragen, welchen Maßstab hast Du bei dieser Rechnung angelegt?

Alfred. Der Mann hat bei unsrem seligen Vater das exorbitante Salair von 10000 Mark bezogen . . .

Prätorius. Ja, ich denke mir, daß Dein Salair nicht ganz so hoch ist . . .

Alfred. Bitte . . . Commis beziehen Salair, Beamte beziehen Gehalt! 30000 Mark reichen vollständig aus, damit sich diese gekränkte Unschuld mit Fräulein Tochter in das Privatleben zurückziehen kann.

Ellen (die mit ihrem Sonnenschirm immer Figuren auf den Teppich zeichnet). Natürlich in einer von hier möglichst entfernt gelegenen Stadt!

Alfred. Natürlich! . . . Ich sage Dir: 30 Mille dem Manne auf ein Brett ausbezahlt, er geht darauf ein.

Ellen. Aber selbstverständlich!

Prätorius (der wieder die Uhr zieht). Wenn er aber nicht darauf eingeht?

Alfred. Er muß es aber! Zureden hilft bei solchen Leuten, und wenn das nicht zieht, dann hilft auf alle Fälle noch ein bischen zulegen! Statt 30 bietet man ihm eben 40 und einigt sich schließlich auf 35. Obwohl das eigentlich ganz und gar Mamas Sache wäre, bin ich bereit, um den Scandal zu vermeiden, auch Etwas dazu zu geben.

Ellen. Aber, Alfred! Wir haben jetzt so große Ausgaben!

Alfred (Ellen zuwinkend). Natürlich nur eine Kleinigkeit!

Prätorius (aufstehend). Du glaubst also, daß wir dem Manne gar keine Genugthuung schuldig sind?

Ellen. Man thut, dächte ich, mit dem Gelde genug!

Prätorius. Und des Mannes Ehre?

Alfred. Ach was, solcher Leute Ehre!

Prätorius. Du würdest sie vielleicht weniger gering schätzen, wenn Du mit dem Manne 'mal selbst sprechen würdest. Dazu kannst Du übrigens gleich Gelegenheit haben, denn Herr Bülau kommt nachher hierher, um mit Deiner Mutter auf's Gericht zu gehen.

Ellen. Um Gotteswillen, Alfred, Du wirst doch nicht? . . .

Alfred. Beruhige Dich, liebste Ellen! . . . Was ich aus Mamas Bericht gleich

entnahm: Ihr habt Euch Alle von ihm in's Bockshorn jagen lassen, anstatt ihm praktische Vorschläge zu machen!

Prätorius. Ueber des Mannes materielle Zukunft werden wir entscheiden auch ohne Deine Hilfe, ebenso wie wir darauf gedrungen haben, daß dem Manne sein Recht werden muß ohne Deinen Rath!

Alfred (Monocle einklemmend). Also an mich, meine Stellung und die Familie meiner Frau denkt Ihr, wie es scheint, gar nicht?

Prätorius. Nein, darauf kann ich wahrhaftig einen Eid ablegen. An des Mannes Ehre haben wir gedacht, und jetzt denken wir nur daran, wie wir das Leben Deiner alten Mutter schützen können, damit sie nicht bei dem Unglück zu Grunde geht.

Alfred (empört). Das ist ja geradezu ein Nonsens, daß ich durch Egons Streiche in meiner Carrière gehemmt werden soll!

Prätorius. Wer hemmt Dich denn?

Alfred. Ihr mit Eurem lächerlichen Ehrgefühlsdusel! Ich stehe direct vor der Beförderung, mein hoher Chef würde die Sache sehr übel vermerken. Und wenn er mir auch in Anerkennung meiner Dienste und da meine Schwiegereltern mit ihm liirt sind...

Ellen. ... vielmehr sehr befreundet. Excellenz kommen selbst zu den intimen Diners.

Prätorius. Dein Vater hat ja sehr gute Weine! (Er geht nach der rechten Thüre, öffnet sie halb und geht dann kopfschüttelnd zurück.)

Alfred. ... wenn er mir also auch nicht gerade den Abschied nahelegen würde, so wäre doch eine Versetzung an irgend ein kleines Gericht auf mehrere Jahre hinaus unausbleiblich!

Ellen. Und in eine kleine Stadt werde ich niemals gehen!

Alfred (sehr erregt). Das bitte ich denn doch gefälligst zu bedenken, daß ich mit meiner Stellung, meinem Verkehr und meiner Zukunft hier ganz und gar wurzle! Das müßte sich ja wahrhaftig hübsch ausnehmen, wenn man auf die Wedekinds mit Fingern zeigt!

Prätorius. Du kannst ja Deinen Namen ändern, es wäre ja nicht das erste Mal, daß ein Mann den Namen seiner Frau annähme! Denk' Dir nur, wie wundervoll das klingen müßte: Alfred von Ramming! (Leicht wegwerfend.) Ich glaube, die Wedekinds verlieren dabei nicht sehr viel!

Alfred (auffahrend). Das ist eine Beleidigung!

Prätorius (sehr kalt). Nur die Wahrheit!

Alfred (außer sich). Dieser Scandal! ... Was würde die Welt dazu sagen!

Ellen (aufstehend). Und unsere adligen Kreise!

Prätorius. Wer?

Ellen (scharf). Unsere adligen Kreise! Wir sind es unserem adligen Namen schuldig und Ihr ebenso, einen so ungeheuerlichen Eclat zu vermeiden!

Prätorius. Na, meine liebe Ellen, was Euren adligen Namen anbetrifft, so hat er wohl für Euch zunächst den Reiz der Neuheit! Denn der Graveur, der Euer Wappen gestochen hat, ist noch ein herzlich junger Mann, den ich persönlich übrigens sehr gut kenne.

Ellen (spinös). Ich muß doch bitten, mit mehr Respect von meinem Vater zu sprechen!

Prätorius (in sehr energischem Ton). Pst! Ich werde Dir mal eine ganz kurze Geschichte erzählen, liebe Ellen! Du hättest sie sonst nie von mir erfahren, aber interessiren dürfte sie Dich doch einigermaßen. Vor zehn Jahren, als ich noch mit Deinem Vater befreundet war, stand er eines Tages vor mir im Comptoir und sagte: „Heinrich, wenn Du mir nicht hilfst, bin ich verloren!“ Damals war er noch ganz schlichtweg Friedrich Adolf Ramming, und Du warst Ellen Ramming, nicht geboren: von! Ich habe ihm damals geholfen, so gründlich geholfen, daß er seinen ehrlichen Namen behalten konnte! Das merke Dir gefälligst!

Ellen (hochnäsig). Hat Dir mein Vater das Geld vielleicht nicht wiedergegeben?

Prätorius (wieder launig). Na, da wäre ich schon so frei gewesen, ihn daran zu erinnern!

Fr. Wedekind (tritt von links ein).

Alfred. Wozu die vielen Worte! Du als Egons Vormund willst also nicht Deinen ganzen Einfluß anwenden, um die Sache mit Bülau zu arrangiren?

Prätorius. Deine Mutter hat hier das Entscheidende zu sprechen.

Fr. Wedekind. Ich werde nachher mit Herrn Bülau auf das Gericht gehen!

Alfred. Dann haben wir in diesem Hause wohl Nichts mehr zu suchen! Komm', Ellen! (Beide zur Mittelthür die ihnen

Prätorius (vertritt, in tiefem Ernst). Und laßt Euch noch eine gute Lehre mit auf den Weg geben: ich würde Euch rathen, Eurem Herrn Sohn vor Allem zwei Dinge zu lehren, ohne die man, wie Ihr beweist, im Leben wohl vorwärts kommen kann, aber ohne innere Befriedigung, ohne Glücksgefühl! (Zu Alfred.) Du schärfe Deinem Knaben Gerechtigkeitssinn ein, und (zu Ellen) Du predige ihm Menschenliebe! Und für den Fall — es wäre ja immerhin möglich — daß Ihr um diese Lehren in Verlegenheit sein solltet, dann kommt nur 'mal zu Eurem Onkel Prätorius, der wird Euch schon sagen, wie man so Etwas macht. Bis dahin verzichte ich auf das Vergnügen! (Energisch.) Guten Morgen! (Während die Beiden durch die Mitte ab, geht er erregt nach vorne.) Ah! das thut wohl! Das hat erfrischt! Ich kann mir wahrhaftig heute mein kaltes Bad ersparen! sonst wäre es auch wirklich zu schade um die Zeit! (Er zieht wieder die Uhr.)

Fr. Wedekind (setzt sich). Auch den verloren!

Prätorius. Den, Johanne, hattest Du längst nicht mehr besessen!

Fr. Wedekind (vor sich hinstarrend). Bald werde ich ganz allein sein!

Prätorius (legt ihr beide Hände auf die Schultern). Bleibt Dir nicht Herbert?

Fr. Wedekind (wehmüthig.) Herbert? Er kann Dorothee Bülau nicht mehr heirathen, er muß durch meine Schuld auf dieses Glück verzichten, das ist eine Wunde, die niemals heilen kann!

Prätorius. Meine gute Johanne, verzage nicht: Herbert hat Dein starkes, edles Herz geerbt. An dem brauchst Du nicht zu zweifeln! Und ... bleibe ich Dir nicht? Sieh mich an, der alte Kopf sitzt noch auf ein paar festen Schultern, die werden Dir schon tragen helfen! Ich sehe ja ein, daß Du hier nicht bleiben kannst, denn die lieben Mitmenschen werden nicht die Größe Deiner Mutterliebe bewundern, sie werden nur die Größe Deiner Schuld verdammen. Und deshalb flehe ich Dich an: Komm zu mir! Ich will Dir Dein Leben so warm gestalten, Du sollst in meinem Hause so viel Liebe, so viel echte treue Liebe erfahren, daß Du alles Leid vergessen wirst und in Ruhe und Frieden Dein Alter beschließen kannst.

Fr. Wedekind (wehmüthig.) In Frieden? ... Und was soll aus Egon werden? (Geräusch aus dem rechten Nebenzimmer.)

Prätorius (blickt unruhig nach rechts). Laß uns gemeinsam an seiner Besserung arbeiten!

Fr. Wedekind. Ich glaube nicht mehr an seine Besserung!

Prätorius (der sich immer unruhiger der rechten Thür nähert). Du mußt ihm in's Gewissen reden!

Fr. Wedekind (in tiefem Groll). Ich will ihn nicht wiedersehen!

Herbert (tritt unbemerkt von Fr. Wedekind auf die Schwelle und giebt Prätorius ein Zeichen, welches dieser schnell und in sichtbarer Erregung auffaßt, währenddessen er spricht).

Fr. Wedekind (weiter). Was er damals gethan hat ... es war jugendlicher Leichtsinn ... ich hätte es ihm verzeihen können, wenn er seine That bereut hätte ... aber daß er auch dort drüben sein schmachvolles Leben fortgesetzt hat, ohne Reue, ohne innere Einkehr, ohne Achtung vor sich selbst, ohne Sehnsucht nach mir ... das kann ich ihm nie mehr vergeben ... die Demüthigung will ich ihm ersparen, heute vor Gericht

selbst seine Schuld einzugestehen, ich will Alles auf meine Schultern für ihn nehmen, aber ich will ihn nie mehr wiedersehen . . . das soll seine Strafe sein, wenn er einmal wieder zur Besinnung kommt und ich dann nicht mehr bin . . . (Sie steht auf in tiefem Groll und mit festem Entschluß). Das sage ihm, daß ich ihn nie mehr . . . (plötzlich horcht sie entsetzt auf, langsam mechanisch wiederholend) nie . . . mehr . . . (athemlos.) Was ist das? (blitzschnell) Heinrich, um Gotteswillen . . . welche Stimme . . .

Prätorius (in höchster Erregung, ganz leise). Johanne, nimm jetzt Dein Herz in beide Hände . . . Egon ist hier . . .

Fr. Wedekind (welche mit weit geöffneten Augen in namenlosem Entsetzen nach der rechten Thür schaut, schleppt sich mit ausgestreckten Armen einige Schritte der Thür entgegen, gleichsam als ob es sie magnetisch hinzöge, dann wankt sie keuchend). Gieb . . . mir . . . die Hand . . . ich kann nicht mehr . . . (Sie lehnt sich an ihn.)

Prätorius (sie in seinen Armen haltend). Muth, meine alte Schwester! Daß er meinem Rufe doch gefolgt ist, ist der erste Schritt zur Besserung! (In tiefer Innigkeit.) Johanne, es ist ja doch Dein Kind! (Die rechte Thür wird schnell geöffnet.)

Egon (ein junger Matrose, steht in der Thüre, ein hübscher sonnenverbrannter, bartloser junger Mensch mit vollen blonden Locken, sein Wesen ist wohl trotzig, aber doch sympathisch, er dreht seine Mütze verlegen in den Händen, mit niedergeschlagenen Augen und leise bebender Stimme, kaum hörbar). Mutter!

Fr. Wedekind (starrt ihn erst sprachlos an, dann wankt sie langsam, schwer athmend, Schritt für Schritt ihm entgegen, plötzlich bricht sie mit übermächtigem Gefühl und hinreißender Kraft hervor). Mein Kind!

Egon (stürzt in ihre Arme).

Fr. Wedekind (seinen Kopf in beide Hände nehmend, sieht ihn lange an, in seinen Augen forschend).

Egon (sich verlegen losmachend). Mutter . . . ich . . . ich wollte . . . (Da Fr. Wedekind ihn vorwurfsvoll ansieht, trotzig.) Nein, sieh' mich nicht so an, Mutter . . . ich . . . ich . . . (Er knüllt krampfhaft seine Mütze.)

Prätorius (legt ihm die Hand auf die Schulter, milde). Egon, sprich nur frank und frei: weswegen bist Du hierher gekommen?

Egon (das Gesicht abwendend, plump und doch bewegend). Ich . . . ich wollte meine Alte 'mal wiedersehen!

Prätorius (immer milde). Dich hat die Sehnsucht nach Deiner Mutter hierhergetrieben und . . . Dein Gewissen!

Egon (mürrisch). Ach was, Onkel, lassen wir doch die alten Geschichten ruhen!

Prätorius. Die „alten Geschichten" lassen uns aber nicht ruhen!

Egon (unwillig und trotzig). Die Dummheit, die ich da 'mal als grüner Junge gemacht habe?

Prätorius. Diese „Dummheit" hat einen Menschen unglücklich gemacht, und dieser Mensch verlangt jetzt sein Recht!

Fr. Wedekind. Ja, Egon, dieses Recht muß dem Mann jetzt werden. Du und ich . . . wir Beide haben es ihm lange genug vorenthalten. Glaube mir, es ist mir schwer geworden, Deine Schuld einzugestehen, aber jetzt sehe ich selbst ein, daß in dem offenen Geständniß allein Rettung für uns Alle liegt.

Egon (voll Trotz). Hättest es jetzt auch nicht mehr sagen brauchen!

Prätorius (ihn fest ansehend). Nicht sagen brauchen? Ist das Deine Reue, ist das Erkenntniß Deiner Schuld? Deine Mutter erwartet Dank und Du?

Egon (den Kopf zurückwerfend). Dank? Wofür?

Prätorius (ergrimmt). Das fragst Du? Bist Du denn von Sinnen, Junge? Dank für alle die Seelenqualen, die sie Deinetwegen erlitten hat, für alle die Opfer, die sie Dir gebracht hat, und (mit erhobener Stimme) Du wagst es, zu fragen?

Egon. Mutter, ich wäre Dir dankbarer gewesen, wenn Du damals meine Schuld eingestanden hättest!

Fr. Wedekind (ihn fest ansehend). Ich schwieg, weil ich Dich liebte, weil ich Dich retten wollte!

Egon. Was ich damals gethan habe ... na ja, es war ja leichtsinnig ... ich hatte gespielt ... ich mußte das Geld haben und fand keinen Ausweg ... überlegt habe ich mir's damals wahrhaftig nicht lange ... ich that's im Augenblick der Verzweiflung ... 18 Jahr war ich alt ... das sagt doch Alles... Und daß ich dann Furcht hatte, es gleich einzugestehen ... du lieber Himmel, das ist doch begreiflich ... aber Mutter, als ich's Dir endlich sagte ... da ... da hättest Du mich auf den richtigen Weg weisen müssen ... da hättest Du ...

Fr. Wedekind (eindringlich). Ich that's aus Mutterliebe!

Egon. Aber aus falscher Liebe!

Prätorius (zornig). Egon.

Egon. Mutter, nimm mir's nicht übel: ich habe drüben verlernt, die Worte auf die Wagschale zu legen. Ich will Dich ja wahrhaftig nicht kränken, aber ... es ist doch wahr ... Du hättest damals Besinnung für uns Beide haben müssen!

Fr. Wedekind. Wärst Du mir dankbarer gewesen, wenn ich Dich dem Verderben überlassen hätte?

Egon. Es läge jetzt Alles weit hinter mir, und ich wäre jetzt schon ein anderer, ein freierer Mensch! So bin ich in die Welt hinausgerannt, habe drüben keine Ruhe und keinen Frieden gefunden, und wenn ich heute ebenso schlecht zurückkomme, wie ich damals weggegangen bin, so ist das eben Dein Werk!

Fr. Wedekind (tief traurig). Du bist grausam!

Egon. Nein, Mutter, unglücklich bin ich, furchtbar unglücklich! Unglücklich habe ich mich wohl selbst, hast Du mich aber vor Allem gemacht!

Fr. Wedekind (aufschreiend). Egon ... ich Dich? (Wimmernd). Ich Dich?

Egon (aufbrausend). Ja, Mutter, mit Deiner falschen Liebe! Und wenn wir Beide gesündigt haben ... Du trägst die tausend Mal größere Schuld!

Prätorius (zornig). Bursche, vergiß nicht, vor wem Du stehst!

Egon (jähzornig). Was soll denn jetzt aus mir werden? Wozu hast Du mich jetzt hierher gerufen?

Fr. Wedekind (lebhaft abwehrend). Ich habe Dich nicht gerufen!

Prätorius. Ich that es ohne Wissen Deiner Mutter! Weil ich von Dir erwartete, daß Du Erbarmen und Mitleid mit der alten Frau haben würdest, die ihr Herzblut für Dich hinzugeben bereit ist, (mit erhobener Stimme) weil ich hoffte, Du würdest noch so viel Ehrgefühl im Leibe haben, jetzt endlich Alles wie ein Mann selbst auf Deine Schultern zu nehmen, (mit immer größerer Energie) weil ich glaubte, es würde Dich, nachdem Du Deine Mutter in ihrem unsäglichen Leid gesehen, nicht mehr ruhen lassen, ihr den Dornenweg zu ersparen, den sie heute für Dich gehen will! (Ihn an der Schulter packend.) Begreifst Du denn nicht, Junge, was das für eine Mutter heißt, die Schande ihres Kindes vor aller Welt eingestehen zu müssen?

Egon (verzweifelt). Soll ich vielleicht wie ein Hund vor Bülau winseln, (sich mit beiden Händen auf die Brust schlagend) soll ich selbst auf das Gericht gehen und meine Schuld bekennen? ... (aufschreiend) das kann ich nicht ... das kann ich nicht ... (leise) das nicht!

Prätorius (milder). Egon, Du täuschest mich nicht! Aus all' Deinem sich so wild aufbäumenden unbändigen Trotze sehe ich ja doch, daß Dir Dein Gewissen schlägt, daß Du endlich zur Einsicht gekommen bist, daß Du Dich nur vor dem letzten Schritte sträubst, Bülau um Gnade anzuflehen! Bedenke, daß das keine Demüthigung, sondern ein Auferstehen für Dich sein wird! Ja, Bursche, flehe den Menschen, den Du so unglücklich gemacht hast, um Verzeihung, um Gnade an, nicht allein für Dich ... (mit bezwingender Innigkeit) sondern für Deine arme heldenmüthige Mutter! Denn Du liebst sie ja doch ... (mit bebender Stimme) Du mußt sie ja lieben!

Fr. Wedekind (streng). Laß ihn! . . . Er hat Recht! Meine Schuld ist die tausendfach größere gewesen, ich will sie allein gestehen und werde sie allein büßen! (Mit tiefer Bitterkeit.) Ich habe geglaubt, mir mit dieser Schuld Deine Liebe zu erhalten . . . (vor sich hinstarrend, schmerzlich) ich habe sie verloren! (immer steigernd) ich habe geglaubt, das Bewußtsein, daß Dich Deine Mutter liebt, würde Dich aufrichten, würde Dich anstacheln, in Arbeit und Gebet zu sühnen, (hinreißend) ich habe Tag und Nacht gefleht, meine Liebe würde Dich wieder veredeln und Dich wieder zu einem guten Menschen machen, . . . (immer stürmischer) ich habe für Dich gebetet, (immer überwältigender) ich habe diese Stunde des Wiedersehens ersehnt und habe auf sie geharrt und habe dieser Stunde willen nur noch gelebt und habe gehofft, wenn alle Menschen mich verdammen . . . Du würdest mir danken . . . danken . . . danken . . . in heißer Liebe danken (Schaudernd die Hände vor's Gesicht schlagend.) Und nun? (Sie sinkt schluchzend in einem Sessel zusammen.)

Egon (der ihr in heftigster, immer wachsender Bewegung folgt, wirft seine Mütze fort, stürzt vor ihr nieder, aufschreiend). Mutter, Mutter! Ich schäme mich vor Dir! (Er vergräbt seinen Kopf in ihrem Schoß.)

Prätorius (leise für sich). Das war die Stimme der Natur! (Pause.)

Herbert (tritt von rechts ein).

Egon (seiner Mutter Hände kosend und küssend, überschwänglich). Nein, nein, Alte, weine nicht . . . was ich da gesagt habe . . . es ist ja Alles nicht wahr . . . nicht wahr . . . das Alles hat ja nur mein Mund gesprochen, nicht mein Herz . . . ich bin ja gar nicht so schlecht . . . nur leichtsinnig und trotzig bin ich . . . ich will ja Alles wieder gut machen, und gut will ich werden . . . und will meine Hände unter Deine Füße legen und Dir danken immer . . . immer . . . und Dich lieb haben . . . so lieb! . . . (sie immer kosend.) Weine nicht mehr! Weine nicht!

Fr. Wedekind (sieht traurig auf ihn herab.)

Egon (springt auf). Herbert, komm mit mir!

Herbert. Wohin?

Egon. Zu Bülau! Ich will ihn um Gnade anflehen für die Mutter . . . sie soll nicht vor aller Welt eingestehen, daß sie um meine Schuld gewußt hat und (wieder wild und ungebärdig) wenn er nicht verzeiht, (mit geballter Faust) dann . . . dann . . .

Prätorius (ihm die Hand auf die Schulter legend, versöhnlich). Nicht so ungestüm! Du bist der Bittende, er der Gewährende, Du bist der Schuldige, er der Schuldlose! Bleibe hier, Bülau kommt hierher, dann kannst Du ihm Alles sagen, was Du auf dem Herzen hast! Und wenn das geschehen ist, werde ich mit Dir nach Bremen. Deine Mutter wird uns begleiten, im Gebet mit ihr und in Arbeit mit mir wirst Du dort ein Mann werden!

Egon (feurig). Nein, ich bitte Euch, ich flehe Euch an: sperrt mich nicht ein, zwingt mich nicht zu einem Beruf, in dem ich Nichts leisten kann, laßt mich dort nicht verkümmern . . . schickt mich wieder hinaus in die Welt . . . auf's Meer . . . das ist mein Element . . . nur Himmel und Wellen und Sturm . . . ja, im Sturm will ich leben, will ich arbeiten, will ich meine Kräfte erproben und stählen, und wenn ich dann zurückkehre, wetterfest außen und innen, (mit schöner Begeisterung) dann, Mutter, — das schwöre ich Dir — brauche ich vor Dir die Augen nicht mehr niederzuschlagen!

Prätorius (der in der Nähe von Frau Wedekind steht und Egon mit sichtlichem Wohlgefallen gefolgt ist, ergreift Frau Wedekinds Hand, in edler Rührung). Johanne, in dieser schrecklichen und doch so weihevollen Stunde hast Du ihn wiedergefunden für's ganze Leben!

Fr. Wedekind (ist aufgestanden, sieht Egon lange an, dann schlingt sie die Arme um Herbert und Egon, Beide fest an sich pressend in überströmender Liebe. Kurze Pause).

Helene (von links). Fräulein Bülau läßt fragen, ob sie die gnädige Frau einen Augenblick sprechen kann?

Herbert (schnell). Fräulein Bülau? Ist sie mit ihrem Vater gekommen?

Helene. Nein, das Fräulein ist allein.

Herbert (winkt Helene zu, welche links abgeht.)

Prätorius (führt Egon unter verständlichen Zeichen, daß sie nicht stören wollen, nach dem Erker und bleibt dort mit ihm).

Dorothee (von links in dunkler Straßentoilette.)

Herbert (ihr entgegen, voll Wärme). Dorothee, Sie bringen uns gewiß Gutes?

Dorothee (wehmüthig). Ach nein! Ich wollte nur mit Ihrer Mutter noch einmal, das letzte Mal sprechen, bevor mein Vater sie zu dem schrecklichen Gange abholt.

Fr. Wedekind (ruhig). Was wollen Sie, Dorothee?

Dorothee. Es läßt mir keine Ruhe. Das Gefühl, Sie könnten mir gram sein, ertrage ich nicht.

Fr. Wedekind. So hassen Sie mich nicht, Dorothee?

Dorothee. Hassen? Sie? (Aufschluchzend.) Ich bemitleide Sie nur! (Sie bewahrt mühsam ihre Haltung.) Ja, Herbert, jetzt müssen sich unsere Wege scheiden. Mein Vater will sein Recht, das kann ich ihm nicht, das wollen Sie ihm ja selbst nicht schmälern, aber dieses Recht trennt uns für immer!

Herbert (leidenschaftlich). Dorothee!

Egon (nimmt, von Prätorius zurückgehalten, lebhaftesten Antheil an den Vorgängen).

Dorothee. Ich weiß . . . was ich verliere . . . mein Leben ist werthlos . . . Wir wollen ohne Groll von einander gehen . . . wir wollen Niemanden anklagen, nur das Schicksal . . . Das freilich hat es nicht gut mit uns gemeint . . . Geben Sie mir die Hand, Herbert, (sie wankt) ich nehme jetzt Abschied von Ihnen . . . für immer! (Weist leidenschaftlich ihre Hand zurück.)

Franz (durch die Mitte). Herr Bülau ist da!

Prätorius (ein wenig vortretend). Lassen Sie ihn eintreten!

Franz (ab, läßt die Mittelthür offen).

Fr. Wedekind (zur linken Thür, die sie halb öffnet, hineinsprechend). Helene, bringen Sie mir Hut und Mantel!

(Pause; Stellung: Frau Wedekind links, in ihrer Nähe Herbert, Prätorius im Vordergrunde rechts, Dorothee im Hintergrunde links, Egon im Erker.)

Helene (bringt von links Hut und Mantel, legt diese auf einen Stuhl und ab).

Bülau (kommt durch das zweite Zimmer, ruhig und ernst). Frau Wedekind, ich komme jetzt, um mit Ihnen auf das Gericht zu gehen!

Egon (hervortretend). Nicht, bevor Sie mich gehört haben, Herr Bülau!

Bülau (prallt bei Egons plötzlichem Anblick entsetzt zurück, dann in furchtbarem Hasse ganz besinnungslos will er sich auf ihn stürzen, hervorbrechend). Endlich!

Dorothee (fällt ihrem Vater in den Arm).

Egon (tritt dicht vor Bülau hin, freimüthig). Da bin ich! Mit mir machen Sie, was Sie wollen! Ich flehe nur um Gnade für meine Mutter! Haben Sie Mitleid mit ihr, die . . .

Bülau (ihn stürmisch unterbrechend, mit mächtiger Stimme). Gehen Sie mir aus den Augen! Sonst weiß ich nicht, was ich thue! (Er fährt sich mehrere Male über's Gesicht, dann ergreift er stürmisch Dorotheens Hand, gurgelnd.) Mein Kind! Rette mich vor mir selbst! (Endlich erholt er sich, er wendet sich zu Frau Wedekind, mit noch vor Erregung bebender Stimme). Frau Wedekind, kommen Sie jetzt!

Fr. Wedekind (die inzwischen Hut und Mantel angelegt hat, fest und sicher). Ich bin bereit!

Herbert (tritt einige Schritte vor, mit zitternder Stimme). Sie werden Ihren ehrlichen Namen wiederbekommen . . . Ihre Tochter hat Abschied von mir genommen . . . Herr Bülau, jetzt ist Ihr Weg frei!

Dorothee (ganz überwältigt, stürzt ihrem Vater mit dem verzweifelten Aufschrei) Vater, ach lieber Vater! (schluchzend an die Brust).

Bülau (preßt Dorotheen wild an sich, haßerfüllt blickt er auf Egon, dann streichelt er ihr zärtlich den Kopf). Dorothee, mein gutes Kind . . mein Liebling . . . ich kann ja nicht anders . . . ich weiß ja, daß Du ihn liebst . . . ich weiß ja, was ich Dir rauben muß . . . Dein Glück . . . Deine Zukunft . . . Dein Leben! (Da sie immer heftiger schluchzt, zieht er sie immer stürmischer an sich.) Mach' es mir doch nicht so schwer, Dorothee, meine Pflicht

zu thun! ... Ich verlange ja nur mein Menschenrecht ... (sich wieder unterbrechend und haßerfüllt auf Egon blickend). Ich will Dir's ja vergelten ... in zärtlicher Liebe ... ich will ja nur für Dich leben ... aber zu meinem ehrlichen Namen mußt auch Du mir wieder helfen! (Am ganzen Körper bebend.) Hörst Du mich denn nicht, mein Kind? Ich will ja keine Rache ... ich will ja nur mein Recht ... (Von Rührung ganz übermannt.) Ich habe ja Nichts auf der Welt, als Dich, mein geliebtes Kind! Ich will mein Schicksal ja ganz in Deine Hand legen ... (fiebernd) entscheide Du, ob ich meine Ehre ... wiedererlangen soll oder ... nicht!

Dorothee (zu ihm aufschauend, mit schmerzdurchwühltem Gesicht, langsam). Deine Ehre ... Vater ... sollst Du nicht ... meinem Glücke opfern! (Sie bricht in seinen Armen zusammen.)

Bülau (sie an sich pressend, sich dann in wildem Trotz gegen sich selbst aufbäumend). Nein ... nein ... ich will nicht ... will nicht ... (schwer keuchend) ich kann Dich nicht verlieren ... Dich nicht ... was ist mir Ehre und Leben, wenn Du nicht mehr bist! Ich will Nichts mehr vom Leben ... ich bin ja ein alter Mann ... (immer glühender und bezwingender) hier ist die Jugend, die Zukunft! ... Nimm ihn, den Du liebst! (ihren Kopf zwischen seine Hände nehmend) Werde glücklich! (Er küßt ihren Kopf, dann feierlich.) Ich segne Dich! (Dann läßt er Dorotheen los und tritt auf Fr. W. zu.) Frau Wedekind, in diesem Augenblick habe ich Sie verstanden ... habe ich verstanden, daß man aus Liebe zu seinem Kinde zu jedem Opfer fähig ist! In der Liebe unserer Kinder wollen wir uns wiederfinden: Frau Wedekind, hier meine Hand zur Versöhnung!

Prätorius (milde und schön). „Wie wir vergeben unsern Schuldigern!" (Allgemeine tiefe Ergriffenheit.)

Fr. Wedekind (hat Bülaus Hand ergriffen, sie lange haltend, mit feierlicher Größe). Ich halte diese Hand fest ... fest ... und danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens ... Aber ich kann Ihr Geschenk nicht annehmen! ... Sie müssen Ihre Ehre wiederhaben, damit Sie wieder glücklich, damit wir Alle wieder freie reine Menschen werden können! ... Kommen Sie, Herr Bülau, ich gehe jetzt mit Ihnen auf das Gericht! (Da Egon, der in tiefster Zerknirschung dem Vorgang gefolgt ist, eine energische Bewegung macht, wehrt sie ihm.) Nein, Du nicht, ich allein war die wahrhaft Schuldige! (Heldenhaft.) Kommen Sie! (Sie geht langsam zur Mittelthür mit erhobenen Haupte.)

Bülau (macht eine heftig abwehrende Bewegung, daß er ihr nicht folgen werde).

Herbert (ist in Dorotheens Nähe, deren Hand er ergriffen hat.)

Dorothee (sich an ihren Vater anlehnend in schöner Milde). Vater, sie ist doch eine heilige Frau!

Prätorius (langsam, edel). Ja, sie haben Recht, sie ist eine heilige Frau!

Herbert (zu Egon). Egon, willst Du die Mutter nicht begleiten?

Egon (stürzt Fr. Wedekind nach, mit dem befreienden Aufschrei): Mutter, Mutter, ich gehe mit Dir! (Während man Fr. Wedekind und Egon durch das zweite Zimmer gehen sieht, fällt langsam der

Vorhang.)

Lavaters Aufzeichnungen über seine Reise mit Goethe nach Ems.

1774.

Mitgetheilt von Heinrich Funck.

— Gernsbach. —

Im Sommer 1774 kehrte J. K. Lavater, für den in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine ganz besondere Begeisterung in der Welt herrschte, auf seiner für ihn zu einem Triumphzuge durch Deutschland sich gestaltenden Emser Badereise bei Goethe in Frankfurt an und wohnte vom Abend des 23. bis zum Morgen des 28. Juni in dessen elterlichem Hause. Allein der junge Goethe sah den gefeierten Gast damals von Gesellschaft aller Art so umringt, daß er nicht, wie er wollte, sich mit dem seltenen Manne unterhalten konnte. Daher begab er sich am Morgen des sechsten Tages mit dem Züricher Freunde zusammen nach Ems, „um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die ihnen wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln."

„Ein schönes Sommerwetter begleitete uns," erzählt Goethe im Dritten Theil von Dichtung und Wahrheit, „Lavater war heiter und allerliebst. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig und mochte das Gleiche gern von Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Reglung und Bildung des meinigen zu Theil ward."

Als Goethe den Dritten Theil seiner Selbstbiographie herausgab, waren 40 Jahre seit jener Reise mit dem geliebten Freunde seiner Jugend verflossen. Inzwischen hatte Lavaters Tochtermann und Biograph Georg Geßner im Zweiten Bande von J. K. Lavaters Lebensbeschreibung sich über die in Rede stehende Reise also geäußert: „Goethe reiste mit Lavatern ab, was ihm eine ausnehmende Freude machte. Die höchst interessanten Gespräche, welche da gewechselt wurden und von denen ich freilich nur Brosamen habe, zeigen, wie tief und ganz Lavater und Goethe einander faisirten. Ueber die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Litteratur sprachen und trafen sie einander. Aus seinen Gedichten las und recitirte Goethe eine Menge — Sache und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers, es hatte Alles nur Ein Gepräge, hauchte nur Einen Geist."

Geßner schöpfte nach seiner eigenen Angabe aus dem ausführlichen Tagebuch, welches von dem Züricher Propheten auf seiner berühmten Reise in's Bad Ems geführt wurde. In diesem — heute noch vorhandenen — Schriftdenkmale, welches den Vorzug der Unmittelbarkeit hat, finden wir über die zwei Tagereisen von Frankfurt nach Ems, die Lavater in Goethes Gesellschaft zurücklegte, von Lavaters Hand Folgendes eingetragen:

Den 28. Juni. Dienstag.

Ich erwachte um 3 Uhr; sanft schöner Morgen, Vögeljauchzen, stand gleich auf, räumte zusammen und holte etwas vom gestrigen Tagbuch nach. Herzlich kam mich Goethe zu umarmen und mir einen guten Morgen zu wünschen; schrieb noch ein Billiet an Deinet, Heßens Reich Gottes und einen Brief an Fränkel auf Strasburg zu senden. Um 1/2 5 Uhr sezten wir uns ein und fuhren durch die sanft von der Morgensonne erleuchtete, noch stille, größtentheils schlummernde Stadt. Ueber prächtige Felder. Wir befürchteten ein schrekliches Gewitter; aber es gieng uns vorüber. Es regnete eine kleine Weille. Goethe erzehlte mir viel von Spinoza und seinen Schriften. Er behauptete, keiner hätte sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrükt wie er. Alle neuere Deisten haben übrigens nur ihn ausspoliert. Er sey ein äußerst gerechter, aufrichtiger, armer Mann gewesen. Homo temperatissimus. Er sey in großem Ansehen gestanden; die größten Männer haben ihn zu den wichtigsten Berathschlagungen gebraucht, ihn wegen seiner ausnehmenden Klugheit und Treu herzlich geliebt. Er habe die Prophezeyungen bestritten und sey selbst ein Prophet gewesen. Er habe die unwahrscheinlichsten Staatsveränderungen vorhergesagt. Seine Hausleuthe hab er nach der Predigt nach dem Inhalt derselben gefragt, sie vermahnet die Kirche zu besuchen und dem nachzukommen, was da geprediget würde. Auf eine große Erbschaft, die ihm gehörte und die man ihm streitig machen wollte, hab er um des Friedens willen Verzicht gethan und sich nur seines Vaters Schlafbett ausgebethen. Er sey sehr arm gewesen und habe sich mit Glasschleifen kümmerlich erhalten können. Sein Briefwechsel sey das intressanteste Buch, was man in der Welt von Aufrichtigkeit, Menschenliebe lesen könne.

Wir stiegen (wo weiß ich nicht mehr) aus und aßen unter einem Baum — G[oethe] ein Glas Wein, ich Himbeeressig; schrieb ein Billietchen, er auf der andern Seite. Wieder fort. Von seinem Julius Cäsar, einem neuen, weitläufigen Drama. Von der Zerstörung und Einäscherung der Stadt Oppenheim und Worms unter Ludwig dem XIV. Man sagte es den Einwohnern vorher, auf den und den bestimmten Tag werde man die Stadt an allen 4 Eken ansteken, sie können auszıehn und mit sich nehmen, was sie wollten. Sie sandten an den commandierenden General erst alle Greise, dann alle Wittwen und Waysen, dann

alle kleine Kinder, Schwangere, Säugende — alle auf den Knieen baten mit Thränen um Gotteswillen um Schonung, der General weynete mit ihnen, aber er muß es thun. Sie zogen also mit ihrer Habe aufs Feld und sahn die Flammen, in denen die Stadt aufgieng. O Gerichtstag! Gerichtstag!!

Vor 11 Uhr langten wir in Wißbaden, einer Badstadt, an, besahn die heißen Bäder, voll trostloser Melancholie. Las die Zeitung, schrieb eine Stelle aus Werthers Leiden ab. Aß neben Goethe zu Mittag; Husaren und Officiers und ein dummer Pfaff waren da. Eine sanfte, junge, knechtische Physiognomie eines Judensohns, der neben dem Tisch feil hatte, frappierte uns. Nach dem Essen Erdbeeren. Mit einander von der Physiognomie eines jüdischen Taschenspielers, der mich lernen wollte. „Ihr könnt den Herren nichts lernen," sagte der Wirth, „nicht wahr, Sie sind ja Herr Lavater, der so artliche Sachen geschrieben. Freut mich, die Ehre zu haben, Ihnen kennen zu lernen." Sprach mit Goethe am Fenster, von der Auferstehung Christi. — Um 2 Uhr reißten wir ab. Ich schlief viel. Goethe rezitierte viel von seinem ewigen Juden. Ein seltsames Ding in Knittelversen.

Um 1/2 6 Uhr langten wir nach einigen harten Stößen den Berg hinab im stillen, berühmten Schwalbach an; Wirtshaus an Wirtshaus — alle Menschen vom kleinsten Kinde bis zum Greisen mit Krügen in der Hand. Wir stiegen beym weißen Roß ab, ein ordentlich Quartier — nahm Himbeeressig. G[oethe] fieng ein Briefchen an m[eine] Fr[au] an, ich vollendets. Nachher giengen wir spazieren in der breiten doppelten über einander stehenden Allee. Herrlich angenehm. Trafen weniger Personen an, giengen zum Brunnen; wir versuchten das Wasser. Stark vitriolisch. Goethe rezitierte uns eine Romanze aus dem Schottischen. Ein elender Mann offerierte uns Büchelgen. Ich kaufte Gedichte und las sie und schrieb Billiet. G[oethe], Schmoll und ich aßen allein zur Nacht. Ich las im Werther; noch erzehlte mir Goethe den ganzen Inhalt der homerischen Iliade, las mir aus der lateinischen Uebersetzung einige Stellen vor. Von meinem Gedichte [Abraham und Isaak, ein religiöses Drama]. Die Art wollte ihm noch nicht recht in Kopf. Doch gab er nach, da ich die Ideen näher bestimmte.

Mitwoch den 29. Juni 1774.

Um 5 Uhr ruhig erwacht, sogleich auf, Tagbuch; schöner Morgen, Vogeljauchzen. Gieng durch die Alleen zum Brunnen, versuchte das Wasser wieder; sehr stark. Bestellte dann Füßli 50 Krüge, zahlte sie und unsere Nachtnote; schrieb noch ein Billiet an Deinet. 1/2 6 Uhr ab. Berg zu fahren. Fuhr sonst tapfer der Honegger. 2 Roße vorspannen. Kühler Wind. G[oethe] von seinem Julius Cäsar — rezitierte ganze Stellen aus Voltaire.

Um 1/2 12 Uhr zu Nassau an. 2 Stunden von Ems. Besuchten sogleich die Frau Baron von Stein. Ein prächtiges Haus in einem elenden Nest — eine große, ganz originelle Dame von wohl 50 Jahren. Sie hätte sehr gewünscht, meine Frau zu sehen. Von d. reisenden Schweden; von Ems und La Roche. Sie lud uns zum Mittagessen; wir giengen ins Wirtshaus, aßen da. Sie ließ uns nochmals einladen; aber wir verbaten, weil wir fortwollten. Billiets. Weg 2 Uhr. Schöne Außsichten; ich schlief viel.

Um 1/2 5 Uhr langten wir zu Ems an. Ein angenehmer Ort, an der Lahn und felssigten Bergen gelegen. Wir nahmen unser Quartier im Nassauer Hause No. 48. 49. Ein schönes, hohes, weites, halbfürstliches Gebäude. Wir pakten aus. Ich schrieb ein paar Billiet auf Zürich; Goethe mit. Nachher gieng ich mit ihm in den Speissaal. Welch ein Leben! Hier ein Billiard! Dort ein Tischgen — dort wieder eins! Officiers, Generals, Grafen, Baronen und des weiblichen vornehmen Geschlechts viel. Ein Herr Geheimrath Meyer von Hannover gesellte sich gleich zu mir. Ein verständiger, sanfter, aber dem Ansehn nach hypochondrischer Mann. Wir sprachen von Goethe seiner Farce wider Wieland. Ein General Winter aus dem Haag machte mir auch seine Compagnie und noch ein paar, die ich nicht kenne. Ich gieng, noch meine Briefe zuzumachen und noch ein paar

Worte am Tagbuch, zahlte den Honegger und gab ihm ein Exemplar Festpredigten, welches ihn sehr freute. Herr Dr. Kämpf, Badmedicus, den mir Zimmermann angerühmt hatte, kam mich zu bewillkommen. Ein artiger, sanfter, redlicher Mann; eben der, der das Buch von den Tempramenten, das sein Vater unausgearbeitet hinterließ, herausgegeben hatte. Ich sprach mit ihm über meine Gesundheitsumstände. Er rieth mir, Wasser mit Milch zu trinken und des Nachmittags zu baaden. Er verspricht sich gute Wirkung für mich; er blieb wohl 3/4 Stunden; wir sprachen ganz vergnügt von Neuwied, von den Herrnhutern, Separatisten, Inspirierten in dieser Gegend, und von der Divinationskraft, die sich etwa besonders bei gichterschen Personen und neulich bey einer starrsüchtigen äußerte. Er spazierte noch eine Weille mit mir und presentierte mich verschiedenen Herren.

Ich kam im untern Saal, wo viele vornehmen Herren und Frauen speiseten, neben Canzleydirektor Fischer und Goethe zu sizen. Unter andrem urtheilte Herr Fischer über Götter, Helden und Wieland — Konnte mich G[oethes] halber des Lachens kaum enthalten. Von Wieland, Geßner, Iselin. Goethe sagte, daß er nach seiner Rückreise auf Frankfurth ein kurzes Drama verfertigen wollte. Ich fragte meinen Nachbar vom Götz von Berlichingen. Er wollte nicht viel daraus machen und verwunderte sich sehr, daß ich ihn bewunderte. Nachher spielte ein Virtuose herrlich auf dem Basset, und ich spazierte mit Dr. Kämpf, unter einigen andern besonders auch einem Burkahrdt aus Basel, ein Auffseher über die Brüder in Neuwied, auf der hohen, breiten, langen, herrlichen Lauben vor unserm Zimmer — und schrieb nachher das heutige Tagbuch, schrieb noch ein Billiet an Füßlin wegen der Schwalbacher Krüge und fieng einen Brief an meine Frau Mutter an — gieng ins Bett.

Donnerstag den 30. Juni 74.

Ich stand um 6 Uhr auf. Cammersekretair Mayer aus Hannover kam im Neglige, von Goethe Abschied zu nehmen. Um 7 Uhr weg.

Die Schädel aus der Höhle von Cro-Magnon.
(London, British Museum.)

Illustrirte Bibliographie.

Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Neu bearbeitet von zahlreichen Gelehrten. 4. Auflage. Leipzig, Verlag von P. Friesenhahn. Mit zahlreichen Illustrationen.

Hellwalds Culturgeschichte ist bei Lebzeiten des Verfassers in drei Auflagen erschienen; kurz nach seinem Tode war eine vierte Auflage nothwendig, in der der ungemein schwierige und umfassende Stoff von zahlreichen Gelehrten und Schriftstellern ersten Ranges (u. A. seien genannt von Brandt, Ludwig Büchner, Conrady, Cronau, Deecke, Geiger, Haas, Henne am Rhyn, Holm, A. Kaufmann, Lefmann, Mogk, Max Nordau, Philippson) völlig umgearbeitet worden ist. Hellwald hat gewissermaßen nur die Grundzüge zu dem großartigen Unternehmen feststellen können, die Erreichung des Ziels dagegen der Zukunft überlassen müssen. Er selbst wußte nur zu gut, wie wenig noch das damalige Wissen ausreichte zu einer so gewaltigen Synthese, und nahm Bastians Vorwurf hin, er komme für sich selbst nicht weiter, als bis zum polemischen Zerstören und zum Nivelliren des Bodens, auf dem das neue Gebäude aufgerichtet werden solle. Damit schien ihm aber schon Vieles erreicht und die Existenzberechtigung seines Buches zur Genüge dargethan. Zudem tröstete er sich damit, daß jeder Fortschritt der Detailforschung seinen Stein zum Ausbau der Synthese beitrage, und daß der Versuch einer solchen, selbst wenn er vorläufig noch ohne befriedigende Ergebnisse bleiben müsse, zu deren weiterer Ausbildung sicherlich anregend sei. Bastian selbst behauptet von seinen Werken, „sie wollten bis jetzt keineswegs belehren, sondern nur anregen zur Entfaltung einer heranreifenden Wissenschaft". Hellwalds Bestreben beschränkt sich auf eine Darlegung der Culturphänomene und eine leidenschaftslose Prüfung, ob zu ihrer Erklärung übernatürliche Kräfte zu Hülfe genommen werden müssen. Er bemühte sich, mit jenen Elementen auszukommen, die die positive Wissenschaft bisher zur Verfügung stellte. Reichten diese in der Gegenwart zur Erklärung der natürlichen Entwickelung in der Cultur noch nicht völlig aus, so war er doch von der Hoffnung auf fernere Aufschlüsse in der Zukunft belebt. Deshalb glaubte er an der eingeschlagenen naturwissenschaftlichen Methode festhalten zu sollen, zumal gerade in der Anwendung dieser Methode die

Kopf der Königin Ta'a, Gemahlin Amenophis III. (XVIII. Dynastie.)
Museum von Bulack.

Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.
IV. Auflage. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

meisten Beurtheiler den Hauptwerth seines Buches erblickten. Von dem Gedanken der Entwickelung ausgehend, wies er darauf hin, daß die menschliche Gesellschaft, so gut wie der Bienen- und Ameisen- oder Polypenstaat, einen Organismus, wenn auch höherer Ordnung, darstellt, der allerdings in Folge unaufgeklärter, bei seiner Entstehung waltender Verhältnisse eine Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit und Veränderlichkeit besitzt, wie sie keinem

Hausurne von Aschersleben.
Original im Museum zu Berlin. 1/3 der natürlichen Größe.
Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. IV. Auflage. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

tiefer stehenden zukommt, aber sich doch nach nothwendigen und allgemein geltenden Naturgesetzen entwickelt, so daß nach seiner Ansicht die Culturgeschichte zu guter Letzt wesentlich als eine höhere Entwickelung der Naturgeschichte erscheint und als solche erfaßt werden muß. Es liegt auf der Hand, daß diese Betrachtungsweise zwar keineswegs die vollkommenste und zulänglichste, aber zur Zeit die zweckentsprechendste und fruchtbringendste

Bronzener Kochkessel, gefunden in der Themse.
(London, British Museum.)
Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.
IV. Auflage. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

Baumsarg aus einem Grabhügel der Bronzezeit.
(Nach dem Originale im Museum zu Kiel.)
Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.
IV. Auflage. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

ist. Der ursprüngliche Verfasser hat auf diesem Wege zahlreiche Wahrheiten gefunden und den verschiedenen Auflagen seines Werkes allmählich einverleibt, und die neuen Bearbeiter haben im Geiste des Werkes mit großem Erfolge fortgearbeitet, so daß man wohl behaupten darf, daß Hellwalds Culturgeschichte in ihrer jetzigen Gestalt die beste und für die Erweiterung des geistigen Horizonts geeignetste ist, die wir in der Gegenwart haben.

Hausurne von Parchim. (Mecklenburg.)
Original im Museum zu Berlin. 1/3 der natürlichen Größe.
Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. IV. Auflage. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, weil einerseits der Raum dazu fehlt, andrerseits das Werk im Ganzen erfaßt und begriffen werden muß. Die Abbildungen, etwa 800 Text-Illustrationen, viele Tafeln und Beilagen, sind vortrefflich und mit großer Sorgfalt ausgewählt. Nach Allem hat das hochbedeutsame Werk eine besondere Empfehlung nicht mehr nöthig. Es ist nur zu wünschen, daß es eine recht weite Verbreitung finden möchte. H. J.

Bibliographische Notizen.

La science du point d'honneur. Par A. Croabbon. Ire partie. Paris, Librairies-Imprimeries Réunies.

Das vorgenannte Buch des französischen Advocaten Croabbon in Moulin (Dep. Allier) hat in Frankreich und Deutschland weitgehende Beachtung gefunden, zunächst in den juristischen und militärischen Kreisen, des Weiteren aber bei allen denjenigen, welche sich für die so wichtige Duellfrage interessiren. Der Verfasser stellt in diesem ersten Theile des großangelegten Werkes die heutige Gesetzgebung über das Duell und die Gebräuche dar, welche sich in den verschiedenen Ländern bezüglich desselben entwickelt haben, eine vom culturhistorischen Standpunkte äußerst interessante Aufgabe, welche nur vermittelst der im Einzelnen recht schwierigen Sammlung eines kaum zu übersehenden Materials gelöst werden konnte; es besteht in dieser Hinsicht ein ungeschriebener Codex in den meisten Staaten, dessen Bestimmungen jedoch mindestens ebenso genau seitens der Betheiligten beobachtet werden wie diejenigen des geschriebenen Rechts; vom Standpunkte der Völkerpsychologie drängt sich bei der Vergleichung der verschiedenen Gebräuche und Uebungen die Ueberzeugung auf, daß die Entwickelung wenigstens in den europäischen Staaten zu gleichartigen oder doch im Wesentlichen gleichartigen Ergebnissen geführt hat, die Formen, in welchen der Ehrenhandel mit tödtlichen Waffen ausgefochten wird, sind in der Hauptsache in Paris und Petersburg, Berlin und Neapel dieselben. Wenn auch Herr Croabbon seine Ansicht über die Art und Weise, auf und durch welche der Staat das Duell beseitigen kann, in diesem Theile seines Werkes nicht ausführlich darstellt, so geht doch schon aus den Bemerkungen zu den verschiedenen Gesetzgebungen hervor, daß er einen wirksamen Schutz der Ehre durch hohe Strafen, insbesondere auch durch hohe Geldstrafen als das beste Mittel zu einer Verminderung der Zweikämpfe betrachtet; ohne Zweifel ist diese Ansicht auch die richtige, wie sich vor Allem aus der Geschichte Englands und der englischen Gesetzgebung ergiebt. Die Duellfrage wird sicherlich im Laufe der nächsten Jahrzehnte die staatliche und gesellschaftliche Aufmerksamkeit in verschiedenen Staaten Europas auf sich lenken, und hierbei wird sich das Buch des Herrn Croabbon, dessen Bedeutung, wenn vollendet, eine dauernde sein dürfte, als zuverlässiger Führer erweisen. Mit Spannung sehen wir der Veröffentlichung der folgenden Theile entgegen, in welchen der Verfasser zu der brennenden Tagesfrage eine klare Stellung nehmen dürfte. F.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgeg. von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Wir haben schon früher ausführlich auf dieses auf 60 Lieferungen berechnete Werk hingewiesen. Der erste Band (Lief. 1—12) liegt uns nunmehr vollständig vor, vom 2. Bande sind Lief. 13—16 erschienen. Wir können das früher von uns ausgesprochene günstige Urtheil nur wiederholen und die Ueberzeugung aussprechen, daß das Werk sein Ziel, ein treues Bild des gegenwärtigen Standes der Pädagogik zu geben, erreichen wird. Besonders allen öffentlichen Bibliotheken — nicht allein den Lehrerbibliotheken — sei die Anschaffung auf's Wärmste empfohlen; denn die Pädagogik ist nicht Sache weniger Fachleute; die Gesammtheit der Gebildeten muß für sie gewonnen werden, wenn die Erziehung der Jugend eine nach jeder Richtung hin gedeihliche werden soll. Wp.

Grundriß der Schulgesundheitspflege unter Zugrundelegung der für Preußen gültigen Bestimmungen. Von Dr. R. Wehmer, Regierungs- u. Medicinalrath zu Coblenz. Berlin, Richard Scholtz.

„Der vorliegende Grundriß," sagt der Verfasser, „soll ein Versuch sein, die zahlreichen für Preußen maßgebenden Bestimmungen als Bausteine für den Aufbau eines allgemein faßlichen Lehrgebäudes unmittelbar zu verwerthen;" und wir können hinzufügen, daß der Versuch in ausgezeichneter Weise gelungen ist. Die geltenden Bestimmungen sind ihrem Wortlaute nach angeführt, die Zwecke des Verfassers haben die Billigung der Königl. Wissensch. Deput. f. d. Medicinalwesen erhalten.

Nach einer Einleitung über die Gesundheitspflege des Körpers und die Aufgaben der Schulgesundheitspflege bespricht der Verfasser zunächst das Schulhaus und seine

Einrichtungen, darauf die gesundheitsgemäße Ertheilung des Schulunterrichts, um dann im dritten Theile die Gesundheitsstörungen der Schüler, Schulkrankheiten, ansteckende Krankheiten und plötzliche Unglücksfälle zu behandeln. Die Darstellung ist präcis, klar und allgemein verständlich.

Das Buch sei allen denen, welche mit der Organisation der Schule amtlich zu thun haben, aber auch den Eltern schulpflichtiger Kinder bestens empfohlen.

Die Pflichten des Reichthums. Zwei Aufsätze von Andrew Carnegie. Leipzig, Peter Hobbing.

„Die vornehmste Aufgabe unserer Zeit ist die zweckmäßige Verwendung des Reichthums, derzufolge es möglich wird, durch Bande der Brüderlichkeit noch einmal Reich und Arm zu einträchtigen Beziehungen zu verknüpfen." Mit diesen Worten leitet der Verfasser seine Ausführungen ein. Drei Wege giebt es, auf denen überflüssiger Reichthum verwerthet werden kann: Vererbung an die Angehörigen, Stiftung zu wohlthätigen Zwecken und Verwaltung desselben zu Lebzeiten des Besitzers (im Interesse gemeinnütziger Zwecke). Auf die ersten beiden Arten ist der Verfasser, abgesehen davon, daß der Familie eine leidliche Rente verbleiben soll, nicht gut zu sprechen. Stiftungen veralten leicht und wirken dann mehr schädlich als nützlich. Die dritte Art der Anwendung ist die gemeinnützige Verwendung bei Lebzeiten des Besitzers. Hier stellt er als Hauptgrundsatz hin: „Bei Gewährung von Mildthätigkeit sollte als erster Grundsatz gelten, solchen zu helfen, die sich selber helfen wollen; für Mittel zu sorgen, vermöge deren Diejenigen, welche Willens sind, sich zu vervollkommnen, dazu im Stande sind; allen denen, die sich bestreben, emporzukommen, die Unterstützung zu bieten, mittels deren ihnen das möglich wird." In dem zweiten Aufsatze giebt der Verfasser dann die verschiedenen Gebiete an, auf denen eine Bethätigung in seinem Sinne angezeigt ist, und empfiehlt vor Allem die Stiftung von Volksbibliotheken, Volksheimen und dergl. Eine Fülle prächtiger Sentenzen, ähnlich den obigen, sind in den Ausführungen verstreut, bezüglich deren wir aber auf das Original verweisen müssen.

Der Verfasser ist übrigens Fachmann. Er, der als armer Handwerksbursche seine Laufbahn begann, besitzt jetzt die Kleinigkeit von 100 Millionen Dollars. Daß er aber nicht zu Jenen gehört, welche sagen: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken," beweisen die nach vielen Millionen zählenden Schenkungen, welche er für gemeinnützige Zwecke schon verwandt hat.

Möchte die herzerquickende Schrift, die der Verfasser mit Recht das „Evangelium des Reichthums" nennt, eine weite Verbreitung finden; denn sie geht nicht allein die mit Millionen Gesegneten an. Wir müssen dem Verfasser Recht geben, wenn er sagt: „Es ist natürlich nicht das alleinige Vorrecht der Millionäre, zu wirken oder Mittel zu schaffen für die Förderung des Gemeinwohls. Jedermann vielmehr, der auch nur einen kleinen Ueberschuß über seine mäßigen Bedürfnisse hat, mag dieses Vorrecht mit seinen reichen Brüdern theilen, und diejenigen, denen es an überflüssigen Mitteln mangelt, können wenigstens einen Theil ihrer Zeit opfern, was gemeinhin ebenso wichtig, ja oft noch wichtiger ist als das Geld."

Wp.

Die Wunder des Mikroskops von Dr. Moritz Willkomm, weiland ord. Professor a. d. Universität Prag, 5. wesentlich vermehrte und umgearbeitete Auflage, bearbeitet von Dr. phil. Trautzsch und Dr. med. Schlesinger. Mit 464 Illustrat. Leipzig, Otto Spamer. —

Bei den raschen Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und den hiermit in Zusammenhang stehenden Verbesserungen, die das Mikroskop und seine Technik erfahren hat, lag ein dringendes Bedürfniß vor, das vortreffliche Buch des verst. Prof. Willkomm, unter Festhaltung der von diesem gegebenen Grundsätze, umzuarbeiten und in neuer (5.) Auflage erscheinen zu lassen. Diese Aufgabe haben die beiden oben genannten Verfasser in anerkennenswerther Weise gelöst. Das Werk beginnt als Einleitung mit der Wirkung der Linsen und Loupen und behandelt alsdann das zusammengesetzte Mikroskop und die Herstellung der Präparate. In weiteren 6 Capiteln werden speciell besprochen: Die Urlebewesen, der Aufbau der Pflanzen, der mikroskopische Bau der niederen und höheren Thiere und des Menschen, ferner die Krankheitserreger und schließlich die Verwendung des Mikroskops als Schutz gegen Fälschungen. Besonders eingehend behandelt sind die Fortschritte der Gesundheitspflege, mit Bezug auf die mikroskopischen Untersuchungen und die Krankheitserreger. Am Schluß ist ein Namen- und Sachregister beigefügt. Zahlreiche recht gute Abbildungen erläutern den Text des nach jeder Richtung hin gut ausgestatteten Buches, das nicht nur Freunden der Natur, sondern auch der studirenden Jugend bestens empfohlen werden kann.

K.

Die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen und die rechtlichen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Die Schrift, ein Sonderabdruck aus der „Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege", enthält drei Vorträge von Oberbürgermeister Adickis-Frankfurt a. M., Geh. Baurath Hinckeldeyn-Berlin, und Polizeiinspektor Classen-Hamburg und ein kurzes Referat über die Verhandlungen über die Vorträge und die im Anschluß daran angenommenen Thesen. Auf den Inhalt der Schrift, die sich die löbliche Aufgabe stellt, dem Miethskasernenthum entgegen zu arbeiten und in dieser Hinsicht mannigfache Anregung giebt, einzugehen, verbietet uns der Raum, wir müssen da auf die Schrift selbst verweisen. Wp.

Die hygienischen Grundzüge der mosaischen Gesetzgebung. Von Dr. Ad. Baginsky, a. o. Prof. a. d. Univ. Berlin. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Die sehr interessante und lesenswerthe Abhandlung, welche zuerst im 3. Heft des laufenden Jahrganges der „Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege" erschien, giebt in kurzer und klarer Form einen guten Ueberblick über das genannte Gebiet. Wp.

Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. Von Hafner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter).

Ohne auf die vielfachen „Entlarvungen" einzugehen, oder sie auch nur zu berühren, zeigt der Verfasser durch eingehende philosophische Untersuchungen, daß zwischen Wissenschaft und Spiritismus eine unüberbrückbare Kluft, ein unlösbarer Widerspruch besteht. Die bedeutendsten Spiritisten aber gestehen selber zu, daß der Spiritismus steht und fällt mit der Aussicht auf eine Versöhnung, bezw. Verbindung mit den Wissenschaften. Wp.

Die Frau im Handel und Gewerbe. Von Jul. Meyer und J. Silbermann. Berlin, Richard Taendler.

Die vorliegende Abhandlung bildet das 7. Heft der von Gust. Dahms herausgegebenen Sammlung: „Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten." Nach einer kurzen Einleitung über die wirthschaftlichen Ursachen der gewerblichen Frauenarbeit und über die Vorurtheile gegen die Frauenarbeit im Handelsgewerbe giebt die lesenswerthe Schrift eine auf genauen und zuverlässigen Mittheilungen beruhende Uebersicht über die verschiedenen kaufmännischen und gewerblichen Gebiete, auf denen die Frauenarbeit sich bisher bethätigt hat, unter besonderer Berücksichtigung der für die verschiedenen Zweige nöthigen Ausbildung und der in ihnen winkenden Aussichten. Das Schriftchen wird allen den Töchtern, die sich einem gewerblichen oder kaufmännischen Berufe widmen wollen, sowie insbesondere auch deren Eltern ein willkommener Rathgeber sein. Aber auch allen denen, welche sich für dieses wichtige Gebiet des socialen Lebens interessiren, sei es bestens empfohlen. Wp.

Aus altem Hause. Roman von Theodor Duimchen. Leipzig, Robert Friese (Arth. Carael).

Der äußerst spannend geschriebene Roman würde sowohl als Charakterstudie, wie als Seelengemälde unser besonderes Interesse verdienen, wenn der Verfasser in seinen Mitteln wählerischer gewesen wäre und nicht die Grenzen des Glaubhaften und Natürlichen, wenigstens in einem Falle, überschritten hätte. — Die Heldin der Erzählung entstammt von väterlicher Seite einem der reichsten Hamburger Senatorengeschlechte, und ihre Mutter war eine Venetianerin, einer jener fürstlichen Kaufmannsfamilien der alten Lagunenstadt angehörend, die jener Beherrscherin der Meere ihre Fürsten gegeben und deren Frauen ausgezeichnet waren durch Schönheit und Kunstsinn, aber auch durch rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, die zur Erreichung ihrer Zwecke vor keinem Verbrechen zurückschreckten, und bei denen Gift und Dolch eine Rolle gespielt haben. Diese Mischung des Blutes im Charakter der nachgeborenen Enkelin nachweisen zu wollen, ist ein interessantes Experiment, bei welchem wir dem Verfasser mit unserer vollen Antheilnahme folgen; wenn er aber seine Heldin in einem Anfall von Atavismus zu den modernen Giften greifen läßt, nämlich zu den Diphtheriebacillen, um ihrem leiblichen Kinde, welches einer spät erwachten Leidenschaft im Wege ist, künstlich jene mörderische Krankheit einzuimpfen, so berührt dieses Verfahren uns moderne Menschen abschreckend und unglaubhaft.

Die poetische Gerechtigkeit tritt in Kraft: die unnatürliche Mutter stirbt durch Selbstmord, indem sie sich ganz nach alt venetianischem Muster den Dolch in die Brust stößt; — aber ohne den criminalistischen Effect des Kindesmords in der grausamsten Form wäre das Buch viel werthvoller. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Blum, Max, De Prügelreis'. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Otto Lenz.
— Wat de Wind vertellt. Läuschen in Meckelborgsch Platt. Leipzig, Otto Lenz.
Bohn, Franz, Gelöste Fesseln. Drama in fünf Acten. Frankfurt a. M., A. Blazek jun.
Brümmer, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Vierte, völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. 1. Lieferung. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Bülow, M. v., Hans von Bülow. Briefe und Schriften. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Carpin, Dr., Des deutschen Studenten Liebesleben. Leipzig, Oskar Gottwald.
Carus, Paul, Das Evangelium Buddhas. Nach alten Quellen erzählt. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von E. F. L. Gauss. Buddham saranam gatschami, Dhammam saranam gatschami, Sangham saranam gatschami. Chicago, The Open Court Publishing Co.
Conrad, Michael Georg, In purpurner Finsterniss. Roman-Improvisation aus dem dreissigsten Jahrundert. Berlin, Verein für Freies Schriftthum.
Eschelbach Hans, Modern. Drama in fünf Acten. Köln, Paul Neubner.
— Wildwuchs. Gedichte. Zweite vermehrte Aufl. Köln, Paul Neubner.
Feltz, Ordwin Reimut, Die Welt, wie sie ist, nicht, wie Du sie träumst! Ein Büchlein für „Idealisten". Grossenhain, Hermann Starke.
Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege. Monatsschrift. IV. Jahrg. Nr. 4 (April 1895.) Frankfurt a. M., Jaeger'sche Buchhandlung.
Friedmann, Alfred, Fundgruben. Einactige Novellen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Grant Allen, Die es that. Nach der siebzehnten Auflage des Originals besorgte, autorisirte Uebersetzung von Sophie Wiget. Zürich u. Leipzig. Verlag von Sterns „Litterarischem Bulletin der Schweiz".
Grazie, M. E. delle, Gedichte. Dritte sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin von William Unger. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Gréville, Henry, Franziska. Autorisirte Uebersetzung von „Le Moulin Frappier" von B. Blanchard. Grossenhain, Hermann Starke.
Gumppenberg, Hanns von, Der fünfte Prophet. Psychologischer Roman. Berlin, Verein für Deutsches Schriftthum.
Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.
Jahne, Ludwig. Poetische Bekenntnisse. Klagenfurt, Ferd. von Kleinmayr.
Knackfuss, H., Künstler-Monographien. VIII. Band: Teniers der Jüngere von Adolf Rosenberg, mit 63 Abbildungen von Gemälden. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Knackfuss, H., Künstler-Monographien IX. Band: A. v. Werner von Adolf Rosenberg. Mit 125 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeg. von Karl Schneidt. II. Jahrgang Nr. 64 und 65. Berlin, Hugo Storm.
La Mara, Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Nach den Handschriften des Weimarer Liszt-Museums mit Unterstützung von dessen Custos Geheimrath Gille. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Lindheimer, Franz, Leben, Lieben, Singen. Gedichte. Heidelberg, J. Hörning.
Meissner, Dr. Leopold Florian. Weihnachtsspiele. Bilder aus der Deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung u. Alt. II.—XI. Heft. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.
Oertzen, Margarete Marie von, Jugendwege. Neue Novellen. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.
Pfungst, Arthur, Laskaris. Eine Dichtung. Zweiter Theil: Der Alchymist. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Reform, Ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. Nr. 23 u. 24. Königsberg i. P., Braun & Weber.
Scherr, Dr. Johannes, Illustrirte Geschichte der Weltlitteratur. Handbuch in zwei Bänden. Neunte Auflage. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt von Professor Otto Haggenmacher. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. 26.—30. (Schluss-) Liefg., mit 300 Abbildungen und Karten. Wien, A. Hartleben.
Siegfried, R., Freyr und Gerdha. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Sincerus, Dr., Der deutsche Student fin de siècle. Offener Brief an Herrn Professor Theobald Ziegler. (Fünftes Tausend.) Leipzig, Oskar Gottwald.
Verne J., Die Propeller-Insel. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.
Weichelt, H., Hannover'sche Geschichten und Sagen. Band 2—4. Norden, D. Soltau.
Widmann, J. V., Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Novellenbuch II. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.
Wundt, Theodor, Wanderung in den Ampezzaner Dolomiten. Herausgegeben von der Section Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Zweite Auflage, ein Band Grossquart mit 71 Textillustrationen, 18 Lichtdruck- und 20 Autotypietafeln. In farbigem Einband. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Aord und SÃ¼d.
Sine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
VON
f>aul tindau.
Ã¶echÃ¶undsiebzigfter Vand,
MI! l>cn pÂ»r!rai!s von:
Wr eFInu
5chles<sche Vuchdruckerei, Kunst, und verlagS'Ansta'lt
v. 2. schottlaender.

Inhalt des ?6. Bandes.

Januar. — Lebruar. ^ Miirz.

^896.

Inhalt d«5 ?e. Vandes,

Seite

Januar I.896.

Inhalt.

Seit«

Hierzu ein Portrait: Franz Pulszly.
Radinmg von Johann lindner i» München.

,N»»b »nd ^t>!>' «sch»i« am Anfang jel>» Mona!» !n Leften mil i» »!n»r «»nübeilag«,
^^— p«l» pl« Vnortal l« vert») » Mail. –^^

All» Vnchhanolnngen und postanstalten nehme» jederzeit Vestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Ward und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. ^l, l.3, ^5.

Veilagei, zu diesem Hefte

«chleftlch«« »uchd»u<l««!, »unft» ». V«»l«,»-«ns!«lt ». «. «cho!ll««n»«r in Src;l»u,
(weiiinlichlilatalcg)

Der Tod.

Line 2tudie

von ^ :: .. ^ „

25. Februar.

Her Teufel weiß, was sich da in meiner Vrust festgesetzt hat: das
beißt und bohrt und sticht und kneift, daß ich kaum japsen
tann. Und wo mag das Teufelszeug hergekommen fein? Eine
dumme Erkaltung kann doch wahrhaftig nicht folch einen Spectakel in einem
Menschen anrichten. Es ist gerade, als ob alle Teufel sich in meiner Lunge
ein Picknick angerichtet hätten. Ich speie und schnaufe nach allen Seiten
und werfe mit diesem Husten bald die Lunge aus der Vrust und kann
doch keinen von diesen Hanswürsten rotro in die Hölle zurückschicken. Wahr-
haftig, ich verliere die Geduld. Wenn es noch eine ernste Krankheit wäre,
zum Beispiel die Pest oder die Cholera, oder auch nur die Schwindsucht,
da verlohnte es sich doch noch der Mühe, mit einem solchen Ding zu ringen
und sollte man am Ende auch drauf gehen. — Was will das fagen! , ..
Pfui! . . . Aber ich fühle es doch ganz deutlich. Es ist nur ein
vorübergehendes Unwohlsein, weiter Nichts. Influenza oder sonst so'n
Teufelszeug.

Denn, daß Hans übertreibt, ist mehr als gewiß. Ich kann es ihm
noch immer nicht schenken, daß er mich damals in's Vett gesteckt hat.
Wäre ich fest geblieben und hätte meinen Willen durchgesetzt, so hätte sich
die ganze Krankheit schon verzogen. Ist es denn das erste Mal? Ich
komme Abends Heini von meinen Stunden, bis auf die Haut durchuäßt,
die Füße schwimmen förmlich, da drückt und pickt es mich in der Vrust
— und den andern Tag bin ich gesund wie ein Fisch und marschire von
Morgens bis in die späte Nacht durch's Regenwetter. Und daß ich ein

*) Teutsch von Ravhacl Löwenfeld, Berlin,

bischen Husten hatte, große Sache! — Es war doch nie der trockene, der
so am meisten quält. Ich hustete ein bischen, vielleicht mehr als andere
Menschen, aber das muß wohl so in meiner Natur liegen.
Zu meinem Unglück mußte ich ihm damals das Blut zeigen. Du
lieber Gott, was der für ein Gesicht machte! Zum Malen, auf Ehren-
wort, zum Malen. Glotzende Augen, zitternde Hände; er that mir geradezu
leid, wahrhaftig, denn wir haben uns ungeheuer gern. Ich erschrak mehr
über sein Entsetzen als über mein Blut. Natürlich wurde ich sofort weich
wie Nutter. Ich ließ ihn nun mit mir machen, was er nur wollte. Und
da mir auch noch diese vermaledeite Vrust höllisch wehthat wie nie, da
verlor ich ganz den Muth. Und natürlich geschah die größte Dummheit.
Wir redeten uns gegenseitig in Nührung hinein (hol' der Teufel alle Nühr-
seligkeit), ich wurde, Gott weiß, woher und wozu, empfindsam wie ein
. hysterisches Weib — dann kam in der Nacht das Fieber, Phantasieen,
: Blutsturz, Geschichten — am Morgen der Doctor, Schrüpfküpfe, Eisum-
. ichläge — mit einem Worte eine Aufregung, wie sie die Welt noch nicht
'gefthÄt hat. Und wie sie mich endlich mit Hilfe des lieben Doctors glück-
lich in's Vett gesteckt hatten, so liege ich nun hier die vierte Woche, fast
ohne aufzustehen. Sie haben die Krankheit erst aufgerührt, das ist Alles,
die ganze Geschichte ist nicht einen Schuß Pulver werth. Hans nannte
meine Krankheit sofort pathetisch eine Lungenentzündung, und ich mußte
daran glauben, wie an's Evangelium. Natürlich hinderte mich das nicht,
über die ganze Geschichte von Anfang bis Ende zu lachen. Der Elende,
felbst die Cigaretten wollte er mir nehmen. Ich habe ihm aber einen
solchen Spectatel gemacht, daß er einen halben Tag mit mir schmollte.
Und schließlich — was geht's mich an: ich weiß, das Ganze ist eine
Komödie; und daß sie sich ein bischen Sorge machen nm meine Gesund-
heit, wird ihnen wahrhaftig nicht schaden. Es war blos nicht richtig, mich
zu einem alten Weibe zu machen. Aber auch das ist Dummheit. Neu-
gierig bin ich nur, was aus meinen Stunden werden soll? Viel sind sie
ja nicht werth, aber da es keine besseren giebt, sind auch die gut; es reicht
doch weuigstens auf's Nöthigste. Und die Collegiengelder habe ich auch be-
zahlt. Ja, aber was wird jetzt sein?!
Sie wissen immer nur ein und dasselbe zu wiederholen: „Die Gesund-
heit, die Gesundheit!" Aber was wird diese Gesundheit essen, wie soll sie
zu Kräften kommen? He? Tagtäglich rede ich in diesen Hans hinein, und
der bleibt dabei: Pfeife drauf. Gut, pfeife drauf, wenn Du Lust hast,
ich aber habe wahrhaftig wenig Neigung zumPfeifen, wenn ich's überlege. Denn
alle meine Zöglinge sind pyramidale Esel. Zum Mcmerneiureißen, aus-
gesuchte Kleeblätter, ohne Nachhilfe nicht von der Stelle zu bringen. Es
ist doch gar nicht möglich, daß meine Herrschaften auf meine geehrte Ge-
sundheit warten, und was müßte ich alles für Vorwürfe mit anhören:
Herr Rudnitzky, Jahn bat wieder eine „2" im Ertemporale bekommen. —

Herr Joseph, Stephan hat wieder Arrest gehabt — Lukas hat wieder eine
„1" in Algebra — Michel hat eine Beule unter',» Auge u. s. w.
Oh, ihr ehrenwerthe Brotherren! Wie gern würde ich euern Küchlein
lauter Fünfen, lauter römische Fünfen mit einem Pluszeichen geben, so
wahr ich lebe, wenn ich könnte. Warum auch nicht? — Lauter verkannte
Talente, eure Johanns, eure Josephs, eure Michels. Ich würde sie sofort
in die achte Klasse versetzen, was hatte ich für einen Schaden davon?
Aber leider bin ich nicht der Professor, und die Schule verlangt viel!
Sie kümmert sich nicht darum, daß Johann eine angeborene Abneigung
gegen das Lateinische hat, und daß Stephan von Zeit zu Zeit, übrigens nicht
gar zu oft, gern lustige Streiche macht, daß Michel schon andere Dinge
in« Kopf hat als lernen ?c. und sonst sind das Alles ungeheuer geniale und
vortreffliche Würmer. Ei der Teufel! Ich habe offenbar wieder das
Fieber. Der Kopf glüht, die Augen stechen. Ach .. . was haben sie mit
mir gemacht! Was haben sie mit mir gemacht!
26. Februar.
Bei meinem Schnurrbart, es ist ganz angenehm, so'n bischen krank
sein. Schließlich thut man Nichts, ißt (ich esse zwar nicht gerade unmäßig
viel), trinkt, kmmte schlafen, wem man könnte, kümmert sich um Nichts
und ruht sich aus, ruht sich aus für alle Ewigkeit. So weit mein Ge-
dächtniß reicht, hatte ich noch nie so lange und so freie Ferien. Und ich
habe doch schon ein wenig gelebt. Elf Jahre gingen im Gymnasium hin,
und da gab es so allerlei Unfälle bei der Versetzung: Notheramen, drei-
maliges Ueberwintern in einer Klasse, und immer gab es Arbeit, Hast,
Termine. Vrrr . . . Wie mar mir dies Alles über! Und vor Allem
konnte ich das Latein und das Griechisch nicht leiden, mit der ganzen
Antipathie meiner Seele nicht leiden, und mit Wonne vergaß ich all die
Ausnahmen dieser Sprachschwarten. Nun geht das dritte Jahr mit M8
hin. Im dritten Kursus giebt's die Hauptarbeit, ein Schock Eramina,
eines unerträglicher als das andere, Arbeit, Arbeit, immer Arbeit.
Uebrigens handelt es sich nicht um die Arbeit, ich würde ja auch so
keinen Augenblick unnütz verbringen, aber diese Terminarbeit, dieser Zwang,
diese Noch, die Einem die Arbeit verdreifacht, das quält, das kann Einen
wahnsinnig machen.
Ah! Nun ruhe ich aus für alle Zeiten! Hol' der Teufel alle
Stunden. Ich mag jetzt nicht an das Gefpenst denken. Das Notwendigste
wird sich schon noch finden, und die vier Monate, die das Jahr noch hat,
werde ich schon noch fertig werden. Wenn ich nur meine Eramina mache,
zum Sommer habe ich dann mein Auskommen gesichert.
Na, ich werde fchon nicht untergehen; es ist doch nichts Neues für
mich, daß der Groschen für die Volksküche fehlt und ich zum Mittag Kaffee
und zwei Sardellen esse; menn's nur wenigstens dazu reicht — es hat
schon schlimmere Zeiten gegeben.

Werden aber auch nur diese niederträchtigen Stiefel noch einigermaßen anständig die paar Monate überdauern? Die sind so unverschämt in dein Dreck auseinander geklappt, daß mir der eine um ein Haar vom Fuße gefallen wäre, als ich auf einen Hund losgehen wollte.
Wir haben niit Gottes Hilfe einen hübschen, trockenen Frühling, dann werde ich mich schon noch mit ihnen so durchschlagen, denn an neue ist noch nicht zu denken. Wo sollte ich jetzt fünf Rubel baar hernehmen?
Habe ich mir einmal solche Lasten wie die Sorge um die Stunden und die Stiefel aus dem Kopf geschlagen, dann habe ich keine Rückstände mehr. Hm ... auf Ehrenwort, ich konnte mich jetzt einen glücklichen Menschen nennen . . .
Aber wieder diese vermaledeite Krankheit, oder vielmehr dieser verfluchte Schmerz in der Brust, wahrhaftig, für eine Komödie ein bischen zu viel, ein ewiges Bohren, kaum zun« Aushalten, die ganze linke Seite der Brust thut so weh, daß ich nicht tief nthmen kann. Natürlich ist das nur die Folge einer Herzkrankheit, denn auch der Nlutsturz soll ja nur durch eine Unregelmäßigkeit des Herzens hervorgerufen sein. So sagt Staretzki. Wo sollte er sonst her sein? Keineswegs aus der Lunge, denn die Schwindsucht habe ich doch nicht. Na, na, das wäre eine hübsche Geschichte, wenn das die Schwindsucht sein sollte. Hm, hin, hm . . . Aber ich bin wirklich neugierig, wenn das Alles ein Ende haben sollte; ich bin schon ganz von Kräften gekommen, daß ich kaum durch'Z Zimmer gehen kann, und ich muß doch in spätestens drei Wochen gesund sein wie ein Fisch! Ich muß doch einen großen Knipp zu meinem Geburtstage geben. Man darf sich doch wenigstens einmal im Jahr, wenn der Mensch Geburtstag hat, ein bischen amüsiren. Wenn nur dieser unerträgliche Schmerz aus der Brust fortginge. Wenn der nur fortginge und die Kräfte ein bischen zunehmen wollten, dann wird schon Alles gut gehen.

27. Februar.

Steht schlimm mit mir. Gestern mußte ich, ob ich wollte oder nicht, die ganze Mittagszeit im Bett zubringen, obgleich ich mir das Liegen schon verschworen habe, wie eine Todsünde. Natürlich, wenn ich die Kräfte verliere, kommt's nur vom Liegen; auch den stärksten Kerl müßte es umwerfen, wenn er so den ganzen Tag an's Bett geschmiedet ist. Die Muskeln werden nur träge und versage» den Dienst, wenn's zur Arbeit kommt. Ich muß mich unbedingt mit Gewalt vom Bett losmachen. Ich würde mich ganz und gar verweichlichen und hätte es vielleicht dann noch mit einem Monat zu büßen. Von heute an habe ich eine rationelle Kur begonnen: Ich habe mich selbst angekleidet (trotz Hansens komisch verzweifelter Proteste), habe mich zum Tischchen hingeschleppt und schreibe ruhig für mich, und obgleich sich mein Kopf nach allen Seiten dreht und ich fühle, wie mir das Blut manchmal zu Kopf steigt, daß mir die Augeu trübe werden, bleibe ich doch bis zum Abend ,'iheu, absichtlich, damit mich Hans

sehen soll, wenn er vom Stundengeben nach Hause kommt. Und dann
will ich tüchtig lachen über seine tragischen Ansichten über meine Krankheit.
Eben in Sophie bei mir gewesen, und ich habe mein Schreiben ab«
brechen müssen. Es war recht, daß sie kam, ich habe sie ungeheuer gern
wegen ihres unerschöpflichen Humors. Ware sie nicht meine Schwester,
wir würden ein vortreffliches Ehepaar abgeben; wenigstens wären wir nie
traurig. Und woher nimmt sie nur diesen Humor. Doch gewiß nicht vom
Uebermaß an Glück, denn die Aermste arbeitet von Morgens bis zum
spaten Abend, rennt von einer Stunde zur anderen, muß sich die Launen
und Grimassen der Leute gefallen lassen und ist doch immer heiter und
zufrieden. Auch jetzt kam sie zu mir gestürzt, so freudig, als wäre ihr
weiß Gott welche Freude begegnet. Ich frage, ich frage, was es giebt,
und was erzählt sie mir, eine von ihren Schülerinnen hat sich scheußlich
in den Finger geschnitten nnd wird wenigstens eine ganze Woche nicht
Clavier spielen können, und da sie nicht für die Stunde bezahlt wird,
fondern monatlich, werden die Leute ihr Nichts abziehen können und sie
wird jeden Tag ein Stündchen zu mir kommen. Das brave, herzige
Mädchen hat mir auch ein Geschenk mitgebracht, das deutsche Wörterbuch,
nach dem ich mich schon so lange sehne, und . . . ein paar Sardellen zum
Frühstück: Die Aermste hat vergessen, daß ich Diät halten muß. Sie schießt
öfter solche Vöcke.
Die ganze Zeit hat sie mich nicht zu Worte kommen lassen und er-
zählte, wie immer bunt durcheinander, die verschiedensten Geschichten und
Alles ungeheuer naiv.
Ich muß mich nur immer wundem, woher dies Mädchen bei so viel
Windbeutelei und bei dem Mangel einer ernsten Lebensanschauung die
Begeisterung für die Musik hernimmt? Denn am Clavier wird sie eine
völlig Andere; sie spielt mit ganzer Seele, niit ihrem ganzen Wesen, und
kommt oft ganz zur Selbstvcrgessenueit. Früher glaubte ich weder an ihr
Talent, noch nn die Erfolge, die sie im Conservatorium hatte. Erst die
dritte Symphonie von Haydn und die Mondscheinsonate von Beethoven
hat mich mit ihrem Talent ausgesöhnt. Ich glaube schließlich, daß sie
welches hat. Viel, sehr viel Augenblicke der Begeisterung verdanke ich ihr.
Schade nur, daß dieses Talent sich in Fünszigpfennig-Stunden aufreibt.
Vielleicht bringt sie der Gesellschaft größeren Nutzen, als wenn sie in
Europa iu Eoncerten die Llauiere zerschlagen würde -— aber es ist doch
immer traurig, diesen Gottesfunken so verkauft zu sehen für einen Bissen Brot.
Uebrigens giebt sich Sophie wenig Rechenschaft darüber. Ich habe
bisher an ihr auch nicht einen Schatten von Einbildung und daher von
Unzufriedenheit mit dem Leben wahrgenommen. Sie nimmt allen Zwang
des Schicksals so ruhig, so gern hin, als hielte sie sie für die Erfüllung
ihrer Träume. Sie ist noch ein solches Kind, daß sie sich gar keine

Mühe giebt um die Lösung von Lebensfragen. Ich vermuthe, wenn ihr Jemand einredete, sie müßte auch auf die Musik verzichten, sie vermöchte sich auch diesem Zwange zu fügen, vielleicht mit großem Bedauern, aber ohne einen Schatten von Bitterkeit und Ueberwindung. Und nicht etwa, weil die Musik eine unentbehrliche Bedingung ihres geistigen Lebens wäre — denn sie ist bisher der einzige Genuß ihres Daseins — sondern einfach darum, weil in ihrem Kopf noch nie der Gedanke eines Wider- standes aufgetaucht ist gegen das, was der Lebenskampf fordert.
Eines nur könnte das Schicksal bei ihr nicht schaffen: Selbstständig- keit. Diese völlige Passivität und Nachgiebigkeit gegen Alles und Alle gestatten nur nicht, die geringste Bermuthung auszusprechen über das, was dieses Kind selbst anfangen würde, wenn es zuriickbliebe ganz ohne Schutz, ganz ohne daß ihr Jemand einflüsterte, was sie machen und wie sie sich helfen sollte.
Oft lege ich mir die Frage vor, wie weit diefe ihre kindliche Art nur ein Uebergangszustand des jugendlichen Alters ist und wie weit an- geborenes und schon stetig wirkendes Temperament. Ihre achtzehn Jahre sprechen mehr für diese zweite Bermuthung. Was hat sie!zu erwarten? Bei diesem Wesen kann sie durch das Leben wandern wie durch ein Paradies der Lust — kann sie aber auch das Opfer des ersten Ereignisses werden, das ihren Geist um so rücksichtsloser, um so brutaler aufrütteln wird, je weniger sie darauf vorbereitet ist. Oh, halte sie doch immer ein liebendes Herz an ihrer Seite, auf das sie sich stützen könnte! Ans dem würde sie die Kraft schöpfen, Alles zn ertragen.
Im Uebrigen, ich verlasse sie nie. Bis jetzt bin ich für sie der Götze, vor dem sie sich völlig in ein Nichts verwandelt. Sie liebt mich so blind, so kritiklos, daß ihr noch nie der Gedanke in den Sinn kam, daß ich mich in Etwas irren kann. Ich weiß das, und daher tnraunisire ich sie manch- mal unwillkürlich. Sie erträgt alle meine Launen und Sonderbarkeiten mit solcher Geduld, ich möchte sagen, Andacht, als wäre mir ein Patent der Unfehlbarkeit gegeben. Ich bin in Allem für sie die letzte Instanz, ihr Gewissen, ihr entscheidendes Orakel. Mich belustigt das oft, besonders wenn sie mich um Nath fragt, welche Farbe sie für ihr neues Kleid wählen solle — denn auch diese Fragen könnte sie ohne meinen Rath nicht entscheiden.
Bisher habe ich ein wenig so Etwas wie Gewissensbisse empfunden, weil ich unwillkürlich darauf eingegangen war, meiner Sophie als der Stützpunkt im Leben zu gelten, obgleich ick, Gott weiß es, mir durchaus keine Mühe gegeben habe, sie an mich zu locken. Jetzt befreie ich mich allmählich von diesen Scrupeln, weil ich meine Rolle als Bormund mit Hans theile, uud Haus ist in einem solchen Grade der Gegensatz meines Wesens, daß, wo ick einen Fehler habe, er einen Borzng besitzt — wo bei mir Uebermaß einer Eigensckaft oder Mangel, bei ihm im Gegentheil

Mangel oder Uebermaß ist; könnte man aus meiner und aus Hansens
Seele eine Mischung machen und aus dieser erst eine neue Seele fabri-
ciren, ich glaube, sie wäre die vielseitigste in der Welt.
Ich denke oft darüber nach, was mich mit Hans und richtiger, was
ihn mit mir verbinden mochte; denn in der That seit den sieben Jahren,
die wir uns kennen, und seit den dreien, die wir gemeinsam wohnen,
halten wir zusammen wie Obertheil und Futter eines Rockes. Ich berühre
diese Frage oft in Gesprächen mit Hans, aber er hat keine Freude an der
Klärung solcher Feinheiten und nennt das Dummheit. Vielleicht hat er
auch Recht, mich aber interessirt diese Frage außerordentlich, ich weiß nicht,
warum. Vielleicht, weil auch ich ihn sehr liebe, uud ich gebe mir gern
Rechenschaft von allen Handlungen uud Empfindungen. Aber hier kann
ich mit meiner Analyse, weiß Gott, nicht zurecht kommen.
Es gab wohl auch nie zwei solche verschiedene Naturen, wie er und
ich. Er, der wandelnde Ernst, mit Dogmen ausgestopft, ein Mensch von
riesiger Willenskraft, unerbittlich gegen sich felbst, und dabei eine grund-
ehrliche Natur, Wicht vor allem Anderen, schlicht und aufrichtig bis zur
Naivität. Nerven, Enttäuschungen, Pessimismus, Zergliederung von
Empfindungen und Eindrücke« giebt es für ihn nicht. Cr erkennt sie
höchstens bei mir an und gestattet mir allein als einer Ausnahme so zu
sein, wie ich bin, und wie ich sein will. Die ganze übrige Welt mißt er
mit seinem Maßstabe und möchte sie mit aller Gen alt nack seinem Modell
haben. Das entspringt bei ihm aus der unerschütterlichen ,«raft der Ueber-
zeugung, der er sich rühmen darf. Er glaubt so unfehlbar an die Wahr-
heiten, die er errungen zu haben wähnt, daß er die Frage der Eristenz
abweichender Ueberzeugungen immer auf den Voden geistiger Pathologie
verweist, natürlich, wenn er an die Aufrichtigkeit der Meinung der Gegner
glauben will. Sonst wirft er allen Leuten Kastengeist vor, unaufrichtigen
Widerstand in der Vertheidigung persönlicher Interessen und der eigenen
Clique u. s. w. Ach, diese Kasten, die Kasten! Was habe ich mir schon
Alles anhören müssen.
Eine so hartnäckige Unnachgiebigkeit, könnte man meinen, müsse ihn
trocken und gegen Menschen anderer Ueberzeugimg gleichgiltig macheu —
das ist garnicht der Fall. Er ist im Stand, seinen Gegner niederzuhauen,
zu demüthigen, mit Worten in den Staub zu treten; aber wenn dieser
Gegner sagen würde, daß ihm der Vauch weh thut, ist er im Stande,
durch die halbe Stadt für ihn zu rennen und Kamillenthee zu holen. In
Worten haßt er nahezu die ganze Welt, flucht, droht, schimpft — und im
Grunde liebt er sie wahrscheinlich viel mehr, als viele Philanthropen und
Wohlthäter der Menschheit. Ich glaube sogar, er haßt gerade darum so
laut, weil er im Stillen liebt, und es thut ihm web, daß die in der Tiefe
seines Herzens so geliebte Menschheit sein einzig beilsames Necept des Glückes
nicht zu begreifen vermag und einen Weg wandelt, den er für irrig hält.
.

So ist mein Hänschen.
Und ich, ich bin eigentlich noch gainichts ini Vergleich mit seinen
schon entwickelten und unabänderlichen Ueberzeugungen — und gerade darum
bin ich noch von Allem ein wenig, und alle Fehler und Eigenheiten der
ganzen Welt finden in mir ihren Widerschein. Nicht tief gerade, aber doch
in Keimen oder Theilä en stecken in mir alle diese Züge der Welt, die mein
Hans so unermüdlich bekämpft.
Ich bin gewissermaßen vorläufig ohne alle socialen und philosophischen
Ueberzeugungen; das hindert mich jedoch nicht, im Meinungsaustausch mit
Hans die verschiedensten Rollen anzunehmen und seine Ausführungen zu
bekämpfen, bald vom Standpunkt des -Aristokraten, des Bourgeois, des
Fortschrittlers, des Conservativen, bald vom Standpunkt des Pnnlheisten
oder Atheisten, Im Grunde traue ich mir selbst nicht, und ich würde für
die Wahrheit meiner Behauptung nicht einen Dreier geben, aber es plagt
mich Etwas, immer und immer mit ihm hitzige Discussiouen zu führen,
die natürlich zu Nichts führen, — denn ich höre Hans zu gern zu, wenn
er mit vollem Eifer spricht, und ich nehme diese oder jene Nolle nur an,
blos nm den Disput aufrecht zu erhalten, je nach der Tonart, mit der er
eingesetzt hat. Er weiß natürlich, was er von der Stetigkeit meiner Ueber-
zeugungen zu halten hat, denn ich wiederhole es ihm jedesmal, wenn wir
mit unserem Disput zu Ende sind, daß ich ihm nur widersprechen habe
aus dem Princip des Widerspruchs, um auch auf der Sonne Flecken zu
finden, und daß ich ebensowenig dein Glauben schenke, was er sagt, wie
dem, was ich selbst verkünde. Das hindert uns aber durchaus nicht, am
nächsten Tage wieder einen solchen Streit zu beginnen, und im Eifer (was
bei mir allerdings seltener ist) glauben wir Beide beinahe an das, was
wir sagen. Ich führe diese Discussionen fehr gern mit ihm — erstens,
weil ich die Enge seiner Anschauungen und den bedingungslosen Glauben
an sich selbst nicht ertragen kann und immer an der Erweiterung sei, es
geistigen Horizonts arbeite — zweitens, weil ich Feinheiten und Unter-
suchungen von Gedankennüancen unsagbar gern habe und in dieser Be-
ziehung häusig zu einer gewissen Kunstfertigkeit gelange und jeder Disput
mir Zunge und Geist schärft. Schließlich entspricht der Erfolg ganz den
Absichten. Hans' Horizont wird nicht nur nicht erweitert, er schrumpft im
Gegentheil immer mehr und mehr zusammen, nnd ich wiederum lasse mich
gegen seinen sehnlichen Wunsch nicht nur nicht in das Bauer seiner Ueber-
zeugungen einengen, sondern erweitere immer mehr meinen Beobachtungs-
standpunkt. Wir gehen ganz entgegengesetzte Wege. Er schränkt sich ein
und steigert den Glauben an seine icldeg tixs8, ich breite mich aus und
lerne Alles umstoßen, sei es auch ohne Gruud, nur um meine Kunst zu
zeigen.
In unseren Ueberzeugungen herrscht keine Uebereinstimmung. Aber
wer weiß, ob nicht auch in unserem Wesen ein größerer Unterschied ist.

Ick) bin ein schrecklicher Phantast. Ich weiß das, aber was nützt es mir,
daß ich es weiß, wenn ich dadurch doch meine Ueberschwänglichkeit nicht zügeln
kann. Ob das eine Krankheit ist, ob eine übermäßige Reizbarkeit der Nerven,
der Teufel weiß es — genug ich bin manchmal geradezu unausstehlich.
Oft überkommen mich Augenblicke einer solchen Reizbarkeit, daß ich absicht-
lich mit Bewußtsein mich bemühe, um mich her eine Hölle zu schaffen, und
da wir zusammen wohnen, ist er das einzige Geschöpf, auf das ich meinen
ganzen Vorrath von Bosheit und Sarkasmus ausleeren kann. Kein Wunder,
daß er mich manchmal zu allen Teufeln wünscht! Er nennt mich ein altes
Weib, ein hysterisches Geschöpf, einen Idioten, Hypochonder, einen ent-
nervten Satanskerl, und der Teufel weiß, wie noch — aber das hilft
leider Alles gar Nichts. Früher machte er in solchen Momenten manchmal
den Versuch, sich mit mir zu zanken oder mich cmsznschelten; jetzt aber, wenn
ich ihm nicht zu viel zusetze, spricht er kei» Wort, hört nur phlegmatisch
zu oder greift gar nach einem Buche und liest. Ich weiß am besten selbst,
was ich für ein Pflänzchen bin, und gebe nur auch oft Mühe, ihn auf alle
mögliche Weise für die bitteren Stunden zn entschädigen. Dann bin ich
wahrhaftig ungeheuer gut. Hans freut sich, schon immer auf solche Augen-
blicke, dann legen wir uns Beide auf's Bett, denn das ist für uns das
bequemste Local in der ganzen Wohnung, und plaudern lange, lange in
die Nacht hinein, träumen von der Zukunft und philosophiren über die
Dinge der ganzen Menschheit und Gesellschaft. Seine Träume haben mehr
Realität, Wahrscheinlichkeit — ich versenke mich in mystische idealistische
Phantasieen, die jeder Verwirklichung spotten. Wenn wir so beisammen
sind, fühlen wir uns wohl und haben redliche, wenn auch trugvolle, Ge-
danken. So geht die Nacht manchmal hin bis zum Morgengrauen — und
wir schlummern ein in voller Kleidung, ich gewöhnlich mit den: Kopf an
seine Brust gelehnt.

Als ich Hans einmal fragte, warum er trotz meines unerträglichen
Charakters nicht seine Beziehungen mit nur löst, gab er mir zur Antwort:
eben wegen dieser schlaflosen Nächte, die mit Phantasmen hingingen. Sie
entschädigen ihn für Alles, und auch ich habe sie gern, diese unsere romanti-
schen Nachte.

Von Zeit zu Zeit sind wir ganze Tage mit einander böse. Natürlich
liegt die Schuld immer an mir. Ich bekenne das ohne alle Einschränkung.
Das Gefecht beginnt meistens gegen Abend. Ich komme vom Stunden-
geben nach Hause, ärgerlich, erschöpft, gereizt und schließlich vom schlechten
Wetter ganz niedergedrückt. Die winzigste Kleinigkeit ruft einen wahren
Anfall hervor. Ich habe z. B. den Schlüssel vergessen und muß einige
Minuten im Flur warten, bis Hans kommt; die Schuld ist natürlich nur meine
eigene — aber gerade, daß ich die Schuld habe, gerade, daß ich Niemandem
Vorwürfe machen kann, das bringt mich in Erregung. Ich suche einen
Porwand, und nun geht's los. Hans ist furchtbar wüthend; ich werde

schließlich ruhig, aber meist zu spät, wenn ich ihn schon ordentlich in die Enge getrieben habe. Wir legen uns zu Bett, ohne uns gute Nacht zu sagen. Am andern Morgen bedauert Hans seine Reizbarkeit und sucht einen Vorwand zur Versöhnung; dann mache ich ihni wieder Vorwürfe, weil er sich über mich hat ärgern können. Wieder geht ein Abend hin, ohne daß wir mit einander sprechen. Aber schon am dritten Tage kommt uns die Geschichte furchtbar dumm vor. Ich fange nie zuerst an, das weiß Hans, und darum überlegt er von vornherein, ans welchem Wege es zur Versöhnung kommen kann. Ich kenne ihn schon so gut, ich habe diese, übrigens in ihren Bekundungen nicht reiche Natur so durch und durch studirt, daß ich aus seinen Mienen, aus seinen Geberden errathe, was er will, oder was er sagen möchte.

Gewöhnlich geht er in solchen Fällen eine Viertelstunde im Zimmer auf und nieder, raucht seine Cigarre, sieht von unten zu mir herauf und bittet gleichsam, ich soll seine Absichten errathen und ihni seine Aufgabe erleichtern.

Aber ich thue, als fähe ich Nichts, dann tritt er auf mich zu, nimmt meinen Kopf in seine beiden Hände, dreht ihn so, daß ich ihm in's Gesicht sehe, nnd sagt:

„Na, höre, Pepi, sei nicht dumm . . . Unsinn ... Du bist ein launenhaftes Kind, es ist nicht recht, das ich mich hinreißen lasse . . . Unsinn . . . gieb Dein Mäulchen.

Wir geben uns einen Kuß nnd sind wieder gut. Ich bin sehr gerührt, bekenne mich schuldig, und wieder verbringen wir den Abend und die Nacht in Phantasien. Und er hat das ungeheuer gern. Manchmal, wenn uns Schlaflosigkeit quält, kommt er in der Nacht in mein Nett, um zu plauderu, wie er sagt, aber in Wirklichkeit, um ein wenig zu träumen. Ich bin nicht immer in der Stimmung dazu, und dann spöttle ich über seine romantischen Gelüste. Und davor hat er Furcht, Furcht und Scham zugleich. Er ist immer sebr nüchtern und möchte dafür gelten; und nur diese schlaflosen Nächte sind ein Flecken auf feinem vernünftigen Leben, wie er sich selbst ausdrückt: Als ich ihn einmal fragte, wie er diese Nüchternheit des Lebens vereinigen könne mit diesen romantischen Gelüsten, antwortete er nur:

„Ich weiß, ich weiß; es ist schrecklich dumm; aber was willst Du. . . es liegt eben einmal in meiner Natur: Ich kann mich noch nicht von allen Ueberresten der Vergangenheit freimachen; aber ich fühle, daß es dumm ist, und werde mich bemühen, es mir abzugewöhnen,"

Diese Abgewühnung beobachtete ich eigentlich nicht. Eher das Gegentheil.

Er hat alle Vorbedingungen, ein Reformator zu werden. Seine oft hinreißende Beredsamkeit, sein Eifer, sein Glaube an das, was er spricht, werben ihm viele Anhänger. Die Eommilitonen schätzen ihn sehr, sie halten ihn für einen tüchtigen Kopf. Ich allem unterliege nicht ganz seinem Ein-

fluß, und merkwürdig, ich habe längst beobachtet, daß er sich vor mir gewisser-
maßen fürchtet. In unseren gegenseitigen Beziehungen ist er nicht der
Herr, sondern ich. Seine erhabensten Worte zerschellen oft an meiner Hart-
näckigkeit, er schimpft auf mich los, spricht sich in Wuth, aber ich bin immer
oben auf. Ich spreche hier natürlich nicht von der Sphäre der Über-
zeugungen — denn so weit reicht niein Einfluß nicht, und ich bekenne so-
gar aus tiefster Seele, ich möchte ihm gar nicht die Grundsätze nehmen,
an die <r so blind glaubt, — sondern von der Sphäre der Thaten, der
alltäglichen Dinge und Lebenserscheinungen bin ich immer der, der ihn
leitet.
Ich habe schon davon gesprochen, daß er mich von der ganzen übrigen
Welt ausschließt und mir gestattet, so zu sein, wie ich bin. Ich sehe sehr
genau, daß er mich gewissermaßen für ein Kind hält, für ein wunderliches
und phantastisches, aber im Grunde gutes Kind, und mich wie ein voll-
kommenes Ausnahmewesen betrachtet, an das man keineswegs die allgemeinen
Gesetze des Lebens anlegen kann und darf. Mit einem Wort, ich bin für
ihn ein ebensolcher Götze wie für Sophie, Er fühlt die Verpflichtung, mich zu
schützen und zu pflegen, als wäre ich sein Sohn und Vater zugleich. Ich weiß
das ganz gut und mißbrauche häufig seine Zuneigung. Aber auch das weiß
ich, daß er viel Werth darauf legt, was ich dazu fage. Uebrigens zahle
ich ihm mit gleicher Dankbarkeit, denn ich trage immer seiner Ansicht
Rechnung; freilich baue ich auch stark auf seine Einsicht, bisweilen allzusehr,
weil ich immer einer guten Aufnahme gewiß bin.
Wir haben nns schon so aneinander gewöhnt, daß wir unwillkürlich,
wenn wir Lebenspläne schmieden, sie auf die unabänderliche Vorausfetzung
stützen — daß wir immer zusammen bleiben. Jetzt weiß ich bei Gott
nicht, ob ich oder er zuerst den Plan gemacht hat, nach dem Abschluß unserer
Studien in's Ausland zu reisen. Uebrigens ist das ganz gleich. Ich weiß,
daß wir reisen sollen, und wohin eigentlich und wozu, das ist schon die
Sache seiner Ueberzeugung oder meines Einfalls. So oder so, wir reisen,
denn wir haben uns geschworen, unser Ziel hochzustecken. Er hat schon ein
Ziel. Er steuert uuablässig darauf los; ich werde wohl auch auf dem
Schlenderweg durch's Leben ein Ziel finden, und so werden wir gemeinsam
hinaufklettern.
Ob wir hinkommen und wo wir hinkommen — wer weiß? Er
zweifelt nicht, ich habe nur das instinctiue Gefühl, daß wir gehen müssen
— und ich werde gehen, und das Schicksal nird uns das Ende zeigen.
Ach, das Leben, das Leben — was wird es aus uns machen? Wie
gern möchte man manchmal den Saum des Vorhangs lüften, der nns die
kommenden Jahre verschleiert, um nur so viel zu sehen, daß man sich
überzeugt, ob die Arbeit der Gegenwart irgend eine Frucht bringt. Die
Erfahrung lehrt, daß kein Augenblick des Lebens die volle Verwirklichung
der Hoffnungen ist, die man darauf gesetzt hat. Wir geben uns so zu

sagen Mühe, die Erfahrungen zu nützen. Wir ziehen uns zusammen und setzen uns Grenzen in unseren Träumen; wir glauben, die Scala unserer Wünsche und Ideale schon auf ein Minimum herabgesetzt zu haben — und doch — das Leben verwirklicht auch dieses kleine Theilchen nicht.

29. Februar.

Der Versuch, durch die Kraft des Willens eine Heilung zu schaffen, hat mit einer verhängnißvollen Geschichte geendet. Vorgestern wurde ich in einem Sessel ohnmächtig und muß zu Boden gefallen sein, denn als ich wieder erwachte, lag ich auf der Diele. Noch ein Wunder, dah ich mir den Kopf nicht zerschlagen habe. Zum Glück hat es Niemand gesehen, denn ich war wie gewöhnlich allein, sonst hätte mir Hans wieder einen neuen Scandal gemacht.

Offenbar hat mir das lange Schreiben geschadet. Ich habe wirklich ein wenig zu viel gethan: drei Stunden habe ich geschrieben und habe im Eifer meine Ermüdung nicht gefüblt; dann nahm ich ein Buch zur Hand und wollte durchaus im Sessel aushalten. Aber schon während ich las, fühlte ich, daß in meinem Kopf merkwürdige Dinge vorgingen. Die Buchstaben tanzten vor meinen Äugen, wanden sich wie Schlangen — und so sehr ich mich anstrengte, ich konnte Nichts sehen. Dann legte sich vor meine Augen ein schwarzer Schleier, in meinem Kopf war ein dumpfes Geräusch, wie wenn Jemand Teppiche ausklopft, die Zimmerdecke war voll von leuchtenden Flecken, die nach allen Seiten anseinanderstoben und das ganze Zimmer wie mit Stahlperlen übersäten — dann fühlte ich nicht mehr. Mit Mühe und Noth kroch ich dann zu meinem Nett hin und war furchtbar wüthend auf meine Kraftlosigkeit. Gestern mußte ich den ganzen Tag zu Bett liegen, und Hans und Sophie verließen mich nicht einen Augenblick, da Sonntag war. Das ging mir ein wenig gegen den Strich, denn ich war nicht bei Humor und fühlte doch die Pflicht, ein Gespräch zu unterhalten. Zwar brauchte ich mich nicht sehr anzustrengen, denn sie hatten immer viel mit einander zu sprechen.

Entweder verstehe ich gar Nichts mehr, oder die Beiden lieben sich gegenseitig, ohne sich viel Rechenschaft darüber zu geben. Was Hans betrifft, bin ich überzeugt davon, von Sophie vennuthe ich es stark. Warum nicht, sie kennen sich seit fünf Jahren, das ist hinreichende Zeit sogar zum Verlieben. Ich erinnere mich, wir waren Beide noch in der siebenten Klasse, als ich ihn zum ersten Mal in Tantchens Haus einführte. Sophie war damals noch ein schrecklicher Wildfang. Niemandem fiel es im Traum ein, sie für etwas Anderes zu halten, als ein Kind. Erst Hans fing an, sie wie ein erwachsenes Mädchen zu behandeln, ich weiß nicht, ob aus Mangel an Umgang mit dieser Art Geschöpfchen, oder ob aus angeborenem Ernst. Natürlich konnte noch nicht die Rede sein von ernsterem Gefühl. Sie hatten sich sehr gern — Hans sie als meine

Schwester, sie ihn als meinen Freund. So knüpfte sich durch mich dieser Faden gegenseitiger Sympathie. Die Jahre gingen hin, unsere Verhältnisse wurden immer enger, so mußte sich auch aus dieser Sympathie Etwas entwickeln, um so mehr, als das etwas herrische Wesen von Hans, seine Abneigung gegen alle meine Bekanntschaften ihm keine Gelegenheit boten, andere Beziehungen anzuknüpfen. Ich kann beinahe sagen, daß er nur sie und keine Andere kennt. Und Sophie? Das arme Ding ist noch mehr abgeschieden von aller Welt. Da sie jetzt genöthigt ist, allein zu wohnen bei fremden Menschen, muß sie sich noch mehr langweilen und nach Etwas sehnen. Er und ich sind die einzigen Menschen, die sie besuchen. Sie sehen sich einige Male in der Woche, unter allen Umständen aber jeden Sonntag, wenn wir zu ihr kommen, um uns von ihr vorspielen zu lassen. — Kein Wunder, daß sie ihn lieb gewinnen mußte. Sie selbst weiß noch Nichts davon, und ich bin überzeugt, sie hat noch nicht ein einziges Mal darüber nachgedacht, aber unbewußt hängt sie an ihn» und macht gar kein Hehl daraus, daß sie sich nach ihm bnngt.
Es ist keine glühende, leidenschaftliche, ercentrifche Liebe, sie strömt so ruhig, so maßvoll bei ihnen hin, daß sie sie Beide nicht einmal ahnen.
Ich habe anders geliebt . . . aber . . .
Hans setzt ihr seine socialen Theorien auseinander und giebt sich Mühe, sie zu seinem Glauben zu bekehren. Sie hört ihm mit großer Andacht zu, natürlich ohne viel davon zu verstehen, wie ich aus ihren schrecklich naiven Antworten schließen kann. Wir lachen häufig darüber, und das gefällt Hans ungeheuer. Ich nieine, wenn ihr einmal über Nacht ein Buckel auf dem Nucken wüchse, auch damit würde sie ihn in Entzücken versetzen.
Sophie schämt sich ein wenig ihrer Unbildung, und wenn wir unter vier Augen sind, bittet sie mich immer, ich möchte ihr verschiedene dunkle Ausdrücke, die Hans gebraucht hat, erläutern. Vorgestern fragte sie mich, was Indeterminismus bedeutet. Sie hält ihn für so furchtbar klug, daß in der ganzen Welt nur Einer klüger sein kann als er, und das bin ich.
Manchmal bin ich ärgerlich ans Hans, weil er ihr mit fo unnützen Dingen den Kopf vollpfropft. Aber dann vertheidigt sie ihn und behauptet, es interessire sie Alles außerordentlich. Das arme Kind möchte ihm auf ihre Weife gefallen; aber er hat nicht das volle Verständnis; dafür. Er thut so, als ob er die Musik gern hatte, obwohl ei- sie theoretisch als einen unnützen Luxus für die Nerven verwirft. Sophie aber ist für ihn, gerade fo wie ich, eine Ausnahme von der allgemeinen Negel. Sie darf spielen, ohne sich seinen Theorien auszusetzen. Er schleppt ihr sogar die Noten herbei, und ich lache still in mich hinein.
Kinder, Kinder!
Es ist so schrecklich unbequem heute zu schreiben, — erstens, weil es finster ist, denn mein Bett steht ziemlich weit vom Fenster entfernt, und

zweitens, weil die halb sitzende, halb liegende Stellung, in der ich mich
befinde, für das Schreiben wenig günstig ist. Aber was soll man den
ganzen Tag über machen? Wahrhaftig, ich fange an, mich tüchtig zu
langweilen. Hans beneidet mich um die Augenblicke der Nuhe, aber ich
bin neugierig, was er an meiner Stelle thun würde.
Noch ein wahres Glück, daß der alte biedere Hofmann sich bereit er-
klärt hat. zu mir zum Unterrichten zu kommen. So geht wenigstens eine
Stunde mit ihm einigermaßen hin. Heute hat er mich für meine guten
Fortschritte gelobt und sich alle Mühe gegeben, in mir die Hoffnung zu
wecken, daß ich in einem Jahre Deutsch sprechen würde, wie ein geborener
Berliner. Ich zweifle leider fehr daran. Welch' unerträgliche Sprache!
Man sagt uns Polen nach, daß wir lieber Französisch sprechen, ja, sogar
Englisch eher lernen, als Deutsch. Aber so wahr ich lebe, dieser Wider-
wille gegen das Deutsche hat seine Gründe. Abgesehen von allen Fragen
der nationalen Sympathie oder Antipathie, finden wir in der Sprache
selbst Entsckuldigungsgründe. Was für ein verwickelter Satzbau! Die
Gewohnheit, das Prädicat an das äußerste Ende des Satzes zu stellen,
zwingt uns, den Geist bis zu den letzten Worten in Anstrengung zu halten,
was dazu noch bei der ungewöhnlichen Länge der Perioden wahnsinnig er-
müdend ist. Man mnß von Jugend auf den Geist üben, wenn er für
eine solche Länge der Gedanken stark genug sein soll. Ich meine, schon
die Sprache selbst mit ihren vielstöckigen Bauten, bereite die deutschen
Gehirne zu den unendlich langen, walmsinnig consequenten Speculationen
vor, durch die sie sich in der Philosophie auszeichnen — natürlich, wenn
es nicht etwa umgekehrt ist, d. h. wenn nicht die Sprache der Niederschlag
ihrer specnlatiuen Geister ist. So oder so, gleichviel, der Kern der Frage
bleibt derselbe. Ob die Sprache den menschlichen Geist verfeinert hat, wie
die Einen wollen, ob der Geist die Sprache entwickelt hat, wie die Anderen
behaupten, — ein ursächlicher Zusammenhang besteht jedenfalls zwischen ihnen.
Ach, Du lieber Gott, was für ein Gallimathins in dieser Philosophie!
Und wie soll sich in diesem Chaos ein gewöhnlicher Sterblicher Nach
wissen! Oder man muß, wie Hans behauptet, sich mit diesen Dingen gar
nicht beschäftigen. Wenn man nur könnte!
Hans hat mir eine Menge Bücher angeschleppt, damit ich mich nicht
langweile. Aber ach, ich kann nicht lange lesen. Früher konnte ich, trotz
Erschöpfung und Schläfrigkeit, ganze Nächte hindurch lesend verbringen; jetzt
machen mich selbst leichtere Sachen wie Lombroso oder Mosso schnell müde.
Ich werde doch zur Belletristik greifen müssen. Seit einer Woche liege ich
Hans in den Ohren, er soll mir einen Noman schaffen! Und ich schwärme
noch dazu für die Litteratur! Sagte mir nicht ein kategorischer Imperativ
unaufhörlich: „Lerne was, arbeite an Dir," ich würde alle freien Stunden
dem Lesen widmen. Vielleicht kann ich 'mal später nach Jahren dieser
„Laune" Genüge thun.

Und dabei weis; kaum Jemand, daß die Litteratur um ein Haar um
eine Berühmtheit reicher wäre — in meiner Person. Ach, Gott! Viel-
leicht ist's gut, daß es Niemand weiß. Alles kann ich ertragen, nur die
Lächerlichkeit nicht. Denn auch ich habe die Kinderkrankheit der Tckrift-
stellerei durchgemacht.
Ich war in der achten Klasse, da schrieb ich ein Mittelding zwischen
einem Gedicht, einer Novelle, einer Skizze . . . Mit eiiiem Wort, Etwas,
was ich selbst nicht hätte näher bestimmen können. Den Inhalt weiß ich
nicht mehr genau. Ich schrieb in der Nacht, in so tiefem Geheimnis!, als
ginge ich mit den verbrecherischen Absichten um, Europa in die Luft zu
sprengen. Als ich fertig war, fchickte ich mit pochenden« Herzen meine
Schöpfung an eine Nedaction. O weh! Da traf mich der tödtliche Streich:
Im Brieftasten der Nedaction las ich es deutlich gedruckt: „Wir wissen
nicht, was Sie eigentlich wollen." Dieses war der erste Streich. Ich ließ
mich aber nicht abschrecken; im Gegentheil! Wie Byron reizte auch mich
diese offenbare Ungerechtigkeit, und ich griff zur Feder und schrieb wieder
irgend einen großartigen Unsinn,
Lieber Gott! . . . Was bekam ich zur Antwort! . . . Was bekam ich
zur Antwort! . . . Vis zum heutigen Tage vermag ich nicht ohne Schaudern,
nickt ohne Wonneschauer daran zu denken.
Die Arznei aber wirkte. Meine schöpferische Kraft hatte gewissermaßen
eine ohrfeige bekommen und war plötzlich verflogen. Nun werde ich wohl
kaum noch einen dritten Versuch machen.
Aber es ist gut, daß das schon so furchtbar lange her ist, schließlich weiß
Niemand, buchstäblich Niemand Etwas davon.
Meine geliebte Sophie giebt heute doppelt so viel Stunden wie sonst.
Sie will für morgen Abend Zeit gewinnen, um bei uns zu sein und den
Earneval lnstig abzuschließen? Beginnt er denn je für sie?
Wie gut für ste, daß sie deu ganzen Jammer ihrer Eristenz nicht
fühlt. Schon das macht sie glücklich, daß sie sich durch die doppelte Arbeit
heut sür morgen einige Stunden „spart".
Und wo ist der Genuß? Nuhe? Erholung? —
1. März.
Diese Neconualescenz schreitet schrecklich langsam vorwärts — und wenn
ich die volle Wahrheit sagen soll, sie schreitet gar nicht vorwärts. In
Sovhiens und Hansens Gegenwart thue ich ein wenig groß, um sie nicht
unnütz zu kränken, aber ich fühle selbst, daß mir nicht nur nicht besser ist,
sondern, daß mich seit einer Woche etwa die Kräfte verlassen. Ob das
Lungenentzündung war oder nicht, darauf käme es nicht an, da es vorüber
ist; aber warum zieht sich das Alles so lange hin? Mit einer eigenthüm-
lichen Unruhe prüfe ich mich jeden Morgen, ob meine Kräfte nicht wenigstens
eine Spur zugenommen haben. Nichts, gar Nichts. Die ersten schmerzenden
Leiden sind fast ganz geschwunden, aber dieser peinigende Schmerz in der

Brust und der quälende Husten lassen mir noch immer keine Ruhe. Was soll das werden? Ob ich mich immer wieder erkalte? Gestern bat ich Hans etwas verschämt, er möchte die Thür mit einen: Tuchstreifen beschlagen. Vielleicht zieht es von dorther? Ich fühle es nicht, aber vielleicht? — Hol' der Teufel alle Umstände und alles Prahlen, jedenfalls ist es besser, sich auch da zu schützen, wo keine Gefahr ist, denn das Alles beginnt mir fchon hollisch unbehaglich zn werden.

Heute vor einer Stunde, da ich mich ein wenig besser fühlte, bat ich den alten Hofmann, mir den Arm zu reichen lind mich im Zimmer umherzuführen. Zwei Mal ging ich mit ungeheurer Anstrengung hin und her. Dann mußte ich auf meinen künstlichen Fauteuil zurück. Ich sehte mich hin, ich fiel geradezu hinein. Die Beine versagten mir gänzlich den Dienst: das eine ging rechts, das andere links, und ich kippte nach vom oder nach hinten.

Der braue Alte hat sich tüchtig quälen müssen. Cr schrie zwar immer deutsch: „Noch ein wenig, noch ein wenig," aber meine unglückseligen Beine schrieen ebenfalls: „Genug."

Oh, Du allmächtiger Vater, wann werde ich wenigstens ein Bischen wieder zu Kräften kommen? Der Husten und die Brust, das ist ja Unsinn — die Brust hat mir immer weh gethcm — wenn ich nur halbwegs gehen könnte! Das Geld geht nur Alles weg. Vor einigen Tagen brachte mir Hans Stundengeld von den Patowskis und Kolowitschs, nnd nun ist Alles weg. Und wie ssoutleiiinil-IiliL sich meine Vrotgeber noch benommen haben! Sie haben mir nicht einmal die letzte Woche abgezogen, die ick nicht mehr die Treppen klettern konnte. Ich wollte es mir selbst abziehen und den Ueberschuß zurückschicken, aber Hans riech mir ab. Er meinte, wenn ich aufstehe, könnte ich es ja mit Zinsen wieder abarbeiten, und jetzt könnte ich das Geld gut gebrauchen. Vielleicht hat er auch Recht. Schließlich kommt's darauf nickt an, sie laufen mir jedenfalls nicht fort.

Ein Glück, das; Madame Sawitzka und Hofmann für den Februar bezahlt sind. Woher ich das Geld für den März nehme, weiß ich selbst nicht. Wir werden wieder unsere Uhren in die Pfandleihe zum Hebräisck-lernen schicken müssen. Ach, wie ist mir Alles über! Seit Jahren immer dieses Laviren zwischen dem Ersten dieses und dem Ersten des kommenden Monats, dies beständige Halsbrechen mit Debet und Credit, dieser ewige Kampf mit Löchern, Ritzen, mit Kälte und Hunger, diese ununterbrochene Sorge, wo man Etwas hernimmt, um ein Loch zu stopfen, das ist der Hauptinhalt meines Lebens.

II laut siue MNI6886 86 M88L. Bei mir geht sie auch vorüber, eilt sie förmlich, und wer weiß wohin, wonach?

Diese Frau Sawitzka ist wahrhaftig ein ganz gutes Weib. Wenn sie 25 Jahre jünger wäre, würde ich mir die Sympathie, die sich zwischen uns entwickelt, zu Nutze gemacht haben. Aber wenn sie immer so furchtbar

tugendhaft und mißtrauisch war wie jetzt, hätte ich nicht viel bei ihr ausgerichtet. Zum Schiehen war sie, als wir vor einem Jahre unfern Vertrag machten, als wir dies Zimmer bei ihr mietheten. Wie sie sich fürchtete, sie könne vielleicht eiu paar Taugenichtse zu Aftermiethern bekommen! Wieviel Vorsichtsmaßregeln, wie viel Fragen, wie viel Bedingungen — das läßt sich auf keine Kuhhaut schreiben. Hans und ich platzten vor Lachen, und das machte sie noch vorsichtiger; so ärgerte sie sich über unser unehrerbietiges Betragen in dem Augenblick eines so wichtigen Vertrages. Ich sah, sie hatte die ernste Absicht, ihren Entschluß zurückzunehmen; aber da uns das Zimmer gut gefiel und die Lage vortrefflich war für unsere Stunden — so schrieen und sprachen wir auf die arme Frau fo ein, versicherten ihr, wir würden alle Verpflichtungen erfüllen, felbst in Bezug auf „die Dämchen", daß sie schließlich geblendet, besonders von meiner Beredsamkeit, nachgab. Sie verbarricadirte nur mit einer Matratze und einem Schrank die Thür, die ihren Salon mit unseren Zimmern verband. Das war schließlich für uns nur eine Annehmlichkeit, denn nun brauchen wir uns in Nichts Zwang anzuthun.

Unfer Zimmer ist nicht groß, nicht klein, fo gerade von mittlerem Umfang mit einem Fenster nach Tsten und einer Aussicht auf Dächer und Hofe. Aber verflucht hoch im dritten Stockwerk, mit ziemlich folterartigen Treppen — was mir besonders nicht allzu angenehm ist. Aber was soll man thun? Jetzt kenne ich schon alle Knorren in jeder Stufe auswendig.

Seit dein Vegiuue meiner Krankheit fpeise ich bei Fran Sawizka. Die brave Alte soll selbst die Beefsteaks für mich machen und fchickt mir von Allem folche Portionen, als wollte sie mich durch Essen von allen Krankheiten curiren, die ich je durchgemacht habe und je durchmachen werde. Leider betrübe ich sie tödtlich durch meinen Mangel an Appetit; die Luzka trägt manchmal Alles unberührt zurück.

Dank Frau Sawizka werde ich von niorgen ab auch einen Fauteuil haben. Als ich heute früh nach der Luzka klingelte, damit sie den Ssamowar wegräume, sah ich zu meinem großen Erstaunen in der Thür Frau Sawitzka, die wegen der augenblicklichen Abwesenheit der Lnzka selbst kam, um zu fragen, was ich wünsche. Ich entschuldigte mich und bat sie, näher zu treten. Sie trat, wie immer, ziemlich mißtrauisch ein, als fürchtete sie irgend einen Hinterhalt; aber ich machte sie durch meine etwas übertriebene Zuvorkommenheit schnell wieder gut. Sie blieb eine halbe Stunde und schwatzte auf Mord. Als sie meine unbeaueme Lage sah, siel es ihr von selbst ein, mir einen Fauteuil zu schicken. Sie soll da irgend wo ein altes Möbelstück gehabt haben, das unbenutzt dasteht. Ich widersprach ein wenig, aber im Grunde war es mir sebr angenehm. Auf einem Stuhl kann ich noch nicht sitzen, und im Nett ist's nur ein wenig unbehaglich. Vielleicht verscheuche ich durch diesen Fauteuil die letzten Neste meiner Krankheit.

Aber ich ineine, das Mittagessen kommt heran. Beim Schreiben geht
die Zeit, wie's scheint, schneller hin, und mein müder Kopf ruht aus. Aber
wozu schreibe ich dies Alles? — — ^ —
Vor einer Stunde habe ich einen Brief von Amalie bekommen. Vor
Allem hat mich gefreut, daß sie Nichts von meiner Krankheit weiß. Sophie
hat Wort gehalten. Wozu soll sie sich unnütz grämen? Mir hilfts nicht,
und sie könnte selbst noch vor Kummer krank werden, denn sie liebt uns sehr.
Sie würde gewiß gern herkommen wollen, mich in der Krankheit zu pflegen,
aber ich habe ja doch die Absicht, bald gesund zu werden.
Sogar nachher werde ich ihr Nichts schreiben. Sie soll sich nicht
einmal über vergangenes Leid tränken.
Unsagbar schwer wurde^mir zu Muth, als ich in ihrem Brief die
Worte las: „Wenn der Frost draußen Zunimmt, zittre ich am ganzen
Körper, wenn ich an Dich und Sophie denke. Sie hat keine Pelzjacke,
und Dein Mantel ist auch mit Luft gefüttert. — Und dabei müßt Ihr
den ganzen Tag umherrennen und Stunden geben. Ich wollte lieber, es
wäre mir kalt und unbehaglich, wenn ich nur um Euch uubeforgt feiu
könnte. Mein lieber, goldener Joseph! ich bitte Dich bei Allen», was heilig
ist, schone Dich, hüte Dich vor Erkältung. Du bist so schwächlich, das
Geringste schadet Dir. Seit den: Tode unserer Eltern bin ich schon so
furchtsam geworden, daß ich vielleicht übertreibe, aber hüte Dich, lieber
Joseph, denn Du bist unsere einzige Hoffnung und Stütze."
Oh, meine Amalie! Wenn Du wüßtest, wie morsch diese „Stütze"
ist. Du würdest vielleicht diese Worte nie mehr wiederholen. Ueber sich
schreibt sie, wie immer, fast kein Wort. Aber man fühlt eine gewisse
Bitterkeit, eine stille Niedergeschlagenheit aus diesen Briefen heraus. Sie
klagt mit keinen: Wort, im Gegentheil, sie giebt sich alle Mühe, Ruhe, ja
sogar Humor zu heucheln; aber aus jedem Wort klingt so Etwas wie Ent-
täuschung, erzwungener Verzicht auf alle Hoffnung einer besseren Zukunft.
Sophie kann man leicht irre führen, denn sie nimmt immer Alles buch-
stäblich, aber ich lese zwischen den Zeilen. Sie ist unglücklich.
Sie schreibt auch noch unter Anderem, daß sie bis zum Sommer alle
Schulden der Mutter erledigt haben wird, und daß sie auch uns wird behilflich
sein können, um sich nur nicht immer über unsere Gesundheit so viel Sorge
zu machen. Wie naiv sie ist! Nimmt sie auch nur einen Augenblick an,
daß ich damit einverstanden bin? So viele Jahre hat sie gearbeitet, ohne
im Geringsten an sich zu denken, und jetzt, wo endlich das Ende heran-
kommt, sollte sie sich neue Lasten auflegen? Es wird ja auch mit nur
immer besser gehen —, in« äußersten Falle verzichte ich ans den Plan, in's
Ausland zu gehen, und falle Niemandem zur Last. Ausland bleibt Ausland,
Plan bleibt Plan, und ich gehe an die Arbeit. Auf wieviel Träume unt>
Hoffnungen hat man schon verzichten müssen! Man hätte sich schon daran
gewöhnen können.

Es ist fast Abend. Hans und Sophie müssen jeden Augenblick kommen.
Wir wollen lustig se'.n zum Larneu.il . . .
Na, schwer! Jeder, so gut er kann.
2. März.
Den gestrigen Abend haben wir ziemlich erträglich hingebracht. Phiechen
tollte wie ein Gassenjunge, Hans hatte seine düsteren Ansichten von der
Gegenwart und seine rosigen Betrachtungen der Zukunft auf einige Stunden
an den Nagel gehängt, und ich fuchte mich, so gut es ging, ihnen anzu-
passen. Das Fieber, das gegen Abend manchmal auf 39 Grad steigt, kam
mir dabei zu Hilfe. Nie habe ich an mir eine folche Veränderlichkeit der
Laune wahrgenommen, wie jetzt. Ich war immer ein wenig phantastisch,
sogar wunderlich in meiner allzu großen Reizbarkeit — aber sonst dauerten
die Perioden der guten oder schlechten Laune wenigstens einige Tage oder
doch sicher einen ganzen Tag. Ich stand, wie Hans sagte, mit dein linken
oder mit dem rechten Beine auf und war dann schon den ganzen Tag
krumm oder gerade. Jetzt ist das ganz anders. Zehnmal am Tage
wechselt meine Stimmung. Auf Lustigkeit folgt Abspannung, auf Ab-
spannung Erregung, dann Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, dann wieder
Lustigkeit u. s. w. 6a capo, und Alles ohne genügende Ursache — so von
selbst — ohne Grund. Der Geist hüpft von Gegenstand zu Gegenstand
hinüber, giebt sich passiv dem augenblicklichen Eindruck hin uud zieht die
Seele nach sich, iudem er ihr die entsprechende Färbung giebt. Und das
Wunderbarste dabei ist, das; mein Bewußtsein Nichts an seiner Kraft ver-
liert. Es controlirt wie früher die Eindrücke, die Stimmungen, die Ge-
danken und giebt ein völlig treues Abbild des Innern meiner Seele. Aber
damit ist seine Rolle auch beendet. Es steht da wie ein stummer Zeuge,
beobachtet Alles, tadelt oder lobt sogar — jedoch so, als thäte es Alles
nur für sich, ertheilt aber keine Befehle. E? hat mir vollständig cans
Iillmeiis gegeben: Ich brauche nicht so zu sein, wie ich sein muß oder
will, sondern wie mich äußere Einflüsse machen.
Heute fühle ich mich mehr als je passiv, gleichgültig gegen Alles;
und da ich nicht ein willkürliches Spielzeug der veränderlichen Laune sein
will, habe ich mich zum Schreibe« gesetzt und habe die Absicht, lange zu
schreiben, um so mehr, als ich viele Stunden iu Neflerionen hingebracht
habe, von denen ich mir einen Auszug aufbewahren mochte. Heute Morgen
kam Sophie auf dem Wege von der Kirche einen Augenblick zu mir. Sie
war absichtlich früher aufgestanden, um der Aschermittwoch-Andacht beizu-
wohnen. Für welche Sünden, für welche übermäßigen weltlichen Genüsse der
Geistliche ihr die Asche auf das Haupt gestreut hat, weiß ich wahrhaftig nicht.
Aber das arme Ding fühlt sich verpflichtet, an dieser Sühnen-Leremonie
theilzunehmen. Aber das ist eine Frage ihres Glaubens, und es ist gut,
daß sie Glauben hat. Wie Sophie kein Bewußtsein ihrer eigenen Lebens-
lage hat, so hat sie keines von ihrem Glaube». Das gerade bewahrt sie

vor jeder Übertreibung in religiösen Dingen, denn nur das Selbstbewußt-
sein des eigenen Glaubens und der eigenen Frömmigkeit drängt den Geist
auf den Weg des Fanatismus und der Bigotterie. Ihr Glaube strömt
immittelbar aus der Seele, sc» wie ihre Gedanken aus ihrem Kopfe strömen.
Und Sophie kann der Gedanke an die Möglichkeit des Nichtglaubens gar-
nicht einkommen. Wenn sie einmal von Menschen gehört hat, die nicht
glauben, so kann sie sich diese garnicht mit Vestimmlheit als gewöhnliche
alltägliche Geschöpfe vorstellen. Sie sind für sie gewissermaßen Wesen von
anderen Gestirnen. Ich glaube, wenn ich ihr einen von diesen Ungläubigen
zeigte, sie würde ihn mit Neugier betrachten und wäre dann verwundert,
daß er aussieht wie andere Menschen. Darum vermag sie auch garnicht
anzunehmen, daß Hans und ich zu dieser Kategorie der Ungläubigen ge-
hören. Ich habe ihr natürlich nie ein Wort davon gesagt. Erstens, weil
ich sie nicht betrüben mag, und zweitens, weil mir diese Frage bisher
ziemlich gleichgültig war. Welchen Eindruck eine solche Mittheilung auf
sie machen würde, kann ich nicht voraussehen. Sie würde entweder selbst
den Glauben verlieren, indem sie sich widerstandslos dem fremden Einfluß
hingiebt, oder zum ersten Mal einen niederschmetternden Streich empfinden.
Daß sie aber Nichts davon weiß, davon habe ich mich heute früh
überzeugt. Sie ist nur zu dem Zweck heut früh gekommen, um mir ein
bischen Asche zu bringen, die sie in ihrem Gebetbuch mitgebracht hatte.
Sie stimmte sich ernst, beklagte mich, weil mich die Krankheit sogar die
Kirche zu besuchen verhindert. Ich habe ihr ihren Irrlhum nicht aufgeklärt.
>^ch dankte ihr für ihre Aufmerksamkeit nud für das Vaterunfer, das sie für
mich gebetet hatte. Die Afche blieb da. Nun liegt diese Asche uor mir,
ich sehe sie an und frage mich: Wo ist mein Glaube geblieben?
Wäre nnr eine Spur, so viel wie diese Asche übrig!
Ich weiß nicht, ob ich darüber klagen soll, ich weiß nicht, ob mir
besser wäre, wenn ich Glauben hätte, aber das weiß ich, daß ich ihn so
nicht hätte verlieren dürfen, wie ich ihn verloren habe.
Denn ich habe den Glauben nicht abgelegt, ich habe ihn verloren —
und das ist ein großer Unterschied.
Man legt eine Sache ab, die unnütz, alt, abgenützt ist, man legt sie
ab, wenn man sie nicht mehr braucht, weil man sich eine neue besorgt hat.
Aber man verliert immer Etwas, was man noch braucht, wonach eine Leere
zurückbleibt.
In mir ist jetzt anch eine solche Leere.
Wann sie entstanden ist, durch welche Ursachen, unter welchen Um-
ständen, könnte ich nicht bestimmt sagen. Es giebt Menschen, die ein
solcher entscheidender Moment plötzlich überkommt, nach der Lectüre eines
Werkes oder nach einer schlaflosen Nacht, die man in Netrachtungen hin-
gebracht hat. In mir ist nichts Derartiges vorgegangen. Die alte
Gläubigkeit hat mich allmählich, unmerklich, ich möchte sagen, unbewußt

verlassen. Jedes Naturgesetz, das die Wissenschaft lehrt, jedes philosophische System hat mir, wenn ich es mir auch nicht zu eigen machte, ein kleines Dheilchen von dein Alten genommen, und so ist in Stückchen Alles aus- gelaufen — ohne Kampf, ohne Trennungsschmerz, ohne eine klare Vor- stellung davon, daß ich Etwas verliere und was ich verliere.

Ich wiederhole noch eiumal — ich wünsche diesen Glauben vielleicht nicht zurück, aber ich fühle, daß man ihn so nicht verlieren darf. Hier wüßte ein Kampf sein, ein Widerstand, eine hartnäckige Gegenwehr sein, hier müßte das Bewußtsein von dem sein, was man abwirft, warum und wodurch man die gestürzten Götzen ersetzt.

Ich habe Nichts gestürzt. Nichts von mir geworfen, ich habe nur Alles verloren — und nun habe ich Nichte».

Nicht ich allein verliere so den Glauben. Wir verlieren ihn fast Alle auf diese Weise, indem wir irgendwo in der Welt ein Krümchen ver- streuen, um dann das Vergnügen zu haben, sich selbst zu sagen- „Wir sind Thiere?"

Wir unterliegen einem und demselben philosophischen Proceß, wenn der naiv aufgefaßte Kriticismus unser Gehirn berauscht. So war es auch mit mir.

Meine Jugenderziehung war vollkommen religiös, und ich habe auch bis zu meinem sechzehnten Lebensjahre alle Errungenschaften meiner Kindheits- periode festgehalten. Der Glaube war für mich Alles: Durch fein Prisma sah ich die Welt uud das Leben, er war das einzige Licht, das die Dunkel- heit der Näthsel zerstreute, das einzige Band, das die Begriffe von Welt alle in seinem festen System vereinigte. Diese Weltanschauung, so irrig sie war, genügte mir vollständig, und ich war damals wirklich glücklich, wenn ich es auch nicht empfand.

Aber entschwunden sind diese Jahre. Ich fing an gleichgültig zu werden gegen die Kraft dieses Lichts, das mir, gleichviel wie, gleichviel unter welchen Umständen, doch Alles erhellte.

Der Verkehr mit den College», das Verlangen, mich ihrem sittlichen Grnndton anzupassen, untergrub immer mehr diesen Glaubensbau. Das Kind ward zum Manne, und dem Manne steht doch ein Gebet nicht gnt! Ich begann mich meiner beschrankten Begriffe zu schämen. Das war die Lockerung des Gerüstes des Baues.

Dann galt es, durch Thaten den Liberalismus der Anschauungen, sei es auch im Widerspruch mit dem eigenen Gewissen, zu bekunden; denn ich glaubte damals noch. Vielleicht nicht mit solcher Kraft, nicht mit solchen, Eifer wie einst, aber ich glaubte noch. Ich hatte nur alle äußeren Formen und Aeußerungeu abgelegt — anfangs aus dem Verlangen, «»ich der Gesammtheit der jungen Leute anzupassen, und dann aus Grundsatz. Nichts ist leichter als einen Grundsatz zu finden, wenn es sich darum handelt, seine Thaten vor sich selbst zn entschuldigen. Es giebt eine Periode im

Leben, wo nicht die Handlungen aus den Grundsätzen, sondern die Grund-
sätze aus den Handlungen hervorgehen. Und damals brauchte ich noch
solchen schützenden Schleier, hinter den man sich verbergen konnte vor dem
eigenen Gewissen. Ich hatte damals noch kein Wort gehört von Sophisten
nnd war selbst ein Sophist.
Formen! Was sind Formen? Eine Maschinerie, die aus uns Glieder-
puppen macht, eine sinnlose Gewohnheit, eine Leere, hinter der Nichts ist.
Ist es denn schwer, auf einen solchen Einfall zu kommen und zum
hundertsten Male Amerika zu entdecken? Und wie das berauscht! Kartesius
war auf sein: „Ich deute, also bin ich," nicht so stolz, wie ich auf die
Entdeckung dieser großen Wahrheit.
Es war mir noch nicht möglich, mich zu einem höheren Grade des
Denkens aufzuschwingen, um in den Formen einen so unentbehrlichen Körper
für den Geist anzuerkennen, wie es der Organismus für die Seele ist.
Und dann, es ist so angenehm. Etwas zu zerstören. Es ist eine solche
Wonne, daran zu denken, das; man die Welt auf den Kopf stellt. Haben
nicht auch die Menschen im Frühroth ihres Daseins ein Glück zertrümmert,
das ihnen gehört? Alle Philosophen des Orients, alle Religionen wissen
das. Und ob das verkörpert ist in der Sünde Adams und Evas, ob es
in allen Farben der symbolischen Poesie des Orients dargestellt ist als eine
Mythe oder ein philosophisches System, stets finden wir dort einen Fehler,
eine Zerstörnng vorangegangenen Glückes. Ein Mensch hat gefehlt, wir
leiden dafür — begründet nicht so jede Religion das Vorhandensein des
Bösen und der Noth in der Welt?
Aber ich bin von meinem Thema abgeschweift.
Zerstören, da man noch nicht im Stande ist, das Geringste aufzu-
bauen — das ist die einzige Leidenschaft der Jugend, und wer weiß, ob
nicht gar des ganzen Lebens. Wenn man nur sein eigenes Fädchen in
das allgemeine Gewebe liefert.
Ich zerstörte also: erst ungeschickt, Kleinigkeiten, dann ganze Stücke der
Seele, dann löst sich das Leben in Nichts ans, bis ich schließlich die ganze
Welt ans ihren Angeln heben wollte. Das geht schnell. Kaum, daß man
sich umsieht, fliegen die Trümmer nach allen Seiten.
Die Mütze abnehmen, wenn man an der Kirche vorüberkommt? Warum?
Wozu? Gott ist ja überall.
Nichts ist natürlicher als dies. Und so behielt ick meiue Mütze auf.
„Vater unfer" sage«? Veten? Gott kennt ja unsere geheimsten Gedanken.
Im Geist, in Thaten muß man beten, nicht in Worten und in Schlägen
auf die Vrnst.
Ja, so ist's! Und ich betete nicht mehr!
Fasten? In die Kirche gehen? Zur Beichte? Nichts als Thorheit!
Kein wahrhaft intelligenter Mensch, noch dazu ein Manu, thnt das.
Und auch das ging seinen Weg.

vei T«d. 22
Blatt um Vlatt, Zweig um Zweig, Ast um Ast siel Alles von dem
Baum, der nuf dem Boden der Kindheit gewachsen und von den Wiegen-
liedern der Mutter und den Märchen der Wärterin gepflegt war.
Alles fiel ab, als halte es ein Sturm verweht.
Noch waren die Dogmen geblieben. Auch an sie kam die 3leihe, wenn
auch bedeutend später. Um ein Dogma zu zerstören, muß man schon einen
kräftigen Schnabel und scharfe Klauen haben.
Aber man hat nicht umsonst seine Erfahrung, nicht umsonst seine
Uebung im Zerstören, auch dafür kam die Zeit.
Vorher jedoch hatte ich einen Augenblick plötzlicher Mckkehr zum
Glauben und zu der Naivetät der Vergangenheit.
Jetzt packt mich ein wüstes Lachen, und ich schäme mich ein wenig bei
diesem Blatt aus meinem Leben.
Es war das plötzliche Aufsprühen verglühenden Schuttes, das letzte
Anpochen unwiederbringlich vergangener Augenblicke einer seligen, kindlichen
Harmlosigkeit.
Ich hatte die sechste Klasse beendet. Roth, Kälte, Arbeit hatten mich
zu sehr geplagt, als daß ich mit leichtem Herzen diese Tage der Qual hätte
verlangen: mögen. Und es lagen doch im besten Falle noch zwei Jahre
vor mir. Ich zitterte bei dem bloßen Gedanken, ich könnte in derselben
Klasse noch ein Jahr bleiben, ein ganzes Jahr verlieren, noch ein ganzes
Jahr zu diesen schrecklichen Jahren zugeben! Dieser Kampf mit der Noth
drückte mich fchon fo . . . Das Lateinische lies; mir keine Nuhe. Ich ochste
alle Ausnahmen, ich wälzte in meinem Gehirn alle Fälle von „<iui8 und
ut", aber es wollte nicht gehen. Was bedeutet schließlich Arbeiten iu
Stunden, die man der Nacht abstiehlt nach einem Tage, den man mit dem
Unterricht Anderer oft mit leerem Magen hingebracht hat.
Alle Arbeit war umsonst.
Der Tag des Examens nahte. Mehrere Nächte brachte ich über Eicero
und der Grammatik hin. Vor Müdigkeit schlummerte ich über meinein Buche
ein, obgleich ich mich immer wieder mit Sodawasser erfrischte und sogar
die Lippen an den Hahn selbst legte, um auch nicht das kleinste Theilchen
der erfrischenden Brause zu verlieren. Und eine Flasche Wasser kostete
zwanzig Groschen . . . Aber es wollte nicht gehen. Mein Kopf war zu
stumpf für's Latein.
Bis endlich die letzte Nacht kam. Der Schlaf senkte sich über meine
Augen, mein Kopf fiel vor Müdigkeit immer wieder nuf das Buch nieder,
und doch saß ich die ganze Nacht.
Eine denkwürdige Nacht für mich, schmerzlich denkwürdig.
Um nicht zu viel Petroleum zu verbrauchen, war die Lampe herab-
geschraubt und beleuchtete nur schwach das Zimmer. Ich verlor manchmal
das Bewußtsein von Zeit und Ort, und meine Gedanken hafteten nicht an
Eicero, der vor mir lag, und flatterten immer weit, weit umher. Ich

phantasirte und schlief ei». Manchmal dachte ich an andere Menschen, sei
es auch nur an meine Schüler, und immer verglich ich mich mit ihnen.
Ja, sie sind glücklich. Au jeden von ihnen denkt Jemand, um sie
sorgt Jemand, ich nur bin ganz allein, wie ein Finger, hinausgeworfen in
die Welt zu Kampf und Bitterkeit. Niemand nimmt Antheil an mir. Niemand
reicht mir die hilfreiche Hand, ich muß ganz allein aus eigener Kraft um
das Stückchen Brot kämpfen und noch Anderen helfen. Und ganz allein,
ganz allein ... So träumte ich vor mich hin.
Das Morgenroth stand schon am Himmel, der östliche Saum des
Horizonts röthete sich und glühte im lichten Schein. Die ganze Welt färbte sich
t'lan und versank in den: großen Ocean einer wuudersamen Himmelsseligkeit.
Ich löschte das Licht aus.
Das ganze Zimmer sog die himmlische Atmosphäre ein, in die das Welt-
all getaucht mar. Ich fühlte rings um mich her den Himmel. Das Vlau
des Allmeers drängte sich in mein Hirn, in meine Seele und füllte sie mit
Helligkeit und Freudenrausch. Ich löste mich in dieser Himmelsseligkeit,
meine Seele wurde engelsgleich — ich war im Himmel . . .
Im Himmel? Herrscht dort nicht Gott! Ich fühlte ihn, ich fah
ihn fast.
Er war groß, mächtig, mit der einen Hand leitete er die Bewegung
des Weltalls, mit der anderen streute er Wohlthaten und Gnaden aus.
So sah ich ihn, so wollte ich ihn haben, so hatte man mich ihn
sehen gelehrt.
In die Kniee!
Ich beugte die Kniee.
Ich begann zu beten.
Du bist groß, Gott, guter, allmächtiger, allbarmherziger Gott. Höre das
Gebet Deines Kindes, das in Vertrauen und Demuth zu Dir empor seine
Klagen und Bitten sendet . . .
Und ein Gebet strömte mir von den Lippen.
In meine Erinnerung traten die längst verflossenen Jahre, die ich im
Gebet um die Gesundheit und das Leben meiner Mutter flehte, wo ich in
naivem Vertrauen von Ihm verlangte, daß er in die Speichen des Welt-
rads greife und mir das theure Leben erhalte.
Nicht viel war's, was ich jetzt verlangte. O, wollte er mir nur mit
einem Strahl das Leben voll Kampf uud Mühen erhellen. Möchte er mit
seinen: Auge herniederschaueu und sehen, wie schwer ich es in der Welt habe.
Vereinsamt, verlassen werde ich unter den Menschen umhergestoßen, und
nirgends ist mir wohl, kalt und drückend überall . . . Tft unerträglich
drückend . . .
Eramen! Es lastete zu schwer auf meiner Seele, als daß es mir
jetzt nicht einfallen sollte. Ja — und ich bat Gott, daß er mir bei seiner
Allmacht helfe, gestatte, befehle . . .

Ich bat wie ein kleines Kind, das zum lieben Gott betet, daß er ihm
einen schönen Leckeibissen oder die Gesundheit der Puppe scheute. Alle
Schlichtheit, aller Glaube der Kindheit war mir zurückgekehrt.
Ich schluchzte uud badete mich in Thronen.
Endlich erschrak ich bei dem Uebermaß meiner Wünsche, ich flehte nicht
mehr um Glück, uicht um die Vernichtung der Dornen des Lebens, nicht
um das tägliche Vrot, nur um das verhängnisvolle Morgen, an dem mein
Leben so scheitern sollte.
Die Sonne war hoch empor gestiegen, und das war Heller Dag, und
ich betete noch immer und sprach mit Gott.
Endlich schlief ich erschöpft weinend ein, den Kopf auf das Fenster-
brett gesenkt, auf die Kniee . . .
Ich bestand das Erameu nicht.
Nasende Wuth erfaßte mich, ich glaubte, ich hätte eiu Necht, mit
Gott zu hadern.
Und Hartnäckigkeit und Stolz erfüllte mein Herz.
Ich fpottete, ich höhnte, ich lästerte.
Endlich packte mich Scham vor mir selber. Sich so demüthigen,
so zum Kinde werden, sich so aller Errungenschaften der Vernunft ent-
äußern, mit der ich mich damals ungeheuer brüstete, und dafür Nichts zu
erhalten.
Ich fühlte eine Kränkung, nnd es war mir eine förmliche Wollust, zu
denken, daß ich diesen: allgütigen Gott, vor dem ich die Kniee beugte. Etwas
vorwerfen konnte.
Ich war noch ein Kind.
Neue Eindrücke verwischten indessen schnell diese schmerzliche Katastrophe
und meinen ohnmächtigen Zorn.
Ich wurde merkwürdig gleichgiltig.
Ein Dogma nach dem anderen stürzte in Trümmern, und ich half noch
mit bei dieser Vernichtungsarbeit. Ich las einige Vücher, in denen garnicht
von Gott die Nede war, ich begeisterte mich für die Physik, ich hörte Etwas
von Voltaire uud Darwin, mit einem Wort, ich war entsetzlich klug ge-
worden. Nie hielt ich mich für so vielseitig gescheidt wie damals. Mit
Stolz sah ich herab auf meine Collegen und stellte mich in der Seele un-
endlich über sie. Es giebt keinen Menschen mit größerem Selbstvertrauen
und größerem Stolz auf seiue Veruunft und seiu Wissen als einen neunzehn-
jährigen Jüngling.
Ich suchte nach einem Ideal, ich rannte mit dem Leben im wahnsinnigen
Lauf, bis ich auf dieser Jagd Alles verloren hatte.
Von dem ganzen Glauben der Vergangenheit war mir noch ein un-
klarer Begriff von Gott als einem höchsten, leitenden und schaffenden Wefen
und von der Unsterblichkeit der Seele geblieben. Diese hielten am längsten,
denn ich hütete sie, und es war mir schwer, mich von ihnen zu treuneu.

ohne neue Illusionen, die die alten ersetzen konnten. Es ist immer schwer,
so hoch herunter zu fallen.
Vis ich mich eines Tages fragte: Warum trage ich noch in der Tiefe
der Seele diese Ueberbleibsel des alten Glaubens?
Ich konnte darauf nicht antworten.
Ich konnte es nicht, weil ich nicht im Stande war, durch Vernunft-
Müsse die Archaismen zu stützen, die mir iu den Winkeln des Hirns steckten.
Von diesem Augenblick an hatte ich die Seele und Gott verloren.
Ob ich damals darunter litt? Nein, Ich gab mir nicht einmal
Rechenschaft darüber, daß dies einer der wichtigsten Uebergänge im Leben
ist. Leicht, zwanglos, sogar heiter fand ich mich mit diesen Fetzen der
Windeln ab, wie ich damals diese Ueberbleibsel des Geistes nannte, und
nicht einen Augenblick überlegte ich, womit ich die entstandene Leere ans-
füllen soll.
Ja, ich will noch mehr sagen: ich empfand eine gewisse Befriedigung
bei dem Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, als hätte ich mich von
einer strengen, übermächtigen uud lästigen Eontrole befreit. Es giebt keinen
Gott? Desto besser. Nenn der Himmel Nichts ist, bin ich Alles, bin ich
der Herr, bin ich mir Nichter, wie schon Slowacki gesagt hat.
In einer gewissen Periode des Lebens erscheint Einen« ein solches
Gefühl der eigenen Unabhängigkeit nahezn als ein Glück. Auch ich unterlag
diesem Lebensschicksal. Mein alter Großvater war gerade gestorben, ein
guter, aber mürrischer, manchmal langweiliger, oft in seinen Vegriffen ver-
alteter Mann, bioweilen streng und ohne Rücksicht gegen die Nechte der
Jugend, die er längst hinter sich hatte, und immer belästigend und an-
spruchsvoll.
»Starb? Je nun, er hat lange genug gelebt, es war Zeit, daß er
Anderen Platz machte.
So sagte ich.
Uud ich fühlte mich wohl dabei, ich hatte eben das Gmunasium be-
endet und bezog die Universität. Die neuen Eindrücke, die veränderte
Lebensweise erfaßte mein ganzes Ich. Die Freiheit, die ich genoß nach
der Gnmuasial-Elausur, berauschte mich eine Weile. Ich führte ein über-
aus unordentliches Leben. Die bisher erstickten Vegierden traten mit
ganzer Macht hervor. Etwas besser bezahlte Stunden gestatteten mir manche
verbotene Frucht zu genießen. Schließlich gab's da allerlei Geschichten.
Ich genoß ein wenig das Leben.
,^ch veränderte mich, daß ich nicht zu erkennen war. Aus dem alten
fleißigen, harmlosen Knaben wurde eiu liederlicher Student mit einem Hohn-
lachen auf den Lippen, Oede im Kopf und Leere in der Seele.
So ging das erste Universitätsjahr hin. Nur durch ein Wunder ge-
lang es mir, das Eramen zum zweite» Enrsus zu bestehen: Ich hätte gar
nicht behauptet, daß mir Unrecht geschehen wäre, wenn mau mich ein

zweites Jahr zurückbehalteil hätte; so hatte ich mich in der Arbeit ver-
nachlässigt.
Da erst ging ich' zum ersten Mal seit einem Jahr in mich, ich begriff
die ganze Wichtigkeit und Ziellosigkeit eines Lebens, wie ich es bisher
geführt hatte, und wie ich mich ohne allzugroßc Leidenschaft in dieses Leben
hineingestürzt, so warf ich es jetzt ohne Bedauern hinter mich.
Ueberdies sing auch meine Gesundheit immer mehr zn schwanken an.
Ich kam schnell wieder zu mir, die Lust zur Arbeit kehrte wieder, die Ein-
sicht kehrte wieder — aber weder die Gesundheit kehrte wieder noch der Glaube.
Mit den rosigen Wangen war auch die alte Einfalt dahin; ich war
complicirter geworden, gleichsam nach allen Seiten ausgebogen und dadurch
spröder und schwacher. Und ich konnte mich nicht mehr gerade richten.
Die idyllisch engelhafte Kindheit war einer wüsteren und düsteren Jugend
gewichen. Und heute . . .
Ach, lieber nicht! ... So habe ich meinen Glauben verloren.
3. März.
Ich bin offenbar noch sehr schwach, und meine Krankheit macht mich
zu einem größeren Idealisten, als ich in Wirklichkeit bin oder sein will.
Ja, im täglichen Leben habe ich zu wenig Zeit zu Betrachtungen wie die
gestrige. Jetzt enthüllt mir diese Unlhätigkeit viele Seiten der Seele, die
bisher nicht vorhanden waren oder vielleicht nur verhüllt wareu. Mit einer
gewissen Neugier durchforschte ich mich jetzt, wie ich im Innersten bin,
welchen Weg mein Geist wandeln würde, wenn er sich ganz selbst über-
lassen wäre nnd nicht durch die alltäglichen kleinen Angelegenheiten nach
allen Seiten hin und her gezerrt würde. Ich mache überhaupt die Be-
merkung, daß ich zu Träumereien neige, ja, sogar, um es klar herauszu-
sagen, zur Tölpelei. Und das fürchte ich sehr. Kann ich mich schon
wenigstens nach Johanns Vorbild nicht zu optimistischen Lebensauffassungen
emporschwingen, so möchte ich lieber über Alles lachen als weinen, denn
schließlich ist alles Greinen und Klagen über das Leben nicht einen Schuß
Pulver werth und mildert nicht im Geringsten seine Bürde. Leid nnd
Klagen ist die elendste Lebensphilosophie. Mit Thronen wäscht man keine
Mauern ab; und mau taun nnr die Augen darüber verweinen. Schon lieber
fluchen und lästern, am besten aber garnichts thnn, nur leben und leben
wie meine Sophie. Mit Unrecht habe ich sie bemitleidet — man könnte
sie viel eher beneiden. Eine solche Philosophie ist die vortrefflichste, weil
sie gar nicht vorhanden ist. Wir haben in uns Teufel erweckt, in unserm
Innern schlummern Bekenntnisse, Controlen, Rechenschaft —- Alles uner-
hört anspruchsvolle, ewig unbefriedigte, bissige, übertriebene Wesen — und
müssen ihnen dienen.
Ich bin nicht mehr im Stande, jenen Zustand der Einfalt zurückzu-
rufen. Der Dämon, der in mir geweckt ist, läßt sich nicht mehr einschläfern

oder auftreiben. Er wird ewig dort Hausen und wie ein Schatten jeden
Gedanken, jeden Wunsch begleiten und unaufhörlich fragen: „Wozu?
Warum? Zu welchem Zweck?" Alle nieine Bemühungen kann ich nur
darauf lenken, Weinen in Lachen, Klagen in Spott umzuwandeln. Viel-
leicht wird mir's um fo erträglicher auf der Welt werden.
Heut habe ich Staretzki gefragt, wann ich zum ersten Mal werde
ausgehen können. Er macht mir Hoffnungen, obwohl er uicht verhehlt,
daß diese lange Neconvalescenz ihn in Erstaunen setzt. Es sollen merk-
würdige Eomplicationen sein. Das Schlimmste ist, daß das Fieber nicht
zurücktritt. Dadurch kann ich nicht wieder zu Kräften kommen, und nur
an Kräften fehlt es mir, um mich vollständig gesund nennen zu können.
Ein dummes Ding, diese Krankheit: Man möchte gern wenigstens in
einer Droschke durch die Stadt spaziere» und muß hier in diesen vier
Wänden versauern. Und gerade heut' ist so schönes Wetter, wie ich es
leidenschaftlich gern habe. Ueber zehn Grad Frost, der Schnee knirscht
unter den Füßen und der Himmel ist so klar, als hätte er nie ein Wölk-
chen gesehen. Ach, was wäre das für ein Vergnügen, fo hinzurennen
per poäs8 — zum Beispiel nach Lacenti!
Ich sehne mich schon entsetzlich nach meinem geliebten Warschau, nach
den Straßen, dein Pflaster uud dem ganzen Straßenlärm. Wenn ich auf-
stehe, mache ich gleich am ersten Tage mit Hans eine Wanderung durch
die Stadt. Das wird eine Lustbarkeit geben.
An Warschau häuge ich mit kindischer Liebe. Eine solche Liebe, eine
solche Anhänglichkeit an ein Winkelchen der Welt ist vielleicht lächerlich,
aber sie giebt mir wahrhaftig ein Stück Leben. Womit würde ich mir
sonst meine Abendwanderung durch die Straßen von einem Ende der Stadt
zum andern verschönern, wenn ich nicht diese Sympathie für das Pflaster,
für die Gebäude, für die Gaslaternen hätte?
Der Lappländer sehnt sich nach seinen uferlosen Schneeoceanen, der
Araber nach seiner Wüste — uud ich nach meinen Gasflammen, die auf
den Plätzen so gehäuft sind, wie die Sternbilder am Himmel — nach
ineinen Häusern, nach den Maueralleen und nach den Himmelsstreifen über
den Straßen.
Man muß Alles nachempfinden können. Dann hat selbst der Prell-
stein am Wege, selbst die Bilder über den Laden eine Seele.
4. März.
Heute früh stürzte mir ohne jeden besonderen Grund, während ich
mit Hans sprach, gewaltsam das Blut aus dem Munde hervor. Es ist
schon das dritte Mal seit einem Monat. Was soll das Alles bedeuten?
Ich fange an ungeduldig — ja schließlich sogar unruhig zu werden.
Jetzt ist mir etwas besser, und ich kann doch sitzen. Aber Vormittag
konnte ich nicht einmal mit Hofmann die deutsche Stunde zu Ende bringen.

Ich glaubte, ich würde mich überwinden, und bat ihn, eine Viertelstunde
zu warten — aber auch das hatte keinen Zweck. Er ist ein wenig lang-
weilig, und dabei schnupft er leidenschaftlich Tabak, und ich konnte gerade
heute, ich weiß nicht warum, seinen Geruch nicht vertragen. Schließlich
bat ich ihn, so schnell als möglich zu gehen.
Ich bin überhaupt heute übel gelaunt. Alles reizt mich: Hansens
Abwesenheit, Hofmann, Starezki und diese Krankheit, und ich weiß nicht,
was schließlich noch. Sogar Starezki gegenüber habe ich mich nicht halten
tonnen. Vielleicht mußte ich schon deshalb, weil er umsonst Tag für Tag
zu mir kommt, Dankbarkeit gegen ihn empfinden und ihn: Höflichkeit er-
weisen. Aber heute war ich wahrhaftig dazu nicht fähig. Dieser neue
Vlutsturz hat mich mehr erschreckt, als ich merken lassen will. Ob mit
Recht oder mit Unrecht, einen Theil der Schuld schreibe ich Starezki zu
wegen dieser langsamen Behandlung, und .ich gab ihm das in wenigen
Worten zu verstehen. Jetzt bedauere ich das sehr, denn er ist ein guter
Mensch; und daß er kein Adler ist, — es ist ja doch nicht feine Schuld, daß
ihn Mutter Natur fo geschaffen hat.
Morgen muß ich doppelt höflich gegen ihn sein. Ich habe die Hoff-
nung, daß Hans, der mit Starezki hinausgegangen ist, mein unangemesse-
nes Benehmen wieder gut machen wird. Er hat mir mit den Augen
Zeichen gemacht, daß ich mich in meiner Erbitterung mäßige, und ist sicher
deshalb mit ihm zusammen hinausgegangen. Er kennt meine Launen, er
wird's ihm auch ausreden.
Ich weiß nicht, ob ich es aushalte, so bis Abends zu sitzen. Ich
möchte auf diese Weise gern Hansens Befürchtungen zerstreuen. Er ist
heute auch furchtbar erschrocken bei dem Blut.
Liegen mag ich nicht länger, denn erstens ist es mir schon so rasend
überdrüssig, und zweitens bekomme ich einen instincliven Widerwillen gegen
das Bett, Alles, was nur an die Krankheit erinnert, verursacht mir einen
unsäglichen Abscheu; ich lasse die Luzka jeden Tag das Nett machen, wenn
auch nur auf einige Stunden, um nicht den Anblick des offenen Nettes
zu haben. Diese Kissen, diese Decke, dieses Unterbett, diese Symbole
der Ohnmacht und des Leidens! Ich will endlich einmal von ihnen
frei sein.
Mich irritiren nur noch diese Medicinflaschen, ich will Hans bitten,
daß er sie irgendwo zum Teufel hinauswerfe. Warum soll es mir immer
vor den Augen stehen? Genug, daß mich der Husten würgt und die Brust
peinigt, der Symbole bedarf es nicht mehr.
Ich fürchte, ich habe an Amalie nicht geschickt genug geschrieben. Ich
lese den Brief noch einmal, und immer ist es mir, als müßte sie Alles er-
rathen. Schließlich wenn ich auch schreiben würde, daß ich etwas unwohl
bin, wie sollte ich es schreiben — Wozu? Weiß ich denn selbst, was mir
fehlt? Husten, Entkräftung — das sind doch noch gar keine Krankheiten;

es ist eigentlich eine Schande, zu bekennen, das; man zu Vett liegt. Ach, ein Teufelszeug ist in dich gefahren und bohrt und bohrt, und du hältst aus, anner Junge, bis es wieder hinausfährt.
Ist das nicht eine dumme Situation?
5. März.
Mein Hänschen hat irgend einen großen Kummer. Ich kauu es «icht herausbringen, was das wohl sein mag. Wenn ihm Jemand gestorben oder krank geworden wäre, hätte er es mir doch gesagt, aber ans meine dringenden Fragen und Bitten will er Nichts fagen. Er streitet es sogar ab und versichert mir fieberhaft, daß ihn. Nichts ist — aber er kann mich nicht täufchen. Ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht merken sollte, in welcher Stimmung er ist.
Gestern Abend kam er blaß und schrecklich verändert zurück. Als er mich begrüßte, sah ich, wie er zitterte, auch das fiel mir auf, daß er sich große Mühe gab, sich zu beherrschen und sich Nichts merken zu lassen. Abendbrot aß er garnicht, uud dann setzte er sich, anstatt wie gewöhnlich zu einem Buche zu greifen, auf mein- Bett und begann mit Thränen in den Augen nur Nichts dir Nichts mich zu küssen und nu sein Herz zu drücken wie nie vorher. Ich war erstaunt und erschrocken über diesen seltsamen Ausbruch seiner Leidenschaft. Da ich wußte, daß es ihm Erleichterung bringen könnte, wenn er sich mir anvertraute, fragte ich ihn gerade heraus, was ihm fei. Er wurde noch mehr verwirrt, uud ich fah, daß es ihm schwer wurde, seinen Schmerz zu offenbaren. Ich drängte immer mehr, er kam immer tiefer hinein, er stotterte, wnrde verlegen, wurde auf sich selbst wüthend; schließlich lief er, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne auch nur ordentlich den Mantel anzuziehen, aus dem Zimmer. Ich sah, daß ihm meine Fragen das Unangenehmste waren, und doch ließ er mich durchaus keine Reizbarkeit merken, wie das sonst in solchen Fällen war; im Gegentheil, immer wieder kam er an mein Nett heran, drückte meinen Kopf an seine Brust, küßte mich auf die Stirn, war mit einem Worte gerührt wie nie.
Obgleich ich in ungeheuerer Unruhe um ihu war und ihm um jeden Preis fein Geheimniß aus der Brust reißen wollte, beschloß ich doch, ihn nach Nichts mehr zu fragen und zu thun, als ob ich Nichts sähe.
Als er nach einer halben Stunde wiederkam, waren seine Augen geröthet, als ob er geweint hätte. Er geweint! Bei ihm eine unerhörte Sache! Ein ungeheures Weh erfaßte mich. Ich ließ ihu neben mir auf dein Nett sitzen, gab mir Mühe, ruhig zu sein, und begann ein Gespräch über unsere geplante Studienreise in's Ausland. Sein Gesicht verzerrte sich, jedes meiner Worte folterte ihn, und doch mühte er sich mit Anstrengung, das Thema festzuhalten, und wollte mir, ich weist nicht warnm, fieberhaft versichern, daß wir bestimmt reisen.
Und als ich unwillkürlich eine Handbewegung machte und sagte: Ei,

wer kann wissen, was kommt, drängten sich ihm wieder Thronen in die
Augen, nnd er küßte plötzlich meine Hand.
Ich ward starr, das war schon etwas Anormales, Krankhaftes. Im
ersten Augenblick glaubte ich, er habe den Verstand verloren, und stellte ihm
in der Angst die Frage, ob er sich etwa krank fühle. Er sagte, er habe
Fieberschauer und fühle sich seit heute Morgen nicht wohl. Er begann mir
eifrig zu versichern, daß alle seine Sonderbarkeiten nur die Folge seines
Unwohlseins wären, und daß er morgen schon in Ordnung sein würde,
lind er freute sich, so über seine Krankheit, er redete sich sie so ein, als
gälte es die größten Schätze.
Vielleicht ist er wirklich krank? In der Nacht hat er nicht geschlafen,
denn ich habe gehört, wie er sich von einer Seite auf die andere drehte,
heute stand er auf wie vom Kreuz genommen und spricht kein Wort. Nur
gegen mich ist er gefühlvoll, fürsorglich geworden — bis zum Uebermnß.
Was ist das? Was ist ihm geschehen? Ich weiß Nichts. Heute will
ich meine Frage erneuern, denn dieser Mangel von Vertrauen von seiner
Seite macht mich schließlich reizbar. Eins vermuthe ich: Vielleicht hat er
für die Abhandlung, die er geschrieben hat, nicht den Preis erhalten.
Aber er würde doch aus einem solchen Grunde sich nicht in Thronen auf-
lösen. Er ist schließlich zu stolz dazu.
Ich schlage mich mit meinen Gedanken und kann Nichts ausdenken.

6. März.

Eine unerklärbare Angst bedrückt meiue Seele. Ich weiß nicht, warum,
aber ich fühle mich am Vorabend eines Unglücks. Was geschehen soll,
begreife ich nicht, aber es wird Etwas geschehen.
Vielleicht stimmt mich die Nacht und die Einsamkeit so düster — ich
weiß es nicht, vielleicht — aber ich habe eine entsetzliche Angst. Ter ganze
heutige Tag ist unsagbar traurig, geradezu in «irchhofs-Nuhe dahin ge-
gangen. Sogar Sophies gewöhnliche Lustigkeit hat Haus mit feiner tragi-
schen Miene niedergehalten. Du lieber Gott, was ist ihm? Nie habe ich
ihn so gesehen. Vermuthungen, die ich nicht beschreiben kann, drängen sich
mir hartnäckig auf.
Ich habe foanr schon Furcht, zu fragen . . .

7. März.

In welchem Grade unser Geist von den verschiedenen äußeren Um-
ständen abhängig ist, beweist mir am besten ineine gestrige Notiz in meinein
Tagebuch. Ich habe sie Zlbeuds niedergeschrieben, im Fieber, wo meine
trankhafte überreizte Phantasie die sonderbarsten Vorstellungen bildet- Den
Geist verschleiert gewissermaßen ein schwarzes Tuch, das Alles schwarz färbt,
und wenn sich auch der Mensch Mühe giebt, einen solchen Anfall von
Melancholie abzuschütteln, sind doch alle seine Vemühungen unnütz. Man
fühlt sogar die ganze Abnormität eines solchen Zustnndö und kann doch aus

dein Vaunkreise nicht heraus, denn auch dieses Selbstbewußtsein nimmt
einen anormalen ungesunden Charakter an.
Oder verliert etwa, weil ich weih, daß ich traurig bin, meine Traurig-
keit auch nur das Geringste an Stärke? Keineswegs. Man verfällt nur
in einen ewigen Zirkel ohne Ausgang, und schließlich schwingt sich die ganze
Logik des Geistes zu der Sentenz auf: Ich bin traurig, weil ich traurig bin.
Aber heut habe ich keineswegs die Absicht, eine Abhandlung über die
Traurigkeit zu schreiben. Im Gegentheil, ich bin vom frühen Morgen an
in der goldigsten Laune. Der Glanz der Sonne erheitert so die ganze
Physiognomie der Welt, daß diese Heiterkeit bald zu viel wird für meine
Seele. Es ist, als drängt sich dieses Sonnenlicht bis in die tiefsten
Schlupfwinkel des Gehirns, nnd es giebt schlechthin auch nickt ein kleinstes
Winkelchen, das nicht durch das Prisma dieses Glanzes die Welt anschaute.
Einzig und allein Hano macht eine Ausnahme in dieser allgemeinen
Heiterkeit. Er Hot stets eine solche Todtengräbermiene, als ob er die eine
Hälfte der Welt begraben nud die andere unter die Erde bringen wollte.
Er muß behert sein.
Ten Doctor habe ich heut übertrieben höflich empfangen, ich wollte
ihm dadurch Abbitte leisten für meine unpassenden Ausfälle von Freitag.
Wir haben uns mit solcher Nühruug die Hand geschüttelt, daß uns die
Gelenke krachten, und ich sah, daß er ziemlich befriedigt von mir ging.
Er ist eine durch und durch brave Natur, viel zu brav für einen Arzt.
Er leidet mit, anstatt zn rächen, und das ist wahrhaftig weniger nöthig.

8. März.

Ich bin ein wenig beunruhigt um Sophie; obwohl sie es versprochen
hatte, ist sie gestern gnrnicbt gekommen. Ich bat Hans, Abends zn ibr
zu gehen und sich zu erkundigen, was vorgefallen ist, aber er gestand mir
ein, daß er eben von dort komme. Die Arme hat zwei Stunden ver-
loren, wenn auch schlechter bezahlte, nnd das hat sie so sehr gekränkt; und
um mir mit ihrem Kummer keinen Schmerz zu bereiten, zog sie es vor,
allein zn bleiben mit ihrer Traurigkeit, da sie nicht die Kraft fühlte, sie
vor mir zu verbergen. Sie war Hans dankbar für seinen Vefuch und
bat ihn, mich auf die ungünstige Nachricht vorzubereiten.
So hat mir Hans gesagt. Ich fühle aber, daß sie mir Etwas ver-
bergen. Das paßt Alles so furchtbar fchlecht zu Sophies Eharakter. Ich
wollte nicht sageu, daß der Verlust zweier Ttuudeu sie nicht betrüben
konnte, aber, woher auch diese sonderbare Vesorgniß um mich? Um mich
nicht zn kränken? Wozu haben sie's mir dann gesagt? Und dann, wie
käme Sophie zn einer so ungewöhnlichen Reflerion? Sie bat mir stets
ihr Mißgeschick oder ihr Glück mitgetheilt. War es auch noch so winzig,
sie hatte das instinetive Bedürfnis;, Alles mit mir zn theileu, bnuptsäcklicl,,
damit ich ihr Muth einflöße, >^u ihrem harmlosen Wesen achtete sie
^

narnicht darauf, nue ich diese oder jene Unannehmlichkeit aufnehme, die
schließlich immer außerordentlich war. Und hier mit einem Male sollte
sie so viel Geschichten machen! Und wie naiv sie noch ist! Wenn das
wahr ist mit den Stunden, glanbt sie wirklich, daß mich eine solche Nach-
richt so furchtbar erschrecken kann? Wird sie weniger haben, so kann ich
doch mehr haben, und die Kunst, zu theilen, besitzen wir ja schon lange.
Das Schlimmste ist natürlich, daß ich elender Mensch jetzt garnickt
helfen kann. Ach, diese Krankheit, diese Krankheit! Sie wächst mir schon
Zum Halse hinaus. Seit einer Woche sind alle Ausgaben auf Hansens
und Sophiens Kopf. Wenn das so fortgeht, werde ich in's Krankenhaus
müssen. Sie wollen davon Nichts wissen — ja, aber ich kann sie doch
nicht ausbeuten.

9. März.

Es geht um mich etwas Merkwürdiges, Unbegreifliches vor. Sopbie
kam gestern so blaß zu mir, so schrecklich verändert, al5 hätte sie die
schwerste Krankheit durchgemacht. Dann verfiel sie einige Mal in einen
Weinkrampf, und erst nach vielen Bemühungen glückte es Hans, sie zn
beruhigen. Sie sollte bis znm Abend hierbleiben, ging aber schon
vor sechs.

Ich lag wie dumm da, verstand Nichts und fürchtete mich, zu fragen.
Und wie znm Trotz wurde mir gegen Abend noch schlimmer, manchmal
verfiel ich in eine gänzliche Erstarrnng, was ihn noch mehr erregte. '
So kann es nicht länger bleiben. Morgen frage ich sie in's Gesicht,
was sie vor mir verbergen, denn ich ahne ein entsetzliches Unglück. Und
es ist mir schon lieber, ich weiß Alles, denn so kann man wahnsinnig
werden. Und wozu kommt Ämalie nach Warschau? Sophie hat doch
ganz deutlich gesagt, man könne aus ihrem Brief schließen, daß sie diese
Absicht habe. Was bedeutet das wieder, sollte sie ihre Stelle verloren
haben? Ja, aber, wie soll das Alles werden? Ich krank, sie ohne
Stellung, Sophie verliert ihre Stunden, — denn es muß wahr sein, wenn
sie jetzt viele Stunden bei mir wird sitzen können; — was werden wir
anfangen? Sie kennt offenbar unsere Lage nicht — natürlich, sie weiß
narnichts, da wir ihr Nichts über die Krankheit geschrieben haben, und
darum entschließt sie sich zu einem solchen Schritt.

Ich mag schon garnicht daran denken, ich bin krank, kann jetzt das
Leben nicht bestimmen, nnd ich fürchte mich fo vor dem Morgen.

11. März.

Es soll also so schlecht mit mir stehen, daß sie meinen Tod für fehl
möglich halten? Was das gestern war, w/is, ich nickt. Ein entsetz-
licher Traum, eine Phantasie — ich weiß es nicht.

Und warum hielten sie das für das Ende? Denn ich habe gebort,
ganz deutlich gehört, wie Eins von ihnen Beiden rief: „Er stirbt!" —

.^

Sie haben also so Etwas erwartet? . . . Und weshalb? Weshalb? Wenn
es wirklich so ist, warum weiß ich Nichts dcwon?
Ich kann meine eigenen Gedanken nicht festhalten. Tas von gestern
hat mich ganz aus der Ordnung gebracht.
Es giebt keine Tiefe, die nicht verschwände vor dem Bodenlosen . . .
Ich schwebe jetzt über . . .
Ja, es war ein entsetzlicher Tag. Vis an's Ende meines Lebens
werde ich ihn nicht vergessen.
Ich erwachte wie gewöhnlich in guter Laune, und die Frühstückszeit
ging unter Plaudern hin. Beim Thee scherzte ich ganz ruhig über Hans
und seine Gewandtheit im Theeeinschenken. Erst die Cigarette machte mir
den Garans. Ein leichtes Verschlucken beim Rauchen rief einen schreck-
lichen Hustenanfall hervor, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht ge-
habt oder gehört habe. Es ist sogar schwer, ein Wort zn finden, um
auszudrücken, was es war: Geradezu eine Höllenmusik der ganzen Brust,
aller Eingeweide, ein Heulen, ein Quieken, ein Röcheln, ein Schnarchen,
die ganze Seala fchrecklicher Stöhnlante — Alles — nur kein mensch-
licher Ton.
Es gab Augenblicke, wo ich aufmerksam horchte auf diese seltsamen
Töne, um zu erforschen, wo sie herkommen, denn ich konnte selbst nicht er-
kennen, daß meine Lunge dieses Stöhnen hervorbrachte. Ich flog am
ganzen Körper so furchtbar, daß Hans im ersten Augenblick glaubte, ich
hätte Krämpfe. Manchmal griff ich instinctiv mit beiden Händen nach meiner
Brust, blos in dem Angstgefühl, sie könnte mir bersten. In solcher Qnal
ging eine halbe Stunde hiu. Ich wurde so schwach, daß mich Hans selbst
in's Kissen betten und mir die Arznei in den Mund gießen mußte. Wie
ein Todter lag ich da, nnd nur ein leichtes Röcheln zeugte davon, daß ich
mir mit diesem Husten nicht die Seele ausgehustet hatte. Ter arme Hans
war vielleicht noch mehr entsetzt als ich. Ich sah, daß er bisweilen ganz
den >iopf verloren hatte. Er verbrühte mir mit dein leichten Thee den
Mund, goß mir kölnisches Wasser in die Arznei, warf die Stühle um.
machte mit eiuem Wort die Lage drei Mal fo schlimm.
Allmählich beruhigte ich mich, nnd Alles kehrte wieder zn der alten
Ordnung zurück.
Tie Zeit verging, ich fühlte mich bei Weitem besser, nur in der Brust
blieb ein scharfer fressender Schmerz zurück. Eine schwere Apathie hatte
mich erfaßt; ich dachte buchstäblich an Nichts nnd war ganz und gar in
die Betrachtung über die Zeichnung meiner Zimmerdecke versunken. Wir
bewahrten Beide tiefes Schweigen. Bon Zeit zu Zeit fühlte ich, wie sich
Hans über ineinen >topf neigte, er wollte wissen, ob ich schlafe. Sofort
fchloß ich die Augen, weil ich fürchtete, er könnte noch Etwas fragen. Ich
wollte die Apathie nicht abschütteln. Ich schlummerte fast, fo kam der
Mittag heran. Ta begann ich wirklich zu schlummern mit halb offenen

Augen, plötzlich weckt »»ich das brachen der geöffneten Thür vollständig.
Sophie ist's.
Sie stürzt wie gewöhnlich mit Lärmen in's Zimmer, ganz roth vor
Frost, stampft ohne Umstände mit den Füßen und beginnt fchon an der
Schwelle hastig zu sprechen. Ich sehe, daß sie das frische Wesen heuchelt
und sich Mühe giebt, heiter zu erscheinen.
Ein energisches Pst gebietet ihr auf der Stelle Halt. Hans giebt ihr
mit dem Kopf, mit Händen und Füßen die erste Aufklärung über das, was
vorgefallen ist.
Augenblicklich tritt eine Veränderung ein. Sophie bleibt wie an-
gewurzelt stehen und läßt ihre erschrockenen Augen bald über mich, bald
über Haus hinschweifen. Ich gebe endlich ein Lebenszeichen von nur und
wiederhole lächelnd: „Nichts, Nichts."
Wieder verändert sich die Situation. Wir weiden Alle lebendig,
sprechen Alle zusammen. Jeder was Anderes. In einen« Augenblick wird
es laut, beinahe lärmend, wir können uns gegenseitig nicht verstellen. Sophie
fragt, Hans überschreit sie in der Erzählung, er möchte in einem Athem
Alles schildern, mit den allerwinzigsten Einzelheiten, was ihm natürlich
nicht gelingt — ich widerspreche ihm, ich beruhige sie. der wahre Thurm
zu Babel. Sophie weiß selbst nicht, was sie machen soll, ob sie mich an-
lächeln, ob sie Hans zuhören soll. Sie macht Beides. Jeden Augenblick
malt sich in ihrem Gesicht ein anderer Eindruck, ich sehe, daß sie sich auf
keine Weise orientiren kann.
Da auf einmal hüstele ich auf. Nichts, es geht vorüber. Ich habe
ein wenig abgehustet. Ich spreche weiter, und Sophie beginnt nur nichts
Dir nichts mich zu küssen. Sie thun, als ob sie heiter wären, wir lachen
Alle, am lautesten ich . . .
Da hüstele ich zum zweiten Mal. Nichts, auch das geht vorüber.
Wir sind ungeheuer lustig. Mir will es nur immer scheinen, als spielen
sie Komödie. Aber nein — nur spielen gut. Sophie ist in ihrem Element
— sie rennt im Zimmer umher, klatscht mit den Händen und schließt nicht
einen Augenblick die Lippen, Es fällig ihr ein, daß sie Hans noch nicht
begrübt habe, ein neuer Grund zu allgemeiner großer Heiterkeit; sie be-
grüßen sich drei Mal gefühlvoller und herzlicher als gewöhnlich; ich weiß
nicht, warum — bald gefällt mir Alles das ungeheuer, obgleich ich ihnen
noch immer mißtraue. Es fehlt wenig, fo hätte ich vor lauter Freude los
gequietscht. Ich bin wie betrunken, fuchtele mit den Händen durch die Luft,
schüttele mich vor Lachen; — ich will ihnen was fageu . . . Sie hören
nicht. . .
Plötzlich hüstele ich wieder, ich huste auf . . . Nichts, es ist gut . ..
Nein ... ich fühle ein schreckliches Kitzeln im Hals, in der Nrnst eine
entsetzliche Leere,

Ich schlucke ein über das andere Mal meinen Speichel herunter. Es
hilft Nichts. Ich fühle die ganze Furiengual, die sich in meiner Brust
ansammelt. Aber ich muß mich überwinden; ich will ihnen etwas un-
geheuer Lustiges sagen — mein Gesicht hat schon halb und halb den Aus-
druck angenommen, um den Witz zu erzählen, die ganze Stellung meines
Körpers bereitet sich zu der ausdrucksvolleren Erläuteruug meiner Worte,-
schon . . . schon . . . soll mein Witz das Gehege meiner Zähne verlassen
... da würgt es mich . . . Nein — ich mnß mich überwinden, ich schließe
die Lippen, ich athme durch die Nase, nein — auch das hilft Nichts.
Das Blut strömt mir über den Kopf... glühend ... ich drücke mich
in das Kissen. Sie denken, daß ich mich vor Lachen Mittele, und ich würge
. . . Sophie's Silberstimmchen tönt durch das ganze Zimmer. Mir ist,
als hätte Alle Naserei erfaßt ... ich höre . . . Plötzlich geschieht etwas
Außerordentliches, ein gräßliches Pfeifen oder Heulen entringt sich meiner
Brnst, und ich verliere fast das Bewußtsein.
Ein ganzer wüthender Orkan, der in meiner Brust zusammengepreßt
war, bricht plötzlich aus. Ein Ningen beginnt. Ich heule förmlich. Der
Kopf scheint nur in Stücke zu fliegen; im Hirn fühle ich ein Feuer. In
meiner Lunge spielt die Luft wie der Wind durch die Wüste — eine Leere,
eine entsetzliche Leere, die nach Athem ringt, die nach Kühlung lechzt, eine
uuersättliche ... Ich wiude mich wie in Krämpfen; ich fühle selbst nicht
mehr, ich fühle nur den Abgrund, den ich in der Brust, im Leibe habe;
uur er ist da und treibt sein Spiel.
Endlich verschleiert ein Nebel meine Augen, ich sehe Nichts, ich ver-
sinke in eine tiefe ^luft, wo Alles roth, purpurn, granatcnfarbig ist und
schließlich schwarz, nnd . . . weiter weiß ich Nichts. . .
Eine Last sinkt nur auf die Brust, es faßt mich Etwas wie mit Fang-
armen, es hält mich über der Kluft, ich steige immer höher nnd höher —
immer Heller wird's, immer lichter. Und ... ich lebe, ich bin! Ich sehe
schon, ich höre sogar.
Die arme Sophie, vor Weinen geschüttelt, drückt mich krampfhaft.
Ich sehe die ganze Fülle ihrer hellen Haare ganz nabe an meiner Brust.
Erst weiß ich gar nicht, was geschehen ist. Nichts setzt mich in Erstaunen.
Ich lebe nur körperlich, physisch. Ich bewege mich durch Reflexbewegungen,
ich stammle Etwas . . . Es ist Alles ungeheuer natürlich. Sophie weint?
Es muß wohl so sein. Hans kniet und reibt mir die Beine. Auch das
muß wohl seiu. Es ist Alles sehr gut, uur mir begiuut Etwas zu feblen.
Ich fühle im Gesicht eine wahnsinnige Gluth, meiu Kopf wächst,
wächst . . . uud birst für eiueu Augenblick . . . Luft . . . Luft, ich
ersticke.
Ich werfe mich hin und her, um die Last abzuschütteln, die sich auf
meine Brust legt, und sinke ohnmächtig in die Kissen zurück ... Ein ent-
setzlicher Schrei: „Er stirbt, er stirbt," dringt mir in's Gehirn. Ich fange

an, daran zu glauben, ohne es klar zu begreifen; gleichzeitig zerre ich mit gewaltsamen Vewegungen Alles von mir herunter, zerreiße das Hemd, grabe meine Nägel in meinen Körper ein... Luft .., ^uft... Ich schwelle au . . . Ich ersticke . .. Endlich! Aaa ... ich athme! Thränen rinnen mir von deu Wangen; ich weif, selbst nicht, wo sie herkommen. Ich fange an, fast daran zu glauben, daß ich sterbe, ich spreche etwas Furchtbarem, ohne Zusammenhang, die Lippen zittern mir unerhört.

Ah, jetzt begreife ich Alles fehr gut. Ja, ich sterbe. Aber nein. ^ Das ist Sovhie. — Warum weint sie? Nun, ich sterbe doch; es ist doch sehr natürlich, das; sie weint. Aber es ist 'Nichts. — Was? — Furchtbar hell. —

Wozu ist hier der Haken in der Decke eingeschlagen, wenn keine Hängelampe da ist? Ei Dummheit. — Hm . . . Was wollte ich nur? Ich wollte doch Etwas. Ah! Sophie! — Ich sterbe also. Ja, es ist wahr, ich sterbe. — Nun heißt es Abschied nehmen. Gut also. . . Nachher . . . Etwas später, ich sterbe doch — der Haken? ... Ja ... gut .. .

Tausend Gedanken Hetzen, drängen sich in meinem Kopf. Vor meinen Augen hufcheu Bilder mit unerhörter Schnelligkeit vorüber. Mitten im Gedanken habe ich seinen Anfang vergessen. Alles reißt ab und verwirrt sich. Alles erscheint in blitzartiger Pelenchtung. Nicht einen Augenblick zweifle ich, daß ich sterbe. Ich habe es blos nicht bald begriffen. Immer habe ich erwartet, daß es noch einen Augenblick, noch einen . . , noch einen . . . Jetzt verstehe ich Alles genau. Ein Vorhang, der mir den Nlick verschleiert, soll jede Secunde, jeden Augenblick sinken . . . Und dann wird Alles gut sein, dann wird Alles klar sein, dann kommt eine Harmonie . . . etwas Außerordentliches, Unbekanntes . . . das Ende . . .

Wie lange das gedauert hat, weiß ich nicht. Die Thränen flössen mir von selbst über das Gesicht. Allmählich kam eine entsetzliche uferlose Sehnsucht über mich. Meine Lippen zitterten immer mehr; ich will was sagen. Die gewürgte Kehle läßt keinen Ton hindurch. Ich nthme immer schneller und fange an zu schlucken.

Und jetzt weiß ich schon, daß ich weine. Schließlich weine ich nicht allein: Sophie schluckt nervös, Hans zitterte, Thränen in der Stimme. Er kann kein Wort sprechen. Ich fühle mich umgeben von Liebe ^ sie bedauern mich, sie fühlen mit mir . . .

Eine immer wachsende Rührung erfaßt mich; das Schluchzen geht in ein stilles, herzliches Weinen über, und ich fange an zu klagen wie ein kleines Kind, dem ein Unrecht geschieht. Mitleid mit mir selbst erfaßt mich, eiu stilles ruhiges Leid erfüllt «nein Herz.

Es ist mir schwer, furchtbar schwer zu Muthe. Ich bin so arm . . . so elend . . . Ich habe keine Mutter . . . Niemanden... Ich bin allein, verwaist, uud nun soll ich sterben, wie ein Veltler, verlassen, unglücklich . . . iD Mutter, Mutter! Ich weine still für mich hin, nicht ich, meine ganze

Seele weint, ich denke nicht an den Tod, an Sophie, an Hans — an Nichts. Nur ich selbst thue mir leid. Ich Kampfe und wickle mich zu einem kleinen Knäuel auf meinem Bette zusammen, weil ich glaube, je kleiner ich sein werde, desto mehr Recht zur Klage werde ich haben.

Ich bin so klein, so winzig, so arm, so elend wie eine kleine hungrige, mutterlose geschlagene Waise, wer wird da nicht weinen? Allmählich, allmählich beruhige ich mich ein wenig. Mit den Thränen strömen auch meine Schmerzen und meine Nührung fort. Mild und zart beginne ich mich selbst zu beruhigen, ich suche' in meinen Tiefen die zärtlichsten, die überzeugendsten Worte. Ich behandle mich wie ein Kind, gebe mir felbst die schmeichelndsten Kosenamen und mache mir zarte Vorwürfe wegen der Schwäche, der ich erlegen bin. Mit dem kleinsten Wörtchen fürchte ich meine Eigenliebe zu kränken, um mich nicht selbst zu beleidigen.

Nim still, Kindchen, still, still. Es ist Dir ja doch nichts Schlimmes geschehen. Pfui... schäme Dich doch nur zu weiuen wie ein kleines Kind. Du bist schon ein Mann . . . Dir ist schwer zn Muthe? O, ich weiß, daß Dir schwer zu Muthe ist, aber wozu weinen? Es ist nicht hübsch, wahrhaftig, es ist nicht hübsch, sich so zu verweichlichen. Siehst Dn? Sie werden Dich auslachen, siehst Du, siehst Du, habe ich'ö nicht gesagt? Es ist häßlich; ich werde glauben. Du bist ein altes Weib und Du willst doch kein altes Weib sein, nicht wahr, sag'. Du willst doch nicht. Siehst Du, nun sei schon ruhig . . . ruhig!

So sprach ich unaufhörlich mit mir selber. Ich ertheile mir Absolution für diesen Ausbruch von Kindlichkeit und lasse mir das Wort geben, daß es nicht mehr vorkommen soll.

Natürlich wird es nicht mehr vorkommen. Es war ja doch nur ein Augeublickchen Ueberreizung, weiter Nichts, und jetzt ist schon Alles vorüber. Nicht wahr, es ist vorüber? Natürlich. Na, und jetzt heißt es wieder gut machen, was man angerichtet hat. Siehst Du, Sophie weint, Hans ist bleich wie ein Gespenst; das hast Dn Alles angerichtet. Ah . . . schäme Dich! . . . Heut weint sie, aber was soll morgen sein? Du hast Dich blos lächerlich gemacht. Du bist ja doch nicht gestorben, obgleich es so aussah, als ob Du dem Tod entgegen gingst. Siehst Du, was Du noch für ein Närrchen bist? Dn hast Dich anf's Glatteis führen lassen! . . . und ich schäme mich ungeheuer dieser augenblicklichen Schwäche. Die letzten Spuren der Nührung schwinden vollständig. Ich spreche nicht mehr mit mir selber, ich denke zusammenhangend. Mein Weinen erscheint mir so kindisch, so unsinnig, geradezu lächerlich, daß ich nicht weiß, ums ich machen soll, um in ihrem Geist die Erinnerung nn diese mich compromittirende Scenc zu verwischen. Nie, nie habe ich eine solche Erregung gefunden. Da trat eine mächtige Neaction ein.

Büfe, geärgert, gereizt, drehe ich mein Gesicht der Wand zu und überließ sie sich selbst. Mögen sie denken, was sie wollen, mögen sie gar

denken, das; ich sterbe. Es ist sogar besser, daß sie das denken, das wird
mich wenigstens rechtfertigen.
Und ich lag so da bis zum Abend, ohne ein Wort von mir zu geben.
Was sie gemacht haben, weift ich nicht. Sophie hörte ich weinen. Endlich
begannen sie Nath zu halten, wer Staretzki holen soll. Schließlich ging
Sophie, kam aber bald zurück, ohne ihn getroffen zu haben. Immer wieder
kam sie auf den Zehen zu mir heran, um nachzusehen, was ich mache,
aber ich that immer so, als ob ich schlief. Endlich schlief ick wirklich ein.
Während ick schlief, muß Staretzki dagewesen sein, denn ich habe eine
neue Arznei, die ich schon in der Nacht einnehmen mußte.
Heut thue ich so, als ob ich Nichts mebr wüßte, sie sprechen auch
kein Wort darüber. Wir sind Alle wie nach dein Begräbniß eines Menschen.
Wir sprechen sogar mit leiser Stimme.
Wenn sie wüßten, wenn sie wüßten, was für eine Entdeckung ich
ihnen verdanke! Ich weiß nicht, ob es wahr ist, ich weiß es nicht, ob es
verlohnt, darüber nachzudenken, aber ich mnß schon denken.
Sie haben mir den Keim des Todes iu's Hirn gelegt, und ich fühle,
wie es trotz der beständigen Betäubung wächst und wächst. Seit gestern
bangt der Tod über mir, jagt mir den Schlaf von den Wimpern. Mein
Alp und meine beständige Bedrückung, jeder Gedanke setzt bei ihm ein,
jeder endet mit ihm — und rings umher fühlte ich Tod, Tod und
Nichts als Tod.

12. März.

Eine hübfche Ieremiade habe ich mir gestern losgelassen, das muß
ich sagen! Daß ich auch nur wenige Stunden an solche Dummheiten
denken konnte! Uebrigens ist es lein Wuuder nach einer durchwachten
Nacht, nach einem so wonnevollen Vorgestern hätte man sich sogar vor
Melancholie anfhängen können, warum sollte man nicht vom Tod phantasiren.
Es ist schrecklich zu denken, daß ein Ding wie die Schlaflosigkeit mit
einem Menschen solche Thorheiten fertig bringt.
Der braue, liebe Doctor hat am besten zu meiner Beruhigung ge-
wirkt. Als ich ihm von seinen schwarzen Vermuthungen sprach (ich habe
absichtlich ein Vischen übertrieben), lachte er mich so herzlich, so aufrichtig
aus, daß ich ihn beinahe dafür umarmte. Wie sympathisch sein Lachen ist.
Etwas so kindlich Naives liegt in diesem Lachen, daß man mitlachen muß.
Und ich glaube auch, ja, ich glaube, und ich habe nicht die geringste Ab-
sicht, mich auf's Glatteis führen zu lassen.

13. März.

Die wahnsinnigsten Einfälle kommen mir. Die Maschine meines
Gehirns arbeitet so, daß ich meine Gedanken nahezu fühle. Manchmal
komme ich dem Wahnsinn nahe, in meiner Lage ist eine so plötzliche
Aenderung eingetreten, daß ich aus dem gewohnten Kreise des Denkens
hinausgeworfen bin.

Ja — natürlich, ich bin krank, ernstlich krank, schwer vielleicht, sogar
gefährlich krank. Ja . . . natürlich, ich muß zugeben, ja, . . . aber . . .
Vor Allem, was ist es für eine Krankheit? Ich begreife Typhus,
Tiphtheritis, Gehirnentzündung — das sind Krankheiten, an denen man
auch sterben kann, aber ich leide an keiner von ihnen, empfinde außer dem
Schmerz in der Brust fast gar keine Leiden, und trotzdem verliere ich be-
ständig Kräfte und fühle meine Augen ermatten. Gott, o, Gott, wie sehe
ich aus! Nur ein Skelett, mit Haut überzogen.
Es giebt eine sonderbare Krankheit, die man die Auszehrung nennt,
— sollte es diese etwa sein? Der ungeschickte Staretzki kann oder will
mir darüber Nichts sagen. Seit drei Wochen höre ich bestäudig ein und
dieselbe Versicherung, daß die „Neconualescenz" schrecklich langsam fort-
schreite, daß der Kräfteverlust zu groß gewesen ist, daß aber die Gefahr
fchon vorüber ist. Es war also Gefahr! u. f. w. u. s. w. Die dümmste
Phrase von der Welt, ohne Inhalt, schließlich auch lügenhast. Ich redete
mir ein, wie einem Kinde, ich sei schon auf dem Wege zur vollkommenen
Genesung, indessen erlösche ich langsam.
So kann es nicht länger dauern, ich muß endlich die ganze Wahrheit
wissen. Wenn das wirklich mit dem Tode enden soll, so will ich wenigstens
wissen, daß ich sterbe. Ha, ha, das ändert wenigstens die ganze Sache
ein wenig. Es ist doch ein Unterschied zwischen „ich soll leben, und ich
soll sterben". Ich bin doch keine Wanze, die man, ohne „Pardon" zu
sagen, mit dem ersten besten Pantoffel in jene Welt hinüberschickt.
Mein Kopf entwirft die phantastischsten Pläne, und alle gehen auf das-
selbe Ziel: Ein für alle Mal eiu Ende zu mache», ein für alle Mal die
ganze Wahrheit kennen. An Staretzki denke ich gar nicht; ich glaube kein
Wort, das er spricht. Ich will den ersten besten Arzt kommen lassen, die
erste beste Fabel ersinnen und werde schließlich herausbekommen, was ich
zu wissen wünsche. 5D, ich werde Kraft genug haben, mein Todesurtheil
mit anzuhöreu. Ich habe meinen Veruf verfehlt; ich hätte Schauspieler
werden sollen.
14. März.
Schwindsucht, wer hat mir gesagt, daß ich die Schwindsucht habe?
Niemand, und doch warum verfolgt mich der Gedanke feit gestern? Warm»
kann ich keinen Augenblick mehr Nuhe haben. Tiefe langwierige Krankheit
hat alle meine Sinne geschärft, meine Nerven verfeinert. Ich finde so
kleine Einzelheiten, denen ich früher gar keine Aufmerksamkeit geschenkt habe,
jetzt wächst jeder Eindruck, steigert sich, umspannt mich in einem immer
größeren Umfange, bis er mich schließlich ganz verschlingt. Es folgt eine
unendliche Reihe von Forschungen und Erklärungen, bis sich aus der gering-
fügigsten Sache eine Verfolgungsidee bildet.
So war es auch gestern. Wir tranken ganz ruhig unseren Thee und
sprachen recht ungezwungen. Hans faß wie gewöhnlich ganz nahe an

Ver Cod. ^
meinem Bett vor einem Tischchen, das er an die Kissen gerückt hatte.
Das volle Licht der Lampe siel gerade ans sein Gesicht, und so entging
meiner Aufmerksamkeit nicht das leiseste Zittern seiner Züge. Und ich
beobachtete so gern in seinen Zügen, denn diese grundehrliche Seele ist
keiner Heuchelei fähig, käme sie auch aus den edelsten Beweggründen.
So habe ich auch gestern in seinen Zügen gelesen, und ich habe es ent-
ziffert. Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam, das; er den Nest Thee,
der im Glase geblieben war, für mich trinken sollte, das Unglück wollte,
das; ich ihm gleichzeitig in's Gesicht sah, ich bemerkte eine Beunruhigung,
das frappirte mich. Ich begann zu drängen, zu bitten, zuzureden —
Alles umsonst, Hans lehnte freundlich, aber entschieden ab. Das sehte
mich immer mehr in Erstaunen. Ich weiß, daß er Thee leidenschaftlich
gern trinkt, das; er manchmal in einem Zuge fünf Glas leert, und gestern
hatten wir erst zwei getrunken. Der leichte Schatten eines unbestimmten
Verdachtes huschte mir durch den Kopf. Ich bestand um so mehr darauf.
Hans veränderte sich ganz, wurde bald blaß, bald roth und mußte schließ-
lich nachgeben. Er nannte mich eine Vogelscheuche, einen hartnäckigen Satan,
einen Kindskopf, dessen Launen er ertragen müsse, schließlich aber trank er
einLüffelcken nach dem andern. Ich sah, wie er sich anstrengen mußte, der Thee
wollte gar nickt über die Lippen, und doch trank er unaufhörlich, langsam,
mit minutenlangen Pausen zwischen einem Löffelchen nnd dein andern.
Meine Laune war erfüllt. Ich wurde auf einmal ruhig. Erschöpft
ließ ich mich auf die Kissen nieder und kehrte mein Gesicht der Wand zu.
Auf der gegenüberliegenden Wand zeichnete sich deutlich Hansens Schatten
ab, gedankenlos heftete ich den Blick auf diesen Schatten und studirte
apathisch seine Bewegungen.
So vergingen zehn Minuten. Auf einmal nahm der Schatten seines
Kopfes die Form des vollen Profils an, uud dieses Profil sah mich an.
Ich forschte immer nufmerkfamer. Wieder huschte die Ahnnng eines Ver-
dachtes durch meinen Kopf. Und er sah lange forschend hin, als wollte er
erfahren, was ich mache. Dann hob seine Hand ganz leise ohne das
geringste Geräusch das Glas mit meinem unglückseligen Thee, der Schatten
gab alle seine Bewegungen wie ein Spiegel wieder. Das Profil war be-
ständig mir zugekehrt.
Wieder vergingen einige Minuten. Dieser Blick, der auf mich ge-
richtet war, lähmte mich und raubte mir den Athem, ich konnte meinen
Blick nicht mehr von der Wand losreißen.
Auf einmal bewegt sich die rechte Hand des Schattens wieder, hält
eine viertel Secunde, und ... der ganze Inhalt des Glases war ans dem
Brett des Samowars.
In einem Augenblick saß ich aufrecht in: Bett.
Das verwirrte, erfchrockene Gesicht Hanfeus war eine klare Illustration
des Geschehenen. Die Gedanken hüpften mir förmlich im Kopf: „Ich

habe die Schwindsucht . , . ja, ich habe die Schwindsucht, und er fürchtet
sich vor der Ansteckung." Dieser Gedanke ergriff in einer Secunde meinen
Geist. Ich zitterte am ganzen Körper. Hans erstarrte vollends.
„Was ist Dir? . . . Was ist Dir?"
„Nichts, aber wo ist mein Thee? Ach ja, Tn hast ihn ja ausgetrunken.
Ja, ja ... ich habe ja Deinen Schatten an der Wand gesehen; wie komisch
Du Thee trinkst! Ich habe gesehen an der Wand ... Du hast so komisch
die Hand in die Höh? gehoben, an den Mund geführt. Dann hast Du den
Kopf zurückgeworfen, sieh so . .. so . . . Siehst Dil? . . .Dann ein Schluck
. . . und Alles ging in den Mund hinein. Gerade so als ob Du Dir
den Mund spültest . . . Wahrhaftig . . . wahrhaftig."
Hans war vollkommen von Sinnen, er wußte selbst nicht, ob er mir
glauben solle oder nicht. Aber ich schilderte seine vermeintlichen Bewegungen
so malerisch, wandte mich und gesticulirte so, das; ich, ich weiß garnicht
wen hätte irreführen können. Eine sonderbare Begier, mich an ihm zn rächen,
ihn zu quälen, erfaßte mich ganz. Ich wollte ihn durch die Ungewißheit
peinigen. Ich sprach schnell, nervös unaufhörlich immer uon derselben Sache,
immer vom Thee, jeden Augenblick in einem anderen Sinne. Bald ver-
sicherte ich ihm, ich habe das Glas an seineu Lippen gesehen, bald richtete
ich die Augen auf das Brett, auf dem mein Thee hin- und herfloß.
Hans wußte nicht, was er sagen, was er machen sollte. Bald lachte
er über meine Bewegungen nnd versuchte, mir zu glauben, bald wurde er
wieder ganz roth und verwirrt bei jedem Wörtchen, das ich absichtlich ein-
fließen ließ.
Er that mir nicht im Mindesten leid, denn ich litt selbst entsetzlich.
Ich schwätzte beständig wie eine Maschine, fast ohne Athen: und suchte
fast instinctiu darin ein Mittel, einen Streich abzuwehren, der, ich fühlte
es fchon, über meinem Kopfe hing/
Bon ihm ließ ich kein Auge, der Schweiß trat ihm auf die Stirn.
Er litt sehr! . . . Aber ich? aber ich? . . .
Endlich hatte ich genug. Ich warf mich auf die Kissen, ich'war auf's
Aeußerste erschöpft. Ich studirte nicht mehr den Schatten, ich dachte nicht
mehr nn den Thee und an Hans; eine neue Idee drängte sich in mein
Hirn und mußte verdaut werden.
Die Verdauung währte den ganzen Abend, die Nacht, heute schon den
ganzen Tag, und noch kann ich mich an sie nicht gewöhnen.
Es ist also nur die Schwindsucht? Nur die Schwindsucht? Und
weiter Nichts, weiter Nichts? Sich Einer wie wenig! . .. ich .. . äh . . .
15. März.
Die Schwindsucht! Die Schwindsucht! Das ist das Wort, das seit
zwei Tagen beständig, ohne Unterbrechung, ohne Nuhe meine Gedanken er-
füllt. Woher aber diese unerbittliche Gewißheit, daß es wirklich die

Schwindsucht ist? Vielleicht ist es noch nicht wahr? Vielleicht ist auch die
ganze Scene mit dem Thee nicht wahr? Vielleicht ist es mir im Fieber
nur so vorgekommen, oder hat es nur so geträumt? Denn selbst die Tage
verwirren sich jetzt in meinen Gedanken . . . Und schließlich, wenn es auch
wahr wäre, sollte das, daß Hans, der immer übertreibt, sich vor Ansteckung
fürchtet, schon ein sicherer Beweis sein, daß ich die Schwindsucht habe?
Und doch habe ich keinen Augenblick mehr Ruhe. Die Unsicherheit
tüdtet mich, in meinem Hirn ist ein Chaos, die ganze Seele glüht in Fieber,
in Erwartung. Sein oder nicht sein.
Ich kann nicht so ruhig mit kaltem Blnt die Zukunft abwarten. Mir
fehlen fchon die Kräfte dnzn . . .
Mit einem Schlage Alles durchhauen , . . Wissen will ich, ob ich
sterbe, und woran ich sterbe! Denn vielleicht . . .
Morgen — nein — heute will ich Lopatzky schreiben. Er ist Specialist
für Brnstkrankheiten, er wird am besten Aufklärung über Alles geben können.
Und daß er mir die Aufklärung giebt, das will ich schon machen. Das
Märchen ist schon fertig, eine Stunde Komödie und Qual, und so wird
endlich Alles zu Ende sein.
Nur Kräfte, ach Kräfte . . . Nur eine Spur ... Nur ein Krümelcheu!
16. März.
Sie lassen mich weniger allein. Hans rührt sich bis Mittag kaum
aus dem Zimmer, Sophie bleibt die Mittagsstunde da, dann kommen aller-
hand College«, vom Ende der Welt zusammengerufen, die ich tanm ordentlich
kenne. Alles richtet sich häuslich bei mir ein, wirthfchaftet, arbeitet im
Zimmer umher — ein ewiger Wirrwarr, ein Chaos, nicht einen ruhigen
Augenblick. Jeder glaubt das Necht zu haben, mit mir, wie mit einein
alten Pantoffel umzugehen, und schreibt Alles auf Rechnung meiner Krankheit.
Bald verstecken sie mir die Cigaretten, bald stopfen sie mir Beefsteaks in
den Hals: Ich bin ein Kind, das an zehn Gängelbändern geführt wird.
Manchmal kitzelt's mich, sie zu allen Teufeln zu jagen. Es ist mir nicht
möglich, meine Gedanken recht zu sammeln. Hans hat mir den ganzen
Kram angerichtet: Er fürchtet sich, daß ich ihm plötzlich einmal stürbe.
Ach wie brutal, wie ordinär sie Alle sind! Als ob sie nur darauf
lauerten, daß ich den letzten Athem aushauche, als ob sie eine Erbschaft
von mir zu erwarten hätten . . .
Na, wollen ja sehen, was daraus wird.
In diesen Tagen muß sich Alles entscheiden. Der Brief an Lopatzky
ist schon geschrieben, ich habe blos Niemanden, durch deu ich ihn abschicken
kann. Ich will bis dahin Alles geheim halten, um mir alles Zureden und
alle naiven Tröstungen zn sparen, Sophie wird's wohl abmachen: Die
größte Schwierigkeit liegt schließlich in der Bestimmung von Tag und
Stunde, in der ich diese Visite empfangen könnte. Ich will allein fein.

HH Ignatz vl^biowski.
von Niemandem controlirt. Leider verlassen wich meine Schutzengel mich '
nicht einen Augenblick. Es wird wieder nüthig sein, ein ^ntriguenspiel
in's Werk zu setzen.
Gott! Wie wich das Alles peinigt!
17. März.
Ter Pries an Lopatzku liegt noch iminer da und ist nicht abgeschickt:
Je näher die Stunde der endgiltigen Entscheidung heranrückt, desto größer
ist die Angst, die meine Kehle umklammert. Ich fürchte mich, ich ängstige
mich ... Ich zittere . . . Was soll das werden? . . .
Nicht den Tod selbst fürchte ich . . . Nein, nur die Ankündigung des
Todesurtheils, nur die Tödtung aller Illusionen, die erfolgen kann, das
fürchte ich ... Die Ungewißheit tödtct mich, und doch wird mir morgen diese
Ungewißheit als ein unerhörtes Glück gegenüber jener Gewißheit erscheinen?
Uebrigens bin ich zu krank, zu kraftlos. Und hier braucht's vor Allem
der Kräfte. Nachmittags regt mich das Fieber ein wenig an, aber die
Vormittage sind nur ein langsames Erloschen.
Warum kommt dieser Too nicht meuchlings? Wozu diese Qualen, die
ihn ankündigen sollen? Ist es nicht schon genug, daß ich sterben soll?
Was soll diese Schadenfreude der blinden Naturkräfte?
Phantasien schreibe ich, Phantasien, ein Ehaos ist in meinem Kopf,
ich sinke, ich fliege, ich weiß nicht, wohin, ein immer wachsender Nebel breitet
sich über meine Seele . . . Kräfte , . . Leben . . . Licht! . . .
18. März früh.
Ich bin zerschlagen, gebrochen, kraftlos, die Krankheit macht entsetzliche
Fortschritte. Fast gar keine Schmerzen — mir Ohnmacht, Apathie!und
Schlafsucht, ganze Tage liege ich unbeweglich, die Augen auf die Decke
oder auf die Wand geheftet, spreche kein Wort und denke fast Nichts, und
die Stunden, die Tage, die Wochen gehen bin, und ich schreite weiter einem
unbekannten Ziele zu. Was soll werden?
Ter Brief ist noch nicht abgeschickt. Ich habe nicht die Kraft, daran
zu denken, noch weniger es auszuführen. Gestern wollte ich dreimal mit
Sophie davon beginnen, und dreimal fehlte mir der Muth, Alles in mir
ist aus Nand und Band. Es kommen schon solche Augenblicke, wo ich
sage: Komme, was da will, und eine Secunde später steht mein Gesicht
in kaltem Schweiß. Und so zerre ich an mir, zerrt die Ungewißbeit an
nur, das Leben entströmt mir langsam.
Ich bin krank, kraftlos, wehrlos.
Komme, was da will! ...E —
Mittag.
Ter Brief ist fort. Weder Sophie, die dem Tienstmann den Brief
geben soll, noch Hans, noch Jemand ahnt das Geringste. Den ganzen

Nachmittag werde ich allein sein. Das Fieber und der Eognac wirken.
Ich bin gesünder, fürchte mich nicht in« Mindesten — ja — nicht im
Mindesten furcht' ich mich, natürlich! Schließlich bin ich auf Alles vor-
bereitet; komme, was da will! Ich gewinne wieder eine Sicherheit, die
Herrschaft über meine eigenen Nerven.
Drei Rubel liegen bereit. Sollte es zu wenig sein? Ja, ich habe nickt
mehr: Sophie hat mir Alles gegeben bis auf den letzten H.'ller. Annes
Kind! Wann werde ich ihr das Alles wiedergeben?
Ich arbeite in Gedanken jedes Wort des bevorstehenden Gespräch?
mit Lovatzü, aus. Ich bereite mich vor wie ein Schauspieler, der eine
grosie Scene zu spielen hat. Ich spreche laut mit mir selbst, versuche
meine Stimme, übe die Muskeln meines Gesichts, um es den Befehlen
des Willens gehorsam zu machen, ob auch in meinem Hir» Stürme toben.
Ich bin wie berauscht. Es regt mich etwas auf und gicbt mir Kraft.
Ich werde nicht unterliegen, ich fühle ein lange nicht gekannte?
Durchströmen von Energie und Entschlossenheit, die Würfel sind gefallen,
und in wenigen Stunden wird um den Einsatz meines Lebens gespielt.
Komme, was da will — — —
Es ist fünf Uhr! Er ist noch nicht da! Ich quäle mich.
Sollte er vielleicht nicht kommen? Der Brief war so gehalten, das;
er kommen muß.
Ach, wenn er nur bald, wenn er nur bald käme . . .das; doch Alles
einmal ein Ende hat. Wahrhaftig, ich habe keine Kraft mehr.
Aber wann wird's fein? Wann? Was wird er sagen?
Nebrigens ist das Alles gleichgiltig, wenn es anch die Schwindsuckt
ist, ein Jahr werde ich doch noch zu leben haben. In den ersten Tagen
des Frühlings gehe ich auf's Land, lasse das Eigarettenmucheu, trinke
Milch, qnartweise, und zwar gekochte, durchaus gekochte, dann wird man
vielleicht zum Winter nach dem Südeu fuhren tonnen. Die Luft, die
Sonne, der blaue Himmel des Südens wirken Wunder. Wenn man nur
das Leben hinhält. Und dann . . . Und dann wird man ja fehen.
Hm . . . Und wenn es nicht die Schwindsucht ist? Wird er aber
auch das Märchen glauben? Habe ich nicht mit diesen drei Wochen zu
lange hingezogen. Er wird lachen . . . Mag er lachen. Das kann nur
nütze,:. Alles auf Staretztis Rechnung. Ach . . . derunfäbigc Mensch! —
Mit Mühe sammle ich meine Gedanken. Alles geht wie im Wirbel
wind um mich her. Ich habe Angst, ich falle in Ohnmacht!
Und er ist noch nicht da. Es ist sechs Uhr!
Mit Mühe male ich die Buchstaben hin, nnd doch zwinge ich mick zur
Herrschaft über mich selbst. Alles stürzt ein. Die Lampe brennt, und es
ist dunkel. In meinem Innern ist es dunkel.

Ach, ich schwatze Unsinn . . .
Kraft! Verstehst Du, Du Schwächling, Dn seelischer Krüppel —
Kraft, Kraft, Stärke . , . Nie so viel wie jetzt. Schlage den Kopf an die
Wand, aber bleibe mach, wach, und gälte es auch einen Augenblick später,
zn sterben. Wahnsinn! . . . Anch . . .
Es ist Nichts. Ich sitze da und schreibe, die Kissen sind hoch auf-
geschichtet, bequem, Sophie hat sie geordnet. Braves Mädchen! Wann
werde ich ihr das Geld abgeben? Und sie geht ohne Pelzjacke umher,
vielleicht durch meine Schuld? Oh Gott!... V^?. Ach ... ach.'. . Wie spät!
Nein, es ist noch nicht ein Viertel. Nein . . . erst — bald — ja —
erst 13^2 Minute — ja ... Ich sehe Alles ganz genau und höre, ich
bin bei Bewußtsein.
Er! . . . Dummheiten! , . . Natürlich biu ich bei Bewußtsein . . .
Uud ich bleibe bei Bewusitsein, ich bleibe, ich bleibe. Heute »och „nach
der Visite" mache ich nur eine Notiz in mein Tagebuch. Ich mache sie
unbedingt — schon um der Eontrole wille« mache ich sie, ob ich bis zum
Schluß bei Bewußtsein war.
Hm . . . hm . . . Die Worte nach der Visite habe ich in Anführungs-
zeichen gesetzt.
Ja, ja, „nach der Visite", „nach der Visite".
Vortrefflich — , — .
Es ist Nichts. — Dummheit! — Natürlich muß ich sterben. Dumm-
heit! pfui! . . . Gott, welche Qual!
24. März.
Nun ja, ich habe Zllles gewußt. Alles, Alles habe ich vorher gewußt.
Die Fieberträume, die schlaflose» Nächte, die kranken Phantasien haben mir
Nichts als Bilder des Todes gezeigt, und ich habe ihn in mir gefühlt. Ich
habe gewußt, daß ich sterbe — ich habe es nur nicht geglaubt. Und jetzt
glaube ich es. Der Unterschied ist nicht groß, nnd doch genügt er, um
einen Menschen wahnsinnig zu machen. Ich bin nicht wahnsinnig, alle
Geisteskräfte sind gesund, unberührt, haben noch einen größeren Kräftevorrath
znr Arbeit. In einer Stunde durchdenke ich oft ganze Jahrhunderte. Meine
Aufmerksamkeit kaun gar nicht mit der Schnelligkeit folgen, mit der ich
über die Gedanken hingleite.
Mit dem Tode habe ich mich schon ein wenig vertraut gemacht. Wenn
meine Seele alle die Folterqualen hat ertragen können, die ich im Laufe
der letzten Woche durchlebt habe, so beweist das nur, daß man sich mt
Alles gewöhnen kann. Und weml ich auch manchmal die Schatten des
Wahnsinns unter der Hirnschale fühle, ich lasse mich doch nicht von ihnen
unterdrücken. Mit der ganzen Kraft meines Willens fchüttle ich diesen
Nebel der Dunkelheit ab, rufe mich wieder znm Bewußtsein.
Eine Woche ist vergangen, seit ich die Blätter dieses Tagebuches
nicht berührt habe. In den ersten Tagen schien mir mein Tod so nahe.

sc» plötzlich hereinbrechend, daß ich mich dem Gefühl der Angst nicht widersetzen konnte, ob ich auch noch Zeit hätte, an etwas zu denken, nur von dieser Welt Abschied zu nehmen, ehe mich das Nichts des Todes verschlingt. Ich stand so sehr unter dem Eindruck dieser Angst, mit den Vorbereitungen zum Tode nicht fertig zu werden, daß ich unwillkürlich mit beschleunigte»« Tempo sprach und mich fieberhaft bewegte, um die Zeit vierfach auszunützen. Nie ginge» mir die Stunden so unbarmherzig schnell zu Ende. Ich seufzte schmerzlich jeder durchschlafenen Stunde nach, die mir etwas von diesen elenden Resten des Lebens stahl.

Ich habe mich aber daran gewöhnt und »«ich beruhigt. Hat mir auch Lopatzkn nicht ausdrücklich gesagt, wann er erfolgt, so weiß ich doch, daß ich mein Leben nur noch nach Wochen zählen kann. Könnte ich dies auch nur daraus schließen, daß weder er noch Staretzki »och sonst Jemand auch noch ein Wörtchen davon spricht, daß ich auf's Land gehen soll, d. h. daß ich vielleicht den ersten Mai nicht mehr erlebe.

Aber mir erscheint diese Zeit noch unerhört lange. Ich berechne sie nach Tagen, Stunden, Minuten, sogar Secunden, und die Zeit wird mir lang, dehnt sich wie Gummi, nicht die Zahl der Tage und der Stunden macht das Leben, sondern ihre Anwendung. Ein Tag kann so gut für ein Jahr gelten wie ein Jahr für eine Stunde. Ich wenigstens bin in dieser Woche um ein Jahr älter geworden; wenn ich durch ein Wunder einen Tag nach meinem Tode auferstünde, müßte ich ein Greis fein.

Und wie viel, wie viel habe ich seit der Zeit erlebt, da meine Hand zum letzten Mal diese Blätter berührt hat! Das ganze Leben hat sich auf die andere Seite gekehrt, als wäre es in zwei ungleiche Theile zerbrochen. Die 23 verflossenen Jahre sind die eine Seite, die eine Periode meines Lebens; diese Woche ist der Anfang einer zweiten zukünftigen Epoche; und Lopatzkys Visite ist der Grenzstein. Denn Lopatzkn ist da gewesen, es hatte schon '/2? geschlagen, als ich hörte, wie die Thür von, unteren Flur auf- und zuschlug. Trotz des beständigen Verkehrs auf unserer Treppe war ich sofort überzeugt, daß er es mar. Ja, es mußte er sein, Lopatzkn. Ich horchte anf. Mein Herz klopfte wie ein Hammer, und ich fühlte, wie es in meiner Brust hin. und herzerrte. Einige Secunden vergingen, aus der Ferne schlug mir das Rasseln einer Droschke an's Ohr, die an unserem Hause vorfuhr; dann klingelt Jemand im ersten Stock. Also nicht er! Eine große Nlutwelle strömte mir vom Herzen — ich war froh, nchig, glücklich. Ich hatte den Eindruck, als ob nur Jemand von Neuem das Lebe» geschenkt hätte.

Auf einmal klingt Geräusch von: Flur des zweiten. Stocks an mein Ohr. Es kommt Jemand ... Er hält im Vorzimmer . . . vielleicht wird er in ein Zimmer treten? ... Ich bin ganz Gehör. Nein, er geht höher hinauf ... na — drei Stock ... er ist's!

Wieder bin ich fest davon überzeugt. Ich verliere den Kopf vor Entsetzen.

Und er schreitet langsam, als ob er nach jeder Stufe ruhte; er ist
schon auf dein Treppenabsatz des dritten Stockwerks. Mein Gehör zieht
die anderen Sinne nach sich; in dem Zustande einer Hallucination dringt
mein Blick durch Thür und Wand und sieht ihn.
Er ist hoch gewachsen, furchtbar hoch gewachsen, sein Haar ist schwarz
wie die Nacht, er ist stark, breitschultrig, hat ein düsteres Gesicht, gewiß
ein düsteres Gesicht. Ich sehe ihn ganz genau. Eben ruht er eine Weile
auf dem Treppenabsatz und geht dann weiter. Jede Stufe zittert und
knistert unter seinem Schritt. Natürlich ... ein solcher Riese . . .
Schon in unseren: Corridor, wieder ruht er aus und sucht mit den
Nugen meinen Namen unter den Visitenkarten, die an der Thür hangen.
Natürlich findet er ihn ... das ist so leicht . . . Drei Schritt nach rechts,
und man steht vor meiner Thür. Er ist schon an der Thür. Vielleicht
ist es ein Anderer? Meine ganze Seele schreit auf, nur er kann es sein.
Er sucht nach der Klingel . . . Natürlich — keine da . . .
Die Thür öffnet sich, und Lopatzky steht an der Schwelle.
Meine Sinne arbeiten um die Wette, um diesen Menschen durch
und durch zu erfassen. Gleichzeitig umfängt mich eine furchtbare Scham
vor mir selber. Solche Feigheit! ... Ich schelte mich, ich hasse mich . . .
Ich suche in Gedanken nach Worten, die mich am schärfsten strafen könnten
für diese augenblickliche Schwäche.
Du stirbst, ja, ja, Du stirbst. Du Pinsel. Du Weib!
Was fürchte ich eigentlich? Lopatzky? Das ist doch der brauste
Mensch in der Welt. Ich sehe ihn ganz, ganz genau uud habe Zeit
genug, ihn nach Herzenslust anzuschaueu. Er kleidet sich absichtlich sehr
langsam aus, um den Nest von Kälte abzuschütteln, den er mitbringt.
Er ist mittleren Wuchses, blond, etwa 32 Jahre alt, von sympathischem
Aeußeren, musterhaft gekleidet und glänzt von Sauberkeit uud Eleganz.
Seine Züge sind außerordentlich freundlich, mit einem Ausdruck von Güte
und Zuvorkommenheit, jede Bewegung kennzeichnet den Mann aus der
höheren Gesellschaft; seine ausgezeichneten Manieren und seine Vornehm-
heit fallen vor allem Anderen in die Angen.
Also, diesen Mann, vor diesem Mann habe ich mich so furchtbar
geängstigt?
Ich wurde immer ärgerlicher auf mich selbst. Ein grenzenloses Ver-
trauen zu Lopatzky überwältigt mich vollständig. Ich glaube, ich hatte
garnicht die Möglichkeit, ihm die ganze Sympathie auszudrücken, die ich
für ihn empfinde. Ich bin in einem Augenblick ans der Hülle in den
Himmel geschleudert. Heiterkeit, besouders eine schalkhafte, kindliche Heiter-
keit erhellt mir den Geist.
Lopatzky hat inzwischen seine Toilette beendet, tritt zu mir heran,
lächelt mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt, reicht mir die Hand
und spricht:

„Ich habe mich wohl nicht geirrt; ich habe da<- Vergnügen, mit
Herrn Nuduihkn . . .?"
Zur Antwort überschütte ich ihn mit Eomplimenten, absichtlich gebe
ich mir Mühe, ihn so gut als möglich für mich zu gewinnen und ihm
gewissermaßen abzubitten für die Unannehmlichkeiten, die ich ihm bereitet
habe. Meine Worte gleiten an ihm ab, als ob sie garnicht zu seiuem
Bewußtsein gelangten. Er lächelt nur stereotyp, offenbar ist er an der-
artige Einleitungen gewöhnt. Endlich sagt er:
„Sie haben mich sehr neugierig gemacht dnrch Ihren Brief. Ich
habe zwei Visiten ausgesetzt, um auf Ihren Nuf zu kommen, so hat mich
Ihr ungewöhnlicher Brief interefsirt."
Und dabei lacht er, und wie lacht er! Ich möchte ihm beinahe um den
Hals fallen vor Dankbarkeit für den Sonnenschein, der in meiner Seele
aufgegangen ist. Wir fangen Beide an zn lachen, die Hände zu schütteln,
uns Artigkeiten zu sage», Witze zu erzählen, als wäre Einer im Stande,
für den Anderen fein Leben hinzugeben. Wir sind wie zwei Freunde.
Immer größere Heiterkeit herrscht rings umher.
Endlich beginne ich ihm leicht, ungezwnngeu, halb ernsthaft, halb
scherzhaft die vermeintliche Ursache meiner Einladung zn erläutern.
Das war das Märchen, das ich schon lange vorbereitet hatte. Erst
im letzten Augenblick empfand ich, wie unsinnig es war. Aber es war
schon zu spät für etwas Anderes. Wenn Lopatzkv auch nur den fünften
Theil davon geglaubt hat, fo verdanke ich das nur meinen schauspielerischen
Fähigkeiten und meiner außerordentlichen Beredsamkeit. Von dem starke»
Fieber erregt, spielte ich meisterhaft. Hauptfächlich war es nur darum zu
thun, ihn zu überzeugen, daß ich meinen hoffnungslosen Zustand kenne,
und daß ich mir Nichts daraus mache. Bis in's Einzelne citirte ich ihm
erfuudene Meinungen der Aerzte über »leine Krankheit, von Staretzki
sagte ich, er gäbe mir nur noch drei Wochen, entzückt war ich von der
Familie Mailänder u. s. w. u. s. w.
Ich verfiel in eine Art Wahn der Prahlerei, tausend Gedanken
flogen durch meine» Kopf. Meine Zunge konnte sich nicht schnell genug
aussprechen. Viele von ihnen gingen unausgesprochen auf der Stelle ver-
loren. Ich hatte den Eindruck, als sänke ich einen Abhang hinunter, immer
tiefer, immer niedriger in die Kluft, „Komme, was da will." Gleich-
zeitig fühlte ich eine merkwürdige Leichtigkeit im ganzen Organismns, eine
kindliche Heiterkeit, ungezwungene Klarheit des Geistes verließen mich nicht
einen Augenblick. Hätte ich in diesem Augenblick das Schaffot besteigen
müssen, ich würde es mit einem Lächeln in den Zügen hinaufgeschritten
sein, wie in einen Ballsaal, mit den Worten: „Adieu! Pardon." Ich
hätte noch Handküsse hinuntergeworfen.
Ach, warum hat er mir damals nicht gleich gesagt: „Das ist die
Schwindsucht, es giebt leine Rettung." Und Lopatzkn hörte nur neugierig

zu. Ich folgte dein Mienenspiel seines intelligenten, von denl Stempel
des Wissens und des Denkens veredelten Gesichts, ich sah, welchen Ein-
druck jedes meiner Worte auf ihn »nachte. Und ich konnte danach also
meine Rolle regeln, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich habe ihn
durch Originalität und Sonderbarkeit betäubt. Meine Worte wirkten ans
ihn wie ein Narcoticum, wie eine entnervende Chovin'sche Sonate — er
bemerkte kaum, wie ich ihm diesen betäubenden Keim der krankhaften
Atmosphäre, in der mein Geist beständig schwebt, einimpfte.
Endlich begann ein lang«», unsagbar ermüdendes Verhör. Vor Allem
mnßte ich die ganze Geschichte meines Lebens erzählen, aller Krankheiten,
die ich durchgemacht habe, der Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen bin,
das quälte mich mehr, als gewöhnlich, denn ich muhte beständig zwischen
Wahrheit nnd Lüge laviren, weil ich ihm keinen Anlaß geben wollte, an
der Wahrheit dessen, was ich ihm Vorhergesagt hatte, zu zweifeln. Die
lebendige und fpähende Leichtigkeit des Geistes, die ich vorhin hatte, war
schon gewichen. Meine Kräfte verließen mich immer mehr, die natürliche
Neactiou gegen den übermäßigen Zustrom von Energie. Uebrigens ist es
auch etwas Anderes, zu sprechen, als auf Fragen zu antworten. Die
Fragen überfallen Einen, von immer anderer Seite, und man kann
sich nicht mehr so schnell orientiren, aber am Ende ging ich aus dieser
ersten Versuchung so so hervor. Nun kam die Reihe an die Untersuchung.
Ich mußte mich niederlegen, aufsetzen, knieen, mich nach allen Seiten
drehen — dann schließlich zählen, tief athmen, husten, und am Ende
verließen mich die strafte ganz. Nur das Fieber hielt mich ein wenig
aufrecht.
Mit großer Anstrengung bemühte ich mich, noch eiu Gespräch zu
führeu, um Lopatzky nicht meinen bejammernswerthen Znstaud zu ver-
rathen. Ich fürchtete, er könnte Mitleid mit mir haben.
Endlich ließ mich Lopatzky in Nuhe, sah Staretztis Necepte durch
und untersuchte den Auswurf.
Ich fühlte, daß die entscheidende Stunde herannahte. Ich befand
mich wirklich in einem bejammeruswerthen Zustande. Wäre nicht Lopatzky
dagewesen, ich hätte laut aufgestöhnt. Meine Gedanken machten phantastische
Reisen und folgten dem Blick, der ziellos umherirrte. Ich wollte mich
sammeln. Zerr meiner Gedanken werden und sie nach einer bestimmten
Richtung lenken, vergeblich. Bald verschlang das Loch eines Hakens in
der Decke, bald eine vorübersummende Fliege, bald ein Schatten an der
Wand meine Aufmerksamkeit. Und trotzdem konnte ich es nicht einen
Augenblick verhindern, daß ich gleichzeitig an Das dachte, was kommen
sollte. Dieser schreiende Widerspruch zwischen dem Entsetzen meiner Lage
und diesen Lächerlichkeiten, auf denen ich meine Gedanken stets ertappte,
vergrößerte nur nieine Erregtheit und reizte mich zu einer rasenden und
ohnmächtigen Wuth gegen mich selbst. Ich schalt mich aus, uud gleich-

zeitig beobachtete ich an der Wand das helle Quadrat, welches das Licht
der Lampe durch den Spiegel zurückwarf.
Wie lange das wahrte, weiß ich nicht mehr. Ich hatte die Fähigkeit
verloren, mich in der Zeit zu orientiren. Endlich trat Lopatzkv zu mir
heran. Ich saß hock, aufrecht in meinem Bette, von allen Seiten von Kissen
unterstützt, die Lopatzkn selbst künstlich geordnet hatte -^ und nur das
schützte mich dagegen, daß ich nicht versank, denn meine Kräfte waren schon
auf das Aeußerste erschöpft. Als ich ihn vor mir erblickte, fühlte ich,
daß mir alles Blut in's Herz zu strömen begann. Aber es war nur eine
durch Nichts verursachte Reflexbewegung des Körpers, denn ich hatte gar
keine Furcht mehr. Ich weiß nicht, warum, aber ehe ich ihm noch in's
Gesicht zu sehen Zeit hatte, war ich schon überzeugt, daß es für mich keine
Rettung giebt. Ich war so sehr davon überzeugt, daß ich, wenn seine
Antwort das gerade Gegentheil gesagt hätte, eine gewisse Enttäuschung em-
pfunden hätte, und was noch merkwürdiger ist, eine unangenehme Ent-
täuschung. Ehe ich es hörte, wußte ich es schon ^- und eine starre, wenn
auch nicht schmerzliche Ruhe erfaßte mich. Ein Augenblick genügte, um
die ganze Seele zu vernichten.
Ich weiß Alles noch ganz genau. Er stand leicht vorgebeugt mit
einem etwas verlegenen Gesicht, spielte von ungefähr mit seiner Uhrkette,
die er gegen die Gewohnheit in der rechten Westentasche trug. Unglaublich
geradezu — erst jetzt bemerkte ich, wie er gekleidet war: Ein elegantes,
hellgraues Iaquett aus ziemlich leichtem Stoff, dessen kleine Carreaur mir
beständig vor den Augen flimmerten, und die ich mühsam mit den Blicken
festzuhalten suchte. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkcit
sein Kragen, er trug einen merkwürdigen, sehr hohen und steifen Kragen,
von einer mir ganz unbekannten Facon. War es ein augenblicklicher Wahn,
war es die Folge einer rasenden Willensanstrengung, ich kann mir bis heute
noch keine Rechenschaft davon geben, aber ich sah in diesen: Augenblick, wo
das Schwert des Damokles über meinem Haupte schwebte, uur diesen furchtbar
hohen und steifen Kragen . . .
Da beginnt er mit etwas leifer, aber volltönender und wohlklingender
Stimme:
„Herr College Staretzki hat sich in der Diagnose nicht geirrt, wenn
er auch vielleicht den Zustand nicht ganz genau bezeichnet hat. In der
Dhat, die Zerstörung in: Organismus ist recht groß; aber es ist Alles zu
hoffen. Vor Allem heißt es sich vor Erkältung hüten ..."
„Also die Schwindsucht!" das genügt mir. Weiter interessirt mich
Nichts. Er spricht weiter, immer mit der ruhigen milden Stimme. Ich
horche und höre. Seine Worte klingen an mein Ohr, dringen nn mein
Hirn, aber damit hört auch Alles auf. In meinem Hirn rührt sich Nichts,
Nichts, umfängt die neuen Begriffe, die dort eindringen. Ich handle
mechanisch wie ein Automat. Ich fragte aber doch:

„Soll ich zum Frühling auf's Land?"
„Gewiß, gewiß ... Es wäre gut . .. Uebrigeus wird man darüber später bestimmen können . . ."
„Ich gehe nicht auf's Land, denn ich erlebe den Frühling nicht" — dringt es mir wieder in's Innere des Gehirns. Ich bin aber erstaunlich ruhig. Ich fühle das genau, daß er mir nicht die ganze Wahrheit bekennen will, nnd daß er mir auf alle Fragen ausweichend antworten wird. Uebrigeus weiß ich fchon, was ich wissen wollte.
„Es ist also wahr! . . . ah . . . Was ist zu thun . . ."
Nur so viel habe ich ihm geantwortet. Ich hatte diese Phrasen schon in Bereitschaft, denn ich hatte sie nur vor seiner Ankunft zurecht gelegt. Wieder begann ein umherschweifender Gedanke, dem die Blicke nachfolgten. Die Carreaur feiues Rockes und der Kragen beschäftigten mich besonders. Was war das auch für ein fonderbarer Kragen! Noch nie hatte ich fo einen gesehen. Hoch — viel zu hoch — und wie weiß! Wie steif! Und dann muß er unbequem sein — unbedingt sehr unbequem. Wenn man den Hals biegt, muß er brechen. Ich fange an zu beobachten, ob er nicht wirklich bricht. Ich forsche mit solcher Anstrengung, daß Lovatzky sogar darauf aufmerksam wird, und er spricht in demselben Ton ruhig weiter. Ich höre Alles genau, aber seine Worte schlagen nur an mein Ohr, dein: ich kann auch nicht einen Augenblick meine Aufmerksamkeit so zusammennehmen, um sie gut zu verstehen.
Bei Allem antwortete ich ihm vollkommen logisch, stellte ihm Fragen, machte sogar Witze: nur gelacht, glaube ich, habe ich nicht, denn ich hatte den Eindruck einer solchen Kälte im Gesicht, als ob mir Jemand bei lebendigem Leibe eine Todtenmaske abnähme. Und ob ich an irgend Etwas gedacht habe, weiß ich jetzt selbst nicht mehr, wahrscheinlich an Nichts — die Hirnmaschine handelt und combinirt ohne den Äntheil meines Hirns. Ich war so ruhig, daß ich mich wahrscheinlich selbst darüber gewundert hätte, wenn ich mir nur hätte Rechenschaft davon geben tonnen.
Und Lovatzky spricht ruhig weiter. Da er meine erstaunliche Ruhe sieht, fängt er an mir eine Geschichte von einem Böttcher zu erzählen, der ebenfalls die Schwindsucht hatte und der bei ihm im Kraukenhaus lag. Die erstaunlichsteu Eomvlicationen gab es in diesem Fall, der bis zum heutigen Tage einen Gegenstand des Streites unter den Aerzten bilde.
Ich verstand nicht mehr viel. Immer unklarer wurde Alles. Ich empfand eine innere Kälte. Ich wurde einfach zu Eis. Lopatzky, dem ich nur zuhörte, deu ich aber nicht hörte, quälte mich unsagbar. Ich wußte selbst uicht, was ich wollte, aber ich fühlte, daß ich mit mir allein sein mußte, uni die Gedauken zu sammeln, denn mich begann schon die sonderbare, unnatürliche Ruhe zu drücken, in die ich verfallen war.
Meine Gedanken hefteten sich wieder an den unglückseligen Kragen.

Ich konnte mich in diesem Punkt nicht beruhigen. Endlich, glaube ich,
habe ich vollkommen ernsthaft danach gefragt.
Lovatzky setzte mir auch gleich auseinander, es sei dies eine Fa?on
nicht gerade neuester Mode, die ein Künstler eingeführt habe, die jetzt sehr in
Gebrauch sei, sehr unbequem sei, und daß sie Leute tragen, die einen langen
Hals haben. Aber wer einen so langen Hals hatte, er oder der Künstler,
das konnte ich nicht recht verstehen. Ich stellte ihm daher noch eine Frage
darüber, aber ich konnte auch Nichts erhaschen. Alles ging immer wirr
im Kopf herum. Ich war wie betäubt und weiß so gut wie gar Nichts
mehr von Allem, was dann kam. Es drückte mir Etwas das Gehirn zu-
sammen. Ob ich an den Tod dachte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß
ich mich unsagbar quälte.
Endlich sing Lopatzky an Abschied zu nehmen. Die ganze Zeit hin-
durch drückte ich in der Hand krampfhaft die vorbereiteten drei Rubel zu-
sammen. Er nahm sie aber nicht an. Er sagte Etwas von Collegialität,
von seiner Sympathie für mich, versprach mir wiederzukommen, drückte mir
mehrere Male die Hand und ging. Ich glaube, ich dankte ihm herzlich;
übrigens weiß ich es nicht, genau kann ich mich nicht erinnern. Ich sank
immer tiefer in eine Kluft, dunkel wie die Nacht, und verlor immer mehr
das Bewußtfein. Ich weiß nur noch, daß ich dann, als ich mich schließlich
allein befand, die Empfindung der Freiheit hatte, daß ich jetzt schon denken
konnte. Woran ich aber dachte, habe ich vergessen.
Und beständig fuchte ich in meinen: Gedächtniß, woran ich denken sollte,
und immer zerstob es vor mir. Ich fühlte eine Last, ich konnte die zer-
streuten Geisteskräfte nicht auf einen Punkt vereinigen. Und doch mußte
ich an Etwas denken. Ja, natürlich, ich dachte, aber wie soll ich es klar
ausdrücken? Nicht in Worten und Sätzen, nicht in Begriffen, sondern in
Bildern und Farben. Es giebt solche Gedanken. Wenn der erschöpfte
Geist in Schlummer sinkt, verschleiern uns solche Bilder immer das Gehirn.
Sie kommen immer näher heran, man fühlt sie auf den Wimpern, auf
den Augen felbst, und endlich, als wären sie im Innern des Gehirns . ..
Dann folgt das Vergessen.
Wie lange ich mich in einem solchen Zustande befunden habe, weiß
ich nicht. Vielleicht eine Stunde, vielleicht mehrere, vielleicht wenige
Minuten nur. Ich weiß Nichts, ^ch war aber vollständig bei mir; ich
fühlte das und weiß es gewiß. Nur Etwas fehlte: Ob Verstand? — ob
Gedächtniß? ^ ob Aufmerksamkeit? Auch das weiß ich nicht.
Allmählich aber gewann ich wieder die Herrschaft über mich selbst.
Ter Gedanke, der mich beständig peinigte: Woran ich wohl denken sollte,
fand endlich Nuhe. Drang offenbar aus deu tiefsten Schlupfwinkeln des
Gehirns Etwas hervor, was bisher keinen Weg gefunden hatte zu den
Centren des Bewußtseins, nnd beleuchtete wie ein Blitz plötzlich Alles mit
Hellem Schein. Ich hatte es gefunden. Ah! der Tod!

Mir war Alles klar, und es begann ein wahrer Tanz von tausend Ge-
danken, die mir durch den Kopf huschten. Und alle kreisten nur um einen
Punkt, nur um einen Begriff: „Ich muß sterben, ich muß sterben." Ich
glaubte, ich wurde wahnsinnig.
Aber allmählich löste sich aus dem Chaos der Gedanken wieder ein
anderer Begriff los, ein neuer Befehl, daß ich Etwas thun soll. Etwas
überlegen. Und das Nedürfnisi, diesen neuen Gedanken zu erfassen, beherrschte
schließlich alle anderen, so daß ich mich wieder erinnerte, woran ich denken
wollte.
Endlich hatte ich den Faden gefunden.... „Ah, Hans? Ja, das
ist es!" Und nur dies beschäftigte mich jetzt.
Jetzt, wo ich mir das Alles in's Gedächtnis; zurückrufe, begreife ich
sehr gut, warum ich trotz des Chaos in meinem Kopfe diesen beiden Ge-
danken zu folgen suchte. Noch während Lovatzky da war, hatte ich mir
fast mechanisch eingeprägt, daß ich, wenn ich von ihn, befreit sein werde,
an zwei Dinge zu denken habe: daß ich sterben foll und vor meinem Hans
Gleichgültigkeit heucheln. Anfangs stellten sich niir diese beiden Gedanken
als ziemlich klar formulirte Sätzchen, dann als Worte und schließlich nur
als nebelhafte Begriffe vor. Endlich verwischte sich auch das, und es blieb
nur ein unklares Gefühl, daß ich Etwas thun müsse, darum schöpfte ich
auch mit solcher Schwierigkeit diesen Begriff aus dem allgemeinen Wirr-
warr heraus.
„Ah, Hans." Das brachte mich zu mir. Selbst vor ihm wollte ich
mich nicht zu der Schwäche bekennen, zu der Angst vor dem Tode, die
mir das Blut erstarren machte. Schließlich fürchtete ich mich nicht mehr,
ängstigte mich nicht niehr. Der Gedanke an die neue Scene, die mir be-
vorstand, und das Nachsinnen über die Rolle nahmen mich so in Anspruch,
daß ich wenigstens ans Augenblicke die Wirklichkeit vergaß. Meine Energie
führte an diesem Tage, ich weiß nicht mehr die wievielte Wendung aus.
Nun hieß es sich bereit halten. Ich kam immer mehr zu mir, ich
begann verhältnißmäßig ruhig zu denken, logisch, sogar kühl. Absichtlich
gab ich mir Mühe, die Gedanken an verschiedene Kleinigkeiten zu heften,
um mich wenigstens ein wenig ihnen hinzugeben. In diesem Augenblick
machte ich in meinem Tagebuch eine Notiz von wenig Worten.
Als ich die Feder zur Hand nahm, fühlte ich in ihr etwas Hartes,
Nauschendes. Es war der Treirubelschein, den ich für Lovatzky bestimmt,
und den er nicht angenommen hatte. Unbewußt hatte ich ihn also während
der ganzen Zeit in der krampfhaft zusammengepreßten Hand gehalten. Ich
begann über mich selbst nervös, abgerissen, schmerzlich zu lachen. Und
Wuth und Mitleid mit mir selbst erfüllte mein Herz. Zum ersten Mal
fühlte ich, wie schrecklich tief mein Muth gesunken war.
Endlich ging auch dies vorüber. Die Zeit floh schnell dahin, die Uhr
schlug Neun, ich redete mir Kühle und Nuhe ein und überlegte allerlei

Einzelheiten der Rolle, die ich zu spielen hatte. Sterben? Dummheit, große Sache! Jeder Mensch stirbt. Er wird kommen, und ich beginne von etwas ganz Anderem mit ihm, ganz Anderem, ja etwas vollständig Anderem. Sterben? Große Sache! Nun ja! ... Ich werde ihm absichtlich etwas Heiteres erzählen. Lachen werde ich und wie! Was will das sagen: sterben? Nichts. Einfach Nichts. Ach, was heißt! . .. u. s. w. Ich beruhige mich wirklich vollständig.

Wie gewöhnlich kam Hans um Neun, zog seine Galoschen aus, nahm den Mantel ab, dann die Mütze — wie gewöhnlich, ganz wie gewöhnlich. Und ich sprach kein Wort. Ich duckte mich. Endlich beginnt Hans von einer ungewöhnlich schweren Aufgabe zu erzählen, die er seinen« Schüler nicht hat lösen können. Er erzählt so ausführlich, daß er sogar Zahlen anführt. Ich höre es, gebe mir sogar Mühe, ihm mit meinen rechnerischen Mhigkeiten zu helfen.

Wir sprechen schon eine Viertelstunde darüber — und es fängt an, mich zu quälen. Ich hatte es mir anders vorgenommen. Ich wollte etwas Heiteres, etwas Ungewöhnliches, ich wollte lachen, lachen, sogar mich wälzen, aber unter allen Umständen lachen.

Endlich sage ich ihm auf einmal:

„Weißt Du, Lopatzky ist bei nur gewesen .... der Specialarzt für Bmsttrankheiten . . ."

„Was? . . . Wie? . . . Was schwatzest Du?"

Er ist einen Augenblick entseht. Er betrachtet mich nnruhig, aber ich halte diesem Blick fast cynifch Stand. Das beruhigt ihn, macht ihm sogar eine seltsame Freude.

Ich erzähle ihm die sonderbarsten Dinge von Lopatzky und seiner Visite, so sinnlose Geschichten, so niederträchtige Lügen und Witze, daß ich mich vor mir selber schäme. Wir lachen uns halb todt. In den Pausen zwischen dem Parornsmus des Lachens schüttelt Hans ungläubig den Kopf. Natürlich ist es unmöglich, solchem Geschwätz Glauben zn schenken.

Ich halte beständig die gute Laune. Ich übertreffe mich selbst, ich lüge wie bezahlt, erzähle Unmöglichkeiten und lache selbst am allerherzlichsten, aber ich glaube, mein Lachen wollte garnicht zu den Worten passen, die ich sprach. Ich lachte, wo es am wenigsten hinpaßte, und behandelte wirklich komische Augenblicke ernst. Ich fühlte, daß ich wie ein Automat sprach und mich bewegte. Das siel Hans auf — und gerade in d».m Augenblick, wo ich ihn mit der unerwarteten Nachricht über meinen Tod wie mit einen: Beile betäuben wollte, sah mich Hans aufmerksam an und fragte:

„Was ist Dir? Was hast Du?"

„Ach, Nichts," antwortete ich, aber ich mußte wieder weiter spielen. Nein, nicht so wollte ich ihm das sagen.

Der Schweiß floß nur in Tropfen herab, und doch begann ich wieder
das Narrengeschwätz von früher. Wieder ging eine halbe Stunde hin.
Jeder Nerv zitterte mir, und doch berauschte ich mich an mir selber:
Ich bot eine wahre Kunstleistung. Ich hatte immer die Neigung zur Ver-
stellung und zur Schauspielerei gehabt, und jetzt regte mich das Fieber und
das Schaurige meiner Lage noch mehr an. Endlich hatte ich den richtigen
Augenblick erfaßt. Wir hatten uns ein wenig beruhigt, wie das immer
zn sein pflegt, wenn der Gegenstand des Gesprächs erschöpft ist und man
sich Nichts »lehr zu sagen hat.
Ich hatte es schon bis in die kleinsten Einzelheiten wohl vorbereitet.
Halb liegend, halb sitzend in nieinen Kissen, in einer nachlässigen Stellung,
neigte ich meinen Kopf zurück und heftete meinen Blick auf einen Punkt
an der Decke, als ob ich an Nichts dächte. Mein Herz pochte wie ein
Hammer, und ich fühlte, daß ich bleich wurde. Und doch ging ich unbarm-
herzig bis an's Ende weiter. In der linken Hand hielt ich eine Cigarette
uud zog von Zeit zu Zeit den Nauch ein, in der Rechten ein Papiermesser,
mit dein ich scheinbar mechanisch spielte, indem ich auf ineinen Knieen
allerlei Arabesken zeichnete.
Ich war starr von den Frostschauern, die mich immer stärker übermannte,:.
Endlich sprach ich ganz plötzlich, in vollständig gleichgültigem Ton, als
ob ich von der gewöhnlichsten Sache in der Welt spräche:
„Ja, aber . . . weißt Dil was, Lopatzky hat mir gesagt, daß ich den
Frühling nicht mehr erlebe. Was meinst Du dazu, sag'."
Gesagt hatte ich das Alles, aber bis an's Ende hielt ich's nicht aus.
Es schnürte Etwas meine Kehle zusammen, und ich begann furchtbar zu
zittern. Und obgleich ich mir fest vorgenommen hatte, ihm nicht einmal
von unten herauf eiuen Blick zuzuwerfen, während ich sprach, — konnte ich
mich doch nicht länger überwinden.
Ich sah ihm mit verschleiertem Blick in's Gesicht.
Der Streich war so stark, so nnerwartet gewesen, daß er nicht einmal
die Kraft zu gewiunen vermochte, nm sich zu beherrschen.
Er raste nnd schrie fast:
„Was! Das hat er Dir gesagt?!"
Dies Das war mir zu deutlich. Im Augenblick hatte ich begriffen,
daß es die Wahrheit war, daß anck ihm Staretzky das gesagt hatte, als
sie vor zwei Wochen zusammen aus dem Zimmer gingen.
Nein . . . ich war nicht mehr im Stande, länger Komödie zu spielen;
ich verlor die Herrschaft über mich. Meine Nerven waren schon angespannt,
nnd es mußte eine gewaltsame Neaction eintreten.
Ich begann heftig, entsetzlich zu schlucken . . . «schiu« ,°la»,i

K^«>- - /'"»
^ -K» ' « ', ^ ^ ^

Fra?!z Pulszky.

Line biographisch-kritische Studie,

von

Adolf Aohut.

— Verlin, —

^js leben nur noch wenige Männer, deren rastlosem Wirken und unentwegter Ausdauer Ungarn es zu verdanken hat, das; es in die Reiche der europäischen Eulturnationen getreten uud der Liberalismus zum siegreichen Factor in der Regierungskunst des Reiches der heiligen Stephanskrone geworden ist. Ludwig Kossuth, Graf Stephan Sz6chsnui, Franz Deut, Baron Joseph Eötvös, Graf Julius Andrilssy und mehrere andere ruhmreiche Staatsmänner des moderneu Ungarns sind längst dahin. Von der alten Garde, welche den Ausgleich von 1867 mit zn Stande gebracht, ist der bemcrkenswertheste der 81 Jahre alte Franz Pulszky, zugleich einer der interessantesten und eigenartigsten Eharakterköpfe unserer Zeit. Ungebeugt von der Last der Jahre, eine knorrige Eiche, frisch an Geist und Körper, arbeitet dieser unverwüstliche Geist seit sechs Jahrzehnten als Pnblicist, Politiker, Alterthumsforfcher, Memoirenschreiber nnd Gelehrter am sausenden Webstuhl der Zeit. Eni moderner Mezzofcmti, schreibt er mit der gleiche» Leichtigkeit und Eleganz deutsch, ungarisch, englisch, französisch und italienisch. Sich selbst getreu, hat er vom ersten öffentlichen Auftreten bis auf den heutigen Tag in Wort und Schrift für politische Glaubens- und Gewisseusfreiheit gekämpft. Ein wandcnwer Ahasuer, welcher die besten Jahre seines Lebens im Ausland — im Eril — zubrachte, lernte er die alte und nene Welt ans eigener Anschauung gründlich kennen uud hat auf diefe Weife eine kosmopolitische Weltanschauung angenommen und ist ein Weltbürger in des Wortes bester Be-

deutung geworden, ohne daß dadurch seine bewahrte und glühende Vater-
landsliebe auch nur die geringste Einbuße erlitten hätte.
Wir speciell in Deutschland haben allen Grund, des vielseitigen,
interessanten Mannes in Liebe zu gedenken. Was ihn uns in erster Linie
sympathisch macht, ist seine Vorliebe für den deutschen Genius, die deutsche
Eultur und speciell für Preußen. Nie war er ein Chauvinist, und er hat
mit der ihm angeborenen Gerechtigkeitsliebe die Wohlthaten, welche sein
Vaterland gerade Deutschland zu verdanken hat, schon zu einer Zeit öffentlich
anerkannt, als es noch guter Ton war, auf den „Schmob zu
raisonniren.
Seine Erziehung und Bildung war eine durchaus deutsche. In
seiner Vaterstadt Eperies im Süroser Lomitat, wo er am 17. September
1814 geboren wurde, sprach man in den ersten Jahrzehnten unseres Säculums
fast ausschließlich deutsch. Das Magyarische und Slavische waren die Sprache
des kleinen Mannes. Die Familie Pnlszkys, wallonischen Ursprungs, über-
siedelte erst in den Kuruzzenkriegen nach Ungarn und befaßte sich dort mit
Weinbau, indem sie den preußischen Hof mit dem edlen Tokayer Wein
versah. Der Großvater Franz Pulszkys wurde einmal von Friedrich Wilhelm I.
nach Berlin eingeladen, doch reiste er nicht früher nach der preußischen
Hauptstadt ab, bevor er uicht vom König die eigenhändige Zusicherung er-
halten hatte, daß man in Verlin seinen Sohn Samuel, welchen er mit sich
nehmen wollte und der über sechs Fuß hoch war, nicht zurückbehalten
werde, denn bekanntlich war der König nicht wählerisch, wenn es galt, der
Potsdamer Garde lange Soldaten einzureihen. Um jedoch einen Aus-
landspaß zu erhalten, mußte der Alte persönlich nach Wien reisen, ivo
man ihn: denselben nur unter der Bedingung bewilligte, daß er sein Ehrenwort
gab, mit dem König von Preußen über die Klage der ungarischen Protestanten
— die Pulszkys waren von jeher Protestanten — nicht zu sprechen.
Die Unterrichtssprache des Knaben in Eperies war die deutsche, auch
die Bücher und Zeitungen, welche der Jüngling las, waren deutsch. Seine
politischen Kenntnisse schöpfte er damals fast ausschließlich aus der Augs-
burger Allg. Zeitung, deren fleißiger Mitarbeiter er übrigens später wurde.
Die ungarischen Blätter durften nämlich in der vormärzlichen Zeit, mit
Ausuahme unbedeutender Localnachrichten, über die Habsburgische Monarchie
nur das mittheilen, was in der amtlichen „Wiener Zeitung" und im
„Oesterreichischen Beobachter" erschienen war. Unter den auswärtigen
Blatten, wurde nur der Augsburger Allgemeinen Zeitung das Postdebit
bewilligt. Dies sicherte ihr ein Monopol, welches Cotta dadurch ertauft
haben soll, daß er über Oesterreich möglichst wenig und das Wenige auch
nur auf Grund jener Mittheilungen veröffentlichte, die er aus officiöseu
Kreisen erhielt.
Die Liebe für deutsche Litteratur und deutsches Geisteswesen
wurde noch mehr von seinem aus Deutschland eingewanderten Erzieher,

Namens Professor Lange, welcher vor der Mainzer Eentral-Untersuchs-
commission nach Ungarn geflüchtet mar, genährt. Die deutschen Klassiker,
sowie unter den Epigonen Heine und Börne bildeten sehr frühzeitig die
Lectüre Franz Pulszkys. Als Jüngling schrieb er bereits Gedichte in deutscher
Sprache, auch dichtete er ein — nicht aufgeführtes — Trauerspiel „Rienzi",
wie später Richard Wagner.
Noch mehr schwärmte er für Deutschland, als er, zur Vervollständigung
seiner Welt- und Menschenkenntnis;, weite Neisen unternahm und u. A.
Berlin, Potsdam, München und Stuttgart aufsuchte und dort mit den ver-
schiedenen führenden Geistern in Verbindung trat. In München lernte er
auch den österreich-ungarischen Witzbold M. G. Saphir kennen, der un-
erschöpflich an lustigen Anekdoten war, namentlich in Bezug auf Köuig
Ludwig I. von Bayern. Pulszky nimmt aber diesen in Schutz und weist
darauf hin, daß der bayrische Monarch, trotz seiner Vorliebe für die Kunst,
sich für die Idee der deutschen Einheit begeistert und sie besungen habe,
und daß sein Enkelsohn, Ludwig II,, obschon er von der Würde der Krone
so hoch dachte, dennoch unter den deutschen Fürsten der erste gewesen sei, der
in Versailles dem alten Begriffe des deutschen Kaiserthums neues Leben
gegeben habe.
Allezeit stand Pulszky mit namhaften deutfchen Staatsmännern und
Gelehrten im innigsten gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr, so z. B.
mit Jonas Freiherr von Nunsen, mit N. G. Niebuhr u. A. In Berlin
lernte er die beiden gelehrten Archäologen Gerhard und Panofka, die
zwei Hauptstützen des archäologischen Instituts in Nom, kennen; dort wurde
er auch mit Schinkel und Räumer, dem Geschichtsschreiber der Hohen-
staufen, und zahlreichen anderen Berühmtheiten bekannt, und ihren anregenden
Belehrungen hatte er viel zu verdanken. Es war daher ganz natürlich,
daß auch sein Erstlingswerk, welches er mit 23 Jahren veröffentlichte, in
deutscher Sprache abgefaßt war; es hieß: „Aus dem Tagebuch eines in
Großbritanien reisenden Ungarn" (Pest, 1838). Dasselbe verschaffte ihm
die Aufnahme in die ungarische Akademie der Wissenschaften.
Mit welchem Refpect Berlin und Preußen überhaupt ihn schon vor
fast sechzig Jahren erfüllten, beweisen seine damaligen Bemerkungen in
seinem Tagebuch: „Das preußische Volk beherrscht jetzt den Irrthum derer,
welche die ganze Welt nach einen» Muster errichten wollen, obgleich sie ein-
sehen, daß selbst die Natur die verschiedensten Gewänder anlegt, und daß
die Einförmigkeit der Tod ist. Preußen hat keine Verfassung, doch besitzt
es zwei außerordentlich starke Institutionen, welche in das Leben des Volkes
tief eingreifen und seine Wohlfahrt sichern. Eine derselben ist die Volks-
schule, welche bis in die untersten Schichten Licht und Wissen verbreitet,
nachdem vorher die im ganzen Königreiche zwangsweise durchgeführte Auf-
lösung der Frohn den Bauer zum Eigenthümer des Bodens gemacht und
bei ihm ebenso wie bei dem Bürger, der der berühmten Slädteordnung ge-

maß seine Obrigkeit selbst wählt und sich selbst regiert, das Selbstgefühl geweckt hatte. Die zweite Institution ist die Landwehr, die ausnahmslose Militärdienstpflicht für drei Jahre, welche der ganzen Nation eine edlere männlichere Haltung giebt und zwischen Bürgern und Soldaten die furchtbare Kluft ausfüllt, welche einst bei unglücklichen Situationen und Zeitverhältnissen die Soldaten zu blöden Wertzeugen der Macht und zum Schrecken der Bürger gemacht hatte."

Andererseits hatte sich auch Pulszky seitens mancher hervorragender deutscher Staatsmänner alle Zeit besonderer Snmpathieeu zu erfreuen, wie dies schon die nachfolgende kleine wahrheitsgetreue Geschichte beweist. Nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution von 1849 lebte Pulszky, wie wir weiter unten sehen werden, eine Zeit lang in London, für die Sache seines Baterlandes eifrig Propaganda machend, für englische Zeitungen und Zeitschriften emsig schreibend und von den britischen Kritikern vielfach ausgezeichnet. Zu feinen Gönnern gehörte u, A. auch Lord Houghton. Dieser lud ihn von Zeit zu Zeit nebst anderen Emigranten zu sich ein, ohne sich viel um deren politische Antecedentien zu kümmern; so invitirte er z. B. gleichzeitig Louis Blanc und Guizot. Unter den Gästen des edlen Lords befand sich auch der bereits genannte Nunfen. Diesem wollte der ungarische Flüchtling keine Ungelegeuheiten bereiten, er that deshalb so, als bemerkte er ihn nicht, und unterhielt sich angelegentlich mit Grote, den: berühmten Verfasser der Geschichte Griechenlands. Nach Tische wandte sich jedoch Vunsen an Pulszky mit den Worten:

„Ich hatte doch die Ehre, in Verlin uud später in meinem Hause iu Frascati Sie wiederholt als meinen Gast zu begrüßen! Warum wollen Sie mich hier nicht kennen?"

„Ich konnte nicht wissen," erwiderte der Gefragte, „ob es dem Gesandten Preußeus nicht unangenehm sei, mit einem uugarischen Rebellen in einer Gesellschaft zusammenzutreffen."

Bunsen reichte ihm treuherzig die Hand und sagte:

„Die Gelehrtenrepublik kümmert sich nicht um die leidige Politik; es wird mich vielmehr freuen, Sie jeden Sonntag im preußischen Gesandtschaftshotel zn empfangen, wo wir gemeinschaftlich das Evangelium der alten Kunstschätze studiren können."

In der That besuchte von jetzt ab der ungarische „Rebell" den preußischen Gesandten recht häufig. Einst kam dem Elfteren zu Ohren, daß die Gegner Bunsens gegen diesen den Vorwurf erhoben, daß er mit politischen Agitatoren verkehre. Diese Verdächtigung bezog sich auf Pulszkn und deu beühmten Architekten Gottfried Semper, welchen Buusen, obschon sich Semper durch die Dresdener Mai-Revolution 1849 compromittirt hatte, protegirte und dein er gerade in dem Augenblick, als der Künstler voll Verzweiflung nach Amerika auswandern wollte, die Stelle eines Lehrers an der Musterzeichnerschule in Marlborough House verschaffte. Auf Veranlassung des preußischen

Gesaudteit nahm Pulszky seine Besuche im gastfreundlichen Hause Vunseus
wieder auf, welch' Letzterer, selbst auf die Gefahr hin, in Ungnade zu fallen,
seiner Ueberzeugung treu blieb.
Interessant sind die Enthüllungen, welche Pulszky anläßlich des deutsch-
österreichischen Krieges wachte und die heut zu Tage wohl nur Wenigen
bekannt sein dürften. Er erzählte, das; Ludwig Kossuth beim Ausbruch
des Krieges bestrebt war, mit dem preußischen Ministerpräsidenten Otto
von Nismarck wegen der Sache Ungarns in Verbindung zu treten, aber
uon diese,« genialen Staatsmann zurückgewiesen wurde. Die Persönlichkeiten,
welche der „Gouverneur" Ungarns nach Berlin sandte, wurden uon Bismarck
gar nicht empfangen. Warum? Dieser wußte nur zu gut, daß der damals in
Berlin anwesende Georg Klavka mit seinen Genossen wohl im Stande
gewesen sei, eine Freischcmr zu organisiren, nicht aber einen Aufstand hervor-
zurufen. Ein Bündniß mit Kossuth hätte vielleicht zum gänzlichen Zerfall
der üsterreichifchenMonarchie geführt, diesen aber wünschte der damalige leitende
preußische Staatsmann nicht. Die vollständige Unabhängigkeit Ungarns hielt er
mit Recht für eine politische Träumerei, und sein Ziel war einzig und allein
darauf gerichtet, den Einfluß Österreichs in Deutschland zu vernichten und
die Dynastie zu zwingen, den Schwerpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.
Nachdem ich die Beziehungen Franz Pulszkys zu Deutschland und
deutschen Geistesgrößen gestreift, will ich noch ergänzend hinzufügen, daß
dieser vielgereiste nnd vielgewandte Mann auch mit zahlreichen anderen
namhaften Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts in «lehr oder weniger
innige Fühlung getreten ist. Er steht unter den ungarischen Staats-
männern und Forschem in dieser Beziehung einzig da. Von den
Geistern, zn welchen er intimere Berührungen hatte, nenue ich nur die
folgenden: Alexander Petüfi, Alexander Dumas Vater, Victor
Hugo, Eharles Dickens, Sulpice Boisser6e, Schnorr von
Earolsfeld, Mar Müller, Franz Liszt, Friedrich Liszt, Mezzo-
fanti, Garibaldi, Mazzini, Jules Ianin, Cobden, Bright,
Eavour, Napoleon III. u. v. A.
Großen Einfluß hatte auf die geistige Entwickelung Pulszkys sein
Onkel Gabriel von Fej6ruä,ry — ein feinsinniger Kunstkenner und
3lesthetiker —, der schon 1833 mit ihm nach Italien reiste. Im klassischen
Lande der Kunst hatte der neunzehnjährige Jüngling Gelegenheit, die
Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei zu studiren, die Museen, Galerien
und Antiguitätensammlungen zu durchforschen und dadurch seinen Gesichtskreis
zu erweitern. Er fühlte schon damals seinen Beruf zum Archäologen, und Anton
Steinbücher, der Director der Wiener Antiqnitätensnmmlungen, bestärkte ihn
in seinen: Vorhaben durch eindringliche Nachschlüge und Unterweisungen.
Daß man schon zu jener Zeit auf die Begabung nnd das Streben
Pulszkys aufmerksam wurde, beweist der Umstand, daß man ihn in Rom
zum Mitglied des Archäologischen Instituts ernannte.

Nach Ungarn zurückgekehrt, gerieth er in die politische Bewegung jener
Zeit. Von dem Comitat Süros in den Reichstag von 1840 gewählt,
machte er sich nnter den Rednern der Opposition bemerkbar und wurde
Secretär der mit einer Ausarbeitung des neuen Strafgesetzbuchs betrauten
Reichs-Cummission. Zugleich entfaltete er eine rege, publicistische Tätig-
keit; so schrieb er z. B. im „Athenäum", von Bajza, Toldy und Vörös-
marty redigirt und das gelesenste Blatt jener Zeit, einen Artikelcvclus: „Ideen
zur Philosophie der Geschichte Ungarns." Allgemein richtete sich die Auf-
merksamkeit auf den jungen Abgeordneten durch eine Polemik gegen den
Dichter und österreichischen Politiker Josef Christian Freiherr von Zedlitz,
den geschickten Publicisten des Fürsten Metternich, welcher in der von ihn«
bedienten „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen:
,,?i» äs8iäori» für Ungarn" veröffentlicht und die ungarische Opposition
scharf angegriffen hatte. Pulszky erwiderte in demselben Blatt, unter dem
Titel „Ungarische Verhältnisse" — nun wurde man auch in Wien auf
den jungen Heißsporn der Opposition aufmerksam*).
Auf Veranlassung des Grafen Aurel Dessewffy reiste Pulszky nach
Wien, um dort den Machthaber»! jener Zeit, dem Grafen Kolowrat und
Fürsten Metternich, vorgestellt zu werden. Der junge Abgeordnete gab
sich alle Mühe, den gewaltigen Staatskanzler für die Sache Ungarns zu ge-
winnen — aber vergebens. Metternich zuckte die Achseln und meinte, es sei zu
bedauern, daß Pulszky bei so viel Intelligenz so wenig Herz und Pietät besitze.
Die nächsten Jahre waren durch eine fruchtbare publicistische und
litterarische Thätigkeit ausgefüllt. Er fchrieb Abhandlungen und Broschüren
finanzieller Natur, fowie über die Donanregulirung, und hob schon damals
die Wichtigkeit des Handels nach dem Orient und der Hauptstraße des-
selben seit den ältesten Zeiten hervor. Ebenso unternahm er auch aus-
gedehnte Reisen nach Deutschland, um Lnud und Leute kennen zu lernen
uud persönliche und literarische Beziehungen mit einflußreichen Personen
und Blättern anzuknüpfen.
Mit Kossuth, DeÄ nnd den übrigen Führern der Opposition wurde
er innig befreundet, und er arbeitete rastlos in Wort und Schrift, um
deren Ideen zu verbreiten. Reizend ist ein Zug, den uns Pulszky aus
dem Leben Kossuths wahrend dessen MunWcser Festungshaft im Anfang
der vierziger Jahre erzählt. Den Nebellen behandelte man zuerst außer-
ordentlich streng, man bewilligte ihm kein anderes Buch, als das corpuZ
juri«, von einer Zeitung war gar keine Rede. Zur Zerstreuung dienten
ihm einige Singvögel ini Käsig. Spater durfte er inathematische Bücher,
eine Tafel und Kreide benützen und endlich Shakespeares Werke in
englischer Sprache, eine englische Sprachlehre und Walkers „?i'oiicnmoinx

*) Vergleiche meine Studie: „Josef Christian Freiherr von Zcdlitz" im 23. —
Jubiläums- — Band der „TioLkuien", Wien, Cail Gerolds Sohn, 1896, S. 274 ff.

victionlli-v'-. Ms diesen Büchern lernte er Englisch — das war die
Frucht seines dreijährigen Aufenthalts im Gefängniß. Als man ihn von
seiner Begnadigung unterrichtete, vergaß er, trotz seiner großen Ueber-
raschung, der Vögel nicht. Er öffnete die Thür des Käfigs und lies, die
kleinen Sänger frei, doch streute er auf das Fenstersims reichlich Futter,
damit sie, wenn sie draußen Nichts finden sollten, hier ihren Hnnger
stillen könnten. Am folgenden Tage begab er sich noch einmal in die
Festung, um beim Profoß nachzufragen, ob nicht der eine oder der andere
seiner Vögel zurückgekehrt sei. Doch hatte sich keiner sehen lassen. „Sie
waren klüger als ich," sagte er, „sie kehrten nicht zurück; ich aber bin
zurückgekommen — nie thue ich es wieder."
1845 finden wir Pulszkn in Wien, wo er sich in die schöne und
geistvolle Tochter des Nanauiers Walter, Therese, verliebte nnd um
ihre Hand warb, welche er auch erhielt. Die Hochzeit, welche in Wien
gefeiert, wurde, war glänzend. Der Dichter Eduard Vauernfeld,
Baron Nicolans Vay, der Vicevräsident des Hoftriegsraths Graf Mans-
dorff und zahlreiche Künstler und Finanzgrößen waren anwefend. Nach-
dem beim Bankett der erste Toast gesprochen war, verließ der junge Ehe-
mann die Gesellschaft, unter dem Vornmnd, daß die Vorbereitungen zur
Hochzeitsreise unaufschiebbar seien — der Schelm! Es war ihm garnicht
eingefallen, zu reifen. Wie er später in seinein vielbändigen Memoiren-
werk: „Meine Zeit, mein Leben" gesteht, war es von ihm nur eine
Fint.'. Er ging vielmehr mit seiner jnngen Frau rnhig noch Hanse
und brachte seine Flitterwochen in tiefster Zurückgezogenheit im Palais
Nasumowfskn und in dem dazu gehörenden Garten zu. Niemand norte
ihre Glückseligkeit, denn man glaubte, daß sie abgereist seien. Putsch)
hält die Hoch-eitsreise überhaupt für eine recht alberne Sitte, denn ein junges
Paar beachte auf einer solchen Fahrt weder die Naturschönheiten, noch die
Kunstdenkmäler, es fühle sich in den Hotels unbehaglich und entbehre
überall Dasjenige, wonach es sich am meisten sehne, nämlich das ruhige,
gemüthliche Heim.
Therese Walter, geboren 1815 zu Wien, war eine Pulsztv con-
geniale Frau und schriftstellerisch hoch begabt. Die Rundreise durch Amerika
au Kossuths Seite machte er in Gemeinschaft mit seiner Frau, nnd er be-
schrieb zusammen mit ihr seine Erlebnisse unter dem Titel: ,.^Vlntc>, reil,
black" (London 1852, 3 Bände, deutsch Kassel 1«53, 5 Bände). Sie
schrieb ferner u. A. die Werke „Uoinnii-8 of « Ilm^nrinn 1^6^" (Lon-
don 1852, 2 Bände, deutsch Leipzig 1850) und „?nle8 an<t trnäitionF
.^l HnnF»rv" (London 1851, 2 Bände, deutsch Berlin 1851>. Das
letztere Werk widmete Therese Puls-ky Bettina von Arnim, nnd sagt
sie in der Widmung, welche für das dichterisch-sinnige Wesen Therese
PulsMs charakteristisch ist: „Diese Sagenblumen find nickt gepflückt auf
der heimischen Haide, sie sind der Erinnerung im Lande der Verbannung

entkeimt — spärliche Treibhauspflanzen, des Dnftes entbehrend. Und
doch erfreuten sie mein Herz, als ich sie zum Strauß band, als ich von
der kalten Wirklichkeit der Tagesgeschichte, wo am Webstuhl der Zeit ge-
dankenlose Taglöhner jenen herrlichen Peplos, der die Statue der Frei-
heit schmücken wird, weben, mich zurückwandte in das.Reich der Phantasie, in
die Waldeinsamkeit der Sage. . . Die Welt liegt freilich jetzt gefesselt, in
Ketten von Gold und in Ketten von Eisen, doch der Geist läßt sich nicht
knechten, und ist auch das Gold dehnbarer als das Eisen, so schmilzt es
doch an der Flamme der Begeisterung, und die Zeit ist nahe, wo die
schamerröthende Menschheit jene kostbaren Fesseln der Korruption verachtend
abwirft, die jetzt den Aufschwung ihrer edelsten Gefühle lähmen, und sie
wird dankbar den Namen Jener nennen, die die spärliche Flamme genährt,
als sie zu verlöschen drohte." Zu dem anziehenden Buche hat Franz
Pulszky eine eingehende, höchst interessante litterar- und kulturgeschichtliche
Einleitung über die Sagenpoesie geschrieben. Er schließt seine noch jetzt
lesensmerthen Bemerkungen mit dem melancholischen Stoßseufzer des
Emigranten: „Wie der Schmetterling, der die Blume rasch umflattert
und die Flügel dann im Sitzen langsam auf- und zuschlägt, nicht mehr
derselbe ist, wenn er auf die Nadel gespießt und ausgestreckt unter dem
Glase i» der Sammlung aufbewahrt ist; wie die Blume zwischen dem
Löschpapier des Herbariums Duft und Fnrbenglanz verliert, so ist auch
die Volkssage, fern von der Gegend, der sie angehört, farblos und matt
geworden,"

1866 erkrankten tüdtlich seine innigst geliebte Frau und seine Tochter
Harriet in Wien, nnd ihm wurde aus diesen« Anlaß die Rückkehr pro-
visorisch gestattet — doch er kam bereits 511 spät. Die Todesschatten
hatten sich schon über die Beiden gesenkt . . .

Am 29. April 1886 ging der damals 72 jährige, überaus rüstige
Mann eine zweite Ehe ein. Rosa Geßner heißt seine jetzige Gemahlin, mit
der er in glücklichster Ehe lebt. Am 15. Januar 1889 schrieb ihr der
zärtliche Gatte folgende -^ ungedruckten — Worte in's Album:

„In meinem langen Leben haben miä, die Wellen des Schicksals
bald in den Himmel gehoben, bald in den Abgrund geschleudert. Ich
habe genossen und gelitten, mit mehr oder weniger Erfolg habe ich meinen»
Vaterlande,, der Wissenschaft oder meinem Nächsten gedient, bald An-
erkennung, bald Gleichgültigkeit, bald Undankbarkeit geerntet, aber ich kann
nicht klagen, denn den Abend meines Lebens verklärt mit ihren goldenen
Strahlen die Sonne Deiner Liebe."

1848 finden wir Pulszky, der inzwischen ein noch jetzt sehr beachtens-
werthes Memorandum über die Richtung der ungarischen Eisenbahnen ver-
faßt hatte, als Staatssekretär im ungarischeu Ministerium des Grafen
Batthvänn, mit der Sendung nach Wien betraut, das Terrain am Hofe
zu recogno?ciren und darüber zu berichten. Der Minister des Auswärtigen,

Fürst Esterhazy, nahm ihn sehr wohlwollend auf, und der gewandte, kenntnißreiche und fleißige ungarische Staatssekretär wurde bald sein Factotum. In dieser Stellung gab er wiederholt glänzende Proben seiner scharfen Beobachtungsgabe und seines kaustischen Humors. Von dem Banus von Kroatien, dem Feldmarschalllieutenant Iellachich, entwirft er z. B. folgende Federzeichnung: „Er war kahl; das wenig dunkle Haar auf seinem länglichen Kopfe mar weich, seine Stirne breit, sein Auge sanft, er hatte eine Stumpfnase und ein breites, militärisch ausrasirtes Kinn, er war ein — nach slavischen Begriffen — schöner, untersetzter General; sein Gesicht war eher das eines Bruders Bonuivant, als das eines bedeutenden Mannes."
Lines Tages beschuldigte unfern Pulszky einer der damaligen österreichischen Minister, die Unordnungen und Straßenkrawalle angestiftet zu haben. Diese Verdächtigung versetzte ihn in große Wuth.
„Wie," sagte er, „ich soll Straßenkrawalle angezettelt haben? Wartet nur, ich werde Euch einheizen, aber dann sollt Ihr nicht mit zerbrochenen Fensterscheiben davon kommen! Wenn Ihr Alle an den Laternenpfählen hängt, sollt Ihr Euch sagen: das ist ein Franz Pulszky manu proprio."
Als der revolutionäre Commandant von Pest, Massenhäuser, ihn bat, nicht so laut zu sprechen, da sich unter seinen Adjutanten auch welche befinden, denen man nicht trauen könne, meinte Pulszky, man müsse solche Kerle erschießen. Als der ungarische Nnterstaatssecretär die Häupter der Revolution: Massenhäuser, Blum, Fröbel u. A. »icht dazu bewegen konnte, die Ungarn zu Hilfe zu rufen, — wurde er wüthend und rief entrüstet aus:
„So habe ich denn hier Nichts mehr zu thun: ich nehme von Ihnen Abschied und kehre noch heut in's ungarische Lager zurück; ich bin nicht aus dem Holze geschnitzt, aus dem man so große Männer macht, wie Sie sind. Wenn Sie siegen, dann sind Sie die Helden und haben Europa von der Tyrannei befreit; wenn Sie besiegt werden, dann werden Sie Märtyrer und aufgehängt — ich bin ein unbedeutender Mensch und keine geschichtliche Persönlichkeit."
Unter schwierigen Umständen gelang es ihm, nach Niederwerfung der Wiener Revolution,, nach Preßburg zu entkommen. Seine Güter wurden confiscirt, und gegen ihn erlieh man einen Steckbrief. Daß man nur KXM Gulden auf feinen Kopf fetzte, das hat Pulszky am meisten verdrossen. Das gegen ihn in contumacmm gefällte Todesurtheil konnte er fchon leichter verschmerzen. . . Des Curiosums halber sei dieser Steckbrief hier niedriger gehängt: „Franz Pulszky, 35 Jahre alt, hohe Stirne, große Nase, braune Augen, weiches Haar, gewählt, aber nachlässig gekleidet, spricht ungarisch, deutsch, französisch und englisch, es ist seine Gewohnheit, die rechte Hand in der linken Rocktasche zu halten. Wer ihn lebendig oder todt einliefert, erhält einen Preis von 1900 Gulden."

Er eilte nach Paris, wo er seinen freund, den Grafen Ladislaus
Teleki, aufsuchte und den Grüßen des Tages Visiten machte, um dieselben
für die Sache Ungarns zu gewinnen — aber ohne jeglichen Erfolg. Bitter
schreibt Pulszky über diese seine französische Mission in seinen Memoiren:
„Ganz Frankreich war verrückt; die Nothen waren ebenso übertrieben wie
die Neactionäre; Niemand füblte sich befriedigt, und daher hatte auch
Niemand Zeit, sich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen.
Girardin debütirte in einem Blatte täglich mit neuen Plänen; heute mar
es die Gesellschaft, morgen die Freiheit, ein anderes Mal wieder Frank-
reich, das er retten wollte. Bei einer Soiröe erläuterte er mit großem
Elfer, daß es Menschen gebe, die es zwar verstehen, Eier zu zerschlagen,
aber nicht im Stande seien, Eierkuchen daraus zu bereiten; das seien die
Republikaner; dann gäbe es wieder solche, die zwar Eierkuchen bereiten,
aber die Eier nicht zerschlagen können, dies seien die Orleanisten. Er aber
verstehe Beides, das Zerschlagen und Zubereiten. Hierauf bemerkt Persigny,
daß er seinerseits weder Eier zerschlage, noch Eierkuchen zubereite, daß
er aber diese sehr gern esse, wenn ein Anderer sie zurechtmache."
In Paris besuchte er natürlich auch Heinrich Heine, den armen
Lazarus auf seiner Matravengruft. Tiefer war schon damals halb er-
blindet, — seine Augenlider waren gelähmt, und wenn er Jemand sehen
wollte, muhte er sie mit den Fingern in die Höhe ziehen. Ter Arzt,
zu dem er großes Vertrauen hatte, war ein Ungar. Sein Witz ver-
ließ ihn auch inmitten der gräßlichen Leiden nicht. Einen amüsanten Zug
Heine'scher Satire erzählt uns Pulszky. Alerander Weill, der in der
französischen Litteratur Aufsehen erregt hatte, machte gern viele Besuche
und hatte die Gewohnheit, einige Worte mit der Phrase einzuleiten, daß
er wenig Zeit habe und daß er nur gekommen sei, einige Ideen auszu-
tauschen. Tann aber plauderte er in geistreicher Weise selber weiter.
Weill hatte Heine eben verlassen, als einer der französischen Freunde des
ungezogenen Lieblings der Grazien diesen besuchte und ihn fragte, wie er
sich befinde.
„Tnmm," meinte Heine.
„Sagen Sie das doch nicht, Sie meinen gewiß leidend."
„Nein, wahrhaftig dnmm; denn Weill war hier, und wir haben Ideen
ausgetauscht." ^
Viel niehr Sympathie» wurden der Sache Ungarns in London ent-
gegengebracht, wohin sich Pulszky von Paris aus begab. Er kam dort
rasch mit den maßgebendsten und einflußreichsten Kreisen der Gesellschaft
in Berührung. Lady Lovelace, die geistreiche Tochter ^ord Byrons, Lord
Landsdown, der ergraute Minister der Königin, Lord Dudley Stuart, der
bekannte Freund und Protector der Polen, u. v. A. versprachen ihm that-
kräftige Unterstützung. Anch benutzte er die englische Presse, welche seine
Beiträge gern aufnahm, um in derselben die Rechte seines Vaterlandes zu

vertreten. Nur die „Times" blieb ihm verschlossen, denn dieses Weltblatt
war sehr österreich-freunolich nnd blieb daher immer ein Feind Ungarns.
Neben seiner politisch-publicistischen Thätigkeit vernachlässigte er seine
archäologischen Forschungen nicht. Das British Museum war ihm eine
Fundgrube für seine Studien, und er kam mit zahlreichen Alterthumsforschern
in intimere Fühlung, so z. V. mit Sir Charles Fellows, dem Entdecker
lnkischer Denkmale, mit dem Aegyptologen Samuel Nirch, mit Charles Thomas
Newton, dem Entdecker des Mausoleums und der Reliefs von Knidos u. v. A.
Ein überaus abwechslungsreiches Leben begann für Pulszkn 1850,
als Kossuth nach England kam und jener dort als Adlatus des Gouverneurs
fungirte und diesen auch auf seiner Nund- und Triumphreise durch Amerika
begleitete. Wie ich schon erwähnte, hat das Pulszky'sche Ehepaar diese
Weltfahrt in einem besonderen Werk eingehend beschrieben, nnd verweise ich
den Leser, der sich über die einzelnen Phasen und Episode« dieser Neise
genauer unterrichten will, auf dasselbe. Nur einzelne besonders charakteristische
Züge und geschichtliche Anekdoten will ich hier anführen.
Mazzini, welcher 185N in London weilte, liebte es als echter
Verschworer, sich mit dem Schimmer des Geheimnißonlleu zu umgeben. Als
ihm Pulszku eine wichtige Mittheilung zu machen hatte, ließ er ihm sagen,
er könne ihn zwischen 12 und 1 Uhr Nachts am Onslow Square Nr. 15
unter deni Namen Felir finden. Pulszkn ging dahin und schaute nach
rechts und links, da sprach ihn ein Policeman an:
„Sie suchen gewiß Mazzini?"
„Woher wissen Sie, wen ich suche?"
„Nun, Sie tragen einen Schnurrbart, Sie sind ein Fremder, wen
Anderen könnten Sie suchen als Mazzini? Jeden Tag pflegt er, in seinen
Mantel verhüllt, hier hinaufzugehen."
Auf deni Schiffe, welches Kossuth, Pulszkn und die Seinigen von
England nach Amerika brachte, befand sich auch die berüchtigte Tänzerin
Lola Montez, einst Geliebte des Königs Ludwig I. von Bayern. Sie
hatte es, zum nicht geringen Aerger der magyarischen Damen, darauf
abgesehen, niit dem traurigen und schweigsamen Kossuth ein Gespräch an-
zuknüpfen — obschon dieser augenscheinlich Nichts davon wissen wollte. Der
Gouverneur bat endlich Pulszkn, ihn von der Tänzerin zu befreien. Diese
benutzte den Augenblick, als Kossuth vom Tische aufstand, um in sein Eabinet
zu gehen, um ihm zu sagen:
„Herr General, wenn Sie wieder einmal mit Österreich Krieg führen,
dann geben Sie mir ein Hufarenregiment."
Pulszkn fiel ihr mit der Bemerkung in's Wort:
„Fräulein, ich bin überzeugt, daß nur ein solches Sie befriedigen
tonnte." Seitdem ließ sich Lola Montez nicht mehr sehen. —
Nach seiner Rückkehr aus Amerika lebte er in London — eine frucht-
bare schriftstellerische Thätigkeit entfaltend; so schrieb er damals u. A. einen

geschichtlichen Noman: „Die Iacobiner in Ungarn" (Verlin 1852, 2 B.).
Er verkehrte viel mit Schriftstellern, wie mit Dickens, Thackercn) und
Lew es, dem Biographen Goethes. Ebenso schloß er sich eng an die
Londoner Künstler an, so an Edwin Landseer, den genialen Thiermaler.
Uni sich vor Nahrungssorgen im Eril zu schützen, war Pulszky ge-
zwungen, seine großartigen Sammlungen zu verkaufen. Seine Majolica-
sammlung kam nach Frankreich, und seine Elfenbeinsammlung bildet jetzt
eine Zierde des Liverpooler Museums.
Im British Museum beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem Studium
der Gemmen, einem damals ziemlich vernachlässigten Gebiet der Archäologie.
Auch das South-Kensington-Museum gewährte ihm lebhafte Anregungen.
Da das Leben in England zu kostspielig war, siedelte Pulszky 1860
mit seiner Familie nach Italien über, wo damals eine freie politische Luft
wehte und Piemont politischen Flüchtlingen ein Asyl gewährte.
Cnuour empfing den ungarischen Freiheitsmann sehr zuvorkommend.
Wie Dr. Josef Ferenczy, der neueste Biograph Pulszkys, erzählt, äußerte
sich der italienische Staatsmann dahin, daß er seinen Gast gern bei sich
sehe, aber nicht in seiner Amtswohnung, sondern zu Hause in seinem
stillen Kämmerlein, um keinen Verdacht zu erregen. . .. In Turin lernte
er bald all' die maßgebenden Politiker uud führenden Geister kennen und
trat mit ihnen in näheren Verkehr.
In Folge des glanzvollen Kriegszuges Garibaldis gegen Sicilien,
dessen Zielpunkt die Schaffung der Einheit Italiens war, trug sich Cavour
mit dem Gedanken, gegen Oesterreich Krieg zu führen, und er berieth des-
halb wiederholt mit Pulszky, um durch diesen die Verhältnisse in Ungarn
kennen zu lernen und mit den ungnrischeu Emigranten Fühlung zu bekommen.
Durch Vermittlung des leitenden italienischen Staatsmannes kam Pulszky
auch mit Victor Einlanuel, dem „1^6 FklÄntuuiiw", zusammen. Die
diplomatischen Schriftstücke, welche jder magyarifche Publicist über seine
Verhandlungen mit dein König und seinem Premierminister verfaßte,
sind wahre Eabinetsstücke der vublicistischen Klarheit und scharfsinnigen
Combination. Auf Veranlassung Cavours und durch Vermittlung Pulszkys
trat auch Kossuth mit Ersterem in Beziehungen, um deu Kriegöplan gegen
Oesterreich auszuarbeiten. Das Dazwischentreten Napoleons III. vereitelte
jedoch die weitgehenden Hoffnungen Eavours, Pulszkys und Kossuths.
1862 trat er mit dem von ihm vergötterten Garibaldi in Ver-
bindung und nahm an dessen abenteuerlichem Zug nach Calabrien Theil.
In Folge dessen wurde er einen Monat lang in Neapel gefangen gehalten.
Diese Gefangenschaft war übrigens eine fehr gemüthliche. In Begleitung
eines Polizeicommissars durfte er das Museum Pompeji besuchen. Unter-
wegs kneipten der Sicherheitswachmann und sein Gefangener mit einander,
und sie luden sogar gute Bekannte und Freunde zu ihren Gelagen ein. —

Nachdem seine Beziehungen zu Kossuth sich gelöst hatten, wandte er
der politischen Verschwörungsarbeit des Emigrantenthums im Auslände den
Rücken und ergab sich mit großem Eifer archäologischen und tunstgeschicht-
lichen Studien. Er verließ Turin, die Residenz des Hofes und der
Diplomatie, und siedelte nach Florenz, der klassischen Stätte der Kunst,
über. Er hielt dort offenes Haus, und namentlich wurden seine musikalischen
Abende berühmt.
1866 begab sich seine Gattin in Begleitung seiner Tochter Harriet
nach Ungarn, um die Zurücknahme ihrer Vermögensconfiscation zu betreiben.
Als Beide zu Ofen an der Cholera erkrankten, erhielt Pulszkn im September
1866 von der österreichischen Negierung die Erlaubniß zu einer Neise nach
Ofen, fand aber, wie schon erwähnt, bei seiner Ankunft Frau und Tochter
bereits gestorben. Der Verlust seiner innigst geliebten, hochgebildeten Frau,
die 21 Jahre Freud und Leid mit ihm theilte, erschütterte ilm auf's
Tiefste. Er reiste nach Wien, um sich bei dem Kanzler Graf Mailüth
zu bedanken, daß dieser bei dem Kaiser und König für ihn eine zeitweilige
Amnestie erwirkt habe. Tags darauf wurde er von dem Monarchen Franz
Iofef in Audienz empfangen. Sc. Majestät gab freundlich seinem Beileid
über den Verlust, der den Gatten und Vater getroffen, Ausdruck und fragte
ihn, ob er in Ungarn zu bleiben gedenke. Tiefer antwortete, daß es im
Interesse seiner Brüder liege, wenn er zum Zwecke der Verwaltung ihres
Vermögens in Ungarn bliebe. Der König ertheilte hierauf die Erlaubniß.
Nach der Audienz besuchte Pulszkn, den Kanzler und fragte ihn, wie weit
er sich von jetzt ab mit Politik befassen könne.
„Lass' Dich mit ihr überhaupt nicht ein," meinte Graf MaMth.
„Das ist nicht so leicht, als es scheint; also darf ich mich nicht zum
Deputirten wählen lassen?"
„Natürlich so lange nicht, bis der schwebende Ausgleich abgeschlossen ist."
„Darf ich für Zeitungen schreiben?"
„Auch das unterlasse."
„Darf ich auch keine schlechten Witze machen?"
„Das kann ich Dir freilich nicht verbieten ^ es würde auch Nichts
nützeu, denn Du könntest Deine Natur doch nicht ändern."
„Darf ich auch jene nicht kritisiren und angreifen, die Euch und der
ungarischen Sache feindlich gegenüberstehen?"
MaMth lächelte und meinte, das könne er schon thun, ja, es sei
sogar seine Pflicht, in diesem Sinne dürfe er Lärm fchlagen — und zwar
je mehr — desto besser.
Aus seinem achtzehnjährigen Eril zurückkehrend, ließ er sich 1867 end-
giltig in Budapest nieder, sich mit wissenschaftlichen und Forschungsarbeiten
beschäftigend. Er wurde eines der eifrigsten Mitglieder der ungarischen
Akademie der Wissenschaften und Präsident der schön-, sprach- und geschichts«

wissenschaftliche» Klasse derselben. 1869 wurde er Tirector des National-
museums in der ungarischen Hauptstadt und 1872 Generaldirector scimmtlicher
Provinzialmuseen und Bibliotheken des Landes. Seine Thatigkeit auf diesen
Gebieten war eine überaus segensreiche, geradezu bahnbrechende. Mit rast-
losem Fleiß und geniale,« Verständnis; hat er innerhalb dieser fast drei Jahr-
zehnte das Nationalmuseum den Anforderungen der Wissenschaft entsprechend
vollständig reorgcmisirt und auf eine Höhe erhoben, die in der ganzen ge-
bildeten Welt Bewunderung erweckt. Auf seinen Vorschlag erwarb die
Negierung die berühmte Mineraliensammlung des Fürsten Solkowitz und die
Goldsammlung des Dr. Weiß; ans seine Veranlassung spendete die Familie
des Neichssinanzministers B. von KMay ihr bedeutendes Archiv dem Museum,
und diesem Beispiele folgten auch andere Geschlechter mit ihren geschichtlich
und kulturhistorisch bedeutsamen Archivsammlungen. An der Spitze einer
jeden Abtheilung des Museums stehen hervorragende Fachleute, welche ehr-
geizig bestrebt sind, die Sammlungen zu vervollkommnen, wissenschaftlich zu
erklären nnd sie dem Publicum nutzbar zu machen. Die Namen der wackeren
Gelehrten und Forscher, welche ihren Chef so erfolgreich unterstützen, mögen
hier genannt werden; sie heißen: Johann Esontosi, Dr. Ladislaus
vou Fej^rpataky, August Franzeuau, Johann von Friueldszky,
Josef Krenner, Josef Loczka, Anton Ligeti, N6la Manlüth,
Nlerander von Mocsurn, Alerander Schmidt, Andor von Semsey
und Johann Lantus. Sie sind fast durckgehends Mitglieder der Akademie
der Wissenschaften und erprobte, vorzügliche Fachschriftsteller. Mit größter
Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit geben sie Jedem Auskunft.
Berühmt sind namentlich die Medaillensammlungen der archäologischen
Abtheiluug, die zn den großartigsten und glänzendsten in Europa gehören.
Die Sammlungen erhalten jährlich einen Durchschnittszuwachs von 3600
Stück, gegenwärtig zählt das Museum über 300000 Medailleneremvlare
aus allen Jahrhunderten.
Ein besonderes Lapitel verdiente die Beschreibung der Handschriften-
abtheilnng des Nationalmuseunis, doch würde mich das zu weit führen; es
sei mir erwähnt, daß die Zahl der Handschriften etwa 200!)0 Nummern be-
trägt, und zwar in lateinischer, ungarischer, deutscher, griechischer, slauischer,
altslauischer, russischer, czechischer, polnischer, croatischer, französischer, italieni-
scher, holländischer, spanischer, englischer, arabischer, türkischer, persischer,
armenischer, amharischer und buddhistischer Sprache.
Zahlreich sind auch die Neliguien des Nationalmuseums; besonders
bemerkenswerth sind diejenigen von Franz Liszt.
Die Bildergalerie enthält sehr viele berühmte Meisterwerke alter nnd
neuer Meister.
In den letzten Jahrzehnten war Pulszkl, publicistisch und litterarisch
sehr thätig; er schrieb Leitartikel, Feuilletons und wissenschaftliche Ab-
handlungen für ungarische und auswärtige Blätter, das höchst interessante

und spannende Memoirenwerk: „tristem 68 Korom"*), die Schrift: „Die Kupferzeit in Ungarn""), nnd ein höchst interessantes, nur in ungarischer Zomche erschienenes Buch: „H,diÄnä ös vall^Hß" („Phantasie und Wirklichkeit")^*). Das Letztere bringt reizvolle Erinnerungen an den Türmer Hof und an Napoleon III. und seine Leute. Sehr geschätzt sind auch die vielen Essays, welche er über Franz von Deük, Naron Josef Eütvüs, Graf Stephan Szüch6nyi, Cauour, Mazzini u, a. veröffentlichte.

18l!9 wurde er zum Viitglied des ungarischen Reichstages gewählt, dem er viele Jahre hindurch angehörte und wo er der liberalen Partei sich anschloß. In sprühenden, geistvollen Reden trat er stets für die idealen Interessen der ungarischen Nation ein lind zeigte sich als ein glühender Vorkämpfer der Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Inzwischen unternahm er eine Reise nach dem Orient, überall archäologische und ethnographische Forschungen machend, deren Ergebnisse der Wissenschaft zu Gute kamen.

Anläßlich seines fünzigjährigen Schriftstellerjnbiläums und seines achtzigsten Geburtstages wurden Franz Pulszky nicht allein in seinein Vaterlande, sondern auch im Auslande Ovationen dargebracht, welche vollgiltige Beweise von der Liebe und Verehrung sind, deren sich der alte Herr allenthalben erfreut. In etwa zehn verschiedenen Sprachen dankte er den Tepntationen, welche aus aller Herren Ländern erschienen waren, um ihu ;u beglückwünschen.

Für den edlen Sinn und die Hochherzigkeit Franz Pulszkys mag nur der nachstehende kleine Eharatterzug zeugen. Vor einigen Jahrzehnten wurde er von Maurus Iokai, dem bekannten Romanschriftsteller, in dem von diesem redigirten Nlatt: „H. dun" (Das Vaterland) angegriffen. Die Folge war natürlich ein Duell. Keiner der beiden Duellanten wurde verletzt. Das hinderte aber Pulszky nicht, über seinen Gegner eine litterarhistorische Skizze zu schreiben, die sich durch bennmderungswürdige Objectivität und Unparteilichkeit auszeichnet.

*) Deutsch unter den, Titel: „Meine Zeit und mein Leben", Preschurg, 1880 bis 1883.

**) Budapest, 1884, ungarisch und deulsck,.

'*») Nudavest, 1888.

Die segende von der heiligen Eugenia.

Ini Urbild und in der Umgestaltung durch Gottfried Ueller.

von

Max Wallerstein.

— Wien. —

su Kaiser Eommodus' Zeiten lebte in Alerandria der Präfect Philivvus, ein vornehmer Römer, der eine durch Schönheit und ungewöhnliche Geistesgaben ausgezeichnete Tochter Namens Eugenia besaß. Ta Philippus ein Freund der Gelehrsamkeit war, ließ er seine Tochter in Allem unterrichten, was der damaligen Zeit wissens-wert!) schien, und hatte bald die Freude, zu sehen, daß Eugenia alle in sie gesetzten Erwartungen weit übertraf. Mit der zunehmenden Ge-lehrsamkeit entwickelte sich bei Eugenia eine ungewöhnliche Sittenstrenge, und dieser entsprang eine seltsame Scheu vor der Che, die das junge Mädchen veranlasite, alle Freier, darunter auch den hochgestellten römischen Patricier Äguilinus, abzuweisen. Als Eugenia zur holden Jungfrau erblüht war, lernte sie die Lehre der Christen kennen und fühlte sich von ihr so mächtig ergriffen, daß sie den Entschluß faßte, aus dem Elternhanse zu entweichen und ihr ganzes Leben der nenen Lehre zn widmen. Unter dem Vormunde, in der Landluft Erholung von ihren anstrengenden Studien suchen zu müssen, begab sich Eugenia auf ein Landgut, legte männliche Kleidung an und trat mit zwei Eunuchen, die von Jugend anf an ihren Studien theilgenommen hatten und ihre ständigen Begleiter waren, in ein Mönchskloster ein. In kurzer Zeit übertraf Eugenia alle Mönche an Fleiß, Temuth und Frömmigkeit, und als nach wenigen Jahren der Klosteruorstand starb, wnrde sie durch den einhelligen Beschluß der Brüder zum Äbte gewählt. Diese Erhebung erweckte in Eugenia nicht das Gefühl des Stolzes, sondern machte sie noch frommer und demüthiger, und es

dauerte nicht lange, so stand sie im Rufe heiliger Wundertraft, und es kamen Kranke zu ihr, denen sie Heilung verschaffte. Unter den Kranken, die Eugenia ihre Hellung verdankten, befand sich auch ein vornehmes, aber sittenloses Weib Namens Melanthia. Dieselbe fühlte sich von leidenschaftlicher Liebe zu dem wunderwirkenden Abte ergriffen und beschloß, demselben ihre Neigung zu bekennen. Sie schützte vor, trank zu sein, und als Eugenia an ihr Krankenlager geeilt war, gestand sie dem vermeintlichen Abte ihre Liebe in glühenden Worten. Entrüstet wies Eugenia sie zurecht. Da verwandelte sich die Liebe des schönen Weibes in grimmigen Hah. Sie eilte nach Alerandria zum Prüfecten und gab an, Eugenia habe sich unter deni Deckmantel der Religion bei ihr eingeschlichen und habe sie vergewaltigen wollen. Erzürnt laßt der Präfect den Abt und die Mönche gesesielt vor sich führen. Vergebens bemüht sich Eugenia, durch ihre Worte Melanthias Verleumdungen zu entkräften, schon soll sie zur Folter geführt werden, da, in höchster Noth, zerreißt sie ihr Gewand, nnd ihren reinen Körper vor den Augen der Menge entblößend, beweist sie ihre Unschuld und macht Melanthias Bosheit zu nichte.

Dies ist in kurzen Zügen die Legende von der heiligen Eugenia.

Sie schlummerte ruhig unter den zahlreichen Sagen und Legenden der katholischen Kirche, als sie Gottfried Keller, der große Kenner der menschlichen Seele, entdeckte, und durch seine Kunst zu neuem Leben wachrief").

Die Vorzüge des Stoffes, der die Augen des Dichters aus sich zog und in ihm den Wunsch zur poetischen Gestaltung erweckte, liegen auf der Hand. Der romantische Zug in Eugeniens abenteuerlicher Flucht aus dem Elternhause, die sinnliche Gluth in Melanthias Verführungskünsten, die dramatische Kraft der Gerichtsscene mußten den schildernden Dichter anziehen, den Psychologen mußte es reizen, die innere Bewegung zu verfolgen und bloßzulegen, die ein Mädchen von der Schönheit und Sittenstrenge Eugeniens veranlassen konnte, die Reize ihres edlen Körpers vor Männeraugen zu enthüllen.

So anziehend aber auch der Stoff war, zu dein, was er unter Kellers Händen geworden ist, hat ihn einzig und allein die Kunst des Dichters gemacht. Gerade an der Legende von der heiligen Eugenia kann man sehen, wie wenig der beste Stoff werth ist, wenn er nicht in die Hände eines Meisters geräth. Man braucht nur die Vearbeitung, welche diese kirchliche Sage durch den gelehrten Karthäusermönch Surius erfahren hat, neben das Werk Kellers zn stellen. Laurentius Surius, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Legenden der katholischen Kirche sammelte und erzählte, ist kein Meister seiner Kunst, und deshalb vermochte der Stoff in seiner Hand weder Farbe noch sinnliches Leben zu gewinnen. Mühsam

*) Gottfried Keller hat den Stoff z» seiner »Eugenia" der Lcaendensllmmluna Koseaartens entnommen.

und stockend, grau in grau gemalt, ziehen die Vilder seiner Erzählung an
unserem geistigen Auge vorüber. Wir hören wohl den Namen Alerandria,
sehen aber weder Hänser noch Straßen, wir folgen dem Erzähler auf's
Land, erblicken aber weder Baum noch Strauch. Kei» Vogel singt, kein
Lufthauch rührt sich. Alles bleibt todt und leer. Auf diesem kahlen Unter-
grunde leben Menschen, denen jede Spur von Wanne und Sinnlichkeit
fehlt. Wie Schatten huschen sie an unseren Augen vorüber, spärliche
Bewegungen, gekünstelte und langathmige Reden bilden ihre einzigen
Lebensäußerungen, und wir sind geradezu erstaunt, wenn uns der Erzähler
einmal das freundliche und heitere Antlitz des Bischof Helenus zeigt, wenn
Eugenia seufzt, das Antlitz zur Erde senkt oder erröthet.
Zu diesem matten uud farblosen Wesen steht die Leidenschaftlichkeit,
mit der sich Eltern und Geschwister bei Eugeniens plötzlichem Verschwinden
und ihrer unerwarteten Rückkehr geberden, in einem sonderbaren Gegen-
satze. Freude und Schinerz äußern sich in stürmischer Weise, aber der
Sturm ist nicht echt. Der Legendnrist hat die Stücke, aus denen er seine
Bilder zusammenfügte, nicht durch Beobachtung des Lebens gewonnen,
fondern aus der Rüstkammer klassischer Autoren geholt, und es ist ihm
deshalb auch nicht gelungen, die heftigen Gemüthsbewegungen glaublich
und ihre Aeußerungen anschaulich zu machen. Seine Schilderung zeigt sich
als grelle Häufung der charakteristischen Einzelheiten, die er bei seinen
Vorbildern gefunden hat. Ten Schluß bilden rhetorische Fragen. „Was
haben die Eltern nicht Alles aus Schmerz gethan? was haben die Ge-
schwister nicht Alles aus Freude gesagt?" ruft der Legcndarist aus, und
indem er auf diese Weise feststellt, daß Eltern und Geschwister alles Er-
denkliche aus Schmerz oder Freude gesagt oder gethan haben, überläßt er
es dem Leser, die leeren Flächen mit den Gebildeil der eigenen Phantasie
auszufüllen. Auch bei der Schaar der Freunde und Hausgenossen zeigen
sich die seelischen Bewegungen, von denen Eugeniens Eltern und Geschwister
ergriffen werden, aber die Psychologie der Menge liegt dem Legendaristen
noch weit femer, als die des einzelnen Menschen. Dw Gemüthsbewegungen
der Hausgenossen und Freunde stehen an Heftigkeit hinter denen der
Eltern und Geschwister kaum zurück und äußern sich in einer Weise, die
man selbst bei einem einzelnen Menschen nur ini Zustande der höchsten
seelischen Erregung begreiflich finden würde. Dabei fehlt dem Legen-
daristen die Fähigkeit, die Menge künstlich zu bewegen. Alles bewegt sich
nach einer Richtung hin, und wenn man die Gestalten, welche die Schilderung
in unserer Phantasie erweckt, schärfer in's Auge faßt, erhält man das
Bild einer Schaar Statisten, die mit größter Eractheit die sinnenfälligen
Aeußerungen der höchsten Freude und des tiefsten Schmerzes ausführen.
Den einzigen Lichtblick in der Erzählung des Surius bildet die Schil-
derung der liebeskranken Melanthia. Ein Meisterwerk gestaltender Kunst
ist mich dieie 3childer,ing nicht, aber man bort doch in ihr, wenn auch

nur entfernt und leise, den gewaltigen Athemzug der Natur. Mau sieht, wie die Liebeskrankheit das leidenschaftliche Weib ergreift; wie ihre Phantasie Eugenien der Heiligkeit und Keuschheit entkleidet, wie die sinnliche Gluth die Unglückliche an Körper und Geist zerrüttet und sie mit unwiderstehlicher Gewalt zwingt, Eugenien ihre frevelhafte Neigung zu bekennen. Vielleicht hat der Legendär:st einen Blick in die eigene Brust gethan und unter der Asche noch glimmende Spuren gesunden, die ihm die Kämpfe vergangener Zeiten in's Gedächtnis; zurückriefen.

(Gottfried Keller stand auf der Hohe feiner Meisterschaft, als er sich der Vearbeitung der sieben Legenden zuwendete. Er wählte die kirchlichen Sagen zur künstlerischen Gestaltung nicht wie ein aufstrebender Jünger, der, ohne die Grenzen seiner Kraft zu kennen, einen Stoff ergreift, weil derselbe seine Phantasie entzündet, sondern mit der ruhigen Besonnenheit und dem klaren Blicke des Meisters, der seines Könnens sicher ist und der weiß, daß die Gestalten, die sich in seiner Phantasie formen, unter feinen Händen auch Leben gewinnen werden. Gottfried Keller steht in den sieben Legenden weit über seinem Stoffe, und der Leser verliert die wohlthuende Empfindung nicht, daß die Kraft des Schöpfers die Grenzen des Werkes überragt. Man findet aber auch unter Kellers Dichtungen mir wenige Werke, in welchen der Dichter den Stoff fo bewältigt hat, wie in den sieben Legenden. Die letzte Spur mühsamer Arbeit ist verschwunden, und wer nicht tief in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens eingeweiht ist, könnte glauben, daß die reizenden Gebilde sich mühelos unter den Händen des Dichters geformt hätten.

Anmuth und warme Sinnlichkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser kleinen Werke. Die Farben glühen und funkeln, Waffen blitzen, und bunte Gewänder flattern. Liebliche Landschaften sprießen empor, und warmes Leben entfaltet sich, wohin wir blicken. Die Menschen durchströmt die süßeste Lebenslust, und selbst in den Adern spröder Heiligen beginnt das Vlut sich zu regen. Sonnige Heiterkeit überfluthet das Ganze, und übermüthiges Lachen ertönt felbst an Orten, denen wir fönst nur mit ehrfurchtsvoller Scheu zu nahen gewohnt sind.

So ist auch die Legende von der heiligen Eugenia zu heiterem Leben erwacht. Alerandria ist nicht mehr ein leerer Name, sondern eine blühende Stadt mit Straßen und zinnenbewehrten Häusern. Ein marmorglänzender Stadttheil vereint die Tempel der Götter und die öffentlichen Gebäude. Eine Vorstadt, in welcher sich das Kloster und die Kirche frommer Mönche erheben, verbindet die Stadt mit den« Lande, und wer die Vorstadt verläßt, erblickt in weiter Ferne das Landhaus des Lonsul Aguilinns, einsam und verlassen im Schatten dichter Bäume gelegen, Neich bewegtes Leben durchfluthet die Stadt. Philosophen, Scholiasten und Nhetoren halten ihre Schulen offen, Kaufleute bieten Schmuck und kostbare Gewänder feil, Sklaven und zahlreiches Gesinde bevölkern die Hänser der Bornehmen, und

der Consul Aquilinus gebietet über stattliches Kriegsvolk. Senkt sich der
Abend auf die Stadt herab, dann stehen die Leute auf den Straßen und
den Dächern der Häuser und blicken zum ausgestirnten Himmel empor,
und wenn es Nacht geworden ist und der Mond sich über die Schatten
der Stadt erhoben hat, hallen die Schritte der Nachtwache durch die
Straßen. Auch das Innere der Gebäude erschließt sich uns, die herrliche
Säulenhalle des Minernatempels, die Zellen des Klosters, das Ruhegemach
der reichen Melanthia und das üppige Gastzimmer im Palaste des Prä-
fecten, wo ein reichgerüstetes Bett und Purpurdecken der Gäste harren.
Mit Stadt und Land sind auch die Menschen zu neuem Leben er-
wacht. Die schattenhaften Wesen der Legende haben sich zu sinnenfälligen
Erscheinungen verdichtet. Wir sehen die Formen ihrer Gestalten, die Ge-
wänder und die Geräthe, die sie tragen. Eugenia erscheint vor uns als
hold erblühte Jungfrau in buntem Mädchengemande und als Mönch im
Klosterhabit, weiß wie Marmor im Gesicht und mit glühenden Augen.
Melanthia liegt ausgestreckt auf ihrem Ruhebette, ein schönes Weib von
noch nicht dreißig Jahren, glühend von Lebenslust, und der ritterliche
Aquilinus schreitet stolz einher in Toga und Mantel. Warmes Blut
rinnt in den Adern dieser Menschen. Wir sehen wie es sich bewegt, wie
es das Herz klopfen macht, den Blick verdunkelt, die Phantasie entzündet
und mit glühenden Bildern bevölkert. Die Bewegung des Blutes pflanzt
sich uach cmheu hin fort und verleiht den Erscheinungen Farbe und Wärme,
läßt sie erröthen und erblassen, lachen und weinen und verändert den Klang
ihrer Stimme, Em reichbewegtes Willensleben entspricht der Regsamkeit
des Blutes. Kellers Menschen freuen sich und ärgern sich, lieben und
hassen und brennen vor Eifersucht, Wehmuth und Rührung, Verlegenheit,
Scham und Verzweiflung, Erstaunen und Verwirrung, Entrüstung, Abscheu
und Entsetzen ergreift sie: ihr Wollen durchmißt die ganze Stufenleiter
menschlicher Empfindungen.
Mit besonderer künstlerischer Liebe sind Eugenia und Aquilinus be-
handelt. Eugeniens heißer Aerger über den herben Tadel, den ihr un-
weibliches Gebahren von Aquilinus erfährt, die Erschütterung, die ihr
Wesen im Mineruatempel erleidet, ihre mädchenhafte Verlegenheit beim
Wiedersehen mit Aquilinus, ihre Scheu und Verzweiflung, wenn sie sich
genöthigt sieht, den jungfräulichen Korper vor dem geliebten Manne zu
enthüllen, sind Meistermerke physiologischer und psychologischer Gestaltung.
Uebertroffen werden sie noch durch die Schilderung, wie in Aquilinus
Stolz und Strenge vor der Liebe dahinschmelzen, wie die süße Leiden-
schaft feine Summe sanft macht, feinen Bewegungen Zartheit verleiht und
ihn die Geliebte betreuen läßt, wie eine Mutter ihr Kind. In ange-
messener Entfernung gruppiren sich um Eugenia und Aquilinus die Neben-
figuren und fügen sich, jede entsprechend ihrer Bedeutung, dem Bilde ein.
Eugeniens Vater ist stark in den Hintergrund getreten, und auch die schöne

Melanthia begleiten wir nicht auf dem Passionsmege ihrer Leidenschaft,
Wir sehen sie erst, wenn sie auf den« Ruhebette ausgestreckt den heißgeliebten Mönch erwartet. Dann aber springt ihre Gestalt aus dem Nahmen des Bildes. In jeder Bewegung drückt sich die Begierde aus, ihren Körper mit dem des Geliebten zu vereinigen, und der tigerhafte Sprung und die eiserne Umklammerung zeugen von dem wüthenden Haß, in den sich die ungezügelte Sinnlichkeit verwandelt hat. In der Legende folgen die beiden Eunuchen Eugenia stumm und schattenhaft auf Schritt und Tritt, bei Keller sind sie zu blühenden Knaben geworden, die beide Hyacinthus heißen und sich an Eugeniens gelehrten Studien betheiligen müssen. Sie wachsen vor unseren Augen empor, werden zwei starke, bärtige Bengel und verwandeln sich nach ihrem Eintritte in's Kloster in zwei gutmüthige Pfäfflein, die, froh, des Studiums überhoben zu fein, sich einem beschaulichen Lebenswandel hingeben. Von den Mönchen weiß der Legendarist nichts Anderes zu sagen, als daß sie ehrbare Leute sind und fromme Lieder singen. Bei Keller sehen wir siebenzig große und kleine, junge und alte Mönche, die mit dem profanen Gewände nicht auch das menschliche Empfinden abgelegt haben. Sie schimpfen weidlich, wenn sie sich ärgern, und werden in der Gefahr wankelmüthig, sind aber voll frommer Einfalt und Gutmüthigkeit. Sie folgen gehorsam ihrem schönen Adle, den sie verehren, und bewundern und preisen Gott mit Gesang aus demüthigen Kehlen. Selbst den Pöbel von Alerandria lernen wir bei Keller kennen. Er kritisirt Alles, ist abergläubisch und rührselig und, wie er dies zu allen Zeiten und an allen Orten war, in seinen Neigungen und Launen höchst veränderlich.

So hat der spröde Stoff, den der Legendarist nicht zn beleben vermochte, unter Kellers Händen, wie mit einem Zauberstabe berührt, Farbe, Wanne und Leben gewonnen. Aber Lebendigkeit der Tarstellung ist nicht der einzige Punkt, in welchen sich die Erzählung Kellers von der Legende des Surius unterscheidet. Weit mehr noch als in der Gestaltung des Stoffes weicht Keller in der Auffassung der Charaktere von dem Legendaristen ab, ja die Verschiedenheit in der Auffassung ist so groß, daß sie bei Keller zu einer Umgestaltung der Legende geführt hat. Es wurde ihr, um mit Keller zu sprechen, das Antlitz nach einer' anderen Himmelsgegend gewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schaute. Wenn nämlich die Ueberlieferung und ihr folgend der Legendarist schildern, wie sich Eugenia, nachdem sie die Höhen des menschlichen Wissens erklommen hat. Schritt für Schritt der Heiligkeit nähert, zeigt Kellers Ezählung, wie Eugenia, nachdem sie in den Schulen der Philosophen, Scholinsten uud Nhetoren gründlich verbildet worden ist, allmählich zu ihrem natürlichen Empfinden zurückgeführt wird.

Uni die Verschiedenheit in der Auffassung der Ebaraktere zu begreifen, ist es nothwendig, die Individualitäten beider Schriftsteller näher in's Auge

zu fassen. Der Legendarist ist in erster Linie Priester, nicht Künstler. Er bearbeitet den überkommenen Stoff, nicht um ihn lebendig zu gestalten, sondern um seine Leser zu belehren, zu erbauen, vor Allem aber, uni sie im Glauben zu bestärken. Da es nicht in seiner Absicht liegt, sein Werk zu einem Abbilde des Lebens zu machen, so bemüht er sich auch nicht, hinter ihm zu verschwinden, er tritt vielmehr ohne Scheu hervor, indem er bald mit dem Finger auf eine überraschende Wendung im Gange der Erzählung deutet, bald Etwas aus deni reichen Schatze seiner Erfahrungen zum Besten giebt. Auch bewahrt der Legendardist im Erzählen nicht die Ruhe des bildenden Künstlers, der Gutes und Böses mit gleicher Unbefangenheit gestaltet, er läßt sich durch die Ereignisse und durch das Thun und Lassen der handelnden Personen erregen und enthüllt in der Erregung sein innerstes Wesen. Er ist abergläubisch: er glaubt an Zeichen, bedeutungsvolle Träume und Wunder, Alles, was Eugenia auf ihrem Wege zur Heiligkeit fördert, ist für ihn ein Zeichen des Himmels. Er ist ein Asket: die sinnliche Liebe ist ihm ein unheimliches Ding, das er fürchtet, ein schamloses Ding, das er verabscheut. Er ist schließlich, und das vor allem Anderen, ein Priester, der für den Glauben, den er als den einzig wahren erkannt hat, von glühendem Eifer beseelt ist. Wohlgefällig betrachtet er Alles, was der Ausbreitung des Glaubens förderlich ist, mit feindseligen Blicken Alles, was sich ihr hindernd in dm Weg stellt. Vom Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt der Legendarist auch die in der Legende auftretenden Personen. Die strenggläubigen Mönche sind in seinen Äugen Heilige schlechtweg. Philippus, der Präfect von Alerandria, ist zwar ein Heide und beharrt bei dem Unglauben feiner Vorfahren, aber er verdient Nachsicht: er ist der Vater Eugeniens und begegnet den Christen, die er als philosophisch gebildeter Mann wegen der Reinheit ihrer Sitten nnd der Strenge ibres Lebenswandels schätzt, mit Wohlwollen. Aber über Melanthia, über dieses Weib ohne Gottesfurcht, gießt der Legendarist die ganze Schale seines Zornes aus. Sie wagt es, Eugeuia, die Reine einer Schandthat zu zeihen! Sie ist eine Lügnerin, eine Verleumderin, ein gewissenloses und boshaftes Weib! Widersacherisches Verbalten gegen Eugenia bildet überhaupt die Grenze für die Geduld des Legendaristen, und auch der Präfect von Alerandria, Eugeuiens Vater, muß sich aus diesem Grunde herben Tadel und den schweren Vorwurf der Ungerechtigkeit gefallen lassen. Er will, nachdem Melanthia vor Gericht die Heilige schwer beschuldigt hat, Melanthias Dienerin als Zeugin hören. Das entlockt dem Legendaristen nur ein mitleidiges Lächeln. Als ob die Magd das Zeugniß der Herrin Lügen strafen würde! „Nicht zur Erforschung der Wahrheit," sagt er, „wollte der Präfect sie hören, sondern zur Bekräftigung der Lüge." Von Eugenia, der Reinen, der Glaubensstarken, spricht der Legendarist natürlich nur im Tone der höchsten Begeisterung, aber gerade diese blinde Bewunderung zeigt, wie befangen der Legendarist ist, denn Nichts ist weniger geeignet, der Gegen-

stand unserer Bewunderung zu sein, als Eugenin in der Schilderung des Legendaristen.

Wie lernen bei Surius Eugenia als ein Kind von glücklichen und ungewöhnlichen Geistesgaben kennen. Mit unermüdlichem Fleiße verbinden sich bei ihr schnelle Auffassung und ein eisernes Gedächtnis;. Sie wachst heran, und ihre Vorzüge entfalten sich. Körperliche Wohlgestalt, gelehrtes Wissen und ungewöhnliche Sittenstrenge sind die Eigenschaften, welche der Legendarist an der zur holden Jungfrau erblühten Eugenia rühmend her- vorhebt. Ein schönes Bild, dem aber die innere Warme fehlt. Es ist, als ob einseitige Ausbildung des Verstandes das Gefühl erkältet hätte. Selbst für die Regung der Liebe bleibt Eugeniens Brust verschlossen, und wenn sie die zahlreichen Freier abweist, so verschmäht sie, sagt der Legendarist, nur scheinbar die Freier, in Wirklichkeit die Ehe. Eugenia lernt die christ- liche Lehre kennen und erfaßt sie nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe. Sie liest die Briefe des Apostels Paulus, strengt die ganze Kraft ihres Verstandes an, um den Inhalt der Lehre zu ergründen, und wird plötzlich im Geiste erleuchtet. Sofort steht in ihr auch der Entschluß fest, ihr ganzes Leben dem christlichen Glauben zu widmen, und ohne zu zügern, bringt sie ihren Entschluß mit rücksichtsloser Energie zur Ausführung. Schon früher hat Eugenia ihre Eltern getäuscht, indem sie bei der Abweisung der Freier äußerliche Gründe vorschützte, anstatt den wahren Grund, ihre Ab- neigung gegen die Ehe, zu bekennen; setzt giebt sie vor, sich auf dem Lande von ihren anstrengenden Studien erholen zu müssen, und verläßt, begleitet von zwei Eunuchen, das Elternhaus auf immer, ohne an den Schinerz der Eltern und Geschwister zu denken. Durch unermüdliches Zudringen, durch Zureden, durch Bitten, durch Thränen weiß sie einen Mann aus den, Gefolge des Bischofs Helenus zu bewegen, sie und ihre Begleiter vor den frommen Bischof zu bringen, und hier, vor Helenus, weicht sie zum dritten Mal von der Wahrheit ab, indem sie sich für Eugenius, den Bruder der Eunuchen, ausgiebt. Diese Eugenia, deren ganzes Thun und Lassen ein klarer und kalter Verstand beherrscht, wird schwerlich Jemandem wärmeres Interesse ein- flößen. Denn wenn man ihre Handlungsweise als Ausfluß kühler Ueber- legung betrachtet, so muß man ihr Beginnen als nnweiblich, ihr Verhalten gegen Eltern und Geschwister als unkindlich nnd herzlos bezeichne» und zu- geben, daß sie in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung ihres Zieles bediente, wenig wählerisch gewesen ist. Zu dieser verstandeskalten Eugenia bildet aber in der Legende die Eugenia des Klosters, dieses demüthige, mitleidsvolle und aufopferungsfähige Geschöpf einen unerklärlichen Gegensatz. Wenn es dem Legendärsten versagt geblieben ist, auf Grund der Ueberliefernng ein lebenswarmes und einheitliches Bild von Eugenia zu schaffen, liegt die Schuld einzig und allein an ihm und nicht an der Überlieferung. Der Legendarist hat sich begnügt, die Worte und Handlungen, welche die Ueberliefernng Eugenien zuschreibt, mechanisch aneinander zu

W Maz wallerstein in Wien.
reihen, »5 fehlt ihm aber der Blick des Dichters, der ihn befähigt hätte, den Weg zum Willenskerne, als dessen Ausflüsse sich die Worte und Handlungen darstellen, zn finden.

Eugenia ist eine religiöse Schwärmerin, Sie ist unbewußt das Werkzeug einer gluthuoll gestaltenden Phantasie, die sich an den Briefen des Apostel Paulus entzündet hat. Vor ihren geistigen Augen steht das Bild des Erlösers am Kreuze, in ihrem Ohre ertönt die Stimme Gottes, die sie ruft. Seitdem sie diesen Nils vernommen hat, kennt sie nur ein Ziel: sich von allen irdischen Banden zu befreien und sich ganz dem Erlöser hinzugeben. Diesem Ziele strebt sie mit ihrer unerschütterlichen Willenskraft zu, sie verläßt Freunde, Eltern und Geschwister, bittet, drängt nnd weint und scheut, um es zu erreichen, selbst vor der Lüge nicht zurück. Starkes Unrecht liegt in Engeniens Handluugsweise, aber es kommt ihr nicht zum Bewußtsein. Sie empfindet nicht das Unweibliche ihres Beginnens, denn ne kennt nicht Mann noch Weib, Schmerz und Jammer der Eltern und Geschwister rühren sie nicht, weil sie gar nicht vor ihr geistiges Ange treten, und sie lügt, weil sie lügen muß, weil sie von einer Kraft, die stärker ist als sie selbst, gezwungen wird, von der Wahrheit abzuweichen. Starren Blickes schreitet sie dem Bilde entgegen, das sich in ihrer Phantasie aufgerichtet hat, und mehr und mehr versinkt die Welt zu ihreu Füßen. Nachdem Eugeuia ihr Ziel erreicht hat, tritt Beruhigung ein, und alle edlen Eigenschaften ihres Wesens entfalten sich zu voller Nlüthe. In Demuth und Selbsterniedrignug dient sie dem Bilde, das sie sich errichtet hat. Sie verschmäht Silber und Gold, sie zittert vor Ruhm und Ehre, und wenn sie sich nach schweren inneren Kämpfen entschließt, die Würde, die ihr die Wahl der Brüder verliehen hat, anzunehmen, so geschieht es mit der festen Absicht, die Worte des Evangeliums: „Wer unter Euch der Erste sein will, der erniedrige sich vor Allen und sei Aller Knecht," zu uerwirklicheu. Wenn die verstandesktare Eugenia des Legendaristen vor den Augen der Menge ihr Gewand zerreißt, so fragen wir uns verwundert, weshalb sie nicht lieber an den Präfecten die Bitte gerichtet habe, sich vor einer Frau entblößen zu dürfen. Wenn aber die religiöse Schwärmen« sich entblößt, so finden wir dies begreiflich. Der Glaube ist in Gefahr! Heiliger Eifer führt die Hand, die das Gewand zerreißt, und wer entschlossen ist, für den Glauben mit seinem Leben einzustehen, scheut sich auch nicht, die Gebote der Sitte für ihn zu übertreten.

Wenn der Legendarist von den Worten und Handlungen seiner Heldin nicht den Weg zu ihrem Wesen fand, so ist hieran einzig und allein sein dichterisches Unvermögen schuld, aber auch Gottfried Keller ist den Weg nicht geschritten, und Gottfried Keller ist ein Dichter und einer der größten, den die deutsche Kuust seit Goethe gesehen hat.

An dem künstlerischen Unvermögen, das Bild einer Heiligen zu gestalten, kann es also nicht liegen, wenn Eugenia unter Kellers Händen nicht

zu einer Heiligen geworden ist. Wie wenige Dichter kennt Keller die ge-
heimsten Regungen der menschlichen Natur. Er weiß sie mit sichere!» Griffe
zu erfassen und hat genug künstlerischen Muth, nm sie in's helle Licht zu
setzen. Was er aber nur in geringerem Maße besitzt, ist der historische Sinn.
Es ist ihn, nur wenig gegeben, sich in den Geist vergangener Zeiten zu
versetzen uud die Menschen darzustellen, wie sie in ihrem Thun und Lassen
von den Ideen ihrer Zeit bestimmt werden"). So ist das historische Colorit
der Gestalten, das auch bei Surius uur uoch in spärlichen Resten erhalten war,
bei Keller ganz verschwunden. Eugeniens Vater ist nicht mehr der in den
Anschauungen seiner Vorfahren aufgewachsene römische Verwaltungsbeamte,
der Juden uud Magier verfolgt, er ist auch nicht mehr der Freund der
Philosophie, der den Christen wegen ihrer strengen Lebensführung mit
Wohlwollen entgegenkommt, sondern einzig und allein der gutmüthige,
schwache, zärtliche und eitle Vater, der vor seinen: gelehrten Töchterchen
einen solchen Respect hat, daß er selbst bei der Werbung des hochgestellten
Aquilinus von seinem Vaterrechte keinen Gebrauch zu machen wagt, uud
der bei Eugeniens Wiedererscheinen nicht recht weiß, ob er sich über die
Rückkehr der geliebten Tochter freuen, oder über die Entfernung ihrer Bild-
säule aus dem Minervatempel ärgern soll. Melanthia macht sich bei Keller
keine Gedanken mehr über die magischen Künste des Abtes, sondern zeigt
sich nur als ein Weib von unbezähmbarer Sinnlichkeit, gleich leidenschaftlich
im Hassen wie im Lieben.

Diesem Mangel an historischen« Sinne ist es auch zuzuschreiben, wenn
Keller das Wesen der treibenden Kraft des Ehristenthums nicht erkannt hat.
Hierzu hätte er sich im Geiste in die ersten christlichen Zeiten, in die Zeit
der sinkenden Nömerherrschaft versetzen müssen. Das gewaltige Römerreich
ist im unaufhaltsamen Verfall begriffen. Die äußere Gestalt des ungeheuren
Körpers ist noch unversehrt, aber die Lebenskraft ist untergraben, und die
Zeichen des Verfalles: Entartung der Sitten, Verfall der Künste, Ver-
knocherung der Wissenschaften, treten täglich stärker hervor. Innere politische
Wirren erschüttern den mächtigen Körper unaufhörlich von einem Ende bis
zum andern, und an den Grenzen stehen, zum gewaltsamen Einfalle bereit.

*) Im eisten Augenblick mag die Behauptung, daß es Gottfried Keller, dem Veifassei
der sieben Legenden und des Dietegcn und anderer mehr, an historischem Sinne mangle, be-
fremden. Bei näherer Betrachtung wird man jedochfinden, daßKellerzwar ein unübertrefflicher
Schildere! des historischen Beiwerls, wie der Lostüme, Gerathe, Aufzüge ist, daß er aber
die Personen, die in seinen historischen Erzählungen handelnd auftreten, fast ausschließlich
von ihrer rein menschlichen Seite und nur sehr wcnig von ihrer historischen Seite, d. h.
insoweit sie in ihrem Denken, Fühlen und in ihren Handlungen von den Ideen ihrer
Zeit bestimmt werden, lennt und zeigt. So kommt es, daß in den sieben Legenden der
Glaubenseifer, der Jahrhunderte lang das Wesen des Menschen durchdrang, ihre
Handlungen leitete und in Vielen jede andere Regung erstickte, zu einer „Wunderlichleit"
zusammengeschrumpft ist, zu einer Verschrobenheit, die auf der Oberfläche der menschliche»
Natur liegt und mit größerer oder geringerer Mühe abgestoßen werden lann.

die Barbaren. Die Zukunft ist düster, trübe und beängstigend, und die
Blicke der Menge wenden sich hilfesuchend zu den Göttern. Aber auch hier
ist kein Trost zu finden, denn mit den Grundvesten des Reiches sind auch
die Bilder der Götter in's Wanken gerathen. Von den Kreisen der Ge-
bildeten ausgehend, hat sich zuerst Zweifelsucht, dann offener Unglaube in
die breitereu Schichten des Volkes verpflanzt, und die Götter, denen man
noch auf den Altären der Tempel opfert, sind zum Kindergespötte geworden.
Noch immer bewegen Furcht und Hoffnung die Phantasie des Volkes, aber
die Bilder, mit denen es die geheimsten Wünsche und Sorgen seines
Herzens zu verknüpfen pflegte, sind verschwunden, und unruhig bewegt sucht
die Phantasie nach neuen. Da erscheint, gebieterisch blinden Glauben
fordernd, das Christenthum mit dem tragischen Geschicke seines Schöpfers, seinen
Aposteln, seinen Heiligen, seinen Wundern und vor Allem mit dem weiten
Ausblick auf die Herrlichkeiten des himmlifchen Reiches. Es entzündet die
Phantasie von Tausenden und Abertansenden, macht sie zu Gläubigen,
zu Heiligen und zn Märtyrern, die, den Blick zum Himmel gerichtet, das
irdische Wohl genug achten und freudig mit dem Leben die Wahrheit ihres
Glaubens bezeugen. Wer in der Phantasie nicht die treibende Kraft des
Ehristenthums der ersten Zeiten erkennt, vermag auch nicht, seinen Folge-
erscheinungen, dem Heiligenwesen und den» Mönchsthume gerecht zu werden.
Nur i» dem blinden Glauben an die neue Lehre läßt sich die Erklärung
für den unduldsamen uud unbeugsamen Eifer finden, den die ersten Mönche
im Dienste des Christenthums entfalteten, nnd ihr asketifcher Lebenswandel
entsprang der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie für alle Müheu und
Entbehrungen, die sie sich im Leben auferlegten, im Himmel reiche Ent-
schädigung finden würden.

Kellers Mönche stehen nicht unter dem Einflüsse erregter Phantasie, ihr
Glaube entspringt der Beschränktheit, ihr beschaulicher Lebensmandel der
Mneigung gegen körperliche und geistige Arbeit, ihr Eifer eigennützigem
Streben nach Macht und Neichthum. Woher Keller auch die Gestalten seiner
Mönche genommen haben mag, Mönche aus den ersten Zeiten des Christen-
thums sind es nicht. Doch sind es köstliche Gesellen, bei deren Schilderung
der Dichter seinen schalkhaften Humor frei hat walten lassen. Man ver-
gißt bei Kellers Schilderung die kleinlichen Motive, von denen sich seine
Mönche leiten lassen, man lacht nur über ihr naives Wesen, über ihr gut-
müthiges Schelten und Toben und über den Neid und die Eifersucht, womit
sie den Versuck der römischen Priester, durch Ausweisung eines Mirakels
gegenüber der neuen Lehre einen Trumpf auszuspieleu, betrachte«.

Ebeuso wie bei den Mönchen, fehlt auch bei Kellers Eugeuia die
Phantasie als wirkende ttraft. Während aber der Legendarist mit den
einzelnen Stücken der Neberlieferung Nichts anzufangen weiß und sich be-
gnügt, dieselben aneinander zu reihen, ist unter Kellers Händen eine lieblich
blühende und lebcnswnrme Mädchengestalt entstanden. Allerdings ist mit

der Phantasie auch das Streben nach Heiligkeit verschwunden, bei Kellers
Eugenia ist es nur eine Verirrung des Blntes, wenn sie sich (sott ergiebt,
und der Augenblick, der ihr diese Verirrung zum Bewußtsein bringt, giebt
sie auch dem weltlichen Leben zurück.
Eine so gewaltsame Wendung konnte sich natürlich nicht vollziehen,
ohne in dem überlieferten Stoffe tiefgehende Veränderungen hervorzurufen.
Schon in dem Gange der Erzählung zeigt sich, wenn man die Legende des
Surius und das Werk des Dichters uebeneinanderstellt, eine höchst
charakteristische Verschiedenheit. In jeder Erzählung lassen sich zwei
Gruppen von Scenen unterscheideu: Die Hauptscenen, in denen sich der
Strom der Erzählung ruhig ausbreitet, und die zur Verbindung und Vor-
bereitung der Hauvtscenen dienenden Nebenscenen, über welche die Er-
zählung leichten und flüchtigen Fußes hinwegeilt. Die Hauvtscenen der
Keller'schen Erzählung fallen nun durchaus nicht immer mit den Hauvtscenen
der Legende zusammen. Die Legende entfaltet sich dort zu mächtiger
Breite, wo Eugen« auf dem Wege zur Heiligkeit einen Schntt weiter
thut, in Kellers Erzählung sind diejenigen Seeuen, welche für Eugeniens
Rückkehr zur Natur entscheidend sind, zu herrlichen Bildern ausgearbeitet.
Die Scene im Minervatempel, wo Eugenia sich ihrer Verirrung bewußt
wird, hat Keller neu hinzugedichtet. Sie führt über die Legende hinaus.
Mit Melanthias Verführungskünsten lenkt die Erzählung wieder in die
Bahn der Legende ein, und hier wie dort führen die Verleumdungen des
schönen Weibes zur Gerichtsscene. Wenn aber auch die Gerichtsscene
beiden Werken gemeinsam ist, so ist doch ihr Charakter in jedem der beiden
Werke unendlich verschieden. In der Legende steht Eugenia vor ihrem
Vater, und der Beweis ihrer Unschuld führt zu einem Triumph des
Glaubens, in Kellers Erzählung steht Eugenia vor dem Emisul Aguilinus,
dem Manne, der sie liebt, und der Beweis ihrer Unschuld macht sie zu
seinem Weibe.
Dem Consul Aquilinus ist in der Erzählung Kellers überhaupt eine
wichtige Rolle zugefallen. Die Neigung zu ihm treibt Eugeuia in's
Kloster und führt sie aus dem Kloster wieder in's Leben zurück. In der
Legende taucht die Gestalt des ritterlichen Römers nur einmal auf, um
sofort wieder zu verschwinden, in Kellers Erzählung ist A<iuilinns in den
Vordergrund des Bildes getreten und steht im hellsten Lichte da als eine
der edelsten Gestalten, die der große Dichter geschaffen hat. In seiner
äußeren Erscheinung zeigt er sich als ein Mann von Kraft und Würde,
in seinem Wesen paaren sich Energie und klarer Verstand. Frei uou
jedem Vorurtheile, weiß er mit Klugheit den Aberglauben der Anderen
seinen Zwecken dienstbar zu machen. Der hervorstechendste Zug seiues
Wesens ist männlicher Stolz, der dem Bewußtsein großer Eigenschaften
entspringt. So mächtig ist dieser Stolz, daß ihn selbst die leidenschaftliche
Liebe zu Eugeuia nicht zu brechen vermag. Wie ein Panzer von Erz

legt er sich um die Brust des kraftvollen Manues und läßt keine Regung seines Innern nn's Tageslicht dringen. Bei all' dieser äußerlichen Ruhe und Gelassenheit ist Aquilinus der stärksten Regungen sähig. Seine Liebe zn Eugenia beweist dies. Die Leidenschaft des stolzen Römers ist stark und tief und überdauert das thörichte Benehmen des schönen Mädchens nnd ihr Verschwinden. Heimlich seufzt Aquilinus über Eugenieus Thorheit und bleibt uuuennählt. Der Orakelspruch der Priester, der Eugenien unter die Sterne versetzt, giebt ihm die Möglichkeit, das Bild der Geliebten zu erhalten. Die Bitte des eitlen Vaters, Engeniens Statne in, Minerua-tempel aufstellen zu lassen, gewährt er unter der Bedingung, daß das Bild der Entrückte« ähnlich fein müsse, und wenn die Schalten der Nacht die Stadt verhüllen, schreitet er zum Tempel, um das Bild mit sehnsüchtigen Blicken zu betrachten und die Marmorlippen zu küssen. Nach langer Zeit steht Eugenia wieder vor Aquilinus. Er erkennt sie nicht in ihrem Münchsgewande, aber der Klang ihrer Stimme rührt ihn. Eugeniens Worte wecken in seinem Herzen die Saiten, die gewohnt waren, beim Klange dieser Stimme zu zittern. Sie giebt sich ihm zu erkennen, und er ergrimmt. Brennende Eifersucht ergreift ihn bei dem Gedanken, daß Eugenia Jahre lang unter siebenzig München im Kloster gelebt hat, und er quält und peinigt sie mit harten Worten so lange, bis sie ihn, fast verzweifelnd, von ihrer Jungfräulichkeit überzeugt. Als sie aber dann, bleich wie eine Rose, in seinen Armen zusammenbricht, ist auch Aquilinus lief erschüttert. Vor dieser Erschütterung schmilzt die starre Außenrinde hinweg, der starke Mann weint, uud sein Gehaben wird lind uud zart wie das eines Kindes.

Mit derselben künstlerischen Liebe, mit der er seinen stattlichen Römer bildete, hat der Dichter auch die anmuthige Heldin seiner Erzählung gestaltet. Wenige meisterhafte Striche genügen ihm, um zu zeigen, wie sich nils dem lieblichen Kinde die blühende und gelehrte Jungfrau entwickelt. Auch Kellers Eugenia wird forgfältig erzogen und unterrichtet und bildet sich in den Schulen der Philosophen, Scholasten und Nhetoren zu einem Wunder von Gelehrsamkeit aus; wenn aber auch der Dichter anfangs denselben Weg wandelt, wie der Legendarist, die Dinge, die am Wege liegen, betrachtet er doch mit ganz andereil Augen. Der Legendarist ist ein warmer Freund der Gelehrsamkeit. Mit innigem Wohlbehagen verfolgt er den Entwicklungsgcmg eines jungen Mädchens, das sich vou weltlichen Vergnügungen, zu denen es vornehme Geburt, Iugeud und Schönheit berechtigen würden, fernhält und es vorzieht, nnt ernsten Männern in gelehrtem Streben zu wetteifern. Gottfried Keller ist ein Dichter und in erster Linie Menschenschilderer. Wie jeder Künstler den Gegenstand liebt, der seiner Kunst als Vorwurf dient, fo liebt Keller die menschliche Natur. Er freut sich, wenn er sieht, daß sie sich frei entwickelt, und er betrachtet Alles, was sich ihr dabei hindernd in den Weg stellt, mit mißtmuifchen

und feindseligen Blicken. Er ist deshalb auch kein Freund der gelehrten
Maulwurfsarbeit, die den Rücken krumm biegt, die Sinne verkümmern
läßt und das natürliche Empfinden tobtet, und er haßt die Gelehrten, die
in der Stube hocken, um todtes Wissen zu sammeln, und ihre Augen
ängstlich vor den« sinnlichen Leben schließen. Die Gelehrten nnd Philo-
sophen, von denen Alerandria wimmelt, nennt Keller spöttisch Bücher-
würmer, und ihr Treiben ist in seinen Augen Schulfuchserei. Was dem
Dichter beim Manne verächtlich erscheint, erscheint ihm beim Weibe lächer-
lich, besonders bei einem jungen und schönen Mädchen. Man müßte sich
über eine solche Verschrobenheit ärgern, wenn sie nicht zu komisch wäre!
Und so giebt sich der Dichter seiner Heiterkeit hin und schildert Eugeniens
gelehrte Bestrebungen mit küstlichem Humor. Er erzählt, daß die Gelehr-
samkeit dem schönen Kinde wohl anschlägt, er rechnet es den beiden
Hyazinthen als Wohlgczogenheit an, daß sie in ihrem Wissen stets um
einen Zoll hinter ihrer Herrin zurückbleiben, er streichelt schließlich seine
Heldin und nennt sie Nlaustrümufchen. Aber hinter der Heiterkeit steckt
der Ernst verborgen, und derselbe Dichter, der über Eugeniens Thorheit
so anmuthig zn scherzen weiß, zeigt, wie die Gelehrsamkeit das liebliche
Geschöpf eitel, eigensinnig und pedantisch macht und ihr das zarte, weib-
liche Empsinden raubt. So kommt es, daß Eugenia nicht einmal erröthet,
wenn Aauilinus sie bittet, sein Weib zu norden. Die Liebe ist für sie
ein Begriff geworden, über den sich mit vielen und leeren Worten dis-
rmtire» läßt. Für das, was sich hinter dein Worte verbirgt, was jedes
Mädchen erröthen und erzittern macht, fehlt ihr die Empfindung.

Die Werbung des Aquilinus ist der Punkt, wo sich die Wege des
Dickters und des Legendaristen trennen. Mehr und mehr entfernt sich in
der Legende Eugenia von der Welt. Der Legendarist führt sie auf dem
Wege, den sie eingeschlagen hat, weiter, von der Gelehrsamkeit zur Heilig-
keit. Der Dichter hingegen duldet uicht, daß seine anmuthige Heldin den
Weg, den sie betreten hat, weiter verfolge. Mit heiteren» Lachen ergreift
er ihre Hand und läßt sie durch feinen stolzen Römer zur Natur zurück-
führen. Ganz erloschen ist das weibliche Empfinden in Keller's Eugenia
niemals, nur haben sich Gelehrsamkeit und Eigendünkel wie eine dichte
Hülle um dasselbe gelegt und drohen es zu ersticken. Rur noch sckwach
vulsirt es, da wird es durch Aauilinus, der Eugenieu mit ruhigen, aber
festen Worten das Thörichte ihres Treibens vorhält, gewaltig aufgerüttelt.
Verschwunden ist die Philosophin, und vor uns steht das schöne, in seiner
Eitelkeit tief getränkte Weib. Mit zornigen Worten weist Eugeuia die
Liebeswerbung des ritterlichen Römers ab und kehrt, nachdem sich Aguilinus
entfernt hat, zu ihren Büchern zurück, aber das Blut ist erregt, sie kann
den Worten nicht folgen, und während ihr die Hyazinthen vorlefen, schweifen
ihre Gedanken voll heißen Aergers in weite Ferne. Mit Eugeniens Ruhe
ist es fortan vorbei: Aquilinns ist ihr nicht gleichgiltig gewesen, sie hatte

heimlich das Auge auf deu stattlichsten, angesehensten und ritterlichsten Mann Alerandriens geworfen; um so tiefer ist jetzt ihre Beschämung, um so heißer ihr Aerger. Es duldet sie nicht mehr bei den Büchern, das erhitzte Blut zwingt sie, stundenlang in den Feldern herumzulaufen und auf diese Weise der inneren Erregung einen Ausweg zu verschaffen. Au einem herrlichen Frühlingsmorgen wird in Eugenia das Verlangen rege, auf ein Landgut zu fahreu. Der Weg dahin führt durch eiue ländliche Vorstadt, wo es den Christen erlaubt ist, ihren Gottesdienst abzuhalten. Es ist Sonntag. Aus der Kirche eines Mönchsklosters ertont frommer Gesang, und zu Engcnien's Ohr dringen die herrlichen Worte des Psalmisten: „Wie eine Hündin nach den Wasserquellen, so lechzt ineine Seele, o Gott! nach Dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!" Diese Worte — der Schrei eines unbefriedigten Herzens, das bei Gott den Trost zu finden hofft, deu es auf Erden vergeblich sucht, — erschüttern Eugenia im Innersten. Das ist auch ihr Schrei, sie fühlt es, nnd rasch entschlossen legt sie auf dem Landgute männliche Kleidung an und tritt in's Kloster ein. Fleiß und Eifer im Dienste des Herrn sollen das erregte Blut betäuben, doch bald zeugen die Blässe des Gesichtes und die glühenden Augen von der Fruchtlosigkeit des Kampfes.

Ein Zufall lenkt das verirrte Blut in die richtige Bahn. In das Kloster ist die Kunde von dem Orakelspruch gedrungen, der Eugenia unter die Sterne versetzt hat, und mit Entrüstung hören die Mönche, daß man dein Bilde der Entrückten im Mineruatemvel göttliche Ehren erweise. Eugenia bleibt bei dem Schelten und Toben der Brüder äußerlich ruhig, aber in ihrem Innern reift schnell der Entschluß, das Bild zu zerstören. Mit einem Hammer bewaffnet, schreitet sie in mondheller Nacht zur Vorhalle des Tempels und steht vor ihrem Bilde, in dem sie mit süßem Schrecken ihr besseres Selbst, die liebliche uud begeisterte Eugenia der ersten Jugendzeit, erkennt. Die Bilder dieser schönen lugendtage schweben an ihren Augen vorüber, und in ihrem Innern erheben sich die reinen und natürlichen Empfindungen, die sie damals hatte, Empfindungen, die weder künstliche Bildung noch blinder Glaubenseifer trübte. Mit sanfter Trauer sieht sie, daß der Weg, den sie eingeschlagen hat, nicht der richtige ist, nnd daß ihr dieser Weg nie den ersehnten Frieden verschaffen wird. In dieser wehmüthigen Stimmuug wird sie Zeuge der Liebe des Aquilinus, sieht, wie die Liebe den stolzen Römer zu ihrem Bilde treibt, wie er es sehnsüchtig betrachtet und einen Kuß auf die Marmorlippen drückt. Einen Augenblick regt sich in ihr die beleidigte Jungfräulichkeit. Zornig und mit erhobenem Hammer tritt sie hin zum Bilde, aber was ihr nur leise verhüllt war, hat sie jetzt mit erschreckender Klarheit erkannt. Sie weiß nun, wohin sich ihr Herz sehnt, und in Thränen ausbrechend, drückt sie selbst einen Kuß auf die Lippen des Bildes nnd eilt von dannen.

In's Kloster zurückgekehrt, kann Eugenia lange nicht den gewohnten

Schlummer finden, versäumt am Morgen das Frühgebet und träumt von Dingen, die mit dem heiligen Berufe in keinem Zusammenhange stehen. Als sie sich endlich, von den München geweckt, auf den Weg zu Melanthia macht, sind ihre Wangen hold geröthet, und ihre Gedanken weilen mehr in den Träumen des Morgenschlummers und unter den nächtlichen Tempelfaulen, als bei der Kranken, die ihren geistlichen Zuspruch verlangt. Melanthias leidenschaftliche Vetheuerungen und Liebkosungen sind auch nicht geeignet, das erregte Blut zu beschwichtigen. Trotz der Entrüstung klingen, durch Keuschheit und zarte Scham gedämpft, die verwandten Saiten ihres Wesens nach, und vor dem strengen Richter steht nicht die begeisterte Heilige, sondern ein schamhaft verwirrtes Weib, das sich des Peinlichen seiner Lage wohl bewußt ist. Denn wenn Eugenia Melanthias Verleumdungen nicht entkräftet, so sind die Mönche und mit ihnen sie selbst verloren, zeigt sie aber, daß sie ein Weib ist, so giebt sie sich und das Kloster dem Spotte der Menge preis. Die begeisterte Kraft der Rede, durch die sie früher so mächtig wirkte, besitzt sie nicht mehr. Mit dem weiblichm Wesen ist ihr auch die mädchenhafte Zartheit zurückgekehrt, sie blickt zur Erde, erröthet, und wenn sie sprechen soll, thut sie es schüchtern und ängstlich, mit leisem und bescheidenem Tone. Hat Eugenia aber auch die Sicherheit des früheren Auftretens verloren, so hat sie dafür den feinen, weiblichen Instinct wiedergewonnen, und dieser flüstert ihr zu, daß die Rettung für sie und ihre Glaubensbrüder nur aus der Neigung, die Aquilinus zu ihr gefaßt hat, entspringen könne. Ohne zu säumen, schlägt sie diesen Weg ein und bittet den Eonsul, mit ihm unter vier Augen sprechen zu dürfen. Aquilinus willfahrt ihrem Wunsche, und als sie sich allein mit ihm sieht, schlägt sie die Augen zu ihm auf, wirft die Kapuze zurück und sagt: „Ich bin Eugenia, die Du einst zur Frau begehrt hast." Sie erzählt, von deni leidenschaftlichen Römer hierzu aufgefordert. Alles, was sich seit ^ihrem Verschwinden mit ihr zugetragen hat, und wird allmählich zuversichtlicher. Es dünkt sie ganz behaglich, mit einem guten alten Bekannten von sich und ihreni Leben reden zu können, und schon glaubt sie, Aquilinus müsse das erlösende Wort aussprechen, dn muß sie zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß ihre Worte auf Aquilinus nicht den Eindruck gemacht haben, den sie von ihnen erhofft hat. Aquilinus bleibt kalt und streng. Zwar Eifersucht und brennender Aerger sind verschwunden, Melanthias Verleumdungen in Nichts zerstoben, uud es wird dem (5onsul mit jeder Minute schwerer, sein Wohlgefallen an der fchönen Wiedergefundenen zu verberge«, aber Aquilinus will sich überzeugen, ob er an Zucht und reiner Sitte die frühere Eugenia vor sich habe, nnd drängt seine Neigung gewaltsam zurück. Er bleibt der strenge Richter, der den Worten Eugeniens jeden Glauben versagt. Vergebens erinnert ihn Eugenia daran, daß er in dieser Nacht ihr Bild geküßt habe, vergebens fragt sie, wie derselbe Mann das Urbild so peinigen könne. Aquilinus kämpft feine Verwirrung

nieder, und während er zugiebt, daß die armen Christenmunche unschuldig sein können, versagt er Eugeniens Worten jeden Glauben und fordert sie ans, sich bereit zu halten, sie solle gerichtet werden. Da ergreift Engenia helle Verzweiflung. Mit den Worten: „So helfe mir Gott!" reißt sie ihr Mönchsgewand entzwei und bricht bleich wie eine weiße Nose in Scham und Verzweiflung zusammen,

Tiefes Beginnen macht Engenia zum Weibe des Aquilinus. Ihr Stolz ist geschwunden, sie leistet keinen Widerstand mehr. Sie läßt sich von Nguiliuus in das reich gerüstete Gastbett legen nnd mit Purvurdeckcn einhüllen, sie duldet es, daß Almilinus sie an's Herz drückt und auf den Mund küßt, uud als Aguiliuus sie mit sanfter Stimme fragt, ob sie fein Weib sein wolle, sagt sie weder Ja noch Nein, sondern schaudert nur leise unter ihren Purpurdecken.

So ist (5'ugenia zur Natur zurückgekehrt, ihr fühlen ist gesundet, sie wird das Weib des APiilinus, und der Dichter entläßt uns mit der heiteren Versicherung, daß sie sich mit eben der gründliche» Ausdauer, welche sie soust der Philosophie uud der christlichen Askese gewidmet, dem Studium ehelicher Liebe und Treue hingegeben habe.

^/^?^^W ^?
^,,^^.^/ ^H5"
>^^3^^'s7^
«l W ,!??^ ^,V '»' . '^^^ ^ °^
,/
-<^H ^>v ^ ^i,,^^'
^,'R ^^^^^-"..«--^x ^,
lß^^
<
e
>^ö/M^
^^H<^.
--

Die Frage der zweijährigen Dienstzeit und der vierten Bataillone.

von

A. Üoyalla von Vieverstcin.

— Vreslau. —

^us Anlaß der Berichte der Trupveutheile über die mit der Ausbildung des zweiten Jahrganges und den vierten Bataillonen gemachten Erfahrungen ist unlängst die Frage der zweijährigen Dienstzeit und die der vierten Bataillone wieder aufgetaucht, und gelangten zuverlässige Andeutungen über den allgemeinen Inhalt jener Berichte an die Oeffenllichkeit. Als Facit derselben ergab sich, daß die Erfahrungen, die man mit der Ausbildung des zweiten Jahrganges bis jetzt machte, „im Allgemeinen" zufriedenstellende waren, daß dagegen die vierten Bataillone nirgends befriedigt haben nnd allgemein als eine lebensunfähige Embryonenbildung betrachtet werden. Dieselben bilden jedoch einen integrirenden Bestandtheil der angeordneten Neuerung, da sie für das Mehr von bei nur zweijähriger Dienstzeit zur Entlassung gelangenden Reserven die Eadres abzugeben und, was bei ihrer Schöpfung fast für ebenso wichtig erachtet wurde, die auf erhöhte» Friedensetat gesetzten übrigen drei Bataillone zu entlasten bestimmt sind. Allein auch die Ausbildung des zweiten Jahrganges und daher mit anderen Worten die zweijährige Dienstzeit hat bis jetzt nur „im Allgemeinen" befriedigt, und ans mannigfachen, augenscheinlich auf Informationen von militärifcher Seite basirenden Auslassungen in der Tagespresse ging deutlich hervor, daß nur die äußere Dressur des Maunes in den verschiedenen Dienstzweigen im Allgemeinen zufrieden gestellt hat, daß man jedoch im Heere weit davon entfernt ist, anzunehmen, daß mit der Ausbildung in zwei Jahren auch dasjenige Resultat der Erziehung des Mannes zur Discivlin, Vaterlandsliebe, Herrschertreue uud in allen sonstigen militari-

schen Grundeigenschaften erreicht sei, welches namentlich für die militärisch weniger veranlagten Mannschaften des dritten Jahrganges das charakteristische Merkmal und Ergebniß der dreijährigen Dienstzeit bildete und sich im Kriege glänzend bewährt hat. In einer ferneren wichtigen Richtung, derjenigen der Bewährung der angeordneten Neuerung bei den mit zweijähriger Dienstzeit ausgebildeten Mannschaften der Reserve und Landwehr, fehlt heute noch jede Erfahrung, und vermag dieselbe, da der zum ersten Mal unter den neuen Verhältnissen mit zwei Jahren ausgebildete Jahrgang 1894/95 erst im Frühjahr des Jahres 1901 von der Reserve zur Landwehr übergeführt wird, innerhalb des sich darbietenden, 51/4 jährigen Zeitraums überhaupt bei der Landwehr nicht gesammelt zu werden. Auch bei den Reserven, die während jenes Zeitraums, da alle Reserven nicht dreimal zur Nebung gelangen, nur zwei bis drei Mal zur Wiedereinziehung zu den gesetzlichen Uebungen gelangen werden, ist unseres Dafürhaltens die gebotene je 14tägige Zeit zu kurz bemessen, um einen zuverlässigen Maßstab für die Wirkungen der zweijährigen Dienstzeit und dafür zu gewinnen, ob die Ausbildung mit zweijähriger Dienstzeit bei ihnen durchweg feste Wurzeln geschlagen hat oder nicht. Für die Neurtheilung ihrer Wirkungen auf die Landwehr aber fehlt innerhalb des Zeitraums, an dessen Ende die definitive Entscheidung fällt, diese Gelegenheit ganz.

In richtiger Würdigung der prekären Beschaffenheit der angeordneten Neuerung haben Regierung uud Heeresleitung derselben durch ihre gesetzliche Festsetzung auf nur fünf Jahre einen provisorischen Charakter gegeben und sie damit deutlich als eine Probe gekennzeichnet. Die Zuversicht, mit der mau daher auf vielen Seiten die zweijährige Dienstzeit mit dein gethanen Schritt für fo gut wie unwiderruflich eingeführt betrachtet, erscheint daher nicht völlig begründet. Man beruft sich dabei auf die Aeußerungen des Grafen Cavrivi, der die Neuerung mit Bestimmtheit als eine für die Dauer beabsichtigte bezeichnete, an der die verbündeten Negierungen festzuhalten gesonnen seien, der es jedoch zugleich nicht unterließ, den wichtigen Vorbehalt zu machen, bis auf den Fall, daß nicht ganz unvorhergesehene Umstände, die dagegen sprächen, einträten, sowie auf andere anscheinend officiüse Auslassungen neuesten Datums.

Nun ist jedoch Graf Eaprivi heut nicht mehr am Nuder, und andererseits scheinen diese unvorhergesehenen Umstände in der Bildung begriffen, und zwar bestehen sie in der völligen Verurteilung, die die vierten Bataillone in der Armee fanden, und darin, daß die Ausbildung des zweiten Jahrganges nur „im Allgemeinen" befriedigt hat. Wenn man bei Einführung der Neuerung die mit der zweijährigen Dienstzeit stattgefundene Erhöhung des Friedensstandes der Infanterie-Comvagnien auf 159 Köpfe im Minimum, als einen Vortheil von großer taktischer Bedeutung anführte, da dieselbe eine taktische Ausbildung und Verwendung in sich schlösse, die den Verhältnissen des Krieges näher komme, wie bei irgend einer anderen

Infanterie des Eontinents, und einen sehr beachtenswertheil Vortheil in
der taktischen Zuverlässigkeit der Infanterie im Kriege selbst bedinge, so
steht dem der heute sich herausstellende nicht zu unterschätzende Nachtheil
gegenüber, daß die Ausbildung und Verwaltung dieser verstärkten Eom-
pagnien durch den Eompagniechef bezw. Feldwebel und die Functionsunter-
offiziere nnbedingt erheblich erschwert sind, da das zugleich neu geschaffene
Mehr an Unterpersonal jene Chargen in der Erfüllung ihrer Functionen
keineswegs entlastet. Die Ausbildung vermag daher namentlich von Seiten
der Compagniechefs, denen z. B. die Leitung des Schießdienstes wesentlich
obliegt, in mancher Richtung eine mir weniger intensive zu sein, worunter
auch ihr taktisches Ergebnis; leiden muß. Mein auch die physische Trainirung,
Abhärtung und Schulung des Mannes sind bei nur zweijähriger Dienstzeit un-
bedingt geringer wie bei dreijähriger. Vom dritten Jahrgang aber siel im Durch-
schnitt nur V3-^/5, h^ Dispositionsurlauber, in dieser Trainirung und
der dreijährigen gründlichen militärischen Gesammt-Erziehung aus, so daß
in beiden Richtungen unbedingt ein Manco gegen früher zu verzeichnen ist.
Man hat darauf hingemiesen, daß die ganze Neuerung unter großen
Gesichtspunkten betrachtet werden müsse, und als ein Hauptverdienst der-
selben gerühmt, daß Frankreich damit auch in numerischer Hinsicht ge-
schlagen und an der Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt
von Deutschland der Zahl nach für immer überholt sei.
Allein gerade unter weiteren! Gesichtspunkte aufgefaßt, drängt sich die
Frage auf, ob bei den heutigen, mit raschen wuchtigen Schlägen geführten
Kriegen, bei denen die Truppen der zweiten Linie nur zum geringen Theil bei
den Entscheidungskämpfen zur Verwendung gelangen, und von denen fast
Keiner im Laufe der letzten Decennien die Dauer eines Jahres überschritt,
die nach Millionen zählenden, für den Kriegsdienst ausgebildeten Mann-
schaften überhaupt in auch nur annähernd vollem Umfange zur Verwendung
gelangen werden, und ferner diejenige, ob wir bei Beibehalt der drei-
jährigen Dienstzeit nicht stark genug an Truppen der 1. Linie waren, und
namentlich an solchen, deren gediegene Beschaffenheit sie auch einem Mehr an
ihnen neben den gegnerischen Truppen der 1. Linie gegenübertretenden Reserve-
formationen gewachsen machte. Diese Fragen aber glauben wir die erstereu
verneinen, die letzteren bejahen zu dürfen, da die Zeit der allgemeinen
Insurrectionskriege, sowie der Kriege bis auf's Messer, wie Frankreich
1879/71 bewies, vorüber ist, und alle Verhältnisse, namentlich die wirth-
schaftlichen und die politischen, auf rafche Entscheidung drängen, und da unsere
derzeitigen Reserueformationen quantitativ stark genug erscheinen, um selbst
einiger gegnerischer Ueberlegenheit an Zahl die Spitze bieten zu können.
Nachdem man aber heute die Klimar in der Zahlenwuth fast überall erreicht
hat, erscheint es vielleicht als ein naturgemäßer Procesi, die Solidität des
Gefüges und der Elemente der großen heutigen Heeresmassen wieder mehr
in's Äuge zu fassen, nnd daß sich hinsichtlich ihrer eine gesunde Neaction

vollzieht. Die Kriegsgeschichte aber, und selbst die neueste, hat mannigfach gezeigt, daß kleine gründlich und länger geschulte und in militärischem Geist erzogene Heere weit größere, in diesen Beziehungen minderwerthige, schlugen. Dies aber dürfte auch heute noch, falls der Zahlenunterschied kein zu großer ist, gelten. Wirtschaftlich betrachtet, bedeutet die zweijährige Dienstzeit, da sie mit einer Erhöhung der Präsenzziffer verknüpft ist, im Großen und Ganzen nicht einmal eine Erleichterung, da es in dieser Hinsicht gleichgiltig ist, ob zwei Mann drei Jahre oder drei Mann zwei Jahre der Production entzogen werden, ja die Ansicht findet sogar Vertretung, daß es im Allgemeinen weniger nachtheilig in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreift, wenn an zwei Arbeitsstellen zwei Mann drei Jahre hindurch der Production entzogen sind, wie an drei Arbeitsstellen drei Mann zwei Jahre, und überdies hat der jetzige Modus das Militärbudget um ca. fünfzig Millionen an dauernden, um ca. 60 Millionen an einmaligen Ausgaben erhöht. Allein selbst wenn man zugiebt, daß die militärisch besser veranlagte» Elemente in zwei Jahren zum tüchtigen Soldaten auszubilden sind, so gilt dies doch keineswegs für die militärisch minder veranlagten, und dieselben wurden — bei Entlassung der besten Leute zur Disposition, was beiläufig bemerkt, nicht überall geschehen konnte, da die häuslichen Verhältnisse mitsprachen, und selbst bei keineswegs einwandfreier Anrechnung bestrafter Mannschaften zu den ersteren, ^ von, dritten Jahrgang, nach Abzug der Dispositiousurlauber, repräsentirt. Wie hinfällig aber die Verurtheilung des dritten Jahrganges hinsichtlich seines militärischen Werthes ist, haben unsere mit ihm glänzend geführten Feldzüge, und die Stütze, die er der Infanterie bei der Ausbildung der jüngeren Jahrgänge bot, und die heute in ihr zurückgewünscht wird, deutlich bewiesen, und jedenfalls erhalten in ihm die militärisch minder veranlagten Elemente ihre gründliche militärische Erziehung. Er bot daher der Hauptwaffe eiuen Halt als Nekruten-Anleiter und Ausbilder, als zuverlässig geschulter Wachtposten, Patrouillcnführer .'c. nnd bot ihr einen Halt im Felde. Wenn jedoch die vierten Bataillone und die Erhöhung der Präsenzstärke, die letztere, wie wir andeuteten, nicht in jeder Hinsicht, ebenfalls wesentlich als Elemente des taktischen Kitts für die Kriegsformationen betrachtet werden können, so ist der Halt, den in ihrer Gesmnmtheit aller Jahrgänge etwa 1V-l Millionen dreijährig gedienter Mannschaften repräsentiren, ein weitaus überwiegender und daher vorzuziehender, Heute finden sich bei der Infanterie nicht wenige Mannschaften, die bei einer zweijährigen Dienstzeit nicht einmal in der formellen Dressur sicher geworden sind; beim dritten Jahrgang war dies mit verschwindenden Ausnahmen körperlich besonders Ungeschickter nicht der Fall.

Der heutige in der Flegel unter der verheerenden Feuerwirkung einer wesentlich verbesserten Artillerie nüt Nepetirgewehren von größter Rasanz nnd Treffsicherheit geführte Infanterietampf stellt jedoch derattige gesteigerte Anforderungen an die militärische Erziehung, Ausbildung nnd Nrauonr des

Mannes, das; dieselben unbedingt fest gewurzelt sei» müssen, um nicht in
der kritischen Probe des Ernstfalles zu versagen. Treten jedoch bei der
heutigen verheerenden Wirkung der Feuerwaffen starke Verluste, darunter
selbstredend auch an zweijährig Gedienten, ein, und erfolgt ihr Ersatz durch
die in wenigen Wochen auszubildende Mannschaft der Ersatzbataillone, so
kann es heute vorkommen, daß die Armee sich, stellenweise überwiegend aus
nur einjährig Gedienten und Netruten bestehend, einem, wie z. B. der
russischen, fünfjährig gedienten Feinde gegenüber befindet, was offenbar eine
Gefahr in sich schließt.
In den ersten beiden Dienstjahren ist der Mann derart durch die Er-
lernung und Befolgung der formellen Dienstvorschriften und das Einleben
in ihm völlig neue Verhältnisse in Anspruch genommen, daß der Proceß
der Entiuickelung des richtigen militärischen Geistes der Unterordnung, Pflicht-
treue und Hingebung nur bei den besser veranlagten Individuen zur ge-
hörigen Neife gelangt. Im dritten Dienstjahre erst vollzieht sich derselbe
mit verschwindenden Ausnahmen bei allen Mannschaften, in feinem vollen
Umfange. Deshalb dürste unseres Erachtens auf dasselbe uicht zu ver-
zichten sein.
Wenn jedoch die Armee überhaupt und mit Recht als eine Schule
des Volkes gilt, so erscheint es nicht zulässig, die Gründlichkeit nnd Ge-
diegenheit derselben und ein befriedigendes Ergebnis; auch für die minder
veranlagten Schüler durch Verkürzung der Dienstzeit in Frage zu stellen.
Dies gilt namentlich anch hinsichtlich der Gefahren des Socialismus, hieß
es doch unlängst von einem Contingent des Heeres, dasselbe sei mit socialisti-
fchen Elementen mehr verseucht, als seiner Negierung lieb sei, die monarchische
Gesinnung ließe iu demselben Manches zu wünschen übrig, man sei ver-
kappten Agitationen gegen den Fahneneid auf der Spur :c. Diesen Ge-
fahren ist jedoch unseres Dafürhaltens wesentlich nur durch die die Erziehung
der Schule vollendende des Heeres vorzubeugen, und sollte nicht für die
militärisch und disciplinarisch minder veranlagten Mannschaften verbürgt
werden.
Man hat den Verteidigern der dreijährigen Dienstzeit den Vorwurf
gemacht, daß sie nichts Entsprechendes an die Stelle der mit der zwei-
jährigen Dienstzeit und den vierten Bataillonen verknüpften Verstärkung
des Heeres an Zahl und Eadre-Material zu setzen wüßten. Allein von
ihrer Seite wnrde der sehr beachtenswerthe Vorschlag gemacht, die vierten
Bataillone entweder zu Vollbataillonen zusammenznstellen oder sie als reine
und schwache Cadres bestehen zu lassen, dagegen die erhöhte Präsenzstärke
der übrigen auf die frühere Stärke zurückzuführen und in ganz allmählicher
Angliederung neue festgefügte, gegliederte und gründlich ausgebildete
Truppentheile in Stärke von einigen Divisionen und schließlich Armeecorps
zu schaffen. So lange der Dreibuud besteht, der doch fast ausschließlich
in militärischem Interesse geschaffen ist, und dessen Dauer voraussichtlich

HH A. Rogallll r>oii Vieberstei» i» Vieslau.

wieder erneuert werden dürfte, hat Deutschland jedoch von der Zahl seiner Gegner Nichts zu fürchten, selbst wenn ein thätiges Eingreifen Italiens in einem Coalitionskriege nicht erfolgt nnd dasselbe nur starke Streitkräfte unseres westlichen Nachbarn auf sich lenkt. Es dürfte daher unter diesen Umständen eine nach Maßgabe der wirtschaftlichen Lage des Reiches sich vollziehende ganz allmähliche Angliederung einzelner neuer größerer Truppen-körper an die bestehende Armee, in den bevöltertsten Gebieten des Reiches, vielleicht unter Heranziehung der vierte« Bataillone, nicht in's Gebiet der Utopien zu verweisen sein, wenn die Auffassung, daß man unter allen Umständen auch die Ueberlegenheit an Zahl der Truppen der zweiten Linie besitzen müsse, nicht schließlich überhaupt ihr Eorrectiv findet. Wir betonen nochmals, daß es ausgeschlossen erscheint, daß die heute im Kriegsdienst ausgebildeten und vorhandenen Millionen bei der Kürze der heutigen Kriege je völlig und vielleicht selbst nur zum überwiegenden Theil zur Perception gelangen werden, und in der ersten Linie können dieselben schon aus Mangel an Bekleidung und Ausrüstung, die nicht für alle Jahrgänge der Ausgebildeten vorhanden fein können, nicht zur Ver-wendung kommen. Etwas Anderes wäre es, wenn wir den Nachbarheeren etwa nicht an Führung, Ausbildung und kriegerischen Eigenschaften über-legen wären, so aber haben die neuesten Armeemanöver wieder unsere Superiorität über das französische Heer auf den, entscheidenden taktischen Gebiete glänzend dargelegt. Wir bieten jedoch heute den Nachbarbeeren Gelegenheit, uns an Gediegenheit der Ausbildung und Erziehung der Mannschaft, durch eine längere Dienstzeit wie die unsere, zu erreichen, wo nicht einen Vorsprung abzugewinnen, und uns in einen, Hauptwiderstands-mittel gegen den Socialismus zu übertreffen. Wir sehen ferner die Fuß-artillerie und vielleicht auch die Feldartillerie in die Lage versetzt, innerhalb der verkürzten Dienstzeit ihrer Mannschaft die mannigfaltigen Dienst-verrichtungen dieser Waffen kaum und jedenfalls nicht sicher beibringen zu können, und bei der Infanterie, in Folge der großen Präsenzstärken, die Durchführung der Aufgaben wichtiger Glieder ihrer Chargen erfchwert.

Die Frage der Dienstzeit erscheint daher, namentlich auch unter dem Gesichts-punkt der Volkserziehung betrachtet, zu wichtig, um nicht aus Anlaß der Truppeuberichte über dieselbe noch einmal Erörterung zu finden.

Heinrich seuthold als Essayist.

voll

Atmlf Wilhelm Lrnst.

— Hamburg. —

^ Heinrich Leuthold, der Schweizer Lenau, 1879 die poesie-
empfängliche Welt mit seineu kunstschönen Liedern überraschte,
da war er bereits geistig todt und leiblich dem Grabe nah:
weltmüde, mit mahnsiunumnachteter Seele hatte er ungefähr seit Jahresfrist
seine einsame Zelle in der Kantonalen Heilanstalt Vurghölzli bei Zürich
bezogen. Nur zwei Mal bis zu diesem Zeitpunkt war es ihm vergönnt
gewesen, die dumpfe Enge seiner leidgesättigten Lebensbahn siegreich zu
durchbrecheu: 1861, als Emanuel Geibel, sein treuer und hilfreicher Freund,
das „Münchener Dichterbuch", eine Art Musenalmanach, herausgab, zu
welchem die in dem Isar-Athen weilenden Poeten Beiträge lieferten, und 1862,
als er ebenfalls in Gemeinschaft mit feinem eben genannten Sangesgenossen
die „fünf Bücher französifcher Lyrik" bei Cotta erfcheinen ließ. Durch feine
in der Münchener Anthologie veröffentlichten Poesien — genau dreizehn —
die den Leser durch ihre künstgeadelte Form und Empfindungstiefe bestachen,
hatte er sich in der That als Dichter docmnentirt, der den „Kuß der Muse"
empfangen. Weit bedeutsamer jedoch war sein Mitwirken an den „fünf
Bücheru französischer Lyrik". Trotzdem gerieth der Poet nach uud nach
wieder in Vergessenheit, wofür feiner hybriden Scheu, mit den Erzeuguisfen
seiner Dichtergabe an die Oeffentlichkeit zu treten, in allererster Linie die
Schuld beizumessen ist, bis dann Gottfried Keller die Gedichte feines Lands-
mannes, nachdem dieser dem Irrsinn bereits verfallen uud für die Welt
gestorben war, sichtete und im Druck erscheinen ließ. Da wurde das
Interesse des kunstsiunbegabten Publicums mit einem Schlage für diese

„sehnsuchtweckende Nachtigall" wach und ist es seitdem geblieben. Sind die „Gedichte" Leutholds doch erst im vorigen Jahre — fast fünfzehn Jahre nach dem Tode ihres Verfassers — in vierter Auftage in die Welt gegangen — ein für unsere kritisch-analytische Zeit, die der lyrischen Production nichts weniger als günstig gesinnt ist, wahrlich nicht zu unterschätzender Beweis für die Güte dieser gefühlsinmgen Lieder.

Mit Leutholds rem poetischer Production im inneren Zusammenhang steht seine TlMigkeit als Nebersetzer, nnd diese wiederum ist innig verwandt mit seinein litterar-historischen Kunstschaffen, von dem bislang nur in eingeweihten Kreisen Näheres bekannt war. Und doch verdienen seine litterarischen Aufsätze in unseren Tagen, wo die Poesie nicht mehr innerhalb bestimmt bezeichneter Grenzpfähle gebannt ist, wo ein reger Austausch dichterischer Erzeugnisse zwischen den civilisirten Völkern stattfindet, besondere Beachtung, und es wird für den Litteratnrfreund eine Quelle geistiger Anregung sein, von diesen Essays Leutholds Kenntniß zu empfangen. Noch nach des Poeten Tod war nach diesen Niederschriften, wie ich von einwandfreien Augen- und Ohrenzeugen weiß, Nachfrage.

Von den Aufsatz»» Leutholds, die ich in den letzten Jahren gesammelt*), dürften namentlich die über Vertreter der französischen Litteratur interessiren. Genannt seien in dieser Hinsicht Brizeur, Barbier, Lamartine und „Ueber französische Nomantiker": Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Victor Hugo, Sainte-Veuue, Edgar Quiuet, Emile Deschamps u. s. w.

Diese Arbeiten sind zuni Theil in Paul Heyses „Litteraturblatt des deutscheu Kunstblattes" (Berlin, eingegangen 1858), zum Theil iu der Cornelia. Taschenbuch für deutsche Fraueu" (Darmstadt 1868) und zum heil im „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" (1859), sowie in der „Süddeutschen Zeitung" (München nnd Frankfurt am Main, 1861 und 1862) erschienen, an der Leuthold Redacteur -— zeitweilig sogar verantwortlicher — war**). In alle Essays hat der Autor — gleichsam zur Veranschaulichung der von ihm daselbst entwickelten schönwissenschaftlichen Untersuchungen — Übersetzungen der behandelten außerdeutscheu Dichter eingestreut, wodurch der litterarische Werth dieser Niederschriften um ein Bedeutendes

*) Der K. B. Hof» und Staatsblbliothcl in München, der U. Oeffentlichen Vibliothet in Stuttgart und der Grotzhcrzoglichen Hofbibliothel in Darmstadt, die mir bei meinen Nachforschungen bereitwilligst halfen, sei auch an dieser Stelle mein Dan! aulgesprochen. — Die Aufsätze Leutholds weiden in der dritten Auflage meines Vuches „Heinrich Leuthold. Ein Dichtervortmit" (Hamburg, C. Kloß) gesammelt erscheinen.

**) Die zahllosen politischen Aufsätze unseres Dichters, die er in der „Süddeutschen Zeitung", in der „Schwäbischen Volkszeituug", in den „Hamburger Nachrichten", in dem „Berner Bund", in der „Coiiespondenz Hosfmann" u, s. w. erscheinen ließ, liegen, da sie durchgehends von mehr attuellem Interesse waren, außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die es nicht mit dem Public isten zu thun hat.

^!

sich erhöht hat. Viele von diesen poetischen Verdeutschungen sind über-
gegangen in die „fünf Bücher französischer Lyrik", welches Buch, wie ich an
anderer Stelle nachgewiesen habe, Leutholds Werk ist. Denn von den 104
Poesien, welche die Sammlung umfaßt, stammen nur 29 von Geibel
her, wobei ich mich auf des Lübecker Dichters eigene Zeugnisse stütze;
67 Uebertragungen sind Leutholds ausschließliches Eigenthum, und bei den
reslirenden acht Stücken hat der Schweizer Dichter — ebenfalls nach
Geibels eigenen Beweisstücken — die Hauptarbeit geleistet. Manche dieser
Leuthold'schen Übersetzungen hat Geibel seinem ästhetischen Geschmack gemäß
geändert und vielfach geglättet und ausgefeilt, was bereitwilligst anerkannt
werden muß. Andererseits darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß
bei Weitem nicht alle Veränderungen Geibels nach Leutholds Sinn waren,
und nach Publication meines Dichterportraits „Heinrich Leuthold" wurde
mir öffentlich und privatim der Wunsch geäußert, die Originaldichtungen
Leutholds ohne die Geibel'schen Netouchen zu sammeln nnd bekannt zu
geben. Eine Anzahl dieser Leuthold'schen Originalübersehungen wird der
Leser weiter unten empfangen, außerdem sind daselbst mehrere Gedichte ver-
öffentlicht, die weder in der Leuthold'schen Gedichtsammlung, noch in den
„fünf Buchen: französischer Lyrik" stehen.
Bevor wir jedoch an das litterarische Erbe des „volltönigen Herzeus-
bewegers" herantreten, muß an das Wort erinnert weiden, das er in seiner
autobiographischen Skizze von seinen Arbeiten sagt. Das Wort, das zwar
zunächst nur von seinen poetischen Productionen gilt, umfaßt jedoch auch die
hier mitgetheilten litterar-historischen Arbeiten, in denen eine gute Dosis
rein dichterischen Schaffens steckt, wie der Leser sehen wird. Der Satz
lautet: „Meiue poetischen Arbeiten siud fast durchweg aus Bedürfnis; uud
Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu
lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publicum
und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesen: Punkt
eine gewisse Zurückhaltung beobachtet uud der Welt uicht iu zudringlicher
Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen
Producten seiner Phantasie zumuthet." Man weiß, daß Leuthold sein ge-
stimmtes hohes Wollen und reiches Können daran setzte, wenn es galt, einen
Leitartikel zu verfasseu, deu eine überraschende Wendung in dem politischen
Leben oder ein Interesse seiner Partei verursachte; mau weiß ferner, daß
er an der äußeren Form dieser doch immerhin mehr ephemeren Arbeiten
unablässig glättete und feilte, fo daß sie nicht selten dadurch ihren actuelleu
Werth einbüßten und Leutholds Vorgesetzte in helle Verzweiflung geriethen.
Wieviel Mühe uud Zeit mag der Dichter zn Arbeiten seiner eigenen Wahl,
zu den litterarifchen Essays, welche er nicht ans Befehl und Bestellung,
sondern nach Neigung und Geschmack verfaßte, verwendet haben. Und für-
wahr, liest man die folgenden Aufsätze, deren Form so concis und ciselirt,
deren Urtheile — mag man auch nicht immer mit ihnen übereinstimmen

— aus Gewisse» und Gesinnung geboren sind*), so ist man «ersucht, die
Worte aus dem „Hamlet", welche man auf ihn als Dichter angewendet,
auch auf seine ästhetisch-kritischen Arbeiten auszudehnen: „0 n!mt a nudlo
minci i8 liors o'mtlno^ii!"
Nach diesen kurzen Vorbemerkungen möge Leuthold selbst das Wort
nehmen, zunächst über den französischen Satiriker Auguste Barbier, den
„wortgewaltigeu Iambenschleuderer", der mit keckem Pathos gegen den
ersten Bonaparte donnerte. Die hier dargebotenen Ilebersetzungeu von
„Das Idol" und „Paris" siud Leutholds Originale, die sich von den Über-
tragungen in den „fünf Büchern französischer Lyrik" in manchen Punkten
unterscheiden.

Auguste Baibier.

Iloi, ver«, ru6«! et zruWier
e«t nnnnete Komme »u lom!
Au« d<» Illmb»».

Der fianzösische Dichter Auguste Barbier wurde am 28. April 18U8 in Pari« ge-
boren. Von ihm erschienen: ^»rutics (^ambre») 1832, II i>i»ntc> (die Thräne) 1833,
I>a^!Il« 1837; sodann eine Sammlung der8»tiie8 et pni^meü (1837>, ^ouvelle«
Latirs» (1840), (!U2nt8 politiq n«3 «t rsli^ieux (1840), außerdem hat ei tbcils
allein, theils mit Anderen Romane, Opernlezte und dergl. geschrieben, die sich ron anderen
Leitungen dieser Gattung nicht besonders auszeichnen. Seine bedeutendsten sind unstreitig
die drei erstgenannten Bücher: II piauto ist eine Klage um Italien, 1.3,2 2rs bezieht
sich auf das englische Proletariat. Das schwungvollste und wirksamste Werk aber sind
die .Jamben": eine Reihe von Satiren, die die Eonuvtion des modernen FiantieichL
zum Gegenstand haben.
Iim Kind der Revolution, stand Barbier auf den Variicaden und setzte begeistert
von jenem Rausch und jener Opfermilligleit, die drei Tage lang andauerten, Gut und
Blut für die Wünsche und Hoffnungen des Volles ein; aber der klägliche Ausgang, die
darauf folgende Erschöpfung und Enttäuschung berührten und stimmten ihn bitterer als
irgend wen. Gerade was am französischen Volk selbst Unbeständiges und Treuloses,
was Gemeines und Niederträchtiges an ihm ist, stellt er später für ewige Zeiten an den
Pranger. Sein Standpunkt ist kein Paiteistonopnntt, sondern ein allgemein mensch»
licher, ein Standpunkt, von dem aus der Dichter die Parteien überschaut und sie richtet.
Nichts, was ihm verderblich scheint, leine Leidenschaft, leine Schwäche, lein Laster, so
populär es auch sein mag, bleibt von seiner Geihel verschont. Einer corrupten Bourgeoisie,
wie einem corrupten Proletariat, den Legitimisten wie den Anhängern des Kaiserreich«,
Allen wirft er offen seinen Handschuh in's Gesicht. Es setzt dies einen Muth, wie eine
Stärke des Charakters voraus, die auch seineu Feinden die höchste Achtung abzwingt.
Zuerst veröffentlichte er bald nach der Iulirevolution einzeln: Die „(^ni-ös" (das
Iägerrccht), worin die thicrischc Gier derjenigen gebrandmarkt wird, die die Revolution
zu persönlichen und dabei materiellen Zwecken ausgebeutet, dann das „läols" gegen den
Napolcon-Cultus, dann die .,?opul»iito", eine Satire auf diejenigm, die sich vor
dem Volle, vor jener „snint« eanaillo ü piecl nu" piosterniren, um ihr mit süßen
Worten die Kastanien abzuschmeicheln, die sie eben aus dem Feuer geholt hat. Am
Schluß ermahnt der Poet und Citoyen die Staatslenler: »Nichts so sehr zu suchen, als

*) Leuthold war ein geschworener Feind jedweder Kameraderle: als Kunstlichter
war sein Urtheil streng, aber nie parteiisch. Mittelmäßige Talente und aufgeblasene
Litteiaturmacher haben seine spitze Feder oft genug fühlen müssen. Andererseits largte
er durchaus nicht mit seinem Lob, wo ei auf wahre Begabung stieß.

des Volkes Achtung Nichts so sehr zu fürchten, als seine Liebe" (eine Anschauungsweise, die freilich mit dem Kaiserhaß des Dichters nicht ganz vereinbart scheint).
Wie Blitze fielen diese Satiren in die dumpfe, stickstoffhaltige Atmosphäre seiner Zeit und blieben auch neben der ,,0u v«", einer Schilderung des Schmutzes und der sitt» lichen Verkommenheit der französischen Hauptstadt, einer daguerrotyftisch'treuen Charakte- ristik des Pariser Pöbels, das Bedeutende der bald darauf unter dem Titel „Jamben" erschienenen Sammlung, welcher der Dichter eine solche Berühmtheit verdankte.
Barbiers Art, zu schildern, mahnt zuweilen an Dantes „Inferno". An realistischer Nacktheit des Ausdrucks überbietet er Alles, was die romantische Schule in Frankreich Nehnliches hervorgebracht. Außerdem hat er mit dieser Schule den Mangel des Maß» vollen, die Verachtung aller conventionellen metrischen und ästhetischen Gesetze gemein. Er übertreibt, aber er caiikirt nicht. Er übertreibt nicht in's Lächerliche und Fratzen- hafte, sondern iu's Erschreckende, in's Große, Gigantische und so, daß seine Schilderungen bis in's Einzelste durchaus wahr bleiben. Seine wirksamste Stärke liegt in der markig- gewaltigen Darstellung. Seine riesigen Bilder sind ebenso überraschend als treffend. Seine Verse haben im Gegensatz zu jener afterclassisch-geleckten Corrcctheit eines Boileau etwas Ungleiches, Wellenschlagähnliches (Brandendes), Aufbäumendes, was dem eigen- tümlich hinreißenden Ungestüm seines Stils sehr zu Statten kommt. An Wucht der Sprache ist ihm kein neuerer Dichter irgend einer Nation vergleichbar.
Diese Gedichte, in welchen die Faulheit der Zustände in Frankreich, die bodenlose Entsittlichung der Familie mit den lebendigsten Farben bis zu einer fast anekelnden Lcbtnswahrheit dargestellt wird, sind allerdings keine Lectürc für Pensionstochter; aber Barbiers letzte Absicht ist nichtsdestoweniger eine durchaus moralische, eine humanitäre und reformatorische. Die Poesie freilich ist ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel, und mit Recht macht man ihm vom Standpunkt der Kunst aus den Vorwurf, der alle Tendenz trifft.
Barbier ist reich und unabhängig und könnte sich sein Leben so behaglich als möalich einrichten. Außerdem ist der Grundton seines Gemüthcs unverkennbar — zum Ueberflusse sagt er es selbst gelegentlich — ein weicher, lyrischer. Daß er sich trotzdem in's Gewühl der Parteien stürzt, daß er den Kehricht der Straße durchsucht und mit einer ihm ursprünglich nicht eigenen Lyrik der Sprache die Corruption aller gesellschaft- lichen Schichten seines Vaterlandes schildert. Alles um einer kosmopolitischen Tendenz willen, der er sein Leben opfert und wahrscheinlich nutzlos opfert, — das flößt selbst den Besseren unter dem französischen Volle Achtung ein. Aber Niemand wird sich wundern, daß Barbier trotzdem in seinem Vaterlande nicht eigentlich populär geworden, denn wie könnte die eitelste aller Nationen einen Dichter lieben, der ihr einen so wenig schmeichelnden Spiegel vorhält? Barbier ist für Frankreich eine jener Erscheinungen, wie sie sonst nur dem Verfall eines Volkes vorauszugehen pflegen. Er erinnert an Iuvenal und Tacitus. Was das nachstehende Gedicht, das „Idol", betrifft, so überlassen wir es dem Leser, die Parallele zu ziehen zwischen der Zeit, die dasselbe hervorgerufen, zwischen der Zeit des eisten und der des jetzigen Napoleons,

Aus den „Jamben" von Auguste Barbier.

Das Idol.

I.

tzeizburschen, auf, geschwind, Steinkohlen bringt und Eisen,
Und Zinn und Kupfer wälzt heran!
Du mit der Schaufel, auf, des Feuers Gier zu speisen!
Schüre und wühle um, Vulkan I
Dem großen Ofen wirf die Nahrung hin in Massen,
Nur mehr, noch immer mehr hinein!
Das drückende Metall mit scharfem Zahn zu fassen,
Muß feurig erst der Nachen sein.

^c>0 Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg,
Gut nun, die Flamme loht und flackert auf unbändig,
heiß, unerbittlich, roth wie Blut:
Sie stürzt sich vom Gewölb' und rasend, wie lebendig.
Greift sie die Narren an in Wnth.
Nun fängt ein Jauchzen an, ein Heulen und Umklammern;
Kupf« um Zinn, Eisen um Blei.
Das dreht, reckt, windet sich und reißt, als ob's ein Jammer»
Verdammter in der Hülle sei. —
Vollendet ist da» Werl und das Metall geschmolzen.
Die Flamme zuckt und ist vorbei;
Der Erzfluß wallt und zischt; he! Heizer thu dem Stolzen
Die Pforten auf und laß ihn frei!
Auf, Ungestümer! auf und löse Deine Fessel,
Dem Bergstiom gleich, der tobt und brüllt.
Des Aetna Flamme gleich, die aufspringt aus dem Kessel,
Dein knechtisch Loos ist nun erfüllt.
Die Erde öffnet sich dem wilden Strom von Lade,
Unbändiger! stürz' Dich im Lauf
In Deine Stahlform nun, geh' unter als ein Sllove,
Als Kaiser stehst Du wieder auf.
II,
Und stets Napoleon; sein großes Bild noch immer!
Was dieser Mann, vom Krieg berauscht,
Uns doch gelostet hat, Blut, Schande und Gewimmer,
An etwas Lorbeer ausgetauscht!
Das war ein trüber Tag, den Frankreich vom Geschicke
In jener Schreckenszeit empfing.
Als vom Gestell herab sein Abbild, das antite,
Gleich einem Dieb am Hanfseil hing,
Den Fremdling sah man da am Fuß der hohen Säule,
Gebeugt aui's Tau, das wie vor Schmerz
Geseufzt, mit des „hurrah" eintönigem Geheule
Erschüttern das gewaltige Erz,
Und als nach tausend Müh'n der Block, der füistcngleiche.
So sanl, daß erst des Spottes Ziel,
Das Haupt nachiih den Rumpf, worauf die ch'rne Leiche
Lauttönend auf das Pflaster fiel.
Zog der stupide Huim', die Haut voll Schmutz und ranzig.
Mit gicrem Blick, erhitztem Hirn,
Ini Kothc Angesichts von Franlreichs vier Mal zwanzig
Provinzen unseres Kaisers Stirn.
Ha, wer ein Herz besitzt, dem ist der Tag ein Schrecken,
Der eine ewige Mahnung bleibt;
Im Antlitz Franlreichs ist's der unvertilgte Flecke»,
Den Nichts, als nur der Tod vertreibt.
Als auf die Wagen sich der Feind gleich schlechten Güter»
Die Marmorbilder laden ließ.
Als von den Bäumen er, sein Noß damit zu füttern,
Sogar die Rinde schälen hieß,
Als er in uns« Fleisch die Zähne eingebissen,
Die Hand in unser Blut getaucht,

Als er uns unser Brot, ja selbst dem Mund entrissen
Die Luft, die man zum Athmen braucht,
Als – hört's Ihr Jünglinge! — die Brüste und den Nacken
Entblößt, noch immer schön zu schalen,
Dem gierig stumpfen Blick, dem Pesthauch der Kosacken
Sie preisgegeben uns'« Frau'n . . .
Wie damals auch der Ruhm, wie uns'« Größe schmelzen,
Und sinken macht' in Schmach und Hohn,
Auf Einen tonnt' ich nur die Wucht des Hasses wälzen , . .
Fluch über Dich, Napoleon!
III,
O, Lorse, glattbchaart, wie war Dein Frankreich prächtig
Im Sonnenschein des Messidor»!
Ein edles Mutterpfcid, schnaubend, unbändig, mächtig,
Erhob'nen Kopfs, gespitzten Ohr's,
Mit breitem, starkem Kreuz, von dem noch roty und dampfend
Da« Blut der Könige troff: dabei
Scheuend und stolz, den Grund der Vorzeit trotzig stampfend,
Zaumlos und zügellos und frei.
Da gab es leine Hand, die es gewagt zu streicheln,
Die es geschirrt hätt' und bezähmt.
Kein Zorn des Fiemben zwang's, und Keiner zwang's mit Schmeicheln,
Daß es dem Sattel sich bequemt;
Jungfräulich war sein Haar, sreiflatternd seine Mähne,
Sein Blick ein Blitz, sein Kreuz geschwellt
Und stets bewegt, und stramm und straff war jede Sehne;
Sein Wiehern schreckte eine Welt.
Da kommst Du; — wie Du rasch als Kenner solch: Lende
Und Haltung mit Begier gewahrst.
Ergreifst Du, ein Ccntaur, die Mähne, springst behende
Hinauf, gestiefelt, wie Du warst,
Und weil es denn Geklirr von Waffen liebt, von blanken.
Und Trommelschlag und Pulverbampf,
Giebst Du die Erde ihm zur Rennbahn ohne Schranken,
Zum Zeitvertreibe Kampf auf Kampf,
Und gönnst ihm weder Schlaf noch Nast, Du harter Treiber;
Du spornst es stets in wilder Lust,
Daß es wie Wüstensand zermalmt die Menschenleiber.
Im Blute watend bis zur Brust.
So fünfzehn Jahre lang, Geschlechter zu zertreten,
Verliehest Du ihm den Beruf,
Ja, fünfzehn Jahre lang Völler auf Völker kneten
Mußt es mit seinem harten L»uf,
Bis daß es endlich müd' von diesem steten Treiben,
Von dem lein Ende abzuseh'n,
Müd', auf dem Erdball rings die Menschen zu zerreiben,
Wie Wollen Stands sie aufzuweh'n.
Anhielt, schnaufend, erschöpft, ans Leichen und auf Torfen,
Dem Sinlen nah', mit mattem Knie,
Und ihn um Gnade bat, den ungestümen Corsen; —
Doch, Henker, Du crhörtest's nie!

Dein nerviger Scheute! zwang es'heftiger, und tiefer
Drang in die Weichen ihm Dein Soor»,
Wendend das Stahlgebih am schaumbedeckten Kiefer
Brachst Dn die Zähne ihm vor Zorn.
Aufsprang's, unfähig nun, noch in's Gebiß zu fletschen.
Jedoch in einer Schlackt, todtwund, gesprengten Gurt's,
Fiel es verendend hin auf Bomben und Kartätschen
Und brach die Rippen Dir im Sturz.

IV.

Nun stehst Du wieder auf von Deinem tiefen Falle,
Gin Aar zur Sonne fchwebst Du schon;
Hochfligend thront er neu ob unserm Enenballe,
Zum Himmel steigt Napoleon.
Nr ist tein Dieb, der Reich um Reich an sich gerissen,
Ein ewiger Ruhm ist ihm verbürgt,
Ihm, der einst mit dem Sammt von seines Thrones Kissen
Die Freiheit mitleidslos erwürgt.
Auch nicht des heiligen Bund's Sträfling, der in die Wildnifz
Des Felseneilands sterben ging,
Am Fuß' die Kette, dran nachschleifend Frankreichs Vildniß
Gleich der Galeerenlugcl hing,
Nein, nein! Napoleon ist nicht mehr schmutzbesudelt,
Seit seine Schmeichler mit Gesang,
Seit Lügendichtcr ihn in Oven lobgehubclt;
Cäsar rückt vor zum Göttcrrang.
Von allen Wänden strahlt sein Bild, von allen Mauern,
An allen Straßenecken tönt
Sein Name, wie er nur in Schlacht- und Kugclschauern
Und Trommelwirbeln einst gedröhnt,
lind von dem Stadtgebiet des Wohlstands und der Rente
Täglich, ein alter Pilacr. steigt
Paris herab, baß es vor seinem Monumente
Die hohe Stirn im Staube neigt.
Und bort, die Arme voll von Palmen, ephemeren
Und Blust, womit man reich umrankt
Dies Erz, das Mütter nie beschau'n, weil ihren Jähren
Es seine Größe nur verdankt.
In Wamms und Blousc tanzt mit leichtbeschwingter Sohl,
Um ihn, den man den Großen pries,
Bei Pfeifen und Scholmei'n die lustige Caimognole,
Um seinen Kaiser tanzt Paris.

V.

Sanftmüthige Herrscher, geht, geht nur vorbei, von bannen,
Ihr Träger reinen Mcnschenthums!
Ihr Weisen fort, macht Platz dem Thoren und Tyrannen;
Für Euch giebt's leinen Strahl des Ruhms!
Umsonst nahmt Ihr vom Voll die Ketten und vergebens
Habt Ihr ihm Müh' und Schweiß erspart,
Umsonst geebnet ihm die Pfade seines Lebens;
Es dankt Euch Niemand, was Ihr war't.

Nur selten bleibt, wenn je nach Gliers Sterns Erblassen
Nicht Euer Name ganz erlischt.
Ein dünner Streif zurück aus den meerstillcn Massen
Des Vol5s, den jeder Win) «erwischt.
Vorbei, vorbei! für Euch giebt's leine eh'rnen Bilder,
Kein Lorbeer ist für Euch gereift;
Die Nachwelt denkt allein des Mannes, der in wilder
Schlachtwuth das Volt zum Tode schleift.
Der faulen sein Gebein im Norden laßt und Süden,
Im Eisfeld und in Sümpfen feucht,
Für den es Steine schleppt zun, Bau vou Pyramiden
Und unter dessen Joch es keucht.
Das Volt — was ist das Voll? Die Dirne, die berüchtigt,
Die Schenlendirn, die sich belauft,
Die nur den Buhlen mag, deß' Eisenarm sie züchtigt.
Der sie mit Flüchen überhäuft.
Ein solcher Mann macht ihr das Strohnest ganz erträglich,
Und brünstig liebt sie ihn und heiß,
Wenn er sie zankt und schlägt, wenn er die Peitsche täglich
Mit derber Faust zu führen weiß.

Das nachfolgende Gedicht gehört ohne Zweifel mit zu den bedeutendsten des französischen Satyriters. Die in den „fünf Büchern französischer Lyrik" enthaltene Verdeutschung Leutholds enthält vielfach von «Äeibels Hand stammende Nenderungen, die zur Hauptsache sich auf die äußere Form (Wortstellung) und auf die Milderung einiger Ausdrücke beziehen. Ob die Treue des Originals, seine sinnkräftigc Klangfarbe darunter gelitten hat, foll hier nicht untersucht werden.

Paris (tu euv«).

Ein böllenlessel ist, ein Ofen ist himiebcu,
Er heißt Paris: da ist ein ewig Glühn und Sieden,
Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulcan, der Mcnschcnmassen wälzen
Im Bauche muß und leucht, sie ewig umzuschmelzen,
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt,
Und Auswurf jeden Volks mit gleicher Gier verschlingt,
Der, kommt der Schlamm in Fluß durch unsichtbare Gluthcn,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überflulhen.
In diesen Kothpfuhl tritt der rosige Sonnentag
Mit seinem reinen Fuß nur selten und nur zag;
Da summt und rauscht es stets und qualmt wie eine <5ssc,
Die dichter Dunst bedeckt, wie Schaum ein voll Gefäße;
Niemand schlaft hier; das Hirn sinnt, müht sich unverwandt.
Sowie der straffe Strang des Bogens, den man spannt;
Auf Drei lebt Einer nur, der frei in Lüften endet,
Nie wird dem Sterbenden das letzte Ocl gespendet.
Und blieb noch hie und da ein Heiligthum verschont,
So sagt es nur: einst hat auch hier ein Gott gewohnt.

Wie mancher Altar sanl hier hin »nd ward geschändet.
Wie manch' Gestirn erlosch, eh' es den Lauf vollendet,
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift.
Wie mancher Jugend ward die Älüthe abgestreift.
Wie manches Wagens Wucht hat junge Eaat getödtet.
Wie manches Herrschers Grimm hat hier den Staub geröthet.
Die Revolution, im Fluge düster, gros;,
Hier barst sie oft: allein — nur Vlut enthielt ihr Schooh.
So dah dem Menschen, der nicht weih, was thun, was lassen,
Hier eine Gier nur blieb, die Gier, nach Gold zu fassen.
v Elend! muh dem heut nach tausendjährigen Wirren,
Umstürzen ohne Zahl, Versuchen, eitlem Irren,
Nach Thronen, die zerschellt, und Purpur, der zerfetzt,
Nach Reichen, die wie Sand zerronnen — muh denn jetzt
Noch die Vllgantin Zeit, die Alte, deren Fuh
Behaglich niedertritt, was einmal fallen muh,
Die manche Weltstadt schon, verfault in üppigem Laster,
Die Rom Hinweggekehit, wie Schmutz vom Straßenpslaster,
Muh heute noch die Zeit, zweitausend Jahre älter,
Ein Loch voll Kehricht sehn gleich Romas Kothbehältcr?
Das gleiche Fieber hier, glcichgrohc Gier und Lärmen
Der (>>eier, die das Aas des Kaiserreichs umschwärme».
Und eine gleiche Schallt von bleichen Senatoren,
Heuchler und Kuppler auch, zu gleichem Fluch geboren.
Der gleiche Kirchcnspott, vor Gutem gleiche Scheu,
Gleich großer Hang zum Spiel und Durst nach dem, was neu.
Gleich sittenloser Pomp, Schamlosigkeit, Gekreisch
Und gleiche Lüsternheit in Knochen und in Fleisch;
Ein Ueberfluh ist hier an Lastern, gleich enormen,
Nur fehlt Italiens Luft, der Zauber seiner Formen.
Der Pöbel von Paris, das ist der Strahenschreier,
Schmächtig, das Antlitz fahl, wie ein verschliffner Dreier,
Das ungezogne Kind, der Taugenichts, der trag
Umstreunt*), auf Streiche sinut, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält und pfeift und Gassenhauer
Hiusummt und schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
Dies Kino glaubt Nichts; es speit die Mutter an — und Gott
Und alle Heiligen sind ihm ein schnöder Spott;
Kurz, was nur liederlich, spukt iu des Schlingels Hirn,
Das reife Laster ist's auf fünfzehnjähriger Stirn.
Zwar kühn ist er, ihn schreckt lein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! mit diesem Schrei trotzt er im Schlachtgetön
Den Kugeln; wenn er fallt, so fällt er stolz und schön.
Doch eben so beheizt folgt er der Schani der Meuter,
Zu jeder bösen That die Hände willig beut er;

*) verschlendert.

Oft sieht er schadenfloh in aller Seelemuh'
Der Noth, dem bangen Schieck achtbarer Bürger zu,
Oft staub- und schweißbebeckt zischt, heult er mit der Rotte,
Und lästernd Wurf' er selbst den Stein nach seinem Gölte.
O Pobel von Paris, herzlos verlommne Rasse,
Die leck das Eisen schwingt und leck den Stein der Gasse!
Du Meer, des,' Zorngebiiill wie Todesahnung schlägt
An's Ohr des Zitternden, der eine Krone trägt,
Das himmelhoch drei Tag geschleudert seine Masse»,
Dan» wiener fiel und nun trüg daliegt und gelassen.
Voll, einzig in der Welt, erschreckendes Gemisch
Von Greisensünden und von Iugendlraft, die frisch.
Voll, das mit Lastern spielt wie mit dem Tode! — immer
Staunt Dich die Menschheit an, doch sie begreift Dich nimmer!
Ein Hiillenlessel ist, ein Ofen ist hienieden.
Er heißt Paris; da ist ein ewig Glühn und Sieden,
Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt.
Drei Mal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulcan, der Menschenmassen wälzen
Im Bauche muh und keucht, sie ewig umzuschmclzcn.
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt,
Und Auswurf jeden Volls mit gleicher Gier verschlinat.
Der, lommt der Schlamm in Fluh durch unsichtbare Gliithen,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überfluthcn.

Der nächste Essay enthalt eine feinsinnig geschriebene Stndie über Julien Auguste Pölage Nrizeur (1806-1858), dem man 1889 in seiner Geburtsstadt Lorient in der Bretagne ein würdiges Denkmal gesetzt hat. An dieser Gedenkfeier nahmen Schriftsteller, Dichter, Künstler nnd hohe französische Staatsmänner, u.A. auch der damalige französische Ministerpräsident ^loguet Theil. Brizeur' „Osuviss oompltzto»" erschienen zweibändig 1884. Die Perlen seiner Poesien sind durch Frau Sanitätsrath Dr. Sophie Hasenclever in Düsseldorf, die geistvolle Tochter Wilhelm von Schadows, in einer vorzüglich gelungenen Uebersetznng dem deutschen litterarisch gebildeten Publicum zugänglich gemacht (1884). Die Lenthold'sche Arbeit nebst den darin dargebotenen Nachdichtungen stammt aus der zweiten Hälfte des fünften Decenniums unseres Jahrhunderts. „Die Najade" und „Dreitheiliger Gesang" stehen weder in der Lenthold'schen Gedichtsammlung, noch in den „fünf Büchern französischer Lyrik", während „Marie", „Befiehl nur, nnd ich will gehorchen," sowie „Die Franen" — das zweitgenannte unter dem Titel „Entsagnng" — mit den Geibel'schen Veränderungen in die Geibel-Leuthold Anthologie übergegangen sind.

Ein bretonischer Dichter.

(Auguste Brizeuz.)

Aehnlich, wie man etwa beim Besteigen eines hohen Berges zuweilen auf mizelnen besonders dazu geeigneten Punkten Rast macht und den zurückgelegten Weg mit einem gewissen prüfenden Wohlbehagen übersieht, so treten auch in der Entwicklungsgeschichte

der gesummten Menschheit Richtpunkte ein. Namentlich giebt es Zeiten litteiarlscher Ebbe, die ganz besonders zu dies« Beschaulichkeit einladen und den Hang begünstigen, durch ein eingehenderes Studium der Heroen früherer Litteraturperioden sich gewissermaßen für den Mangel an großen zeitgenössischen Erscheinungen schadlos zu halten. Eine solche litterarische Ebbe — im Gegensatz zu einer ungewohnten Rührigkeit auf materiellem Gebiet, einer auffallenden Neigung zur ezacten und vraltischcn Seite des menschlichen Wissens — charakteristit gegenwärtig so ziemlich die Cultuibestretmngen aller Nationen. Auch in Deutschland sind die namhafteren Dramatiker sowohl als die hervorragendsten Lyriker In letzter Zeit gestorben oder verstummt. Und hinter den noch Lebenden (wie Gustau Frcytag und Paul Heyse, Ed. Mürile und Emanuel Geibel, F. Freiligrath und Hermann Lingg) steht lein Nachwuchs von irgend erheblicher Bedeutung. Die jüngeren, und vielfach selbst die schon erprobten und rcnommirten litterarischen Talente (wie Moritz Hartman« und Alfred Meißner) werfen sich auf die Publicistil und die materiell ungleich lukrativere Unteihaltungs-Littcratur, wenden sich dem kritischen oder litteraihistonschen Fach zu oder gehen gar — unter die Uebersetzer. So sind, um in dieser letzteren Hinsicht blos ein Beispiel anzuführen, seit den verflossenen 10 Jahren allein in Deutschland mehr Anstrengungen als je früher gemacht worden, um dm einen Shakespeare zu erklären, in das rechte kritische Licht zu stellen und würdig zu übersetzen. Und mag mau es nun als einen Vorzug oder Nachtheil des deutschen Geistes ansehen, als eine Thatsache wird man cs jedenfalls anerkennen müssen, daß lein Anderer so wie der Deulsche berufen und befähigt ist, sich die litterarischen Schätze aller übrigen Nationen zu eigen zu machen.

Wenn wir die liebenswürdigen Leser mit diesen ihnen selbst wahrscheinlich ebenso genau wie uns bekannten Wahrheiten behelligen, so geschieht es im Grunde blos deshalb, um uns dadurch die Erlaubniß zu erwerben, ihnen in nachstehendem Aufsatz einen neueren Dichter vorzustellen, der, obwohl zur Zeit in Deutschland noch soviel wie gänzlich unbekannt, uns nichts destoweniger würdig scheint, ein Liebling der Frauenwelt und der Familie zu weiden. Der am 3. Mal d. I. (1858) in Montpellier verstorbene Dichter A. B. wurde im Jahre 1806 in Neör, im ScochThalc, an den Ufern des von ihm vielfach besungenen Ell« in der Bretagne geboren. Seine erste Jugenderziehung verdankte er einem Priester aus seiner Verwandtschaft, die weitere Ausbildung einem gewöhnlichen Collöge. Die griechischen und römischen Meister waren ihm früh geläufig, und seine Neigung für Virgil blieb dem Dichter sein ganzes Leben hindurch. Mit 20 Jahren kam Nrizcux nach Paris und wurde mit de» ersten Größen der romantischen Schule bekannt. Wie sehr er sich von ihrem Einflüsse rein zu halten wußte, beweist „Marie", das 1. Buch unseres Dichters, das zuerst im Jahre 1831 erschien und seither mehrere mannigfach umgeänderte Auflagen erlebt hat.

Marie ist eine Sammlung von Elegien ober Idyllen, deren Gegenstand Erinnerungen an eine Jugendliebe sind, die, untermischt mit andern kleinen Gedichten, von Zeit zu Zeit wiederkehren, wie eine weich-melodische Klage, wie der Ton einer Harfe, über die der Wind zieht. Kciu Wunder, daß diese Aeolsharfe bei dem grellen Fanfarengeschmettcr der damals gerade im höchsten Triumph einherschreitenden Romantiker überhört wurde. Um so aufmerksamer lauscht jetzt ein schönheitstnnbegabtes Publicum auf diesen Wohllaut, seit die rauschende Musik der Nomantik i»r exesllene« in den pikant sein sollenden Nichtigkeiten, den kleinlichen Schnurrpfeifereien und der gesuchten Geschmacklosigkeit ihrer jüngsten Vertreter, wie Thüophilc, Gautier, Arsene, Houssaye u. A. etwas matt und mißtönend ausklingt.

Zur Zeit jener Jugendliebe, die Nrizeux feiert, war Marie 12-, er selbst 15jährig. Marie ist ein anspruchloses Bauernlind im Kopfschmuck aus Hanfleinwand, in rothem Mieder und gestreiftem Rock, das sich seither mit einem Pächter verheiralhet hat und die Gedichte ihres eisten Geliebten nie lesen wird, nicht blos weil dieses ungebildete Nnturlinb der Bretagne nicht französisch, sondern weil cs überhaupt nicht lesen kann.

Wenn sich französische Kritiker darüber den Kopf zerbrachen, warum Brizeux frei-
willig auf sein ganzes Lebcnsglück verzichtet, warum er Marie nicht den Händen eines
rohen Bauern entrissen, sie geheirothet und erzogen habe, so scheint es uns eine müßige
Arbeit, dieses Räthsel lösen zu wollen, und wir beschränken uns darauf, von vornherein
den Cnclu« „Marie" als das legitimste Kind der Muse unseres Dichters, als seine au-
muthigste, reinste, natürlichste, gelungenste Schöpfung zu bezeichnen.
Werfen wir erst einen raschen Blick auf die späteren Leistungen, um nachher mit
allem Behagen bei dieser ersten Sammlung verweilen zu können.
Mit dem Werke „I» lleur ä'or" („Die Goldblnme"), zueist erschienen unter dem
Titel I«8 wluair«« (die Dreizahl oder die Dreizähligen) wollte Brizeuz wahrscheinlich
eine Art von Erbnuungsbuch in Beilen geben. Der uripründliche Tilel rührt von
einer bizarren philosophischen Schnurre des Verfassers her, das Buch zum größten Theil
in eigenthümlichen Terzinen oder dieiversigen Strophen zu schreiben, die meist einen
gnomiichen Charakter haben und das Ganze als den poetischen Reflex einer dritten
Entwickelungsphasc seines geistigen Lebens zu betrachten.
In diesem Bücke ist die Sprache lräfliger und männlicher als in .Marie". An-
lage und Ausführung sind durchdachter und philosophischer. Tic Gedanken sind meist
wahr, von jener Wahrheit, welche die Erfahrung lehrt. Aber bei alledem vermißt man
nur ungern die Unmittelbarkeit der Emvfindmig oder die Empfindung überhaupt, die
uns in „Marie" so sehr anspricht. Doch tonnen wir nickt umhin, auf eine sckvöne,
einfache Erzählung, ein ergreifendes Bild der Aufovferungsfähiakeit, „Jacob der Maurer"
und aus das an Contrasten und Reflexionen reiche Gedacht „Das alte Collegium" auf-
merksam zu machen. Die hinzugefügten Reisebilder oder Reiseeindrücke aus Italien und
vom Mittelmeer sind eine Frucht mehrmaligen Aufenthaltes in Italien, das Bcizeuz
theils mit feinem Fremde Auguste Barbier, theils allein bereiste. Das locale Colorit
in der ersten Sammlung bis in's kleinste Detail so überraschend naturwahr. ist liier oft
unsicher. Die Verse sind sckön, aber statt der früheren, anmuthigcn Breite ist der Stil
zu concis, zu gesucht-lavidar. — Manches bleibt dem Leser, wenn er nicht selbst Italien
genau kennt, ohne Commentar unverständlich. — Nur hier und da llmgen »vieler jene
Glockentöne ccht-poetiscken Gefühls mit all ihrem Zauber an, so, »renn der Dichter von
Blumen, die er an der Riviöra findet, an die Heimat, von einem die niv» spielenden
Kind des Südens an den CoiN'boud der feinen Bretagne erinnert wird.
Die „Nietonen" lies Lrütcms, erschienen 1835) sind nicht etwa eine epische Ver-
herrlichung der Vorfahren dieses an Geschichte und Sage reichen Voltes, sondern eine
moderne Sittenschilderimg, bald von weicher Anmuth, bald von seltener Hoheit und
Größe, zuweilen mit erschütternden Episoden, — An diesem Werke hat Brizeuz am
längsten gearbeitet. Es zeichnet sich aus durch die sorgfältigste Detail-Vollendung ohne
unwesentliche ermüdende Breite, durch das bald typiscke, bald poitraitähnlick-individuelle
Gepräge der Gestalten, «nd die specifisch locale oder provinzielle Physiognomie des Gemzen.
Von welch tauschend realistischer Wahrheit sind darin namentlich „Die Kämpfer", wie
gelungen in der Form, wie wahr und rührend in der psychologischen Durchführung „Die
Conscribirten". Man wirft dieser Dichtung Mangel an Einheit, an innerem Zusammen-
hang vor. Wir finden den Zusammenhang in der Intention des Dichters, das brctonische
Volt in seinen verschiedenartigen Eigenlhümlichleiten tcm Leser vorzuführen. Wir lassen
die Franzosen darüber streiten, ob sie „Tic Bretonen" ein voöme, oder wie Gustave
Planche meint, einen Roman in Versen nennen wollen, und begnügen uns mit der An-
erkennung, baß, wenn Marie die schönste Blüthe unseres Tickters wirklich ist, die
Bretonen wenigstens den meisten Anspruch darauf haben, für seine reifste Frucht zu
gelten.
„Primel und Nola" ist eine poetische Erzählung, worin die fast flämisch-realistische
Schilderung des Landlebens an „Marie" erinnert. Der Stoff ist kurz folgender: Ein
Tagelöhner, verliebt in eine junge, reiche Wittwe, von ihr wledcrgelicvt und ihres Be-

sitzes gewiß, will sie nicht eher heiraihen, als bis ei im Schweiße seines Angesichts das Geld zum Hochzeitsanzug erworben hat. — So poetisch dieser Vorwurf sein mag, er ist nicht glaubwürdig, nicht wahrscheinlich; es liegt hier etwas Gesuchtes selbst in der Sinnigkcit, eine gewisse Naffinirtheit. die an die Romantiker mahnt. — hierzu kommt noch, daß Gucn — Nolll, freilich um ihre arme Mutter zu unterstützen, ihre erste Jugend einem alten Manne geopfert, den sie nie liebte, der aber reich war, daß ihr Ver» mögen ein von diesem Mann ererbtes ist, von dem Primel, der Tagelöhner, wohl weih, daß, nachdem er sich durch seine selbst auferlegte Arbeit das Geld zum tzochzeitsanzuge erworben, es als eine uncrbiltliche Zugabe zu der Hand der schönen Wittwe bleiben wird. Dabei drückt sich Primel, der Feldarbeit«, in der subtilsten Kunstlyril aus, die einem Lamartine Ehre machen würde. Wir führen diese Einzelheiten an, damit sich Niemand darüber wundere, baß in Frankreich, wo „Marie", das in seiner natürlichen Wahrheit echt poetische Buch, nur langsam und nur bei wenigen Leuten von Geschmack Eingang fand, „Primel und Nolll" sofort Aufsehen machte und von allen Weilen unseres Dichters am meisten Anwartschaft auf Popularität hat.

„Die neue Poetik" („pnötigue uonvsll«") ist eine didaktische Dichtung in drei Gesängen. Im ersten erklärt Biizeux. die Entstehung des Idylls aus dem primitiven Naturgefühl und der Religion, im zweiten den Zusammenhang der Satire mit den Be- obachtungen städtischer Corruvtion; im dritten Gesang führt uns der Dichter nach Rom und bringt damit das Epos in Beziehung, geht aber der reichsten Quelle epischer Dichtung, der Geschichte, den Erinnerungen an eine große Vorzeit, die hier so nahe liegen, wie absichilich aus dem Wege, philosophirt über Religion und Kunst und erzählt uns seine eigenen Erlebnisse, die fast nur so weit von Interesse sind, als das persönliche Interesse am Erzählenden selbst reicht. Mag auch der Plan dieser „neuen Poetik" nicht ohne Sinn, mögen einzelne Stellen nicht ohne Schönheit sein, wir finden im Ganzen zu viel Abenteuerliches, Unvollständiges, Unentwickeltes, zu wenig Einheit und System und suchen seinen Hauptwerth darin, daß es eine Art von Entwickelungsgeschichtc des Dichters selbst ist.

Am besten nimmt sich Nrizcux in seinem nationalen Gewand aus. Er hat für die Bretagne eine ähnliche Bedeutung, wie Burns für Schottland. Doch liehen sich vielleicht auch Schattenseiten durch seine provinzielle Eigentümlichkeit erklären. In den eben genannten späteren Weilen ist die Form nicht immer tadellos; häusig entbehrt der Reim alles Reichthums und Wohllauts, die Verse sind zuweilen schwunglos und mühsam, fast unbehilflich. Auch dem Gehalt nach finden sich gerade da, wo Nrizeux seinen Horizont zu crwcitem meint, Stellen, die uns durch ihre Dürre und Magerkeit an die Steppen und Dünen der Bretagne mahnen.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht über die littcrarischeThätiglcitdes Sängers der „Marie" lehren wir zu dieser selbst, zu der ersten, nach unserem Erachten werthvollsten Sammlung zurück, die allein ausgercicht hätte, Brizeux eine dauernde und ehrenvolle Stelle in der neuen französischen Littcratnr zu sichern. — Diese anmnthigen Idyllen sind nicht blos eine poetische Verklärung der Iugendgelicbten, sondern auch der ganzen Heimat des Dichters. Es weht uns aus diesem Buche Etwas an, wie der schwache aber durchdringende Duft der Hllidelcäutcr der Bretagne, keusch, anspruchslos, fast scheu tritt uns der stille, heitere Sänger der Natur, der unschuldigen Liebe, des kindlich-naiven Glaubens und der ländlichen Ruhe entgegen, und ganz gewähren ihm hier die Geister der Felder und Steppen seiner Heimat, um was er sie anderswo (am Eingang zu „Primel und Nolll") anruft:

„Gießt Frieden über mich, daß ich ihn wiedergebe."

Nur mit wohlbeqründcter Schüchternheit versnchen wir, hier zwei dieser reizenden Genrebilder aus dem Cyklus „Marie" zu übersetzen, da wir uns nicht darüber täuschen, wie unmöglich e? ist, jenen poelischen eigenthümlich-lolalen Hauch, der über diesen Bildern schiebt, in irgend einer Übersetzung ganz wiederzugeben.

Du liauter Bauernhof l wie oft erschau' ich Dich,
Wie oft, wenn Nachts am Strand das Leben tost um mich.
Seh' ich am Horizont, wo die Kamine rauchen,
Die Dächer Deines Dorfs aus Blättermeeren tauchen!
Drauf schwebt ein dünnes Grau: lein Ton durchdringt die Luft,
Als wenn dem Kind weither vom Feld die Mutter ruft.
Als wenn ein junger Hirt, indeß die Kuh am Pflocke
Behaglich grast, anstimmt gleich einer fernen Glocke
Sein Illtdretonisch Lied, ein Lied so sanft und weich.
Daß, wenn ich's singen wind', Ihr weintet alsoglcich. —
Wlllbrauschcn, Wiesenbuft, Strohhütten, grau und finster,
Du schmaler, weißer Pfad durch Haidelraut und Ginster,
Ihr schwebt mir vor, wie einst, da barfuß ich als Kind
Das Thor erstieg und floh zur Meierei geschwind,
Und Alles das im Geist zu sehn und zu belauschen.
Kann heute noch mein Herz verjüngen und berauschen.
Auch lass' ich jeden Tag mir wiederum erstehu
Strohdach und Wäldeigrün, wie ich sie einst gesehn;
Ich schau' am Nrunnenrand die Magd mit ihren Krügen,
In Blüthen steht der Hanf, umsummt von Nicnenflügen;
Waschhaus und Tenne hier, dort Feldgeräth und Kober,
Hier Aepfel aufgehäuft, dort hcugefüllt den Schober,
Am Thor des Eingangs mhn die Ochsen aus, die fetten,
Und auf dem Hausflur hier liegt frisches Stroh zu Betten.
Eintrct' ich, — Alles ist nachtdunlel erst und stumm,
Nur an die Decke schräg fallt auf ein Ballentrumm
Ein letzter Sonnenstrahl; noch will lein Ding sich regen.
Als Wollen Stands, die sich um jenen Strahl bewegen:
Doch hell und Heller wird's; ich sch zur rechten Hand
Das eichnc Himmelbett, zur Linien an der Wand
Ein mächtiges Gestell, da» Töpfe, weite Becken,
Milchspeisen, Roggenbrot» und bunt Geschirr bedecken.
Dort Löffel, hier ein Napf, aus Nußbaumholz geschnitzt; —
Doch tief im Hintergrund am Rand des Herdes sitzt
Und spinnt mit flinler Hand und beugt sich über's Rädchen
Ein allerliebstes Kind; es ist Marie, mein Mädchen,
Das scheu den weißen Rock herabstreift bis zum Schuh
Und mir mit sanftem Ton entgegenruft: .Kommst Du?' —
I!,
Wir saßen eines Tags am Brückenbau Verlos;
Die Füße hingen wir der Fluth in ihren Schooß
Und trübten kichernd balo den Strom in seinem Glänze,
Erhaschten bald im Lauf Gezweig und Wasserpflanze,
Bald unter'm Wcidenbaum erschreckten wir den Fisch,
Der sich zu sonnen kam an's Ufer grün und frisch.
Rings wilde Einsamkeit, lein Rauschen in den Zweigen,
Kein Laut, lein Lufthauch brach der Thalschlucht tiefes Schweige»;
Nur wenn wir hell in Lust zuweilen aufgelacht,
Dann trug das Echo weit den Ton durch Waldesnacht,

Denn zwischen Wäldern ganz, Gebüsch und dünem Reist«
Hinzog der Strom zum Meer langsam, durchsichtig, eisig;
Am alten Brückenjoch allein, in süßem Zaudern
Verbrachten wir den Tag mit Kosen, Lachen, Plaudern
Und schauten untcrdeß die Fischchen all, die schnellen,
Die in lichtblauer Fluth sich pflegten nachzustellen,
Sich haschten bald uhd flohn, bald schaarenwcise schlössen,
Und langsam öffneten die silberfarb'nen Flossen.
Ten ungestümen Salm, den Aal, der unter Kieseln
Am Bord sich bettend läßt die Fluth vorübcrrieseln.
Dann der Inscctcn wie aus Licht und Luft gewebte
V»nt- leichtbeschwingte Schnur, die stets stromaufwärts stiebte,
Schnacken und Schmetterling, Nymphen, behende Sylphe,
Die vor den Schwalben oft sich bargen unter'm Schilfe.
So ein fremdartig Ding lam auf Maricns Hand,
Und als ich im Begriff, es zu erdrücken, stand,
Da bei den Schwingen zart, hellfarbig und durchscheinend.
Hält es die Dirne schon und sagt zu mir wohlmeinend.
Wie sie das Thierchen steht, zitternd in Angst und Nöthen:
»Es hat sein Leben nur, was wollen wir es lobten?"
Mit diesen Worten Ilics ihr Mündchcn voll und blühend
Ten Falter in die Luft und — sich, schon hob er fliehend
Sein Feuci-Flügelpaar und strebte froh nach oben;
Auch er in seiner Lust schien einen Gott zu loben.
Viel Hab' ich untcrbeß gesehen und erfahren,
Denn damals war ich erst ein Kind von fünfzehn Jahren;
Doch wie vorüber auch mir Tag und Jahre gleiten,
Sie löschen es nicht aus, das Bild der Kinderzeiten.
Und mag die Liebe auch mir neue Bande binden,
Nie wirb mir aus dem Sinn die schönste Liebe schwinden;
In meiner Seele Nacht steht frisch an Duft und Glanz
Die Jugendliebe stets, wie einst, in Älüthen ganz.

Kein Wunder, daß die Franzosen, durch die grellen Farben und das pikante Gewürz eines großen Thcils ihrer neueren Modedichter verwöhnt, an diesen von jeder Manier freien, reinen, nllturfnschen Bildern nur einen mähigen Gefallen finden! Wir sonnen der Versuchung nicht widerstchn, im Gegensatz zu dieser anspruchslosen Naturvoesie unfern Lesern hier eine jener Naturschilderungen zu übersetzen, wie sie der französische Geschmack ganz besonders liebt. Wir wählen zu diesem Zweck ein Gedicht aus den „Luisse» poötiyu««" von Soviel Marmier, das in die meisten Anthologiecn und selbst in viele Schulbücher aufgenommen wurde.

Die Najllde.

Jetzt naht, indcß im Meer die Sonne will verschwinden,
Die Zeit für Liebende; allmählich schon verbinden
Schatten und Schweigen sich.
O laß mich jetzt den Pfad zu Deiner Grotte finden,'
Najabe, höre mich!
Und sah ich Dich nicht oft des Nachts von den Gestaden
Stromüber im Geleit von Nymphen und Najaden
Milchweiße Furchen zieh'n,
Indeß Dein schöner Leib wollüstig sich zu baden
Im Glanz des Mondes schien?

Frisch warst Du, wie die Schlucht, die Dich vor Mittagsgluthen
Beschützt, blau war Dein Aug, drin holde Träume ruhten;
Dem Golohaar fiel gelöst.
Ein reicher Wasserfall, in schilfbetränztcn Fluthen
Auf Glieder, die entblößt.
Die Schönste warst Du stets, so oft sich zu Vigilien
Sylphen und Wllsserfrau'n einfanden mit Familien;
Du huschtest wie ein Kahn
Den Wellenspiegel hin, weihschimmernd wie die Lilien,
Geschmeidig wie ein Schwan.
Sag' mir, wo zum Genutz, zum heilem, sorgenlosen.
Steht Dein Korallenbau? wo zu verschwicg'nem Kosen
Dein unbelauscht Asnl,
Die Perlcnmuschel, d'rin Nymphen aus Wasserrosen
Bereiten Deinen Pfühl?
Ist's dort am Felsen wohl, an dem sich mit Gewimmer
Die dumpfe Woge bricht? vielleicht beim Vollmondschimmcr,
Wenn rings die Welt in Ruh,
Die weichen Arme dort dem unerschrock'nen Schwimmer
Verlangend öffnest Du?
Vielleicht auch ist es hier die träumerische Stelle,
Hier, wo der Weibenbaum, der in der Mittagihellc
Thaufrischen Schatten zollt.
Sich schmachtend niederncigt, als ob er in der Welle
Ein Bild liebkosen wollt'?
Dort, wo die Iris blüht im Schilf, wo Koloquinten
Zerbröckelndes Gebälk, goldrostige Marmovplinthcn
Umwuchern, wo manchmal
Verliebte träumen geh'n, wenn sich mit tiefer» Tinten
Der Abend senkt in's Thal?
Dort ist's; dort leg' ich hin die schlichte Opferspenbe:
Honig und sühe Frucht vom sonnigsten Gelände
Mit flischer Blumen Zier.
Verschmäh' die Gabe nicht, Du Liebliche! o wende
Mildlächelnd Dich zu mir!
Und gern erzähl' ich Dir in traulichem Verweilen,
Wie ein verwundet Herz die Menschenkinder heilen;
Auch sing ich, wenn Du willst,
Zur goldnen Harfe wohl, mit welcher Tu zuweilen
Dein eigen Sehnen stillst.
Doch, o d?s Wahns! umsonst, Du schöner Fluh von Thracien,
Nach Deinem Zauber heut' Oelbäume und Akazien
Umspäh' ich; Fluth und Strand,
So hold blvöltert einst uom Schönheitssinn der Grazien,
Entseelte der Verstand.

l.l.2 Adolf Wilhelm Linst in Hamburg.
Nichts düifte geeigneter sein, den Eontrast zwischen echter Brizeuz'scher Natur-
Wahrheit und der französischen Modepoesic drastischer zu veranschaulichen, als dieses
parfümirte Gedicht, das mit seinem sinnlich-lüsterne» Grunbton, den raffiniiten Bilder»,
den gesuchten und barocken Reimen, der pikanten Bizarrer« der Diction selbst die Natur
gewissermaßen nur als das Bouvoir einer Vertreterin der Pariser vemi-mouäs darstellt.
Freilich ist auch Brizeux in seinen späteren Werken nicht immer frei von Geschmack-
losigkeiten, und seine Gedanken streifen manchmal geradezu an Trivialität, wie etwa in
folgendem
„Dreitheiligen Gesang".
(An den Marquis von Bellon.)
Dem Glauben die Ehr': Um Gottlose Nagt!
Er adelt mehr Sie sind geplagt
Als Kronen von Golde schwer! Vom Zweifel, der frißt und nagt.
Die Liebe, die rein, Der Verzweiflung Kind
Soll gesegnet sein; Eine Stütze find',
Sie komme wie Sonnenschein! Es wandelt hin und ist blind.
Alle Leiden laß
Nur den Haß
Quälen ohne Unterlaß!
Selbst in folgenden zwei Gedichten erscheinen uns trotz des einfachen, wahren
Grunbtons und der reinen poetischen Stimmung die Schlußaedanlen krank:
An Diana.
Schließe die Augen zu Dämpfe der Stimme Laut
Voll Himmelsruh, So süß und traut,
Schließe die Augen zu! Dämpfe der Stimme Laut!
Decke Dein Angesicht Wem die Schönheit erschien.
So rein und licht. Der wellt dahin;
Decke Dein Angesicht! Sie berauscht und tödtet ihn.
Elegie.
O, wünscht Euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Iugendglücks umschweben.
Wenn Euch vom Jahr allein der Wonnemond gefällt.
Vom Tag der Morgen nur, da Thau vom Himmel fällt,
Wenn die Erinn'rung stets Euch ihren Fittich leiht,
Stets lenkt der Seele Flug zurück zur Jugendzeit.
Wie manche Nlüthe muh. sobald ihr Thau dahin.
Im Sonnenbrand vergeh'», und Duft und Farbe stieh'n!
— O, wünscht Euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Iugendglücks umschweben!
Als Probe der im didaktischen Stil gehaltenen Poesie unseres Dichters mögen etwa
die mit dem Tiiel „Kunstgelübde" überschriebenen Strophen aus der ,,I'I« >r ä'oi—
gelten:
Kunstgelübde.
Ein Mannoibild, aus Maß und Anmuth ganz gebaut,
Weckt so den Schönheitssinn des jugendlichen Weibes,
Daß nach dem Bild ein Mal geschaut,
Sich formen kann die Frucht des Leibes.

Der Dichtung Heil, da sie, wie mit Nosaunenruf,
Turch Kunden edler That in Seelen, die gesunken,
Zur Tugend, die das höchste schuf.
Entfachen lann den Gottesfunleu!
Vollendet aber ist die Kunst nur, wenn's ihr glückt.
Zum Ganzen wunderbar harmonisch zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt.
Mit jener, die erhebt die Seelen.

Dan aber Nrizeux auch in seinen späteren poetischen Leistungen hl« und da wieder den zarten und sinnigen, wie jenen sprudelnd°»llluislischen Ton zu treffen weih, der seine erste Sammlung charalterisirt, dafür mögen folgende zwei Gedichte zeugen:

Die Frauen.

Einst liebt' ich blos an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des moigenfrischen Munds bezaubernde Gemalt,
Das dunlle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaß des schönsten Leib's gezeigt.
Der zagend, wie im Wind die Wcioe, bald sich neigt
Und bald erhebt gleich stolzen Pinien.
In Schönheit schwelgt ich ganz. Noch hatl' ich nicht bedacht,
Daß diese Form beseelt, daß dieser Wimpern Nacht
Ein sinnig Licht mir scheu verhehle;
Nur hie und da ein Ton pon ihrem Munde frisch
Schlug weich-melodisch an; ich ließ ihn träumerisch
Ausllingcn in der eig'nen Seele,
O, wenn Du kannst, verzeih', verzeih' das Unrecht mir!
Als später aus der Welt ich flüchtete zu Dir,
Hilfloser noch als Du, verdrossen.
Im Kampfe mit mir selbst, verlassen, arm, entblößt...
Da, wie die Blüthe still sich au« der Knospe löst,
Hat sich Dein Innres mir erschlossen.
Das ist der Bann, Ihr Frau'», dem Keiner sich entzieht!
Die Schönheit, die man ahnt, die Schönheit, die man sieht,
Hab' ich gepaart bei Euch gefunden.
Bald ftarl, bald schwach erscheint zwiefachen Wesens Ihr,
Doch immer lenlt Ihr uns, und willig folgen wir.
Von Eurem Dopvelreiz gebunden.

Blumen und Lieder.

Schon will's im Osten aiau'n; auf, laßt an Waldeshöh'n,
In Wiesen und Gehäg mich Blumen suchen gehn,
Eh' noch dem Tag die Wäater riefen!
Den zartsten Duft enilockt dem Blust der Morgenhauch,
Und frischer, duftiger sind die Liederbliithen auch,
Wenn sie vom Thau des Morgens triefen.
Wie manche Blüthe schon starb ungepfliickt dahin!
O, daß wir unbemerkt lein Blumenlebcn flieh'«
In diesem kurzen Dasein ließen!

l^H Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg.
Blust will ich pflücken geh'!!, daß in der Morgenluft
Wie zwei« Seelen Hauch Gesang und Nlumcnduft
Verschwistcrt in einander fließen!
Und Licdcr pflück" ich mir; — jauchzt nicht der Fink im Hag,
Wenn neubeseelt die Welt begrüßt den jungen Tag,
Wenn Alles blüht und singt und stammelt?
lind singen will auch ich, de» Frohsinn in der Brust,
Sowie die Biene, die im Flug von Blust zu Blust,
Sich summend ihren Honig sammelt!
Und, froh der thauigcn Last, kehr' ich vom Wiescnranft
Zum Lager, wo sich noch de« Schlummers Fesseln sanft
Um der Geliebten Glieder legen;
Aufwecken will ich sie mit meinem frischen Sang,
Und fallen soll ihr reich auf Augen, Stirn und Wang',
Tin voller duftiger Blüthenregen.
Und wenn sie hold verträumt mir dann entgegenlacht,
Und mit der weißen Hand die reiche Blumcnpracht
gu haschen sucht auf Stirn und Kissen . . .
Dan» soll die Liebliche, ob dieser friscte Mai
Von Vlüthen, ob mein Strauß von Liedern frischer sei,
Verwirrt laum zu entscheiden wissen.
So fremd Biizcuz auch die Zerrissenheit und die inneren Kämpfe einer von
Leidenschaften unterwühlten Natur sind, so zeigt sich doch zuweilen Etwas bei ihm, wie
Spuren einer verhaltenen Leidenschaft, freilich meist gepaart mit einer gewissen Resignation
oder beherrscht von einem seltenen aufopferungsfreudigeu Zartgefühl, fo in dem Gedicht:
Befiehl nur und ich will gehorchen.
O möchtest künftig Tu, wen» wil uns treffen, nicht
So schamroth und verwirrt auf Stirne und Gesicht
Ten weißen Schleier »irderienlen,
An des Begleiters Arm nicht so Tich Hammer» bang
Und, wie um mich zu flieh», geschwinder Deinen Gang
In abgelegne Straßen lenken.
Wenn so mein Bild in Dir die Ren' aufwachen heißt.
Nach eincm fernen Land, wohin Dein Wunsch mich weist.
Will ich in die Verbannung zieh»–»;
Glück, Friede», Stütze einst war Deine Liebe mir.
Heut soll mein Friede nicht dm Deinen stören Dir:
Befiehl mir, und ich wer« fliehen.
Von Deines Auges Blau weiclt dann der düstre Flor,
Aufgehu wird Dir der Tnq so strahlend wie zuvor.
Die Nacht wird kühlend Dich umfächeln;
Hingeben wirst T» Dich der Sicherheit wie einst
Voll Lust und Unschuld ganz, die Du so hold vereinst
In Deines Wundes Zciubeilächeln.
Ein Wort nur, und ich geh; doch bringst Tu's übel Tich,
In Deiner Nül.e mich zu dulden, — dulde mich!
Und bieg' ich je um Straßenecken,

Und fügt sich's, daß wir just uns gegenüber stehn,
Geh' ohne Furcht vorbei, ich Hab' Dich nicht gesehn.
Kein Blick von mir soll Dich erschrecken.
Nur bitt ick, laß mich schau'»,, indeß Dein Tritt verhallt.
Von ferne Deines Lcib's anmuthige Gestalt,
Wenn mich lein Zeuge kann belauschen,
Daß an dem schlichten Gang, am Zauber ungeahnt,
An dem geheimen Reiz, woran der Gang mich mahnt.
Sich meine Seele mag berauschen.
Mein Herz wird jauchzen dann; von tausend Melodien
Wird eine Harmonie mein ganze« Sein durchziehn.
Mein Sehnen all wird mit Dir schreiten;
Gin Heer von Wünschen soll zu Deinem Wohlergehn,
Wenn mich der Himmel hört, wie Engel ungeschn
An jenem Tage Dich begleiten.

Brizeuz ist vor Allem der Dichter der Frauen, der Dichter des häuslichen HeideK, der Familie, er hat ein durchaus eiaenthümliches individuelles Gepräge, eine echte Originalität im Gewandt maßooller Bescheidenheit, Idealität ohne alle Mystik, er ist schön in seiner klaren Einfachheit, zart ohne weinerliche Sentimentalität. — Brizeux dichtete auch im bretonischcn Idiom, als ob, sagt ein französischer Krittler mit jenem unerbittlichen Esprit, als ob es nicht schon hinreichen würde, schöne französische Verse zu schreiben, um unbelannt zu bleiben. Und wirtlich, wenn es einerseits fast unerklärlich ist, wie das neuere Frankreich einen solchen Dichter hervorbringen konnte, so wird doch andererseits Niemand darüber erstaunt sein, daß Bilzeux bort gar nicht oder long« nicht so populär ist, wie er es verdient. Für ein gewöhnliches französisches Publicum ist er zu gewählt, zu fein und zu wenig specifisch französisch. In seiner ganzen Lebens- weise zeigt sich jener unpraktische Zug einer idealistischen Künstlernatur, der sonst nur dem Deutschen eigen ist, und auch der Umstand, daß Bcizeux erst nach seinem Tode so eigentlich auf den Schild gehoben wird, ein Vorzug, dessen sonst namentlich die Deutschen genießen, trifft hier bei der Vcrgleichung zu.

Herr Sa!nte»Beuve von der Akademie hat es für nöthig erachtet, in seinen „Portrait« oontempnlüiu»" jede Verwandtschaft unseres Dichters mit der nordischen Poesie (worunter er hauptsächlich die deutsche versteht) in Abrede zu stellen, und wenn hierbei der Kritiker mit einem unnachahmlichen Zartsinn halb ausspricht, halb errathcn läßt, baß er Melancholie und Mystik und eine entsprechende Unsicherheit und Ver« schwommenheit in der Form noch immer für unerläßliche Grundbedingungen deutsch« Poesie hält, so überkommt uns unwillkürlich das tröstliche Gefühl, als ob auch die Kritik des hie und da ein wenig preciösen Herrn Sainte»Beuve etwas von der Naivität des besprochenen Dichters piofitirt hätte.

Außer seinem Aufenthalte in Italien lebte Brizeux einst in einer Bauernhütte in einem verborgenen Winkel seiner Bretagne. Neben dem Ertrag seiner Arbeit bezog er eine kleine Pension vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts, die kaum hinreichend war, ihn vor Dürftigkeit zu bewahren. Nie benützte er die Gelegenheit, sich an einträglichen schriftstellerischen Unternehmungen zu betheiligen, die ihn von seinen Idealen abgezogen hätten. In Prosa schrieb er nur flüchtig und mit Widerstreben, und man besitzt von ihm nur eine einzige bedeutendere prosaische Arbeit, eine Uebersetzung Dantes. Die französische Akademie war eben im Begriff ihn zum Mitglied« zu ernennen, als der Tod ihn an die Entbehrlich- keit dieser Auszeichnung erinnerte, nach der er sein ganzes Leben lang gestrebt haben soll.

So hätten wir denn hier auf einen neueren Dichter aufmerksam gemacht, der nicht «roß, nicht schwungvoll, nicht pikant, aber sinnig und natürlich ist, unabhängig von jeder

Schule, jeder Coterie, jedem Zeitinteresse, jeder Mode. Offener Sinn für Natur, ein gesundes religiöses und moralisches Gefühl bilden den Grunbton in allen seinen Weilen. Die gelungensten derselben sind immer der Ausfluß einer wahren Empfindung; deswegen besteht ihr eigenthümlicher Zauber auch darin, daß sie die geheimsten Saiten des Gemüthes berühren und uns zum Mitempfinden zwingen, wo andere französische Dichter höchstens Staunen in uns erregen. Vrizeuz schildert nicht, um zu schildern, sondern um seinen Gestalten Relief zu neben; er malt leblose Natur, aber sie ist ihm nur Hintergrund zur Handlung, Folie zum Gedanken. Nicht nur wird Brizeux. was er heute weich ist, zu jeder Zeit werth sein, — ein Lob, das man nutzer einer nicht allzu großen Zahl Beiaugcr'lchei Chansons vielleicht keinem neueren französischen und überhaupt nur äußerst wenigen neuer» Dichtern nachsagen kann, — sondern seine besseren Schöpfungen werden, wie jener deutsche Dichter von seinem Gesang sagt, „mit den Jahren zunehmen, wie deutscher Wein", wenn man nämlich von den Franzosen hoffen darf, was Platen bei den Deutschen voraussetzt, daß sich ihr Geschmack lautem und bessern werde.

Wenn wir es wiederholt betonen, daß Ärizeuz in Frankreich noch lauge nicht so populär ist, wie er es verdient, so müssen wir gleichzeitig mit Anerkennung erwähnen, daß die competentesten französischen Kritiker diesen Dichter vielfach und günstig besprechen. Sollte das mit anderen Erscheinungen, mit der Pflege deutscher Kunst, namentlich der Musik, mit bei Neigung zum Gesunden, Einfachen, Natürlichen, die auch in der Litteratur nach so vielen Nennungen und Geschmacklosigkeiten in neuester Zeit einer namhaften Zahl nicht unbegabter junger französischer Schriftsteller eigen ist, in innigerem Zusammenhange stehen, — und sollte wirklich all' das mehr als bloße Nachahmungssucht, mehr als eine vorübergehende Mode sein? IZchwß f»i«t.)

Aus „Oostuma"
Lorenz» Stecchetti.
Deutsche N ebertrag ung
von
Valerie Matthew
— schweidnitz. —

An einen Dichter.

ü/arum erhebst im lauten weltgetriebe
Du Deinen sang, enthüllend Deinen
schmerz?
Die Welt verlacht ja nur verratene liebe.
Drum schließ' den Kummer tief in'«
u'mide Herz.
Ia weine! aber weine still, verborgen,
Denn statt der Freundschaft schleicht der
Trug einher,
Kein Vruderherz theilt lindernd Deine
sorgen,
Und Tugend ist nur eitle lügenmär.
Die Menge weidet sicl, an Deinen Klagen,
Drängt gierig sich zu Deiner f)ein und
schmach;
sie Alle sehen Dich an's Kreuz ge-
schlagen,
Und Niemand weint Dir eine Chräne nach.
V lüge, lüge. Frohe» lachen werde
Zur Maske veinem schmerz so tief und
heiß;
Die Wahrheit wohnet nicht auf dieser
«rde,
Ein Thor ist ver, der nicht zu lügen weiß!

October.

)ch sterbe, Hell tönt Iubelsang
ver lerche, die im Aether sich verlor.
Des Herbstes warmer sonnenstrahl
Vncht leuchtend durch den grauen
Nebelflor,
Lin warmer, fräft'ger lebenshauch
Au« den gepflügten Feldein rauchend
dringt.
Ich sterbe, Hell tont terchensang,
von fern der jnngen Rinder Nrüllen flingt.

Ach, Eure lichte purpnrgluth,
Ihr winteiröslein, schau' ich nimmer–
mehr;
Die Kraft entflieht . . . mein Ruheplatz
Auf dem Valkone bleibt schon morgen
leer.

Abendgebet.

Vu Gott, den schlichter Väter 5i»n verehrte,
wenn Du kein Wahngebilde,
Du Gott, an den als Rind mich glauben lehrte
Die Mutter fromm und milde,
wenn Du, «lhab'ner Geist, herab Dich neigest
Und unser Herz ergründest,
Wenn's lüge nicht, daß Du gerecht Dich zeigest
Dem, den gerecht Du findest,
5o sieh, wie neu des Codes Pein und schmerzen
Ein jeder Tag mir bringet,
3ieh, wie die Vitterkeit aus vollem Herzen
Empor zu vir sich ringet;
Kürz' ab, wenn vu's vermagst, die grausen CZualen
Der leidenszeit, der herben,
Erlöse mich durch Deiner Vlitze strahlen,
Mein Gott, o laß mich sterben!

Au5 dem seben im Harem,
„teila hanoum."
von
llsrims tznnollm.

^,oub! das herrliche Eyoub am Goldenen Hörn. Wer die Stätte der Todten, des Friedens dort oben in Eyoub kennt — mit dem wunderbaren Blick auf das Goldene Hörn —, wird dieses Bild nie vergessen können.

In den ersten Jahren meiner Anwesenheit in Eonstantiuovel waren daher meine liebsten Fahrten zu Leila Hanoum nach Eyoub.

Ist schon die Fahrt im schnellen Kalk durch's Goldene Hörn ideal schön, so daß sie mich stets aufs Neue begeisterte, — so mußte diese Begeisterung sich noch steigern, wenn man in die Aussicht vom Kirchhofe Eyoubs von» Goldenen Hörn bis zum Bosporus herunter sich versenken durfte.

Für mich gab es eben nichts Schöneres in der Natur dort — und auf Erden — als diefen Blick.

Kommt man vom Bosporus und fliegt vorbei an den weißen Palästen mit ihren vergoldeten Gittern und Pforten, an den schlanken Minarets, die hoch in den tiefblauen Himmel hineinragen, an den grünen Matten und rothen Iudasbäumen, fo fügt das Alles sich zusammen zu einem be- strickenden Bilde, umrahmt von dunklen Eyvressen.

Die herrlichen Iudasbäume, von denen Leila Hanoum mir sagte: „Als Euer Ehristus verrathen wnrde, ging ein Beben durch die ganze Natur, es schämten sich aber dieses Verraths die blühenden Bäume, daß sie über uud über roth erglühend alle grünen Blätter verloren, und deshalb nannten wir Türken sie: „Iudasbäume".

Diese Bäume, in rother Blüthe stehend, ohne ein grünes Blatt,
wirken allerdings eigenartig und bezaubernd, im Contrast zu dem tief-
blauen Himmel, dem ebenso blauen „Bosporus"; eigenartig, wie die sie
begleitende Sage. —
Ueber all' dieser Pracht lacht dann die strahlende Sonne des Orients,
Alles vergoldend oder in rothe Gluth gegen Abend tauchend, während es
in den alten hundertjährigen Enpressen, die die verwitterten Grabsteine
umstehen, flüstert von „Werden" und „Vergehen", von „Ruhe" und
„Frieden" auf Erden und im Jenseits.
Es ist, als wenn kein Leid heraufreichen konnte zu diesem Ort des
Friedens und als wenn Ruhe dem Lebenden uud dem Todten dort oben
werden müsse. —
Mir war's stets so, wenn ich dort oben saß, — mir zur Seite Leila
Hanoum mit ihren dunklen Augen, ihrer weichen Stimme, — Leila
Hanoum, die mich vollständig durch ihre eigenartige Persönlichkeit, ihren
Geist gefangen genommen hatte! — tief unter mir die Pracht der Land-
schaft des Goldenen Horns. Das Alles, so unverfälscht, so unmittelbar
von der Hand des allmächtigen Schöpfers gegeben, hatte einen unendlichen
Zauber für mich, der auch in der Erinnerung sich nicht verloren hat,
sich nie verlieren wird.
Treu, wie jenen Erinnerungen, bin ich auch Denen geblieben, die so
gut und lieb zu mir waren.
Leila Hanoum war die Schwester eines berühmten Paschas, bei dem
sie lebte, dessen Kinder sie mit erzog, und ledig.
Gewöhnlich im Frühjahr, ehe wir ans's Land zogen, war es, daß ich
auf einem Ritte um die Mauern im gastlichen Harem in Enoub einkehile.
Meistens fuhr ich aber am Freitag, dem Sonntage der Türken, hin,
wenn die Andern alle an den süßen Wässern Europas weilten und ich
Leila Hanoum allein fand.
Dann faß Leila gewöhnlich neben dem Grabe ihres Vaters auf einen:
Teppich und schaute hinab ernsten, ruhigen Blicks auf die flimmernden
Wogen, die da auf und ab tanzten, auf die Mengen der Kalks mit den
geputzten Türkinnen in ihren malerischen Costümen und hellen Iaschmaks,
kurz auf all' die Pracht unter sich und weit hin im Lande.
Wenn sie redselig war, erzählte sie mir wundersame Geschichten aus
alter, alter Zeit, die ich alle gesammelt habe. ^-
Sie ward nur ärgerlich, wenn ich damals, die türkische Sprache noch
nicht beherrschend, zwei Mal fragte und ab und zu ein Wort aufschrieb,
um zu Hause den Sinn zu suchen. —
Ein leuchtender Frühlingstag lag über Eonstantinopel; die Sonne
sengte glühend herab auf das Goldene Horu, Alles grünte, blühte, als ich
einer Einladung Leila Hanoums durch ihre Schwester, sie am Freitage zu
besuchen, Folge leistete.

Zu gegebener Zeit erwartete mich an der alten Brücke ihr Kalk mit
den Kalkjis Mohnwud und Emin.
Unser treuer Hassan begleitete mich, und fort flog der leichte Kahn,
geräuschlos vorbei an Hunderten von Barken nach Enoub.
Dort angekommen stand Eschreff, eine Sklavin am Ufer und bat mich im
Auftrage Leilas, gleich mit hinauf zu steigen zu Valmssys, des Vaters
Grab, wo ihre Herrin mich erwarte mit Teppichen, Kissen, Matten, Kaffee
und Ligaretten.
Es erschien mir zuerst eigenthümlich, ein Empfang, eine Bewirthung
auf dem Friedhof, doch da ich Leilas Vorliebe für den Platz am Grabe
des Vaters kannte und sie selbst wußte, daß ich für die türkischen Friedhöfe
mit den hohen vornehmen Cupressen schwärmte, so konnte kaum etwas Be-
fremdendes für mich in der Aufforderung liegen.
Ich folgte denn auch gerne Eschreff auf die Höhe, die ziemlich steil
zu ersteigen ist.
Oben, umflossen vom hellen Sonnenschein, den weißen Schleier leicht
um den feinen Kopf geschlungen, im gelben F6r6dj6 (türkischer Mantel!
stand Leila Hanoum hoch aufgerichtet und winkte fchon von Weitem mit
dem Schleier.
Wie sie so dastand in dem lichten F6r6dj6 mit den langen Aermeln,
aus denen ihre weiß bekleideten Arme hervorschauten, deu einen Arm um
den Stamm einer Cnpresse gelegt, die Aennel, die sie umflatterndeu Schleier
durch die leichte Brise bewegt, die vom Wasser wehte, mit den schwarz ge-
ringelten kurzen Haaren, die sich unter deni Schleier hervorschoben und das
liebliche, blasse Gesicht umrahmten, — sah man eigentlich Nichts von ihr,
als die großen leuchtenden Augen, die Alles überstrahlten und beherrschten.
So tiefe, große, schwarze Sammetaugen giebt's nicht wieder, gesonnt
wie eine Mandel, fragend, bestrickend, dabei unergründlich, und wenn sie
mir ihre wundersamen Geschichten erzählte, dann stand man vollkommen unter
dem Bann dieser munderbaren Augen.
Sie war sonst nicht schön zu nennen.
Die Haut war fest über eine feine Nafe mit ewig beweglichen Flügeln
gezogen. Alles glatt, stramm, man sah die feinen Adern durchschimmern.
Der Mund war stets leicht geöffnet, als wenn die Oberlippe zu kurz fei.
Sie hatte strenge Züge, und man nannte sie „die Pflicht", weil
sie vor Allem, auch bei der Kindereiziehung nur stets die „Pflichten"
betonte.
Sie behauptete, nur in der gewissenhaften Erfüllung der Pflicht fände
man Befriedigung im Leben, auf Erden.
Endlich war ich oben, Leila Hanoum umarmte, küßte mich und sagte
die üblichen türkischen Vewillkommensformeln.
„8?t»t sseläenig": „Sei willkommen."

Dann winkte sie mir, mich neben sie auf den Teppich zu setzen.
Der Grabhügel des Vaters befand sich hart am Abhang, unsere
Füße hingen herab, so dicht saßen oder lagen wir an demselben.
Leila reichte mir den türkischen Kaffee, dann stand sie auf, breitete
einen schönen Gebets-Teppich über den Hügel des Vaters aus und fuhr
koseud mit der Haud darüber — flüsternd: „Es war sein Lieblingsteppich,
er hat stets darauf gebetet.
Er weiß, daß ich bei ihm bin, wir leben mit unseren Tobten fort.
Ihr thut das nicht," wandte sie sich zu mir, „denn für Euch ist der
Friedhof meist ein Ort des Schreckens, nicht des Friedens."
„Aber, Leila, woher weißt Du das?
Wir leben ebenso mit unseren Tobten fort wie Ihr. Vielleicht, daß
wir mehr Stimmungen, mehr dein Wechsel unterworfen sind, als Ihr mit
Euerem ruhigen, häuslichen Leben, daß wir mehr Sklaven der uns um-
gebenden Verhältnisse sind."
„St! St!" machte Leila und fuhr ernst fort: „Bei Euch kommt Alles
auf die Beleuchtung an.
Ihr seid in Allem abhängig von Aeußerlichkeiten, denen Ihr oft Euer
Innenleben opfern müßt!
Jetzt hast Du hier nicht Angst, weil die helle Sonne ihre glänzenden
Lichter durch das Laub der Bäume auf die Grabhügel wirft und Alles in
Glanz und Licht getaucht ist: aber des Nachts, wenn dunkle Schatten ge-
spensterhaften Nebeln gleich über die Gräber ziehen, wenn die Cypressen
stöhnen und klagen, dann bliebest Du nicht hier und suchtest Deine tobten
Lieben, damit sie sich nicht fürchten, wie wir es thun!"
„Nein," sagte ich, „wozu auch?"
„Weil Ihr nicht die Sprache der Todten versteht.
Wir verstehen sie.
Alle, Alle, die hier liegen, kenne ich, habe sie gekannt durch Er-
zählungen oder persönlich, sie sind schlafen gegangen den ewigen Schlaf,
— aber sie leben mit und in uns.
Ihr in Eurer großen Welt da draußeu, mit Eurem Hasten und
Treiben, Ihr habt nicht Zeit für die Lebenden, wie wollt Ihr Zeit haben
für die Todten?
Wir Türkinnen in unserem abgeschlossenen Harem sind viel glücklicher,
besser daran als Ihr, ich wiederhole Dir's wieder und wieder!
Es ärgert mich immer, wenn Deine Freundinnen in mitleidigem Tone
fragen, uns beklagen wollend: Muß das nicht furchtbar sein, so eingesperrt,
so seiner Freiheit beraubt zu werden?' Wir fühlen das nicht, weil wir
glücklich in unserem Berufe sind und froh, abgeschlossen zu sein von einer
Welt, in die nur die Männer gehören!
Unser Reich, unsere Welt ist der Haren», das Halls.

Denke nur an das deutsche Fräulein, das Du uns vor zwei Jahren
gebracht, das blonde, hübsche, deutsche Mädchen, das Senias Erziehung
geleitet.
Schrecklich! Sie mußte die arme alte Mutter zu Hause lassen und
zog jung, allein, ganz allein in die Fremde, um Geld zu verdienen für
sich und die Mutter zum Leben.
Muß das jemals eine türkische Frau tbun? Sahst Du jemals
öffentlich eine türkische Frau arbeiten? Eure Ciuilisation stößt Euch hinaus,
und wenn Ihr nicht heirathet oder reich seid, müßt Ihr verhungern oder
arbeiten gehen mit den Männern um-die Wette!
Wir kennen das nicht, mir werden nicht hinausgestoßen in's Leben,wohin
wir nicht vassen und wo auch Ihr Euren Hauch, Euren Schmelz verliert.
Dennoch heißt's bei Euch von uns: Eingesperrt im Harem! Wie
wollen die türkischen Frauen Bilduug haben!? Sie sind langweilig, dumm,"—
und Leila zog verächtlich den Mund herab.
„Weiht Du noch wie jene vornehmen Damen beim Eintritt in unseren
Harem fragten: ‚Sind sie etwas gebildet, oder ganz ungebildet?'
Senia hatte schon das deutsche Fräulein und verstand jedes Wort. —
„Ich weiß, ich weiß!" erwiderte ich beschämt, an die Rücksichtslosigkeit
mancher Besucherinnen denkend. —
Heftig fuhr Leila fort: „Da sind wir wieder bei meinem Lieblings-
thema, und Du solltest einmal schreiben und erzählen, wie falsch die Vor-
stellung ist, daß wir im Harem Gefangene sind!
Wir hungern nie, denn Du weißt, jede arme Türkin, au welches
Haremsthor sie auch klopfen möge, wird gespeist und bekommt ihr Lager.
Uns darf kein Mann hinauswerfen, und gehen wir, so kommen wir
nur in den Harem der Verwandten! —
Und keine alte Frau wird hinausgewiesen, keine alte Dienerin, wenn
sie nicht mehr arbeiten kann, sondern bis zum Tode gepflegt.
Die Männer arbeiten da draußen für uns alle, ob arm, ob reich, ob
uerheirathet oder ledig, den Frauen gehört die Arbeit im Hause. —
Wenn ich so gebildet wäre, um fremdländische Nomnne lesen zu
können, das würde mich unseren Männern nicht weither machen, ob ich
telegraphiren könnte und all' die Aemter bekleiden, wie Eure Mädchen thun
müssen, das würde auch unsere Männer nicht glücklicher machen!"
„Verzeih, Leila! Du gehst zu weit. Bei uns eristirt das nur für
die, die nicht versorgt sind.
Die müssen und die wollen Etwas leisten, wollen einen Veruf haben
und wollen leben vor Allem!"
„Siehst Du, das ist's doch, also um's tägliche Nrod, um die Er-
haltung kämpfen die Frauen, statt der Männer.
Wir eingesperrten Frauen, wie Ihr sagt, kennen diese Sorge nicht,
ob wir heirathen, ob wir versorgt sind oder nicht!

Wir haben unseren Harem, unsere Welt für uns.
Sag offen," fuhr sie weicher fort, „seid Ihr da draußen denn gluälicher?
Was zu uns von Eurem Leben dringt, läßt uns das Eure, Eure
Freiheit nicht begehren! —
Weißt Du noch, wie böse der Papa war, als Senia erzählte, was
ihre Freundin gelesen hatte?"
„Nein! ich erinnere mich nicht."
„Daß Eure Männer Euch allein lassen. Euch erzählen, wie traurig
es sei, daß sie wieder fort müßten in den Club, in eine Sitzung und daß
dann die arme Frau nach einiger Zeit erführe, ihr Mann belog sie!
Nicht in den Club war er gegangen, sondern zu einer Tänzerin oder
dergleichen, dorthin ging Nutze und Geld.
Und die Frau, die wartete zu Hause auf den armen geliebten Mann,
ihn bedauernd, daß feine schwere Arbeit ihn fern hielt, ihn pflegend, wenn
'er müde, mißlaunig heim kam.
Könnt Ihr denn da noch jemals Vertrauen, Glauben haben? ist
das nicht viel, viel schlimmer als unser Harem?" --
„Es war ein schlechtes Buch, Leila, das man Senias Freundin ge-
geben hat. Dergleichen kommt wohl in unserem Leben vor, wo die Ver-
suchungen grüßer sind für den, der mitten darin steht, aber ist doch immer
nur eine häßliche Ausnahme!
Es ist nicht Alles so, wie es geschrieben wird, das glaube mir, Leila!"
Leila schüttelte heftig das Köpfchen und fuhr fort: „Nein, Nein!
Ueberall in Euren Vüchern steht so Etwas, bald ist es die Frau, die dem
Mann davonläuft, bald der Mann, — selten verstehen sich Zwei und ge-
hören innerlich zusammen!
Und die Kinder werden von Euren Fräuleins erzogen! Was bringen
die für Bildung, für einen Halt in Euer Außenleben?
Sie machen es, wie Vater und Mutter es gemacht, und hasten aus-
einander. —
Die Mutter, der Vater haben nicht Zeit, sich um sie zu kümmern, ge-
sellschaftliche Verpflichtungen, Vereine, Bälle, Theater füllen ihr Leben aus.
Hast Dn mir nicht selbst erzählt, bei Euch essen sogar die Kinder allein
mit den Fräuleins?
Nur nach dem Diner der Eltern werden sie ausnahmsweise angeputzt
gezeigt und kommen als Scheckerli (Vonbons, Süßigkeiten) zum Dessert.
Im Harem, im von Euch geschmähten Harem leben unsere Mütter
nur für die Kinder, pflegen sie, nehmen alle Sorge auf sich, theilen alle
Mahlzeiten mit ihnen.
Der Mann, die Kinder sind die Hauptsache.
Darum schon, gieb es zu, ist unier Haremsleben besser.
„Gesteh's", sagte sie, mich so überzeugend anschauend, daß ich ihr
lachend erwiderte: „Ich glaube Dir, Leila Hnnoum, und ich will's ja ver-

theidigen. Euer Leben, Euren Harem, schildern, wie er ist, — aber glaube
auch Du nur, daß nicht Alles wahr ist, was Ihr lest und was geschrieben
steht." —
„Gut," sagte Leila ernst. „Setze Dich dicht zu mir, ich will Dir
meine Geschichte erzählen, wie ich's Dir versprach, — und dann, um Dich
ganz zu überzeugen, will ich Dir aus des Paschas, meines Vruders, Leben
erzählen."
Und sie begann:
„Meine Geschichte ist so einfach, als ich selbst bin." Dann sang
sie leise ein türkisches Lied vor sich hin — lehnte den Kopf zurück, schloß
die Augen und begann:
„Fünfzehn Jahre sind's her, ick war noch nicht fünfzehn Sommer alt,
man nannte mich ,die schöne Leila', meine Eltern waren reich, angesehen
und wohnten in dem jetzigen sogenannten Geister-Palais, das zwischen
Callender und Ienikeu liegt.
Ich hatte als Kind viel mit Assim-Ben, dem Sohne eines Paschas,
gespielt, wir waren zusammen aufgewachsen und liebten uns zärtlich.
Ehe ich zwölf Jahre wurde, schickte man Assim nach Wien, wo er
seine Erziehung vollenden sollte.
Nach zwei und einem halben Jahre kam er zurück/ schon wie ein
Gott, klug wie der Prophet.
Ich hatte schon dm Iaschmak (Schleier) genommen und durfte ihn
nicht mehr sehen. Aber allabendlich, im Mondenschein fuhr er an unserem
Könnt im Kalt vorbei, ganz dicht, und wie ein Kind hatte ich als Gruß
und als Zeichen, daß ich ihn erkannt und Hintor den Gittern sei, ein
rothes Bändchen daran befestigt.
Assim wußte so, daß ich seinen Liedern lauschte.
Manchmal fuhren auch der Eunuch und die Sklavin mit mir im
Mondenschein im Kalk nach ,Emirghan'; dort vor'm Palais des Erthedive
wurden Serenaden gebracht, und oft hielten dort .Hunderte von Kalks.
Da konnten unsere Kalks dicht nebeneinander liegen, und so sehr der
Eunuch auch aufpaßte, die Sprache unserer Augeu verstand er nicht.
Assim war sehr vorsichtig, und wir wurden einig, daß Afsims Vater
bei dem meinen um mich werben sollte.
Meine Mutter war eine fanatische Türkin und eine harte Frau. Sie
und ihr Vruder, mein Onkel, das Haupt der Familie, liebten Assim nicht;
sie behaupteten, er sei kein rechter Muselmann, da seine Großmutter eine
Griechin gewesen sein sollte.
Als daher der Vater Assims um mich warb und mein Vater nicht
abgeneigt war, erklärten sich Mutter und der Onkel dagegen. Sie fcklugen
die Werbung rund «b.
Ick liebte glühend und hoffte zuversichtlich Alles, Alles überwinden zu
tonnen. —

Ter Mutter und dem Onkel erklärte ich, daß ich nie einen Anderen
als Asnm-Bey heirathen würde, und wurde ausgelacht.
Einige Abende darauf kam Assim im Kalk vorbei und saug mir zum
letzten Male das süße Lied:
Willst Du ein ganzes Herz,
So gieb ein ganzes Leben!" —
Leila hielt die Hand auf's Herz und stöhnte schwer. „Ich gab ein
ganzes Herz, und er — ein ganzes Leben.
Dann," fuhr sie fort, „kam der schrecklichste Abend meines Lebens.
Ich hörte von ferne Gesang und die Stimme von Assims Bruder.
Der Mond schien klar und hell, man koni te lesen und Alles e> kennen.
Es war schon spät und einsam auf dem Bosporus, ich hatte nicht schlafen
können und saß mit meiner Sllavin am Fenster.
Da hörten wir leisen, wehmüthigen Gesang, und die Stimme des
Bruders sang:
,Wenn die Geliebte des Bruders mich hört, soll sie sich fügen uud
nicht klagen, sie soll auch Nichts fürchten, denn Niemand wird Rache üben
von uns, um ihretwillen. So will's der Todte, und der Wille des Todten
ist heilig, heilig, heilig.'
Ich hielt meinen Kopf und bog mich hinaus, ich glaubte meinen Ohren
nicht zu trauen. —
»Niemand wird Rache üben um Deinetwillen/ fo klang es jetzt nahe,
,kein Leid wird den Deinen werden, so will's der Todte, heilig ist der
Todte, heilig ist der Wille des Todten, heilig die Pflicht der Lebenden/
Jetzt — jetzt — kam der Kalk langsam, langsam näher und auf dem
Boden lag — todt — erwürgt, die rothe Schnur neben ihm, mein Assim.
Sein liebes Gesicht war friedlich und so schön, sein Bruder sang leise
weiter: .Heilig, heilig ist der Wille des Todten', und ich fiel ohnmächtig in
die Arme meiner Sklavin. —
Als ich aus schwerem Fieber nach Wochen erstand, war ich die alte
Leila nicht mehr. Etwas in mir war gebrochen, vielleicht war es das
Herz?
Mein Vater hatte sein Leben lang nur seiner Pflicht gelebt, ich war
seine echte Tochter ^ uud da mir die Pflichterfüllung nur das Leben er-
träglich machte, ich ernst und streng blieb, nannte man mich bald die
'Pflicht/ -
Nie habe ich den Onkel wiedergesehen, bis auf das eine Mal, da er
im Sterben lag.
Cr war allein und bat um Wasser, ich sah ihn an, ein Schaudern
lief über seinen Körper, ich fühlte, daß er Assim hatte morden lassen, nnd
ich sagte ihm, ohne ihm den Labetrunk zu geben: »Verschmachte, Mörder/
Seine irren Augen folgten mir und baten um Vergebung: ich bin hart
und konnte nicht vergeben, aber feine Frau habe ich bis zum Tode gepflegt.

Nun weißt Du meine Geschichte, sie ist so einfach und doch so ent-
setzlich schwer zu tragen gewesen. —
Was ist Glück? Was Jeder sich als Glück gedacht!
Dann fuhr sie fort: Seitdem ist's still in mir und um mich herum
geworden —, o so unheimlich still oft. Anderer Leiden sind die meinen,
und Anderer Freuden suche ich zu theilen, in meinem stillen Leben, in
treuer Pflichterfüllung suche ich Befriedigung und Frieden."
Ob sie ihn fand? Was muhte dies stolze Herz gelitten haben?
Ihre Augen wurden durch Thränen verschleiert, diese herrlichen,
wunderbaren Augen, die eine so beredte Sprache führten.
Ich fühlte, daß jedes Wort zu viel fein würde. Leise legte ich
meinen Arm um ihren schlanken Hals und vermochte Nichts zu sagen als:
Ich danke Dir, Leila, für Dein Vertrauen — ich weiß gegebenes Vertrauen
zu ehren."
Einen Moment ruhte ihr Köpfchen an meiner Schulter, dann richtete
sie sich stolz auf, ihr Gesicht hatte wieder jenen strengen Ausdruck, der ihm
meistens eigen war, und sie begann:
„Die Schatten beginnen sich im Thale zu zeigen, komm, ich muß Dich
noch überzeugen von vorher. Ich versprach Dir, vom Pascha zu erzählen,"
und ein wehmüthiges Lächeln huschte wie Sonnenblick nach Regen über
dies süße, mir so liebe Gesichtchen, als sie fortfuhr: „Du kennst des Paschas
Frauen, beide Frauen? Beweisen sie Dir nicht, daß man Glück finden
kann auch mit zwei Frauen in seiner Häuslichkeit? Vertragen sie sich nicht?"
Ich mußte bejahen, aber fügte hinzu, daß dies doch auch wieder eine
Ausnahme sei.
„Nein, nein," rief Leila lebhaft, höre nur: „Weift Du denn, wie er
zur zweiten Frau kam?
„Nein."
Mediha, die älteste Frau meines Bruders, hat ein so ausgeprägtes
Pflichtgefühl wie wenig Fraueu und ward dadurch die Gründerin feines
Glücks.
Als sie mein Bruder heirathete, war sie vierzehn Jahre, sehr zart,
sehr hübsch, sehr ernst.
Nach einem Jahr hatte sie ein Dschoschuk (Baby), ihr Traum war
erfüllt, ihr Glück groß, aber Mediha war dem Tode nahe.
Als sie nach schweren, bangen Monden genas, blieb sie immer kränklich.
Nach drei Monaten nahm Allah das Baby, und sie blieb allein;
mein Bruder mit einer jungen Frau, die immer krank und immer traurig war.
Ein Jahr war verflossen, da kam Mediha weinend zu mir und gestand
mir, daß sie eine Aerztin (Ebbe Hanoum) consultirt habe, die ihr die
traurigen Eröffnung gemacht, daß sie kinderlos bleiben werde. —
Mediha wehklagte und jammerte um ihre verlorene Jugend, vor Allem
aber um den Pascha, meinen Bruder. —

Du weißt, eine Frau, eine Ehe ohne Kinder gilt bei uns als eine
unglückliche Ehe,
,Er wird mich nicht mehr lieb haben können/ rief sie schluchzend.
Ich weiß, Leila, wo meine Pflicht liegt, habe Dil nur Erbarmen mit
mir. Er soll mit Mediha zufrieden sein/
,Ich verstand sie nicht und ließ sie ruhig gehen! Es war ernst und still
im Hause, die Kiuderstimmen fehlten, mein Bruder saß Abends bei seinem
Tschibuk, Mediha sang, die Sklavinnen tanzten, aber die rechte Freudigkeit fehlte.
Mediha ging viel in die Moscheen, ward immer blasser, mein Bruder
immer düsterer und ernster.
Da eines Tages kam Mediha zu mir, fiel mir um den Hals und
sagte: Hetzt, Leila, bin ich wie Du stark, ich habe Allah so lange gebeten,
bis er mich erhörte; ich will meine Pflicht erfüllen, will zeigen, wie lieb
ich den Pascha habe, ich will ihn: eine zweite Frau geben.
Sei nicht böse', fuhr sie leise weinend fort, Feila, daß es so lauge
gedauert, bis ich mich in meine Pflicht finden konnte, erkannt hatte ich
sie längst. Aber ich wollte, ich möchte ihm so gerne eine Frau geben, die
ich kenne und liebe. Darum bitte Allah mit mir, daß er die lieben und
begehren lernt, die ich ihm zuführe/
,Alfo willst Du bei meinem Bruder, bei uns bleiben, Mediha/
,Ia, ja/ erwiderte sie unter Thränen lächelnd, ,und ich will's ihm
nicht schwer machen, Leila, ich will ihm nützen und seinen Kindern, auch
so für ihn leben dürfen/
Schluchzend fuhr sie fort: ,Er hat das Recht, eine Andere zu nehmen,
nach dem Gefetz, das Recht, mich wegzuschicken, er wird's nicht thun; ich
aber will ihm zeigen, daß ich weiß, wo meine Pflicht liegt und wie lieb
ich Nechad habe/ —
Und," fuhr Leila fort, „nun lud Mediha von Zeit zu Zeit junge
Freundinnen von dreizehn bis vierzehn Jahren ein, die noch nicht den
Iaschmak, den Schleier, genommen hatten. Du weißt, daß, wenn eine
Türkin von vierzehn Jahren den Iaschmak, den Schleier, genommen hat,
daß sie dann sich nicht mehr vor einem Manne ohne denselben im Hause
zeigen darf, deshalb lud Mediha die jungen Mädchen ein, die noch nicht
den Iafchmak trugen! —
Sie hatte eine ganz junge Freuudin Afif6, unsere jetzige liebe, dicke
Afif6, die liebte Mediha besonders, und sie sah mit Schmerz und Freude,
daß der Pascha ansing, sich für Afifö zu erwärmen.
Nun kam der schwerste Theil ihrer selbstgestellten Aufgabe und
Pflicht.
Sie sah die Neigung wachsen von beiden Seiten, und an, Neiram,
unserem grüßten Fest, sagte sie zu Nechad: ,Nechad, heute will ich Dir ein
Lämmch.'n bringen, wie Du noch nie eines zum Eourbmu Beiram gehabt/
llnd sie brachte ihm Afif6.

Die ganze Nacht blieb unsere liebe Mediha eingeschlossen mit ihrem Manne Rechad, der Afifö nicht heirathen wollte, sie überzeugte ihn endlich, daß sie stark sei, und er ihr einen Herzenswunsch erfülle, wenn er ihre Afifö nähme.

Sie bat ihn um Verzeihung für ihren Egoismus, daß sie gewollt, er möge ihre Freundin heirathen, und daß sie ihn deshalb auf diesen Weg geleitet habe. —

Sie versprach ihm, Afif6 zu pflegen und deren Kinder, ihm zu dienen wie seine Sklavin, nie auf AM eifersüchtig zu werden, kurz, mein Bruder wußte zuletzt kaum, welche er lieber habe, seinen Engel Mediha, oder die lustige, reizende AM.

Achtzehn Jahre sind seitdem in's Land gezogen, AM hat dem Pascha elf Kinder geschenkt, die Du kennst, die alle lebend Du siehst, wie sie Mediha vergöttern; Du siehst, wie AM nur von Mediha gepflegt sein will! Du siehst, wie mein Bruder Mediha auf Händen trägt, wie sie doch die Erste in seinen« Herzen blieb, und da nennt man den Harem unmoralisch! Greift uns Türkinnen an, verspottet uns, sag', habt Ihr viel solcher selbstloser Franencharaktere wie Mediha? die so selbstvergessen sind in ihrer Liebe, die so ihre Pflicht auffassen und erfüllen?" —

Leila war aufgestanden, sie sah wie eine Seherin aus. Ihre strengen Züge schienen noch strenger, die schwarzen Augen loderten, als sie so dastand, eine Vertheidigerin ihres Geschlechts, ihrer Sitten.

Ich sah bewundernd zu ihr auf, und meine Hände in die ihren legend, sagte ich: „Leila, Du hast Recht. Ihr seid trotz Eurer Abgeschlossenheit und Einfachheit in Vielem größer wie wir, im Fühlen, Denken und Handeln.

Einst werde ich Euch vertheidigen helfen, erzählen, was Du mir erzählt."

Ich hab's gehalten.

Leila war herabgestiegen und hatte sich erschöpft an mich gelehnt, die junge Tochter Rechads und AMs, Maeboul6, kam vorbei, es war ein zartes hübsches Kind in Hellem Kl»^de, mit blauen Augen, blonden Haaren. Sie küßte den Saum des Kleides ihrer Tante Leila und fragte mich, ob ich von Fräulein, der deutschen Gouvernante, die zwei Jahre bei ihr gewesen, die durch mich dort hingekommen war. Etwas gehört hätte.

Ich mußte es verneinen.

Leila sagte ernst darauf: „Jener Ingenieur, des Fräuleins Bräutigam, wird sie nicht glücklich gemacht haben."

„Warum? er liebte sie treu, sie ist ihm mit der alten Mutter nach Algier gefolgt."

„So," sagte Leila, „ich habe gesehen, wie das Fräulein dem Bräutigam ihr Geld gab. Ein Mann, der Geld von seiner armen Verlobten annimmt," fuhr sie verächtlich fort, „wird sie später hungern lassen und nicht glücklich machen.

Es war ein Egoist. Armes Fräulein," fuhr sie dann sinnend fort,
„ich gab ihr noch zwanzig Goldpfunde und bat sie, komm' zurück, wenn es
Dir schlecht geht mit Deiner Annas«, Mutter, hier findest Du Deine
Heimat, wir haben Dich lieb; doch sie hat nie wieder Etwas von sich
hören lassen."
„Ja, wir haben sie lieb," fügte die kleine Maeboulö hinzu, „Tante
Leila, lllss' Fräulein kommen."
„Geh'," fagte Leila streng, „Kinder müssen nie sprechen, wenn sie
nicht gefragt sind."
„Geh', fetz' Dich dort unter den Klagebaum."
„Unter den Klagebaum? O, Tante! ich fürchte mich so, ich höre ihn
dann die ganze Nacht klagen."
„Furcht ist Schwäche," fügte Leila streng. „Geh', mit Deiner Furcht
würdest Du nie eine Erzählerin und Erlöserin Deines Volkes werden, wie
Deine große Ahne Maeboulö."
„Eine Erzählerin," fragte ich?
„Jawohl, eine Erzählerin," bestätigte Leila. In ganz alten Zeiten
gehörte unferer Familie die berühmteste Erzählerin, Maeboulö, an."
„Steht das in Eurer Geschichte?"
„Nein, was Frauen geleistet, bleibt unter uns, sie thaten es nicht um
der Nachwelt und des Ruhmes halber."
„Leila, bitte, bitte, erzähle."
„Djanym (meine Seele), heute nicht mehr. Ein ander Mal, und
dazu mußt Du schon noch besser unsere Sprache gelernt haben, denn nicht
viel unterbrechen und fragen darfst Du, wenn ich von der heiligen
Maeboul6 erzähle.
Heute ist's fchon spät, wir dürfen nicht ,fo lange die Todten stören.
An Vergangenes soll man eigentlich nicht rühren," fuhr sie fort, „es thut
den Lebenden weh, an das zu denken, was verloren ist, und, nach unserm
Glauben, wie Du weißt, auch den Todten.
Sieh', nach rechts und links neigen sich um uns die Grabsteine und
Erinnerungszeichen, hinfällig sind sie geworden vom Zahn der Zeit. Un-
wissende nennen es Nachlässigkeit, daß wir es so lassen. Wie könnte man
doch so leicht die Steine wieder gerade rücken und in Ordnung bringen.
Wir wissen, warum wir es nicht thun, wir wollen die Nuhe unserer
Todten, unserer Lieben, nicht stören.
Mit ihnen verfällt nach außen das Grab, wie innen der Leib ver-
fällt — Staub, Staub — Staub."
Alles . . ." sie blies eine kleine Staubwolke in die Luft und schloß
die Augen.
Stille, heilige Stille rings um uns her.
Unter mir die himmlische Aussicht, in rosige Farben gehüllt, über mir
die düstern Cnvressen, stol^, hoch, ungebeugt — und zur Seite unter dem

Klagebaum die kleine Maeboulü zusammengekauert, eingeschlafen, das süße Gesichtchen rosig umleuchtet. Neben mir meine schöne kluge Freundin, die großen tiefschwarzen Augen in die Ferne gerichtet, die Hände über den Knieen leicht verschlungen.
Ich faßte leise diese Hände, sie sah mich liebevoll an und sagte:
„Geh' heim. Dein Pascha wartet. Meiner wartet die Pflicht."
Es schien mir Alles groß, erhaben in diesem Augenblick. Alles, Alles um mich und in mir. Die ganze Welt ein einziges gottseliges „Amen".
Die Pflicht, — wie sie das so ruhig sagte, als etwas Selbstverständliches, ein Leben abgeschlossen in sich, glücklich, indem sie Andere beglückte.
Ein geheimnißvoller Zauber strömte von Leila aus und umgab dieses selbstlose fülle Leben.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Ehamberlain. Mit zahlreichen Portrait», Facsimile», Illustrationen und Bellagen. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Das vorliegende, vornehm ausgestattete Wert, das einer Anregung seitens der Ver» lagshandlimg seine Entstehung verdankt, will weder eine Biographie Wagners im engeren Sinne liefern, noch an des Meister» Wesen und sein Weit mit irgend einem kritischen Maszstabe, vergleichend und richtend herantreten. Soweit es sich hier um Kritik handelt, bezieht sie sich nur auf die Darstellung, bcthätigt sie sich nur durch Aussonderung de» Uebeiflüssigen; dagegen in dem üblichen Sinne einer Censur ist uon Kritik in Chamberlains Wagnerschrift keine Rede. Al» seinen Zweck bezeichnet er lediglich, Wagner dem Verständniß näher zu bringen, ihn „von innen" zu erblicken, ihn und die Welt so darzustellen, wie er Beide sah-, die Darstellung der Individualität Wagner» macht den einzigen Gegenstand de» Buches aus. —

Um Wagner zu «erstehen, mutz man, bemerkt Chamberlain, den ganzen Menschen nehmen und nicht nur den Künstler; zu zeigen, wie sein künstlerisches Schaffen mit allen menschlichen Interessen eng verwcchsen und wie das allgemein Menschliche in Wagners Laufbahn in seiner Schöpfung Ncwreuth feste sichtbare Gestalt gewann — das ist das Programm, welches sich der Verfasser vorgezeichnet hat. —

Ein Streben nach Vollständigkeit war bei einer so gestellten Aufgabe ebenso aus» geschlossen wie eine durchaus chronologische Daistellung; der Autor ist vielmehr bemüht, nicht mit möglichst vielen, sondern mit möglichst wenigen Ttmtsachen auszukommen, um ein lebendiges und klares Bild zu erzielen; überall die richtige Auswahl zu treffen und die lebenstreue Perspective zu wahren, — das war es, worauf er sein Augenmerk glaubte lichten zu müssen. Die Anordnung des Stoffs ist demnach nach architektonischen Principien, nicht nach chronologischer Reihenfolge getroffen, doch ist durch angefügte chronologische Tafeln dem Bedürfnis;, die Ereignisse auch in ihrer zeillichm Folge zu überblicken, Genüge gcthan.

Das Weil zerfällt in vier Eapitel. Da» erste gicbt eine Skizze des Leben» - ganges in den Umrissen, die durch zahlreiche in die übrigen Eapitel verlegte biographische

Mittheilungen ergänzt wirb. Das zweite Capitel beschäftigt sich mit Wagners
Schriften und Lehren und zerfällt in vier Untcrabtheilungcn: Wagners Politik,
Philosophie, Regenerationslehre und Kunstlehre. Die erste sucht nachzu-
weisen, daß Wagner, wenn auch — wie jede echte Künstlernatur — lein Politiker im
engeren Sinne, doch nicht ohne jeden politischen Scharfsinn und von tiefster deutsch»
3
3
patriotischer Gesinnung beseelt war, und stellt, die „plastischen Widersprüche" in Wagners
Tenlcn beleucbtmd, seine grundlegenden politischen Ueberzeugungen, sein Verhältnis; zu
Königthum, Religion, Gesellschaft klar und tnapp dar; die zweite Unterabtheilung zeichnet
das Verhältnis; Wagners zu sseuerbcich und Schopenhauer in seinen wesentlichen Junen,
wodurch allem das Verständnis; für Wagners philosophische Weltanschauung angebahnt
werden kann. Während Feuerbach Wagners Begriffe mehr verwirrt als geklärt, ihm nur

„einige Formeln für sein Denken geliefert hat", „brachte Schopenhauer ihm eine Form".
Indem Ehamberlain die Wechselwirkungen zwischen dem Künstler und dem Philosophen erörtert, piotestlrt er gegen die Annahme, daß durch und nach Schopenhauers Einfluß Wagners Kunst fortan eine „philosophische" geworden; auch wird Wagners Welt» anschauung durch sein philosophisches Velenntniß keineswegs erschöpft. — Wagners Regnerationslehre — die Lhamberlain als eine ganze umfassende Weltanschauung bezeichnet — wirb in ihren drei Zweigen: seiner praktischen, seiner philosophischen und seiner religiösen Regenerationslehre, als deren einigendes Element sich ihm die Kunst «rweist, beleuchtet. Damit ist der Ucbergang zur vierten Unterabtheilung, der Kunstlehre Wagners, gegeben. Hier wird u. A. der alte Irrthum widerlegt, daß Richard Wagner die Daseinsberechtigung der einzelnen Kunstarten geleugnet habe, und das Verhältnis; zwischen Drama und Musik, zwischen Dichtkunst und Tonkunst, die Stellung der

Richoro Wognei, London 18??.
«lui: Ehllmblilain, „Richoid Wo»,,«". LerlagLanstlllt füi Kunst unk
von», b<!niich Biuclmllnn, München.
üütnschoft.

Übrigen Künste im Wort'Tondrama untersucht, — Ein Anhang zum zweiten Ellvitel bietet eine Uebersicht der Schriften Richard Wagners. Das dritte Capitel behandelt Wagner« Kunstwerke: es skizzirt des Meisters künstlerischen, Entwickelungsgang und giebt Anregung zum tieferen Verständmß seiner Meisterwerke, aus denen die Individualität des Mannes unmittelbarer sich erschließt, als aus allen Anhäufungen und Verarbeitungen biographischer Daten. Das dichterische Genie Wagners und dessen Zusammenhang mit dem musikalischen wird hier nachdrücklich betont. Ein Anhang giebt eine Uebersicht der Werke Wagner«. Da« vierte Capitel ist Bayreuth betitelt, es giebt eine Geschichte der Festsvicle, wobei die Männer, die an ihrer Verwirklichung mitgearbeitet, verdientermaßen berücksichtigt werden, und schließt mit einer Würdigung der hohen culturcllen Bedeutung de« BaNreuther Gedankens das Werl ab.

Die Quellen, auf denen Cbambeilain« Buch beruht, sind seiner eigenen Angabe zufolge in erster Linie die Schriften, Briefe und Weile Wagners, den er möglichst

viel zu Worte kommen läßt, die Arbeiten von Franz Liszt, Friedlich Nietzsche, Karl Friedr.
Glasenavp, Hans von K-olzoge» und Hüinrich v. Stein. Namentlich Gasenopp verdankt
der Verf., insbesondere für die Lcbensstizze, viel.
Für das Verhältnis; (5hamberlain3 zu seinem Stoff ist sein Velenntnis; zu dem
„parteiischen Enthusiasmus" Goethes kennzeichnend, desgleichen seine oben angeführte Ab«
lehnung einer kritischen Betrachtungsweise. — Der Verfasser schreibt, obgleich von Geburt
Engländer, ein einwandfreies, gewandtes Deutsch und weiß den gebildeten Leser, an
welchen er sich wendet (nicht an den Fachmann) für seinen Gegenstand und seinen Helden
»u«: Ch »mblllüin.
Wilhelmine Wog»«.
„Richard Wognei«. Vell,»2«llnst<!lt für Kunst und Wissenschaft,
«»rin. Friedlich Viuclmllnn, München,
zu «wärmen. Hier und da läuft wohl eine kleine Ucberschwänglichleit oder eine etwas
gewagte Verallgemeinerung unter, die indes; den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt.
Das Werl ist aus'« Glänzendste ausgestattet, mit zahlreichen Photographien Wagners
und anderer Persönlichkeiten in Photogravüre, Licbtdnick und Phototypie, mit Tai-
stellungcn aus Wagners Musildramen nach Oelgcmälden von Hermann tzendrick, mit
charaltnistischen Kopf- und Schlußslücken von A, Frenz, mit zahlreichen Textillustrationen
und hochinteressanten Facfimile-Beilagen ausgestattet; eine besondere Zierde des Werkes
sind die prächtigen, vorzüglich reproducirten Wagnei-Portraits von Lenbach.

Tic Brauchbarkeit des Buchcs wird durch ein Namen» und Bcgriffrcgister, »in Verzeichnis; der Illustmtionen lind Beilagen erhöht. —
Möge das Wert, das in der Wagner-Litteratur eine besondere Stellung einnimmt, das dem Gebildeten ein alle wesentlichen Züge zu einem einheitlichen, lebendigen Ganzen zusammenfassendes Bild des gcwaltigeu Meisters und seines idealen Streben» giebt, das zudem in seinem glänzenden Gewände sich als ein vornehmes Prachlwert, an dem auch die Kunst starken Änlhcil hat, repräsentirt, eine günstige Aufnahme beim Publicum finden. Der Preis von 24 Mk. ist ein dem innern und äußern Weiche de« Wtrles dnichllus angemessenes ja ein mäßiger zu nenne». ^V.

Bibliographische Notizen.

TlMoin. Sein Leben und Wirten. Von Wilhelm Prener. Mit Bildnih. Berlin, Einst Hofmann und Comp.

Ein wahrhaft erquickliches Buch, das uns den großen Naturforscher nicht allein in seinen epochemachenden Weiten, sondern auch als Menschen und Charakter lieben i und bewundern lehrt. Welches Glück, baß ^ dieses wissenschaftliche Genie sich frei und < ungehindert durch lleinliche Sorgen ent> wickeln konnte zu der wundervollen Gräfte, die heute seinen Ruhm über den ganzen Erdball ausbreitet! Und zugleich, welche Freude, baß der Adel seiner Gesinnung, die Reinheit und Güte seincs Herzens, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Wesens durch diesen Ruhm in keiner Weise beeinträchtigt wurde! Ter Verfasser dieser Biographie hat es vortrefflich verstände», uns ein klares Bild de« großen Gelehrten und zugleich de« edlen Menschen zu entwerfen, der jedem redlich Strebenden als leuchtendes Vorbild diene» kann. - «.

ßhlodevcch. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. 3>on Felix Dahn. Leipzig, Breitlopf und Härtcl.

An die Reihe derjenigen kleineren Romane Dahn«, die im Zeitalter der Völler-Wanderung spielen, schließt sich der vor« liegende als der achte an. Fürwahr, schon eine stattliche Anzahl trefflicher Kunstwerke, die von der unermüdlichen, frischen Schaffenskraft des Dichters beredtes Zcugniß ablegen.

In jene dunkle Zeiten, aus denen ver« hllltnißmäßig sehr geringe Knnde auf uns gekommen ist, Licht zu bringen, so daß sie vor unserem geistigen Auge auserstehen, als hätten wir sie mit erlebt, ist recht eigentlich die dankbare Aufgabe eines Dichters, der zugleich als historischer Forscher auf diesem Gebiete Autorität ersten Ranges ist. Gern und gläubig folgen wir dem kundigen Führer, der mit Heller Fackel die FinsternH vor uns aufklärt und uns Dinge schauen laßt, die einer längst versunkenen Welt angehören.

Diesmal zeigt er uns den Kampf des absterbenden germanischen Hcidenlhums mit dem mächtig aufstrebenden Christenthum in der Persönlichkeit eines Herrschers, der den Grund gelegt hat zu dem großen Frantenreiche König Karls. Es ist der listis.e, verschlagene, treulose, vor keiner Schlechtigkeit zurückschreckende und dabei doch energische, tapfere, zuweilen geradezu geniale König, Feldherr und Staatsmann Chlodcvech, der, taum dem Knabenalter entwachsen, zur Herrschaft gelangt und vom lleimn Gau-Könige sich allmählich eniporringt zum Herrn über ein großes Reich. Ohne Spur eines inneren sittlichen Halts, nimmt er das Christenthum rein äußerlich an, um seine Machtstellung zu erweitern, jeden Augenblick bereit, zu Ken alten Heidenllöttcrn zurückzukehren, sobald es der

eigene Vorlheil erheischen sollte: So eilt
er von Sieg zu Sieg, von Erfolg zu Erfolg,
bis sein Heer von den hereinbrechenden Ost-
Gothen vernichtet wird und er, in pfiiffische
Ränke verstrickt, roth» und hilflos von der
eigenen Mutter, die am alten heidnischen
Gölterglaubcu festgehalten hat, in den Tod
getrieben wird. —
Der Dichter hat es vortrefflich ver-
standen, unser Interesse für diese wenig
sympathische Pcrjönlichkeit bis zum letzten
Augenblick rege zu erhalten, und hat in ihr
eine Musterleistung der Charakterisiiungz-
kunst geboten.
Um diese im Mittelpunkt der Dichtung
stehende lebensvolle Gestalt gruppirt sich in
scharfer Beleuchtung eine große Anzahl in
die reichgegliedeite Handlung eingreifender
Persönlichkeiten aus dem Lager des Christen»
thums wie tes Heidenthums,
Unparteiisch hat der Dichter Licht und
Schatten vcrtheilt. Auf Seile der Christen
sindcu wir so ehrwürdige Gestalten wie die
^X

des Bischofs Remigius von Rheims neben dem verschlagenen Pfaffen Thcoplastus von Genf; den nichtswürdigen Wüstling Cau» tinus neben der icinen, lieblichen Genoveva, nicht in letzter Reihe die fromme, schöne und dabei doch äußerst gewitzigte Königin Hrothehild. Auf Seile der Heiden den wackeren, lühnen Guntbert, der seinem treulosen Könige Treue hält, solange es irgend angeht, bis er zu seinem tiefen Schmerze sich von dlm Meineidigen fernzuhalten ge» zwungen sieht, neben den beiden humoristisch angehauchten Schürten Gero und Ficcho; die heldenhafte Mutter Basina neben der schönen und treuen, hausmütteilichen Vertrada u. s. w. Kurz, der Dichter hat die Klippe, an der so mancher Andere gescheitert ist, ter tendenziös das Chiistenthum einseitig im Gegensatz zu dem alt» germanischen Heidenlhum in hellerem Lichte erstrahlen lieft, auf's Glücklichste umschifft und so unsere Littcratur um einen echten, historischen Roman bereichert. — e.

3iebe. Roman von N. von Klinkowström. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Diebe nennt der Verfasser seinen Roman; aber nicht jene Vertreter der Verbrecherzunft sind gemeint, die mit Brecheisen und Nachschlüsseln in verschlossene Wohnungen eindringen, um nach Geld und Geloeswerth zu suchen, sondern Diebe im vornehmen Salonanzug und mit der Krone im Wappen, die mit derselben dreisten Slim Briefe und Documente stehlen, die ihnen nützlich, oder im Wege sind. Ter Roman ist ein unter» haltendes Buch, dessen geschickter Aufbau die Spannung bis zum Schlüsse festhält: er ist auch in gewissem Sinne modern, indem ei manches Streiflicht auf sociale Mißstände fallen läßt, und die Definition des Begriffes der Ohre im Standesbewuhtsein der Edelsten der Nation zeigt die gerechte Entrüstung des Verfassers gegen die Verwirrung im Rechtsbewußtsein derjenigen Gesellschaft»» llllsse, die mit vomehmer Herablassung auf die ückern, pl«dZ herabschaut, — modern ist auch die Schilderung des degenerirten MajoratsheriN'Spröhlings, dessen lörfter» liche Gebrechlichkeit mit moralischen Defccten Hand in Hand geht, — dagegen erscheint uns die Veitheilung der Rollen in dem ge» schilderten Drama einigermaßen schablonen» Haft; die Intrigantin ist allzusehr als die traditionelle Teufelin geschildert, die mit kaltherzigem Lächeln vor keinem Verbrechen zurückschreckt und ihr Gegenstück, die un» schuldivolle junge Frau, trägt das Strahlendiadem ihrer Tugenden allzu leuchtend auf ihrem blonden Haupte; unbeschadet dieser Einwendungen überragen die „Diebe" die Dutzendullüie ähnlicl er Erzeugnisse um ein Beträchtliches. n>«.

Auf Pfaden des Glückes. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Mit Titelzeichnung und Vignetten von Alexander Rothaug. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Der verdienstvolle Herausgeber der „Deutschen Jugend", der feinsinnige Dichter so vieler zu Herzen dringender Lieder bietet uns bei Vollendung seines sechzigsten Lebens» jähre» in dem vorliegenden Büchlein eine köstliche Frucht seiner Muse, vollsaftig und reif, wie sie nur der Herbst des Lebens zu zeitigen vermag. Ter diese Sprüche dichtete,

ist eine Kernnatur, die sich durch schwere
innere Kämpfe hindurchgerungen hat zu
jener Milde, Klarheit und Güte, die das
Wesen de« echten Christenthum« ausmachen.
Ohne eine Spur ron Frömmelei sind diese
kleinen Tenlsprüche von tiefster Religiosität
durchdrungen, von einer Lebensweisheit,
die durch das verworrene Treiben dieser
Welt hindurch das Ewig-Unvergängliche mit
sicherem Blick herausgefunden hat. Dazu
ist Lohmeycr ein Meister in der Form, der
nicht blos durch das „Was", sondem auch
durch das „Wie" den Leser erhebt und er»
auickt. Das Büchlein verdient die weiteste
Verbreitung.
l!u>LeL»i>L«»e Lllcbei-. LezprecbunL ullcli ^i!«v»dl Her HcH»«t!ou vorbehalten.
^,eb«rlu»»i»'3»1t«!l», Der 8!lol«mu» »,,H <!«r
^ntr»3 Xünit?. «>«!e Her lKlirelllien Her Urot-
vertueueruM Im I>!ente Her 2lU,wn. Lerün,
Hermann Vultner.
HllreH Ix>renlü.
^,«l»l, ^ Nenx'mnen „nH üzrnlmen. Ll«
«pnllelLÄNss Hure!, H>e icileiberM. l'üinliiurt
». U^ UeKrUHtr X>!»U<!!',
^.vulll»,»«», DnunuNüdie llanH^iKzledre. Ner-
lln, llermaim V?«M,er.
2»»U»l>, /^., 8cu«e»ter lvi>^. Line Ne«c!üclite.
I.«!!,?.!,:, ^'»>l!,er rie,!wr.
2«!ll«i, vi. »., !>>'r mittewlwrllew' ilinneHienZt
!„ V,mt!j!:li!»n<l, le«l«enrlN H^r Nborre»!-
!ls>iu>>> ?,u llllre» ü»r l!e^r<!^,<U!U Her 4ü.
Versammlung Hcutg^licr?>,l>»!l,gen, I^elplig,
2«««Ul«llU, ^.. si,>!^t^«l»?!,!l>„. 2N. ü»nH. gar,!,
^ z!o»t>'!!,>ul,'„, Deuten von VH,>lf Xre88U «r.
L,rl!n, I^rnüt U«l,»l>,i,> öc c«.

2idllo^i»i>lü» »«xüoloslo». 8un>m»Ireinetbo-
dln.ue de« ti^ites et de« revuez de »oeiu-
lossle et de droits 183», 5» »nnee, s^?e. III,
— I'n »n : 2N lr»ne« i ie sll>!eleule ^ 5 ii-»ne«.
Hüte! ÜHV«n«tein, Lruxeiie«.
voinuu»», O^ Meer und ü»ide, Dine Dr?.li!>IunF
von den nunisrieüiZciion Inseln, Leriin, Ue-
drIlder küetel.
2r»»»H, ^^ Der I,eim«M!>un vom I.ie!>enztein,
Ili8t«ri8c!ie ürültiliun« »uz dem 16, ^»nr-
buudert. i. und 5. IÄusend. 8tntt8»rt, I>»u!
Kell,
2i«i<I«n1>»<!Il, I!, ?,, Hunt« Iluuiieu. ürliidinnzen.
Leriin, Ili<:!,«rd Ineudier,
VuUinil, v^ Die Ileente der uuelielieden Xinder
I>»en dem üntvurl eine« b!!r»;«rlle!,en (!«-
«et^linelie« tllr dn« veutzd,« Neieii Krltl«e>!
deardeltet, üerUn, Il»,,enb»um ^ H»rt,
l?«,l»nl», ?. 8,, Die »Mi- vom ^»nianzee, Ler-
liu, Ilienard tendier.
l°i«»i>i»ii «. ^, «ezenloiite 8!e!llen« unter den
?!>üni!llen!, Urieeben u>i,I Nuniern, Huz dem
Lnss!. Uoerz. von ^. üoi>rmo«er. I»i>li8,
^V, i?,>Mln«u,n,
^«»««.I^ziittiieilullMnlürdleUoüort-Neweinde
in Lerlin. 1. Nett, Leriln, L, 8, Uiltler öl:
8nlni,
M»iK«, vi. 0„ Iludnlf von s!nei>,t. Cedilei,t-
n!»«rede ße!,a!ten in der M'KtliioKeu (!e«e»-
«cnllN ^u Lerlln »m I», Oetuder 1895. Ler-
lin. 0»r! Nezinann.
<»U, «.. I»U5!rierte Mvtuowßle, «. Hüll. I>eii>-
«lg, 0, 8i«mer.
^«.imi^ Di. 1°., K»tui-p!>iloÄ0!>!n«, >ug dem
>>»n>!«eiirllt!iebeu K»ei,l»»»e de» Verl»««er8,
Her«»!!^, v. Dr. U. ^ ie.»e, t.e!nn!j;, Ib. Hrienen.
<!., rerna»,)
v!nib«l^, ^,. Hel,t Novellen. 2^e!t« HnttüM,
I<e>i>?.!ß, Uu«lav koeic.
— l!r»f ^»rl. ?«-«! Ilielie in einem L»nde.
I^eipüi!:, I!u>«t»v lnek.
^eUv»IH, ?. v., «ultulsse«elilel,te in iiirer
n»tur!Iel>en Hntnielielun^ I,!z ?.ur(lessen^»rt,
4. Hu». I^lelernn^l. I^ei>!?,i^, ?. ?r!,>,«enl!»iin.
2«n»s »m »b^n, 0., .Vri», 0»» üeici, de»
eviMn l'iieden« im 20, ^»nrimndert. I>lnr^-
lieim, ür„«t N»u« <Ntt« liieeker'« Lueldmn,!!.^
N«ivl<l, I^i., Uret«I>«„. Lin 8u»3 »uz <ier 2eit
6er rr<Ii>eitÄiir!eLe. Uiluzter I. W., Ilelnrieii
8cdönin^i,.
»lu«, ^., Hsr»!l>n!8eue ^rUniinx«-. It»!!«n!8cl>e
8ummert»8e. I.e!i>2iss, ?>>. Urleuen <!.. rern»,».
H»ni», ?il«<iiloli, Xurüe» ^örteibuel, <!er
<ieu!^e!,en 8,'rl>e>,e, 4, ^uN. t.an3en«»Il!3,
N. Le.ver öc Wime.
Ils^si'» X«,NV«l»»,t!<,ü3.I<«»>t<,!I, üin x»ei!'
«eliillßeveric de« »liüemeine» Vi»«enü. riinlt«,
M„/iieii neudeürueltet« ^>Mn?e. Ilit un?e-
Aur iUONU änuiidunken in, ?ext und »ul
INNO Nüllertnfeln. X^rten und sillnen. Aelmter
I!»nd. Xl»!!,tilc dl« iHiizel!»». I^ein^i^ und
Vien. I!lKII«8r»i>!ii»ei!e, Institut,
HlltK«i!un5«n der Veri!>M>»iei,>mnd!»nss
L. N. leuduer In I^lp?.,^. »<. ^»!,r«l>nß I>'.i>.
INetinoli», ?.. 8e!iritten und Lut« lirle »ü» den
^«liiren 1872-187«. U»ud IX.-X. I.eip?.iß,
t!. N. I^»»ml>,>n,
Xippolcl, W. i^. H.., vi« Ilezierunss der Xüuissin
Uar.v 8tu»,-t von ünzillnd, Nenmlillu Vi!-
beim,» III. IL83-IÜ35, ««mimrü, I.u«>z
Nrill« 6 8i!lem.
Obom, H,.. Der vvewZe r»»i«. Drüiilriunß llug
der 2«>t de« HuterLanM« der Unronell. Lvelt«
.^uli, I.ei>«i8, 0- LpÄmer.
?«t«i», vi. C, vaz Uuideue Opidr 8»iomo'«.
Diue 8tudle üur Ne»ei>iente der rdöulkizeiien

Veitsiolüi!:. zlllneiieu und l»i»!3, II. oideu -
bourx.
0»tÄ«i>t«llli« Nsloiu». LMlter «nr röi-dei-unz
der IliimlIniUit. Vierter ^l»ur»>nß Xr. 21—22.
Xunl^iierss I. ?r^ Lr»un i^ Veber,
?»it»el>, ^o»«i>li, Dr., 8cIl>e«len. lün« I^nde»-
ilundo Nil du« deutZübe Voiic »uf »l»«en-
«übllltiiener Lrundillze, I. ?!>«lI. Da« z»nlle
I.llnd. !lit 6 lllrbißen 3»rt«n n. 23 Hbbiid.
Lregiau, Ferdinand Hirt, Xoulgi. Univ.- uu«
Ver!»8«-I!uel!b.
A«In, ^., Vue.vKioMd, Ilnndbuci! der?lid»80ßl!l.
2»e!ter L»nd, Uelei-unz 15—IL. I^Ln^eu-
«l^ll. U. Le.ver >^ Zöiine.
Ni«ll»»,nn, vi. M., ?iüiud!en und studien.
Ue»»mmeite .^ul«!»!!« der ^e^tnetiil, luenrle
und cn'«'!>ie>,1« der UuM. U«lnd I. lrunli-
lurt », «., II. Leei,!,o!d.
Ili^uti»l, »., ^na »^U«, 0., Keue« it»lienl8eu-
deul«e!ie» und deut5el>'!t«lieni!<c>>e5 Vörter-
bucii. 5. I^ielei-unz. t>li»iz, Leruiinrd,
lüucimit«.
Nn^^s, vi. L^ Line O^terrei«« n»eb ^eru^lllem
lloer He8)i>teu und Nrieeneuinnd. .^unnnss:
üine Nxternredisst ln ^eruzulein, ziit viele»
Text- u»,l Vnlidiidern, Hannover (Ar! Ilever
(Nuüwv krior).
Zoll»,»», ?^ zlidciienwße, Div.liiilunz sur dl«
vsewiietie ^nzend. I,el>>?.!l:, 0. 8p»mer.
8«li«rl»1'l3»!l«i>lit>rl«ll, l!u,e 8»mm!i>nß ern«ter
und weiterer Nediente, llre»deu, N, von
Lrumiiiin».
8«l>i!it»»r, H»2n«l, I,^t d»ü die I^iede? ller-
lin, l>eut,<ene 8enl!tt«telier-lleno8?e,!«elu>lt.
8olii«i««i, ^lder diu »Olelenbeit" !m ^V»nirec!>te.
Lerlln, Hermann «»ltber.
8«t>iU», ^., Kun«tM»eulo!>te, I.!elernn8 <>. 2er-
lln, tt. Uro!«,
3i«v«i«, l>ic>t«»»<>i vi. Vs11ii°,1n>, .^,u^l!'.>l!eu
und Oüennien, I5lne »lißemelue lHnd«>i!un,le.
Alt 13? ^iMlduuMN im lext, 12 Karten-
!,«!!»!:«» und 20 laleiu In Iloiü^oliuilt und
I'l,rl>endrncK von II. 1. Oom>>wii, II,. von
üe!ien!,ree>,er, II. I,. Ileubner, ü, Uevu. ^lV.
Kuuuert, X. OenlIce. 0.8enu!i!, 0. Vlnliler».»,
1»p«!ss und >Vieii, LIb!l0Frai>nIi!ct!e« In-
»titut.
ZpMt»«», v,, ?i«Un, v,, Her 8c!,e!n. Nomuu.
^enü. Ilermmm Oo^teuobie,
l»n>p1»i, vi. 2, Die Hn»terK!le!>>ie!t6!e!uv !>«!
den ^!!di8ciien ?!d!o8upl>en dex Mtt«!<ilterz.
Hedüt Linieltunss Uder den Hn»t«i'!>l!el!>ielt«-
»:!l»!oen in 8i!i«l und "lllImud und ^nwuiL.
I>.!l>l!ss und >Vien, Il, Ure!t«n,<e!n.
lovot«, Il«in», Il«!»5e!! Uiu!, Xoveüen. Ler-
»n, k. l'ont»n« H O,
I7«b«itu>i»t, vi. H., v»» Xomi^eiie. ülne I'nter-
^»e!»!„L, Nand I. vl,8 ^Virlllieli-Xuinlseue.
I^eii>2iss. Ueur^ ViMnd.
Visl^-Ilittlill. I',, I>oeine,< et ?o>^!eü. kari«,
8oeiet« du Uerenre de I'ranee.
Vlillu?«?, H.. Hu» dem Illelnleden. NrMiiuiuzeu.
Dritte HuNnM. I>»lir, Uorit^ 8c!muenbur3.
^lMcoluin, M.> vie Wunder d«5 UlilroZiiNP«
oder die Veit Im illewi-te» Nüume. 5. >u!I,
I.eipüiß, 0. 8i»mer,
lltdlgiit nniei v«anw>«l<I!chl»i» de« tzel«»lg>bei».
Schlesilche Vnchdrncke«!. «»»st, und v«!<iz«.Anft»lt «. 3. 5ch«n!«n!>«, Vieilan.
Unl>«l»<b!lg»« N»chdlu<» u« dem Inhal» dies« Zeirfchrift unters»«!. U«berl,«,»!>g»r«ch» «ld»«,»»«».

^
1895«. 5ri3Ct)6 k'ÜlllNF. 1895«.
^z°ch3^.z^.
^Z
Issliober Verzauö
'3^.'^?
»Mi», . « «
15«l»!»!>l»»l!<?l i
l»!»»q»«ll». <? «
tj
l,l!,!!l!l!!!»!l,!!ll»!ll MlüÜülM!» i«!!!,l!l!«! l» !l üüllill
»lllä l» b«ll«li«il <lincl» <U«
H
U«be>-8eei8l:l,n llopnt« in llsn ZröZgtvn 8t3<jten alle,- Wylttneiln
^

^ÄMi'licK ^al^enzaurcz Mineral ^83ei'.
Im I^M/:oInvcrI<auf ^vir6 6^3 odi^Q XV^i5!>er, ^'ct?t vvit:
sol^t berechnet >
1/2 Kru^
30 i's
23 "
35 ,,
26 .
3 .
5 >.
3 '.
2g?s.
20 .
30 „
23 ,.
XauNiod dei llUen H,potde1cei-ii unä Niner«.1v232ei-Hänäleli».
lue ^ro^m^iä cM?^M.
QI^sl^^D.

/ / <t< ^ ^ ^-^o <!^.'i^^ c^. -/

Februar I8Y6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Dagobert von Gerhardt Amyntor
Radirung von Franz Rorich in Nürnberg,

,n»ll> »»» Sld' rilchei»! »1» ll»f«i>g j«l>»» m«!«l!» !» Htfien ml! I« »ln«l llünstlxliagr,
—» pr»l» pr« <v>u>r»<>! (l <5»s!»> » Marl. —^—
All» V»chhanl>lnng»n »»d pustan,!a!i»n nrq,»»» j»d»rz«l! V»st«llnng«!» »n.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von ^Snrd und Süd" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Ooid und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. l.»., l.3, l.5.

Veilagen zu diesem Hefte
ü<»I«!>b««M ^ Hort ,'rrlln. lCosmopoliz. Internolionnlc Nruur)

2ck!Â«,LckeVei-!zFLH/,8lÃ„>l v 33cklll.l!Â«nck!' in N^Ã¼!cÂ».u

Rord und öüd.

(Line deutsche Monatsschrift.

herausgegeben
von
Paul tindau.

I.XXVI. Vand. — Februar ^96. — Heft 227.

Breslau
?chles,sche Vnchdluckelei, «unst> und De llagz.Anstalt
v. 3. Schottlaender.

Eine Himmelfahrt.

von

Vagoberr von Gerhardt Ampntor.

— Potsdam. —

mnmen Sie nur hier herein, mein lieber Doctor! ich habe Sie
schon an Ihren, Schritte erkannt," rief Fran Brigitte Hohenstein,
die einen kleinen, nur mit frischem Hemdchen bekleideten Welt-
bürger von kaum zwölf Monaten stürmisch gegen ihren unter leichtem,
farbigen Foulard mogenden Busen drückte, durch die offene Thür der Pfortner-
stube in den säulengeschmückten Flur ihrer Villa hinaus. In diesen Flur war
eben ein hoch und schlank gewachsener blonder junger Mann getreten, der, durch
den unerwarteten Zuruf überrascht, erst einen fragenden Blick nach der offen-
stehenden Thür hin warf, dann, als er die Herrin des Hauses erkannte, sich
artig, aber ein wenig unbeholfen verneigte nnd, nachdem er schnell seinen
Hut und Stock an einen der im Flur befindlichen bronzenen Kleiderriegel
gehangen hatte, der Aufforderung zum Nahertreten Folge gab.

„Ich finde Sie hier, gnädige Frau?" fragte er im Tone leisen Be-
fremdens, indem er die ihm entgegengestreckte rechte Hand Vrigittens (mit
der Linken hielt die Dame noch immer den entkleideten Buben gegen ihre
Brust gedrückt) mit unsicherem Griffe erfaßte und wie Einer, der nicht recht
weiß, was er in solchem Falle zu thun hat, erst etwas in die Hohe führte,
dann aber wieder sinken ließ, um sie nach kurzem, kräftigem Drucke wieder
frei zu geben.

War es ein leises spöttisches Lächeln, das fast unmerklich nm die
schön geschnittenen rothen Lippen der reich und modisch gekleideten Dame
zuckte? hatte sie einen Handknß erwartet? dachte sie im Stillen: Du lieber
Gott! man darf es ihm nicht übel nehmen, er versteht es nicht besser oder,

wenn er den Brauch kennt, so wagt er vielleicht nur nicht, ihn mir gegen-
über zu beobachten? Jetzt schlug sie freundlich ihre dunklen, leuchtenden
Augen zu dem hübschen jungen Manne auf und sagte in Beantwortung
seiner fragenden Anrede:
„Der kleine Kerl ist eben gebadet worden; Frau Solger muß mich
zu diesem Acte immer rufen; es ist gar zu drollig, wenn solch ein Bürschchen
so ausgelassen in der Wanne strampelt. Nicht, Du süßer Kerl?" Sie zog
ihn noch inniger an sich und begrub ihre scharf und edel geformte Nase in
das weiche Fleisch seines quabbligen Hälschens. Mit vielem Behagen sog
sie den Duft des frisch gebadeten Körpers durch ihre begierig schnuppernden
Nüstern; dann hob sie lachend ihr Antlitz und fuhr gegen den verlegen,
fast blöde drein schauenden jungen Mann fort: Kleine Kinder riechen fo
appetitlich ... es erinnert mich immer an Borsdorfer Aepfel. Sie lächeln
skeptisch? Sie glauben mir nicht? So ein unerfahrener Iunggesell! Da,
nehmen Sie ihn einmal selbst und überzeugen Sie sich!" Und ehe er sich
dessen versah, hatte er den jüngsten Sprossen der Familie Solger auf
dem Arme.
Seine Verblüfftheit und die Unbelwlfenheit, mit der er das Kind hielt,
veranlaßte Frau Brigitte zu hellen», ausgelassenem Gelächter, bei dem sie
zweiunddreißig gesund erhaltene Zähne zeigte. Selbst die Mutter des
Kindes, Marianne Solger, die Frau des Thürhüters in der Hohenstein'schen
Villa, die bisher still und bescheiden in der Ecke des Zimmers gestanden
hatte, lächelte ein wenig und rief dann besorgt und sich der komischen
Zwangslage des jungen Mannes erbarmend:
„Der Herr Doctor wird ihn noch fallen lassen! Um Gottes willen!
geben Sie ihn mir nur her! er fängt fchon an zu fchreien."
Sie war hinzngeeilt und hatte ihren Liebling aus den Armen des
fremden Mannes an ihre mütterliche Brust gerettet.
„Sei ruhig, mein Goldkind! Der Herr Doctor thut Dir Nichts.
Pfcht, pscht! nicht weinen! Mutti legt Dich jetzt in'» Vettchen und singt
Dir Eiapopeia, und da wird das kleine Fritzchen die Guckäugelein zumachen
und ganz artig einschlafen. Nicht wahr, mein Junge? Oh, Du mein
einziger Schatz!" Ein kräftig schmatzender Kuß mitten in sein Gesicht hinein
beendete diese beruhigende Ansprache, und Frau Brigitte sagte, spöttisch
tröstend, zum Doctor:
„Die Löwin vertheidigt ihr Junges . . . Sie müssen sich schon darein
finden. Wollen wir jetzt hinaufgehen und eine Tasse Kaffee trinken?"
Sie war dicht neben ihn getreten und berührte ihn fast mit ihrem
Ellbogen.
„Ich stehe ganz zu Befehl, gnädige Frau," versetzte der junge Mann,
ohne der Dame den Ann zu bieten, was sie gewissermaßen erwartet zu
haben schien.

„Gnädige Frau!" wiederholte sie mit vorwurfsvoller Betonung, „wie
steif und ceremoniell das klingt! dann muß auch ich wohl immer sagen:
Sehr geehrter Herr Doctor? Aber den Gefallen thue ich Ihnen nicht;
dazu stehen wir einander doch zu nahe, oder haben Sie es schon vergessen,
wie die Brigitte — sie war damals noch ein halbes Schulkind — dem
kleinen Achaz, wenn er im Winter erfroren aus der Schule kam und beim
Hause ihrer Eltern vorübertrottete, so manchen gebratenen Apfel, so manchen
in der Ofenrohre gewärmten Pfannkuchen heimlich zusteckte?"
In dieser zu größerer Vertraulichkeit herausfordernden Erwähnung
früherer Zeiten steckte nun ein guter Theil Phantasie, insofern sich Frau
Hohenstein als ein noch halbes Schulkind darzustellen beliebte, zu einer Zeit,
in der sie thatsächlich schon ein vollerblühtes, reifes und sehr heiratsbegieriges
Fräulein gewesen war; denn Achaz war ein achtjähriger Schulbube ge-
wesen, als Frau Brigitte die Kinderschuhe längst vertreten und sicher schon
ihren 25. Geburtstag gefeiert hatte. Der Altersunterschied von 16 bis
17 Jahren zwischen diesen beiden Menschenkindern ist heute freilich ein nur
noch wenig in die Augen springender; Achaz Karmeck, der sich durch eine
arme und freudlose Jugend tapfer hindurchgearbeitet und schon seit zwei
Jahren als Doctor der Chemie eine leidlich bezahlte Stelle an den nahen
Konradshaller Werken gewonnen hat, ist früh zum Manne gereift, und sein
langer, leicht gekräuselter blonder Vollbart, der ein die Spuren ernster Arbeit
und leichte Stirnfalten zeigendes Antlitz umrahmt, läßt kaum vermuthen,
daß sein Besitzer erst 28 Jahre alt ist, während Frau Brigitte niit ihren
40 und einigen Jahren außerordentlich viel jünger erscheint. Ist doch auch
nie der Sturm der Leidenschaften, noch der ausdörrende Wüstenwind materieller
Sorge über ihr schönes Haupt dahin gefahren; als reifes, dunkeläugiges,
eine prachtvolle Krone blauschwarzen Seidenhaares tragendes Mädchen ist
sie von einem glücklichen Soeculanten begehrt worden und ohne langes Nach-
denken, aber auch ohne jeden leidenschaftlichen Antrieb hatte sie Ja gesagt
und ihre weiße, schönftngerige Hand dem reichen Hohenstein vor dem Altare
gereicht. Ein paar Jahre lang hatten sie in Berlin das Leben reicher
Leute geführt: sie hat kostbare Toiletten zur Schau gestellt, alle ersten
Aufführungen in den Theatern besucht und dann und wann große Gesell-
schaften gegeben, bei denen sich viele einander ziemliche fremde Menschen
m sehr heißen Salons durcheinander drängten, um schließlich nach einer
lucullischen Abfütterung nach Hause zu fahren und während der Fahrt über
die Renommirsucht und über das übertriebene Gepränge der „guten Hohen-
steins" die Essigsäure ihres Spottes zu ergießen. Er, der selige Herr
Gemahl, hat immer einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, wenn
endlich der letzte Gast sein Haus verlassen, denn nun war er wieder allein
und, da ihm Brigitte keine Kinder geschenkt hatte, auch ungestört, und so
konnte er sich wieder ohne jede Ablenkung dem widmen, was allein für ihn
noch Reiz befaß: der Vermehrung seiner Eapitalien durch allerlei schlau

ersonnene, oft kühne und gefährliche Speculationen. Die Börsenleute meinten^
er hätte eine glückliche Hand, denn Alles gelang ihm, und von Monat zu
Monat wurde er reicher. Endlich, als er sich zum Thaler-Millionär empor-
gejobbert hatte, zog das Schicksal die Bilance seines Lebens, indem es unter
seine Projecte und Speculationen einen dicken Abschlußstrich setzte und den
erfolgreichen Geldmann abrief nach jener großen unterirdischen Börse, wo
alle Genüsse und Raffinements des Lebens ewig nur Angebot bleiben und
niemals mehr realisirt werden können. Die jugendliche schöne Wittwe trat
den größten Theil der Hinterlassenschaft als Erbin an; Herr Hohenstein
war so umsichtig gewesen, ihr schon bei seinen Lebzeiten bedeutende Capitalien
zu schenken und auf ihren Namen eintragen zu lassen, fo daß nach seinem
Ableben nur einige Hunderttausend Mark an seine eigenen Verwandten fielen.
Die Sonne echter selbstloser Liebe hatte niemals ihren Glanz und ihre
Wärme auf das Hohenstein'sche Paar gestrahlt, und so war auch der Schmerz
Nrigittens ein nnr sehr mäßiger. Nach dem durch den Anstand vorge-
schriebenen Trauerjahre entpuppte sich aus den tiefdunklen, glanzlosen Trauer-
auzügen, die der „Schwergeprüften" so vortrefflich gestanden hatten, ein
bunter, reich nnd lustig geschmückter, anmuthig gaukelnder Schmetterling,
und die uerwittwete Frau Hohenstein mit ihren im Effecten-Contor der
Reichsbank wohlverwahrten Staatspapieren wurde ein begehrenswerthes
Speculations-Object für alle sinnlich erregbaren und geld- und gemchlüsternen
Junggesellen der Haupt- uud Residenzstadt Verlin. Sie öffnete wieder ihre
Salons, der Champagner floh wieder in Strömen an ihrer Tafel, und eine
Zeit lang erfrischte sie sich in vollen Zügen am Tranke der Lust und Lebens-
freude, den sie so lange schmerzlich entbehrt. Aber bald kam die Zeit, wo
ihr der Trank schal schmeckte; die Schmeicheleien, die man ihr sagte, klangen
so albern, fo schablonenhaft, die Huldigungen, die man ihr darbrachte,
waren so plump, so übertrieben, in ihren Beweggründen so durchsichtig;
ihr verwaistes Herz, das in ihrer kurzen Ehe Hunger gelitten hatte, schrie
laut nach Befriedigung, und wenn sie umschaute und das ganze Heer der
Bewerber um ihre Hand musterte, entdeckte sie auch nicht Einen, der ihr
den Puls schneller schlagen machte. Da kam es über sie wie ein Ekel,
sie ließ keine Einladungskarten mehr versenden, sie fuhr allein spazieren,
blieb auch des Abends allein zu Hause und vertiefte sich dann nnd wann
in irgend ein Buch, das sie wahllos und ohne rechte Kenntnis; feines Werthes
oder Unwerthes der Bücherei entnahm, die sie als ein bloßes Schaustück
mit von ihrem seligen Gemahl geerbt hatte. Zu dieser Zeit trat an sie
die Aufforderung heran, eine verwaiste Nichte ihres verstorbenen Gatten zu
sich zu nehmen, Edith war damals ein fünfzehnjähriges Mädchen-, ihr Bater,
ein Bruder von Nrigittens Gatte, war ebenfalls ein waghalsiger Speculant
gewefen, hatte aber nicht des Bruders glückliche Hand gehabt und war, wie
es seine Berliner,Freunde nannten, jämmerlich verkracht. Der Zusammen-
bruch seiner finanziellen Kartenhäuser hatte ihm auch das Leben gekostet;

Edith stand mittel- und schutzlos allein in der Welt, und die reiche Tante Brigitte konnte sich kaum der Verpflichtung entziehe,!, der armen"Waise Obdach und Unterhalt zu gewähren. 3o war das bleiche, uerkümiuerte Mädchen mit seineu kurzen Kleidern und eckig-unbeholfenen Bewegungeu in das pruukend eingerichtete Berliner Haus Brigitten-? gekommen, und Brigitte, der dieser Zuwachs ihres Hauswesens erst gar nicht rvcht erwünscht gewesen war, versöhnte sich bald mehr nnd mehr mit der Anwesenheit des oemüthig-anspruchsloseu und ihr allerlei kleine Dienste widmenden Backfisches. War sie doch nuu nicht mehr allein! Tie bätte in ihrer damaligen grillenhaften Periode sich sonst vielleicht irgend einen großen Hund angeschafft, nur um einen treuen und keine besonderen Rücksichten verlangende» Gesellschafter zu haben; uuu war das nicht mehr nüthig; Edith vertrat dessen Stelle in weit vollkommenerer und angenehmerer Weise; sie mußte der Tante gelegentlich vorlesen oder die Elavierbegleitung zn einem Liedchen spielen, das Brigitte dann und wann zu singen pflegte; sie begleitete sie auf ihren Spazierfahrten, ohne ihr durch zudringliches Plaudern lästig zu fallen; sie diente als willkommene Ableitung, wenn Brigitte schlechter Laune war und eines Menschen bedurfte, der ihre Tcheltworte ohne Widerrede, etwa wie ein unabwendbarem Unwetter, über sich ergeheu ließ. Sie diente aber mit ihren herben, noch unentwickelten Formen der schonen Tante zur erwünschten Folie und ließ unbewußt den Familiensinn nnd die Hochherzigkeit der reichen Wittwe im glänzendsten Lichte erstrahlen.

Eine zweite folgenreiche Veränderung iu Vrigittens Lebeu bewirkte die Begegnung mit einem hochgewachsenen, blonden jungen Manne, der zufällig einmal Vrigittens Nachbar iu einem Eoncert gewesen war. Der schöne Unbekannte flößte ihr schon beim ersten Anblick ein starkes Interesse ein; sie erinnerte sich nicht, jemals einem Manne gegenüber so eigenthümlich erregt gewesen zu sein. Wer war dieser Hüne mit dem blonden, leicht gekräuselten Vollbarte, mit den leuchtenden Amethystaugen, deren finsterer Blick ganz nach innen gekehrt nnd in der Außenwelt Nichts zu suchen schien, mit den strengen Linien um den fein und edel geschnittenen Mund? Machte sie, die sonst so uielumworbene Schöne, so gar keinen Eindruck auf ihn, daß er, dem die Gunst des Zufalls ihre 'Nachbarschaft gespendet hatte, sich ihr nicht eiumal vorstellte? Ter Unnahbare, Geheimnißuolle reizte sie immer mehr, und noch war die erste Nummer de-? Programms uickt beruntergespielt, als der Entschluß in ihr feststand, die Aufmerksamkeit des Tprödeu um jeden Preis zu erzwingen. Sie verlor ihr Taschentuch und — richtig! das Erwartete trat ein: der junge Mann bückte sich, um es aufzuheben und ihr zu überreichen. Sie dankte mit ihrem bestrickendsten Lächeln und erschauerte vor geheimer Genugthuung, als sie den frohen Tchreck bemerkte, den ihre herausfordernden Reize dem Träumer und Grübler eingejagt zu haben schienen. In der That, der junge Mann war wie elektrisirt; er traute seinen Augen kaum und lugte, leis erröthend.

immer wieder und wieder nach seiner Nachbarin, deren bezaubernde Nähe
er erst jetzt entdeckt zu haben schien.
Brigitte lächelte: sie merkte die Befangenheit und Schüchternheit dieses
eine so köstliche Ausnahme machenden Vertreters der Männerwelt, und sie
begriff, daß sie es war, die das Eis der Zurückhaltung brechen muhte, wenn
ihr diese reizende Entdeckung nicht ans Nimmerwiedersehen wieder ent-
schlüpfen sollte.
„Sie sind fremd hier in Berlin?" fragte sie mehr im Tone der Be-
hauptung, als dem der Frage.
„Allerdings, gnädige Frau," erwiderte der Unbekannte, „trotz meines
schon halbjährigen Aufenthaltes hier fühle ich mich als gänzlich Fremder."
Er zeigte, mährend er dies fast trübselig sagte, das tadellose Elfenbeinweis;
seiner regelmäßigen Zähne.
„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Achaz Karineck, Doctor
der Chemie."
„Puh! ein Gelehrter!" sagte i» komisch geheuchelter Ehrfurcht die
schöne Frau; „da schäme ich mich fast, meinen bescheidenen Name» zu
nennen: Brigitte Hohenstein und" (auf ihre Nachbarin zur anderen Seite
deutend) „Edith Hohenstein, meine Nichte."
Der Doctor hatte sich leicht erhoben und machte beiden Damen eine
steife Verbeugung: dabei war er wieder tief errüthet.
Brigitte hätte ihn küssen mögen für diese Fähigkeit des mädchenhaften
Erröthens.
„Aber wie ist mir denn?" fuhr sie lebhaft fort. „Karmeö? Achaz
Karmeck? Sind Sie etwa der frühere kleine Achaz, dem ich manchmal
auf feinem Schulwege begegnet bin?"
Er sah sie prüfend an:
„Allerdings ... das scheint zu stimmen, wenn ich die Ehre habe, in
Ihnen das frühere Fräulein Brigitte Blank zu sehen!"
„Freilich, die bin ich! Ach, wie klein ist doch die Welt, daß man sich
immer wieder findet! Sind Sie denn ein ständiger Gast dieser Loncerte?"
„Oh, nein!" lächelte der Gefragte bitter, „ich gehöre nicht zu jener
beneidenswerthen Minorität, die sich so kostspielige Genüsse leisten kann. Ich
bin aber ein warmer Freund der Musik, nnd da der Eellist des heutigen
Abends einer meiner Bekannten ist, so sitze ich hier nur ein Freibillet ab."
Diese Aufrichtigkeit war für Brigitten« Ohr und Herz wie ein
Evangelium. Welch interessanter Mensch, dieser Doctor der Chemie! Jeder
Andere in seiner Lage hätte sich Lieber die Zunge abgebissen, ehe er eine
Beichte seiner Armuth abgelegt hätte, und Achaz Karmeck bekannte den ge-
sellschaftlichen Makel der Armuth so frank und frei, als wenn es ein Vor-
zug wäre, keine Renten zu besitzen! Wollte er ihr damit zu verstehen
geben, daß ihm ihre Neichthümer in keiner Weise imponirten? Aber er
kannte ja gar nicht ihre Verhältnisse, und die paar Brillanten, die sie heut

angelegt hatte, gestatteten auch noch keinen Schluß auf ihre Lage; sie konnten Similisteine sein.
„Auch ich liebe die Musik," versetzte sie mit einem jener Blicke, die bis in's innerste Herz gehen, „aber den rechten Genuß vermag ich in solchen überfüllten und überhitzten Concerträumen nicht zu finden; den habe ich nur bei nur zu Hause, wenn mir ein Künstler die Freude macht und mich einmal besucht."
„Das glaube ich, gnädige Frau," bemerkte Karmeck halb spöttisch, „wer es so gut haben kann, der bedarf dieser Eoncerte nicht."
„Sie können es ebenso haben, Herr Doctor."
„Ich? wieso denn?"
„Sie machen mir einen Besuch, und ich lade Sie immer ein, wenn bei mir musicirt wird."
Ueberrascht und geschmeichelt blickte Karmeck in Vrigittens Antlitz. Teufel! Was für prachtvolle Augen diese Frau hatte! Tief dunkel und geheimnisvoll glühten sie, wie schwarze Diamanten; Begierde, eiserner Wille, schmachtende Hingabe, Geist und auch ein wenig Schelmerei — Alles schien in diesen Augen zu liegen, deren Ausdruck mit jedem Athemzuge der Besitzerin zu wechseln schien.
„Sie sind außerordentlich gütig, gnädige Frau," stammelte der Doctor, „ich bin nur leider gar kein Gesellschaftsmensch, ich muß meinen Studien leben . . ."
„Soll das heißen, daß Sie mein Haus verschmähen?"
„Um Gottes willen, nein! Es wird mir eine hohe Ehre sein, wenn Sie Nachsicht mit mir haben wollen."
„Na, sehen Sie, das ist vernünftig! Und damit Sie mich nicht verfehlen, wollen wir gleich eine Stunde festsetzen. Wie wäre es z. V. morgen um 5 oder 6 Uhr Nachmittags?"
Sie nannte ihre Wohnung, und Karmeck erklärte, daß er um 5 Uhr vorsprechen würde.
„Sie suchen als Chemiker natürlich den Stein der Weisen," fuhr Brigitte fcherzend fort, indem sie sich seitwärts gegen den Doctor neigte und aus dem entfalteten Straußfederfächer eine Art Schirm biloete, hinter dem sie dem neugewonnenen Bekannten ihren berauschenden Odem zuhauchte, „und Sie fürchten, daß ich Sie von Ihren Studien abhalten könnte; feien Sie unbesorgt! ich bin fchon zufrieden, wenn Sie mir eines Tages melden könnten, daß Sie die Universal-Tinctur entdeckt haben, die Alles in Gold verwandelt."
„Was hätte ich oauon?" fragte er mit leichtem Seufzer.
„So viele Millionen Goldstücke, als sich die ausschweifendste Phantasie nur erträumen kann."
„Was sollte ich damit thun?"

„Die Welt, die Menschheit erobern. Geld ist Macht, und jeder Mensch
hat seinen Preis."
Karnieck gab vorerst keine Antwort; er blickte düster vor sich hin.
Dann hob er sein Antlitz, schaute auf den marmorwcißen Hals seiner Nach-
barin und sagte zähneknirschend:
„Die Asche des Narren, der zuerst Gold prägte, und des Schurken,
der sich zuerst Zinsen zahlen ließ, sollte ausgegraben nnd den Schweinen
znm Fräße gegeben werden!"
Brigitte erschrak; glühte iu dein scheinbar so kühlen jungeu Manne eiu
so leidenschaftliches Feuer? Sie sah ihn prüfend an; dann fragte sie —
und aus dein Tone ihrer Frage klang es wie eine Bitte um Verzeihung —:
„Sind Sie ein Socialist?"
Fast heiter tam ihr die Gegenfrage zurück:
„Wer ist heute denn nicht eiu Socialist?"
„Sie haben Recht; die Frage war dumm. Ich mußte anders fragen:
sind Sie ein Socialdemokrat?"
„Ei, wie boshaft Sie sein können! eigentlich sollte ich Ihnen zürnen,
daß Sie mich so uiedrig einschätzen. Ein Socialdemokrat! Halten Sie
mich wirklich für so einfältig, daß ich für irgend welche Gleichmacherei, für
irgend welche nebelhafte allgemeine Wohlfahrt schwärmen könnte? Wissen
Sie nicht, daß ein moderner Skeptiker diese sogenannte allgemeine Wohl-
fahrt ein Brechmittel genannt hat? Ich neige sehr dazu, diesem Maune
Recht zu geben."
Brigitte stutzte. Aus dem Sprecher konnte sie nicht so leicht klug
werdeu. Arm uud dabei keiu Socialdemokrat! Eiu Feiud des Goldes
und doch ein Gegner aller auf allgemeine Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen?
Das ging über ihren Horizont!
„Wer ist denn jener Skeptiker?" fragte sie nach einer Weile.
„Ein Philosoph; ein paradoxer, geistreicher, krankhaft spintisirender
Phantast; kein Mann für die Damenwelt. .. Sie würden ihn nicht lesen
mögen."
„Wer weiß? Wie heißt er denn?"
„Nietzsche — Friedrich Nietzsche — gegenwärtig nnheilbar krank iu
irgend einer Anstalt; lassen wir den Unglücklichen, damit Sie sich den
Concertgenuß nicht verderben."
Sie beschloß im Stillen, den Namen nicht mehr zu vergessen. Wie
dnmm, daß man sie nickt schon früher auf diesen Philosophen aufmerksam
gemacht hatte! Wie gern hätte sie durch eine kurze Bemerkung zu seinem
Namen geglänzt und dem Doctor Sand in die Augen gestreut! Sie war
eine jener Berlinerinnen, die gern den Nimbus der Belesenheit uud iutellec-
tuelleu Schärfe um sich verbreiten, ohne daß sie wirklich tief veranlagt und
steißig sind; eine jener Schaumschlägeriuuen, die eine Zeit lang zu blenden

und das Urtheil irre zu führen vermögen, die aber bei längerer Bekannt-
schaft unsere Erwartung enttäuschen.
„Pst!" niachte sie, da der Stern des Abends, eine Courausängerin,
eben an den Flügel trat, „nun müssen wir aushorchen — die Glanznummer
des Programms!" ^
So waren der Doctor und Brigitte mit einander bekannt geworden,
und daß er heut als Beamter der Konrndsgrnbe in nächster Nachbarschaft
der auf ihrem Landsitze Tannbach hausenden Wittwe wohnte, war das Ver-
dienst der Tarne, die sich um eine lohnende Anstellung des mittellosen
Chemikers bei ihren einflußreichen Berliner Bekannten mit gutem Erfolge
bemüht hatte. Jetzt fah sie ihn fast täglich. Sie hatte erreicht, was ihr
erst nur wie ein verlockender Traum vorgekommen war: er verkehrte wie
ein Familienmitglied in ihrem Hause, er kam und ging, wie und wenn er
wollte, und sie konnte sich fast täglich au seinen! Anblicke berauschen; aber
an der Rose dieses neu erblühteu Glückes saß ein spitzer Torn, der sich
immer tiefer in ihr Herz bohrte: Achaz blieb ihr gegenüber kalt und zurück-
haltend, ja, er wurde immer steifer und schener, und die Beherrschung der
einfachsten gesellschaftlichen Formen schien er wirklich niemals lernen zu
wollen. Es wäre ihr eine süße Freude gewesen, den ungelenken Bären zu
zähmen und ihm, der frühe verwaist und bei ungebildeten und armseligen
Kostgebern und Pensionshaltern aufgewachsen war, die feinere Lebensart
beizubringen; aber der Verkehr mit ihm wollte sich in neuerer Zeit nicht
wieder so vertraulich und kameradschaftlich gestalten, wie damals, als er
zuerst in ihr Berliner Haus gekommen war. 3)b ihre Vermuthung zutreffend
war? Begann er wirklich, sich für Edith zu interessiren? Ha ha ha! es
mar ja eigentlich zum Lachen. Sie, Brigitte Hohenstein, eifersüchtig auf
eine Editb, auf eiu junges, grünes, herbes Ting, das immer noch nicht recht
wußte, was es mit seinen vier Gliedmasten anfangen sollte. Aber war denn
Edith immer noch ein grünes Ting? Hatte sie denn nicht neulich schon
ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert? Aus dein Hinde war unmerklich eine
Jungfrau geworden, uud sie, die ahnungslose Tante, hatte nnr nicht darauf
geachtet und nicht bedacht, daß sie sich die nebenbuhlerische Schlange am
eigenen Busen großzog.
Das waren ungefähr die Gedanken, mit denen sich Brigitte guälte,
als sie jetzt neben dem Doctor über die mit einem rothen orientalischen
Teppich belegten weißen Marmorstufen, die vom Vorflur nach dem hoher
gelegenen eigentlichen Erdgeschoß emvorführten, aufwärts stieg und, ihr
Foulardkleid raffend, ihre zierlich kleinen, hoch gewölbten, in schwarzen
Seidenstrümpfen und ausgeschnittenen Goldkäferfchuhchen steckenden Füßchen
zur Schau stellte.
Achaz sah diese reizend bekleideten Puppenfüße, wie er sie schon oft
gesehen hatte: auch heute wieder mußte er sich heimlich gestehen, daß sie
in ihrer entzückenden Modellirung ein Besitz waren, ans den sich die gefall-

süchtige Wittwe wirklich etwas einbilden konnte. Und doch ließ ihn der Anblick, für den ein reicher verliebter Geck gern eine hohe Summe bezahlt haben würde, völlig kalt, oder genauer, es war ein reines, wünsch- und begierdefreies künsllerisches Gefallen, das diefer Anblick in ihm wach rief. Einen so schönen, so clasnschen Fuß, der bei all seiner Kleinheit doch im richtigsten Verhältnis? zu Brigittens hoher, biegsamer, üppiger Gestalt stand und kräftig und elastisch war, sah man nicht alle Tage, und ein Bildhauer würde sich dreimal glücklich gepriesen haben, wenn ihn: solch ein Fuß, seiner koketten Bekleidung entledigt, in voller herrlicher Nacktheit zum Modell hätte dienen dürfen. Achaz merkte aber die Absichtlichkeit, mit der Brigitte das neidische Kleid emporraffte, und diese Absichtlichkeit entzauberte ihn. Ach! eine geraume Zeit lang hatte er sich des bestrickenden Einflusses dieser Kirke kam« zu erwehren vermocht; er war ein junger Mann von Fleisch und Blut, von gesunder Sinnlichkeit und ungeschwächter männlicher Kraft; die Atmosphäre des schönen Weibes wirkte auch auf ihn, und wenn sie ihn mit ihren dunklen Zauberaugen verheißungsvoll ansprühte, dann war auch sein Blut jedesmal heiß aufgewallt, und ein süßer Taumel war ihn« zu Häuvten gestiegen. Aber diesen flüchtigen Erregungszuständen war doch immer wieder die kühle Ueberlegung des weisen Mannes, die nüchterne Berechnung des Chemikers gefolgt. Er stand in seinem 28. Jahre und Brigitte? Ja, du lieber Gott, wer vermochte denn das Alter eines schönen, nicht mehr ganz jugendlichen Weibes genau zu bestimmen? Vor wohlerhaltenen weiblichen Reizen wird die Kunst der Arithmetik leicht zu Schanden. Sicher befand sich Brigitte im letzten Ende jener zweiten und letzten Nachblüthe des Weibes, die um das 36. Lebensjahr meist ihren Höhepunkt erreicht, sich aber noch bis in die Anfänge der vierziger Jahre hinüber erhalten kann. Und wenn Brigitte auch Momente, ja selbst ganze Abende hatte, wo sie an Frische und Anmuth mit dem jüngsten Mädchen in glücklichen Wettbewerb treten konnte, so hatte sie der Doctor doch auch zu oft schon an den Vormittagen, manchmal schon in den frühesten Morgenstunden gesehen und — Aurora ist keine Freundin der Illusion — mit grausanier Deutlichkeit die feinen', außerordentlich feinen Runzeln und Nunzelchen erkannt, die die Jahre schon mit unbarmherziger Hand auch in dieses schöne und gottbegnadete Frauenantlitz zu zeichnen begannen. Ein flüchtiges Begehren nach einer schönen, wenn auch wesentlich älteren Frau kann wohl gelegentlich einmal in einem mit gesuuden Sinnen begabten jungen Manne aufflammen; immer wieder wird er sich aber der Thatsache bewußt werden, daß die unberührte Jungfräulichkeit, die weibliche Iugendtmft und Ingendschöne das wahrej Paradies sind, nach dem sich der Jüngling und der junge Mann, bewußt oder unbewußt, mit allen Fasern des Herzens hingezogen fühlen. Und so hatte sich auch in Achaz Karmecks Herzen allmählich eine Nichtungsveränderung der Magnetnadel vollzogen: er, der früher nur Augen für die bezaubernde Brigitte gehabt und ihr in fcheuer

ehrfurchtsvoller Huldigung zu Füßen gelegen hatte, war plötzlich durch die Entdeckung überrascht worden, daß sich aus der bisher von ihm kaum be- achteten Nichte seiner Gönnerin ein süßes, mit allen Zaubern der Jugend- blüthe ausgestattetes Iungftäulein entwickelt hatte. Brigitte hatte mit Schrecken diese Wandlung im Verhalten ihres Günstlings erkannt, und nun, da sie ihn verlieren zu müssen fürchtete, erwachte erst in ihr das volle Bewußtsein, daß sie ihn liebte und als ihr unbestrittenes Eigen zu erobern trachtete.

„Treten Sie hier hinein, lieber Doctor," sagte sie zu ihrem Begleiter, nachdem der Vorflur des hochgelegenen Erdgeschosses erreicht mar. Sie öffnete eine Thür und wies mit der Hand in ein reich, aber behaglich eingerichtetes Damenzimmer.

„Nach Ihnen, gnädige Frau," erwiderte der Doctor, indem er, ganz gegen seine Gewohnheit, in formeller Höflichkeit Brigitten den Vortritt überließ.

Sie trat ein und faßte die Hand des ihr auf dem Fuße Folgenden. Scheinbar gekränkt, wiederholte sie strafenden Tones:

„Gnädige Frau? schon wieder diese kältende Anrede! Was that ich Ihnen, Achaz, daß Sie diese Mauer zwischen uns aufrichten?"

„Aber... in der That ... ich weiß nicht, was ich verbrochen habe . . ."

„O, verstellen Sie sich nicht! Haben Sie es schon ganz vergessen, daß Sie mich früher immer nur Frau Brigitte anredeten? Ich wäre Ihnen so dankbar, wenn Sie auch diese Anrede kürzen nnd mich einfach Brigitte nennen wollten." Sie brachte ihr Antlitz ganz nahe an das feine, so daß ihn ihr Odem leife anwehte, und fragte fünften, vorwurfsvollen Tones: „Wird Ihnen das fo fchwer?"

Er erröthete. Diese Vertraulichkeit beglückte ihn einerseits; anderer- seits sträubte er sich instinctiv gegen einen ihm unwillkommenen Zwang und gegen die Schlußfolgerungen, zu denen er, wenn er sich dem Zwange fügte, nur zu leicht Veranlassung geben konnte. Dieser Zwiespalt in seinem Empfinden machte ihn nur noch unbeholfener und verwirrter. Fast hilflos schaute er in die dunklen Augen, die bis in feine Seele hinein zu lefen schienen; dann stammelte er verlegen:

„Wenn Sie befehlen, fo werde ich natürlich gehorchen."

Brigitte nahm feinen Blondkopf zwischen ihre schlanken, wohlgepflegten Hände und preßte ihn, halb zärllich, halb grollend:

„Sie sind ein großes Kind, Achaz! Was Andern eine Seligkeit sein würde — oder glauben Sie nicht, daß Manchem solch ein Beweis meines Vertrauens Seligkeit bereiten würde? — das nehmen Sie nur schmollend hin, wie eine lästige Bürde! Oh, pfui, Sie Undankbarer! fchämen Sie sich doch!"

Seine Verwirrung steigerte sich; Wangen und Stirn tauchten sich ihm
in Purpur, und aus seinen Nüstern ging der Athem in kurzen heftigen
Stößen. Sie schien sich an seiner Befangenheit zu weideu. Lustig lachte
sie auf und, seiuen Kopf wieder freigebend, scherzte sie:
„Sie sind ein eigenthümlicher Courmacher! Da, küssen Sie mir die
Hand, daß ich nicht strenger mit Ihnen in's Gericht gehe und Sie so
leichten Kaufes von Ihrer Unhüflichkeit losspreche."
Sie hielt ihm ihre Rechte hin, nnd der Doctor that, wie sie geheißen;
er zog die ringefunkelnde Hand an seine Lippen.
„So, Achaz; nun haben wir wieder Frieden geschlossen, und Sie sollen
jetzt die Friedenspfeife rauchen . . . richtiger: die Friedenscigarre, Eine
Pfeife . . . brr! die überlassen wir lieber dem Fürsten von Fahrstedt."
„Wo ist der Major?"
„Wo wird er sein? Natürlich bei Edith, die er verfolgt, als wäre
er ihr Schatten."
Die Vlutwelle in Karmecks Antlitz ebbte zurück nach seinem Herzen;
er wurde plötzlich blasser und sah Brigitte fragend an.
Diese wandte sich nach den« mit einer farbigen Holz- und Perlmutter-
mofaik ausgelegten Nähtisch in einer Fensternische uud machte sich dort zu
schaffen; dabei biß sie mit ihren weißen Zähnen sich auf die Unterlippe.
Endlich schien sie das Gesuchte gefunden zu haben. Sie kam mit einem
wirren Knaul rosaseidenen Garnes zurück, setzte sich auf eine mit pracht-
vollem Gobelin überdeckte Ottomane und lud den Doctor ein, neben ihr
Platz zu nehmen; erst aber sollte er sich eine Eigarre anzünden.
Da sie auf diefer Bedingung bestand, ging Karmeck zu einem Lurus-
tischcheu, das halb versteckt hinter dem schräg in's Zimmer vorgerückten
Flügel stand. Dort war, wie er wußte, stets für ihn ein Ledernholzkistchen
mit edlen Ligarren hingestellt. Er schnitt mit leise bebender Hand die
Spitze von einer Cigarre ab und fragte dabei, sich gewaltsam den Anschein
der Gleichgiltigkeit gebend:
„Ist Fräulein Edith mit dieser Aufdringlichkeit einverstanden?"
„Aufdringlichkeit!" rief lachend Brigitte, „wenn das Herr Titas von
Uhlbeck, Major außer Diensten und Fürst von Fabrstedt, hörte, er würde Sie
fordern auf gezogene Pistolen, fünf Schritte Distauce und so lange fortgesetzten
Kugelwechsel, bis einer der Eoutrahenten kampfunfähig geworden! Kommen
Sie, fetzen Sie sich hier neben mich, und wenn Sie sehr liebenswürdig
sein wollen, so halten Sie mir dies verworrene Knaul, in das ich Ordnung
bringen möchte."
Fast widerwillig gehorchte er. Die brennende Cigarre im Munde,
hielt er das Seidengarn mit beiden Händen; seine Kniee streiften das
leise knisternde Kleid seiner Nachbarin. Der Duft, der von einem Gestell
mit Nofentüpfen aus der Zimmerecke hinter der Ottomane herüberstrümte,
vermischte sich bald mit dem eigenthümlich scharfen Gerüche des Tabaks-

dampfen; Brigitte schieil davon nicht belästigt zu werden, im Gegentheil, sie zog ein paarmal tiefer den Athem ein nnd sagte:
„Die Cigarre riecht gnt! nickt wahr? Ich habe sie mir von Gerold schicken lassen, da ick weiß, das, Sie diese Sorte lieben."
Ter Doctor verneigte sich, wie zum Danke, dabei konnte er aber einen leichten Seufzer nicht unterdrücken.
Brigitte hatte den Seufzer gehört; sie lächelte etwas gezwungen nnd sah dabei dem Unzufriedenen prüfend in die Augen. Gern hätte sie ihm zugerufen, daß er jeden Gedanken an Edith nur solle fahren lassen, aber sie wußte, das; Widerspruch von ihrer Seite ihn in feinem Beharren nur stärken würde, deshalb wählte sie einen Umweg, um zum Ziele zu gelangen.
„Sie scheinen unfroher Stimmung, Achaz," hob sie vertraulich an, „haben Sie geschäftlichen Verdruß?"
„Ich? ... ich wüßte nicht . . ."
„Doch! es kommt mir vor, als ob Sie sich mit irgend Etwas quälten."
„Allerdings; ick guäle mick mit der Lösung eines Problems in unserer Fabrik."
„Um was handelt es sich?"
„Ach, das kann ich Ihnen kaum erklären."
„Warum nicht? bin ich zu dumm, Ihre Fabrik« igeleqeiibeiten zu verstehen?"
„Zu dumm! wie können Sie nur gleich einen snlcken Ausdruck wählen, wo es sich um die ganz natürlicke Abneigung jeder Dame gegen Alles, was Chemie betrifft, handelt?"
„Es interessirt mick aber, z» wissen, womit Sie sich gegenwärtig herumplagen."
„Nun gut. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß in dem Nohsalz, das wir aus unserer Grube gewinnen, Lhlorkalium enthalten ist?"
„Freilich weiß ich das; !auch von Carnallit nnd >iieserit und Kainit und wie das Zeug sonst noch heißen mag, habe ich schon oft genug sprechen hören . . ."
„Ohne mit diesen Worten irgend welchen Sinn zu verbinden," ergänzte er leichthin. „Das schadet dem Verständnis; meiner besonderen Angelegenheit auch ganz und gar Nichts. Es genügt für Sie, zu wissen, daß wir bei der Gewinnung des Chlorkaliunis immer noch ungefähr 25 vom Hundert diefes kostbaren Stoffes verlieren?"
„Gänzlich verlieren."
„Gänzlich nicht. Der Verlust ist im Löserückstand, in der Endlange und in dem beim klären der Nobsalzlösung sich abscheidenden Schlamme enthalten, so daß wir diesen Absatzscklamm bisher calcinirt und als Düngesalz mit einem Gehalt von ungefähr 29 Procent Chlorkalium in den Handel gebracht haben."
„Nun . . . alfo?"

„Dieses Verfahren befriedigt mich aber nicht. Die Herstellung des
Düngesalzes macht Arbeit und Kosten, der Erlös aus den, Product ist
immer noch nicht hoch genug; wir kämen vielleicht weiter und hätten be-
quemere Arbeit, wenn es gelänge, ein Verfahren zu ermitteln, durch das
wir das Chlorkalium gleich bei der ersten Operation völlig und ohne jeden
Verlust gewinnen könnten."
Brigitte nickte.
„Ich verstehe." Tann ließ sie plötzlich das zum Theil schon auf-
gewickelte Garn achtlos in ihren Schooß fallen, legte ihre Linke auf den
Oberschenkel des neben ihr Sitzenden und sagte gemüthlich: „Warum quälen
Sie sich mit solchen Lappalien? Es lohnt doch wirklich nicht der Mühe, das
ohnehin so kurze und karge Leben sich noch mit solchen Sorgen zu ver-
kümmern. Was kann Ihnen daran liegen, ob Sie ein paar Procent
Chlorkalium mehr oder weniger für die Herren Actionäre der Konrads-
werke retten?"
„Ja, mein Gott, davon hängt doch meine ganze Zukunft ab! Wenn
ich mich den Herren nützlich mache, so sind sie vielleicht geneigt, mich auch
für unentbehrlich zu halten; dann steigen mit meinen festen Einnahmen auch
die Gewinnantheile, und mit der Zeit gelange ich vielleicht noch einmal
zur Selbstständigkeit."
„Die Sie natürlich von ganzem Herzen ersehnen. Das verstehe ich,
und ich verdenke es Ihnen nicht. Es giebt aber doch einen kürzeren und
weit sicherern Weg zu diesem erwünschten Ziele . . . warum wollen Sie
ihn nicht gehen?"
„Welchen Weg meinen Sie?"
„Sollten Sie noch nie an ihn gedacht haben? Sie müssen eine reiche
Partie machen! Tann haben Sie, was Sie brauchen, und können Ihre
umfassenden Kenntnisse bei der Gründung eigener Werke verwerthen."
„Ich bin kein Heirathssveculant; das wissen Sie so gut wie ich," fuhr
er fast heftig auf. „Zudem würde eine reiche Erbin sich vor mir rauhen«
und ungelecktem Burschen wahrscheinlich bekreuzen. Ich kann nicht, auf
einem Fuße stehend, eine Theetasse balanciren, zuckersüße Redensarten
drechseln und katzbuckeln und scherwenzen; ich fahre lieber in die tiefste
Tiefe unserer Schächte hernieder oder stecke die Nase in die giftigen Dämpfe
unserer Siedepfannen, als daß ich im Menuetfchritt einherstolzire und mich
durch äffische Gliederverrenkungeu lächerlich mache."
„Hu hu hu! Wie das gleich siedet und schäumt und aufsprudelt! Wer
sagt Ihnen denn, daß Sie den Ballelmcis'er spielen und Cütchol; raspeln
sollen?"
„Ist das denn nicht die Bedingung, ohne die man heute das Herz
reicher Erbinnen nicht erobern kann? Ich bin der Letzte, der dazu an-
gethnn wäre, irgend einem Lieutenant in bmiter Uniform Coiicurrenz zu
machen,"

Sie musterte ihn mit einem ihrer unnachahmlichen Blicke und sagte
halblaut und langsam, als spräche sie zu sich selber:
„Nun, das käme noch sehr darauf an; ich denke, einem normal em-
pfindenden Weibe würde die Wahl zwischen stolzer, selbstbewußter Männlich-
keit und nur auf ein buntes Kleid pochender Selbstgefälligkeit nicht lange
schwer fallen."
„Sie sind sehr gütig, Frau Brigitte; ich «erstehe nicht, Complimente
zu erwidern. Aber selbst angenommen, irgend ein reiches Mädchen gäbe
mir unerwarteter Weise einige Chancen, glauben Sie, daß ich je so würde-
los und ehrvergessen handeln könnte, mich und meine Freiheit zu verkaufen?"
„Achaz!" rief Brigitte, indem sie ihm ihre kleine Hand leicht auf den
blond umbarteten Mund drückte, „so gehen Sie doch nicht gleich so durch!
was für ein Brausekopf Sie sind! davon ist ja gar nicht die Rede! Greifen
Sie felbstverständlich nur da zu, wo man Ihnen herzliche Neigung ent-
gegenbringt und nicht im Entferntesten daran denkt, Ihre Freiheit beschränken
zu wollen." Sie legte ein Nein über das andere, so daß wieder ihr kleiner
Fuß zum Vorschein kam, umschlang das Knie des hoher gelegenen Beines
mit beiden Händen und sagte nachdenklich und wie in lautem Selbstgespräch:
„So sind sie alle die jungen Leute! denselben Nath habe ich erst neulich meiner
Nichte Edith geben müssen. Das Mädchen ist arm wie eine Kirchenmaus,
und es wird Zeit für sie, an eine Versorgung zu denken. Nicht, daß ich
ihr gerathen habe, eine Speculationspartie zu machen . , . Gott soll mich
davor bewahren! . . . aber wenn ein ritterlicher und wohlsituirter Mann
um sie wirbt, den ein jedes Mädchen lieb haben konnte, dann wäre es
eine unverantwortliche Thorheit, wenn sie ihm spröde den Nucken kehren wollte."
Der Toctor saß wie auf Nadeln. Tic Nachmittagssonne war tiefer
und tiefer gesunken und sandte jetzt eine breite Lichtgarbe durch's Fenster
direct in sein Angesicht; er überfühlte die Blendung und starrte in höchster
Beunruhigung die Sprecherin an.
„Sie meinen doch nicht den Major?" stieß er gepreßt hervor.
„Gerade den meine ich," bestätigte Brigitte, und sie selbst hatte Mühe,
die Qual zu verbergen, die ihr der unverkennbare Schreck des Doctors
bereitete.
„Aber, Frau Brigitte, das wäre ja unverzeihlich! Sie können doch
einem nnerfahrenen Mädchen nicht zureden, auf die Phrasen zn achten, die
ihr ein verlebter Mann macht, der recht wohl ihr Bater sein könnte?"
„Könnte er das sein?" versetzte sie schnippisch. „So genau weiß ich
das nicht; er hat mir nie sein Tauszengniß gezeigt. Ich denke aber, ein
gewisser Altersunterschied kommt gar nicht in Betracht, wo Temperament,
Charakter und die äußeren Verbältnisse eine Verbindung so überaus an-
gemessen erscheinen lassen. Was bedeutet überhaupt die Zahl der Jahre?
Auf die Lebenserfahrungen und das junge Herz kommt es an. Ich kann
mir sehr gut vorstellen, daß ein junger Mann mit einer etwas älteren

Frau, wenn sie nur innerlich jung geblieben ist, sehr glücklich werden kann, für Edith aber, die noch ein halbes Kind ist, das erzogen und geleite! werden muß, paßt gerade ein Mann wie der Major von Uhlbeck ganz vortrefflich. Und Edith hat zudem keine Wahl; sie ist arm, und auf mich kann sie nicht immer rechnen; es konnte mir ja eines schönen Tages einfallen, das süße Joch eines geliebten Mannes mir selbst auf die Schulten! zu legen."
Aus ihren Augen leuchtete Schelmerei und Erwartung; sie fühlte zu ihrer lebhaften Genugthuung, daß ihre Wangen etwas dunkler glühten.
Achaz hatte für den Zauber, den ihr diefes Erröthen verlieh, keinen Blick. Iu verhaltener Leidenschaft stieß er höhnisch hervor:
„Und wenn Fräulein Edith arm ist und wenn Sie, wie es den Anschein hat, ihr Nichts von Ihren Schätzen gönnen wollen, da soll sie an der Hand eines bankerotten Gutsbesitzers — ach! was sage ich? eines Gutsverwalters! — vor materiellen Sorgen sicher gestellt werden? Ich bitte Sie, das ist ja ein ganz unmögliches Project!"
„Sie können den Major doch nicht bankerott nennen?" wandte Vrigitte unerschüttert ein. „Wenn ihm auch Fahrstedt nicht allein gehört und auf dessen Ertrag seine beiden Geschwister mit angewiesen sind, so hat er doch nebenher noch seine Pension und wahrscheinlich mich noch einiges persönliche Vermögen; das muß er haben, sonst könnte er nicht so leben, wie er lebt."
„Wie lebt er denn? Als ein Prahlhans und Renommist! Er spielt nur den Grandseigneur, um Sie und Andere von gleicher Leichtgläubigkeit zn täuschen "
„Ihre Abneigung gegen ihn macht Sie ungerecht. Uebrigens, >was ereifern Sie sich denn, Achaz? Lassen Sie die beiden Leutchen doch ihre Angelegenheiten allein ordnen; die Ehen werden im Himmel geschlossen; menschliche Hände sollen solche Bande weder knüpfen, noch lösen. Und nun machen Sie wieder ein freundliches Gesicht und lassen Sie uns unsern Kaffee trinken; ich höre, daß man ihn schon aufträgt."
Sie erhob sich und öffnete, die Thür zu dem benachbarten Speisezimmer, in den» auf weiß gedeckten. Tische mehrere silberne Kannen, ein über einem Spiritusflämmchen brodelnder silberner Wasserkessel und verschiedene Teller mit Gebäck, Nutter uud Honig standen. Nachdem Neide eingetreten waren, ging sie zum Tische und drückte die zwei polirten Holzstäbchen zusammen, die als das Ende eines grün umsponnenen elektrischen Leitungsdrahtes von der über der Tafel schwebenden großen Lampe herabhingen. Der schrille Ton einer Glocke wurde draußen laut, und bald darauf trat ein Diener in einfacher Lior<« in das Eßzimmer.
„Melden Sie dem gnädigen Fräulein, daß wir den Kaffee trinken."
„Zu Befehl, gnädige Frau."
„Ich lasse auch Herrn von Uhlbeck dam bitten."
„Zu Befehl."
Der Diener entfernte sich eilfertig und geräuschlos.

„Hier, Achaz, zu meiner Linken!" lud Brigitte den Doctor ein. „Und nun
bezwingen Sie sich und seien Sie hübsch liebenswürdig gegen den Major."
Man wollte sich eben setzen, als die Gerufenen vom Flur her ein-
traten: ein jugendliches Mädchen in weißem duftigen Mull und ein elegant
gekleideter dunkelblonder Herr von strammer militärischer Haltung.
„Gut, daß Ihr kommt! sonst hätten wir ohne Euch getrunken," sagte
Brigitte. Sie winkte den Major an ihre Rechte, während Edith den
vierten Platz, der Tante gegenüber, einnahm.
„Das wäre ein unersetzlicher Verlust für uns und eine zu harte
Strafe gewesen," erklärte Herr von Uhlbeck galant, indem er beide, mit
mehreren Ringen geschmückte Hände bis zur Brust erhob und dort wie
stehend gegen einander drückte. Dabei lächelte er selbstgefällig und zeigte
seine zwar ziemlich großen, aber sauber gepflegten Zähne.
„Sie sind wie immer der Mann der Complimente," gab Brigitte
artig zurück; „aber nun berichten Sie ohne Complimente, ob Edith Fort-
schritte gemacht hat."
„Ungeheure! ganz ungeheure!" versicherte er schnarrend, „wäre ich
mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden, ich hätte die
Spielerin nicht wieder erkannt."
„Die Herrschaften haben musicirt?" fragte Achaz, von Eifersucht gequält.
Edith wandte ihr holdes Kindergesichtchen dem Fragenden zu:
„Tante hat gewünscht, daß ich Herrn von Uhlbeck Etwas vorspiele."
Sie sagte es langsam und jedes Wort betonend, als wollte sie an-
deuten, daß sie nicht aus freien Stücken den Major zum Veurtheiler ihrer
Leistungen gekürt hatte.
Ueber Uhlbecks Antlitz flog es wie ein Schimmer von Genugthuung;
er schien Ediths Erklärung ganz in der Ordnung zu finden und blickte
gewissermaßen triumphirend nach Brigitte.
Diese nahm von seinem Mienenspiel nicht die geringste Notiz; harm-
los fragte sie:
„Nehmen Sie Thee oder Kaffee?"
Der Major machte das süßeste Gesicht, dessen er fähig war, und ver-
setzte neckisch:
„Seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau; aber jedes Mal, wenn ich
von schönen Lippen die Frage vernehme: ,Thee 'oder Kaffee? fällt mir
aus meiner Schulzeit jene Anekdote ein, nach der ein ebenso gefragter
Seelsorger der schönen Fragerin geantwortet haben soll: I« yuicisni
vsllsm, 8sci czuia z»5tor sum, cave; was verdeutscht ungefähr heißt:
ts, (Thee) dich möchte ich schon; aber da ich ein zur Ehelosigkeit gezwungener
Pastor bin, hüte Dich («avy, Kaffee)!"
„Hörst Du, Edith," wandte sich Brigitte der Nichte zu, „welch' guter
Lateiner unser Herr Major nock ist?" und sich wieder an diesen zurück-
wendend: „Was ist nun Ihre eigene Antwort im vorliegenden Falle?"

„Thee, natürlich Thee, meine gnädige Frau! t« quiclyin vellsiu.!
Dich, nur Dich möchte ich!"
Der Major hatte es mit scherzhaften» Nachdruck gesagt, und Alle
lachten. Edith und Achaz lachten sogar sehr befriedigt; nur das Lächeln
Brigittens sah etwas gezwungen aus, und heimlich flammte sie dem Major
einen strafenden Blick zu, der ungefähr besagen sollte: „Vergißt Du so
unser Abkommen?" Fällst Du so schmählich aus Deiner Rolle?" Er schien
ihren Blick zu verstehen, denn er verneigte sich reumüthig vor ihr und bat
sie, ihm die Freiheit seines Scherzes großmüthig verzeihen zu wollen.
Während sich nun zwischen ihm uud Brigitte ein kurzes Scheingefecht
entspann, das unverkennbar mit baldigem Frieden enden mußte, benutzte
der Doctor die Gelegenheit und plauderte mit Edith, deren liebliches, von
einer vrachivollen Fülle aschblonden Seidenhaares gekröntes Antlitz er in
heimlicher Wonne anstaunte. In der That, es war ein liebliches, fein
geschnittenes Antlitz, wie wir es manchmal auf den Porzellandofen des
Nococozeitalters gemalt finden; keine Linie hätte man an diesem reizenden
Köpfchen anders gewünscht. Die Augen Ediths besonders gaben ein ent-
zückendes Mthsel auf. Bald schienen sie dunkelblau, bald hatten sie einen
Stich in's Bräunlich-Schwarze, je nachdem sie vom Sonnenlichte getroffen
wurden. Wer einmal tiefer in diefe Augen schaute, konnte so bald nicht
wieder seinen Blick von ihnen trennen, sie hatten etwas Sphinrartiges,
etwas Magnetisches, das mit geheimnißvoller Kraft anzog und ungeahnte
Wonnen zu versprechen schien. Und wenn Achaz es wirklich einmal fertig
bekam, sich dem Banne dieser Zauberaugen zu entwinden, dann blieb sein
Blick gleich wieder in deren nächster Nachbarschaft hängen: an den kleinen,
zierlich modellirten Ohren des Mädchens. Allmächtiger Gott! dachte er oft
im Stillen, was sind das für entzückende Dinger, diese scharf anliegenden,
in den schneckenförmigen Windungen der Muschel die allerfeinste Regel-
mäßigkeit und Genauigkeit zeigenden, von dein lieblichsten Incanwt an-
gehauchten Oehrchen! Und wie er auch jetzt wieder ^diese Oehrchen mit
heimlichein Wohlgefallen beobachtete, sah er zu seiner Freude, daß sich die
zierlichen und durch kein Ohrloch und keine juwelenfunkelnden Ringe ent-
stellten Ohrläppchen immer röther und röther zu färben begannen. Eine
Vlutwelle war Edith zu Häupteu gestiegeu und ließ erst an ihren Ohren
und dann ans ihren lieblich gerundeten Wangen verrätherische Rosen auf-
blühen. Verrätherische Rosen! so dachte der wonnetrunkene Achaz im
Stillen; denn sie verriethen ihm den Eindruck, den seine Nähe auf Edith
machte, die trotz des vorangegangenen Alleinseins mit dem Major bisher
blaß und marmortuhl geblieben war.
„Ein ganz süperber Tbee, meine gnädige Frau!" schnarrte anerkennend
Herr von Uhlbeck, der eben ausgetrunken hatte und nun seine Tasse mit
gezierter Armbewegung der Frau vom Hause, um eine neue Auflage
bittend, hinhielt; „so tadellos bereitet ihn mir noch mein Kammerdiener."

Brigitte ergriff die silberne Theekanne und füllte die Tasse des
Majors. Achciz verzog spöttisch lächelnd die Lippen und warf einen
heimlichen Blick des Einverständnisses nach Edith, den diese lächelnd er«
widerte. Sie erinnerte sich der Vehanptnng des Doctors, daß der
prahlerische Herr Major tatsächlich nur einen einzigen dienenden Geist im
Hause hätte, der aber nach den verschiedensten Seiten hin thätig wäre und
bald als Pförtner oder Gärtner, bald als Koch oder Kammerdiener auf-
treten müßte.
Herr Titus von Uhlbeck hatte das Lächeln Beider bemerkt, wnßte es
aber nicht zu deuten, da er, wie alle Aufschneider, sich nicht für durch-
schaut bielt. So fragte er denn ganz arglos:
„Was erregt denn Ihre heimliche Freude?"
Achaz biß sich etwas betroffen auf die Lipoen; er hatte gegen einen
Mann nicht unartig sein wollen, den er geistig um Thurmeshöhe überragte
und der eigentlich für ihn erst Bedeutung gewonnen hatte, seitdem er sich
um Ediths Gunst zn bewerben schien. So versetzte er denn höflich, indem
er feine Selbstbeherrschung schnell zurückgewann:
„Ich freute mich nur, daß es noch immer so fein erzogene Zungen
giebt, die zwischen Thee und Thee einen Unterschied herauszuschmecken
vermögen. Für mich Geschmacksplebejer ist Thee in allen seinen Herstellungs-
arten nur ein ungeuiehbares Getränk, das höchstens in einem Kranken-
zimmer geduldet werden sollte."
„Ach! das ist aber ein Sacrileg, ein Verbrechen wider die Majestät
der Natur!" erklärte der kaum seinen Ohren trauende Major; „ich lade die
Herrschaften zu mir nach Fahrstedt ein, morgen Nachmittag, zu einem
richtigen I'ivo o' oiac-K: da sollen Sie einen Thee kennen lernen, der auch
Sie, mein verehrter Herr Toctor, zn anderen Anschauungen bekehren wird.
Soll's gelten, meine gnädige Frau?" wandte er sich an Brigitte, „Sie
müssen freilich mit der bescheidenen Einrichtung eines Junggesellen vorlieb
nehmen; einen so üppigen Theetisch wie hier kann ich nicht decken lassen;
aber ich hoffe, mein Gärtner wird noch ein paar verspätete Rosen finden,
die ich den Damen zn Füßen legen darf."
„Ihre freundliche Einladung ist angenommen, Herr von Uhlbeck," er-
klärte Brigitte zugleich im Namen ihrer Nichte, aber unter der Bedingung,
daß Sie keine Umstände machen."
„Keine Umstände," versicherte der Major, „ich schwür's bei nieiner
Ehre! Es würde mir auch wenig nützen, selbst wenn ich Umstände machen
wollte, denn mein Koch ist ein unzuverlässiger Patron, mit dessen Kunst-
werken aufzuwarten ich vor fo verwöhnten Herrschaften Bedenken tragen
müßte. Ja, ja, mein lieber Herr Toctor, wenn Sie auch mit dem Kopfe
fchütteln, ich weiß es, daß Sie trotz Ihrer Abneigung gegen Thee kein
Geschmacksplebejer, sondern ein Aristokrat sind, dem es durchaus nicht
Einerlei ist, womit er die Hülle seines Geistes zusammenhält."

„Kein Mensch kann sich den Naturnothwendigkeiten entziehen," gab
Achaz gutmüthig lächelnd zurück, „und doch ist die Ehe zwischen Leib und
Geist die furchtbarste Fessel, die dem Geiste angelegt werden konnte, da sie un-
zerreißbar ist . . . Was würde mancher begnadete Geist darum geben,
wenn er die qualvolle Beschränkung durch seine sterbliche Hülle los werden
könnte!"
„Das verstehe ich nicht; das schmeckt nach Philosophie," bemerkte der
Major, „und mit solchen« Teufelskram habe ich Nichts zu schaffen; den
überlasse ich der liberalen Schafheerde. Ihnen nehme ich Zweifel und
Weltschmerz nicht übel, da Sie kein Liberaler sind."
Wiederum lächelte Achaz. Er hörte aus de» sehr unklaren Redens-
arten des Herrn von Uhlbeck das heraus, was dieser eigentlich hatte sagen
wollen; aber er hütete sich, auf das eröffnete Gesprächsgebiet zu folgen.
Der Major war weit und breit dafür bekannt, das; er mit feinem auch zur
unpassendsten Zeit und stets eben so überzeugungsstark wie unlogisch und
verworren vorgetragenen politischen Bekenntnis; Jedem auf die Nerven siel.
Er hätte den Doctor, dessen geistige Ueberlegenheit er ahnte, wahrscheinlich
gehaßt, wenn dieser sich zu den landläufigen und von ihm als flach-liberal
bezeichneten Dogmen bekannt hätte; da sich aber Achaz in allen Dingen
stets selbst das Gesetz gab und vor keinem Parteihäuptling dein eigenen
Denken entsagte, so hielt ihn der Major fälschlicher Weise für einen
Conservativen seiner eigenen Richtung, d. h. für einen Gedankenlosen Nach-
beter der von irgend einem Fractionsführer vorgebeteteu Grundsätze. So
war Herr von Uhlbeck gewöhnlich voll freundlicher und von jedem Mißtrauen
freier Nachsicht gegen Achaz, der seinerseits an der unbewußten Komik des
prahlerischen Mannes, den die ganze Umgegend spöttisch den „Fürsten von
Fahrstedt" nannte, ebenfalls seine harmlose Freude gehabt haben würde,
wenu er ihn jetzt nicht im Lichte eines verhaßten und von Brigitte be-
günstigten Mitwerbers um Ediths Huld erblickt hätte.
„Es wird aber Zeit für mich, aufzubrechen," fagte der Major nach
einem Blicke durch's Fenster zu der Herri» des Hauses; „sehen Sie nur!
dort braut sich ein Wetter Iznsammeu, und ich habe meinen Wagen .licht
herbestellt, da ich meinen Kutscher nach der Stadt beurlaubt habe."
Es war in der Thal eine vorzeitige Dämmerung eingebrochen, und-
der Major hatte bis Fahrstedt einen Fußmarsch von gut drei Viertelstunden.
„Ich lasse anspannen, Herr von Uhlbeck," erklärte Brigitte in liebens-
würdigster Bereitwilligkeit.
„Um keinen Preis der Welt! ich werde Ihnen ganz gewiß keine Um-
stände machen," lehnte der Major ab. „Was ist dabei, wenn ich auch
wirklich ein wenig naß werden sollte? Ein Soldat fürchtet sich vor keinem
Wetter."
Er hatte sich erhoben, und auch der Doctor that ein Gleiches.
„Sie auch schon, Herr Doctor?" nagte Brigitte bedauerud.

„Ich habe noch Geschäfte, gnädige Frau, die ich nicht versäume» darf."
„Wie schade, mein verehrter Herr Doctor, daß wir nicht zusammen gehen können," sagte der Major, „und doch bin ich zufrieden, daß die >vonradsw.'lke nicht gerade in meiner Nähe liegen; sie würden durch ihre Düuste mein Gut um die Hälfte entwerthen."
„Ich weiß, wir sind eine gefürchtete Nachbarschaft," scherzte der Doctor, „und doch ist es nicht so schlimm; nicht wahr, gnädige Frau?"
,,^h, Frau Hohenstein kann darüber nicht entscheiden," wandte der Major ein, „Tannbach liegt hoch und völlig geschützt gegen die Teufelsgerüche aus Ihrer Herenküche . . ."
„Und wenn ich wirklich einmal bei gewisser Windrichtung und schwerer Luft Etwas merken sollte," ergänzte Brigitte, „so n'üßte ich ganz stille sein, denn ich bin ja vielbeneidete Besitzerin von einigen Actien der Konradswerke und — sie rentiren wirklich ausgezeichnet," fügte sie lachend hinzu.
Der Abschied des Doctors von Edith war ein wortloser; was hätte der Scheidende dem jungen Mädchen auch sagen sollen, da er heut von Brigitte erfahren hatte, daß feine heimliche Neigung eine gänzlich aussichtslose war? Als armer, aber ehrenwerther Mann durfte er iu Ediths Herzen den Brand nicht schüren helfen; wenn nicht ein Wunder geschah, das ihn: plötzlich und unerwartet die erforderlichen Schätze in den Echooß warf, konnte er ja nie daran denken, sich die besitzlose Nichte der reichen und, wie es schien, auf ihn selbst speculirenden Wiltwe zu gewinnen. So drückte er ihr nur stumm die Hand, konnte es aber nicht unterlassen, mit einem schmerzlich verlangenden Blicke in ihre Märchenangen zu schauen, weun mich Brigitte in unmittelbarster Nähe war und den Abschied der Beiden eifersüchtig zu überwachen schien.
Um so unbefangener vollzog sich das Lebewohl des Majors. Mit weltmännischer Sicherheit drückte auch er die Hand des jungen Mädchens, dann wandte er sich an Brigitte, um deren Rechte ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu führen.
„Wir müssen eilen, sonst kommt uns das Wetter auf den Hals. Kommen Sie, Herr Doctor!"
Die beiden Herren eilten hinaus uud stiegen über die Marmorstufen nach deni säulengescl muckten Borflur der Billa hinab. Brigitte gab ihnen bis zur Hausthür das Geleit, um, wie fie fagte, noch einen Blick nach dem wolkenbebcckten Himmel zn werfen.
„Adieu, meiu lieber Doctor! Wollen Sie nicht wenigstens einen Schirm mitnehmen?"
„Solch ein Möbel habe ich noch nie getragen," versicherte er selbstbewußt. „Adieu, adieu! iu zehn Minuten bin ich unten nud finde Schutz."
Damit sprang er davon,
Sie schaute ihm eiueu Augenblick nach und freute sich, wie trutzig der blonde Recke in den stärker auffrischenden Wind hineimchritt.

„Sie müsse,! durch den Garten gehen, Herr von Uhlbeck," sagte sie
znm Major, der als Letzter durch die Straßenthür hinaustrete« wollte.
„Sie schneiden so ein Stück Weges ab nnd kommen eher nach Hause."
Sie veranlaßt«: ihn, mit ihr Kehrt zu machen und die Marmorstufen
zun, eigentlichen Flur des Erdgeschosses wieder hinanzusteigen. Oben an-
gelangt, kreuzten sie den Flur, schritten durch das gros;e, dreifeusterige
Verandazimmer und traten durch dessen Glasthür hinaus auf eine breite,
mit Lorbeerbäumen besetzte Garteuterrasse.
„Herr von Uhlbeck," sagte sie, den Scheidenden noch einmal zum
Stillstehen veranlassend, „Sie sind übrigens ein recht ungelehriger Schüler!
Ihre lateinische Anekdote hätten Sie vorhin besser an die Adresse meiner
Nichte gerichtet."
„Befehlen Sie diesen. Winde, nicht so ungestüm zu wehen; rufen Sie
einem Strome zn, er solle bergauf fliesten! was würde es nützen? Sie
wissen, wem nun einmal mein Herz gehört; kann ich dafür, wenn ick in
Ihrer Nähe die mir aufgegebene Rolle vergesse?"
„Sie sind ein Don Inan und inachen jeder Dame den Hof; weun
Sie aber Edith gewinnen wollen, dürfen Sie keine Angen mehr für mich
haben."
„Das wird mir verzweifelt schwer fallen," stöhnte er kläglich. „Warum
denn so grausam, schöne Frau? Geben Sie Ihr Nichtchen dock dem armen
Schlucker, dem Doctor, und erhören Sie das Flehen meines armen Herzens,
dann machen Sie drei Menschen glücklick . . ."
„Und was wird aus dem Vierten, aus mir selbst?"
„Bin ich Ihnen denn so nnausstehlich, daß Sie an meiner Seite nicht
auch ein wenig Glück und Sonnenschein finden könnten? Ich will Sie
auf Händen tragen, Brigitte; ich will Ihr Sklave sein und jeden Ihrer
Wünsche Ihnen aus den sckünen Augen ablesen . . ."
„Und so weiter, und so weiter . . . diese Versprechungen kennt man!
Ich verbiete Ihnen überhaupt auf das Entschiedenste, in diesen, Tone mit
mir zu redeu. Woher wissen Sie denn, daß Doctor Karmeck meine Nichte
begehrt? kennen Sie das Sprichwort nicht: Wer die Dochter heimführen
will, muß es mit der Mutter halten? könnte es nicht auch einmal um-
gekehrt wahr sein: Wer der Nichte den Hof macht, will sich die Dante
gewinnen?"
„Was?" schrie der Major überrascht und erschrocken auf, „wäre es
möglich? Sollte sich der Herr von Habenichts wirklich erdreisten, nach meiner
Göttin zu schielen? Haben Sie ibm denn irgend welche Hoffnungen
gemacht?"
„Ihre Fragen sind sehr undelicat. Was ich als Möglichkeit andeutete,
das nehmen Sie für eine vollendete Dhatfache. Von mir ist hier gar nicht
die Rede, sondern von Edith. Ich muß das arme Ding unter die Haube
bringen: ich setze das Vertrauen in Sie und Ihre Ehrenhaftigkeit — Sie

sind Soldat und Edelmann — daß Sie das Mädchen glücklich machen werden. Oft genug haben Sie mir versichert, daß Sie mein Freund sind; schrecken Sie nun vor einem Freundschaftsdienste, dem ersten, den ich von Ihnen verlange, zurück?"

„Verlangen Sie mein Leben, Brigitte, und ich werde es ohne Besinnen für Sie opfern!"

„Aber Ihre Hand, die wollen Sie nicht in die Hand eines reizenden Geschöpfes legen, in dessen Besitz sich jeder andere Mann selig preisen würde?"

„Sie nimmt mich ja gar nicht! das junge Ding bedarf eines jugendlichen Springinsfeldes. Nur eine reifere Frau weiß die Vorzüge eines erfahrenen und gefesteten Mannes zu schätzen . . ."

„Und ich bin diese reifere Frau?" ergänzte sie fast spöttisch. „Sehr verbunden, mein bester Major; aber diese Grille müssen Sie sich schon aus dein Sinn schlagen. Kommen Sie!" fuhr sie gemüthlich fort, „ich geleite Sie bis zum Ausgange des Gartens; bei diefem Wetter darf ich Sie nicht länger verweilen."

Sie fchritt voran, um über die Terrasse nach den tiefer gelegenen Gartenvartien hinabzusteigen.

Uhlbeck blieb au ihrer Seite:

„So glücklich Sie mich durch Ihre Begleitung machen, so möchte ich doch darauf bestehen, daß Sie umkehren. Dieser tolle Wind zerzaust Ihr Haar und wirft Ihnen Staub und Kies in's Angesicht."

„Das ficht mich nicht an!" erklärte sie herausfordernd, indem sie tapfer gegen das Wetter ankämpfte. „Im Gegentheil, mir ist es eine Lust, in solch einem Aufruhr der Elemente zu athmen! Dort sind wir übrigens gleich geborgen. Sie deutete auf den parkähnlichen Theil des Gartens, der mit seinen dichtstehenden Bäumen gegen die Gewalt des Windes Schutz versprach. „Sie müssen mir vor Ihrem Scheiden noch geloben, daß Sie sich von nun an ernstlich um Edith bewerben werden; ich verspreche Ihnen dagegen auch meinerseits, daß ich allen meinen Einfluß auf Edith zu Ihren Gunsten aufbieten werde."

„Aber, ineine Verehrteste," wandte der in die Enge Getriebene ein, „ivie denken Sie sich denn, daß — angenommen, ich reüssirte wirklich bei der jungen Dame — daß ich mit ihr auf Fcchrstedt residireu sollte? Zwei Drittel des Ertrages aus dem Gute habe ich jedes Jahr pünktlich an meine Geschwister herauszuzahlen, nnd Sie wissen selbst, was heute noch ein Landgut einbringt . . ."

In Nrigittens Augen blitzte es freudig auf:

„Sie haben Schuldeu?" fragte sie schnell und unvermittelt.

Das Selbstbewußtsein des prahlerischen Mannes, der sich so gern als Grandseigneur geberdete, bäumte sich gegeu ein ehrliches Ja auf; fast beleidigt rief er:

„Was berechtigt Sie zu solcher Annahme, meine gnädige Frau?"

„Sie haben Schulden!" wiederholte sie triumphirend, „es geht Ihnen
nur wider den Strich, mir dies rückhaltlos zuzugeben. Wie lhüricht, Titus!
warum verschließen Sie sich mißtrauisch gegen eine wohlmeinende Freundin?"
Sie hing sich vertraulich an seinen Arm und schmiegte ihren Kopf an
seine Schulter:
„Ter Sturm benimmt mir den Athem; führen Sie mich!"
Mit innigem Behagen preßte der Major ihren Unterarm gegen seine
Brust:
„So, ineine gnädige Frau! stützen Sie sich nur fest auf mich! ich
bringe Sie durch alle Fährlichkeiten."
Ein heimliches Lächeln glitt um ihre Lippen:
„Und nnn gestehen Sie mir, daß Sie Schulden haben," hob sie, ihr
Ziel nicht einen Augenblick verlierend,, wieder an. „Darf ich fie Ihnen
bezahlen, an Ihrem Hochzeitstage?"
„Sie wollen mich erhören? Oh, Sie gnadenreiche Königin meines
Herzens! gegen ein Arrangement durch die Hand meiner Gattin habe ich
Nichts einzuwenden!"
In verstelltem Groll klopfte sie ihm mit der freien Rechten leicht auf
den Mund:
„Durch die Hand Ihrer Schwiegertante, wollen Sie fagen, S'e Un-
verbesserlicher. Oh, Sie sind ein Filou, und man muß sich mit Ihnen vor-
sehen! Edith soll außerdem nicht als armes Mädchen in Ihr Haus ein-
ziehen, dafür lassen Sie mich sorgen; sobald sie Frau von Uhlbeck heißt,
lasse ich mein Gut Tannbach auf ihren Namen eintragen."
Sie waren an ein Gartenhaus gelangt, das in einer Lichtung des
Parkes stand. Bei diesem Gartenhause vorbei führte der Weg zu einer
Brücke über einen munter dahin plätschernden Bach. Dieser von Fahrstedt
herkommende Bach hieß die Aue und bildete die Grenze des Partes. Auf
der Brücke befand sich ein Gitter, durch das man den nördlichen Zugang
zum Parke sperren konnte.
Brigitte machte an dem Gartenhause Halt:
„Ich muß mich hier verschnaufen . . . das wird ein wirklicher Sturm."
„So suchen Sie doch Schutz in diesem Schlupfwinkel, gnädige Frau!
das ist kein Wetter für Sie."
Er drückte anf die Klinke der einzigen Zugnugstlmr; die Thür gab
aber nicht nach.
Brigitte langte aus der Tasche ihres .«leides einen Schlüssel hervor
und sagte:
„Das Gartenhäuschen ist stets verschlossen; aber hier ist der Talis-
man, der es öffnet."
Uhlbeck nahm den Schlüssel und schloß die Thür auf. Dann öffnete
er, und Beide traten ein.
Ein kräftiger Geruch von Aevfeln schlug ihnen entgegen.

„Das riecht gut, nicht wahr?" fragte Brigitte. „Ich habe alle meine
Sommeläpfel hier bergen lassen. Aber schließen Sie doch die Thür."
„Ein Ritzchen gestatten Sie mir offen zu lassen," bat der an der
Thür stehen gebliebene und sie haltende Major; „der Wind soll mir die
Thür nicht entreißen."
„Fürchten Sie sich, allein mit mir zu fein?" fragte sie spöttisch, und
sie dachte an einen Andern, mit dem sie, ach! wie gern, die Verborgenheit
dieses Raumes getheilt hätte.
„Ich kann den Acpfelgeruch nicht vertragen," gestand Uhlbeck kleinlaut,
„er erstickt mich."
Ein silberhelles Lachen war die Antwort.
„Sie waren ein sonderbarer Liebhaber, mein bester Major; wissen Sie
das auch? Wenn Ihnen nun Edith hier ein Stelldichein bewilligen wollte?"
„Dann würde ich diese Aepfel erst alle durch's Fenster werfen."
„Vrauo! das wäre ein Ausweg. Aber in der That, machen Sie die
Thür uur zu; ich öffne hier diefes Fenster, es geht nach Westen und wird
vom Winde nickt getroffen."
Ter Major that, was sie wünschte, und half ihr, den etwas ein-
gerosteten Fensterflügel um seine Angeln drehen.
Lebhaft strömte die frifche Luft in den Raum. Uhlbeck athmete sie
mit vollen Lungen ein.
„Da fallen die ersten schwachen Tropfen," sagte Brigitte, die neben
ihm am offenen Fenster stand und in den Park hinausblickte; „aber ich
glaube an kein Gewitter mehr; die elektrische Spannung hat sich im
Wirbelwinde ausgeglichen. Trotzdem müssen Sie machen, daß Sie nach
Hause kommen; wer weiß, ob es später nicht noch schütten wird. Ich habe
Ihr Wort, daß Sie ernstlich um Edith werben wollen, und ich werde das
meine halten; Ediths Gatte soll schuldenfrei fein nnd sein Gut Fahrstedt
durch Tanubach arwndiren."
Er faßte die Hand der Sprecherin, als wollte er sie an seine Lippen
ziehen; plötzlich aber hielt er in der begonnenen Bewegung inne und drohte
scherzhaft.
„Wie leichtsinnig Sie sind! wenn sich nun meine Schulden ans Hundert-
tausende beliefen?"
„Die würde man dem Herrn von Uhlbeck nicht geliehen haben," er-
widerte sie boshaft, „ich tarire Sie so auf die durchschnittlichen Majors-
schulden, sagen wir zwanzig bis dreißig Mille . . . ist's nicht so?"
Er ließ il^re Hand ohne den beabsichtigten Tankeskuß fahren und warf
sich stolz in die Brust. Ihre Bemerkung hatte ihn verletzt, sie sollte sie
büßen.
„Offenheit gegen Offenheit, gnädige Frau! meine Schulden beziffern
sich genau auf fünfundfünfzigtauseno Mark, eine hohe Summe für einen
armen Landedelmann, für einen Geldprotzen und Spekulanten ein Pappen-

stiel. Mir selbst ließe ich von keinem Andern eine Bürde abnehme», deren
ich mit der Zeit schon durch eigene Kraft ledig werden würde; wenn ich
aber eine Frau an meinen Herd führen soll, dann darf sie durch keine
Geldsorgen bekümmert werden, und dann glaube ich, es mit meinen An-
schauungen vereinbaren zu können, wenn ich den Angehörigen meiner Frau
die Ehre erweise und ihnen die Ordnung meiner Finanzen gestatte; das
geschieht dann nicht nur, sondern meiner Gattin zu Liebe."
Er verbeugte sich gemessen und wollte sich zum Gehen wenden.
,>Stolz will ich den Spanier!" rief Brigitte. „Titus, so nehmen
Sie mir einen schlechten Scherz doch nickt gleich übel! Wollen Sie im
Zorne von mir scheiden?"
„Ich zürne Ihnen nicht, schöne Frau; ich habe mich nur gegen eine
falsche Auslegung meines Verhaltens sicher stellen müssen. Ein Uhlbeck ist
nicht zu kaufen, davon feien Sie überzeugt! Wenn ich schwach genug bin,
Ihren Wünschen nachzugeben, so erliege ich uicht dem Glänze Ihres Goldes,
sondern — Ihrer Augen."
Sie fühlte, daß sie ihn dauernd versöhnen mußte; sie spielte ihren
letzten Trumpf aus.
„Und dafür will ick Ihnen danken, wie nur die Freundin dem Freunde
dankt," rief sie emphatisch und drückte ihm scknell einen Kuß auf die Lippen.
Durch diesen unerwnrteten Huldbeweis war er so verblüfft, daß er
zunächst an eine Erwiderung des Kusses gar uicht dachte; als ihm aber die
Besinnung wiederkehrte und er das Versäumte uackholen wollte, scklüpfte
Nrigitte lackend durch die Thür hinaus und rief dem ebenfalls das Garten-
haus Verlassenden zu:
„Glückliche Heimkehr, Herr von Uhlbeck, und auf frohes Wiedersehen!"
Sie flog, den Wind jetzt im Nucken, durck den Park ihren« Hause zu
und hatte es beinahe schon erreicht, als der Major erst die Auebrücke über-
schritt und das Parkgitter hinter sich in's Schloß drückte.
Wenn er doch statt des Majors mit mir im Gartenhäuschen gewesen
wäre! dachte Nrigitte, als sie die Treppe emporstieg und ihr'Ankleidezimmer
aufsuckte, um ihr durck Wind und Negen geschädigtes Foulardkleid mit einem
anderen zu vertauscheu. Es dämmerte fckon, und sie zündete die beiden
Kerzen an, die in den Lencktern eines großen, bis zur Erde reichenden
Pfeilerspiegels steckten. Tann zog sie ein mit herzförmigem Ausschnitt ver-
sehenes perlgraues Wollkleid an, trat vor die Mitte des Spiegels und be-
trachtete aufmerksam ihr Gesicht, ihr bläulich-schwarzes Haar und ihren vollen
schneeigen Hals. Mit Falkenblicken gewahrte sie die feinen, kaum merklick^n
Fältchen, die sick an ihren äußeren Augeuwiukeln sckon einzunisten begannen.
Sie griff nack einem silbernen Döschen ans dein nahen Toilettentisch, nahm
daraus eine Puderquaste und tupfte leicht über ihr Angesicht. Befriedigt
lächelte sie: die unliebsamen Mahner an den nnaufhaltsameu Flug der Zeit
wareu verschwunden.

„Man mutz nur jung sein wollen," murmelte sie entschlossen, „dann
ist man es auch. Ein paar Iährchen lang werde ich mich schon noch gegen
den hereindrohenden Herbst zu uertheidigen missen, und wenn ich an seiner
Vrust ruhen könnte . . . beim wunderbaren Gott! ich glaube, ich würde
mich wirklich verjüngen durch das Zaubermittel einer übermächtigen Liebe!
Achaz! o, Tu böser dummer Achaz! wenn Du wüßtest, welch eine Fülle
leidenschaftlicher Gluth in meinein Herzen aufgespeichert ist. Du würdest
Dich selig in dieses Flammenmeer stürzen und Himmelswonnen genießen,
vw denen das unerfahrene dumme Ding, dem Du nachläufst, keine
Ahnung hat!"
Sie seufzte sehnsüchtig auf uud warf sich auf den Divan, der, mit
einem Eisbärenfell überdeckt, quer vor einer Gruppe prächtiger Fächerpalmen
in der Zimmerecke stand. Dort streckte sie sich halb aus, den einen Fuß
heraufziehend, während der andere auf dem weichen orientalischen Teppich
verharrte, und versank in schmerzliches Nachdenken. Alles hatte sie genossen.
Alles, was mit rothem Golde erkauft werden kann oder was man ohne
Kaufpreis, freiwillig, der Schönheit zu Füßen legt, nur die Liebe eines
edlen, selbstbewußten, starken, jugendfrischen Mannes hatte sie nie gekostet;
sie ahnte, wie berauschend ein Trunk aus diesem Wonnekelche sein mußte,
ihr Herz verschmachtete nach solchem Rausche, und das neidische Schicksal
verweigerte ihr ihn bis jetzt so hartnäckig! Achaz war ein Mann, den, wie
sie wußte, alle ihre Reichthümer nimmer reizen würden; wenn sie ihn nicht
durch ihr persönliches Ich, durch den Zauber ihres Leibes und ihrer Seele
überwand, dann blieb er ihr so unerreichbar, wie das Siebengestirn da
draußen, das jetzt eben an dem sich klärenden Abendhimmel aufzuschimmern
begann. Wenn Alles auf Erden einen Preis hatte, der Doctor hatte keinen,
selbst mit Indiens Schätzen war Achaz Karmeck nicht zu kaufen! diese un-
erschütterliche Ehrenfestigkeit, die feine Eroberung so grausam erschwerte,
machte ihr ihn nur nm so theurer und begehrenswerthcr.
Plötzlich schnellte sie empor und richtete sich jählings zum Sitzen auf.
Eine Idee war ihr gekommen: seine Ehrenfestigkeit, sein empfindliches Ehr-
gefühl! das gerade sollte die Falle sein, in der sie ihn fangen wollte! Aber
wie? wie war es anzustellen, daß der Nnverführbare in die Falle ging?
Ein Klopfen an der Thür fchreckte sie ans ihrem Sinnen auf. Sie
wandte den Kopf und rief „Herein!"
Edith trat über die Schwelle, etwas bleich, aber wie immer zierlich
und voll herzgewinnender Amnnth.
„Verzeih, liebe Tante, wenn ich hier eindringe ... ein Telegramm,
auf das vielleicht Antwort nöthig ist ... der Note wartet noch.
Brigitte öffnete den zugeklebten Zettel und las. Ein Schimmer von
Befriedigung giug über ihr mit Neismehl fein bestäubtes Antlitz.
„Das ist nett! das freut mich! Wir bekommen Nesnch, Edith;
meinen Bruder Ulrich, der noch einen Freund mitbringt, um die Tann-

bacher Hasen abzuschießen. Sage dein Kutscher, er soll morgen Mittag
um Zwölf zum Bahnhof fahren, die Herren zu holen."
Edith nickte und verließ stumm, aber dienstbereit das Zimmer.
Brigitte schaute ihr nach und murmelte leise vor sich hin:
„Sie schmollt; sie bildet sich ein, daß ich sie beraube. Thörichtes
Kind! was weiß sie von den Stürmen der Leidenschaft? ihr Herz ist noch
so artig, so -fügsam und so wohl erzogen, daß es sich unschwer auch an
einen Anderen gewöhnen wird, zumal, wenn sie erst merkt, daß ihr an-
geschmachteter Ritter seine Farben gewechselt hat."
Sie erhob sich und schritt sinnend auf dem weichen Teppich hin und
her. Der Wind hatte längst seine Flügel gefaltet und sich zur Ruhe be-
geben; es war still geworden in der Natur; leuchtend standen die Sterne
am tiefblauen Abendhimmel. Auch in ihrem Herzen gingen die Steme
der Hoffnung auf und schläferten den wühlenden Zweifel ein.
„Das soll mir ein Wink des Schicksals sein, daß Ulrich kommt!" sagte
sie endlich zuversichtlich, „so oder so! ich will mein Spiel gewinnen und den
Spröden zu meinen Füßen sehen!" —
Am andern Tage herrschte in der sonst ziemlich stillen Villa der Wittwe
Hohenstein reges Leben und freudige Bewegung. Herr Ulrich Blank,
Vrigittens Bruder, war angekommen und hatte den Rittmeister von
Waldern mitgebracht, um mit diesem an den beiden folgenden Tagen zu
jagen. Brigitte hatte zur Mittagstafel außer ihren beiden Hausgästen noch
den Doctor und den Major einladen lassen, und nach einem sehr üppigen
Mahle floß der zum Nachtisch credenzte Schaumwein in Strömen. Die
Damen hatten sich zurückgezogen, um den poculirenden Herren keinen Zwang
aufzuerlegen. Beim Verlassen des Speisezimmers hatte Brigitte in scheinbar
versteckter, absichtlich aber ungeschickter und daher um so auffälligerer Weise
dem Doctor einen Blick des zärtlichsten Einverständnisses zugeworfen, der
den von Ulrich Blank Beobachteten in nicht geringe Verwirrung fetzte.
Herr Ulrich Blank war nur zwei Jahre jünger als seine Schwester,
ein echt germanischer Langschädel mit blauen Augen und hellen Haaren, hoch
und schlank, von elastischen, kräftigen Bewegungen und strengem, energischem
Gesichtsausdrucke. Als junger Mann schon war er nach Süd-Amerika ge-
gangen, hatte dort in den verschiedensten Gegenden allerlei Handelsunter-
nehmungen getrieben und war erst seit dem letzten Frühjahr als sehr reicher
Rentner nach Verlin zurückgekehrt. Er hatte neuerdings in einen» kleinen
deutschen Fürstenthum bedeutenden Grundbesitz angekauft, trug bei feierlichen
Gelegenheiten den Comthurstern des Hausordens seines neuen Landesherr«
und ging, wie man munkelte, darauf aus, von seinem hohen Gönner auch
den erblichen Adel zu gewinnen. Obgleich er geistig ziemlich unbedeutend
war, wußte er doch einige Räubergeschichten ans den amerikanischen Tropen
gan; unterhaltend zu erzählen; dabei trug er stet5 eine gewisse Würde zur

Schau und hielt peinlich auf den guten Ruf und das unbefleckte Anfehen seines Namens und feiner Familie.
Den Rittmeister von Wälder» hatte er kürzlich als feinen Gutsnachbar kennen gelernt. Wäldern war ein mittelgroßer, eleganter Husar, schwarz wie ein Zigeuner, mit schlauen, boshaften Mephistoaugen, ein waghalsiger Reiter, ein nimmer fehlender Schütze, in allen Sätteln gerecht und so biegsam und wetterfest wie eine nordische Tanne.
„Zum Teufel!" raunte der Rittmeister, der heut ein keckes Civil-röckcken statt der Uniform trug, seinen» Nachbar Blank in's Ohr, haben Sie den Blick gesehen, den Ihre Frau Schwester dem Doctor zuwarf? Der Glückliche! Da wird man wohl bald zur Verlobung gratuliren dürfen?"
Ulrich Blank, dessen etwas gelbliche Wangen trotz hes reichlich ge-nossenen Schaumweines bisher um keinen Ton dunkler geworden waren, erröthete jetzt plötzlich, wie ein junges Mädchen. Die Bemerkung des Rittmeisters traf ihn wie eine Ohrfeige. Auch er hatte den verliebten Blick seiner Schwester gesehen'. . . in welchem Verhältnisse stand sie denn zu dem Doctor? Sollte an der Vermuthung des Rittmeisters etwas Wahres fein? oder handelte es sich gar nur um eine Liebelei zwischen den Neiden, die die übermüthige^Schwester in's Gerede bringen und so auch ihn, den Bruder, schädigen konnte? Das würde 'er sich denn doch verbitten! Wenn Brigitte auch nachgerade selbstständig und Herrin ihrer Handlungen war, so hatte er, als Bruder und männlicher Vorstand des Hauses Blank, doch auch bei Vrigittens Thun und Lassen ein Wörtchen mitzureden. Er nahm sich vor, den Herrn Doctor und Brigitte etwas schärfer zu beobachten.
Dazu bot sich schon am Abende dieses Tages hinreichend Gelegenheit. Brigitte belegte den Doctor förmlich mit Beschlag, nnd der Herr Chemikus schien ein verliebter Windbeutel, dem diefe Gunstbeweife gewiß viel Ver-gnügen bereiteten.
Am nächsten Morgen auf der Treibjagd, zu der noch aus der Um-gegend Alles, was nur ein Gewehr führte, hinzugezogen worden war, fragte Herr Ulrich Blank den miteingeladenen Bergwerk-Director im Ver-trauen, was er vom Doctor Achaz Karmeö hielte? Der Director belobte den Doctor als fleißigen, intelligenten Mann, der vollauf feine Pflicht und Schuldigkeit thäte; über feine sonstigen Eigenschaften könnte er keine Auskunft 'geben, da der Doctor alle feine freien Stunden in Tannbach verbrächte; wenn Herr Ulrich Blank Näheres über ihn zu erfahren wünfchte, dann möchte er nur seine Schwester, Frau Hohenstein, fragen, die ja fast täglich mit den: Doctor zusammen wäre. Die letztere Bemerkung hatte der Director mit einem feinen, verfchmitzten Lächeln begleitet.
„Sie lächeln?" fragte Ulrich, unangenehm berührt, „was foll das heißen? Wissen Sie fönst noch Etwas? Bitte, sprechen Sie sich ganz rückhaltlos aus."

„O, Herr Blank, es ist durchaus nichts Nachtheiliges, was man sonst
noch über den Doctor munkelt . . . im Gegentheil, man glaubt, daß er
Gnade vor Ihrer Frau Schwester gefunden habe, und man würde nicht
allzu sehr überrascht sei«, wenn es eines Tages hieße, daß . . ."
„Daß was?" ermunterte Ulrich den Stockenden.
„Daß sich die Herrschaften verlobt hätten."
Wieder schoß das Blut in Ulrich Vlanks Wangen, Er verbarg aber
seinen Verdruß und dankte dem gesprächigen Director mit einein erzwungenen
Lächeln; dann liest er ihn stehen und brummte, sich abseits von den Andern
begebend, in seinen kurz geschnittenen Schnurrbart:
„Das muß anders werden! Das geht zu weit! Meine Frau
Schwester hat sich da schon tüchtig in's Gerede gebracht . , . oh nein,
Frau Brigitte! Entweder — oder! entweder Dil stellst die Welt vor eine
vollendete Thatsache oder Du schreibst Deinem Herrn Selndon den Lauf-
paß! dafür werde ich sorgen!"
«Schluß f°l«!,)

Heinrich seuthold als Essayist.
von
Adolf Wilhrlm Ernst.
— l^ambur^. —
<ZchlU!!,)
lphouse Marie Louis Prat de Lamartine (1790—186!>), dem
religiös-sentimentalen Schwäriner, dessen Innenleben zeitweilig
zwischen Saint-.Sinwnistischen Toctrinen und religiöser Starr-
gläubigkeit haltlos hin- uud herpendelte, der eine Zeitlang sogar Minister
des Auswärtigen der neuen Republik war, diesem berühmten Verfasser der
berühmten „Agitation» po^ti^u«»" (1820) ist der folgende, das innerste
poetische Naturell des Richters grell beleuchtende Essay gewidmet Lamartines
Gedichte „Nuonaparte" und „Erinneruug" finden sich in den „fünf Vüchern
französischer Lyrik", ersteres mit den Geibcl'schen Varianten, lelöteres aber nicht
vollständig verdeutscht. Deshalb werden sie hier in der ursprünglichen
Uebersetzung Leutholds mitgetheilt.
Lamartine,
der bekanntlich in neuester .^eit"°) in aroszartia/m Hlaszstabc Almosen sanimelt, hat
sich selbst nach und nach »in einen seltenen dichterischen Ruf nnd um line Popularität
ssebracht, die, immentlich nach wr Fcbrnarreoolution uon 1748, eine uucrmef;liche war.
Das; der lvautelmüthige uud uuschliissiae Lamartine sich selbst für eiucu Politiker halten
tonnte, das tan» man sich mir durch die eben so niaft- als kritiklose (Eitelkeit erklären, mit
lvclclier der Dichter der Msditatious seit ie uo» seiner cisseneu Persönlichkeit na,cnommen
war. Das, aber auch Andere, und barunter Leute uon Ilrthcil, Lamartine damals für einen
der Aviation ssemachsene» Staatsmann halten, das ist uns mindestens ebenso nnoerständ-
lich, «ie die Äereirivillisskeit, mit »reicher man in Frankreich nach dem Erscheinen der
,Ni,wii-e <I«3 Uiron,Ii,>z" und anch später noch ans <>'rnnb der „tti>t?iru <l» Ii> rövolut!"»
*) Dieser Essay ist 1862 aeschricben.

<!» 154^" imd der ,.I!i,^ire (le I«, lezwurnti"»" die eher alles Andere als zuucrläsuge (^eschichtswcrke sind, Lamartine de» Berns zum 5'iüorikcr zntmute. Zum Politiker wie zum Geschichtsschreiber feblt dem Tichter oer Msditat!o»s »»gefähr Alles.

Begreiflicher dagegen fiudcu wir den »»erhörte» Erfolg, de» Lamartiues Gedichte bei dem frauzöfischen Publicum zu einer Zeit hatten, als dasselbe uoch uicht durch schleckte Nebersetzuugen aus dem Tcutscheu und (tualischeu au jenen religiös-schluärmerischeu und weich - selmsüchtigen Ton gewöhnt war, den Lamartine zuerst in seine» „HI<Äit»twnz I>uet,i'<»«8" anschlug, ,welcke binnen wenigen Jahre» in 4öMN Exemplaren von den Franzosen ucrschlmigen wurden. Wenn man von der lächerliclicu und ganz unmännliche» Eitelkeit oes Tichters, wen» man von den vielen ekelcrzeuge»de» poetisch.'» Producten absieht, in welchen der Verfasser immer und immer wieder vor dem Gott in seinem cigc»c>! Znncr» kniet, so bleibt von Lamartine fast nur »och der Eklektiker übrig, der bei den italienischen und «malischen Idealisten, bei Torquato Tasso und Milwn in die Schule ging, jedoch an eigener Erfahrung und kiiustlerischei Turchdil^ung lvcit hinter sciueu Lchnncisler» znrückblieb. Ter e^ug von Wahlumuaudtschaft mit Lord Büro», den Lamartine gelegeut' lich heuchelte, fehlte ihm in Wahrheit ebenso vollständig, wie die Fähigkeit, diese» Groß- artigsten u»ter den moderne» Dichter,!, die wir gelegentlich als Epigone» bezeichnen, zu vcntche,! oder in Nachbildungen beu charakteristische» Tou des Orginals zu treffe». (Nncn gewisse» idealistischen Flug, wie wir ih» an »»scren eigene» sogeua»»te» Idcalinc», namcnt' lick an Schiller bewundern, mus, mau indessen auch dcu gel»»ge»cre» Leistangc» Lamartincs zugestehen. Toch wüßte» wir kam» eines »»ter seinen »rcnigcn namhafte» Gedichten zu ucnne», das »»s eine» reine», das »ns den Ei»dn>ck lmrnionischer Turchfühn>»g und künstlerischer Vollendung hinterließe. Hut einer »»erklärliche» i^!csch»iacklosigteit pflegt Lamartine jeden !>!eda»te», jedes Bill durch eine Häufmig äh»licher Gedanke» oder Bilder nbzuschwäckc», oder durch umschreibende Wiederhol uns, geradezu wdtzuschlageu; bcdcuNichcr uoch als dieses Bilderchlios, das namentlich die sogenannte» „Stimmuugsgcdichtc" oft iu unerträglicher Weise c»tstellt, ist die lluklarhcit der »bedanken und Empfindungen, und hie und da — was sonst bei französische» Dichter» scltc» vorkommt und bei der Präcisio» der fmusosisclieii Sprache ziemlich schwierig sein muß — selbst der Ausdrucksweise.

Leidlich frei oon diesem letzteren Dehler, dagegen zum Theil mit den zuerst gerügte» Mängeln behaftet, ist Lamartine« I^dickt auf Napoleou I.. da« wir übrigens unbcdcnklick zu den bedcuteudsteu Leistungen des Tichters zähle». A» großem Wurf i» der Auffassung und an getragenen! Pathos der Spraclic ist wohl kein anderes Erzeugniß des Autors mit diesem Gedicht z» vergleiche», von dem freilich Innige der wirksamsten Stellen dem be- kannten, u. A. auch vou Goethe — freilich uubegrciflich mangelhaft — in's Teutsehc übertragene» ,,c!in<i»« Hlllzrssic»" Allessandro Mauzonis nachgebildet sind. Ter Charakter knapper strenge imd einfacher, beinahe schmuckloser E'rößc der imlienisclien Dichtung in zwar i» dein farbenreickicn iNcid des französischen Alexandriners verloren gegangen; das; es dagegen den, Lamartine'sck«» Okdicht nicht an Neichthnm n»d Sckwuug fehlt, dafür mag folgende ziemlich treue Ncbcrsetzuug zeugen:

Buonaparte.

Aus ciucni kahle» Riff, nm das die Woge» wimmern,
Sieht aus der Ferne schon der Tccmauu weißlich schininiern
Am angeschwemmten Strand ei» abgelegnes Grab,
Noch bräunte nicht die Zeit de» Stein, »ud unterm Tcppich
Tes grüulichcn Geflechts von Zwerggestäud' und Eppich
Liegt . . . ein zcrbrochncr.^cn'scherstab.
Hier ruht . . . kein Name, nein! ... Tic Erde mögt Ihr frage»,
Wo er mit blutiger Schrift am immer eingetragen

Boni Bord des Ta»o,ö zu Kedar's Fclsenjoch
In Erz und Marmor bleibt »nd auf der Brnst der Anw«,,
Und bis iu's tiefste Herz von jener Hcerde 3tlave»,
Tie unter seinem Wrge» kroch.
So nahm, seit jenen Zwei'n, die gros; »nd nicltbewn»dcrt
Stets ein Jahrhundert nennt dem kommenden Jahrhundert,
.stein Name blwstrahlgleich de» nchmbeschwingten Lanf;
So hat der Erde «'»irund, um auf den Thron zu steigen,
Noch keines Menschen Tritt gestempelt als s.-in Eige» —
Und hier hört diese F»s;svur auf.
Hier ist er! . , . ihn umkreist einKind mit wenig Ichritten-,
Sein Scl^tten regt sich nicht, wenn unter Feindcstritte»
Ter Sarg erdröhnt; es darf getrost
Um diese Tonuerstirn die Eintagsfliege schwärme»,
Und in das Schweigen fallt einförmig nur das Wärmen
Des Meers, das um die Klippe tost.
Tu ruhbedürftiger Geist, glaub' nicht, das; Tir die Ehre
Der stummen Majestät des Tangers Mund ucrsehre,
Der nie ein Grab entweiht, nickt lichtet, «och verdammt,
Stets ciue Freistatt hat dem Ruhm die Gruft geboten;
Zu heben von dem Sarg das Bahrtnch eines Todtc»,
Ist nur der Wahrheit heilig Amt!
Tir waren Wieg' uud Grab mit gleicher Nacht umdmiteli;
Dn aber glichst dem Blitz, der das Gewölk durchfmikelt,
Als D» uock »amcnlos, audouueitest das 'All.
So, eh' er Memphis »och gesäugt an seine,! Brüsten,
So wälzt noch mmeulos der Nil dnrck Menmons Wüsten
Ten uugestümcu Wogenschwall.
Tie Götter »raren hin, zerschellt der Throne Stufe»,
Da flogst Tu si'greick auf; zum Herrn Tich auszurufen,
Not Tir ein Brntnsvolt die töuiglichc Zier.
Tas Sitten, Könige, Gott wegris; wie Schauniesflocken,
Selbst dies Jahrhundert trat zur Quelle jäh erschrocken
Um einen Schritt zurück vor Tir.
Tu griffst den Irrthum an, vor keiner Zahl crbleicliend,
Mit Schatten rängest Tu, dem stolzen Jakob gleichend,
Bis Tu, ei» Mensch, den Sturz des Truggebilds erzielt;
Tie größten Namen all der Völker uud der Länder
Entweihtest spielend Tn, so wie der Tempelschändcr
Mit den Ältarge'äße» spielt.
Was nur der Meusch verehrt: Ruhm, Ehre, Freiheit, Alles
War Tir mir hohler Schall wohllautenden Metalles,
Dm weithin in die Fern' ein stnmpfes Echo trägt.
Das Alles tonnte nicht Dein lechzend Ohr erfrischen;
Dich hat allein die Schlacht, der Klinge schneidig Mcke»
Und der Trompete Ton bewegt.

Hochfahrend heischtest Du zu rastlos angestrebter
Allmacht uon dieser Welt allein das Kaiserscepter.
Vordrangst Du . . . Allen« feind, was Dir ein Hemnmih war;
Dein Wille glich dem Pfeil, der rasch den Flug Uollendct
Und sicher trifft das Ziel, zu dem der Llick ihn sendet,
Dnrch eines Freundes 5'crz sogar.
Von töuiglichcm Grain die Ttirue zu entschleiern,
Nie Pflogst Tu lustbeseelt bcini Wciichoeal zu feiern,
(53 wendete Tein !ülick sich ander»! Purpur zu.
Dem Krieger gleich, der wacht, aufrecht, im Stahlgeschmcide,
Ob Du die Schönheit sahst im Lächeln, ob im Leide,
Nie lächeltest noch seufztest Du.
Tu liebtest mir Geklirr von Erz nnd Fcindeswimmeru,
Nur auf dcu Waffen gern sahst Du das Frühroth schimmern!
Nichts je liebkostest Du, als nur Tein dampfend Roß,
Wenn sturmglcich jähen Nitts der falben Mähne Wogen
Dir Fmcheu in dem Dnnst der heißen Fcldschlacht zogen,
lind wenn uon Blut sein Kufhaar floß.
Tu wuchsest ohne Lust, fielst lautlos hin in ganzer
Manntraft: jedoch kein Herz schlug unter Tcinem Panzer,
Zum Teilte» warst Tn da, für Haß nnd Liebe kalt;
Einsam ans Woltenhüh'n das All zn überschauen,
Ward Tir der Wck des Aars, Dir wurden seine Klanen,
Mit denen Du die Welt umkrallt.
Mit einem cinz'gen Sprung dein Sieg im Wagen sitzen,
Mit seinem Ruhm der Welt iu's feige Antlitz blitzen,
Tribunen, Fürsten zieh'n im Koth mit gleichem Hohn
Und schmieden in ein Joch, gestählt durch Lieb' und Hassen,
lind fletschen in's «Miß nnd furchtsam zittern lassen
(im Volk, das dem Gesetz entfloh».
Von de»! Jahrhundert ganz das Leben sein nnd Sinnen,
Entmnthigcn den Neid, dem raschen Dolch entrinne»,
Erschüttern, fester ban'n das Weltall, das gebebt.
Und es dann zwanzig Mal bei Deiner Blitze Loderu
Fm Spiel einsetzen und zum Kampf die Götter fodcru —
Welch stolzer Traum! ... den Du gelebt!
Und endlich fielst Du doch vom höchsten Nuhmgcrüste!
Verschlagen Uon dcni Sturm an diese öde Küste
Snh'st Dn den Purpur, Dir zerfetzt uon Feindesland:
Zum Ansrnh'n auf dem Weg vom Thron zun: Grab gewährte
Tas Schicksal, das Dciu Trotz als einzigen Gott verehrte,
Tir diese eine Scholle Land.
O, hätt' ich je Dich hier gcsch'n in Deiner s?löße,
Wenn, fern dem Weltgeränsch, das Bild uergaug'uer Größe
Wie ein Gcwisse^sbiß durch Deine Seele ging.
Wenn auf der breiten Brust die Arme sich uerschränkten,
Und au der fahlen Stirn, der sinnenden, gesenkten,
Nachtdunkel das Entsetzen hing.

Wie hoch uom Strand ein Hirt im Strome langgezogen
Ten eignen Schatten sich bewegen mit de» Wogen,
Anfsteh'n und fallen ficht in stetem Wellenstreit,
So riefst Dn wohl, am Rand einfamcr Größe stehend,
Zm Schatten alter Zeit Dich selber wieder sehend,
Ten Tagen der Vergangenheit.
Sie wogten Dir uorbei, wie Meerflnth, deren Spitzen
Du weithin leuchtend »ich anffchimmern sah'st und blitzen;
Ihr Wellenschlag erklang melodifch Dir im Qhr,
Wenn ihres Ruhms ein Strahl Tein Antlitz überhaucht.-
Und gläuzeudcr Dein Bild aus jeder Woge tauchte,
Bis sie Dem trunlen Ang' uerlor.
Auf schiuanker Brücke hier hast Tu getrotzt Armee»,
Tort hießest Tn dm Staub der Wüste auferstehen,
Es schauerte Dein Roß in Jordans heiliger Fluth,
Hier ebnete Dein Tritt die steilsten Höh'u zu Wegen,
Zum Scepter schufst Tu dort den unbesiegten Degen,
Hier . . . Doch, was stockt Dir jäh das Blut?
Was wendest Dn den Blick? was zucken Deine Braue»?
Was deckt die Stiruc Dir mit lcichenblassem «brauen?
Was trat Entsetzliches Dir uor die Seele, was?
Tind's Trümmer einer Stallt, an der noch Flamme» lecke»?
Blllchfeldcr, blutgcdüngt, die Leiche» »och bedecke»?
Toch nein; der Rnhm tilgt alles das.
Ter Ruhm löscht Alles aus, die Unthat ausgenommen.
Hier wies er hiu, hier kommt ein Opfer angefchwommc»,
Ein Jüngling und ei» Held, befpritzt niit reinem Blnt!
Die Woge, die ihn trägt, kommt naher, immer näher,
Und Condes Namen stets in's Antlitz wirft dem Tpäher
Mit dumpfem Racheschrei die Fluth . . .
Umsonst nach seiner Stiru iu unnennbare!» Schrecken
Fuhr er niit hastiger Hemd, ;n tilgen diesen Flecken,
Ter unter'm Finger neu und frifcher stets erschien;
Und wie, wenn über ihn die Hand des Schicksals käme,
So krönt das blnt'ge Mal gleich einem Diademe
Mit dieser einen Unthat ihn.
Und dieser Frevel ist's, der Dich, Tyrann! entehren,
Ter selbst cm Teinem Geist den Zweifel ewig nähren
Und Deines Wagens Spur mit Blnt besudeln muß.
Dein Name bleibt fortan ein Tpiclball aller Zeiten;
Wie sie Dich ucunen soll, wird stets die Nachwelt streiten:
Ob Lasar oder Mnrius?
Indessen hast Tu doch gemeinen Tods geendet,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' man den Lohn ihm spendet,
Sich auf die Sichel legt, uom Schlafe übermannt;
Uni Deine Hüfte bandst Tu sterbend Dir den Degen,
Gingst, müd' des Tagewerks, um Rechnung abzulegen
Dem Dienstherr!!, der Dich ansgesandt.

Man sagt, in letzter Zeit Hab' ei den Blick »ach Oben,
>'ju dein Unendlich:» im Todeskampf erhoben,
3er scheiden aus der Welt die Nicsenscele hieß;
An seine finstre Stirn sah man das Kreuz ihn führen.
Ja, selbst die Lippen sich zu einem Worte rühren,
Das ihn die Angst nicht enden lies;.
O, nenn' ihn . . . diesen Gott, der hcn'scht und Herrscher krönen,
Ten Gott, der strafen kann, verzeihen und versöhnen,
Der uns nnd Helden nicht mit gleichen! Vlaße mißt.
Vertrau' ihm ohue Furcht; nur er hat Tich verstanden,
Nud Jedem wird sein Recht, ob er ein Sclau' in Banden,
Ob ein gekrönter Herrscher ist.
beschlossen ist sein Tara; Gott hat gerichtet, stille!
Demi That und Misscthat wog der alllucise Wille,
Des; Guadc endlos ist, wie seine Allgewalt!
ssein Sterblicher erforscht die Tiefe dieses Bornes,
Nnd Keiner weis;, ob nicht, Du (Geißel seines Zornes!
Tein Benins ihm für Tugend galt?

Iluter den sentimentalen und Stimmnügsgcdichte» Lamartinc's hat uameutlich das ans den I^o äs 1!„urss«8 bezügliche Gedicht „Ter See" ciuc große Berühmtheit erlangt. Wir können dieser Enipfindnngspocsie, die uns bei dem Dichter der Mcdiwtions fast durchweg unnatürlich, als mcmierirt und trank, oder als prätentiös und geheuchelt erschein!, nur üi seltenen Fällen einigen Geschmack abgewinne». Eines dieser (Gedichte jedoch, das in Frankreich wenig Aufsehen gemacht uud in Deutschland kaum bekannt ist, finden wir in seiner Art nicht übel und recht geeignet, die Begeisterung der grauen für Lamartine zn erklären, der denn auch bekanntlich als ,^aupt- und Borbild scucr Schule von französi- sche» Dichterinncu zu betrachte» ist, die i» Delphine Ga»>, der spätere» Gemahlin Emile de bu'mrdin's, in Elise Ntercocur uud Aua,s Segalas >vohl ihre talentvollstc» Nepräsentantinnen zählte. Das Gedicht führt den Titel: „^„ivemr^ »nd hat i» folgender Ueberfetzmig an dein eigentlichen Zander i» Sprache und Stimmung kaum viel verloren:

Erinnerung.

Die Tage flich'n; ich acht' es kaum;
Denn kciucr läßt mir Dein Erinnern;
Nur Tn wohnst ewig mir im Innern,
Tn, nieiner Liebe letzter Traum!

Die Jahre, die vorüber wallen,
Wie hänfen sie sich hinter mir!
So sieht nm sich der Blätter Zier
Die Eiche welk zur Erde falle».

Schnee hat sich auf mein Haupt gelegt.
Mein Blnt ist kalt und trag' gcnorden,
Wie Wellen, die der Sturm aus Norde»,
Ter eisige, in Fesseln schlägt.

Doch ewig jmigen Nci; entfaltet
In mir Dem Bild, verschönt vou Neu';
Iu meinem Buscu heg' ich's treu,
Sowie die Seele, die nicht öltet.

Am Abend flicht der Sonne Tchinimcr
Nud lehrt erst, wenn der Tag erwacht;
Doch mciuc Lied' kennt leine Nacht,
Ob meiner Seele strahlst Tu immer.

Nur Tich sclMi' ich, für Andres bliud,
In Wüsten nnd in Nngcwittcru,
Dein Bild seh' ich in Welle» zittern,
Iu Deiner Sprache spricht der Wind.

Wenn Tämm'rung ihren Flor, den düstcrn.
Ausspannt, »renn Alles ging znr Ruh',
Ist mir, im Windhauch nahest Du,
Mir ein Geheimnis; zuzuflüstern.

Auch meiu' ich Nachts, wenn dichtgedrängt
Die Himmclsleuchteu aufgchu ferne,
Ich sehe Tich in jedem Sterne,
An dem mein Ang' c»n liebsten hängt.

Nein, meine»! Blick entschwandst Tu nicht, ^ft, wenn in ^lülhcnkclchc tauchte
Ta Tu vom Lrdmleid genescu, Tie abendliche, laue Luft,
Ich seh' Tich ganz, wie Tu gewesen, War nur, Is sei der süße Tust
Hinwandcln in dem ewigen Licht. Tein Atheni, der mich überhauchte.
Mit gleicher Anmuth noch uuiwoben, lis trocknete mir Teine V'and
I^'anz nie a» jenem letzten Tag, Im Auge stets die heißen Zähre»,
Ta Teiner Seele Flügelschlag Wenn ich vor tröstenden Elitäre», «
Tich niit dem Frühroth trug nach oben, Ein Beter, einsam tlagend stand.
So schon, so rein, so schmcrzgeweiht lind nächtlich Teiner Flügel flanschen
Seh' ich Tich durch die Himmel schweben'! Im Tchlnmmcr hör' ich über mir;
Dein Auge, drin erlosch das Leben, (5'in jeder Tranm kommt mir von Tir
Nnn strahlt es von Unsterblichkeit. In wunderbarem Scclentauschen.
Noch immer kost der Winde Schwellen Würb einst durch Tich mein Lebenslauf,
Um Teinc Locken licbeweich, Jodest ich schlummerte, geendet,
Am Temen Vnscn fallen reich Verklärte, die mein Sei» vollendet!
Tes glänzend schwarzen vaorcs Wellen. In Teineni Busen wacht' ich auf.
Ter Wehmuth sanfter Schleier dämpft Zwei Tcnfzer, die zusanunen klage»,
Das Leuchten Deines Angesichtes, Zwei Strahlen.e i n e s Morgenschcins,
Wie wenu der Wanz des Vlorgeulichtes Sind nnsre beiden Teelen liins —
Noch mit der Tämm'rnug Seliattcu kämpft. Und T», mein Her;, Tn kannst noch zegeu?"

Tie nun folgenden Arbeiten bilden eine Serie. „lieber französische Nomantiker" lautet ihre General-Ueberschrift. Tiefe Artikel befassen sich zunächst mit Alfred Victor Graf de Vigny (1799—1863), dessen größeres Gedicht „Das Hörn" hier in Leuthold'fcher Origiual-Ueberfetzung mitgetheilt ist, und mit Louis Charles de Muffet (1810—1857), dem leider allzu früh geistig und feelisch ermatteten großen französifchen Lyriker, von dem^die hier in Leuthold'fcher Verdeutschung abgedruckten „Stanzen" herrühren. Ferner werden mehr oder minder eingehend behandelt: Charles Limiltde CH«nedoll6(1769—1833), Emile Deschamps (1791—1871), dessen Übertragung von Schillers Glocke in's Französische Lenthold einer scharfen Kritik unterzieht, und Charles Augustin Sainte-Neuve (1801—1869). Zwischendurch weist Leuthold Vyrons Einfluß auf,die Franzosen nach. An Übersetzungen sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen: „An das Meer" von Lord Nyron (aus .,<ü!iilä6 llarolll'« rilFi-iiu8ß6, VI. 179 ff.), „Der Fechter" von CHZnedollü, das „Seestück" von Cmile Teschamvs und zwei Sonette fowie „das Träumen" von Tainte-Veuve. Tie Poesien des letztgenannten Dichters und die Pyron'fche Nachbildnng find weder in Leutholds Gedichtsammlung, noch in den fünf Büchern französischer Lyrik vublicirt.

lieber französische Romantiker.

I.

Alfred de Vign>>.

Gegen das linde des vcrigen Jahres ging dnrch dcutfche Hläiter felgende Hiotiz: „Ter französische Akademiker Hicomte Alüed de Vigny ist, noch nicht 62 Jahre alt, mit Tod abgegangen. In den dreißiger Jahren gehörte derselbe mit Victor Vngo zu den

1.76 Adolf Wilhelm Linst in Hamburg.
Bortäiupferu der romantischen Schule und »>ar eine Zeit lang einer der angesehenste» Tichtcr ^raitlrcichs."
Diese Rotiz ist ct,uas »iagei und ziemlich »»gerecht. <Ä»cr der angesehensten Dichter ist Alfred de Bigmi geblieben, nachdem der Streit zwischen den sogenannten Llassitcr» und Rouiautilern längst verlpllt war, einer der angesehensten Dichter Frankreichs wird er bleiben, so lange die französische Sprache besteht. Für uns Deutsche aber ist Alfred de Bigm, noch dadurch ganz besonders interessant, das; er uns in einzelne» seiner Tchöpfmige» mehr als irgend einer der neuen französischen Dichter an unsere eigenen Romantikcr erinnert.
Alfred de Big,»,, geboren 1799 zu Loches iu der Touraine, von 1807 bis 1828 Militär, 1846 in die Akademie nufgenonunc», machte in politischer .Hinsicht einen ähnlichen häutungs-proceß durch, wie die ineisten Romantiker. Ursprünglich tatholicisirend - lcgitimistisch, wnrde er später liberal mit eine»! socialistischen Anflug nud einer ersichtlichen Ilbueigung gegen die hausbackene materialistische Bourgeoisie. (5r warf hie und da, namentlich iu seilte,! prosaischen 'Arbeiten, grelle Schlaglichter auf sociale Ilcbelstn'ude, ohne je eigentlich politischer Schriftsteller gewesen zu ftiu nud ohne bei seiner halb cdclmämiisch-malconteute», halb idealistisch-se»time»tal angelegten KüustleriiaUir sich je über dcu Standpunkt des passiven Pessimismus, des aristokratisch-sensitiven Mißbehage»» an der gemeinen Realität des Lebens zu erhebe».
Als Dichter steht Alfred de Big,»> Victor Hugo am nächsten. Mit einem beschränktere» Horizont zwar, aber mit mehr (Gewissenhaftigkeit und küustlerischem Berftand motivirt uud «ermittelt er mehr. Tic Loiiceptio» seiner Werke ist durchdachter, die Ausführung besonnener. Mit niiudcr kühnem stiedaukeuflug arbeitet er sorgsamer iu's Tetail. Die gelu»gc»steu unter seinen poetischen Leistungen haben in ihrer ^ornwollenduug oft Etwas von der Präcisiou >uid Feinheit einer fleißig durchgebildete» Ciselir-Arbeit. Nur hie und da fühlt man sich anch durch einen gewissen idealistischen Zug getragen, der die stilistische Sorgfalt vergessen läßt, die in den (Gedichte» de Bignys zunächst auffällt und de» Leser fesselt.
Alfred de Big,», war äußerst productiu. Der durch seinc I'm'trüit» litter»iro^ bc» kannte (5ug'mc de Mirecourt versichert sogar, dieser Dichter hätte über dreißig Baude druck-berciter Werke eigenhändig verbrannt, »ms indessen mindestens sehr übertrieben sein dürfte. Die Hoffnung, daß »ach Alfred de Bignps Tod »och ei» reicher Rachlaß erscheinen werde hat sich bis setzt »roch nicht bestätigt. Bon de» lbei Lebzeiten des Antors veröffe»tlichtc» Werken trng wohl der historische Roma» „(m>i Zlar.-i- am »»eiste» z»m litterarische» ,'1tuh»! de Biguus bei. Dieser unverkennbar Walter Scott nachgebildete Roman »lachte mi ähnlichcs Aufsehe» wie ..Xotr« I»,»»« l!e 1'itri«- von Bictor Hugo. Tic Zeit Ludwigs XIII. ist dar!» ebenso wahr als fesselnd geschildert, die Charaktcrzcichming, namciitlich Richclicns ist trefflich, obwohl diese ^ininei« « ^li^e. „welche Macchiavell neben das Evanaclium »»d die Azt des Henkers neben das ssrucifir, legte," eigentlich zu nachsichtig bcnrtheilt ist. ..<i,ui Hl»r»" »unrde bei,iah in alle curopäisclic» Sprache» übersetzt. Bon de» dramatische» Arbeite» de Big»U's ist vor Allem .,1^» Zllueeobule cl' ^ncr«" durch Rerv »ud Handlung benierke»swcrth, obwohl diesem historifche» Drama ciiihcitliche (5itt>vickelnng und gleichmäßige Durchbildung in be-denklichem Maße fehlen. Das Drama ..lümtwrtoo." ist ciufach angelegt »nd i» der Aus-führung stellemucis.' seelenvoll und ergreifend, aber die ssharattcrzcichnung läßt Manches zu wünsche,! übrig, uameittlich bei dem .hcldc» des Stückes selbst. Re»»e»swerth »»tcr de» übrige» litterarische» Leistnoge» de Bignys sind noch die Komödie „^»ittsp,»r I« ^euru-', ei» reizende» Sittengcmäldc, „!3t«!b> >„, lu« di^dlez ble»8", eine Art historischen Romans voll geistreicher Capriccn, ...^«rvitu<ie «t ^imulsur imüwiru", (5'rzählnngcn oder Episode» in einem etwas philanthropisch-sentimentale» Ton, aber reich an pspchologisch-mtcressmitc» Tctitils »»d »icht ohne stilistische Borzüge.
lÄ'wäh,ie»s»'erth ist endlich, daß Alfred de Big,», die englische Littemtnr, »anicutlich Shakespeare, mit seinem Freunde Emile Teselmmps gründlich studirte und durch cmc — soweit ws in Alexandrinern möglich ist — geschmackvolle »»b ziemlich treue llcbcrsetzuug des Othello" dem romantischen Drama in Frankreich den Weg bahnte.

Von de» t^edichte» Alfred de Bignpi' sind die ,,?,«mL5 »nt.i<<ae« ot m,.,(lerQ»!j" 1835 in cincr (^sainmUnsgabc, die l'^ino« pl»i!o6c>pdi,^>88" 1843 in der ..llovue <l«8 <t«ux inouäe»" erschienen. Die crstere 2a,nnil»»g ucrdient in jeder Einsicht den Vorzug. In de» ,.1'lx'mog i>ui>n3oi>I>i»iuoL".macht sich die üppigste Tescriptio» und Reflexion auf Koste« präeiser Tarstellung und strenger ^ledankenfolac in störender Weise geltend. 2pracl>e und Stimmung sind nubestiniinter, (5ine mit »»er.niicklicher Tkepsiö »ersetzt!! mystische (Hott» und Weltanschauung ringt in dieser Tamnilung nach Aufdruck und Gestaltung, ohne sie zu finden, und mir selten wel>t uns jener echt Poetische Hauch an, der manche Tichtung der ersten Ta.nmlung beseelt. Tiefe ist cigentlieli großentheils n»r eine Iusanimenstelliuig von Gedichten, welche bereits in den Jahre» 1822—24 ucröffentlicht, dem Autor zu cincr raschen Berühmtheit uerhalfcn. Unter ihnen find „lHloa u,id Moses", die „Tündfluth" und „Telorida", „Maoame de Tonbise", die „Fregatte" u. a., allerdings zum Thcil durch mangelhafte lleberfetznuge», auch in Teutschland bekannt. Tas nngeluöhnliche Anffchcn, welches dicfe poetifchen Zchöpfnngen seiner Zeit erregten, ist uns freilich heut zn Tage nicht nichr recht erklärbar. Wir finden die alttestemientlicheu Ztofse in „Moses" »nd der „Tündfluth" weder besonders glücklich, noch einleuchtend behandelt. Die „Fregatt'" leibet miter einer Ubcrkünstcltcn Forni und ist nicht frei von gehaltlosem Wortgeklimpcr, und wenn auch in „Gloa", dieser Geschichte uoni Fall eines Engels, der seraphisch Äiilton-Klopstock-Lamaitincschc 3til einen mehr realistifchen und allgemeinen menschliche» Ausdruck gefunden, so läsit uns dieses MpstÄc — wie der Tichter es nennt — doch überall da kalt, wo dicscc Titel gcrechtfertigt erscheint. Tas «Gedicht „Madame de Toubise" wgegcn ist in Ton und Farbe gelungeu und znin Thcil von ergreifender Wahrheit.

Weitaus am bedeutendsten aber fi,ldc» wir die Behandlung mittelalterlicher Ttoffe in den Gedichte» ,.I.» ,i«^o- und.,1.« cni"-, nnd es ist uns unbegrciflich, warum noch keine gute, ja — souicl uns bekannt — überhaupt noch keine deutsche Ucbcrsctzuug dieser icizeuden Tichtuugcu cxistirt*).

Wie Alfred de Bignh überhaupt in seinen lyrischen l^edichten halb episch, in seinen epischen halb lyrisch ist, geht er in diesen „(<,nt««." wie er sie nennt, von einer lyrischen Stimmung ans und knüpft daran die (Erzählung, ähnlich wie deutsche Tichtcr, z. B. Wilhelm Müller, am Eingang einzelner poetischer Tchöpfungen die Jahreszeit nnd damit ge-wissermaßc» die Ztimninng bezeichnen, in welcher sie wünsche», das; mau das Gedicht lese. In..1.» nei?^- wir) erst das anhcinicInd irohlige (Gefühl bcfchricbcn, ws man im Winter beim Erzählen alter Tagen und Legenden empfindet, während dra»s;en der 3chucc nlif der gefrornen Erde liegt:

Wie füsi ist es, wie süsi, Geschichten anzuhören,
Geschichte» ans uergang'ncr ^eit,
Wen» glitzernd Eis nmsiarrt die Möhren,
Wenn alle Felder rings und Wiesen überschneit.
Wenn jäh zum Himmel ragt, z»m stimmungslüscn, blasse»,
Tic Pappel, die uon Schnee den Mantel unigetha»,
Und »venu ans dein Gezweig dieKräh'u sich schaukeln lassen,
Wie auf dem Kirchthurm sich bewegt der Wetterhahn.
Mein sind die Füftchc», klein, die hier den 2chnec getreten!"

Und nun wird die bekannte Geschichte uon Emma nnd dem Gehcimschreiber — bei Alfred de Big»y deni Pagen — Gginhard erzählt, den die Ersterc, damit feine Touren im friscligefallenen Schnee ihre Liebe und die zusammcn dnrchschwärmte Nacht nicht uerrathc», am Morgen ans ihren Schulter» durch dcu Schnee trägt. Tie Beiden werden vom Kaiser belauscht und uon der Wache angehalten. Karl der l'irosje mit seine» zuölf Pairs hält

*) Lenthold hat in de» „fii»f Bück«!» französischer Lyrik" eine solckie geliefert.

über die Liebenden (bricht, Eine feierliche Ttille herrscht, die dem Dichter zu einer meistcr-
!>aften Tetailmalerei der imposanten llmgcbuuss Zeit läßt. Die Liebenden, abwechselnd vor
Furcht erbleichend, vor Tcham enöthcnd, harren des Richtcrspruchs, der allen Anzeichen nach
ein harter sein wird, aber siele da, der Kaiser lächelt unter Thicincn und sagt gerührt zum
Bischof Tnrpin: I!enizzc/..!sz! Znni Talus; kehren, wie ein fernes Echo die melodiösen
Verse wieder:

„Wie süß ist es, wie süß, beschichten anzuhören,
beschichten ans uergaug'u.'r Zeit" x.

Das vollendetste bedicht der Tammlnna, ist offenbar „I.n cor". Ausgehend von
der Tchilderuug des Eiudmcks, diu ein einzelner Hornstnß im tiefen Walde in den einsamen
Pyrenäen auf ihn macht, giebt uns der Dichter ein landschaftliches bcmälde, das alle
ähnlichen Leistungen Lamartincs weit hinter sich läßt, und nachdem er die Tlimmnng des
Lesers vorbereitet, knüpft er an die Tage rom Tode Rolands an, schildert erst die Tchlacht
von Ronccucü, dann die hcimkchr.'ude Armee Karls des Großen, die schon diesseits der
Pyrenäen ist. Der prouencalisch: Wein strömt in die erbeuteten fremden Gefäße, die Kriege r
schäkern mit den Wirtinnen, und es ertönt die Laute des Troubadours. Aber mitten in
dem Zubcl vernimmt der Kaiser fernher den lauggedehutcn, klagenden Nothruf des sterbenden
Neffen. Er eilt mit der Armee über die Purenäen zurück. Vom höchsten Bcrgtamme
ans übersieht man das Tchlachtfcld, Uon der sinkenden Tonne beleuchtet. Am fernen
Horizont fliehen mit ihren Geldzeichen die Maure». Von Weitem fchou erkennt Turpin
auf der Wahlstatt den zerschmetterten Leichnam Rolands. Noch hält seine Hand das
clsernbcincrnc Hörn nmlrampft:

,.8on ^me, en ^exbulünt nnu^ »ppol» (I,»x soi«,"
Ni«>i! ^ne I« «on 6« cor est triste «n soncl de« b«8,

^,st das nicht deutsche Nomantit von der echten Torte? Wir rennen kein anderes
französisches Gedicht, über dein so wie hier gleich einer verhaltenen Klage jener melancholisch-
poetische Duft läge, der unsere eigene Romantik charakterisirt. Von dem Wohllaut, den
der frauzöfische T ichtcr dem viclverrufcuen alcxandrinischcn Vers zu entlocken oder vielmehr
zu verleihen weiß, mag folgende llebcischung des letztgenannten Gedichtes einen — wenn
auch noch so unvollkommenen — Begriff geben.

II

„Tas Hörn" uon Alfred de Viguv. Ter Gegensatz zwischen deutscher
nud französischer Romantik. „Ttauzcu" von Alfred de Musset. Die
lnrisch-cpische Dichtung bei dem neuere« Frau zoseu. Eh<>u cd oll es „Fechter".

Das hörn.

(Von Alfred de Viann.)

I.

Wie hör' ich gern den Ton des 5orns im Waldcsgrund,
W^u» vor der Meute sticht die ^nscntnh todcswmw,
Des Wägers Lebewohl, des Echos sauft Verhalle»,
Vom Winde hiugcweht durch griiue Blatterhallcu!
Durch Waldhorutöuc oft waid ich bei tiefer Nacht
Gcheimnißvoll bewegt, zun« Weine» oft gebracht;
Tc»n wie zur Heldcnzeit war mir, als tläug' aus ihnen
Mahnung des nahe» Tod's Uon tapfren Paladinen.

O, duftig blaue 5'öh'i!, o, Land uoll ^lüthcuschuccs!
Frazoua'2 Felsen ihr, du Circus Marbore's!
Tort, wo der Wasserfall gewaltig an die jähen
(^ranit'ncu Wände pockt, ein Puls der Pyrenäen.
Tort, wo im Topbcltleid anfragt die <> letsckersiru',
:>tasc>: um ihren Fnst uud Eis „m ihre Stirn,
Tort, träumend hingestreckt, dort hör' ich gern das Schauern
Ter (vinsamtcit, fernher des Zornes leises Trauer».
Tort lästt ein Wandrer oft die ganze Wnndcrmacht
Tcs erzgewölbtcn Munds hinklagen durch die Nacht:
(5iu Zander liegt darin, dm Niemand wnst zu deuten —
Tazwische» blökt ein Lamm nnd ,vecrde»glockcu läuten.
Ttumm, nubcw.'glick steht, gleichwie vom Ton berauscht,
Aus hohem Felscngrat t« flüchtige Lirsch und lauscht,
Iudefz der Wasseisturz in ungestümen! Tanze
Tie ewige Klage stöhnt zur >ilage der Romanze.
Schatt.'n der Nitterzeit, ging't ihr noch nicht znr Nnh'?
Ist's doch, als trüg' von euch das .Vorn mir Kunde zu,
Als tonnte, Nonceual! in deinen dunkel» Grunde»
Tcs grosten Nulands !>!cist noch keinen frieden finden.

II.

Verloren war der Tag: erschlagen lag das Heer;
Nur Noland lämpstc noch nnd bei ihm Oliver.
Ta stiegen zaghaft rings zu Thal die Samcenen ^—
„Ergicb Tich," rufen sie, „wo nickt, so snrb gleich jene»!
Todt liegen Tcine Pairs dort in des Stromes Fürth!"
„Ergeben will ich mich," knirscht er, „wenn sich der b!urt
Ter Pyrenäen löst und mit den Fclfenlammcn
In dieses Strombett stürzt, den Wogcuschwall zu hcmmeu."
„Eraieb Tich denn nnd stirb: hier sind sie!" — und ein Fels
Kam jäh herabgerollt oon des »hranitacstells
Fernhöchstem (">!rat nnd brach in wuchtigem Zerstören
Laut krachend in der Fluth die Wipfel seiner Möhren.
„Ha, Tank Tir," rief der ,('eld, „den Weg, den ich gesucht,
Tn zeigst ihn mir," er hob den Fclsblock aus wr Schluckt
Und stemmt' ihn uor sich hin, den Leib damit zn decken.
Ta wandten, fliicktbcreit, die Mohren sich doli Schrecken.
Indessen wohlgemuth, die Nitter nm ihn her,
Äcrgunter ahnungslos zog Karl mir seinem Heer;
Tchon blitzten Ubersonnt, am Horizont gelegen,
Von Lnz und ArgelÄ die Wasser ihm entgegen.
Tie Krieger jauchzte,, auf. Am Strande des Adonr
Tic Laute stimmte froh der muntre Troubadour:
/^

Von Frankreichs süßem Wein troff manch' geraubter Becher,
Und mancher Wirtin Leid umschlmig ei» rauher Zecher.
Roland hielt das Gebirg; das war dem Heer genug.
Tnrpin, den frommen Schritts ein schwarzer Zeller trug,
Bedeckt mit violett uud goldenem Gcschm.ide,
Griff nach dem Ämnl.'tt, verborgen nnter'm Kleide,
„Tire!" sprach er, „seht Ihr dort blntrother Wollen Flucht?
Gebietet Halt dem Leer, daß Ihr nicht Gott versucht!
Beim heil'gen Tionys, das sind gcschicd'uc Seelen,
Tic durch den Fcuerdunst den Wen zur Hcimath wählen.
Zlvei Blitze — wieder zwei — bei des Allmächtigen Jörn!" . . .
Und horch! bei diesem Wort fernher erklang das Horu;
Ter Kaiser wandte sich nnd hielt, aufrecht im Bügel,
Bestürzt den Ttr.'ithcuast an mit straffgespaimtem Zügel.
„tzört Ihr de» Ton?" sprach er . . . „O, ja, es war ein Hirt,
Ter seiner Hecrdc rief, die um die Flühen irrt."
„Vielleicht auch," sprach Turftiu, „will Oberon nns »ecke»,
Ter seine Fee liebkost in heimlichen Verstecken."
Ter Kaiser ritt fürbaß, doch seine 3tir» nmflog
(bewölk, lucit dunkler noch, als « am Himmel zog.
Er dachte an Veriath — da tönt, fernher getragen,
Ter Horuruf, stirbt und schwillt nochmals in langem Klagen.
„Weh! Tas ist Rolands Horu, weh! wenn der Neffe mein
So bang um Hilfe rief, mnß ei am Sterben sein.
Zurück! »och ciu Mal soll mir unter Roß uud Ritter»
Ter trügerische Grund Hispanicus erzittern!"

IV.

?lnl höchsten Bergcösaum hält Ritter und Vasall;
Tie Pferde schäumen; tief liegt unten Ronccual;
Voni Abcndroth umglüht, den Blick schon halb verloren,
Mit Fahn' und Halbmond fiieh'u am Horizont die Mohre».
„Turpiu, was sieht Tcin ?lug' bort iu des Stromes Grund?"
„Zwei Ritter, Einen todt, den Audeni todeswund–,
Ein Fels hat sie erdrückt; noch hält des Todtcu Rechte
Ein clfcubcincr» ‚Honi, als ob er blase» möchte;
Roch preßt sie's, wie im Krampf, an de» entseelten Mund."
O, Gott, wie traurig töut das Hörn im Waldcsgruud.

Tie französischen Romantiker verfolgten ganz andere Zwecke, als die deutschen; jenen lag es zunächst au der Beseitigung des akademischen Zopfes, der sich unberechtigter Weise für Classicität ausgab. Tas, was diese vor Allem tc»»zeich»ct, die Vorliebe für's Mittelalter, die Verherrlichung der Kirche, die Versenkung iu Ritterlichkeit, Minne und Legende, sriclt bei der gleichnamige» französischen Tchnle nur eine sehr untergeordnete Rolle. Unter denen, welche mittelalterliche Stoffe überhaupt behandelten, verweilt Victor Hngo niit Vorliebe bei der Schilderung von Acußcrlichkeite», beim Malcrisckie», bei Tcc»erie und

Eostüm, bei interessantem Antiauitätenkram (dies gilt namentlich Von stimm berühmten Roman ,,Xntr« Oinne <>6 I':»i°>"). In Alfred de Müsset macht der tiefernste und sinnisse Ton, den wir an unseren Romantikern gewöhnt sind, vollends der Vizarreric Platz, der modcm-französisirendcn Ncissnng zur Caprice, zn pikante,i Arabesken, dem Hau« zn sscistreich barocken Einfalle», zur lwzicrtheit in Manier in 2prache und Bildern. Wie ganz anders muffte sich z. B. bei einen» dcutfchen Romantiker ein Gedicht ansnchmcn, welchen« eine ähnliche Stimmnna zn Grunde läge, wie folacnden „Stanzen" Alfred de Musset's:

O, wie lieb ich dieser Thäler O, wie lieb ich Euch, der Gothen
Todtenmciler, Ttnmme Boten,
Kühne Bossen, Kapitaler Tie dem Blitzstrahl Trotz sseboten,
Schwarzer Münster, fchlank und hoch! Oohe Thürme, mächtisser Tom,
Tnrch die düstern Klostermanmi Tri», wenn Heiline Hpnine,i schallen
Winde schauern; lind verhallen.
Auf der Ritter Schwelle trauern Vom Gcwölb, wie Wossenfallen,
Krenz und Weihckessel noch. Wiederkehrt der Töne Ttrom!
Alte Kirclicn, Mansolcen, O, wie lieb ich's, »renn zuweilen
Tie dort stehen , An den Sänlcn
Trotzig anf den Pyrenäen, Wild anffprinssend Stürme heulen
UnVerwittcrtes Gesteini Tnrch das herbstliche Gebiet!
Nasst die Zeit nnisonst an diefen Wenn fie rinsss die Wälder fnsM,
Granen priesen? 3tch'n sselassen
Seid Ihr wohl Uo» Bcrssesricfen Tiefer Thürnic schlanke Massen,
Nur das bleichende Gebein? Wie zwei 5'änme von Granit.
Wenn des Tasses letzte Strahlen
Purpurn malen
Tie Abtei mit den Portalen,
Mein' ich, daß im Winbesweh'n
Tiefe zwischen ssothifche Kanten
Hinssebannten
Heiligen ans Stcinssissanten
Lcis fiir die Lebcnbissen fleh'n.

Tie Giiissansss bezeichneten ,,('s>nto>" von Alfred de Bigny erscheinen auch dadurch mcrkniürdiss, das; fie die gelungensten nnd nahezu auch cinzissen Versuche sind, jene lprifche Bearbeitung epischer Stoffe, bei welcher überall die eisscnc Empfindung des Tichters er-kennbar durchleuchtet, in die neuere frauzösifche Littemtnr einzuführen, ähnlich wie mich schottifchen Vorbildern zuerst Bürger und nach ihm «Goethe, Tchillcr, lll>land n. A. die Ballade bei nns einbürsserten. In dieser Gattuna von erzählenden ftiedichten, die wir in jüussster Zeit nach dem etwas willkürlichen Nnterschcidnnsssmcrkme.l eines märchcn- oder nicht niärchcnhaften Hintcrssnmdcs bald Ballade, bald Romanze nennen (wahrend der französische Tprachssebmuch die Bezeichnmiss ..Nomonen" unssefähr auf alle rein lyrischen, strophisch gebauten nnd leicht singbarcn Gedichte erstreckt, die keine rlinir^r^ sind), ist in Frankreich änstcrst we>iig ErwähncnÄverthcs geleistet worden. Victor Hugos sossenaniite „Balladen" enthalten alles Mössliche, nur das nicht, was wir unter dieser Gattung Von Gedichten verstehen, und selbst der „Rechter", dessen Autor, Eh>^ucdolln ssscb. 17701 eigentlich zu den Vlassikcrn zählt, konnte bei uns kaum für eine Romanze aelten. Ti,'f's (Gedicht, das feine Entstehung dem borsshesischen Fechter zn verdanken scheint, wnrde in alle französischen Anthrlossicn aufgcnonimen nnd auch anster Frankreich bekannt, wie denn i^ord Bpron dessen Inhalt in zwei der schönsten Stanzen seines ,,('lul>l« N,^l,,!<l" lvieder-gegeben hat:

I uek delor« wo tue ^lloüiitol !io:
Hs lounz UPON I>l3 t>»n>I — UIH iiüiulv dlu«'
CuNsontZ tn <ll!l>tu vto,
(„^bikle Ill>r..I.I'3 l'IlZlimi,^' IV., 140 II. 141.)

Tab Gedicht Eh^ucdollös, obwohl ctlvas breit in der Ausführung und etwas
prosaisch im Ton, erscheint doch — wenn man die Zeit seiner Entstehung und die mäßige
Begabung des Verfassern in Betracht zieht — als eine ganz erträgliche Leistung und ver-
dient mehr ak manches andere anch in's Deutsche übertragen zu werden. Es lautet in
ziemlich wörtlicher Uebcrsetzung:

Ter Fechter.

Zum Tod getroffen schwankt, doch stolzen Blicks, der Fechter,
Ein blutig Spielzeug nur der Römer stumpfem Sinn: —
Er sinkt ein Mensch, wie sie, gefallt vom Menschenschlächter
Auf die Arena sterbend hin.

Rückwärts gebogen, teck, die letzten Kräfte zwingend,
Lehnt er sich auf die Hand, die markig einst gestrotzt,
Das; er, schon mit dem Tod, mit dem ersehnten, ringend,
Ten» Römer noch iu's Antlitz trotzt.

Und schwächer, matter schon fühlt er die Pulse klopfen:
Es sinkt sein schwindelnd Haupt, es zittert seine Hand;
Aus seiner Wund: flieh'» gelassener schon die Tropfen
Des warmen Lebens in d.'n Tand.

Des Todes Flügelschlag, schon kann er ihn bclausclien:
Er stirbt, jedoch sein Herz, es fühlt fich stark und groß:
Er stirbt — da plötzlich bricht in lauggedehntem Rausche»
Ter Beifall für den Sieger los.

Gleichgiltig hört cr's au, in uugcbeugter Würde:
Tes Eircus höchster Ruhin, ihm war' er ohne Werth:
Das Gut des Lebens selbst, wenn ihm nicht Rache winde,
Perachtend hätt' er's nicht begehrt.

Fern schweift sein Sinn entlang der Donau blaue» Welle»:
Den Vater sieht er, alt, hilflos, im Silberhaar:
Um ihre Mutter sieht er spielend sich gesellen
Ter blond gelockten Söhne Schani.

Kroß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier im unerhöctcu Spiel,
Auf fremdem Grund ruhmlos sein Hcldenblut verspritzend,
Fum Kitzel dieser Römer fiel.

O Schmach! — so steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Ihr stolzen, wälzt Euch her, ein uferloser Strom,
Die Büider rächt, die Rom zur Lust sich läßt ermorde»,
Straft dies entmenschte, blutige Rom!

«lischt

Auch dieses (Gedicht besteht im ttrnud nur aus der Schilderung einer Situation, uuter-
mit Rhetorik und mit eine»! fast didaktisch klingende» Schluß. Der — wen» auch

hie und da durch Reflexion nuterbrochenc — Fade» einer fortlaufenden Erzählung, wie
»vir ihn an unser» eigenen lyrisch-epischen Dichtern lieben, findet sich bei keinem der neuer»
französischen Dichter. Emile Deschamps, außer Alfred de Vigny der einzige unter de»
Romantikern, der vielleicht Namhaftes auf diesem Gebiet hatte leisten können, verzichtete in
seineu Nachahmungen des spanischen Romauzero von Anfang au auf Gewissenhaftigkeit und
Treue und begnügte sich, die ernste Würde, das Primitiuc, Markige uud Nationale der
fuauischeu Romanzenpoesie in einem heilem, französisch leichten, nicht selten graziösen, aber
mich oft entstellend frivolen Ton wiederzugeben.

l!I,

Schillers „Glocke" von Emile Deschamps. Der Einfluß Byrous auf die
Franzosen. Fünf Stanzen aus Byrons „('Kill!« Ullrolä" und das Gedicht
„Illaiio.«" von Emile Deschamps.

Zum Verständnis; der deutschen Nomantik, mit welcher sich Emil: Deschamps viel
abgegeben, fehlte ihm vollends die erforderliche Unbefangenheit und Tiefe. Was feine Nach-
bildungen dcntscher Dichter betrifft, so setzt uns die Mangelhaftigkeit in der Ucbertmgnng
der „Braut von Korinth" und des Schillcr'sche» Glockenliedcs fast eben so sehr in Er»
stauuen, wie die Thalsache, das; der große Goethe diese Machwerke mit Lob überhäufen
tonnte. Man deutc sich einmal das 3chiller'scl>c Lied von der Glocke, in welchem der
Rhythmus genau »ach Inhalt und Stimmung wechselt, in gleichförmigen, eintönigen,
französischen Alexandrinern, und man wird sich eines mitleidigen Lächelns noch jetzt nicht
erwehren können, wenn man in den 1828 von Emile Deschamps herausgegebenen .Macle«
lr2N(,'»i«e8 st etr»nß«re8" die Vorrede liest, in welcher der Verfasser dem französische,»
Publicum das Evangelium einer Weltliteratur verkündet und die Aneignung der poetischen
Schätze aller Völker mit stricter Beibehaltung der nationalen Eigenthümlichtciten vcrsuricht.
Jene llebertragungen aus dem Deutscheu sind auch nach Goethe von so vielen
deutschen Litteraturkeuncru so unbedingt gelobt worden, das; »vir es wohl der Mühe werth
halte», einige Stellen mit dem deutschen Text zu vergleichen.

Wähle» wir das Schiller'sche Lied von der Glocke, sehen wir von vornherein von
den allerdings der Form nach schwer in's Französische übertragbaren, kurzen, metrisch
mannigfach wechselirden Versen ab, die in der französischen Uebersetznng durch die will-
kürlichsten Auslassungen und Einschiebsel vollständig unkenntlich geworden sind, »nährend
bei dem breiten, bequemen nlexandrinischen Verse wenigstens der Inhalt mit einiger Drene
hätte wiedergegeben werden tonnen, und greifen wir die ersten besten uou jcueu dem Inhalt
und Rhythmus nach gleich einfachen Stellen heraus, die auch nur bei einiger Pietät vor
dem Original und einiger Telbstachtung leidlich übersetzt sein müßten.

Die Stelle:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wandcrstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus —"

lautet in der Tcschamps'scheu Uebersetznng:

,.NHü 1'<l<Ic>lezo«ut <iu« millo voeux puzgeäont
1'r«53»ill« ot 6e Zes 50onl3 sinittünt log cliaztez ,senx
Z'swneo imv2ti«nt vers nn mundo »rnssexx
?«lör!N oll^UF« llllv.8 8V8 Ns,ml>IöU8S8 voioz
(Hu'il » eonuu di«nt,)t l« nöünt cl« 8«8 fs,i«z!
Il revient ötl»nMr nn l>,imcmi imtcrnol!"

Hier wird der Jüngling ein Besessener: ein Schauder ergreift ihn: das Mädchen
wird zu eiucr unbestimmten Anzahl von Schwester»! diese Schwestern spielen tensche

Spiele; verselcmge Vaxalitätc», vo» deucu im Original nicht ein Wort steht, werden da unbedenklich eiugefchobeu.
Aber auch auf zwei Verse kommt es dem Herrn Emile Teschamps »icht an, wo es gilt, das deutsche Gedicht z» ergänze» und zu verbessern:
So fand der Ncbersetzer die Stelle:
„(«rächend solar er ihren Spuren
Und ist von ihrem (Ailsz beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Flureu,
'Womit er seine Liebe schmückt,"
allzu matt und uuznlänalich. So ein französischer 3loma»!iter kann diesem verschämte» deutschen Jüngling augenblicklich die Zunge lösen:
„.Vux tlIloo» Il« 1«, vierM il 8'uttncn« ei rüveur
Hdoru Il'un 8nl»t III ,Io»te»8« lavunr;
N«3 n,venx ^u'ii me<!its, II zV'nivre 1ui-m,)üie,
^ux »»»Feg, »!>x ventZ il üit cent s«i3 si»'il 2imo,
8ll uinin »ux i>r,'« üeuri? >I«rnAN(!n eb«^n« ,sinir,
(.'« ,»i'i>8 nur <!e plu8 Ko»!! Mir par,?r «nn Ilmmil."
Tie bekannte Stelle:
„O, zarte Sehnsucht, süßes voffeu!
Ter eisten Liebe gold'ue Zeit!
Das Auge sieht den Fimmel offen,
Es schwelgt das Herz iu Seligkeit!" —
hat der Ilebcrsetzer die Siiru, mit folgenden Mi Versen abzuthuu:
„8nn <ü«ur 3'auvr« »n ilö^il et 3?3 «ve8 L„>»iil!ce,^
7>n liel Ilntis-ii« c,i>!i2iz8ent Ie8 deliWZ,^
Nichtsdestoweniger machte diese l'cbersetznng der Schillcr'schen „Blocke" großes Aufsehen uud ward viel gelesen. Tagcgcu wnrden die von Emile Teselpmps »hersetzten Thakcsftcarc'scheu Ttücke „Nlacbeth" uud „Nomco" ziemlich kühl aufaeuommeu.
Das gelmigeustc Gedicht vou Eiuile Teschamps uud vielleicht das einzige, welches den Namen des Autors vor gänzlicher Vergessenheit schützen wird, ist ciue freie Nachahmung Vvrons. E^ wäre interessant, im Einzelnen die frcmdländisclie Abkunft zu verfolgen, auf welche sich seit dem Entstehe» der romcmtischcu Schule iu Frankreich eine Reihe der bestcu »ud bckauutcstcu poetische» Erzcuguisse der französische» Tichtcr vo» La»iarti»es, dem .,<.'!»,,no i^I.iFf:!',^ Nianzonis nachgebildetem ,.I!onl>>mri«" bis auf die zweifelhafte» Leistuugeu der jüngneu iiberrliciuischeu Epigone» zurückführe» ließe. Freilich wisse» die Franzose», welche iu dieser Einsicht mi»dcr Pietät besitze», als wir, ihre Vorbilder oft bis zur Uukcmttlichkeit zu cutstelleu, und seltsam sind z. V. die verschiedenen Metamorphosen, iu dcneu »us auf französischem Vode» der einzige Vpron entgegentritt, dessen Eiufluß auf Lamarline uud Victor ^»go, auf Saiute-Vcuvc »ud Alfred de Müsset swir criimeni mir a» dessen ,,)w!'(><><'I,o") uud manche A»dere unverkennbar ist. Vuron u>ird iu Frankreich noch heute ebenso viel gelesen, als selten verstanden, und mehr noch <ils in Teutschland pflegen sich bort jüngere Tehriftstellcr aller «Gattungen an ihm zn bilde» und zu verbilde». Tic ..^Krin«" von Emile Tcschamps ist unstreitig eine der gel»uge»ste» untci jeneil freie», auch uo,i selbstständiger fchöpserischer «roft getragenen Nachbildungen, die der Oeist des großen Briten iu Frankreich hervorgerufen. Wem, auch der ^cdaukeureichthum, der gcuiole ^lng »ud die gigautifche Wucht des englische» Vorbildes keineswegs erreicht

sillb, so müssen doch dein französischen Gedicht ein seltener poetischer Schwung und der Vorzug eiius glücklichen und versöhnenden Schlusses zugestanden werden: an fließender Dictum an Geschmeidigkeit und rhythmischer (ÄegaiH der Sprache dürfte dieses ohnehin die englisch: Dichtung übertreffen. Wir theilcn hier schließlich die llebcrsetzung Beider zur Vergleichung mit:

An das Meer.

(Aus „cnild« llarolcl'« rilFrim^u" von Lord Byron. IV. Gesang, Stanze 17!» u. ff.)

Tiefblaues Meer, laß Deine Flutheu rollen
Durch die zehntaufend Flotten fpurlos gleiten!
Zerstörung ist allein des Menschen Wollen,
Dich zwingt er nicht! — Du selbst seit Ewigkeiten
Zertrümmerst wir! — Als Zoll zu allen Zeiten
Die Leichen stets vom Menschen forderst Du,
lind stöhnend sinkt er; Deine Wasserweiteu,
Sie decken ihn und seinen Namen zu;
Ihm wird lein Sarg, ihm tönt kein Grabgeliiut zur Ruh'.

Dir drückt er keine Spnr ein, keinen Raub
Gönnt ihm Dein Reich! Du Pflegst ihn zu erfassen
Und himmelan, für feüw Bitten taub,
Verachtend seine Kraft, sein Zürnen, Hassen,
Hinschlenderst Du ihn mit den Wogenmasscn
Den Göttern, seinen Wahn ihm zu vertreiben,
Läßt den ohnmächtig Heulenden gelassen
An eine Bai ein Rettungsmachwerk treiben
lind spei'st geruhig ihn au's Land; ^ dort mag er bleiben.

Weil Kriegesflotten, die mit Donnerschlünden
Felsschlösser rings zertrümmern an den Küsten,
Die Könige» und Völkern Tod verkünden,
Weil eich'ne Schiffskolosse auszurüsten
Der Mcnschenzwerg vermag, will er sich brüsten,
Dein Herr z» sein und Herr des Kriegs; dies Holz,
Das riesige, ist Deinen Wasferwiisteu
Ein Spielzeug nur; — Schneeflocken gleich zerschmolz
Trafalaars Siegeswahn und der Annada Stolz.

Rings schwanden alle Reiche — Deines nie!
Assyrien, Hellas, Rom — sie sind zerfallen!
Dein Zorn, als sie noch frei, verheerte sie
Und fraß Tyrannen dann; — Sklaven, Vasallen
lind Fremden sind die Küsten zugefallen
Ilnd wurden öd'; — es kann die Zeit im Flieh'»,
Wie Deiiu Fluthen steigen oder fallen,
Nur in Dein Antlitz leine Furchen zieh'»;
Wie von Ilranbeginn, so rollst Tn heut' noch hin.

Glorreicher Spiegel, wo die Allmacht Prächtig
Sich selbst in Stürmen zeigt! Zn jeder Zeit,
Still und bewegt, im Süd, am Eispol, mächtig,
Nachtduukel, hehr; — Des Unsichtbaren weit

l.86 Adolf Wilhelm «inst in Hamburg. —
Gedehntes Reich, ei» Bild der Ewigkeit!
Tem Schlamm zeugt Ungeheuer vielgestaltig,
Die nie an's Tageslicht die Tiefe speit!
— So herrschend, stät im Wechsel mannigfaltig,
So wogst Tu hin einsani, frei, bodenlos,' gewaltig.
Tee stück.
(Von Emile Deschamps.)
Tiefduntles Meer! gern seh' ich läugs den Linien
Des StrandgcNüfts hinziehn durch Deinen Gischt
Die Barten, »nenn im Schatten dnntler Pinien
Die fernher! weh'nde Brise mich erfrischt!
Und Abends lieg' ich gern Dir an den Brüsten,
Vom schönsten Traum lieblost; mit leichtem Blut
Seh' ich sogar Dein Toben und Verwüsten!
Den Wunden meines HerzeiG thust Du gut.
Tiefdnutlcs Meer, wildjauchzend um die Küsten!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.
TicfduuNes Meer! o, ewig möcht' ich schonen
Dies rege Leben Deines Wellenstreits;
Mein Leib erbebt; doch fesselt dieses Granen
Die Seele niir mit nie geahnten» Reiz.
Seit jener Nacht, da ich Dein dräuend Steigen
Und Fallen sah bei fahler Blitze Gluth,
Schau' ich die blaue» Binnenseen mit Schweige».
Nur Du entfachst mir zum (Yesang den Muth,
Tiefduntles Meer, dem halb das Weltall eigen!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bitten: Fluth.
Tiefduntles Meer! oft schweigst Du, wie erschrocken;
Oft, wen» die Venus strahlt am Firmament,
Weiß sie Dir weiche Tone zu entlocken
Und heilige Worte, die der Mensch nicht kennt.
Dann kommt die Fluth, nnd schäumend strandwiirts Hetze»
Grünmähnige Rosse sich im Ucbermuth;
Wenn sie, rückprallcnd, das Gcstad' zerfetzen,
Folgt ein dämonifcl^s Gebrüll der Wuth;
Tiefdunkles Meer, voll Größe und Entsetzen!
Süß flicht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.
Ticfduutlcs Meer! Ob Deine Fluthen toben,
Ob Du dem Felde gleichst, das abgemäht,
Wie hebst Du mächtig unscm Geist nach oben,
Der die Unendlichtcit durch Dich versteht.
.Vier soll kein Frevler meinen Gott mir raube»;
Ich fühl'.es tief, Dein endlos Wesen thut
Deu Einigen tund; ob Stürmc Dich umschnanbc»,
Ob offen Dir im Tchooß der Himmel ruht,
Tiefdunkles Meer! Du lehrst auf's Neu mich glaube»!
Süß flieht die Zeit bei Dciuer bitter» Fluth.

IV,

Saintc-Beuue.

Ter offene Sinn für alle Gebiete der Kunst oder, wenn man will, der höhere Dilettantismus, den die beiden Deschamps*) mit einander gemein haben, findet sich noch in reicherem Maße nnd vor Allen! feiner, wählerischer, gewissermaßen subtilisirt wieder in Charles Augustin Sainte-Beuve, geboren 18U3 in Boulogne-sui-mer.

Taint-Beuvcs Hauptbedeutung liegt in seiner kritisckicn Wirksamkeit. Er steht in der Mitte zwischen der spielenden, nonchalanten Manier, dem eleganten, spirituellen, aber nichtssagenden Geplauder eines Jules Ianin und der zuweilen etwas plumpen und ungelenke», aber gedankentiefen und principiellen Kritik eines Gustave Planche.

Ohne einen weiten Gesichtskreis, ohne den höher» Standpunkt, von dem aus groß augelegte Naturen, unbeirrt durch die Strömungen der Zeit und das Treiben der Parteien, auch ihre Gegenwart mit sicherem Blick zn überschaue» vermögen, ohne den richtigen Tact oder Instinct, überall das Charakteristische und Wesentliche zu finden, und ohne das Talent, in biographischen Persuchen einleuchtend, bestimmt nnd plastisch zn gestalten, dagegen mit feinem Bcobachtungstalcnt für untergeordnete Dinge, mit einer ersichtlichen Vorliebe für psychologische Curiositäten, für interessante Details, für das Anekdotische zeigt Sainte-Beuve in semen besseren kritischen Arbeiten (in den „?ortr»it« 1ittöi»ire8" ans den Jahren 1829—30 und namentlich in seinen zuerst im Jahre 1849 im „(^uztiwtiounel" erschienenen „(.'»nlerie» <!u Iun<li") eine stießende Dictio», einen durchgearbeiteten Stil, eine seltene Feinheit, Sorgsamteit und Gcdnld in der Ausführung, Eigenschaften, die seinen, wenn auch iwch so unzuläuglicheu Kritiken zuweilen den Anschein des Ganze» und Abgeschlossenen geben.

Sainte-Beuve ist ei»e weibliche Natur, feinfühlend, anfchmiegeud und voll Hingebung. Er behandelt die Schriftsteller, die er bespricht, nicht wie Schlachtopfer, fonder» wie alte Bekannte, die man gern in gute Gesellschaft einfühlt. Selbst fei» Tadel, zn deni er sich nur mit zögerndem Widerwillen entschließt, nimmt sich immer noch aus, wie eiu etwas zweifelhaftes Couipliment. Nnr wo er ansnahmsweise einmal schreibt, um z» tadeln, da überschreitet er alles Maß, und seine Ausdrucksweise nimmt bann jenen widerwärtig persönlichen Ton a», der sonst nur kleinen oder krankhaft empfindlichen Natureu eigen ist.

Zwei Bücher Sointe-Beuves sind indessen durchgängig mit einer gewissen Frische und Keckheit geschrieben. In dem ersten: „I»bl<nu, <Ie I» poözi« krau<Mzs", 1828 erschiene», suchte der damals noch enthusiastische Romantiker die Berechtigung der neuen Schule mchznweisen und ihr einen gewissen historischen Hintergrund zn gebm, indem er Boileau angriff, Ronsard und Mathurin Regnier zur Geltung brachte und sich auf Montaigne uud Rabelais berief. Dieses Buch hat keine wissenschaftliche, sondern lediglich eine polemische Bedeutung. Die ueue Ausgabe desselben vom Jahre 1843 enthält eine Art von Widerruf, wie den» Sainte-Beuvc, nachdem er in litterarifcher Beziehung eine lange Periode des Schwankens und Zweifelns durchgemacht, von welcher die im Jahre 1836 erschienenen, im Ilrtheil ängstlich lavirenden, auch stilistisch unbestimmteren und mannigfach verzeichneten,.Xc>uvr<>ux z>c>itl<!itz et critiguog litt«r»ire3" der treucste Spiegel sind, sich endlich definitiv vo» der

*) Der Bruder von Emile Deschamps, Autony (geb. 1803), besitzt noch weniger selbstständige schöpferische Kraft als jener, aber eine männlichere, mächtige Sprache, die er sich namentlich durch das Studium Dantes angeeignet haben mag. Bei mehr Hingebung au das Original leidet seine Übersetzung der „Divinil <x»>ime<liH", die, ebenfalls in französischen Alexandrinern abgefaßt, fchon deshalb Jeden kalt läßt, der an die italienischen Terzinen des Originals gewöhnt ist, immerhin noch an viele» Willkürlichteite» und Auslassungen, vor Allem aber an ungelenken Wendungen und sprachlichen Härte», die um so auffallender sind, als Autony Deschamps auch die weiche, wohllautende Lyrik Petrarcas in einigen übersetzte» Sonette» mit einem Geschick wiedergegeben hat, das aller Anerkennung werth ist. Seine eigenen Gedichte sind nicht bedeutend.

romantischen Schule lossagte und ueuestens in seinen „llüugeries 6« luiüli" seine früheren Gcuosseu und seine eigene Vergangenheit mit auffallender Bitterkeit besprach. An Feinheit und Schärfe der Apercus, an Durchsichtigkeit und Präcision des Stils sind diese „«ülluzsiio« ° unzweifelhaft das gelungenste Werl Saintc-Veuues.

Rechnet man zu diesen Vorzügen ei» feines ästhetisches Gefühl, das über die Litteratur hiuaus sich namentlich auf alle bildenden Künste erstreckt, ein cucyklopädisches Kunstverständnis;, das eben mehr in die Breite, als in die Tiefe geht und mit allen neue» Erscheinungen sofort familiär wird, nnd verzichtet man von vornherein auf alle erschöpfende Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und wissenschaftliche Strenge, so bleibt Saintc-Ncuvc zwar kein Kritiker ersten Ranges, aber immerhin einer der besser,! unter jenen höheren Fcuillctouisteu, die Fachleuten wenig Neues bieten, aber von großem Werth sein mögen für ein mäßig gebildetes Publicum, das sich iu der Eiutagslittcratnr zunächst amüsiren, aber gelegentlich auch — freilich so mühelos als möglich — unterrichten lassen will.

Dasjenige Buch Saintc-Vcuvc's, das am meisten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ist seine 1843 vollendete Geschichte der Iauseuisteu (,.lli8toir<' du ?„rt ro?»I"), die zwar die philosophische 2eitc des Stoffes nur dürftig beleuchtet, aber in literarischer Hinsicht interessante Ausschlüsse bietet. Ter 1834 erschiene!« didaktische Roman „Vulupt,«" mit mancher treffenden psychologische!! Wahrheit und einen! etwas wohlfeilen Schluß ist stilistisch vernachlässigt und als Gmzes ziemlich unklar.

Ter größte Irrthum Sniutc-Bcuues lag überhaupt darin, daß er sich allzulang für ein vorzugsweise productivcs Talent hielt. Als Tichtcr trat er zuerst pscudoulM iu „Vir, >x«3i« «t penzeog <I« ^osspb. Uülomie" 1829, dann in den „(ausowill)»»" 1829-30, endlich iu de» „?«N8««8 ll'imüt," 1837 auf.

In den Gedichten des ersten Bandes zeigt sich am meisten der Einfluß der Romantiker, sowohl in der freieren Behandlung der Cäsur, als iui Enjambement nach dem Vorbild Ronsards und Andr« Chsniers. Sprache nnd Bilder sind oft gesucht und von einer Sinnlichkeit, bei der das poetische gegen das pathologische Interesse zurücktritt. Ter Student Telorme ist eine Spielart der bekannten culturinüocn Weltschmcrztypeu, grübelnd sich selbst zersetzend nnd melancholisch ohne rechten Grund. Tie Gedichte bilden gleichsam ein poetisches Tagebuch, das übrigens weder wichtige Erlebnisse, uoch besonders originelle Empfindungen aufweist. Tcntsche Litteratnrlenner haben darin Achnlichkeit mit Salis, Hölty und Tiedge finden wollen. Indessen stößt man in dem Buch zuweilen auf einen grellen Realismus, der von dem Ton dieser deutsclM Tichter seltsam absticht, so iu folgenden! Sonett:

Entsagung.

?u !»!)a«l suom',1 llüs <t«8t!n'<I w de b«»'.
?ei>!-»8«.

Tu ich vor mir nur Nacht und teiue Labe
In meiner dürftigen Vergangenheit,
Nicht ein Erinnern, rein nnd unentweiht,
Zum Ausruhn meiner müden Seele habe;
Ta ich das Unglück schon gekannt als Knabe,
Da schon mit zwanzig Jahren überschneit
Mein Liebesfrühling, da durch innern Streit
Der Ruhm des Vaterlandes ging zu Grabe;
lind da die Armuth, während mich ihr Fluch
Bleischwer hinabzieht in den Koth der Massen,
Besudelt nnd zerfetzt mein Lebeusbuch:
Warum nicht gab' ich ohne Reu' und Hassen
Dies Dasein anf durch einen jähen Bruch,
Wie ciucu Freund, der mich im Stick) gelassen?

Tic ,,(,'un«<1iUi«u3" mthalten Gelegenheitsgedichte, sentimentale Stoßseufzer der Ent-
sagung und eine Poesie des Stilllcbens, worin der Dichter die englische I^lie «ob«,!,
namentlich Worbsworth nachahmt, aber eben so oft nnd mehr noch als seine Vorbilder
über der gesuchte» Einfachheit und Schmucklosigkeit der Form prosaisch wird. In einigen
Gedichten, wie ..ziionol ^,nge" und „IH vi« »„uvolw" nimmt Sainte-Beuve einen An-
lauf zuni Idealen und Erhabene», beweist aber durch die Unklarheit der Anlage und das
chaotisclie Durcheinander der Bilder, wie wenig er sich in diesem «Gebiete heimisch fühlt.
Durch die ganze Sammlung hindurch zieht sich eine Neigung zum Sittlich-Religiösen, zu-
weilen überhaucht von einer gelinden Mystik, die nicht unpoctisch ist. Einen bestimmteren
Ausdruck findet diefc Richtung in den ..I'ou«sos !I'I«»'>t". Moral und Religion bilden
hier den Grniidto». Bei aller Sinnigkcit jedoch vermögen die iu dieser Sammlung ent-
haltenen poetischen Biographien von Mawzc, Namon, Doudun, Aubigus nicht zu fesseln,
weil sie uns Menschen vorführen, die eigentlich keine mehr sind. Die poetische Erzählung:
.Mon,-,ionl 5c„n, miütrs ä'seol«" geht vom Dogma der Erbsünde aus. Ter Tichter
macht diesen Mousieur Jean, eines der Rousseau'scheu Findelkinder, in allem Ernst für die
Sünden des Vaters verantwortlich nnd läßt ihn durch ei» tugcndhaflcs und freudenleeres
Leben dafür büßen.
Leider vermißt man auch iu diesem Buche die Verständlichkeit und Klarheit, oft
selbst die ästhetisch-maßvolle Ockouoniie in der Form, die Saintc-Beiwc sonst eigen ist.
Turch diefe „?«i>8««8 ä'l«üt" legte der Tichter das Bekenntnis; seiner religiösen Rccht-
gläubigteit ab; iu der Folge cmancipirte er sich uou der romantischen Schule, und im
Jahre 1845 wurde er richtig iu de» alleinseligmachenden Schooß der Akademie aufgenommen.
Vielleicht die besten poetischen Tckiöpfungcn dieses Dichters sind seine iu den ver-
schiedenen Sammlungen zerstreuten Sonette, weil hier Saiute-Beuve'Z stilistifche Virtuosität
am meisten zur Geltung kommt. — Ehamkteristisch gcnng, auch für die Ansdruckswcise
des Tichters, die nicht selten das ist, >uas die Franzosen „ftrcciös" nennen, nnd wofür die
deutsche Bezeichnung „geziert" zu stark ist, klingt Samtc-Bcuvcs Ausspruch:
„Uno i^löe 62113 un sonnst, r'e»t uns Mntt« lt'«83«n<:e clanz nu« l»rm« <!>. ^ri«Wl",
Gewöhnlich scheint diese Idee keine andere Bestimmung zu haben, als die des Vcr-
duftens, wie denn Eainte-Bcnve selbst da, wo er weniger dnrch die Bande einer
strengen Form gebuudeu ist, sich weder durch Tiefe noch Rcichthnm der Ideen auszeichnet.
Doch versucht er es, nns auch iu seinen Sonetten so oft als möglich durch irgend eine
ucne, anmnthige Wendung über de» Mnugcl au Innerlichkeit nnd wirtlicher Originalität
zu trösten. Hier ist noch eines dieser Tonette, das in keiner französischen Gedichtsammlung,
in keinem „,V!bnm Ivriquo" fehlen darf nnd als fehr charakteristisch für Sainte-Bcuue gilt:
Das wahre Glück.
Ich sah die M'lt; was nur die Kunst geboren,
.hat zn erforschen nur mein Loos erlaubt;
Doch, weun ich zu erhaschen oft geglaubt
Das Schöne, nxir sein zarter Schmelz verlöre».
Bei herzen, die das Leid zum Titz erkoren,
Sucht' ich umsonst, was schon die Zeit geraubt;
Nach manchem Stnrm, der Hoffnungen entlaubt,
Hab' ich umsonst ei» fliehend Glück beschworen.
Und wie sich auch mein Wissen mocht' entfalte»,
Ich sah das Höchste, was die Kunst erreicht,
Aus uubewußtcr Anmnth sich gestalten.
Und fand in Dem nnr, was die Jugend reicht,
Dem reinen Sinn, der Stirne ohne Falten,
Den Zauber, dem kein Glück im Leben gleicht.

Noch bezeichnender für die Zerfahrenheit und den prätentiösen Ton des Dichters und
jene mit einem unbestimmten poetischen Fluidum versetzte Atmosphäre, in der Sainte-Bcuvc
trotz aller im Einzelnen durchaus präcisen sprachlichen Ausbrucksweise gleichsam herum-
tastet, was die Franzosen sonst gelegentlich für ein untrügliches Merkmal der deulschen
Idealisten ausgeben, ist folgendes an sich gewiß recht poetisch empfundene, aber — nament-
lich in der zweiten Strophe — ziemlich unverständliche Stimmungsgcdicht:

Das Träumen.

Den Mond ließ ihren Thron besteigen Und sieh'! urplötzlich gehn verloren
Tic stolze Sonn' und ging zu Grab; In meiner Seele Stern und Blau;
(5s spiegelt sich der Sterile Neigen Im Sturm, den ich heraufbeschworen,
Gleichwie in ciilts Sees Schweigen, Seh' ich den Himmel sich umfloien,
In meiner Seele leuchtend ab. Den Mond zergeh'n in trübem Grau.
Und gern in die Gedankenwogen, O, kehrt zurück, Ihr Himmclsflurcn;
In diesen Tee voll Goldsand taucht Nie trüb' ich wieder Euren Glanz!
Mein Blick und sieht darin den Bogen Da glätten sich die Wellcnspureu;
Des Himmels, weltenglanzdurchzogen In meiner Seele strahlt azurcn
Von weichem Tönen noch nmhaucht. Der Himmel wieber voll nnd ganz.
Erst fesselt mich das Bild; ich find' es lind ewig sei dies Bild mein Eigen,
Bezaubernd groß, bis mich ein Geist Kein Windhauch soll es mehr verweh'»;
Des Zweifels, ein Gelüst, ein blindes Bei wolkenloser Nächte Schweigen
Ter Ncubegier, der Gier des Kindes Nur will ich mich darüber neigen
Mit Händen darnach greisen heißt. Und träumend in die Flnthen sch'n.

Den Schluß der hier veröffentlichten Artikel-Serie Leuthold's bildet
sein Aufsatz über Victor Hugo (1802—1885). Diese Arbeit verbreitet
sich zwar nicht in zusammenfassender Weise über den Stimmenführer der
neufranzösischen Romantik, sondern würdigt dessen Werke ,^e8 Mstzi-adl^"
und „I^ss 0ri6ntÄlo8". Trotzdem enthalt dieser schneidig abgefaßte Essay,
namentlich in seinen» letzten Theile, der einer besonderen Arbeit Leutholds
über den Verbannten uon Jersey entnommen ist, ein weitgehendes Interesse
insofern, als unser Schweizer Poet hier auf den Einfluß dieses französischen
Romantikers aus deutsche Dichter (Freiligrath, Geibel, Lingg) hinweist.
Das großartig concivirte Gedicht Victor Hugo's: „Mazeppa" stimmt mit
der in den „fünf Büchern französischer Lyrik" abgedruckten Form, die
Geibel retouchirt hat, nicht überein; die hier gebotene Verdeutschung ist
Leutholds geistiges Eigeuthum.

Victor Hugo.

Victor Hugo ist in jüngster Zeit*) wie kein anderer lebender Dichter gefeiert worden, nnd
sein neuestes Werk „I.»z zI>8s^>I>Io8" beschäftigt noch heute die Presse aller gebildeten Nationen.
Wieviel auch die Neclmnc nnd das Unglück des verbannten Dichters zu dieser Teil-
nahme beitragen mochten, dieselbe ist immerhin auffallend und läßt sich fast mir durch die
Pietät erklären, welche der gute Glaube des Dichters an eine sociale Umgestaltung und
die edle, wenn auch iu dieser Uebertreibnng jedenfalls fixe Idee Victor Hugos einflößen,
der poetische Vcrtündcr jener neuen, wcltbeglückenden Aera, der Dichter der Zukunft zu
sein. Allerdings waren mich die bis zur Lächerlichkeit ängstliche und Nciumüthige Ecusnr,

*! Anfang der 60 er Jahre ist dieser Artikel geschrieben.

">

welcher V. Hugos neuestes Weit in Frankreich unterworfen wurde, und eine Reihe un-
geschickter, uuberufener und frivoler Angriffe geeignet, jene Theilnahme an dein Buche des
großherzigen Verbannten von Jersey zu steigern.
Zu den Angriffen der letzteren Art gehört auch das jüngste „Die wahren Miserables"
überschriebene Buch Eugöne de Mirecourts, dieses keineswegs geist-, aber sehr pietätlosen
kleinen Pamphletisten, der bekanntlich Namen nnd Existenz allein dem Sccmdal verdankt.
Eugsnc de Mirecourt und Victor Hugo! Iu dieser blohen Zusammenstellmy liegt die
bitterste Kritik des genannten Buches.
Der frivole Esprit und der kaustische Witz, der trockene Humor und der secnendc
Verstand, ja, selbst der hausbackene bon.3«n8 haben bei der Kritik der jüngsten Schöpfungen
Victor Hugos allerdings ein leichtes Spiel; aber nicht ohne eine Mischung von lebhaftem
Interesse und achtungsvoller Pietät kann man die poetische Beredsamkeit verfolgen, mit
welcher der Exilirte in der „I^Fenä« äs» 8iöele3," seinem vorletzten Werke, die Emonci-
pation der Menschheit prophezeit, eine Emaucipatiou freilich, die ^- wie sie sich im Kopfe
dieses französifchen Romantikers ausnimmt — nie und nimmer möglich sein wird.
Victor Hugo hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Garibaldi. Beide trauen sich Etwas
von der wunderwirkenden Gewalt der alttestamentlichen Propheten zu, und Beide sind dabei
aufrichtig; sie selbst glauben an sich. Wie Garibaldi als Mann der Thai, so stürzt sich
auf litterarischcm (Gebiet Victor Hugo, ein moderner Wintelried, mit enthusiastischer Opfer -
Willigkeit in den dichtesten Speerwald seiner Feinde, der politischen, socialen und religiösen
Reaction; auch er wähnt, daß von ihm allein das Heil der Menschheit abhänge, auch er
traut sich die Kraft zu, die moderne Welt ans den Fugen zu heben. Es ist seltsam, daß
unser nüchternes Jahrhundert solche Menschen hervorbringt, und merkwürdig, wie sie dadurch,
daß sie selbst an ihre Mission glauben, auch Andere von derselben zu überzeugen vermöge».
Allerdings hat uuter dieser Weltbeglückungstendenz Victor Hugo, der Poet, sehr ge-
litten. Seit Byron war wohl keiner mit Mitteln so ausgestattet, nm ein Dichter im
großen Stil zu werden, als er. Hätte er weniger und hätte er mit mehr Maß und künstleri-
schem Verstand produciri, so wären ihm unstreitig die höchsten Erfolge sicher gewesen. Mit
der „I,sss«Il<Is äss «i5o1«Z" aber hat der Dichter jenes Gebiet betreten, wo über der Ber-
einigung des Erhabenen mtt dem Grotesken der gesunde Menschenverstand uud mit ihm auch
die Poesie aufhört. Die,M8sr2bIe,5", obwohl zwei Hauptvorzüge des Tichters, das eminente
Schilderungstalent und die unübertroffene Rhetorik, sich auch in diesen» Buche nicht ver-
leugnen, ist iu ähnlicher Weise caritirt «nd unwahr, in ähnlicher Weise in's Monströse
gearbeitet. Indessen scheint diese Verirrung bei Victor Hugo keine zufällige, und nicht
allein dnrch das Schicksal des ehrgeizigen Dichters, durch den nothgedrungenen Verzicht
auf eine längst geträumte politische Earrwre und die verbitternden Einflüsse des Exils ver-
anlaßt zu sein. Schon unter seineu früheren und berühmtesten Werken finden sich Gedichte,
die durch de» Zug zum Maßlose» iu bedauerlicher Weise entstellt sind. Gauz charakteristisch
für die guten wie die bedenkliche» Eigenschaften des Dichters erscheint uns unter den
„NnsutHls«" das berühmte Gedicht „Mazeftva". Tas ganze Gedicht ist — originell genug
— in Periodenform gebaut nud hat jenen kecken Wurf, den wir an Victor,Ougo gewöhnt
sind. Der erste Theil, obwohl etwas weitschweifig, ist mit jenem unglaubliche» realistischen
Schilberungstalmt, mit jener Bravour iu der Farbe gearbeitet, die uns auch i» der Malerei
bei deu französischen Realisten mehr in Erstaunen setzt als befriedigt, mehr überrascht und
— fast möchten wir sagen — mehr erschrcctt als erwärmt und erhebt. Was uns Deutschen
bis zur Brutalität unpoetisch scheint, ist hier stellenweise mit einem Behage», einer Vorliebe
und Hingebung behandelt, die nur allzu sehr a» den Satz: „Lo IM e'est 1« l^u"
erinnert. In dem zweiten Theil aber macht sich in einer ganz unbegreiflichen Weise jeue
Verbindung des Sublimen und Lächerlichen geltend, die in den jüngsten Leistungen des
Dichters eine so große Rolle spielt.
Trotzdem hat Victor Hugo heute, was er an poetischem Ruf unter seinen Fach-
genosseu verloren, unzweifelhaft an Popularität bei der Masse gewonnen, nnd wir theile»

hier dos (Gedicht mit, das, wie schon bemerkt — mit einziger Ausnahme des weichen lyrischen Tons, den der Dichter ausnahmsweise, namentlich in seiner „Familienpoesic" auge-schlageu — die Vorzüge und Fehler des vielgenannten fmnzösische» Romantikers wie kein anderes vereinigt, und von dein unseres Wissens bis jetzt überhaupt noch leine, jedenfalls aber keine uenucuswcrthe deutsche llebersetzung exisirt.

Mazcpfta.

I.

Mazeppa, als er sah, daß fest ein Teil ihn schnürte,
Das seine Hüfte, die vom nackte» Schwert berührte,
llud Arm uud Fuß »mwob,
Auf eiueu Wildfaun, der, imch seiner Steppe lüstern,
Oercizt ward uud gehetzt, daß Feuer aus den Nüster»
Uiw aus den Hufen stob,
llnd als er wie ein Wurm in seiuer Baude Knoten
Umsonst sich wund gewälzt und knirschend Trotz geboten
Ter Henker rohem Troß,
Saut müd zurück aufs Kreuz des schcu'stcn vou den Hengsten,
Triefend von Schaum und Schweiß, iudeß vor Todesängsten
Ihm Blut i»'s Auge schoß.

(An Schrei durchschwirrt die Luft . . . und wie vom Sturm getragen,
Hinbransend othemlos flieh'» Roß und Mauu und jagen
Den gelben Flugsand ans;
Ein fern Geräusch, der Staub, der ob dcu ödeu Strecke»
Hiuwirbclt, wie (Hewolt, aus welchem Blitze lecke»,
Bezeichnet ihren Lauf.

Hinfliegeu sie, so wie die Windsbraut, wie die Tchlüftc
Des Hochgebirgs ausspei'u ciu Wetter, wie die Lüfte
Em Feuerball durchzischt;
Nuu sind sie bloß eiu Piuitt ini Occau des Raumes,
llnd uuu verschwinde» sie, so wie ei» Flocke» Schaumes,
Der mit dem Meer sich mischt.

Hinfliege» sie . . . uud öd' und unermeßlich dchue»
Sich Wüste», die stets neu dem Blick entgegennahm»,
Weit, unbebaut, versengt,
llnd wieder huscht es fem vou Berge», Dörftr», Städte»,
Zu dunkel» hier und da mit Licht durchbroch'ne» Kette'»
U»kc»»tlich, wüst gemengt.

Wen» der Hemartertc sich wälzt a»f feinem Pferde,
I» fchm'cr» Sätze» nur stampft da»» sei» Huf du' lirde,
Voran dem Winde schweift
(53 in die Oede dann des grcuzculose» Meeres
Bon Sand, das, tief gefurcht, vor ihuc» liegt, als war' es
Ei» Mantel, der gestreift.

Und Alles tanmelt riugs; gespensterhaft au ihnen
Vorüber sauscu Wald, «Gebüsch und Burgruine»,
Daß seltsam, wirr, verkürzt

Licht, Raum und Farbenton bunt ineinander fluthcn;
3« mst der Flug dahin . . . cm Trupp von wilden Nuten
Kommt dampfend nachgestürzt.
Allmählich geht der Tag am Horizont zur Rüste,
Und uor Mazeppas Blick, wenn durch die Wolkenwüstc
Die Tonne sucht den Pfad,
Dreht der mit grellem Glanz nnd wolkigen Geschwadern
Durchmeugte Himmel sich wie ciu nüt goldnen Adern
Mpmikelt Marinorrad.
Irr schweift sein glotzend Ang'; gesenkten Hauptes schleppe»
Die Haare nach im Saud, Blut färbt die gelben Steppe»,
Blut das Gehäg, nud rührt
«ich der gesckiwoll'ue Leib, fühlt er, wie dem Umzingeln
Und Biß der Schlange gleich, das Nil mit seinen Ringeln
Ihn tödtlicher umschnürt.
Zaumlos und sattellos, geritten uou Entsetzen,
Dampfend, mit Blut besprengt, der Weichen fleisch in Fetzen,
Jagt schnaubend hin der Hengst;
Laut wiehernd hinter ihm und fletschend mit den Zahnen
Die Stuten; durch die Luft ob den gesträubten Mähnen
Zieh'n Kräh'u nnd Raben längst.
Ohreulcn ziehen mit, die sonst am Tage zittern,
Fischaar und Adler, die das Aas der Schlachten wittern;
Doch hungrig rauscht dem Schwärm
Der kahle Geier uor, der gern den Hals, de» rothe»,
Flcisckfarb'ueu wühlen läßt ini Eingcweid' der Todtcu
Wie einen nackten Arm.
Sie Alle, die den Schmaus gewittert, ihre Forsten
Verließen sie, das Nest im Thnrme, der geborsten,
Das öde Ritterhaus;
Er, taub dem Freudenschrei, den schrill sie ausgestoßen,
Fragt irr »ud wund: Wer spannt dort oben wohl den großen
Kohlschwarzen Fächer aus?
Und sinken läßt die Nacht den sterncnlosen Schleier;
Dicht hinter'»! Opfer her zich'n schon der Aar nnd Geier
Des langen Leichenzugs;
Nu ungewiß Geräusch im dichtgefall'ncn Nebel,
Nur hört er hie und w das Oackcn ihrer Schnäbel,
Das RausclM ihres Flugs.
Endlich am dritten Tag des ziellos unbewußten
Hinjagens durch den Sand, durch Wälder, Ströme, Pnßten
(Yebroch'nen Gliederbau's
Bäumt nochmals fich das Pferd, selWMitriefend, am Verlcchzcn,
lind löscht der Hufe Blitz hinstürzend nnterm Krächzen
Der Kräh'u und Rabeu aus.

Da liegt Mazeftpa nun, nackt, hilflos, mchtnmfangcn,
Alutroth, dem Ahorn gleich, dmn reich die Vlüthen Haussen!
Mit wachsendem Gekreisch
Senkt kreisend sich herab der Schwärm, ihn anzupacken,
Und sein blutrünstig Aug', das starre, auszuhacken
Ans wund geschrammtem Fleisch,
Und dieser winselnde, verworf'ne Halbentseelte,
Er ist's, den drauf zum Haupt sich die Ukraine wählte:
Verschwend'risch wie ein Prinz
Auf manches Schlachtfeld hin wirft er dereinst den Müttern
Tic Söhne, nm mit Aas die Brut des Aars zu füttern
Und seines Rnnbgesinds.
Sein Leben wird sich rasch zn wilder Grütze wenden;
Als Hctman wirft er sich um Schultern und um Lenden
Den reichen Zobelpelz,
Ter ganze Stamm wird knien, wenn er uorüberschreitet
Veim Jauchzen der Musik, die hüpfend ihn begleitet
Zum Eingang seines Zelts.

II,

3o, wenn ei» Sterblicher, ein von dem Gott Geweihter,
An Tich geschnürt sich fühlt, ein unfrciwillisser Reiter,
Genie, Dn wilder Hengst!
Umsonst ist all' sein Kampf! Dn fliehst trotz seinem Jammern
Mit ihm die Wirklichkeit, von der Dn Thor nud Klammem
Mit Deinem Stahlhuf sprengst.
Koch über Land und Meer nnd höchste Bergessäumc
Durch Wolken trägst Tu ihn in uubeknnutc Räume,
Und weithin tobt nnd lärmt,
Vom Rauschen Encrs Flugs jäh aufgestört, die Menge
Unreiner Geister, die in staunenden! Gedränge
Begierig Euch umschwärmt.
Turch'Z Reich der Seelen trägt Tein feuriges Gefieder
Ihn zum Unendlichen, er läfzt am Strom sich nieder,
Ter noch ans Eden stammt,
Indch fein flatternd Haar im Raum, dem sternbesäten,
(Gemischt dem Mähnenhaar weitlcnchtcnder .Kometen,
Am Himmelsantlitz flammt.
Tic Monde Hcrschels uud den Ring Saturns, den llarcn
Lichtglanz, der nördlich oft das Antlitz der polare»
Erdsscgend Rachts erhellt,
Liitzt ihn Dein Flug, den nie sei» Wille hemme» tomite,
Erforschen nnd erschlicht ihm nene Horizonte
Der idealen Welt.
Doch nur ein Dämon kann und nur ein Engel wissen,
Was er erträgt, wie oft sein Ocrz ein Wtz zerrissen,

Wie oft ein Schmerz durchschweift.
Wie manche Strahlensaat ihn blendete am Tage,
Wie mancher Schauer Nachts mit jähem Flügelschlage
Wskalt die Stirn ihm streift.
Verzweifelnd schreit er auf, doch Du rennst unaufhaltsam:
Es schwindet seine Kraft, doch reißt ihn fort gewaltsam
Dein sturmbeschwingter Lauf;
Vei jedem Satz zuckt er zusammen, wie verendend.
Die Frist geht um . .. Er jagt, fliegt . . . stürzt: ^
doch groß und blendend
Als König steht er auf!

Zum Schluß seien, die obigen Worte Leutbolds über Victor Hugos „0risut»l68" ergänzend, noch folgende Niederschriften unseres Essayisten aus der erwähnten zweiten Arbeit über das Haupt der romantischen Schule des überrheinischen Volkes mitgetheilt:

An metrischer Correctheit, an blendender Technik sind die „Orientale«" ohne Frage das bedeutendste Wert des Dichters, und es ist erklärlich, daß dieser Ncichthum an tropischen Schilderungen, dieser fremdartige Farbenzaubcr nicht blos in Frankreich, sondern auf die jüngeren Talente fast aller Nationen uud namentlich in Deutschland eine ungeheure Wii-kung übte. — Am fühlbarsten wirb in diesem Werke, das; Victor Hugo trotz seinem seltenen Gestaltungstalente die Gabe versagt blieb, seine Gestalten lebensfähig zn machen, sie zn beseelen. Zwar strotzen sie von scheinbarer Lebensfülle und Gesundheit: hie und da glaubt man das Spannen eines Muskels zu sehen, eine» Pulsschlag zu hören, und man erwartet jeden Augenblick, sie werden sich nun auf eigene Rechimng bewegen, sprechen, empfinden und einen Willen haben: aber umsonst: cs sind eben nur Bilder oder lebende Tableoux, wenn man will . . . Ferdinand Freiligrath hat mit der ihm eigenen Meisterschaft die gelungensten dieser (Acdichte nicht blas übertragen, sondern erscheint als Poet selbst, ehe er der Tendenz verfiel, fast ausschließlich als Nachahmer gerade dieser Richtung Victor Hugos. Freiligrath erreicht den rhythmischen Wohllaut seines Vorgängers nicht: seine Verse sind voll, aber nicht so tonwcich wie in den „Orientale»"; sein Ncim ist oft fremd und bizarr, aber es liegt weniger Seele darin, und selten hat er jenen echoähnlich austlingenden Wohllaut, mit dem Victor Hugo dem Ohre zu schmeicheln weiß. Dagegen kommt Freiligrath bei mehr künstlerischem Tnct oder richtigerem Instinct an Lebendigkeit des Kolorits, an llepvigkcit der Sprache, an Bilderrciclithum seinem Vorgänger beinahe gleich und übertrifft ihn vielleicht an localcr Wahrheit der Schilderung und plastischer sticstaltung . . . Außer Freiligrath, der als Dichter an dieser Richtung leider so ziemlich zu Grnnde gegangen, sind manche unserer namhaftesten ncneren Poeten mehr oder minder durch Victor Hugo beeinflußt worden. Wir erinnern nur an die vorzüglichsten, an Gmannel Geibel und Hermann Lingg. Beide unterscheiden sich von Victor Hugo dadurch, daß sie fast durchgängig die virtuose Technik auf einen Inhalt von entsprechender Vcdeutnng anzuwenden verstanden.

So hätten wir denn in dein Vorstehenden die litteraturfreundliche Welt mit einer bislang ziemlich unbekannten Seite der Leuthold'schen Begabung bekannt gemacht. Auch als Literarhistoriker gehört unser Poet zu den Answählten und wird sich ein dauerndes Andenken bei all' Denen sichern, welche eine derartige Vermittelnng fremder Litteraturerzeugnisse zu würdigen wissen.

D^^^^^^H^^^^H^ sM
^W^-^^3tt^^3^^
v^/^?
^A/^^^^D
>^^^I<
M
^ '^^^^^^^M^
<^^M^» ^M <-^
^M^
'TN
Ms,, "^^^M,>
^,!I M^,
^// /Wl!ß
W^V^^MW
^ ^^
^5^M
^M>

Darwinismus in der Moral.

von

Fr. Nubinstein

— Veilin. —

- geschieht oft in, Laufe geschichtlicher Entwickelungen, daß Gedanken und Principien, die ursprünglich auf das Bitterste bekämpft und befehdet wurden, durch eine leichte Wendung der Zeit*) oder eiue neue Ausdeutuug ihres Inhalts auf einmal den entgegengesetzten Sinn erhalten und dasjenige stützen nnd kräftigen, was sie anfänglich umzustürzen drohten. Bileam, der gesucht wurde, um zu fluchen, und schließlich sich gezwungen sah, zu segnen, ist der Stammvater dieser Bekehrten, und wohl jeder denkende Mensch kommt im Laufe feiner irdischen Wanderschaft in die Lage, anzubeten, was er verbrannt, und zu verbrennen, was er angebetet hat.

So, glaube ich, wird es auch der moralischen Beurtheilung des Darwinismus ergehen. Bekanntlich fanden Darwins naturphilosophische Ideen ihre heftigsten Gegner im kirchlichen Lager — ohne Unterschied der Lonfession. Konnte man dort vielleicht die geologifchen Correcturen der Bibel noch hingehen lassen, da ja im Gruude die Religio« ethische und nicht wissenschaftliche Wahrheiten lehren null, so erschien dagegen die bisherige Grundlage der Moral durch die Lehre vom Kampf nm's Dasein, von der natürlichen Auslese, vom Ueberleben des Passendsten, von der M-stammung des Meuschen auf's Aeußerste gefährdet. Wie vertrug sich die

*) „<,i„,,3i em'i>nin" sagt Cicero in einer seiner ccitilimrisckicn Reden mit einer überaus geschickten „Wendung".

Lehre von der erbarmungslosen Vernichtung der Schwachen und Lebens-
unfähigen mittelst des Kampfes um's Dasein mit der Annahme eines gütigen,
himmlischen Vaters, der sich erbannt über alle seine Geschöpfe, wie schien
diese Lehre Brutalität und Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen noch
gar zu loben und wissenschaftlich zu begründen*). Der consequente Darwi-
nianer gelangte anscheinend schließlich zur Aufstellung einer Art von
Nietzsche'schem Uebermenschen als Idealtypus der Menschheit.
Da ich keine theologische Abhandlung zu schreiben vorhabe, so überlasse
ich es einstweilen den armen, heutzutage so sehr in's Gedränge gebrachten
Orthodoxen, ihre Lehren und ihre Moral vor der Wucht des andrängenden
Zweifels zu beschirmen. Ich will im Folgenden vielmehr nachweisen, daß
im Darwinismus, bisher erst von Wenigen geahnt, die Keime einer natür-
lichen Ethik schlummern, die dereinst, zum mächtigen Stamme entfaltet, alle
bisherigen Moralsysteme ersetzen wird.
Von den neueren Philosophen hat zuletzt Schopenhauer in seiner
„nicht gekrönten" Preisschrift**) „über die Grundlage der Moral" den Nach-
weis geliefert, wie wenig selbst des großen Kant kategorischer Imperativ
nebst seinen übrigen Moralbegründungen einer scharfen Kritik Stand hält,
ebensowenig wie alle früheren philosophischen Versuche einer sicheren Funda-
mentirung dieser wahrhaften und einzigen Stütze der menschlichen Gesellschaft.
So ging es immer. Die Staatslenker, Regenten und Könige hatten zu
allen Zeiten ein großes Interesse daran, eine gute Grundlage für ein
moralisches Verhalten ihrer Unterthanen zu schaffen, Sie wurde bisher in
der Verbindung der ethischen Gesetze mit der Religion gefunden, und es ist
ein Motiv, das auch geistig Freie zu erwägen Veranlassung haben und
hatten, ob nicht etwa ihre philosophischen und wissenschaftlichen Lehren ge-
eignet seien, die Grundlage eiues ethischen Verhaltens bei den Massen zu
erschüttern. Ein großer Theil der unerfreulichen Erscheinungen in dem
Culturleben der Gegenwart beruht zweifellos auf dem Umstände, daß die
alten Vorstellungen, die alten Grundlagen der Moral wie in der römischen
Kaiserzeit in den Köpfen einer sehr großen Zahl von Menschen erschüttert
und neue noch nicht gewonnen sind. Von Zeit zu Zeit trat stets irgend
ein erleuchteter Mann auf, der die Unzulänglichkeit der bisherigen Moral-
begründungen nachwies und sie auf's Neue, nach seiner Meinung jedesmal
endgiltig, begründete. Auch Schopenhauer glaubte mit seiner Herleitung
der Moral aus dem Mitleid etwas Endgiltiges geschaffen zu haben. Mein
was ist wiederum das Mitleid? Er half sich damit, daß er es zu einem
mystischen, metaphysischen Princip, zu einem Urphänomen erhob, zu einem
Letzten, über das der menschliche Geist nicht hinauszublicken vermag. Damit
ist freilich schon ein gewaltiger Schritt vorwärts gemacht, denn erstens

*) Daudet hat die«, Motiv seinem Iclmuspiel „1^ lutw pmn I» vis" zu Grunde
aelegt. Freilich ohne große Vertiesnna.

**) Im Jahre 1840.

war jetzt der Moral ihre Stellung als der höchsten Stufe menschlicher
Erkenntniß gewonnen, und zweitens hat Schopenhauer erkannt, „daß
die rein menschlichen Handlungen, die kein Erden-Geschöpf sonst aufzu-
weisen hat, in letzter Instanz psychologisch zu erklären sind, gerade wie
die physikalischen Erscheinungen umgekehrt in letzter Instanz auf äußere
Vorgänge zurückzuführen und Gegenstand objectiver und experimenteller
Forschung sind." Und wenn Schopenhauer seiner Triebfeder eines morali-
schen Verhaltens, dem Mitleid, eine mystische Bedeutung beilegte, so drückte
er damit in einer, für uns heute freilich etwas verdächtigen Form aus,
daß die Moral nach feiner Ansicht grundlos, ohne Grundlage und als Er-
zeugnis; der höchsten Anstrengung des Denkens eine Sache der Freiheit sei,
insofern unsere eigenen Erkenntnisse uns Freiheit verschaffen. Trotz dieser
unleugbaren Fortschritte in der Schopenhauer'schen Definition der Moral
ist es leicht, nachzuweisen, daß eine auf Mitleid begründete Moral auch
egoistisch ist wie alle früheren Systeme und also (»ach Schopenhauer)
diese Bezeichnung nicht verdient. — Mitleid erwecken uns diejenigen Personen
lInd Vorgänge, deren Vorstellungen in unserem Gehirn den Inhalt unseres
„Ich"-Begriffs bilden helfen. In Wahrheit werden wir also bei ihrer
Verletzung mitverletzt, nnd bei ihrem Tod erleidet unser „Ich" eine Einbuße.
Ganz naiv drückt das Volkslied „Der gute Kamerad" diesen Gedanken aus:
Er liegt zu meinen Füßen, als „wär's ein Stück von mir". Unser
Freund ist wirklich ein Stück von uns. In seinem Gedicht „Don Juan"
spricht Lord Byron vom „Tode derer, an denen wir hängen, wenn ein
Theil von uns mit ihnen stirbt*). Fast ebenso drückt sich N. Virchow
in einem der ersten Bände seines Archivs aus, als er seines dahingeschiedenen
Freundes Reinhart und anderer Verstorbener gedenkt. „Es sei ihm, als
sei ein Stück von ihm selbst mit ihnen dahingeschieden." Ganz in gleicher
Weise fleht Horaz in einer Ode das Schiff an, das seinen Freund
Virgil trägt: „es möge ihm die Hälfte seiner Seele sicher cm's Land
bringen!"

Die Beschreibung, welche Schopenhauer von der Wirkung des
Mitleids giebt**), bestätigt meine Auffassung durchaus:

„Dieses Mitleid ganz allein ist die wirkliche Basis aller freien Gerechtig-
keit und aller echteu Menschenliebe. Nur sofern eine Handlung aus ihm
entsprungen ist, hat sie moralischen Werth, und jede aus irgend welchen
anderen Motiven hervorgehende hat keinen. Sobald dieses Mitleid rege
wird, liegt mir das Wohl nnd Wehe des Anderen unmittelbar am Herzen,
ganz in derselben Art, wenn anch nicht stets in demselben Grade, wie sonst
allein das meinige: also ist jetzt der Unterschied zwischen ihm uud

*) Oeatl» ot tlio»s vn >lut« on, nllcn n ^nri ol us llies vitl> liiüin »« «»<:>>
fön«! Iiüp« en<l8. Don ^unu, <,'»nw II, V, 21.

**) ttnmdlaac der Moral 2. 5R). Ausgabe von (Äicsebach.

mir lein absoluter mehr. — Allerdings ist dieser Vorgang erstaunens-
würdig, ja mysteriös. Er ist in Wahrheit das große Mysterium der
Ethik, ihr Urvhänomen, und der Grenzstein, über welchen hinaus nur noch die
metaphysische Speculation einen Schritt wagen kann. Wir sehen in
jenem Vorgang . . . das Nicht-Ich gewissermaßen zum Ich
geworden."
Mit der Liebe steht es genau so, wie mit dein Mitleid, obwohl sie
diesem Gefühl au Werth überlegen ist. Wir lieben im Grunde nur die,
die uns im Denken und Handeln gleichen, also uns selbst. Andersartige
Personen zu lieben, sind mir ganz unfähig, auch wenn sie uns noch so
nahe stehen, und trotz aller Vorwürfe der Lieblosigkeit, die wir, von der
herkömmlichen Schablonenmoral geleitet, uns selbst zu machen geneigt sind.
Es ist einer von Shakespeares tiefen Griffen in die menschliche Natur,
daß er Richard von Glosters Menschenhaß und Grausamkeit auf
seine Verschiedenheit in der äußeren Gestalt, gegenüber allen Anderen
begründet *).
Die aus dem Darminismus abgeleitete Moral unterscheidet sich von
allen ihren Vorgängern im Wesentlichen dadurch, daß sie auch auf den Schein
einer außerweltlichen Begründung verzichtet. Sie ist weder offenbart und
auf den Willen Gottes begründet, noch enthält sie einen kategorischen
Imperativ, noch einen metaphysischen Hinweis auf eine Welt außerhalb
der menschlichen; sie ist nicht mystisch, sondern erkenntnißmcißig, nicht
himmlisch, sondern irdisch. Ihr Ziel ist die Erhaltung des gesellig
lebenden Individuums. „Damit es Dir mohlgehe und Du lange
lebest auf Erden," so heißt es hier, wie in der Begründung des vierten
Gebotes. Im Grunde lag also diese reinere Erkenntnis; schon dem Dekalog
zu Gninde, und die metaphysische Begründung war nur eine Verdoppelung
des Fadens; da aber mit diesem verfeinerten Egoismus wohl nur sehr
wenigen Zeitgenossen von damals beizukommen war, so wurde auch der
„Appell an die Furcht" nebst Donner und Blitz nicht verschmäht.
Dem darwinistisch geschulten Geist stellt sich die Sittlichkeit
nach Abzug alles historischen und religiös-mystisch-metaphysischen Beiwerks dar
als das Ergebniß der Anpassung an die gesellige Existenz des
Menschen. ^,vs^«o?m; ^conv loX^lxov! Die gesellige Form des Daseins
kann Verbrecher nicht vertragen, ihre Voraussetzung ist der Friede, nnd
wie der Verbrecher durch seine That die menschliche Gesellschaft aufhebt,
so vernichtet er durch sie zugleich seine eigene höhere Fonn des Daseins,
Die Isolirhaft ist nur ein Ausdruck dieser Thatsache, ja, man kann sagen:
Jedes Verbrechen ist Selbstmord. Der Mord ist für die Gesellschaft das

*) Liebe, die Oranbärte göttlich nenwn,
Sie wohne in Menschen, die einander gleichen,!
lind nicht in mir. Ich bin ich selbst allein.
K. Hcinr. VI,, 3, letzte 2e.

Eardinalverbrechen, und jede Art verbrecherischer Thätigkeit ist in einem höheren Sinne auf den Mord zurückzuführen. Die Erkenntnis; der Förderung und Verbesserung des individuellen Lebens durch die Gesellschaft und das Handeln nach dieser Erkenntnis; ist Sittlichkeit. Soweit der Staat Träger der Institutionen zur Verbesserung des Einzeldllseins ist, heißt diese Sittlichkeit Gesetzlichkeit, Bürgersinn. Bisher freilich hatte der Staat stets viele Einwohner, aber wenig Bürger. Autorität und Beispiel müssen die Sittlichkeit festigen, ehe sie auf die eigene Erkenntnis; gegründet werden kann.

Wie gewaltig muh uns die Einsicht des Dekalogs erscheinen, der die höchste Form menschlicher Existenz erst in zweiter Reihe an abstracte Begriffe band, die den Wenigsten zugänglich sind, in erster aber an das, was der größeren Mehrzahl allein real und verständlich ist, ihr eigenes Selbst!' Auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden! Und gönnen wir doch endlich einmal auch dem Individuum sein Recht! Schämen wir uns nicht, die Moral in dein eben entwickelten Sinne auf unsre eigene Wohlfahrt zu gründen, da sie doch offenbar ein anderes Fundament nicht haben kann. Fort mit der heuchlerischen, praktisch nie befolgten Forderung absoluter Selbstverläugnung, geben wir dein Individuum, was ihm zukommt, gestatten wir ihm auch theoretisch ein Recht, sich selbst zu behaupten. Um so eher wird es geneigt sein, auch Änderen ihr Recht zu lassen. Es klingt sehr schön, von einer erhabenen Moral zu reden, die angeblich aus keinem irdischen Motiv entspringt. Aber findet eine solche irgend eine Stütze in der Natur des Menschen? Und muß uns nicht eine weniger erhabene Moral, die aber auf Grund ihrer Natürlichkeit Aussicht hat, allgemein befolgt zu werden, lieber sein als die erhabensten Lehren, an die Niemand sich kehrt?

Es giebt eher kein Glück für den Menschen, bis er nicht Alles, was zu seinem Dasein nothwendig ist, in sich selber trägt. Die Natur duldet nur diejenigen Geschöpfe und Gebilde als existenzberechtigt, die sich selbst zu erhalten vermögen. Die Schwachen vernichtet sie schonungslos. Sie schämt sich ihrer Pfuscharbeit und schmilzt die zum Leben Untauglichen bald wieder ein. Ihre Agenten, Versuchungen auf sittlichem, Krankheitserreger auf physischem Gebiet, sind beständig unterwegs, um die Tauglichkeit der einzelnen Geschöpfe zu prüfen. Kein Kaiser und König bei all seiner Macht ist im Stande, von der Natur unzulänglich ausgestattete Geschöpfe auf der Welt zu erhalten.

Ueberall in der Natur beruht die Eristenzmöglichkeit der Organismen auf ihrer Anpassungsfähigkeit an die äußeren Bedingungen des Daseins. Die Reizbarkeit der Organismen ermöglicht es ihnen, feinere oder gröbere Veränderungen der Außenwelt als Reize wahrzunehmen und ihre inneren Einrichtungen diefen Reizen entsprechend abzuändern.

Das ist das Wesen der Anpassung.

^

Ist unsere Anpassung nach einer gewissen Richtung schlecht entwickelt,
so erkranken wir, verbessert sie sich daraufhin, so können wir genesen, der
Gewinn aus der Krankheit ist eine neue Anpassung. Verlieren wir die
Anpassungsfähigkeit gänzlich, so müssen wir sterben. Ein Mensch beginnt
5« sterben, sobald er jeden neuen Gedanken zurückweist, eine Nation hat
sich überlebt, sobald sie keine Reformen mehr will. Einen solchen ethno-
logischen Absterbeuroceß beobachten wir jetzt an dem Volke der Chinesen.
Es stirbt schon seit einigen hundert Jahren, nur wird zur Zeit der Vor-
gang mehr akut. Gerade was die schroffste Individualität ausmacht, die
Sicherheit vor alleu äußeren Einflüssen, öffnet dem Tode die Pforte. —
Die Individualität wird erkauft um den Preis des Lebens. —

Die sittliche Anpassung ist, als eine bewußte, die höchste Form der Anpassung
überhaupt, die anderen Menschen bilden für uns genau so eiu Stück äußere
Bedingung, wie Thal und Hügel, Feld und Wald, Wasser und Land, Hitze und
Kälte, Sommer und Winter. Mit unserer geistigen Gesundheit stebt es
nicht anders als mit unserer körperlichen. Die Quelle alles Denkens ist die
Sinnesempfindung, die des richtigen Denkens (Vernnnft) alfo eine richtige,
d. h. den äußeren Vorgängen entsprechende Sinnesempfindung. Die Sprache
führt mit Recht die geistige Störung auf die Sinne zurück, wenn sie diese
Wahnsinn nennt. Wo die Sinneswahrnehmung durch subjective Denk-
processe über jede Möglichkeit einer.Correctur hinaus verfälscht wird, da fängt
der Wahnsinn an. Nicht Gedächtniß (das bei Wahnsinnigen oft vorzüglich
ist), nicht die Aufhebung der berühmten „freien „Willcnsbestimmung" ist das
Kriteriuni der Tollheit, sondern lediglich die Vernichtung der Anpassung.
Ihr dienen die Sinne. Wer einen Sinn einbüßt, wird also gleichsam an
Verstand und Leben geschädigt.

Diesen'verschiedenen Formen organischer uud geistiger Au-
passung reiht sich die gesellige an, die wir als Sittlichkeit
bezeichnen. Daraus solgt, daß Moral nicht gepredigt werden kann,
sondern von jedem Individuum selbstständig geistig erarbeitet und erkannt
werden muß. Aus der allgemeinen Beliebtheit der „Moralpredigten" konnte
man dies beinahe von vornherein vermuthen. Die Natur verschenkt Nichts.
Sie ist wie ein Kaufladen, dessen Waaren scimmtlich mit Preisen ausge-
zeichnet sind. Wer den Preis zahlt, Hot die Waare, aber nicht anders.

Wir sprechen demnach die organische Anpassung in allen ihren
Formen als eine erworbene geistige Eigenschaft (d. h. Gehirn-
function) an. Da die niederen unbewußten Anpassungen in der organischen
Welt häusig die Form und Farbe von Organen, besonders die der Haut
betreffen (gelbe Farbe der Löwen, grüne Farbe der Blattläuse, Farbe des
Meeresgrundes bei manchen Fischen :c.), so entsteht hier das interessante
Problem, wie geistige Vorgänge die niederen organischen zu beeinflussen
vermögen, doch können wir es hier nicht weiter verfolgen.

Diese Ertenntniß über das Wesen der Anpassung wirft mit einen:

Schlage Licht darauf, welche Eigenschaften ein Geschöpf passend »lachen, im Kampf um's Dasein zu überleben und zu siegen. Das Passendste ist, wie wir sahen, dasjenige Geschöpf, das auf der einen Seite die besten, feinsten und empfindlichsten Sinnesorgane zur Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, und das auf der anderen Seite die beste Intelligenz zur Deutung der Wahrnehmungen besitzt. —

Ist bei einigen bevorzugten Eremplaren der Gattung gerade die Fähigkeit selbstständigen Schließend, Urtheilens und Denkens ausgebildet, so erwächst wiederum der weniger gut beanlagten Masse eine Waffe im Anpassungskampf aus ihrem Nachahmungstrieb, wodurch die Erwerbungen der Besten sehr bald Allgemeingut werden. Man ist gern geneigt, den Autoritätstrieb der Menge zu verspotten, allein er ist das Mittel, durch welches die weniger Scharfsinnigen sich der Erkenntnisse des Genies bemächtigen, und tief in ihrer Natur begründet. Vererbung und Anpassung sind bei Darwin die Mittel der natürlichen Zuchtwahl. Jetzt lernen wir als Agenten der Anpassung Erkenntnis; und Nachahmung kennen. Bisber war völlig dunkel, miß welchem Wege die Anpassung vor sich geht. Die genauere Kenntniß dieser Wege wird auch praktische Bedeutung gewinnen z, B, für die Lehre von den Infektionskrankheiten. Alle Hygiene ist bewußte Anpassung.

Wir sind bei unserer Betrachtung allsgegangen von der Anpassung des Individuums an die gesellige Eristenz des Menschengeschlechts. Wir sahen, wie zuerst einige wenige Individuen in dieser Anpassung ein Mittel zur Erhaltung des eigeneil Lebens erkannten. Wir können die Religionsgründungen des Alterthums, insbesondere die mosaische Gesetzgebung auffassen als Versuche, der Masse diese Erkenntnisse in einer für sie verdaulichen Form zugänglich zu machen. Die Erkenntnis? der Heroen (Moses, Sokrates, Buddha, Christas, Muhamed) war, als eine rein abstracte, nicht mittheilbar. Den genialen Menschen leiten Begriffe, die Masse wird bewegt durch Leidenschaften oder auf einer noch niedrigeren Stufe durch die Vorstellungen äußerer Objecte. Auf die allerniedrigsten wirken nur rein physikalische Vorgänge, wie auf Klotze und Steine. Aller drei Arten von Motiven haben die Staatenbegründer sich bedienen müssen. Der materielle Lohn entsprach der einen Klasse, die Furcht vor göttlicher Strafe der anderen, der Blitz des Zeus, das Fegefeuer der letzten. Ich weiß nicht, warum man diese trefflichen Männer, die sich nothgedrungen in die Psychologie der Massen einarbeiten mußten, als Fälscher bezeichnet hat, wie es in dem Buch „i>e tridug impostoriduF" geschehen ist. Es war weit mehr als ein frommer, es war ein nothwendiger Betrug. Die Herren Gleichheitssckwärmcr ferner mögen aus dem geschilderten Mechanismus der Natur, dessen Walten ganz unwiderleglich sicher ist, entnehmen, daß die Ungleichheit der Menschen in Bezug auf Geistesgaben doch auch für ihre vielgeliebten Massen nickt so verderblich ist, wie sie es immer hinstellen, und daß bei allgemeiner

Gleichheit die furchtbarsten Katastrophen von Niemandem geahnt herein-
brechen würden, während so das Genie rechtzeitig für kommende Gefahren
Vorsorge trifft.

Wird die Moral an Reiz für edle und treffliche Menschen verlieren,
wenn ihr, wie eben geschehen, der metaphysische Boden (oder Himmel!)^)
entzogen und sie, ich mochte sagen auf zoologische Principien, jedenfalls
rein menschliche Princivien, zurückgeführt wird? Diese darwinistische Moral
ist „nicht weit her," nicht vom Himmel, sondern von der Erde. Dafür
trägt sie aber den unmittelbaren Stempel der Wahrheit. —

Moral ist bedingt durch die Vielheit der Individuen, besonders die
Vielheit gleichartiger Individuen, Konnte daher wohl ein allmächtiges,
unpersönliches Wesen — denn was soll eins, wenn nicht zwei und drei
folgt? — irgend eine Veranlassung haben, moralisch zu sein? Robinson
Crusoe auf seiner einsamen Insel hatte gewiß alle Moral längst verlernt,
als Freitag zu ihm kam. Woher also sollte die Moral stammen, wenn
nicht von der Erde?

*) Vgl. ^aust II.: „Versink, ich Immt' auch Mien: sieiac!" (Reife zu den
Müttern.)

Die Milderung des öchuldrechts.

von

Ludwig Luid.

— Mainz, —

sohl bei allen Völkern, welche sich im Laufe einer längeren
oder kürzeren Zeit aus dem Zustande roher Barbarei zu der
Stufe eines Culturuolks emporgeschwungen haben, weist das
Echuldrecht einen bedeutsamen Entwicklungsvroces; auf, der eine Ab-
schwächung und Milderung der ursprünglichen Harte« und eine Durchdringung
dieses Rechts mit humaner, mitleidvoller und dem Standpunkt der gesell-
schaftlichen Wohlfahrt Rechnung tragender Gesinnung zum wesentlichen In-
halte hat. In den ersten Zeiten des Nechtslebens besteht keine Grenze, an
welcher der Gläubiger, der seine Forderung mit Gewalt beitreiben will,
Halt zu machen hat, das Recht betrachtet es noch nicht als seine Pflicht
und Aufgabe, dafür zu sorgen, daß dem zahlungsunfähigen Schuldner nicht
Alles, nicht das Minimum dessen entzogen werde, was er zu seinem und
seiner Familie Unterhalt bedarf, es ermächtigt vielmehr den Gläubiger, sich
uickt nur der gesammten Habe und des Guts, sondern auch der Person des
Schuldners zu bemächtigen und darüber wie über eine leblose Sache zu
verfügen; es bedeutet culturgeschichtlich schon einen wesentlichen Fortschritt,
wenn das Recht dem Gläubiger die Todtuug des Schuldners untersagt und
ihm nur die Vefugnih giebt, ihn als Sklaven zu verkaufen. Noch in der
Zwölftafelgefehgebung Roms halte sich das Recht von dieser für unsere
Anschauungen geradezu unbegreiflichen Grausamkeit nickt zu befreie» vermocht;
was diese merkwürdige Gesetzgebimg über die Befugnisse enthält, welche der
Gläubiger dem Schuldner gegenüber besitzt, ist interessant genug, um auch
hier mit wenigeu Worten erwähnt zn werden. In ziemlich casnistifcher

Weise normiren die Zwölftafeln die Rechte des Gläubigers; zahlt der
Schuldner nicht, so hat ihn der Gläubiger vor Gericht zu laden und, falls
er nicht gutwillig erscheint, mit Gewalt vor dasselbe zu schleppen, hierbei
hatte der Gesetzgeber eine mit seiner sonstigen unbeugsamen Härte doppelt
contrastirende Concefsion an die Menschlichkeit gemacht; war der Schuldner
krank, so sollte der Gläubiger ihn in einem Gespann zu Gericht führen:
verurtheilte der Richter zur Zahlung oder Leistung, so hatte der Schuldner
dreißig Tage frei; nach Ablauf dieser Frist wurde er, falls er nicht gezahlt
hatte, abermals vor den Prätor geschleppt und, sofern Niemand für ihn
eintrat, dem Gläubiger überwiesen, der ihn fesseln und in Gefangenschaft
halten durfte; an drei hintereincmderfolgenden Markttagen follte er dann
öffentlich ausgestellt und dabei ausgerufen werden, welchen Netrag er zu
zahlen habe; fand sich Niemand, der sich seiner annahm und ihn auslöste,
so war der Gläubiger berechtigt, ihn in Sklaverei zu verkaufen oder zu
tödten und das Zwölftafelrecht scheute vor den äußersten Conseauenzen dieser
Anschauung so wenig zurück, daß es bestimmte, wenn mehrere Gläubiger
vorhanden seien, so sollten sie das Recht haben, ihn zu zeiMckeln; wenn
sie dabei zu viel oder zu wenig herausschneiden, so soll dies für sie keinen
Nachtheil zu Folge haben, Li plus ruinuLv« Leousriut Lins lrauäs K8to,
heißt es in den Zwölftafeln, ein merkwürdiger Satz, welcher mit der Lösung,
die Porzia im „Kaufmann von Venedig" für einen ähnlichen Fall aufstellt,
in Widerspruch steht, vom juristischen Standpunkte allerdings der sophisti-
schen Entscheidung bei Weiten: überlegen ist, durch die der Dichter den
entstandenen Conflict zu beseitigen gesucht hat. Von solcher Härte war das
altgermanische Recht frei, doch verlor auch nach ihm der zahlungsunfähige
Schuldner seine Freiheit und wurde der Sklave des Gläubigers; es läßt
sich mit Gewißheit annehmen, daß der Verlust der Freiheit als Folge der
Zahlungsunfähigkeit einer uralten Nechtsanschauung der Völker entspricht,
die Indogermanen haben diese Einrichtung jedenfalls schon in den frühesten
Zeiten ihrer Entwicklung gekannt; daß dieselbe auch den semitischen Völkern
bekannt war, ergiebt sich, um von andern Belegen abzusehen, aus zahlreichen
Stellen des Alten Testaments. Diese unerbittliche Strenge des Schuld-
rechts mußte sich mildern, sobald die Rechtsentwicklung dahin führte, neben
dem Interesse des Einzelnen an der Beitreibung seiner Forderung das
Interesse der Gesammtheit an der Erhaltung existenzfähiger Bürger zu be-
rücksichtigen; die Sicherung des zum Lebensunterhalt Erforderlichen machte
sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit geltend, und alle Gesetzgebungen
sahen sich demgemäß veranlaßt, dem Gläubiger in der Verfolgung feines
Rechts gewisse Schranken zu ziehen. Verhältnißmäßig lange dauerte es,
bis man dem Gläubiger die Vefugniß entzog, sich zun: Zwecke der Be-
friedigung für feine Forderung auch an die Person seines Schuldners zu
halten, erst dem neunzehnten Jahrhundert ist es, und zwar in seinem letzten
Viertel, beschieden gewesen, durch Abschaffung der Schuldhaft dem Satze

Anerkennung zu verschassen, daß die Person nicht für Vermögensschulden haften darf, und es hat da und dort nicht an Widerstand gegen diese Reform gefehlt, auch nicht an der Behauptung, die sich aus Anlaß jeder Milderung des Schuldrechts ini Wege der Gesetzgebung einzustellen pflegt, daß dieselbe zu einer Gefährdung der Grundlagen des Personalcredits führen würde, die selbstverständlich auch jedes Scheins von Berechtigung entbehrt.

Im römischen Recht bildete sich im Verhältniß schon frühzeitig die Vermögenserecution als die eigentliche Form der im Zwangswege erfolgenden Beitreibung der Forderung aus) die prätorische Gerichtsbarkeit entwickelte dieselbe mehr und mehr, so daß der Zugriff auf die Persou schon zur Zeit der Republik ohne erhebliche Bedeutung war. Durch Abtretung seines ganzen Vennögens an die Gläubiger konnte sich der Schuldner von der Personalhaft überhaupt vollständig befreien; mit dieser Maßnahme verband das Recht die Nechtswohlthat der Competenz, die, ursprünglich die Bedeutung besitzend, daß der Schuldner nur bis zu dem Betrage seines Vennögens verurtheilt werden tonnte, von der Praris dahin erweitert wurde, daß er so viel zurückbehalten durfte, als er zum nothdürftigen Lebensunterhalt gebrauchte.

Die Verdrängung der heidnischen Weltanschauung durch das Ehristenthum hatte weitere Milderungen des Schuldrechts zur Folge; das sittliche Gebot, den Schuldner nicht zu drücken noch zu drängen, verwandelte sich unter dem Einfluß der christianisirten Weltanschauung in ein Rechtsgebot, nnd die Kirche verwandte namentlich bei den der Milde an und für sich nicht übermäßig zuneigenden germanischen Völkern große Mühe darauf, Grausamkeiten gegen den Schuldner auszurotten, was ihr freilich erst im Laufe der Zeit und nicht ohne schwere Kämpfe gelang.

Durch diesen Einfluß war der Boden vorbereitet, auf welchem das moderne Schuldrecht entstehen konnte; der eudänionistifchen Philosophie, welche zu Ausgang des verflossenen Jahrhunderts herrschend war und die damals entstandenen großen Codificationen mit ihren Ideen zu durchdringen wußte, entsprach die Beschränkung der Zwangsvollstreckung ganz besonders; Schonung des Schuldners in seinem wie im gesellschaftlichen Interesse, Schonung im Hinblick auf die Ersparung der Armenlasten erschien als eine unabweisliche Pflicht der Gesetzgebung, und in der Begründung der allgemeinen preußischen Gerichtsordnung, dieses heute noch bemerkenswerthen Gesetzes, zu dessen Vorschriften die heutige Rechtsbildung mehrfach wieder zurückzukehren im Begriffe steht, wurde mit klaren Worten ausgesprochen, daß die hieraus für den Gläubiger entstehende Unbequemlichkeit durch die Betrachtung des allgemeinen Interesses bei Weitem überwogen werde, welchem daran gelegen sei, daß nützliche Bürger nicht ohne dringende Roth zu Gruude gerichtet werden. Demgemäß sind schon durch die ebengenannte Gerichtsordnung zahlreiche Gegenstände von der Zwangsvollstreckung ausgenommen, also für unpfändbar erklärt worden, die deutsche Eivilproceßordnnng hat

den Kreis derselben mehrfach erweitert und außerdem eine Reihe von Vermögensrechten des Schuldners, d. h. Geldforderungen gegen Tritte von der Zwangsvollstreckung ausgeschlossen–, bereits vorher hatte die Reichsgesetzgebung einen ungemein wichtigen Schritt zur weiteren Milderung des Schuldrechts gethan durch das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Tienstlohnes; von der Erwägung ausgehend, daß der Arbeiter von dem ihm für feine Arbeitsleistung geschuldeten Lohne leben muß und die Entziehung desfelben zu Gunsten der Gläubiger ihn der größten Roth aussetzen, ja mit Notwendigkeit feinen sittlichen und wirtschaftlichen Ruin herbeiführen muß, untersagt das Gesetz die Beschlagnahme des Arbeitslohnes vor der Auszahlung, es läßt eine Pfändung des unverdienten Lohnes überhaupt nicht, des verdienten erst dann zu, wenn derfelbe an dem Fälligkeitstage nicht eingefordert wurde.

Es bedarf keiner Ausführung, um die Bedeutung dieser Beschränkung der Zwangsvollstreckung für die socialen Verhältnisse erkennen zu lassen, Teutschland ist auch hierin anderen Staaten mit rühmlichem Beispiele vorangegangen, in Belgien und Frankreich hat es beispielsweise wesentlich länger gedauert, bis die Gesetzgebung sich veranlaßt sah, in demselben Sinne fürsorgende Bestimmungen zu Gunsten der Arbeiter zu erlassen, in dem erstgenannten Staate ist dies erst in, Jahre 1887, in dem letztgenannten erst 1895 geschehen. Nicht nnr der Arbeitslohn, sondern auch der Tienstlohn ist gegen Beschlagnahme und Pfändung geschützt, einerseits durch das soeben genannte Gesetz, anderseits durch die Bestimmungen der Civilproceßordnung. Es entsprach 'diesen Vorschriften, daß die Arbeiterversicherungsgesetze die regelmäßige Unpfändbarkeit der Leistungen der Versicherung sanctionirten; bestimmt, den Versicherten eine fortlaufende Unterstützung zu gewähren, dürfen dieselben ihrem Zwecke unter keinen Umständen entzogen werden, es hat daher die Gesetzgebung sowohl das Krankengeld wie auch die Unfall-, Alters- und Invalidenrente, von einigen wenigen, hier nicht zu erwähnenden Ausnahmen abgesehen, dem Zugriff der Gläubiger entzogen und die ihrem Willen zuwider erfolgte Pfändung für rechtsunwirkfam erklärt.

Es wäre ungerecht, die weitreichende Bedeutung dieser durch die deutsche Gesetzgebung eingeführten Milderungen des Schuldrechts verkennen oder auch nur unterschätzen zu wollen: das Schuldrecht hat durch sie viel von seiner früheren Härte eingebüßt, und die wohlthätige Wirkung dieser Ab» schwächnng empfinden Jahr aus Jahr ein viele Taufende–, trotzdem entsprechen diese Schranken des Zugriffs des Gläubigers nicht mehr den heutigen Verhältnissen, noch weniger dem modernen Rechtsbewußtsein, wie es sich in Teutschland wenigstens entwickelt hat, man verlangt eine weitergehende Milderung, eine wirkungsvollere Sicherung des Mobiliarbesitzes gegen Pfändung und eine Ausdehnung der Pfändnngsbeschränkungen auf den Immobiliarbesitz; jene wird insbesondere unter dem Gesichtspunkte der Bekämpfung der Wohnungsnoth, der Erhaltung des Familienlebens und der

Sicherung einer geordneten Wirtschaftsführung befürwortet, während man zu Gunsten dieser das Interesse vor Allein geltend macht, welches der Staat an der Erhaltung landwirthschaftlicher Kleinbesitzer habe. Sowohl in der einen wie in der andern Richtung ist die deutsche Gesetzgebung von der Gesetzgebung zahlreicher amerikanischer Staaten überholt worden; die Vestimmungen dieser Gesetze sind es vor Allem, welche der deutschen als vorbildliche und der Nachahmung würdige Muster gegenübergestellt werden. Der soeben bezeichnete Gesichtspunkt läßt es begreiflich erscheinen, das; an der Forderung dieser Reform in erster Linie andere als die juristischen Kreise betheiligt sind; die Armenpfleger und Socialpolititer haben sie zunächst aufgestellt und mit großer Entschiedenheit vertreten; die Versammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat eine thunliche Sicherung des zur zweckentsprechenden Nenutzung einer Wohnung unentbehrlichen Mobiliars im Interesse der Bekämpfung der Wohnungsnoth als unabweislich bezeichnet und eine Reihe von Abänderungen des geltenden Rechts vorgeschlagen, durch welche der Kreis der der Pfändung nicht unterworfenen Gegenstände 'eine Erweiterung erfährt; auch der deutsche luristentag hat sich in demselben Sinne ausgesprochen und hierdurch diesen Bestrebungen die juristische Autorität verliehe», welche bislang von Vielen vermißt wurde, die an und für sich den« philanthropischen Geiste, von dem dieselben durchdrungen sind, durchaus freundlich gegenüberstanden. In der Litteratur, welche sich mit der Hebung der Lage der arbeitenden Klassen beschäftigt, wird für die Verwirklichung dieses Verlangens mit größter Wanne, nicht selten sogar mit einer Entschiedenheit eingetreten, die nicht frei von Uebertreibung ist; man macht das geltende Schuldrecht dafür verantwortlich, daß die Häuslichkeit des Arbeiters des Charakters des liomsl^ vollständig entbehrt, daß der Mann an Stelle der kahlen ausgepfändeten Wohnung die behaglicheren Räume der Wirtschaft aufsucht, sich dem Trünke und der Völlerei mehr und mehr hingiebt, bis schließlich in Folge seiner Unfähigkeit, für seinen und seiner Familie Unterhalt Sorge zu tragen, die Armenpflege eingreifen muß; dergleichen übertriebene Schilderungen der socialen Wirkungen des heutigen Pfändungsrechts können nun, mögen sie auch in vereinzelten Fällen zutreffen', für die allgemeine Beurtheilung nicht als richtig erachtet ^werden!; um das Verlangen einer weitern Einschränkung des Schuldrechts dem Mobiliarbesitz gegenüber zu rechtfertigen, bedarf es ihrer Heranziehung nicht, da andere Gründe zu Gunsten dieser Reform sprechen. Es ist vorhin bemerkt worden, daß die Aufrechthaltung der wirthschaftlichen Existenz die Grenze für die Zwangsvollstreckung bilden müsse; durch die in Deutschland geltenden Vorschriften wird nun die Wahrung dieser Grenze nicht niehr gesichert, die Veränderung der gewerblichen und sonstigen Verhältnisse, die Entwerthung des Geldes vor Allem, haben es mit sich gebracht, daß das Minimum dessen, was der Einzelne zur Erhaltung seiner wirthschaftlichen Existenz bedarf, heute einen anderen, wesenl-

lich reicheren Inhalt hat, wie früher. Dieser Aenderung trägt die Gesetz-
gebung noch keine Rechnung, und es ist daher geboten, Reformen zu ver-
langen, die geeignet sind, zwischen dem Recht und den wirthschaftlichen
Verhältnissen einen adäquaten Zustand herzustellen. Es kann und soll nicht
die Aufgabe des Staates sein, den Schuldner, der ja nicht stets ein un-
verschuldet in Roth gekommener Mensch, sondern oft genug ein böswilliger
und leichtsinniger Vorger ist, auf Kosten des Gläubigers zu begünstigen,
um so mehr ist der Staat verpflichtet, sich jeder einseitigen Bevorzugung
jenes zu enthalten, als ja auch der Gläubiger sehr oft — woran anscheinend
nicht in genügende»« Maße gedacht wird, — zu den sogenannten kleinen
Leuten, zu den unbemittelten Schichten der Bevölkerung, zu den wirthschaft-
lich Schwachen gehört, welche der staatlichen Fürsorge besonders bedürftig
sind; es ist daher bei der Einschränkung des Kreises der pfändbaren
Vermögenswerthe sorgfältig zu prüfen und zu untersuchen, ob man hierbei
nicht zu weit geht und nicht auf Kosten der Schuldner die Gläubiger be-
nachteiligt. Im Einzelnen hier stets die richtige Grenze zu finden, ist
nicht leicht, und Fehlgriffe sind dabei fowohl seitens der Gesetzgebung wie
der litterarischen Behandlung der Frage nicht stets vermieden worden.
Eine gemisse Eollision zwischen den Interessen der Gläubiger und den
Interessen der Gesammtheit ist nicht zu beseitigen, wie überall muß auch hier
das individuelle Interesse dem allgemeinen weichen, eine Erschwerung der
Erecution ist demgemäß gerechtfertigt, wenn und foweit durch sie die im
allgemeinen Interesse nothwendige Erhaltung der wirthschaftlichen Existenzen
bedingt wird.
Was im Einzelnen hierfür erforderlich fist, läßt sich nur unter Be-
rücksichtigung der für die Lebenshaltung bei dem einen und anderen Volke
maßgebenden Verhältnisse bestimmen; an dieser Stelle ist von einer Auf-
zählung der als unpfändbar zu betrachtenden Gegenstände natürlich abzusehen.
Während das geltende Recht gestattet, dem Schuldner alles in seinem
Besitze befindliche baare Geld abzunehmen, bestimmte Kategorien der
Schuldner ausgenommen, wird bei einer Reform desselben eine Bestimmung
aufzunehmen sein, wonach ein unter Beachtung des durchschnittlichen Arbeits-
verdienstes festzusetzender Geldbetrag dein Schuldner ^und seiner Familie
nicht entzogen werden darf. Ebenso ist es die Aufgabe der künftigen Nechts-
entwicklung, dafür Sorge zu tragen, daß die Versteigerung der Dfand-
gegenstände unterbleibt, wenn mit Bestimmtheit anzunehmen, daß durch sie
nur die Kosten gedeckt werden, für die Befriedigung des Gläubigers jedoch
Nichts übrig bleibt; nach dem geltenden Rechte kann die Versteigerung auch
dann erfolgen, wenn durch ^ihren Ertrag uur 'ein kleiner Theil der ent-
stehenden Kosten erzielt wird; der Gläubiger hat in diesem Falle von dem
Zwangsverfahren nicht den geringsten Vortheil, während dem Schuldner dadurch
außerordentliche Nachtheile erwachse»; M ist nicht zweifelhaft, daß unter
dieser Voraussetzung die Versteigerung der gepfändeten Gegenstände unter-
>

sagt sein sollte, und wenn das geltende Recht eines solchen Verbotes noch entbehrt, so ist dies auf den Umstand zurückzuführen, daß auch das Erecutionsrecht der Durchdringung mit socialpolitischen Ideen noch in größtem Maße bedarf. Ueber die nach Obigen: einzuhaltende Grenze würde es hinansgehen, wollte man die Zwangsvollstreckung überhaupt untersagen, wenn der dem Schuldner erwachsende Nachtheil erheblicher ist, als der für den Gläubiger entstehende Vortheil; es ist ja gewiß zutreffend, wenn bemerkt wird, daß in sehr vielen, vielleicht sogar in den meisten Fällen die Pfandgegenstände bei der Versteigerung weit unter ihren: wirklichen Werthe verschleudert werden, gleichwohl muß es aber dem Ermessen des Gläubigers überlassen bleiben, die Pfändung auch dann bewirken zu lassen, wenn er für seine Ansprüche nur zum kleinsten Theile befriedigt wird; wo immer die Versteigerung der Pfandgegenstände einen, wenn auch kleinen Ueberschuß über die Kosten erwarten läßt, soll ihr der Staat nicht hindernd entgegentreten.

Es wird nun gegen eine Einschränkung der Pfändbarteit des Mobiliarbesitzes in diesem Sinne der Einwand erhoben, daß sie dem Interesse der Personenklassen selbst schade, zu Gunsten deren man ihre Einführung vorschlage; wenn man die Möglichkeit der Erecution der Art einenge, werde man mit der Consequenz zu rechnen haben, daß auch der Eredit wesentlich beschränkt werde, denn der Besitz pfändbarer Mobilien sei ja doch die Grundlage des Credits; wie schon bemerkt, ist dieser Einwand noch stets geltend gemacht worden, wenn es sich um Milderung des Schuldrechts handelte, die befürchteten verhängnißuollen Folgen sind aber regelmäßig ausgeblieben und werden auch ausbleiben, wenn die Gesetzgebung das heutige Necht im Einklang mit den vorstehenden Ausführungen abändert; der Ereditgeber creditirt den wenig bemittelte» Leuten nicht etwa um deswillen, weil er überzeugt ist, daß ihr Mobiliar!'esitz eine reale Sicherheit für seine Ansprüche darstellt, sondern weil er glaubt, es mit ehrlichen und gewissenhaften Personen zn thun zu haben, welche keine Verpflichtungen eingehen, ohne sie begleichen zu können, und es ist eine vollständige Verkennung der Gepflogenheiten des täglichen Lebens und Verkehrs, den Besitz an Mobilien zur Grundlage des Personalcredits machen zu wollen; das Moment des persönlichen Vertrauens des Ereditgebers zu dem Creditnehmer spielt bei dem Creditiren eine sehr erhebliche, vielleicht die erheblichste Rolle, und für die Bedeutung dieses Moments erweist sich die mehr oder minder weitgehende Einschränkung der Zwangsvollstreckung als vollständig einflußlos; die Aufhebung der Schuldhaft hat den Personalcredit vollständig unberührt gelassen, trotzdem es früher nicht an Leuten fehlte, welche der Meinung waren, mau könne nur dann borgen, wenn man das Necht habe, den Schuldner iu deu Schuldthurm werfen zu lassen, die hier zur Erörterung gestellte Neform wird ibu ebenso wenig berühren.

Freilich kann es der Staat auch durch die noch so weitgehende Beschränkung der Zwangsvollstreckung nicht verhindern, daß der Schuldner den

^

pfandfreien Besitz leichtsinnig vergeudet und den Erlös verpraßt, allein es ist nicht abzusehen, daß dieser Umstand einen Einwand gegen die Milderung des Schuldrechts enthalten soll; der Staat kann Niemanden gegen sich- selbst, gegen seine eigene Liederlichkeit ausreichend schützen, er muß es als genügend betrachten, zu verbieten, daß seinen Bürgern gegen ihren Willen diejenige Habe entzogen werde, welche zum Zwecke der Erhaltung der wirthschaftlichen Eristenz nicht entbehrt werden kann.

Wie schon bemerkt, beziehen sich die in Deutschland geltenden Pfändungs- verbote uur auf den Mobiliar-, nicht auch auf den Immobiliarbesitz, auch in den übrigen Staaten Europas besteht kein Gesetz, welches einen bestimmten Theil des landwirtschaftlichen oder städtischen Grundbesitzes gegen die Zwangsvollstreckung sichert. Der Erlaß von gesetzlichen Vorschriften zum Zwecke dieser Sicherung wird vielfach erstrebt, vor Allein in Teutschland, wo die Schaffung des, wie man mit einem einmal eingebürgerten, wenn auch nicht besonders glücklich gewählten Ausdrucke sagt, Heimstätterechts zu einem Loosungswort für einflußreiche Parteien geworden ist; allerdings muß bemerkt werden, daß dabei der Hauptwerth nicht fowohl auf die Sicherung des Grundbesitzes gegen Pfändung, fondern auf andere Ziele gelegt wird, in erster Linie auf die Vermehrung der kleinen landwirthfchaftlichen Besitzer nnd die dauernde Benützung des Grund und Bodens für Zwecke der Land- wirthschaft, fodann auf die Verhütung der Entvölkerung des flachen Landes durch massenhaften Fortzug der Kleinbauern in die Städte, auf die Ver- minderung des Zugs nach dem Westen, alfo auf socialpolitische und national- wirlhfchaftliche Momente, deren Bedeutung und Tragweite ohne Zweifel eine gewallige ist, die aber außerhalb des Rahmens des Schuldrechts stehen und dieserhalb hier nicht erörtert werden können; mit Rücksicht hierauf besteht zwischen den Versuchen, in Deutschland ein Heimstätterecht zn schaffen, und den Gesetzen zahlreicher Staaten der Rordmnerikanischen Union, in welchen allein bisher der Grundbesitz gegen Pfändungen gesichert worden ist, ein grundsätzlich wie praktisch in gleichem Maße erheblicher Unterschied, der nicht stets in genügender Weise beachtet worden ist; in Folge mangelhafter Kenntnis? des Inhaltes dieser Gesetze hat man die socialen Wirkungen der- selben nicht selten vollständig falsch beurtheilt. Ein Gesetzentwurf über die Errichtung von Heimstätten ist bereits im Jahre 1890 dem Reichstage vor- gelegt worden, zn den Männern, welche die Einbringung desselben unter- stützten, gehörte vor Allem Moltke; seitdem hat man das Parlament wiederholt damit befaßt; der Grundgedanke war, daß die Heimstätte, welche die Größe eines Bauernhofs uicht übersteigen dürfe, wenigstens einer Familie Wohnung gewähren und die Erzeugung landwirtschaftlicher Producte ermöglichen müsse; ihre Belastung mit Schulden wurde nur in beschränkter nnd bedingter Weise gestattet; die Zwangsvollstreckung sollte uur für die Beitreibung weniger in dem Entwurf genau bezeichneter Forderungen gestattet, im Uebrigen aber verboten sein. Zu der Errichtung einer solchen Heimstätte wurde jeder

Angehörige des Reichs ermächtigt, welcher das vierundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte. Ein Pfändungsverbot zu Gunsten des städtischen Grundbesitzes war, wie aus diesen Angaben ersichtlich ist, durch den Gesetzentwurf nicht in Aussicht genommen, was mit der soeben gekennzeichneten Tendenz in Zusammenhang steht; unter dem Gesichtspunkte der Mlderung des Schuldrechts ist eine Unterscheidung zwischen städtischem und landwirthschaftlichem Grundbesitz nicht zu billigen.

Was im Gegensatze hierzu die unter dem Namen Nxsmptwn I.2^v8 oder Uain68tsllä I^»v?8 bekannten Gesetze der amerikanischen Unionsstaaten betrifft, so enthalten dieselben neben weitgehenden Beschränkungen der Mobiliarerecution ein Pfändungsverbot für den Grundbesitz, dessen Umfang eine bestimmte Größe oder dessen Werth eine bestimmte Summe nicht übersteigt; die Angaben über die Grüße bezw. den Werth der pfandfreien Grundfläche sind in den einzelnen Staaten verschieden, mehrfach unterscheidet das Gesetz hierbei auch zwischen ländlichem und städtischem Grundeigenthum, indem bei letzterem die Grenze nach dem Werth, bei ersterem dagegen nach dem Flächenmaß festgesetzt ist; die Größe der Städte ist hierauf von Einfluß; je kleiner die Stadt, um so niedriger, je größer, um so höher die als Werthgrenze bezeichnete Summe. Charakteristisch für diese Gesetzgebung ist der Umstand, daß im Allgemeinen nicht jeder in den: betreffenden Staate lebende Großjährige, ja nicht einmal jeder Staatsangehörige die Wohlthaten der Eremvtion für sich in Anspruch nehmen kann, sondern nur der Familienvater, Hou86t>oläßi-, Heack ok »tamil.v, Hou8slio1äsl bl»viQß n tkmil^, und daß ferner die Pfändungsfreiheit der Heimstätte nicht für unbestimmte Zeit gewährt ist, sondern nur so lange, als das betreffende Grundstück zu Wohnungs- oder zu landwirthschaftlichen Zwecken benützt wird und im Besitze des Eigenthümers oder doch seiner nächsten Angehörigen steht; im Allgemeinen wirkt das Privileg zu Gunsten der Wittwe nur so lange, als dieselbe sich nicht wieder verheimthet oder so lange minderjährige Kinder des verstorbenen Eigenthümers vorhanden sind; auch bei der Regelung dieser Punkte weichen die einzelnen Gesetze mehrfach von einander ab, worauf hier nicht des Näheren eingegangen werden kann, bemerkenswert!) ist, daß in manchen Staaten sich das Pfändungsverbot nicht nur auf die Heinistätte selbst, sondern auch auf den Betrag erstreckt, für welchen dieselbe versichert war, eine Bestimmung, ^welche die consequeute Entwicklung'des Grundgedankens enthält, der den amerikanischen Gesetzgeber bei der Constructiou dieses vorbildlosen Rechts geleitet hat.

Es ergiebt sich hieraus, daß der städtische Grundbesitz eben so gilt sich des Privilegs erfreut, wie der ländliche, und daß man in Amerika noch niemals daran gedacht Hat, die Unpfändbarkeit des Grundbesitzes von der Vererbung desselben nach besonderen erbrechtlichen Bestimmungen abhängig zu machen, wie in Deutschland seitens mancher Socialpolitiker wohl empfohlen worden ist. Die Wirkungen dieser humanen Bestimmungen sind

nach den, Zeugniß der besten Kenner des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Verhältnisse durchaus befriedigend, und Gegner derselben, welche ihre Beseitigung erstreben, dürften in dem großen transoceanischen Staatswesen überhaupt nicht vorhanden sein; es ist bezeichnend für die Auffassung dieser Gesetze in Amerika, daß man dieselben als eine Art von Arbeitergesetzen betrachtet, weil sie vor Allem den Interessen der arbeitenden Klassen dienen uud zu Gute kommen.

Es fragt sich nun, ob ihre Nachahmung andern Staaten und insbesondere Deutschland zu empfehlen ist, oder ob Bedenken gegen die Übertragung der darin enthaltenen Grundsätze auf die contineutale Gesetzgebung sich im Hinblick ans die Verhältnisse der continentalen Staate» rechtfertigen lassen? Natürlich handelt es sich hierbei nicht um eine sklavische Anlehnung an die amerikanischen Gesehe, deren Grundbestimmung seitens mancher Staaten in den betreffenden Verfassungen ausgesprochen ist, sondern lediglich um eine Aufnahme der denselben zu Grunde liegenden Gedanken unter Anpassung an die concreten Verhältnisse der einzelnen Länder, Vielfach ist der landwirthschaftliche Grundbesitz die ausschließliche uud unentbehrliche Unterhaltsquelle für den jeweiligen Eigenthümer, dessen wirthfchaftliche Existenz wird demgemäß gefährdet, ja nicht selten geradezu vernichtet, wenn man ihn desselben beraubt; da mm aber das moderne Echuldrecht die Ausdehnung der Zwangsvollstreckung bis zu der die wirthfchaftliche Existenz des Schuldners gefährdenden Grenze mißbilligt, so muß die Rechtslogik dahin fübren, die Pfandfreiheit des Grundbesitzes anzuerkennen, dessen Entziehung die Eristenzgefährdung znr Folge hätte; was das Arbeitsgerät!) für den Arbeiter und Handwerker, die Arbeitsmafchine für den Heimarbeiter, ist der Grund und Boden für den Landwirth, der werthschaffende Gegenstand, das Mittel zum Erwerbe des Unterhaltes für sich und seine Angehörigen; als einen uuvollkommenen Rechtszustand betrachten wir es, wenn der Gesetzgeber zwar jene, aber nicht diesen der Zwangsvollstreckung entzieht; der Umfang bezw. Werlh des als pfandfrei zu erklärenden landwirthschaftliche« Grundbesitzes kann auch in Deutschland nicht generell für das ganze Gebiet des Reiches, sondern nur für die Gebiete der Bundesstaaten, in den größten Bundesstaaten wie Preußen und Bayern vielleicht nur für die Gebiete der einzelnen Provinzen bestimmt werden, eine Nechtsverschiedenheit ist in Ansehung dieses Punktes nicht zu vermeiden, die schablonisirende Regelung würde gerade hierbei von größten! Nachtheile sein, weil sie der Verschiedenheit der ländlichen Verhältnisse nicht Rechnung tragen kann; es ist klar, daß in Ost- uud Westpreußen ein Grundstück, das einen Werth von 1090 Mark darstellen foll, ein bedeutend erheblicheres Flächenmaß haben muß, wie ein Grundstück am Rhein oder in Mittelfranken, und daß die Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens in den bayrischen Hochgebirgsländern weit geringer ist, denn in den Rebgeländen der Pfalz; diefe Verschiedenheiten, welche durch natürliche Verhältnisse bedingt sind, hat die

Gesetzgebung bei Ausdehnung der Pfandfreiheit auf den Grundbesitz in ausgiebiger Weife zu berücksichtigen. Erklärt das Gefetz den landwirtschaftlich benützten Grundbesitz innerhalb bestimmter Grenzen für pfandfrei, so muß es auch die weitere Confeguenz ziehen und den mit einem Wohngebände versehenen Grundbesitz unter näher zu bestimmenden Voraussetzungen derselben Vergünstigung theilhaftig werden lassen; auf dem flachen Lande gehört das Wohnhaus zu der landwirthschafttich benützten Grundfläche, es bedingt die Bearbeitung und Benützung dieser, und es wäre daher geradezu ein Widersinn, wollte man die mit Wohnhäusern versehenen Grundstücke von der Charakterisirung als Heimstätten ausnehmen; abgesehen davon muß aber im Interesse der Befriedigung des fo überaus wichtigen Wohnungsbedürfnisses die Pfandfreiheit auch zu Gunsten des nicht in landwirthfchaftlicher Benützung stehenden, also des mit einem Wohnhaus versehenen Grundbesitzes gefordert werden; es widerstreitet dem focialen Interesse nicht minder wie den der Menschlichkeit zu schuldenden Rücksichten, der armen Familie das Häuschen im Zwangswege zu entziehen, das ihr bislang als Obdach und Aufenthalt gedient hat, es widerstreitet auch dem staatlichen Interesse, durch Gestattung einer derartigen Maßregel die Zahl der Wohnungsnomaden zu vermehren, die zu den Verbitterten der Verbitterten gehören und mit Nothwendigkeit von Stufe zu Stufe sinken müssen.

Es kann dahingestellt bleiben, ob die amerikanische Heimstättegesetzgebung auf die Entwicklung und Gestaltung der Wohnungsfrage in den Städten Amerikas einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, selbst wenn derselbe nicht nachweisbar sein sollte, wird nicht bestritten werden können, daß durch sie die Vermehrung der Obdachlosigkeit erheblich gehindert wurde; unterschätze man auch nicht die moralische Bedeutung eines Gesetzes, welches den wenig bemittelten Schichten der Bevölkerung die Gewißheit bietet, daß ihnen ihr Heim, jenes lioms, welches der Engländer so treffend „tbs 8^sßt doms" nennt, unter keinen Umstände» entzogen werden kann, unterschätze man die Tragweite nicht, welche auch vom ethischen Gesichtspunkte mit einer Einrichtung verbunden ist. Taut welcher auch der in größter Noth befindliche Schuldner weiß, daß er nicht von der Stätte verjagt werden kann, die ihm und seinen Angehörigen Obdach, Schutz gegen Kälte und Negen bietet, daß er stets sein Heim bereit findet, ihn und die Seimgen aufzunehmen. „Das Heim (Iwins) ist das Band der Civilifation", um mit einem der hervorragendsten englischen Staatsmänner dieses Jahrhunderts, Beaconsfield, zu sprechen; der Besitz des Heims ist nach den verschiedensten Richtungen des gesellschaftlichen Lebens von großem, ja, von uuschatzbarem Werthe, und der Staat kann sein Interesse an Erhaltung des Heims nicht besser zum Ausdruck bringen, als durch die Ausdehnung der Unpfändbarkeit auf die mit Wohnhäuscheu versehenen Grundflächen.

Die günstigen Wirkungen einer Nechtsreform dieses Inhaltes lassen sich allerdings nicht nach Mark und Pfennig berechnen, sie gehören zum

größten Theile zu der Klasse der sogenannten Imponderabilien, allein dies wird doch selbst in der Zeit des Realismus kein Grund sein, sie zu übersehen oder nicht ihrer wirklichen Bedeutung entsprechend zu würdigen.

Die Gründe, welche zu Gunsten der Einführung des Heimstätterechts auch für Wohnungsgrundstücke angeführt werden können, sind hiermit noch keineswegs erschöpft, die vorgebrachten dürften aber genügen, um den vorurtheilsfreien Leser davon zu überzeugen, daß, wenn überbaupt der Grundbesitz die Wohlthat der Pfandfreiheit genießen soll, der zn Wohnungszwecken benützte hierauf in demselben Maße Anspruch zu erheben berechtigt erscheint, wie der in landwirthschaftlicher Benützung bearbeitete. Auch der Erstreckung der Unpfändbarkeit auf einen Theil des Grundbesitzes bleibt der Einwand nicht erspart, daß diese Maßregel für den Eredit, und zwar für den Grundcredit nachtheilig sei; der Hypotheken- und Grundschuldgläubiger werde, wenn ein größerer oder kleinerer Theil des den» Schuldner gehörigen Immobiliarvermögens der Pfändung entzogen würde, zügern, Eredit zu gewahren; nach den in Amerika gemachten Erfahrungen ist dies jedoch nicht zu befürchten, und wenn auch die für den Nealcredit maßgebenden Verhältnisse in Amerika wesentlich verschieden sind von den in Deutschland hierauf einflußreichen, fo darf doch mit Sicherheit angenommen werden, daß die Befriedigung des Creditbedürfnisses auch bei uns eiue Beeinträchtigung hierdurch nicht erleiden würde; auch bezüglich des Nealcredits muß auf das psychologische Moment verwiesen werden, das oben bei Zurückweisung der gleichen Befürchtung hervorgehoben wurde.

Die Beschränkung der Zwangsvollstreckung im Sinne der vorstehenden Ausführungen muß als eine Nechtsreform von eminenter socialer Bedeutung bezeichnet werden, durch welche der Staat die dein geltenden Schuldrecht noch eigene Härte in ganz hervorragendem Maße mildert; sie steht mit Rücksicht hierauf im Einklang mit der modernen Arbeiterschuh- und Arbeiterversicherungsgesetzgebung, und es ist in erster Linie die arbeitende Klasse, welcher ihre Wohlthaten zu Gute kommen werden. Ter Staat darf sich von ihrer Einführung nicht abhalten lassen, weder durch die befürchtete Erschwerung der Ereditbefriedigung, noch dnrch die Behauptung, daß die zu weit gehende Milderung des Schuldrechts eine vollbeweisende Thatsache für den Beginn des Greisenalters sei. Die neueste Gesetzgebung hat endlich dem Mißstand ein Ende gemacht, daß der Vermiether die gesammte Habe seines Miethers ohne jede Ausnahme zum Zwecke der Sicherling für feine Forderung zurückbehalten darf, auf dieser Bahn mit Folgerichtigkeit weiterschreitend, wird sie den pfandfreien Mobiliarbesitz erweiter», das Grundeigenthum durch Schaffung von Heimstätten vor dem Zugriff des Gläubigers wirksam in Schutz nehmen, und hierdurch mit aller Deutlichkeit ihre Allsicht bekunden, daß das Erecutionsrecht nicht nach einseitigen vriuatrechtlichen, sondern nach social- und öffentlich-rechtlichen Gesichtspunkten zn ordnen ist.

Der Tod.
Line 3tudie
von
,2chluü,)
2«. März.
as Schreiben von vorgestern hat mir sichtlich geschadet und mich
so sehr entnervt, daß ich trotz des Widerwillens, den ich gegen
das Vett habe, mich noch vor Abend niederlegen mußte. Eine
von Gedanken flatterten nur durch den Kopf, aber ich lmbe alle
Schade — ich war auf eine Spur gekommen, ich habe ein
Menge
vergessen.
Schattenbild verfolgt, aber schließlich war mir Alles in's Nichts entschwunden
Heute ist das Fieber wieder furchtbar. Uud woher? Ich fühle, diefes
Fieber erschöpft mich am meisten.
Sophie ist hier gewesen, aber ich habe fast gar nicht mit ihr gesprochen.
Manchmal ergreift mich eine sonderbare Trägheit. Nach wahnsinnigen,
gewaltsamen Gedcuikensprüugen folgt ein fast völliger Stillstand. Im Gehirn
eine eisige Stille, im Herzen Weinen, Ohnmacht im Körper, Leerheit,
Pausen des Lebens — und die Stunden und die Tage gehen hin.
Mögen sie hingehen, ich kann nicht kämpfen, ich weiß mir nicht zu
mthe» — ich muß mich fügen.
lind ich füge mich.
27. März.
Von dem ganzen Drama, dessen Held ich bin, verstehe ich bisher nur
die eine Hälfte. Ich begreife, was es heißt, nicht leben, aber was es
heißt, nicht! sterben — verstehe ich nicht. Nicht-Leben ist die Negation,
die Antithese des Lebens ist Dasein minus Leben- aber was ist der Rest,
den man aus der Subtractiou erhält?
Ist das Leben die Summe oder einer von den Summanden?
*) Deutsch uoii Ülaphael Löweilfelb, Berlin.

Das Erste ist unbegreiflich, das Zweite unbekannt, und das sind alle
Antworten auf die Frage, die das Gehirn zerfressen.
Ter Tod hat wie eine. Medaille zwei Seiten. Die eine ist der
Verlust des Lebens, dieser einzigen Fähigkeit des Seins und des Ge-
nießens; die andere ist der Tod selbst mit seinem ganzen geheimnißvollen
Tüster.
Wozu leben wir? Milliarden vor mir haben sich diese Frage gestellt,
Milliarden werden nach mir diese Frage stellen.
Warum? Wozu?
Um zu sterbe«?
Kann das ganze Leben, und wäre es auch Nichts als Wonne und
eine Reihenfolge von Entzückungen, den einen Augenblick aufwiegen, in dem
wir sagen müssen: „Ich sterbe!"?
Und das ist doch keine Wonne; nur Wenige schöpfen aus der Quelle
von Entzücken, die allein des Lebens Mühsal versüßt, es giebt doch Menschen,
die stets nur dürstend dieses Leben durchmessen haben, und denen nie das
Herz schlug für den Himmel oder für die Erde, und sei es auch, weil sie
nie dorthin kamen oder hinkommen konnten.
Was ist für sie das Leben?
Und was der Tod?
Ein Ausruhen? — Nein, das ist nicht wahr! Der Tod ist für sie
die brutale Hand, die auf halbem Wege den Pfad zu Glück, zu Nuhe durch-
schneidet — zu einem Glück, das, blutig in Leiden und Mühsal erarbeitet,
ihm rechtmähig gehört. Wir sind Pilger der Wüste.
Mit Dnrst und Mühsal durchschreiten wir die von der Sonne Sorge
ausgedörrten Qceane in der Hoffnung, endlich dies Meer des Jammers zu
durchwaten und dorthin zu gelangen, wo die Quellen plätschern und die
Palmen blühen. Nie hat Jemand dieses Paradies der Wonne geschaut,
denn nie ist Jemand dorthin gekommen. In, es weiß nickt einmal Jemand
gewiß, ob es wirklich vorhanden ist. Wir gehen Alle auf dem Wege zu
Grunde und bezeichnen mit unseren Leichen die Spuren, um auch unseren
mindern zu zeigen, wo der Weg . . . mr Unendlichkeit führt.
Es giebt auch Oasen in dieser Wüste. Da machen die Pilger Halt,
die vor Durst wahnsinnig geworden sind, und leben der Täuschung, daß sie
schon das Ziel erreicht haben — und gehen zu Grunde wie wir.
In unserer Seele liegt der Kein» des Durstes unch Glück. In der
Jagd nach ihm flattern wir auf wie die Schwalben, denn fo weist uns
unfer Instinct.
Nichts gelten uno die Erfahrungen der Jahrhunderte, Nichts die
Leichen am Wege — wir glauben Alle an die Möglichkeit, das Ziel zu er-
reichen, und jagen Alle ihm nach.
So war es vor ewigen Zeiten, w wird es in alle Ewigkeit der Ewig-
keiten sein.

Ob wir hingelangen? Erst sterbend zweifeln wir und auch nur für
uns selbst, nicht für die Zukunft des Geschlechts. Darin liegt die Tragik
des Todes. Es handelt sich vielleicht nicht mehr um den Verlust der
Hoffnungen auf die Ausnützung des Lebens, es handelt sich nicht darum,
was geschehen könnte, sondern darum, daß Nichts mehr geschehen kann.
Dieses Zufallen der Thür, diefe Gewischeit der Hoffnungslosigkeit, daß wir
Nichts mehr zu erwarten haben, weil das Thor ein für alle Mal ver-
rammelt ist — das ist die Tragödie.
Ich kann zweifeln, ob ich Etwas erreiche, ich kann sogar die volle
Hoffnung haben, immer aber ist mir das Gefühl geblieben, daß ich auf
Alles wenigstens ein Recht habe — und schon darin liegt Vieles, was das
Leben ausfüllt. Man sagt wohl so, was mache ich mir aus den Rechten, wenn
ich sie doch nie genieße — und doch ist das noch ungeheuer viel gegen die
gräßliche Leere, wo man ausrufen mußi Ich habe kein Anrecht niehr auf
irgend Etwas.
Wir zweifeln nicht an dem Glücke selbst, sondern daran, ob es uns
glücken wird, es zu erreichen. Wir beschleunigen unseren Schritt, wir
schärfen unsere Gedanken, wir machen verzweifelte Anstrengungen — und
darüber enden wir.
Darum ist der Tod für uns die brutale Hand, die uns von dem Kelch
des Genusses hiufortreißt. Nicht mehr den Verlust des Lebens beklagen wir
— wir wissen, daß es nichtig war, wir beklagen das Etwas, das uns zu
erreichen nicht geglückt. Was dieses Etwas sein sollte, davon haben wir
nicht die geringste Vorstellung, und doch glauben wir, daß es vorhanden sein
konnte. Es ist uns nicht leid um das Leben des Lebens wegen, sondern
darum, weil wir es nicht gnt zu genießen, auszunützen vermochten. Wir
prüfen alle Handlungen und Bestrebungen unseres Lebens, und das erfüllt
uns mit Bitterkeit und Trailer. Immer sehen wir darin Eitelkeit und
Streben nach Eitelkeit. Wir durchforschen in Gedanken die ganze Vergangen-
heit, wir drehen und wenden alle nnsere Thaten nach allen Seiten — und
immer fiuden wir in ihnen unseren Irrthum.
Wäre nicht Dies, wäre nicht Jenes geschehen — so denken wir uus,
so wäre das ganze Leben andere Wege gegangen. Natürlich wäre es weit
besser gewesen: Ich hätte Dies und Das vermieden. Jenes gewonnen, daraus
hätte mir Dies und Das entstehen müssen u. s. w., und stets sehen wir
dieses erträumte Etwas am Ende, dieses Etwas, das das Ziel des Leben?
ist, diese Hoffnung des ganzen Daseins, die Harmonie, das Glück . . ,
Wir walzen die Schuld auf Alle nnd auf uns selbst. Wir fühlen eine
Bitterkeit gegen die ganze Welt, weil wir in dem entscheidenden Augenblick
einen anderen Weg eingeschlagen haben. Dieser andere Weg erscheint uns
immer als der bessere, als derjenige, der zum Ziele führt, der Weg aber,
den wir bisher gegangen sind, ist stets eine Reihe unerklärter Irrthümer,
wir überlegen nicht, ob wirklich dieser andere Weg glückliche Ergebnisse ge-

habt hätte, ob nicht auch er Keime von Bitterkeit und Erfolglosigkeit in sich
getragen hätte.
Wir sehen Nichts als Gutes in ihnen.
Daher die Klage über das verlorene Leben, die Klage über die ver-
lorene Möglichkeit des Glückes, die Klage über jede Stunde, die vergebens
dahingeschwundeu und nie mehr, nun nie mehr wiederkehrt . . .
Das ist die Abrechnung mit dein Leben.
Aber das ist nur die eine Seite des Todes-Dramas.
Die andere ist der Tod selbst.
Was ist der Tod? Eine Metamorphose? Ein Schlaf? Ein Ver-
sinken in das Nichts?
Wir sind nicht Alle vorbereitet, eine Rolle zu spielen. Der Tod fährt
wie ein Blitz hernieder und fragt nicht, ob wir fchon fähig sind, ihn zu
empfangen, ob wir schon einen Balsam haben, der seinen Streich mildert.
Ein Anderes ist es, sich niederzulegen wie zum Schlummer mit dem
Glauben an ein Erwachen drüben in anderen Welten; ein Anderes, sich
niederzulegen ohne diesen Glauben, ja ohne die Hoffnung, das; dieser Schlaf
je endet.
Und ich habe keine Hoffnung. Ich bin wehrlos gegen den Streich,
denn ich habe Nichts in der Seele. Mit dem Verloschen des Glaubens
hat sich mir zugleich die Quelle des Nichts erschöpft, die wenigstens die
Täuschung gestattete, daß ich Alles verstehe. Seit dieser Zeit haben die
chaotisch Verwirrten Erscheinuugeu für mich ibre harmonische Uebereinstimmung
verloren. Das ganze Universum ist für mich in Stückchen zersprungen, und
aus dein früheren gothischen Bau, der die Grüße Gottes singend feierte,
sind nur getrennte Bruchstücke geblieben.
Ob ich das Bedürfniß gefühlt habe, diesen Bali von Neuem aufzu-
lichten, weiß ich selbst nicht mehr. Es giebt eine Epoche im Leben, wo
dieses Bedürfniß der Synthese völlig verschwindet. Ich habe eben diese
Epoche durchgemacht. Ich habe nur ein physisches Leben gelebt, ohne
Sorgen um die Zukunft, ohne Nachdenken: Was ich bin, wozu ich bin, und
was Alles ist.
Es gab ganze Monate, in denen ich ganz nnd gar nicht an das Vor-
handensein gewisser Näthsel des Daseins und der Weltenmaschine dachte.
Sterblichkeit und Unsterblichkeit der Seele? Was konnte mich das be-
kümmern? Wer denkt mit 21 Jahren seines Lebens ernsthaft über folche
Dinge nach? Ueber den Tod? Ich habe mein Leben aufgebaut, was
konnte mich der Tod interessiren? Denkt der Architekt, der einen Bau
aufführt, daran, was einst, einst aus ihm werden könnte? In was für
Trümmer es versinkt und weshalb es in Trümmer versinken könnte?
Gewiß muß er, wenn man ihn an die Mauer drückt, bekennen, daß der-
maleinst seine Arbeit in Stücke sinkt, und sagt Euch irgend einen Gemein-
platz über die Vergänglichkeit aller Dinge in dieser Welt; aber hält er

nicht selbst dieses Gesetz des Ruins aller Dinge für eine chimärische, unendlich ferne Notwendigkeit, über die es nicht einmal nachzudenken verlohnt?
Ich war in der Lage dieses Baumeisters. Ganz wie er hielt ich das Nachdenken über den Anfang und das Ende des Alls für ein zweckloses Ding — und ich dachte nicht nach.
Das Absolute, der Wille, das Unbewußte! Ich habe diese Worte nicht ganz verstanden, aber das hinderte mich nicht, zu glauben, daß ick sie verstehe, und diese ersetzten mir den alten Gott. Die Theorie der Lebenskraft erklärte mir das Dasein des Organismus, und ich glaubte auch, sie vortrefflich zu verstehen. Regten sich Zweifel wegen der Verständlichkeit dieser Begriffe, so verschob ich ihre gründliche Prüfung auf später, auf eine unbestimmte ferne Zukunft, wenn die Zeit gekommen fein wird. Wozu,' follte ich mir den Kopf mit diefen Dingen vollpfropfen? Lieber einen Roman lesen .. . Man kann auch ohne dies leben, sogar recht gut. Und ob man ohne dies so gnt sterben kann — habe ich darüber nachgedacht?
Ich bin der verkörperte Durchschnittstypus der Schaar balbgebildeter Menschen mit dem Nichts in der Seele, mit dem Hohn ans den Lippen, die ganz vortrefflich ohne alle Weltanschauung und metaphysischen Ideen fertig werden, die meist ungestüme Genußmenschen sind (ich war auch das nicht) und die Augen zur Erde, nicht zum Himmel gerichtet halten. Auf das Leben stützen wir Alles, für dieses arbeiten wir beständig und sehen nußer ihm Nichts.
Und so lebte fich's gut, aber es lebte sich nur; wenn es zum Sterben kommt, werden wir ein Opfer der Verzweiflung.
Dann erst gehen uns die Angen auf. Wir fehen die ganze Sprüdigkeit der Gruudlagc unserer bisherigen Ideen uud wundern uns selbst darüber; aus Meistern des Lebens werden nur Stümper des Todes. Keine der Ideen, die wir bisber gehätschelt haben, kommt uns zu Hilfe, alle waren sie gut für das Leben, baben uns durch das Leben geleitet, manchmal beglückt — dem Tode stehen wir Auge in Ange gegenüber, allein, durch Nichts gestützt.
Ich bin ein Theilchen dieser Masse des Lebenskörpers.
Philosophische Ideen habe ich mir nicht anzueignen gewußt. Ich war stets in einen! Instand der Umbildung und Entwickelung und ^ — — der Tod ist gekommen, ohne das Ende der Arbeit abzuwarten. Und nun bin ich Nichts. Denn was ist ein Mensch, der aus der einen Phase herausgeschritten ist und in die andere neck nicht eingetreten ist? Ich kann nicht mehr glauben, und an Allem zu verzweifeln wage ich nicht, denn ich würde mir nicht trauen. Ich habe noch nicht an meinem Wissen gezweifelt und glaube an seine Macht. Es hat mir noch Nichts bisher gegeben, aber vielleicht nur deshalb, weil ich mich ihm zu wenig hingegeben hübe. Ick kann nicht von dem Dremnhl des Dilettantismus und der Naivetät über

Alles urtheileu mit der Stimme eines unfertigen Knaben. Ich fühle
mich wie im Augenblick des Sprunges aufgehalten, ohne Stützpunkt über
dem Boden schwebend. Und das nur ist der Unterschied zwischen
mir und dem Skeptiker, daß der Skeptiker an einem Punkte schweben
bleibt, und ich fliege und fliege ohne Ende, obgleich ich keinen Ziel-
punkt fehe.

. Das Wissen kommt und flüstert uns in's Ohr: „Folge mir nach, und
Du gelangst an's Ziel". Wir haben nicht die Kraft, zu zweifeln, noch zu
glauben, wir sind entsetzt über die Finsternis;, die uns von allen Seiten
umgiebt, und folgen jählings dieser einzigen Fübrerin und sagen im Geiste:
„Vielleicht."

Es giebt noch kein W^rt, das dein geistigen Zustand entspräche, in
dem ich mich befinde, wie es kein Wort giebt, das den Zustand des
Wassers bezeichnet, das nicht mehr flüssig und noch kein Dampf ist. Und
doch giebt es zwischen diesen beiden Zuständen einen mittleren, vielleicht
unfaßbaren, mit Worten nicht auszudrückenden, aber er ist doch vorhanden
als Uebergang und veränderliche Form.

Ich bin also ein Uebergang, eine veränderliche Form, ein Vorläufiges,
ich bin ein schwankendes Geschöpf, das zwischen Glauben und Skepti-
cismus steht und bereit ist, sich den beiden Ertremen in die Arme zu
werfen — ein Gefchöpf, das nicht mehr ist, was es war, und noch nicht
weiß, was es sein wird.

Inwieweit dieser Uebergangszustand wirklich ein Uebergang ist, weiß
ich nicht, denn ich habe ihn bisher noch nicht durchgemacht — und werde
ihn gewiß nicht mehr durchmachen.

Man kann also auch sterben, wenn man Aichts ist.

Solcher Art sind die Meisten von uus. Nur eine wenig entwickelte
Selbsterkenntnis; und unser Dünkel sind die Ursachen, daß wir uus zu einer
solchen Zustandlosigkeit des Geistes nicht immer bekennen. Ein ^eder mochte
glänzen mit schon entwickelten Ideen und Überzeugungen, Jeder will durch-
aus Etwas sein, damit er das Recht habe, eine Stimme und ein Urteil
abzugeben von dem Dreifuß der Autorität über die Frage dieser Welt, und
Niemand will gestehen, daß er erst wird und sich entwickelt.

Darum giebt es unter uus auch so viele Fertige, darum giebt es fast
gar keinen Werdenden oder erst Arbeitenden. Natürlich ist dies in ge-
wissen» Sinne eine nothwendige und sogar nützliche Erscheinung, denn sie
schützt die Gesellschaft vor dem Ueberfluß an Stümpern, die zu keiner Thal
fähig sind. Das Leben muß seinen Gang gehen, und ,^eder muß leben,
und ob er an die Erde gefesselt ist mit Händen oder Füßen, mit dem
Kopf oder mit dem Bauch, das ändert das Wesen der Sache nicht. Der
Magen muß gefüttert werden: er ist stärker als der Kopf und schlagt ihn
nach allen Richtungen. Der Kopf kann zur Noth 'ohne alle Ideen fertig
weiden, nie aber der Magen ohne Nahrung.

Daher der wahnsinnige Zwiespalt zwischen dem Denken und dem
Leben. Das Denken, das aus Hunger besteht, ist lange hin in der
Schwebe, für das Leben arbeiten wir Alle geschäftig, und das Leben kann
nicht warten.
Wenn sie uns wenigstens nicht wollten glauben lassen, daß die Welt
in ihren Lebensschritten den Weg der einzigen Vollkommenheit wandelt und
die Verwirklichung eines möglichen Ideals der Welt ist.
Wir weben dies Kleid des Lebens meist mit ungeschickten Händen,
um diesen Zwangstheil der Arbeit fertig zu machen, hinter uns zu haben,
ohne einen Plan, ohne den Glauben, daß unsere Webearbeit gut ist, um
es hinter uns zu haben, denn es ist Zwang.
Darum giebt es so viel unuermiedenes Unglück und Elend in
der Welt.
Das schlecht gefertigte Gewebe reißt und zerstiegt in Stücke, läßt
Feuchtigkeit und Kälte durch, bedeckt undicht unseren nackten Körper wie
ein Kleid, pfufcherhaft von einem unfähigen Schneider gemacht, und in
den« ein Aermel irrthümlich zweimal angenäht, und der andere kaum an-
geheftet ist.
Und es kann nicht anders sein, und das Leben und seine Pflichten
fragen nicht, ob wir fchon herangereift sind zur Arbeit, ob nur ausgerüstet
sind, auf den Schauplatz zu treten, ob wir den bestimmten TIM der gesell-
schaftlichen Arbeit treu ausführen mit dein unerschütterlichen Glauben in der
Seele, daß wir so und nicht anders arbeiten müssen. Das heißt uns
denn: „Du mußt das so oder so machen," und macht uns nur mechanisch mit
der Art der Arbeit bekannt. Ausreden giebt es nicht, denn man muh leben.
Selbst das eigene Gewissen sendet den Befehl aus: „Arbeite," denn die
Gesellschaft hat ein Recht, zu fordern, und könnte schwerlich warten auf den
Augenblick, wo dasselbe Gewissen die Möglichkeit haben wird, zu antworten:
„Ich bin bereit."
Das Schreiben hat mich müde gemacht. Ich sehe auch, daß Sophie
sich zum Gehen rüstet, und es drückt sie gewiß, daß ich nicht mit ihr spreche.
Du lieber Gott! Wovon sollten wir sprechen? Könnte sie mich verstehen?
Sie müßte wie ich sterben, und nur sterben nur einmal uud nehmen das
ganze Geheimnis; des Todes mit uns in das Grab mit.
Sterbende sind ganz andere Menschen.
Auf sie kann man die gewohnten Gesetze der Logik und des Lebens
nicht anwenden. Es sind gewissermaßen Menschen von anderen Sternen,
mit anderen Sinnen und Geisteskräften begabt. Gefühllos für das Eine,
gefühlsüberreich für das Andere bettachten sie die ganze Wclt, die sie um-
giebt, anders und verstehen sie auf andere Weife. Ob besser, ob schlechter
— wer will das beurtheilen? Das Leben hat seine Gesetze, der Tod die
seinen. In dem einen wie in dem anderen Falle unterliegen wir nur
diesen Gesetzen, weil wir aus uns selbst nicht herausgehen können.

28. März.
Trotz der großen Erschöpfung, die ich schon fühle, lasse ich nur täglich
den Mantel umgeben und mich in den Fauteuil setzen. Das raubt mir
nech mehr die Kräfte — ich weiß es — aber es wird mir schwer, der
Wonne zu entsagen, daß ich noch sitzen kann.
Ich weiß, es kommt dereinst der Tag, wo ich mir schon werde sagen
müssen: „Du stehst nicht mehr auf," Aber ich will diesen schrecklichen Tag so
lange als möglich hinausziehen. Ich komme bisweilen einfach von Sinnen
vor Entsetzen, daß ich vielleicht zum letzten Male mich auf diesen Sessel nieder-
lasse. Tann spanne ich alle Energie an nnd lasse mich im Zimmer umher-
führen, um zu versuchen, ob ich noch gehen kann. So lange Hofmann
mich noch besuchte, peinigte ich ihn häufig und zwang ihn, mich zu unter-
stützen, um von dem Fauteuil zum Nett und vom Bett zum Fauteuil zu
spazieren. Jetzt faßt mich Hans manchmal von hinten unter die Arme nnd
führt mich an das Fenster. Ich spähe begierig hinaus uud kann den Blick
nicht von den grauen und rothen Dächern wenden, als verkörperte sich in
ihnen die ganze Welt, von der ich Abschied nehmen muß. Eine Ohnmacht
erfaßt mich oft vor Erschöpfung, uud doch muß mich Hans mit Gewalt auf
den Fauteuil zurückziehen. Immer ist nür's, als söge ich zum letzten Mal
diesen Anblick ein, und ich möchte den letzten Blick in die Unendlichkeit
ausdehnen. Und vielleicht erhebe ich mich morgen nicht mehr vom Vett,
vielleicht stehe ich wirklich zum letzten Mal am Fenster? Da heißt es
sehen, sehen, um sich zu sättigen, zu trinken, mit diesem Anblick sich satt zu
sehen am ganzen Leben . . . Ganze Tage lang sitze ich wie blöde und
blicke gedankenlos vor mich hin und sehe Nichts. Ich möchte das Denken
vergessen. Mein gegenwärtiger Zustand ist ein Zustand des Druckes. Eine
maßlose Last drückt mich mit ihrem Koloß nieder, und ich versuche oft gar
uicht mehr zu kämpfen oder ausfindig zu machen, was mich so drückt. Ich
weiß, daß ich es nicht ausfindig mache, und füge mich passiv.
Manchmal fühle^ ich einen Eindruck, als ob ein dunkler Planet, der die
Kreise seines Laufes verlassen hat, langsam auf die Erde gefallen wäre und
sie zu zerschmettern drobte. Der dunkle Kreis am Himmel wird immer
größer, verschleiert die Sonne und das Licht, wächst in's Niesige und scheint
mit seinen Grenzen den Nand des Gesichtskreises zu berühre». Noch einen
Augenblick, und es geschieht eine furchtbare Katastrophe, etwas Unerhörtes,
Ungeheures im Weltall. Die Crde springt in Stücke, das Getöse, das der
Sturz der Welten hervorruft, zerreißt den Nauni, und Alles versinkt in
einen ungeheuren Abgrund. In der Erwartung dieses Augenblicks erbleicht
Alles und windet sich in Verzweiflung. Das Geräusch der Vögel erfüllt
die Luft, auf der Erde heulen Menschen und Thiere von Grausen gebannt.
Allen fehlt Lnft und Licht, Alle fühlen fchon, daß sie untergehen, und
daß es keine Rettung giebt.

Und da kommt der vorletzte Augenblick — Erschöpfung, verzweifelte
Apathie ergreifen alles Leben auf Erden; was gelebt hat, sinkt hin, von
der Ohnmacht der'Hoffnungslosigkeit niedergeworfen, und harrt regungslos,
erinnerungslos seinen: Ende. Dunkle Nebel umdämmern die Gehirne, der
letzte Äthemzug ans Milliarden Lungen reißt die Seele aus dem Körper,
und Alles geht unter — vor den, Ende ^ erwürgt von dem Entsetzen vor
dein Koloß.
Und ich bin in einem solchen vorletzten Augenblick, bedrückt von der
Last, ohnmächtig von der Hoffnungslosigkeit des Kampfes, uud mir um-
dämmern dunkle Nebel das Hirn, und ich quäle mich und winde mich und
habe keine Hoffnung.
Das sind entsetzliche Augenblicke; manchmal, wenn ich so hinsieche im
Vernichtuugskampf, gebe ich mir Mühe, durch ein unmenschliches Ringen
den aufgewalzten Koloß abzuschütteln, Ich reiße weit die Augen auf,
schaue ringsum, um mir Alles in Erinnerung zu rufen, und erwache aus
dem Halbschlafe, und dann denke ich. Keine Hölle kann folche Foltern
ersinnen. A . . . a, a, ach, ach . . . diese Gedanken! Diese Gedanken!
sie sprengen mir di> Hirnschale und brennen die Eeele. Sie umdüstern. .
o, lieber nicht denken, lieber enden uuter dem schweren Schlag.
Erwachen, um zu leiden, — entschlummern, um zu enden, — das ist
die Geschichte meiner Lebensstunde.
Der einzige Balsam für mich ist das Niederschreiben dieser Zeilen.
Ich durchforsche uud analvsire mich, als wäre ich mir selbst ein Fremder.
Da erstirbt in mir der Schwindsüchtige, und es entsteht der Beobachter
und Kritiker. Ich kratze auch wieder manchmal meine Wnnden, aber sie.
sind schon weniger schmerzlich, vielleicht darum, weil ich selbst in ihnen
wühle. Menschen, die ihre Angst nicht beherrschen tonnen gegenüber einem
Pistolenlauf, der auf sie gerichtet ist, zielen häufig selbst auf ihre Schläfen
— und dann zittern sie gewiß nicht, da sie sich selbst de» Tod geben.
Wenn also der Augenblick der Gedankenenergie eintritt, wenn in mir
das Hirn zu arbeiten beginnt, greife ich fieberhaft nach meinem kleineu
Tagebuch, hätfcble es, wie meiu eigenes Kind, und spiele damit.
Nur solche Spiele sind mir geblieben.
Erst vergleiche ich von einem Tage zum andern die Handschrift. Ich
freue mich, daß die Buchstaben eiuander noch ähnlich sind, daß mir die
Hand nicht zittert, dann lächle ich nnd prüfe die Kraft meiner Hand. Ich
male an den Rändern allerlei Arabesken und Linien und Windungen und
gebe mir Mühe, sie so verwickelt als möglich zu machen, aber ich schreibe
noch gleichmäßig uud deutlich, mir immer schneller, damit mich nicht etwa
ein unnützer Gedanke mitten darin unterbreche. Aber ich bin schrecklich
mager geworden. Die Finger an meinen Händen machen den Eindruck
von Fädchen, und die linke Hand wird mir hänsig steif. Ich habe beob-
achtet, daß meine Finger jetzt, wenn ich die Hände leicht vor mich hinhalte.

nie zusammengehen, die Zwischenräume zwischen ihnen werden immer
grüßer. Das ist sehr natürlich, früher hat sie Fleisch ausgefüllt, jetzt
können sich die Muskeln schwer an die neue Lage gewöhnen.
Jeden "Tag betrachte ich mit Aufmerksamkeit meine Füße und versuche
mit dem Finger, ob sie nicht geschwollen sind. Das wäre schon das letzte
Zeichen. Meinem Vater und meiner Mutter schwollen die Füße auch zwei
Wochen vor dem Tode. Alle hielten das für das schlimmste Zeichen, und
sie haben sich durchaus nicht geirrt. Ueberhauvt vergleiche ich mich jetzt
immer mit meinem Vater oder mit meiner Mutter und forsche, welchen
Fortschritt meine Krankheit macht. Alle Einzelheiten ihres Verhaltens, alle
Anzeichen stehen lebhaft vor meinem Gedächtniß, ich beobachte mich beständig
in meinen unwillkürlichen Vewegungen, ich suche ein Merkmal an meinem
Körper. Ich prüfe meine Kräfte nud höre nicht auf zu vergleichen.
Das erleichtert mir ungeheuer die Orientirung in meiner Lage.
Schritt für Schritt gehe ich meiner Krankheit nach, beobachte sie, spionire,
kritisire und gebe mir Mühe, zu enathen, was morgen meiner harrt, über-
morgen, und so bis an's Ende.
Manchmal sträubt sich mein Haar bei dieser Selbsterkenntnis?, manch-
mal aber kann man auch ein Körnchen Befriedigung darin finden. Ick
weiß, daß ich sterbe, wie Andere gestorben sind. Aber ich erkenne nicht
den ganzen Unterschied: die Anderen wurdeu mit verbundenen Augen zur
Schlachtbank geführt, und ich gehe selbst hin, zähle meine Schritte und
orieutire mich auf dem Wege.
Kenne ich nicht wenigstens diefe gewöhnliche Erscheinung des Hinsterbens,
daß meist wenige Stunden vor dem Tode, ja, sogar einen ganzen Tag
die Kräfte des Kranken wachsen, uud die Täuschung der Ncssernng hervor-
gerufen wird? Das ist das letzte Aufblitzen des Lebens, dann folgt die
Dunkelheit und das Nichts.
Ich weiß das Alles sehr gut, uud darum habe ich die Sicherheit der
Hoffnungslosigkeit. Die augenblickliche Rückkehr der Kräfte ist für mich
nicht mehr die Vorhersage des Lebens, sondern des Todeskampfes.
Ich ende wenigstens im Kampf, Auge in Auge mit dem Tode, mit
der Wunde in der Nrnst, nicht im Nucken — wie ein Spartaner.
29. März.
Seit drei Wochen, d. h. feit der Zeit, wo das Wort Tod zum ersten
Mal in meine Seele fiel, denke ich beständig daran, ohne Ruhe, ohne
Rast bin ich unter seinen: Druck. Seit so viel Nächten schon arbeitet
mein Hirn Tag und Nacht nn der Zerstreuung der Finsternis;, die mich
von allen Seiten umgiebt, und das Räthsel ist bis zu diefer Stuude ein
Näthsel geblieben. Ich bin nicht so naiv, zn glanben, daß ick die Auf-
gaben, an welcher die Mensckheit von Beginn ihres Seins gearbeitet hat.

löse durch mehrstündige Anstrengung meiner Intelligenz — ich täusche mich
nicht einen Augenblick — und doch kann ich nicht umhin, zu denken.
Ueber den Tod muß angesichts des Todes Jeder denken. Vielleicht
mehr oder weniger nüchtern und gesund, vielleicht naiv oder unlogisch,
denken wird Jeder und immer versuchen, die Finsternis mit dem Auge zu
durchdringen oder in sie hineinzuschauen durch die Brille seiner Glaubens-
anschauung, und das genügt ihm, wenn auch nur aus dem Grunde, weil
er möglichst tief denkt, so tief wie er nur kann. Er legt in diese Ge-
danken seinen ganzen Vorrath an Wissen und Vorstellungen, kämpft mit
ihnen wie ein ungeübter Fechter und gelangt zu Resultaten, wie er sie er-
reichen kann bei den Mittel», die er im Kampf gebraucht hat. Uud uer»
geblich würden wir uns wundern über die Naiuetät, oder die Unlogik der
Schlüsse eines einfachen Mannes, vergeblich würden wir in seinen
Folgerungen Irrthümer suchen. Für ihn gab es keine Irrthümer, denn
er hat gedacht, wie er konnte, und der Tod war für ihn, wie er ihn sich
vorgestellt hatte.
Es giebt also so viel Tode, als es Vorstellungen davon giebt. Anders
war es für den heiligen Augustinus, anders für Buddha: Ter Eine
ging auf den Stufen des Thrones Gottes in die Chöre der Engel ein,
der Andere versank in die Nirwana. Und was Beide getroffen hat, das
ist schon eine andere Frage. Wenn auch Augustinus seinem Glauben zum
Trotz in Nichts versunkeu ist — hat das seine letzten Augenblicke getrübt?
Er schlummerte ein, wie wir jeden Tag einschlummern, nur mit dem
Unterschied, daß wir auf Erden erwachen sollen, er aber im Himmel er»
wachen sollte — und ob ihn während dieses Schlummers nicht etwas
Anderes trifft, darum kümmerte er sich garnicht, als er mit dem Glaube»
an das Erwachen einschlief. Hier handelt es sich darum, was der Meufch
durchdacht, durchlebt, durchlitten hat, ehe er sich zum Schlummer niederlegte.
Hat er geträumt — wird ihm der Tod ein Traum sein. Hat er gelitten — ist
ihm der Tod ein Leiden — immer aber nur das, was er davon gedacht hat.
Was denke ich von dem Tode? Was wird er für mich sein?
Ich strenge meinen Geist an, ich bringe Tage uud Nächte bin mit
Forschungen »nd sehe, er ist Finsternis!, Näthsel, Unbegreifliches . . .
,^ch werde in ihn versinken wie in ein dunkles Labyrinth, ohne Hoff-
uungen auf eiuen Ausgang, ohne Sicherheit auf eine Fortdauer. Vor mir
breitet sich ein grauer Vorbang aus; was hinter ihm ist und ob Etwas ist,
weiß ich nicht. Und ich soll dort hineingehen, vielleicht schon in wenig
Tagen mit der einzigen Gewißheit, das; es keine Wiederkehr giebt.
Und ich weiß, daß ich vor der Zeit diesen Vorhang nicht zerreiße.
Ich weiß, daß ich eher meinen Kopf zerschelle, als ich den Saum nur
hebe, und doch kaun ich nicht umhin, die wahnsinnigsten Anstrengungen zu
machen, um ihn zu durchbohren.
Ich kämpfe nicht nur ohne Hoffnung auf Sieg, fondern fogar mit

der Gewißheit, daß ich überwunden werde, — und doch — ich kämpfe,
um zu siegen . . .
Nur mit dein Tode kann man einen solchen .«mups führen.
Manchmal lache ich über mich selbst, und in Augenblicken unfertigen
Suchens ringe ich mir die Energie der Resignation ab — aber das sind
sehr kurze Pause». Der Gedanke läuft aus Gewohnheit immer im gleichen
Kreis — und wenn ich ihn mit Anstrengung auf halbem Wege umwende,
kann ich nachher dein Gefühl des Vorwurfs nicht widerstehe«, daß die Zeit
rinnt und rinnt, und ich Nichts gefunden habe.
Und dieses Gefühl des Vorwurfs, eines Bedauerns gleichsam, steigert
sich noch dadurch, daß immer am äußersten Ende solcher Betrachtungen
ein langer Augenblick eintritt, wo der Gedanke, erschöpft von langer An-
spannung, dein Willen, der ihn beständig weiter vorwärts treibt, sich nicht
fügen will. Und sonderbar, diese Erschöpfung der geistigen Kraft erfolgt
immer gerade in dein Augenblick, wo sie ein Ende zu erreichen fchien, wo
das Licht der gesuchten Wahrheit mir schon so nahe erscheint, daß es nur
einer stärkeren Anstrengung bedurfte, um es zu erblicken und Alles zu ver-
stehen; ich halte den Alhem an, ich reize meine Phantasie auf, ich spanne
alle Gräfte an -— noch einen Gedankenfprung — und ich bin am Ziel. . .
Da sinke ich zurück.
Der Gedanke springt plötzlich wie ein allzu straff gefpcmnter Bogen,
und die Waffe, mit der ich den Himmel stürmen sollte, liegt zerschellt am
Voden und macht alle Anstrengungen unnütz. Lessing sagt: Die Menschen
hören gewöhnlich da M denken auf, wo ihr Denken anfängt schwierig zu
werden — und gerade da, wie ein anderer Schriftsteller noch hinzufügt,
wo das Denken furchtbar werden könnte. Aber ob es wirklich dann
furchtbar wurde? Ob das nicht nur eine Täuschung der Phantasie,
nicht die gewöhnliche Illusion des Glaubens an die Macht der Ver-
nunft ist?
30. März.
Wie schnell sie sich doch in den Gedanken an meinen Tod hinein-
gelebt haben! Erst waren sie sehr verzweifelt, Hans weinte wie ein Kind,
Sophie verzweifelte — und jetzt . . . Sie sitzt da und macht eine Häkel-
arbeit, Hans liest, und Beiden fällt es wohl kaum eiu, daß mit jeder
Masche, die sie vorwärts bringt, mit jedem Buchstaben ein kostbarer Augen-
blick für mich dahin rinnt. Und doch wissen sie es schon gewiß, sie wissen
sogar, daß auch ich es weiß, denn ich habe ihnen selbst Alles erzählt —
sie haben es sogar früher als ich gewus,t. Und doch kann ich kam» eine
Aenderung fehen. Sie sind nur ein wenig traurig geworden; sie scheuen
sich, laut zu sprechen, — aber darüber hinaus ist Alles, wie es war.
Ich wundere mich durchaus nicht über sie. Was sollen sie dabei thuu?
Es ist schwer, gauze Wochen hindurch nur Thronen vergießen und sich

unnütz härmen: Man kann sich in dm größten Schmerz einleben und das Haupt vor ihm senken: Ich habe mich ja doch selbst in meinen Tod eingelebt und bin gewissermaßen ruhig, um so mehr konnten sie sich daran gewöhnen. Es ist also Alles so, wie es sein mußte, — und doch ,.. doch reizt es mich entsetzlich. Warum ist es so? Warum wird der Tod des einen Menschen so gleichgültig aufgenommen von dem anderen? Etwa weil wir Alle sterben und der Tod eine alltägliche Erscheinung ist? Aber dadurch verliert er doch Nichts an seiner Furchtbarkeit. Ob nur ich sterbe, ob Millionen sterben, das ist ganz gleich, Tod bleibt Tod. Trotz der tausend Arten des Sterbens ist das Ende immer dasselbe. Ein Einzelwesen schwindet von der Welt auf immer, auf Ewigkeiten, uud kehrt nie mehr dahin zurück. Liegt darin nicht Hülle genug, um die rubigste Seele zu trüben?

Ich empfinde die ganze Seltsamkeit solcher Betrachtungen, ich antworte mir selbst, es kann nicht anders sein, denn wollte die Welt sich vou dem Tode jedes Menschen erschüttern lassen, so würde sie selbst morgen unter dem Uebermaß vou Leiden den letzten Athem aushauchen — ich selbst war nicht anders, und doch kann ich nicht umhin, zu fragen, warum es so ist?

Und nicht um ihre Thränen ist es mir zn thun, denn es ist mir selbst lieber, daß sie schon bedeutend ruhiger sind, — sondern um das Gesetz des Lebens, das sich so selbstsüchtig verhält gegen den fremden Tod. Der Mensch hat gelebt, gearbeitet, gedacht, war einer von den Brennpunkten in der Kette des Daseins, plötzlich geht er zu Grunde, schwindet ohne Wiederkehr — und das stört in nichts den allgemeinen Gang des Lebens. Er versinkt wie ein Stein im Wasser, und eine ruhige Welle strömt über ihn hin, ohne sich darum zu kümmern, daß immer neue Opfer in das Weltgrab steigen.

Ich weiß, das sind thörichte, dumme Gedanken, ja sogar selbstsüchtige Tüfteleien — ich weiß, so, wie es ist, muß es sein, denn so ist es gut — und doch bin ich nicht fähig, den Aufschrei der Empörung in mir zu unterdrücken, die das gleichzeitig grausam nennt.

Und jemehr ich dieses Gesetz unendlich weise und einzig möglich nenne, desto mehr empöre ich mich, desto mehr sehe ich darin nur Vernunft nnd nicht Herz.

Uebrigens habe ich mich vielleicht schlecht ausgedrückt, wenn ich sage: „Ich empöre mich." Empörung ist nicht nur die Unzufriedenheit mit bestehenden Einrichtungen — es ist zugleich auch die Ueberzeugung vou der Unuollkommenheit einer Sache und der Möglichkeit des Vorhandenseins besserer Verhältnisse. Ich bin nicht so naiv, um mich gegeu das zu empören, was unerschütterlich ist, was ich sogar für das möglichst Neste anerkenne; aber ich kann doch sagen, ob mir dies Etwas gefällt oder nicht, ob ich mich dabei wohl oder übel befinde. Eine solche Empörung stört das Weltall nicht.

Und doch ist der Mensch mit seinem ganzen Verstände ein schrecklich nichtiges Geschöpf. Begabt mit der Fähigkeit der Analyse und der Nachempfindung aller Dinge und beraubt jeder schöpferischen Kraft, sogar in dein Gebiete der Abstraction, ist er ein Simson, dem die Haare genommen sind. Er wälzt und windet sich hin und her nnd vermag Nichts, obgleich er Alles sieht.

Gut, daß mein Hans diese Blätter nicht liest. Er würde das wie gewöhnlich „Wasserschöpfen in ein bodenloses Faß" nennen — was es anch wirklich ist. Glücklich, wer es vermag, wenn er sich einmal darein gefügt hat, die vergebliche Mühe zu unterlassen. Bei mir ist es offenbar Manie geworden, und ich werde nicht mehr anders werden.

31. März.

Es liegt etwas Schweres, Unnatürliches in der Atmosphäre, die mich umgiebt. Das begann damals, als Staretzky Hans den wahren Zustand meiner Krankheit klar gelegt hat, und er dann auch Sophie auf diese Erkenntnis; vorbereitet hat. Damals schlich sich zum ersten Mal etwas Unnatürliches in unser Verhältnis; ein. Wir spielten beständig Komödie miteinander und wußten dabei sehr gut, daß wir sie spielen. Unsere Worte waren nicht der Ausdruck uuserer Gedanken. Alle dachten dasselbe, und Jedes gab sich Mühe, die Wahrheit so tief als möglich zn verbergen. Ich habe geglaubt, Lopcchk»s Besuch würde eiuen entschiedenen Umschwung herbeiführen nnd entweder die Gedanken auf andere Wege leiteu, oder gestatten, laut zu denkeu. Weder das Eine noch das Andere ist eingetreten. Um endlich das erdrückende Schweigen, das Wichtigste, zu brechen, begann ich gleich am anderen Tage, ihnen Alles zu erzählen, damit sie wußten, daß ich mich nicht mebr täusche, und daß wir offen mit einander sprechen könnten.

Ich hatte mich aber verrechnet. Vor Allem verlangte ich etwas Unmögliches, Denn es ist geradezn unmöglich, daß mau mit einem Sterbenden immer offen davon spräche, daß er sterben soll, und zweitens habe ich mich auch verrechnet in Bezug auf meiue eigenen Kräfte. Wenn sie meinen dringenden Bitten nachgaben nnd zuhörten, was ich ihnen von dem eigenen Dode sagte, so sah ich, wie viel Sännerz ihnen das bereitete. Sophie wurde stets blaß nnd brach ein über das andere Mal in Thränen aus. Hans biß die Zähne aufeinander und sprach kein Wort, das erregte mich unerhört. „Warum," dachte ich bei mir, „sollen sie nicht klar und offen bekennen, daß sie sich mit der Thatsache aussöhnen, daß sie schon daran denken, was nach meinem Dode sein wird? Denn sie müssen sa doch dran denken . . ."

Ich war ermüdet, ich habe selbst mit einer gewissen Erbarmungslosigieit in meiner Wunde gewühlt, vielleicht nm ihnen zu beweisen, daß mir Nichts weh thut, und daß ich meinen Dod wie eine alltägliche Sache behandle. Ich weiß, daß ich auf diese Weise mich selbst betäubt habe, daß ich mich

bemüht habe, durch gekünstelten Muth die Angst zu verbergen, die nur am Kerzen nagte. Und durchaus habe ich verlangt, daß auch sie sich einen solchen Cynismus der Wahrheit aneignen; ihre ängstliche Miene, die Verwirrung, die sie auf Schritt lind Tritt zeigten, waren mir das Unerträglichste. Endlich habe ich mein Ziel erreicht, aber dieser Sieg hat mich zu viel gekostet, und ich habe erkannt, daß meine Nerven schwächer sind, als ich geglaubt habe. Als Zaus einmal so zu sagen mit der Offenheit, die ich wünschte, sagte: „Fräulein Sophie wird gleich, wenn Alles vorbei ist, auf's Land gehen," empfand ich einen folchen Krampf im Herzen, als ob mich Jemand zwischen Klammern gesteckt hätte. Nein, ich konnte das nicht mit anhören, ich schrie auf: „Hör' auf" und drängte nicht mehr in sie. Ich selbst begann schließlich daran zu denken, daß ich verfaule; aber das leiseste Wörtchen aus ihrem Munde durchbohrte mich wie ein Dolch. Und warum das? Ich täusche mich doch garnicht mehr. Ich weiß Alles,, meine Phantasie stellt mir die schrecklichsten Bilder vor, aber hören kann ich es nicht. Sie fühlen das und nehmeil sich sehr in Acht. Aber wovon soll man jetzt sprechen? Wo ist ein Gegenstand, der uns auch nur einen Ailgenblick ganz beschäftigen könnte?

In den ersten Tagen habe ich mit Hans lange, ernste Gespräche, beständig über das Thema des Todes, geführt. Anfangs über meinen eigenen, dann im Allgemeinen. Vornehmlich sprach ich, nnd er hörte zu. Von Zeit zu Zeit nur warf er eiu Wort ein, bis auch er sich für den Disput erwärmte. Da vergaßen wir für einen Augenblick Alles, und die alten Zeiten waren wiedergekehrt. Aber ein Vlick, ein unachtsames Wort genügte, damit wieder die fnrchtbare Wirklichkeit vor uns stand i» ihrem ganzen entsetzlichen Grauen.

Da ließen wir die Dispute. Die eintönige Gleichheit des Inhalts, das beständige Wiederholen ein uud derselben Gedanken mußte endlich aufhören. Ich kann weder Neues ersinnen, noch mich zur Selbstverleugnung aufschwingen. Mein Geist strömt nur drei Worte aus: Ich muß sterben. Und doch wird es ihm schwer, beständig von »leiner Tragödie zu leben, denn noch lebt er, und die ganze Welt uimmt ihn in Anspruch. Daher jetzt die Langweile, der Zwang, die eigenen Gedanken zu verbergen, und die Unnatürlickkeit, die nur wie ein Bleigewicht auf der Seele lastet. Ganze Stunden gehen hin, und wir sitzen da und sprechen kein Wort und nützen die Tage nicht aus, die wenigen, die mir noch geblieben sind.

Und so wird's bis an's Ende sein, uud ich werde scheiden mit der immer stärker auf mich eindringenden Nermulhung, daß ich nicht vermocht Hab.',, die Neste des Lebens zu genießen, daß ich versäumt habe. Etwas zu thun, zu sagen . . .

Und angesichts dessen kann ich nicht einmal wünschen, daß dieses Ende sich länger hinziehe. Wozu? Zu welchem Zweck? Um sich noch länger zu guälen und selbst zu leiden? Mich kann Nichts mehr treffen. Die Tage

werden dahin gehen, einer ganz wie der andere, entsetzlich eintönig in Er-
wartung, denn sie warten, sie würden es im eigenen Gewissen nicht zu-
gestehen — aber sie warten . , . Sophie hat die Hälfte ihrer Stunden
aufgegeben, Hans auch ^ und er besucht die Vorlesungen nicht, sie wissen
doch ganz gut, daß es so nicht lange währen kann, sie warten also beständig . ..
. . . jeder Tag meines Lebens ist ein Diebstahl au einen» Theilchen ihrer
Freiheit, ist ein Nnub an ihrem eigenen Leben, ich sehe das Alles — und
doch darf ich nicht einmal davon träumen, daß ich auch nur ein Stündchen
für mich dem Tode abhandle.
Im Gegentheil — eilen heißt es, um sie zu befreien.

1. April.

Zwei Briefe habe ich heute zum ersten April bekommen. Die lebendige
Welt hat sich meiner erinnert und schickt mir Grüße und zugleich ihren
Abschied. Damit werden meine Beziehungen zu ihr wohl enden. Hans,
der wohl aus den Marken der Stadtpost geschlossen haben mag, welcher
Art diese Briefe sind, wollte sie mir nicht geben, es sind gewiß Dummheiten,
ineinte er. Er hat sich nicht geirrt: Es war wirklich lauter unnützes
Geschwätz, und doch haben mir die beiden Blätter mit unbekannten Hand-
schriften ein großes Vergnügen bereitet, so sehr sie auch mit meiner augen-
blicklichen Lage im Widerspruch stehen.
Die Welt, diese Welt voll pulsirenden Lebens, voll Beweglichkeit, voll
Sonnenschein hat zum letzten Male in mein Kämmerlein hineingeschaut. Es
hat mich mit wunderbarer Freudigkeit erfüllt, daß mich diese Welt noch zu
ihrer Schaar zählt, und daß ich für sie nicht vor meinem Hinscheiden ge-
storben bin. Ich habe schon ganz auf sie verzichtet und habe mich freiwillig
aus der Liste der Lebenden gestrichen, da drängt sie mir die Ueberzeugung
auf, daß ich noch lebe.
Aber auf dem Boden unserer Freude ruht auch ein bitterer Schmerz.
Jeder Widerschein des Lebens fällt nur dazu in meine Seele, um desto
greller alle ihre Wunden zu beleuchten. Darum habe ich auch fchon der
Welt entsagt und will sie so schnell als möglich vergessen. Ich mochte sie
verlieren, ohne sie zu sehen, ich möchte lerneu, ihr zu entsagen, ich möchte
sie hassen, um meine Leiden zu verwinden!. Ich habe mich wie mit einer
Quarantäne umgeben, die keine Nachricht von draußen her einläßt; ich uuter-
breche ein Gespräch, wenn ich in ihm nur das leiseste Echo der Welt er-
haschen kann; und doch schützt auch das mich noch nicht ganz. Es ist
manchmal schwer, auf der Hut zu fein. Oft stelle ich mir unwillkürlich Fragen
und vergesse die Wirklichkeit, mit Sehnsucht begrüße ich einen Schimmer
des Abglanzes des mir verlöschenden Lebens, um dann noch niehr zu leideu.
Heute zum Beispiel hat mir Hans unwillkürlich einen großen Schmerz
bereitet. Er sprach von der jüngsten Weichselüberschwemmung und gedachte
der geplanten Promenaden. Eine Dummheit, ein Nichts, eine lächerliche

Sache, und doch hat es mir ein furchtbares Leid bereitet. Wozu brauche
ich von Etwas zu wissen, was sein wird, und was ich nicht mehr sehen
merde?
Nur ein Sterbender kann begreifen, wie uiel Leiden, wie viel wahn-
sinnige Verzweiflung in dem Worte liegt: Ich erlebe es nicht! Ich werde
es nicht sehen. — Ganz einfach, ich werde es nie sehen! . . .
Und nachdem ich diese Welt hinter mich geworfen, was bleibt mir
noch für den Rest meiner Tage':' Die vier nackten Wände meines
Zimmers, die Tücher unter meinem Fenster, eine Bettdecke voll Locher und
die Zeichnung der Tapeten. Das ist nicht mehr der Hintergrund, auf
dem sich mein Leben abspielt. Es ist das Leben selbst, ein Darüberhinaus
giebt es nicht für mich . , . Und ick gnale mich, quäle mich hundert Mal
mehr moralisch als physisch, denn diese Leere und diese grästliche Lange-
weile und Uubeweglichkcit, unter der ich dahinsieche, giebt mir vollends den
Tod. Ta werden mir die Stunden zugleich zu Jahrhunderten und zu Augen-
blicken. — Ich leide darunter, daß ich leide, ja, das; ich zu leiden aufhuren
solle. Tic Gedanken gehen alle wirr durcheinander und verwickeln sich;
ich weist selbst nicht, was ich begehre, was ich thuu, woran ich denken
soll, und werde wieder kindisch und apathisch. Die Locher in der Tapete,
die Wände sind hier Gegenstand des Gesprächs und der Gedanken, es
wiederholt sich die ewige Geschichte, nie wieder ein neues Erwachen, das die
schlummernde Hydra ans dem Schlafe weckt. Und so in's Unendliche,
unaufhörlich bis zur Erschöpfung.
Manchmal, wenn ich unbeweglich daliege, die Augen auf die Decke
geheftet, ohne ein Wort zu sprechen, und mit meinem Leiden ringe, kommt
mir der Gedanke: Warum nütze ich diesen Nest des Lebens uicht, warum
spreche ich nicht, warum umgebe ich mich zu früh mit der Stille nnd der
Leere des Grabes? Man must doch die letzte» Fünkchen des Bewußtseins
ausbeuten, genießen, sür das ganze Leben Etwas sagen. Etwas thun
und endlich wenigstens da? Fünkchen von ^ebenvwonnc ganz und gar ge-
nießen.
Dann beginne ich fieberhaft zu sprechen, gebe Sophie Nachschlage
für dao ganze Leben, dictire meine letzten Bestimmungen, philosophire mit
Hans, gebe Pamdoren von mir, lache, her e, küsse sie Beide, und so geht
unbemerkt die Zeit dahin.
Unbemerkt! Eben, dast sie unbemerkt bmgeht, macht mir Qual. Mit
Bedauern und Muth zähle ich solche Minuten, und leide, weil sie mir
so schnell dahingegangen sind, weil ich sie nicht gefühlt babe, nnd weil ich
versäumt habe, während sie dal,inströmten, bei jeder von ihnen mir den
uxmnigen Gedanken zu wiederholen: „Ich lebe noch!"
Diese Minuten, diese kostbaren Minuten verliere ich so leichtsinnig,
ohne jeden ihrer Augenblicke einzusaugen, ohne mich an ihrem Dasein zu
beranschen. Verlorene Minuten, erbarmungslos meinem elenden Leben wie

einem Altar gestohlen, entrissen. Der kann sie verlieren, der sie nicht
zählt, weil er Millionen ihrer vor sich hat, ich darf sie nicht preisgeben,
denn es ist mein einziger Schatz, das letzte Privileg des Lebens.
Und wieder steht Alles vor meinem Gedächtniß, und ich quäle mich.
Und die Tage schwinden hin, schwinden hin . . .
2. April.
Heute Mittag hatte ich ein längeres Gespräch mit Hans. Vor Allem
überraschte mich der ungeheure Unterschied, der zwischen unseren Vorstellungen
von dem Tode herrscht. Es handelt sich nicht darum, ihn zu begreifen,
denn wer begreift ihn? sondern über die Tiefe des Denkens an ihn. Mir
erscheint der Tod als der einzige Wurm, der an den Menschen nagt, als
ihre einzige Tragödie, der gegenüber alles Andere Spielwerk ist, der
Tod — das ist der wahre Fluch, der auf den Kindern der Erde lastet.
Hans aber faßt ihn anders auf. Auch für ihn ist er ebenso sehr ein Un-
glück, aber nicht eines der größten. Er ist ein notwendiges Uebel, aber
eben, weil er ein nothwendiges ist, verliert er an Kraft, denn er tritt als
etwas mathematisch Gewisses in alle Berechnungen hinein und hört auf,
etwas Blindes zu sein. Das ist das Muster praktischer Betrachtung,
die sich nicht auf das ganze Dasein eines Wesens, sondern nur auf fem
Leben stützt.
Betrachten wir den Tod als etwas Gewisses, als eine unabwendliche
Nothwendigkeit, und nehmen wir ihm dabei den Charakter einer blinden
Ueberraschung, so erleichtern wir uns lediglich die mathematischen Epecies
des Lebens, indem wir zu der allgemeinen Summe diese unbekannte Größe
hinzufügen oder von ihr abziehen. Wir haben Kirchhöfe, fertige Särge,
Begräbnißunternehmer, Sarkophage, wir haben eine Statistik, Meoicin. sogar
Balsam — wie Neugeborene ihre Wiegen, ihre Windeln und ihre Ammen
haben — mit einem Wort: Wir haben es fertig gebracht, uns sogar in
dem Handwerk des Todes eine Specialität zu schassen und ihm sein Ge-
biet abzugrenzen. In der That, wir können sterben ohne die Befürchtungen,
Jemandem Schwierigkeiten zu machen, denn es ist schon Alles bereit und
wartet. Der Tod ist für uns eine ähnliche Erscheinung, wie beispielsweise
der Sonnenuntergang oder die Ankunft einer berühmten Diva; den Ver-
storbenen packt man in den Sarg; die Diva zu sehen, geht man in's
Theater — und dann ist Alles in Ordnung. Wirklich, der Tod hat schon
sein Gebiet, wir ziehen ihn in unsere Berechnungen, und die Welt braucht
sich um ihn nicht mehr zu kümmern. Außerordentlich begneme Einrichtung
für die Lebenden.
Und für die Sterbenden? Sollen sie sich darüber freuen, daß sie der
Todtengräber sorgfältig begräbt, oder der Tischler den Sarg gut zuschlägt?
Was hat das mit dem Tode selbst zn thun? Was mit ihren Gedanken,
ihren Leiden? Was mit dem Mthsel, vor dem sie schaudern? Was will

ich denn? Nichts will ich; ich spreche nur und frage. Das wird dach erlaubt sein? Die unerschütterliche, ja die bedingte Vortrefflichkeit der Gesetze des Weltalls bewahren uns vor den sinnlosen Versuchen, sie zu beurtheilen — aber es wird doch erlaubt sein, einmal zu knurren, wenn es allzuweh thut. Und Hans begreift das Alles nicht. Seine Gedanken scheinen an einer Grenze Halt zn machen, wo meine weiter gehen, immer weiter.

Erst jetzt ist es mir gelungen, den Unterschied zwischen ihm und mir, der vielleicht sogar schon lange entstanden ist, gut zn erfassen. Er ist der Typus eines praktischen, thätigen Menschen, der ewig, sei es auch nur in Träumeu, Etwas niederreißt oder aufbaut. Er ist himmelweit gescheiter als ich uud bannt seine Gedanken nicht wie ich in die Sphäre nutzloser Grübeleien, die den Geist von der Wirklichkeit entfernen. Auch er ist kritisch, auch er gehört zn Denen, die mit dem Leben unzufrieden sind, aber für alle Mängel hat er seine Arznei, und leidet er — so leidet er uicht wie ich unter dem Druck, sondern wie Tantalus, der die Speise sieht und fühlt und zn sich heranziehen möchte.

Und dann ist für ihn das Tafein des Menschen und das Leben Eins. Mit dem Gesetz von der Vergänglichkeit aller Dinge hat er sich schon ganz ausgesühnt, und da er Nichts vor dem Anfang und nach den: Ende sieht, so giebt er sich alle Mühe, Anderen und sich selbst diese einzige Gelegenheit des Daseins auszunützen und angenehm zu machen. Alles stützt er auf das Leben, dafür arbeitet er, von diesem Standpunkt verurtheilt er Alles. Als ich heute die paradoxe Behauptung aussprach, daß angesichts der Gewißheit des Todes Alle die Hände in den Schooß müßten sinken lassen, denn wozu arbeiten und kämpfen, wenn wir nicht einmal die Gewißheit haben, daß wir wenigstens für Tage die Freude unserer Arbeit genießen, — antwortete, er mir, so wie es ist, sei es gut; dem: wenn Alle fo dächten, ginge die Welt zu Grunde. Das ist keine Antwort anf meine Behauptung. Ich habe Grundsätze berührt, er Ergebnisse — nnd eben darin hat sich deutlich die Stimmung seines Geistes widergespiegelt. Darum können nur uns auch uie verständigen.

Daß es so, wie es ist, gut ist, weiß ich selbst und stimme feiner Behauptung bei, aber warum es so ist, das ist zum Mindesten merkwürdig. Wie. kommt es, daß wir an die einzige Gewißheit, daß wir Alle sterben, so wenig denken und fast Nichts thun, um ihr zn begegnen? Der Jüngling zum Beispiel widmet zeh» Jahre mühsamer Arbeit lediglich dem Ziele, Arzt oder Anwalt zu werde», und fast nie kommt ihm der Gedanke, daß vielleicht diese ganze Mühsal vergeblich gewesen sein kann, weil er stirbt, ehe er Etwas erreicht. Der Beamte bringt Zehntausend«: von Stunden über seinein Arbeitstisch zu und schreibt ganze Stöße Papier voll mit Angelegenheiten, die ihn garnichts angehen, lediglich in der Hoffnung einer kleinen Beförderung, uud kümmert sich auch uicht darum, ob er es erlebt. An den

Tod aber denkt Niemand, Niemand rechnet in der Wirklichkeit mit ihm;
nnd was sind ihm gegenüber alle Beförderungen der Welt, aller Ruhm,
aller Glanz, was sind Millionen, Quadrillionen sogar?
Ueberdies können die Beförderungen ausbleiben, der Ruhm verwehen
wie Staub, die Qnadrillionen verschwinden — nur der Tod allein steht
unerschütterlich da als das sichere Ende aller Dinge,
Warum rechnen wir so wenig mit ihm?
Hans würde schnell mit der Antwort bei der Hand sein. Für ihn
ist es auch hier gut, wie es ist; denn wenn die Menschen eine Woche über
solchen Betrachtungen hinbringen wollten, so würde die eine Hälfte sich vor
Entsetzen todtschießen, die Ändere verrückt werden.
Aber das ist keine Antwort ans die Frage, nicht darum handelt es
sich, ob es so gut oder schlecht ist, weil es so ist nnd sein wird, — sondern
warum es so ist.
Das kommt daher, weil wir Alle wissen, das; wir sterben werden,
nnd Niemand es glaubt. Mit Unrecht hat man das ein Paradoron ge-
nannt; es ist die echteste Wahrheit, den Tod setzen wir bei Allen voraus,
nur nicht bei uns selbst, trotz der Milliarden von Beispielen, trotz der
einleuchtendsten Regel.
Niemand gesteht sich das sogar selbst ein, wir bringen es fertig, über
unsere eigene Dummheit zu lachen, und dennoch ... dennoch .. . glauben
wir's nicht. Dieser sonderbarste aller sonderbaren Unglaube» prägt sich
vielleicht nie iu unserem Geist als eine klar und deutlich formnlirte Be-
hauptung aus, aber er steckt irgend wo in einem Winkelchen der In-
telligenz als instinctiv angeborene Stimme, Wir wissen nicht, daß wir ihn
haben, und er paßt doch in das Werk unserer Gedanken hinein nnd übt
Einfluß auf sie.
Und nie, selbst in den geheimsten Geheimnissen der Gedanken, sagen
wir uns: „Ich sterbe nicht." Nein, das wäre gar zu sinnlos, zu thöricht:
Wir ziehen nur unseren Tod in's Unendliche hinaus, wir rücken ihn so
tief in weiteste Ferne, daß er uns schon ganz aus den Augen verschwindet.
Die Jahre des Lebens fließen dahin, der Tod aber nähert sich nie;
auch er fließt mit den Jahren fort, und immer sind wir in gleicher Ent-
fernung von ihn«. Der Verstand widersetzt sich dem, aber die geheime,
unfaßbare, verfchümte, leise Summe flüstert beständig in unser Ohr:
Vielleicht doch, vielleicht doch. Und worauf der Menfch dann rechnet, ist
am wenigsten verständlich; wahrscheinlich auf Gott im Himmel, auf ein
Lebenselirir, vielleicht gar anf das, worauf noch der Verbrecher rechnet, der
schon den Strick nm den Hals hat: Wer weiß? und wenn es wirklich
wäre . . . .?
Darin steckt die Wurzel dieser sonderbaren Gleichgültigkeit gegen den
Tod, und dem verdanken die Menschen ihr Dasein nnd ihre Eiuilisation.

Denn wer wollte schaffen, arbeiten. Etwas beginnen, wenn es nicht
dieser unbewußte Glauben an die Unsterblichkeit nahezu wäre ^ nicht dort
irgendwo im Himmel, sondern hier auf Erden? Wer wollte Leiden erdulden
ohne die Hoffnung, daß sie eiumal enden, und daß Vereinst die Zeit kommt,
die Früchte zu genießen?
Warum sollten die Menschen Liebe spenden? Sich selbst zum Opfer
bringen? Aus Altruismus? Thorheit. Was sollte uns die Liebe, wenn
sie uns nicht wenigstens ein Stündchen des Daseins schenkte? Was sollte
uns die Zufriedenheit mit uns selbst, wenn wir sie nicht fühlen sollten?
Prüfen wir nns nicht mit Idealen. Mosso hat die Stelle im Gehirn
aufgefunden, wo sich die Neruengruppe befindet, die der Mutterliebe ent-
spricht. Wer sie in dem Zustand der Zersetzung hat, heißt ein Ungeheuer,
wer sie im Zustande des Wachsthums besitzt, empfängt die Huldigungen der
Welt. Wenn das wahr ist, wo ist ihr Verdienst oder Schuld? Wer ist
schuld daran, daß ihm da im Gehirn Etwas zu- oder abnimmt, wenn er
so auf die Welt gekommen ist?
Und doch, wie wisse» zärtliche Mütter zu prahlen mit ihrer Kindes-
liebe? Sie sollten wissen, daß sie nur dem Gehirnknötchen ihre Idealität
verdanken, uud daß sie ihre minder, wenn sie nicht diesen Nerv besäßen, mit
eben so viel Zärtlichkeit erwürgen könnten.
So wollen auch wir unsere Altruismen nicht lediglich auf die Nechuung
der Idealität uuserer Natur setze», denn auch für sie könnte ein Ursprung
gefunden werden, fo dunkel, fo blind, fo nnbewnßt wie die Gehirnknötche»
Mossos.
8. April.
Ich schreibe in Gegenwart Sophies. Ich habe in den letzten Tagen
kein Geheimnis? daraus gemacht. Sie haben mich wiederholt gefragt, was
ich schreibe; ich habe sie mit leeren Worten abgefunden. Von der ab-
wechselnden Aufsicht der Collegen habe ich mich endlich befreit. Ich habe
Hans ein für alle Mal gefagt, er soll sie nicht herbringen. Nichts hat
mich mehr gereizt, als ihre dummen Gespräche und ihr Wunsch, mich unter
Euratel zu stellen. Sic meiuen, ein kranker oder absterbender Mensch
verliert einen Theil seiner Unabhängigkeit oder wird zu einem Gefäß,
das zur Ueberladung mit eine»! ganzen Vorrath an Mitleid, Theilnahme
uud Erbarmen gut ist. Physische Ohnmacht erzeugt keineswegs geistige Ge-
brechlichkeit! Im Gegentheil, die Ohnmacht des Körpers schürft nur die
Eiudrucksfähigkeit der Nerven und verfeinert den Geist. Die Lebenskräfte
werden in der eiueu Nichtung nur allzu sehr gefchont, mein Geist ist jetzt
so eindrucksfähig gegen äußere Wirkungen, daß die zarteste Schattirung im
>Uang der Stimme, die leiseste Bewegung der Gesichtsmuskeln meiner
Aufmerksamkeit nicht entgeht. In der Fähigkeit des Errathens komme ich
häufig bis zum Absurden und bilde mir oft Dinge ein, die garnicht vor-
handen sind, und guäle mich »»d Audere damit. Ich habe einen solchen

Zustand der Reizbarkeit erreicht, daß ich in Allein Ursachen suche, mich
selbst zu verletzen. Da hilft keine Reflexion, kein Eingehen auf die Lage
Anderer; ich muß' Alles in meiner Weise ummodeln und in meiner Weise
mir erklären. Ich weiß, das sind phantastische Chimären, krankhafte Ueber-
reizungen, und doch bin ich nicht fähig, meine eigenen Nerven, die manch-
mal rasend werden, zu beherrschen, nnd reinige mich auf diefe Weise noch
mit meiner eignen Pein.
Da sind z. B. die Gespräche meiner College»: Wovon sie sprechen
sollten, weiß ich selbst nicht, aber jedes ihrer Worte hat mich beinahe zur
Naserei gebracht. Sprachen sie mit halblauter Stimme, mit Theilnahme
und mit dein Wunsche, sich dem Grundton der Traurigkeit und des Be-
dauerns anzuschließen, der nach dein natürlichen Lauf der Dinge jetzt rings nm
mich her herrschend geworden ist, so verstimmte mich das in: höchsten Grade
und rief in mir den unüberwindlichen Wunsch hervor, sie Alle snmmt ihrem
Mitgefühl zu verspotten. Ich brauche ihr Mitleid nicht, dieses Scheide-
münzenmitleid, das Nichts kostet, und das man moralischen Bettlern wie
ein Almosen reicht.
Selbst Hans nnd Sophie, selbst diese Cngel der Liebe sind manchmal
der Gegenstand meines augenblicklichen Hasses, denn es giebt Augeublicke,
in denen ich mit Wollust mit ihreu Gefühleu spiele nud mich ergötze an
den Folterqualen, die ich ihnen bereite. Ich bin boshaft, rauh, mitleids-
los, ich weiß das selbst sehr gut; aber gerade, daß ich meine eigene Schuld
sehe, gerade das treibt mich zu immer boshafteren Ausschreitungen. Je
mehr ich mich Teufel fühle, desto mehr gebe ich mir Mühe, diesen Nameu
zu uerdieueu. Bisweilen liegt mich auf dem Boden der Hölle Wonne: viel-
leicht eine satanische, ungeheuerliche, aber doch Wollust, kranke Seelen
wie die meine haben an Allein, was rafsinirt ist, ihre Freude, sei es nach
der guten, sei es nach der schlechten Seite.
Auch heute habe ich ihnen und mir selbst einige Stunden vergiftet.
Es handelte sich wie gewöhnlich um eine nichtige Sache, um eine Kleinig-
keit — und doch habe ich Sophie bis zu Krämpfen gebracht und Hans bis
znr Niedergeschlagenheit.
Mir Nichts, dir Nichts äußerte ich laut, ich müßte mir neue Gamascheu
anschaffen. Ich sagte es natürlich ohne jeden anderen Gedanken, so für
mich hin, um Etwas zn fagen. Ich mache folche Fehler schon immer
seltener, denn ich habe mich schon an Conseguenz in meiner neuen Lage
gewohnt.
Sophie aber hielt mich für naiver, als ich in Wirklichkeit bin-, sie fing
an, meinem Vorschlag eifrig das Wort zu reden, und fragte mich nach allen
Einzelheiten. Die Arme wollte mich für einen Preis von einigen Nnbeln
auf einen Augenblick von der Wirklichkeit entfernen und redete mir ein, daß
ich die Gamaschen wirklich nöthig brauche.

Dieser plötzliche Wunsch, meine Laune zu befriedigen, frappirte mich
sofort. Ich brauchte keine Viertelstunde darüber nachzudenken. Eine ganze
Reihe von Gedanken, durch eine Unerbittlichkeit einer mit dem anderen ver-
knüpft, huschte mir durch den Kopf.
Die eine Hälfte des Herzens war voll Dankbarkeit gegen Sophie
wegen ihrer Liebe, die andere war von Bitterkeit erfüllt, weil ich mich so
hatte überrumpeln lassen. Die Bitterkeit gewann die Oberhand. Meine
Nerven sind so krank, so schmerzhaft und daher fo unempfindlich, daß ich
unfähig bin, mich Antrieben zu widersetzen. Ich sinke dorthin, wo ich mich
hintrage, trotz des Einspruchs des Verstandes, trotz des Gegenbefehls des
Willens. Ich wollte Sophie einreden, sie habe höhnisch gelächelt, als ich
von Gamaschen sprach, obgleich das arme Mädchen auch nicht daran gedacht
hat. Ich warf ihr Mangel an Herz vor, ich bezichtigte sie der Grausam-
keit, ich klagte sie der raffinirten Absicht an, mich zu quälen, mir die letzten
Tage zu vergiften, u. s. w., u. s. w.
Was habe ich ihr nicht Alles gesagt! Und sie? Demüthig, einge-
schüchtert, in Thränen gebadet, versuchte nicht einmal, sich zu rechtfertigeu.
Sie sah mich mit weitgeüffneten Augen erstaunt an, dann begann sie leise
Hans zu klagen und ihn zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen. Und in
der Hand hielt sie noch das Veutelchen, aus dem sie vorher das Geld für
diese unglückseligen Gamaschen hatte nehmen wollen. Ich sah das Alles,
ich begriff Alles vortrefflich, sogar auch, daß sie bereit war, um meine
Laune zu befriedigen, so viel, so schwer erarbeitetes Geld hinzugeben —
ich erkannte meine gan^e Schuld an; aber gerade, weil ich mich in so hohem
Maße schuldig fühlte, beharrte ich nichtswürdig auf meinem Willen. Es
endete, wie gewöhnlich derartige Scenen enden: Sophie kniete an meinem
Sessel nieder, herzte nnd küßte meine Hände, meinen Hals, bis meine Er-
regung sich in Thronen löste. Ach! der Tod ist vor Allem eine boshafte
Her«, die das Herz zerfrißt, die das Hirn vergiftet. Der Tod ist nicht eine
rührende, gefühlvolle Scene aus dem Ende eines Dumas'schen Schauspiels,
sondern ein schmählicher Proceß der Zersetzung von Geist und Körper.
Irgendwo im Sturm der Elemente untergehen — in den Fluthen
des Lebens, unter Kampf und Ningen — ja, das wollte ich — aber so
hinsterben, so elend, so nichtig in den vier Wänden, das ist nicht grausam
mehr, das ist scheußlich.
Denn ich sterbe nicht hin, ich faule allmählich nnd hauche langsam
mein Leben aus. In einem solchen Tode liegt nichts Großes, Erhabeues,
Ich bin ein hinsiechender Bettler, Nichts mehr. Kein Dichter der Welt
könnte aus eine!« solchen Tode einen Gegenstand seiner Erzählnng machen.
Alles grau, flach, langweilig, entsetzlich langweilig.
4. April.
Was für ein gräßliches Wetter heut! Den Himmel sieht man gar
nicht, kaum die Wollen durch die sprühenden Tropfen, die langsam herab-

kommen, auch der Wind heult nicht. Das eintönige Platschen: des Wassers, das an die Dächer schlägt, dringt in die Ohren und läßt Nichts nußer sich hören. Aller Raum ist von der grauen, düsteren, farblosen, schrecklichen, unerbittlichen Feuchtigkeit angefüllt, die überall durchdringt, selbst bis in die Seele. Jeder Nerv zittert mir, ich fühle das so deutlich, daß ich selbst zittere. Zum ersten Mal fühle ich Schmerzen im ganzen Körper, der Schmerz ist sogar bis in die Haare, in die Nägel, in die Knochen gedrungen — und ich fühle, daß ich sie habe.

Und dieses eintönige Platschen, stöhnt, dröhnt, schluchzt wie eine Glocke, die zun» Begräbnis! läutet.

5. April.

Schon den zweiten Tag schreibe ich im Bette, indem ich mein Papier auf eiue Pappuuterlage stütze, ein wenig unbequem, aber es geht nicht anders. Ich glaube, ich stehe nie wieder auf. Merkwürdig, daß ich so ruhig daran denke; vor wenigen Tagen erstarb mir das Herz bei der bloßen Annahme dieser Nothwendigkeit, nnd jetzt, wahrhaftig, behandle ich es vollständig kühl. Vielleicht ist es die Folge der Erschöpfung der geistigen Kräfte, denn all' diese dramatischen Vorgänge haben verteufelt viel davou aufbrauchen müssen.

Immer häusiger habe ich Augenblicke vollkommener Verblödung.

Ganze Stunden gebe ich mich Betrachlungeu über die symmetrischen Zeichnungen des Vorhangs an meinem Bette hin und unterhalte mich recht gut, indem ich bald das eine, bald das andere Auge schließe, um cmszuprobiren, mit welchem ich besser sehe. Und dazu erscheint die ganze Zeichnung dem rechten Auge anders, als dem linken: bald sind die vier Ecken schmal und laug, bald breit und kurz, mit einem Wort, ein vortreff-licher Zeitvertreib. Sophie aber kann wahrscheinlich garnickt begreifen, warum ich so starr den Vorhang ansehe und mit den Augen die Knnst-stücke mache.

Aber ich fühle mich dabei immer wohler. Ich habe immer den Ein-druck, als hätte ich keine Lust zum Denken, gerade so, wie ich keine Lust habe, die Haud auszustrecken oder mich auf die andere Seite zu legen. Hätte ich nicht mein vollständiges Bewußtsein, so würde ich das Schlummern nennen.

Die heutige Nacht war sehr schwer. Als ich gegeu Mitternacht ein-schlief, kam mir plötzlich, gerade als mir das Neivusitsein schwand, der Gedanke, ob das nicht der Tod wäre. Jetzt weiß ick nicht mehr genau, ob ich es geglaubt, oder ob ich es nur vennuthet habe. Ick erinnere mich nur, daß ich Anstrengungen machte, munter zu werden, daß ich mit aller Kraft die Augen offen hielt und gegen die Schlafsucht ankämpfte, die mich umfangen wollte. Ein unerhörtes Spiel der Gedanken war der Hintergrund für diesen Kampf, als hätte sich mein Hirn in Theile zer-legt, und jeder dieser Theile dachte besonders gleichzeitig mit den anderen, ohne daß der eine den» audereu hinderlich war. Man könnte das ver-

vielfältigtes Denken nennen. Es ist eine so sonderbare Erscheinung, daß sie sich garnicht genau beschreiben läßt, schon darum nicht, weil sie grundsätzlich jeder gesunden Vernunft widerspricht. Vielleicht sind nur wir Sterbende befähigt zu derartigen Erperimenten, denn bei uns schießt die Logik Purzelbäume.

Heute früh war mein erster Gedanke: „Ich lebe noch!" Schon seit lange begrüße ich den Tag auf solche Weise. Und gerade dann erscheint es mir als etwas ganz Unmögliches, daß ich je sterben konnte. Wie sollte das sein? Wie könnte der Augenblick kommen, wo ich nicht sollte ausrufen können: Ich bin!

Und in solchen Momenten bin ich nicht in, Stande, mir meinen Tod vorzustellen. Mein Ich kommt mir derart bewuhtvoll und nothwendig lebensvoll vor, daß ich keineswegs glauben kann, daß es aufhört, zu sein. Ich, ich, ich! — wiederhole ich mir beständig, und mir fehlt die Einbildungskraft zu der Vermuthung, daß ein Augenblick kommen könne, wo ich das nicht mehr wiederhole.

Ein so kräftiges Empfinden der Lebensfülle meines Ich müßte, sollte es, meine ich, zu dem Glauben an seine Unsterblichkeit bringen, — aber leider vermögen der tägliche Schlaf nnd das Nichtsein vor der Geburt diese Täuschimg nur zu gut zu zerstreue». Weun ich schon in dem einen Theil der Unendlichkeit nicht war und das Bewußtsein verliere mit jedem Male, wo ich meinen Kopf auf das Kissen lege, dann ist es möglich, daß ich auch den anderen Theil der Unendlichkeit nicht sein werde.

Der Tod kann die Fortsetzung des Daseins bilden, das vor dem Anfang war, nnd ob nur dieses Dasein dann zum Schlummer oder zum Nirwana wird, — das ist gleichviel, wenn man doch nicht ausrufen kann: „Ich bin." Das Leben ist eine Episode des Daseins des Weltalls. Wir entstehen aus dem Nichts, wie Geister durch uubekannte Kräfte in's Sein gerufen, schimmern einige Augenblicke wie ein Fünkchen im Winde und fallen wieder in das Nichts zurück, aus dem wir entstanden sind.

Hans gießt mir Arznei ein: wozu triuke ich diese Scheußlichkeiten, ich weiß wahrhaftig nicht. Staretzky besteht hartnäckig darauf und stopft mich damit und freut sich, daß ich sie nehme. Und mir ist wahrhaftig fchon Alles gleich. Auch gegen das Fieber versprach er mir Etwas zu bringen. Ich bin sehr neugierig. Es soll Etwas nach seiner eigenen Erfindung sein und uoch nicht erprobt. Ob er mich nicht blos betölpelt?

6. April.

In der letzten Zeit hat Hans mir täglich einige Stunden laut vorgelesen. Er bestand darauf, das zu thun, und behauptete, es müsse mich zerstreuen — ich habe aber meist an etwas ganz Anderes gedacht; denn was kümmert es mich jetzt auch, welche Vorstellnngeu Earlvle von Helden hat oder was für gesellschaftliche Zustände bei den alten Inkas und Uz-

teken herrschten! Was kann mich das kümmern? Mag er das lesen für
sich, für ihn hat es vielleicht einen Werth — aber für mich? —
Aber die letzten beiden Vücher haben mich sehr interessirt, weil sie
vom Tode und von dem Leben nach dem Tode handelten; Hans hatte sie
offenbar mit Absicht für mich gewählt. Ich horte begierig zu uud gab mir
alle Mühe, zu glauben. Er behauptete, ich weiß nicht, ob er nnr so that
oder ob es wirklich so war, daß ihm die Ausführungen der Verfasser nicht
wahrscheinlich vorkämen. Aber ick konnte mich nicht benebeln lassen. Mit
Wonne hätte ich diese letzten Neste meines Lebens hingegeben, wenn ich
nur irgendwo für meinen irrenden Geist einen Anhalt hätte finden können
— ich konnte nicht. Uebrigens habe ich den einen der Autoren gar nicht
verstanden, ich habe nur nicht einmal die Mühe gegeben, ihn zu verstehen,
da mich von vornherein die wunderliche Erklärung des „Ich" erschreckte,
die er gab. Der Andere (Figuier) ist nicht der Rede werth: Ein Haufen
Unsinn mit einer wissenschaftlichen Sauce übergössen. Man müßte erst
an Geistesgestörtheit leiden und dann diese Phantasien lesen ^- und anch
so wäre der Erfolg noch zweifelhaft.
Und schließlich, weiß ich denn selbst, was ich möchte und was man
glauben kann. Von Kindheit an habe ich in mir einen Trotz gegen alle
Tendenzen, Färbereien entwickelt. Jetzt ist mir das zur zweiten Natur
geworden, und ich bin Opponent, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus
Temperament und Charakter. Ich gestehe das vollständig zu, nenne mich
selbst einen Dummkopf und kann doch diese Zuthat des Geistes, die Alles
verzehrt, nicht los werden. Hans hat mir oft genug Dummheiten dafür
an den Kopf geworfen und vorhergesagt, daß ich am Ende in diesem Punkt
vollständig verrückt werde, nnd ich half ihm dabei noch die bittersten
Schimpfworte für mich finden — aber was thun? Ist es ein
Uebel, ein Unsinn, so leide ich am meisten darunter, uud wenn ich
mich nun nicht ändere, so geschieht es offenbar, weil ich nicht kann,
Wollte mir eine Nothhaut eine Anspielung über die Weiße meiner Haut,
sagen wir als einer unanständigen Sache machen, ich tonnte doch, so sehr
ich auch vor Scham erglühen würde und mir Mühe gäbe, meine Gesichts-
farbe zu ändern, nicht roth werden. Wenn mir Jemand sagt, daß ich ver-
dreht, schlecht, dumm bin, so antworte ich ihm: Einverstanden, aber mag
er mich doch gerade, gut und klug macheu. Ich will mich vor Dankbarkeit
zu seinen Füßen krümmen — aber er soll es machen!
Und habe ich mir nicht heut dieselben Vorwürfe gemacht? Ich habe
mich ganz einfach nichtswürdig genannt, denn ich war nichtswürdig, aber
was nützt mir das? Heut habe ich ihn angebetet, morgen ist es wieder
dasselbe, wenn nicht schlimmer, und so bis an's Ende.
Ist es ihre Schnld, daß sie mich lieben, und daß ich darum über-
treibe in dem Wunsch, mir entgegenzukommen, daß sie dabei meine ge-
heimsten Gedanken errathen, deren ich mich schäme? Ist es ihre Schuld,

daß mir die unsinnigste Hoffnung in den Sinn kommt? Ist es ihre Schuld, daß Staretzkn mich seit einigen Tagen mit dieser Arznei betäubt?

Und es war doch eine schreckliche Scene heute! Ich tappte immer tiefer hinein, je schwächer ich mich fühlte, je bemitleidenswerther. Sie quälen wollte ich, ich wollte nur mich selbst betäuben. Denn ich bin schon so arm — ich muß mich gegen mich selbst wehren.

7. April.

Visher habe ich mich bemüht, mit dem Tode, oder richtiger, mit mir selbst zu ringen. Aber es geht über meine Kräfte .... Ich ergebe mich vollständig, denn ich bin erschöpft. Komme, was da will! Mir ist schon Alles gleich. Der heutigen Nachricht von Staretzkn vermochte ich noch stolz zu begegnen und verbarg meine Niedergeschlagenheit. Aber schließlich stürzte meine Energie zusammen. Ich warf mich wie ein Wahnsinniger hin und her, fluchte Allen und Allem, stöhnte laut und weinte .... Komme, was da will! .... Was kümmern sie mich Alle? Mögen sie denken, was sie wollen, mögen sie lachen, ja spotten. Komme, was da will . . . Ich muß sterben, ich habe keine Macht mehr über mich, um meine Verzweiflung und meine Schwäche zu verbergen. Und warum lachen sie nicht über mich? Mögen sie lachen, ich will das, wögen sie mich tödten durch Lächerlichkeiten — nur . . . bemitleiden sollen sie mich nicht.

Aber schließlich ist mir auch das schon gleichgiltig. Es ist Alles Eins, wenn es nnr so schnell als möglich enden wollte. Ich leide schon zu viel.. Ich sehne mich nach Milderung.

Und er sagte das von der Arznei so kalt, so ruhig. Mr erstarrte das Blut zu Eis, als ich ihm in's Gesicht sah. Ich hielt den Athem an, um jedes Zittern seiner Stimme besser zu erhaschen, — und er sagte das so rnhig .... Es giebt keine Arznei, und es wird keine geben. Es giebt einfach keine. Es fehlt an vielen Dingen in der Welt — das ist ganz natürlich, nur Thoren wundern sich über solche Dinge. Man muß diese verschiedenen „es giebt nicht" ruhig philosophisch ertragen, denn das ist eine Mauer, an der man sich nur den Kopf zerschellen kann.

Und doch, wie viel Grausamkeit, wie viel raffinirte Peinigung steckt manchmal in einem solchen einzigen Wörtchen: „Es giebt nicht." Du kannst Dir die Finger vor Schmerz zerbeißen, die Seele in Stücke reißen, mit Deinem Schreien die Himmel erschüttern — aber die Mauer „es giebt nicht" kannst Du nicht durchschlagen.

Medicin! Wissenschaft! Arznei! Wo ist Eure Macht! Hier verzehrt mir ein Wurm langsam das Leben aus der Vrust! Ein elender Wurm, so klein, daß man ihn nicht sehen kann. Und doch verhöhnt er, dieser elende, dieser mikroskopische Wurm Eure Macht! Tausende von Vände sind über ihn geschrieben. Taufende vou Hnne von der Forscherarbeit ausgezehrt, und wo sind die Früchte dieser Mühe? Ein Wurm oder eine Pflanze, denn

auch das wissen wir nicht einmal — vollbringt vor unseren Augen seine Arbeit und höhnt unsere mühseligen, fruchtlosen Grübeleien. Der dritte Theil aller Kirchhöfe der Welt — das ist seiner Arbeit Frucht! Und wer ist der Stärkere von uns? Er, das mikroskopische Wesen ohne Bewußtsein — oder wir mit unfern Gläsern und unserem Wissen? Er, der die Kirchhöfe mit dem Staub unserer Körper ausfüllt, oder wir, die wir Stöße von Löschpapier vollschreiben mit der Schilderung davon, wie er aussieht, und wie er uns langsam verzehrt? Wer ist stärker?

8. April.

Es beginnt also schon der Abschied von der Welt. Es giebt Personen, es giebt Ereignisse im Leben, zu denen man nicht mehr sagen kann: Auf Wiedersehen.

Von meiner Tante habe ich heut für immer Abschied genommen, denn ich weiß, sie kommt nicht mehr wieder; und auch ihren heutigen Besuch hat sie gewiß mehr als eine Gelegenheit der Fastnachtskasteiung angesehen, denn als eine Schuld, die sie ihren Familienpflichten abtrug. Wir waren nie allzu liebreich zu einander. Sie hat sich zuerst von uns entfernt, sie fürchtete vielleicht, wir könnten von ihr Etwas verlangen. Unnütze Fnrcht! Ich habe nie meine Hände bettelnd Jemandem entgegengestreckt.

Darum war ich auch höchst verwundert, als ich sie heute sah. Ich "»uß sogar sagen, ihre Freundlichkeit hat mich in einem gewissen Grade eingenommen, und ich wollte sie so herzlich als möglich empfangen. Sie küßte mir aber mit solcher Vorsicht die Stirn und rieb so eifrig im Geheimen die Spuren meiner Lippe von ihrer Hand, daß mich das ein wenig verletzen mußte. Und überdies war ich auch so schon durch den Hustenanfall erschöpft, den ich wenige Minuten vor ihrer Ankunft zu überstehen hatte. Ich entschuldigte mich mit Müdigkeit und wälzte die Mühe, unseren Gast zu unterhalten, auf Hans ab. Während der ganzen Zeit, wo sie sprachen, dachte ich daran, wie sie ihre Hände nach meinem Kuß gerieben hatte, und gab mir alle Mühe, diese Handlung vor mir selbst zu entschuldigen und als natürlich anzusehen. Es gelang nur zum Theil, denn ich wundere mich jetzt über Nichts mehr. Es that mir aber schrecklich weh und erfüllte mich mit Widerwillen.

Endlich wandte sich meine Tante an mich, sprach etwas von einer Reise aufs Land, von ihrer Bereitwilligkeit, mir, wenn noth wendig, nnter die Arme zn greifen, ich glaube sogar, sie bot mir ein Darlehn an — wobei sie sich der Form halber ein wenig genirte. Bei dem Ersten lächelte ich bitter, das Zweite lehnte ich beinahe derb ab. Das war Alles. Endlich erhob sie sich, um Abschied zu nehmen. Ich drückte die dargereichte Hand, ohne sie mit den Lippen zn berühren. Das machte sie ein wenig verlegen. Sie wollte noch Etwas sprechen, aber die Trockenheit, mit der ich ihr

antwortete, hielt sie ab. Mit zögernden Schritten trat sie auf die Thür
zu und wußte selbst nicht, wozu sie sich entschließen sollte. Endlich wandte
sie sich zu mir zurück und sagte:
„Auf Wiedersehe,!, Pepi!"
In dem Ton ihrer Stimme erkannte ich ganz beutlich Thronen. Das
entwaffnete mich. Ueberdies war auch in mir eine plötzliche Veränderung
vorgegangen. Die Worte auf Wiedersehen brachten mir ihre Bedeutung
im ganz entgegengesetzten Sinne zum Bewußtsein.
Ich habe sie doch wirklich zum letzten Mal gesehen, zum aller, aller-
letzten Mal. Ich sehe sie nie, nie mehr wieder, weder auf dieser noch auf
irgend einer anderen Welt! Jeder Abschied ist drückend ernst, wie ernst gar
ein solcher. Und unwillkürlich waren wir auch Beide davon durchdrungen.
Ich achtete nicht mehr auf ihre Hände, ich fühlte nur ein herzzerreißendes
Leid. Wir umarmten uns nervös, krampfhaft, weinten und sprachen ohne
Zusammenhang.
Endlich trennte uns Hans und führte sie mit Gewalt aus dem Zimmer.
Sie war schon ans der Treppe, als ich sie noch einmal rief, um wenigstens
in der Thür ihr Gesicht noch einmal zu sehen. Ich sog förmlich mit meinen
Augen ihre Züge ein, als wollte ich auf ewig dieses Bild in mein Ge-
dächtniß prägen.
Zun, letzten Mal, zum allerletzten Mal! klang es nur beständig in
den Ohren.
Nur ein Sterbender kann die ganze Tiefe dieser Worte verstehen.
Zun, letzten Mal, zum allerletzten Mal! — — — — — — —
Amalie kommt heut Nacht an. Sie kommt, um die letzten Augenblicke,
die mir noch übrig sind, mit nur zu verbringen.
Sophie hat, um mir nicht die volle Wahrheit zn sagen, absichtlich
damals die Vermuthung aufgeworfen, daß sie ihre Stellung verliert. Jetzt
bedarf es auch dieser Ausflucht nicht, erstens sind Feiertage, zweitens kann
man jetzt schon über Alles offen sprechen.
Ich muß ihnen dankbar dafür sein, ich schätze ihre Anhänglichkeit und
ihre Opfer. — Und doch, wie erregt mich das Alles unerhört. Sie be-
reiten sich auf ineinen Tod vor. Jeder ihrer Schritte ist bedacht, berechnet
und Alles nur auf ein Ziel los: Auf den Augenblick, wo ich eine Leiche
fein werde. War,»» sie den Sarg noch nicht bestellt haben? — Nur das
wundert mich noch. Ich möchte wetten, Amalie denkt schon an die Trauer,
natürlich: praktischer Sinn und schnelle Orientirung in jeder Lage ist eine
sehr nützliche, ja sogar löbliche Sache und doch . . . Wie ist das Alles
grausam. Scheußlich, entsetzlich! . . .
Sie warten auf den Augenblick, wo ich meinen letzten Athemzug aus-
hauchen werde, wo sie mich endlich werden in die Erde begraben können.
Dieses fchwindfüchtige Skelett, das im Bett liegt mit den verlöschenden

Lebensfunken, das nicht sterben kann, vielleicht auch nicht will ... . ist ihnen schon lästig. Das ist Alles natürlich, furchtbar natürlich. Ich kann ihnen gar keinen Vorwurf daraus machen, denn ich empfinde fchon felbst Abscheu vor mir. Schwindsucht — das ist kein Tod auf Blumen, kein poetischer Abschied von der Welt. Das ist voll von Häßlichkeit, von Stick- luft, Fäulnis;, Arznei, Duft und Schweißgeruch — physische und moralische Verpestung. Dumas spricht dummes Zeug, er ist nicht an Schwindsucht gestorben, er hat kein Recht über uns zu sprechen. Ganze Cnpitel seiner Erzählung, in der er von den Schwindsüchtigen spricht, sind eine poetische Gehirnabirrung. Wo hat er diese Verdammten gesehen mit den Worten der Liebe und der Milde, die er ihnen in den Mund legt? Wo hat er diesen Altruismus und die Aufopferungsfähigkeit erblickt, die aus ihren Worten strömt? Das ist nicht wahr! Der Egoismus packt uns mit seinen Krallen und zerrt uns Alles aus dem Herzen. Was kümmert uns die ganze Welt? Sie mag zn Grunde gehen, mag versinken. Die Menschheitsidee? Glück? Gut? Wahrheit? Was kümmert es uns? Wir sterben nur hin — mit Neid, mit dem Fluch, daß an uns die Reihe des Ausscheidens gekommen ist.

N. April.

Ach diese schlaflosen Rächte! Wie lang, wie entsetzlich sind sie! Die Lampe brennt irgendwo in einem Winkelchen auf dem Fußboden und giebt eine ungewöhnliche Krantenzimmerbeleuchtung; die Uhr schlägt langsam die Stunden — einförmige Stille ringsumher, so dumpf, daß sie selbst dumpf machen kann; Alles schläft, ruht — ich allein muß wachen, mich mit ««einen Gedanken herumschlagen, die über die sonderbarsten Gegenstände phcmtasiren. Ein Fieber macht mein Vlut sieden und reizt krankhaft meine Phantasie. Entsetzliche Gesichter ziehen gespenstergleich an meinem geistigen Auge vorüber.

Bald sehe ich mich todt im Sarg auf einem Katafalk, ringsum von Lichtern umgeben; bald liege ich fchon im Grabe, dem Gewürm der Erde zur Nahrung hingegeben; bald fällt der Deckel des Sarges für immer über mir zu. Durch die entsetzliche Stille höre ich Sophies Schluchzen. Diese Gewißheit, die entsetzliche Gewißheit, daß das Alles wirklich so sein wird, daß man vielleicht in einer Woche schon das Bett zuwerfen wird, in dem ich mich so lauge gegnalt habe, — vertieft noch diesen finsteren Abgruud. Diese Nachtstunden gehen so langsam hin, verlängern so grausam diese Augenblicke der Qual.

Was thuu? Wie kann ich mich von diesen Gespenstern der auf- gepeitschten Phantasie befreien? Ich habe nicht das Herz, den armen Hano zu wecken, der auch so schou wie ein Schatten aussieht. Sein bleiches Gesicht, das ich beständig hier neben mir auf dem Sessel sehe, von Schlaf- sucht und Arbeit entkräftet, liegt mir wie ein Alp auf der Brust, wie ein Vorwurf des Gewissens, wie ein Opfer meiner Sterbetage.

^

„Das ist der Tod!" — wiederholte ich mir -^ das ist der Tod.
Er saugt die Lebenskräfte des Lebenden nnd Sterbenden, er streut Miasmen der Krankheit über Alles ringsumher, er impft verrätherisch seiue Keime in die Gesundheit ein.
lind nicht blos das Leben nimmt er uns. Er raubt uns auch Herz uud Verstand, er entreißt uns Alles, was an Besserem in uuferem Iuuersten gelebt hat, läßt nur den Bodensatz und die Hefe der Seele zurück, damit wir lebeu können — den Nest unserer Tage.
„Tas ist der Tod, so sieht er aus!"
Indessen schlägt die Uhr langsam ihre Slunden. Ich höre Mitternacht, ich höre eins, zwei, drei schlagen, doch kommt der Schlaf nicht, um die brennenden Lider zu kühlen. Eine sonderbare Melancholie sickert wie eine Feuchtigkeit in die Seele ein, dunkle Nacht färbt Alles mit einem Leichen- tuch — traurig, drückend, unerträglich . . .
So geht die ganze Nacht hin, so gehen fast alle Nächte hin — und ich , .. ich weine am Morgen und klage, daß sie schon vorbei ist. Ich habe nicht mehr viel von diesen Nächten, eine wird kommen, die ich in der kalten Kirche hinbringe, der Sargdeckel ans ewig geschlossen, dann werde ich irgendwo tief im Erdboden ruheu, eiue Leiche mitten unter Leichen, diesmal für ewig . . . Alles ist aus . . . Aaach! . . .
Warum bleibt Amalie so lange aus? Es hat elf geschlagen. Hans hat mir schon mein neues Hemd angezogen, hat Alles aufgeräumt, sie ist »och nicht da. Ich sehne mich sehr nach ihr. Wir haben uns wohl ei» ganzes Jahr schon nicht gesehen! Sie ist so gut, immer so nachsichtig und liebevoll! Ich weiß, es wird furchtbare Scenen, Jammern und Weinen geben. Sie hat zwar einen starken Willen und ist durch Leide» gestählt, aber auch ein zu eindrucksvolles Herz, als daß sie ruhig bleiben könnte; sie liebt mich mehr als ihr Leben, wie eine Mntter fast, denn sie hat an uns Mutterstelle vertreten und leidet vielleicht am meisten von uns Allen. Und ich fürchte mich jetzt vor allen Thränen uud Leidausbrüchen. Ich habe nicht mehr die Kraft, zu lieben. Zerrüttet, zerschlage», hört der Geist nicht mehr auf die Befehle des Herzens. Ich kann sie schlecht empfange», durch irgend Etwas verletzen. Meine verbitterte Stimmung vermag aus der lnmpigsten Kleinigkeit ein Tröpfchen Gift herauszuholen . . .
Abends.
Mit Amaliens Ankunft ist Alles um mich her hell geworden. Ich werde nicht mehr sterben wie der niedrigste Bettler. Ich weiß nicht, woher es kam, aber obgleich mich Hans und Sophie bisher nicht einen Augen- blick verlassen haben, konnte ich doch dem Gefühl einer gewisse» Verein- samung und des Mangels an Pflege und Sorgfalt nicht widerstehen. Es war mir immer, als wäre ich irgendwo in einer Wüste verschlagen, wo es keine Menschen und kein Mitleid giebt. Amalie hat Alles, was zerstreut.

Ihre Kunst, »nt Kranken umzugehen, ihre Erfahrungen und vielleicht auch
der Stempel der Sorge, die sie durchgemacht hat, machen sie zu einer
wahrhaft idealen Pflegerin für andere Leidende.
Sophie ist noch ein Kind, ein naives, unerfahrenes, zerstreutes Kind;
Hans hat zwar eiu goldeues Herz, taugt aber auch nicht viel für zarte
Empfindungen, sie haben sich nicht in meine Seele zu versetzen vermocht
und zu verstehen, was in ihr vorging. Und dann lieben sie sich gegenseitig,
und das füllt ihr Leben schon genügend aus. Sie lassen sich nur von
der ersten Empfindung leiten und gehen mit dem Herzen von einem Extrem
zum andern über. Sie tonnen eben so gut lachen wie weinen, wenn es
nur einen äußeren Anstoß dazu giebt, das hat mich am meisten verstimmt.
Ich habe sie beherrscht, habe sie nach der einen oder nach der anderen
Seite gestimmt und war immer meines Erfolges sicher. Ich habe auf
ihre Nerven ganz nach meinem Belieben gespielt und nirgends ein Hinderniß
gefunden, nnd da Alles zur Qual wird, habe auch ich mich dabei aufgezehrt.
Amnlie ist ganz etwas Anderes. Sie ist immer sie selbst, sie stimmt
sich selbst und versteht es. Anderen diese Stimmung mitzutheilen. Nicht ich
regiere sie, sondern sie mich, indem sie mich durch ihre Milde und ihren
wundersamen Ernst zur Fügsamkeit zwingt. In diesen wenigen Stunden
hat sie es fchon fertig gebracht, mir unentbehrlich zu werden. Alles geht
durch ihre Hände, überall ist sie, und doch versteht sie es, sich vollständig
unsichtbar zu machen, obwohl man ihre Nähe immer empfindet. Ich weiß
selbst nicht, warum ich so sehr ihren: Einfluß unterliege — ich erkenne nur,
daß ich mich dabei wohl und unsagbar glücklich fühle. Sie hat es durch
ihr gütiges Lächeln und ihre überzeugenden Worte schon fertig gebracht,
daß ich ihr allerlei Dinge nachgegeben habe. Bald rieth sie vom Cigaretten-
rauchen ab, bald bat sie mich nahezu demüthig und doch entschieden, die
Arznei zu nehmen. Wie ich geahnt habe, ging es nicht ohne Weinen und
Schluchzen bei der Begrüßung hin. Amalie aber hat es mit wunderbarem
Scharfsinn und Tact verstanden, den herannahenden Sturm nach der rechten
Seite zu lenken. Die ungehenre Nervenüberreizung ergoß sich, anstatt in
Verzweiflung oder Wuth sich auszutoben, still in eine leise zitternde, ge-
flüsterte Klage. Als sie mit Sophie eintrat und, während sie sich auskleidete,
mich mit trübem Lächeln ansah, empfand ich sofort eine wundersame Linderung,
eine gewisse Beruhigung, daß ich von nun ab nicht mehr vereinsamt sein
werde, weil sie mir diese Neste des Lebens erhält. Ich richtete mich im
Bett auf und streckte die Hände nach ihr aus, als ob ich meine Mutter
begrüßte. Amalie näherte sich schnell, ließ mich nicht erst zn Worte kommen,
umarmte und umhalste mich mit voller Kraft. Es würgte mich Etwas im
Halse, ich wollte sprechen, weinen, wenigstens aufstöhnen, und ich konnte
es nicht. Ich fühlte ihre Küsse über den ganzen Körper, ich wurde einfach
überschüttet. Sie kämpfte mit Thränen, und ihre Kehle wollte keinen Ton
hiudurchlassen. Sie sprach Silben ohne Inhalt, mehr Senfzer nlö Worte,

und die Laute wollten sich nicht aneinanderfügen. Endlich inachte ich eine Anstrengung und stotterte hervor:

„Siehst Du, Amalie, siehst Du, was aus mir geworden ist."

Ich begann furchtbar zu zittern. Der ganze Körper pochte mir wie im Fieber. Ihrer Brust entrang sich ein gedehnter Seufzer, dann ver-stummte sie vollständig. Erschöpft, auf's Aeußerste geschwächt, sank ich aufs Bett zurück und hatte nicht mehr die Kraft, an irgend Etwas zu denken.

Amalie gewann schneller die Herrschaft über sich, sie machte sich geschäftig um mich zu thun, legte die Kissen zurecht, sprach leise zu mir. Sofort hatte sie über mich und über Alles die Herrschaft gewonnen. Ich brauchte uicht zu sprechen, damit sie mich verstehe. Sie errieth meine Blicke, sie ahnte meine Wünsche und führte Alles mit wundersamer Ruhe ohne Geräusch mit einem Engelslächeln der Aufopferung um die Lippen ans. Und dann, als meine Erschöpfung vorüber war, als ich zu mir kam und eine gemisse Gebundenheit empfand nach Allem, was vorgegangen war — wie gewöhnlich derartige Scenen für mich enden — setzte sie sich zu mir auf's Nett, küßte mich anf den Kopf und begann mich auszufragen, was ich leide, und was mich am meisten guält. Dieser herzliche und zugleich wundersame ernste Kuß hat mich am meisten beruhigt. Still, ohne Klagen, ruhig ergoß sich in Worten Alles, was mir die Seele bedrückte. Sie verstand mich . . .

l0. April.

Heute ist Palmsonntag. Seit dem frühen Morgen bin ich in bester Laune. Amalie ist hente sehr früh gekommen, und doch konnte ich sie kaum erwarten. Ich begrüßte sie mit einem solchen Lächeln der Bangigkeit und zugleich der Freude, daß mir selbst die Seele hell wurde bei diesem Glück. Schon lange habe ich keine solche Freude gehabt.

Amalie brachte mir eine kleine Paline mit und hängte sie über meinem Bett ans. Lenzesfrische wehte mir von den Blättern dieser Palme zu. Ich freute mich mit ihr wie ein kleines Kind. Ich vergaß die Krankheit, den Tod, alle Leiden. Ich wende auch den Blick uicht von diesen Buchs-baumzweigchen, und sie geben mir Muth und Heiterkeit.

Amalie wußte, womit sie mir Freude macht! Ich wunderte mich, woher jetzt eine so plötzliche Aenderung mit mir vorgegangen ist. Ich lache wie ein Schulbube, Hans und Sophiechen habe ich schon allerlei Streiche gespielt. Amalie küsse ich ein oder das audere Mal die Hände, und sie Alle sind, sehe ich, heiter. Und warum?

Es hat sich doch Nichts verändert; was kommt, sollte kommeu und doch . . .

Schließlich was kümmert's mich. Wozu sich mit Grübeleien hingeben, weuu ich mich so wohl füble. Amalie ist es, sie, die so viel Wärme um sich verbreitet. Ihr Gebnhren ist mir schon so unentbehrlich, daß ich sie unwillkürlich mit meinen Blicken im Zimmer verfolge, um sie auch nicht

einen Moment aus den Angen zu verlieren. Es genügt mir, sie um mich
zu fühlen, ihre Hand zu halten, um mich zu beruhigen und die düsteren
Gedanken zu zerstreuen. Und ich kenne schon ihren Einfluß auf mich. An
dem Lächeln, mit dem sie sich zu mir wendet, sehe ich immer, wie sicher
sie ihrer selbst ist. Sie hat mich auch vollständig unter Curatel genommen.
Ich mache Alles, was sie nur wünscht, ohne jeden Versuch eines Wider-
standes. Sie ist sicher, daß ich ihr in Nichts entgegen bin. Es ist so
weit gekommen, daß sie die Cigarelten bei sich führt und mir vo» Zeit
zu Zeit eine gewährt, und wenn sie auf meine demüthige, geradezu kind-
liche Bitte antwortet: „Nicht erlaubt, mein Liebchen," so wiederhole ich
nur: „Wenn's nicht erlaubt ist, dann nicht." Und dabei bleibt's.
Ich fühle mich wohl dabei, dieses Kindischwerden bringt mir Er-
leichterung, es befreit mich von der Notwendigkeit, über mich nachzudenken.
Ich füge mich einem fremden Willen, denn ich bin fchon zu fehr zerschlage«,
um mich zu einem eigenen aufzuschwingen. Ich möchte beinahe auch mit
fremden Gedanken denken, um nur die eigne Last der Seele von mir zu
werfen uud zu vergessen, nur einen Augenblick zu vergessen. Oft ist die
moralische Selbstvernichtung eine Wonne, wenn die eigenen Gednukeu irgend-
wo über Abgründen hiuschweifen. Die Seele, die von Ohnmacht und Ver-
zweiflung aufgezehrt ist, wird ei» Opfer des stärkeren Organismus, nur
dem verdanken die d'äsars, die Napoleons ihren Erfolg, die Begeisterung,
die sie erregt haben. Es ist so gut, wenn man mit dem eigenen Gedanken
nicht recht fertig wird. Jemandem blindlings zu vertrauen, ihn zu seinem
Gemissen zu machen und so den Befehle!! zu folgen — sei es auch auf die
Stufen des Throns oder des Schaffots . . .
Der ganze heutige Tag ist ein Festtag für mich. Am frühen Morgen
haben wir ungezwungen, fogar lustig geplaudert, wir sprachen von Erinnerungen
ans längst vergangenen Zeiten. Amalie versteht es, ein allgemeines Gespräch
zu führen und mit bewunderungswerthem Geschick und zarten Gefühlen alle
Fragen zu umgehen, die mich reizen oder schmerzen konnten. Das ist nicht
mehr das banale Gespräch, das ich bisher habe führen müssen, das man
so anfängt, uni die Gedanken zu zerstreuen, heute bin ich mit wahrer
Spannung ihren Worten gefolgt und habe felbst den lebhaftesten Antbeil
an der Unterhaltung genommen; und wenn mir auch da irgendwo im
hintersten Winkel der Gehirnschnale ein düsterer Ton summte, so gelang
es mir doch, ihn zu übertönen.
Vielleicht hat auch das gute Welter beruhigcnd ans mich eingewirkt.
Nach so viel dunklen fanlen Tagen hat doch wenigstens einmal die Sonne
durch mein Fenster geblickt. Merkwürdig! Bei diesem Glanz verlieren die
düstersten Bilder, die ich mit Absicht durch den Eontrast hervorrufe, ihre
5varbe. Selbst die Aufbahrung in der Kirche nach dem Tode erscheint mir
nicht mehr fo schrecklich, wenn nur ein Schimmer Sonnenschein durch das

Fenster cmf mich siele. Ja, es wäre gewiß besser, garmcht zu sterben, aber was soll man thun?

Ich habe heute eine höchst wichtige Beobachtung gemacht. Wenn der Himmel voll Wolken ist und die Welt im Schmutze untersinkt und Alles ringsumher von einer düsteren Melancholie getränkt ist, wird es mir viel schwerer, zu sterben. Was bedeutet das? Daß es schrecklich ist, nickt wegen der ganzen Welt, nicht wegen des Gedankens der Trennung vom Leben, sondern wegen des Todes selbst. Ich fürchte mich vor dem Tode. Er allein ist das Gespenst meiner schlaflosen Nächte. Würbe es mir um das Leben leid sein, so müßte doch die reizvolle Gestalt, in der ich es jetzt sehe, nnr die Sehnsucht nach ihn« vertiefen. Aber ich habe heut andere Gedanken im Kopf: Ich freue mich, daß auch auf mein Grab manchmal einige Sonnenstrahlen fallen werden. Und wenn der Tod mir noch als ein drohendes Gespenst erscheint, so ist es nur, insoweit er Nacht und Kälte und Feuchtigkeit an sich hat, ich empfinde also nicht mehr vor dem Tode selbst Furcht in der Seele, sondern vor dem entsetzlichen Abgrund von Finsterniß, wo es kalt und hoffnungslos in. Ach ... . Nur das fürckte ich ... .

Wenn ich wenigstens am Tage beim Somienfchein sterben könnte! . .

11. April.

Ich bin außerordentlich froh, daß jetzt Feiertage sind. Sophie, Hans und Amalie sind beständig bei mir, und das ist mir nicht nur nicht lästig, im Gegentheil, bereitet mir eine wahre Frende. Hans habe ich schon halb überredet, daß er zu seiner Mutter reise. Er hat mir allerlei Unsinn vorgeschwatzt, wie gewöhnlich, von Mangel an Herz und Vertrauen zu ihm, wenn ich nur einen Augenblick annehmen könnte, daß er reisen würde — und er ist natürlich dageblieben. Ich wollte mit meinem Altruismus groß thun, da ich ihn zur Neise überredete, obgleich ich selbst fühlte, daß ich nicht die Kraft besäße, uou ibm Abschied zu nehmen. Er ist gut, zu gut für mich. Ich habe nie verstanden, dies in innerster Seele brave Wesen, voll Anfopfernng für Andere, voll Selbstverleugnung zu schätzen. Ich werde ihm auch nie vergelten können!

Jetzt suche ich, soviel ich kann, seine Sache bei Sophie zu fördern. Freilich ist hier nicht mehr viel zu machen oder eigentlich Nichts, denn sie hat diese Frage längst entschieden. Man braucht sie nur anzusehen, wenn sie Neide am Fenster sitzen und sich immerwährend in die stiren flüstern, um Gewißheit zu haben.

Amalie, die bisher von Nichts wußte, hat das sogar gleich am ersten Tage bemerkt — nnd sie handelt, wie ich sehe, in entsprechender Weise, indem sie nachlässig zu Allem lächelt. Und mich berührt dieser Noman nicht mehr, wenn auch die Zeit vielleicht schlecht dazu gewählt ist. Was thun? Sie sind Veidc so jnng, sie können von ihrer Liebe noch k'ine Co,,-

cessionen an die Umgebung »lachen. Auch hier Egoismus, aber das ist auch
ein natürlicher, ein Zwangsegoismus. Wo übrigens ist er nicht? Mir
macht es sogar Vergnügen, sie von der Seite zu betrachten und zu beob-
achten. Wir hindern sie auch gar nicht. Amalie und ich spielen die Rollen
von Eltern, von Vormündern. Wir sprechen beständig von ihnen, und ich
gebe mir Mühe, Amalie für Hans so günstig als möglich zu stimmen,
damit sie spater ihren Absichten geneigt sei. Schade, daß ich ihr Glück
nicht mehr mit ansehen werde!
Darum lasse ich ihnen auch volle Freiheit, entferne sie formlich von
mir, um auch diese kleinen Spuren ihrer Freude nicht zu zerstören. Ich
wärme mich selbst an dem Feuer ihrer Liebe, ich freue mich mit der
Hoffnung ihres erträumten Glücks -- und das macht mich in gewiffem
Sinne besser, nachsichtiger. Auch das ist Amaliens Werk — sie hat mich
gelehrt, aus dieser Quelle Beruhigung schöpfen.
12. April.
Heute habe ich mit Amalie lange über alle unsere Angelegenheiten
gesprochen. Gott sei Dank, es fügt sich Alles so gut als möglich. Von
anderen wichtigen Dingen abgesehen, hat mich außerordentlich erfreut, daß
sie etwa zwei Monate in Warschau bleiben kann, sie hat es sich so ein-
gerichtet bei ihrer Abreise vom Lande. So wird mir wenigstens Sophie
nicht auf dem Gewissen lasten. Was würde die Arme anfangen, wenn
sie hier so allein bliebe nach meinem Tode! Mit Amalie zusammen wird
es ihr leichter sein, die ersten Wochen zu überstehen, ehe sie sich mit dieser
veränderten Lage abfindet. Auf Hans rechne ich ancb. Er wird sie im
Unglück nicht verlassen.
Was die Geldfrage betrifft, bin ich auch fchou bedeutend ruhiger.
Auf meine Andeutungen, daß sie nothigenfalls sich an die Tante wenden
könnte, schloß mir Amalie den Mund und zeigte mir W Rubel, die sie
mitgebracht hatte. Das ist gewiß Vorschuß, oder mühsam angesammelt
durch Jahre der Arbeit — ja, was soll man tbim. Lieber Gott! Was
thun? Ich werde wohl, so lange ich lebe, Nichts mehr für mich fordern ^-
ich war auch heute auf Amalien böse, daß sie mir alten Coguae brachte —
aber ich kann doch die Sorgen nicht von ihnen abwenden, die ihnen meine
Leiche machen wird. Uebrigens guält mich schon der Gedanke an alle diese
Dinge. Manchmal springt mir wahrhaftig der Kopf, wenn ich mir Alles
vergegenwärtige, was ihnen bevorsteht. Ich bin Amalien dankbar, daß sie
mir doch ein wenig diese Last leichter gemacht hat. Sie betrachtet die
Dinge vielleicht absichtlich so ruhig, um mich nicht noch mehr zu quälen,
aber ich will, ich will glauben, was sie sagt. Wenn wirklich noch etwas
Vöses ihrer im Leben harrt, kann ich Nichts mehr dagegen thun. Und
was werden sie davon haben, daß ich in Verzweiflung sterbe? Ihr schweres
Schicksal wird es uicht bessern, und mir wird es hundert Mal mehr die
letzten Stunden vergiften.

Mögen sie mich denn belügen, mögen sie Komödie spielen, wenn ich
ihnen nur glauben kann.
Amalie will durchaus auch die Nächte hindurch bei mir bleiben: aber
ich habe nicht das Herz, dieses Opfer von ihr anzunehmen. Sie ist gut,
sie bittet selbst darum, verlangt es förmlich, sie sagt, es sei ihr hundert
Mal schwerer, die Nächte fern von nur hinzubringen in Unruhe, in dem
Gedanken, daß ich hier allein, fast ganz der Pflege beraubt liege. Mich
drängte das Herz, ihr zu sagen: „Bleibe, sei immer in meiner Nähe, denn
nur ist es entsetzlich, die Nächte so allein." Nur die Rücksicht auf ihre
Gesundheit chat mir das Wort im Munde 'gefesselt. Uebrigens habe ich
nicht die geringste Vorstellung davon, wie man das einrichten könnte. Man
kann doch Hans nicht aus der eigeuen Wohnung vertreiben, schließlich kann
sich auch seine Hilfe als uüthig erweisen. Amalie hat Etwas von einem
Fauteuil gesagt, von einer spanischen Wand, von der Vereitwilligkeit der
Frau Sawetzky, ihr für die Nacht den Salon abzutreten, der an unser
Zimmer stößt, aber Alles das scheitert an meinem Widerstand. Da ich
fühlte, daß ich ihren dringlichen Vitten nachgeben könnte, habe ich mich um
fo mehr verhärtet uud eine künstliche Gereiztheit zur Schau getragen, damit
sie nicht länger bitte. Endlich gab sie nach; aber ich sah ganz gut, daß es
damit nicht fertig war, und daß sie auf die eine oder die andere Weise
ihren Willen durchsetzen wird. Ein braves Weib, die Sawetzky, wahr-
haftig. Mit Amalie hat sie sich beinahe befreundet und giebt sich alle
Mühe, so gut sie kann, uns ihr Wohlwollen zu beweisen. Die Thür von
unserem Zimmer in ihren Salon macht sie immer selbst auf, damit ich
mehr Luft habe. Als ich ihr Ctwas fagte von Mikroben und von der
Verpestung der Lust, brach sie beinahe in Dhrünen aus, küßte mich auf die
Stirn uud fagte uur: „Aber Herr Nadnitzü), wie kann man fo schlecht
von den Menschen denken!"
Jetzt guckt sie immer hinein und fragte jeden Augenblick, ob wir nicht
Etwas brauchen. Amalie Hot sich schon bei ihr eingewirthschastet, wie in
ihrem eigenen Hanse. Wie lange wird das dauern? Noch einen Monat
wohl oder doch Wochen! . . . Mein Gott!

15. April.

Ich schreibe, um mich nicht von der Ohnmacht überwältigen zu lassen.
Mit Mühe male ich die Vnchstaben hin. Seit gestern leide ich furchtbar.
Der Schmerz in der Vrust ist in eine raffinirte Oual übergegangen. In den
Eingeweiden eine Gluth, in der Lunge ein Zerren, als ob ein hungriger
Hund sie nagte, in den Gedanken ein Wirrwarr ... Oh Gott, wenn diese
Oual doch bald endete! . . . Genug, genug! Ich strecke selbst die Hände
nach dem Tode aus . . .
Wozu diese Oual? naa . , . die Brust, die Brust! So kann man
sterben . . . Gott . . . Gott! . . , Ich kann nicht mehr . . . Nein!

Ich schreibe wieder, ich will bei Bewußtsein bleibe». Wenn schon
tms Ende naht, ich will es wissen, ich will es selbst fühlen . . . Man
inuß doch Abschied nehmen, noch einmal einen Blick auf die Welt werfen . . .
Ja ja, denn es heilet ans ewig, denn ich werde sie nie mehr wiedersehen . . .
Nur bei Bewußtsein bleiben, nur bei Bewußtsein bleiben! ... Ich will
bis zum letzten Augenblick sehen, denn dort giebt es Nichts . . . Vielleicht
wird Morphium mich beruhigen? Und er kommt so lange nicht! Warnm
weinen sie so? — Weil ich laut gestöhnt habe? Nicht ich habe gestöhnt,
der Hund heult so, der mir beständig die Brust zerbeißt. Schlagt ihn todt,
schlagt ihn todt! ^ denn es ist ein Ungeheuer, das mir mein Leben
zerfrißt . . .

18. April.

Ter gestrige Tag war für mich ein wahrer Tag der Verabschiedung
von der Welt. –Was gestern war, kehrt nie mehr wieder, ich weiß das,
und darum gedenke ich 'jeder Einzelheit mit Wonne. Und es war ein
schöner Tag. Schon um 10 Uhr waren Alle um mich. Nuhig, sogar
heiter theilten wir uns in das Ei. Ich sprach viel und wünschte ihnen
Glück und Gesundheit für das ganze Leben. Mir wünschte Niemand Etwas,
denn was sollte man mir auch wünschen. Sie küßten mich nur nud gaben
sich Alle Mühe, ruhig zu bleiben. Nur Sophie brach in Thränen aus.
Dann aßen wir von den geweihten Speisen. Tank Amaliens Bemühungen
war von Allein Etwas da, sogar ein Flüschchen Wein. Ich war ihr dankbar
dafür, daß sie sich Mühe gegeben hatte, allen Traditionen gerecht zu werden.
Früher habe ich über diese Feierlichkeit der Fresserei gelacht. Gestern
forschte ich mit einer gewissen Unruhe, ob nicht irgend Etwas übersehen
war. Ich wollte selbst von den Schwächen der Welt Abschied nehmen, weil
sie durch Erinnerung geheiligt sind. Nmalie wußte das. Mir war es
nicht um das Essen zu thun: Ich aß ohnehin Nichts; mir war's um die
Sitte, um die Eriunernng zu thun, um die Ausbeutung des Rechts, das
Leben zu genießen. Die ganze Welt that dasselbe, warum sollte ich mich
von ihr unterscheiden? Noch lebe ich doch. Dies 3t och erfüllt mich mit
einer wahren Wonne. Anfangs war nur Amalie heiter. Vielleicht that
sie nur so, aber es war recht von ihr. Ich gab mir Mühe, es ihr nach–
zuthun, und überließ mich ans allen Kräften der Anfangs ungekünstelten
Heiterkeitsstimmung. Ich wußte, daß wir Komödie spielen, aber auch das
befriedigte mich. Und endlich war die Verstellung gar nicht mehr nötlng.
Auf mein hartnäckiges Drängen wurde die ganze Flafche Wein schnell ge–
leert. Hans lehnte als Nichttrinker bei dem ersten Glase ab, dann aber
forderte er mit einer gewissen Aufdringlichkeit immer wieder nnd trank eines
nach dem anderen. Er wollte den Wurm ertränken. Ich trank auch nnd
nöthigte Amalie und Sophie dazu.
Bald wurde es laut und heiter. Ich sprach am meisten. Ich be–
rauschte mich geradezu au der allgemeinen Heiterkeit, die uns überkam.

und hörte nicht auf, daran zu denken, das; ich zum letzten Mal im
Leben lache.
So gingen mehrere Stunden hin. Endlich schlief ich erschöpft mehrere
Stunden ein. Während ich schlief, bereiteten sie mir eine Ueberraschung,
die angenehmste, wundervollste vom ganzen Tage. Amalie hatte Frau
Sawetzkns Absicht, den ganzen Abend außer dem Hause zu verleben, sich
zu Nutze gemacht und sie gebeten, den Salon zu unserer Verfügung zu
stellen. Da sie gern einwilligte, ging man an die Vorbereitungen. Sophie
lief nach Hause, um Noten zu holen, Hans brachte, Gott weih woher,
Blumentöpfe, stellte sie rings um den Sessel, auf deni ich sitzen sollte, und
Amalie beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zum Abendbrot. Als ich
um 7 Uhr Abends erwachte, war schon Alles fertig. Haus nahm mich
auf die Arme, trug mich in den Salon, setzte mich in den Sessel und be-
deckte mich von allen Seiten mit Kissen.
Wunderbar schon dieser große Salon mit den eleganten Möbeln, mit
seinen Kronen und Waudleuchtcrn. Schon diese bloße Veränderung der
Umgebung, in der ich mich befand, machte auf mich einen ungeheuren
Eindruck. Nach deu zwei Monaten, die ich in den nackten verzweifelt ein-
tönigen Wänden gelegen hatte, die mir in den Stunden der Nacht so ver-
haßt geworden waren, ist es wahrlich kein Wunder, daß eine solche Nichtigkeit
wie der Aufenthalt in einen, anderen Zimmer auf meine Nerven wirkte.
Alles erschien mir neu, ungewöhnlich. Ich betrachtete die Bilder, das
Elavier, die Möbel, als ob ich sie zum ersten Mal im Leben sähe. Sie
sprachen mit einander, sagten auch zu mir Etwas, ich kounte aber meine
Aufmerksamkeit nicht von dem Anblick ablenken. Ein Marsch oder eine
Polonaise, die Sophie spielte, konnte mich auch nicht aus dieser Erstarrung
reihen.
So verging eine halbe Stunde.
Sie mußte diese, meine unbegreifliche Ruhe bedrücken, darum setzten
wir uns auch früher, als es im Programm vorgesehen war, zum Abend-
brot. Nun erst hatte ich Gelegenheit, Amalie zu bewundern. Wo sie Alles
hergenommen hatte, was auf dem Tisch war? Essen gab's freilich nicht
viel: Für mich ein Benfsteak, für sie kaltes Fleisch — aber dafür Teller
und Tellerchen, Untersätze, Messer, Gabelbänkchen, Gläser, Becher — eine
ganze Ausstellung. Der Tisch war vollständig davon eingenommen. Sie
mußte den ganzen Küchenschrant von Frau Sawetzkn geleert haben. Ich
fühlte mich wohl, daß Amalie auf diese Weise diesen feierlichen Augenblick
verherrlichen wollte, und war ihr dankbar dafür.
In der That, Alles hatte ein ungeheuer feierliches Aussehen. Wir
sehten uns wie m eiuem Festmahl. Amalie spielte mit lebhaften Geberden
die Rolle der Wirthin des Hauses und übertrieb absichtlich dabei. Wir
sollten wie die Kinder Gäste und Wirthin spielen, um wenigstens künstlich
eine Spur von Humor hervorzubringen. Aber ich war ernst, ich fühlte

mich eingeengt, denn ich verstand wohl, daß diese ganze Maskerade nur für
mich ersonnen war, mir damit ich daran glaubte. Ich wollte so thun, als
ob ich mich diesen Kindereien hingebe, ich wollte sie glauben wachen, daß
ich glaubte — aber ich konnte nicht. Während sie sich alle Mühe gaben,
heiter zu sein, und das Gespräch mit mir im Gange zu halten, folgte ich
mit Interesse allen Einzelheiten des gedeckten Tisches.
So also sieht eine Untertasse aus? Gut, das muß man sich merken.
So also stellt man das Service auf den Tifch auf? Nur nicht vergessen!
So also spiegelt sich die Weihe des Tischtuchs auf den Gesichtern der
Sitzenden? So also ißt man Abendbrot? Nur nicht vergessen! Nur nicht
das Geringste übersehen!
Solche Gedanken zogen mir durch den Kopf. Es gab nicht einen
Vlick, der nicht ein Abschied war. Und wovon nahm ich Abschied? Von
den Untertassen, von den Messern, von den: Wiederspiel des Lichts im
Xrvstllll, von dem weißen Schimmer des Tischtuchs? Und doch nahm ich
Abschied.
Ich fühlte mich wohl und behaglich und doch zugleich unsagbar traurig.
Eins besonders erfüllte mich mit Wonne. Ich saß!
Ich saß nahe ihnen. Ich unterschied mich durch Nichts von ihnen,
ich war ihnen, den Gesunden, in Allem gleich. Tas gab mir einen gewissen
Stolz. Schließlich, als ich mich selbst im Hemd sah und sie vollständig an-
gekleidet, forderte ich meinen Studentenanzug.
Sie kleideten mich nn.
Ich freute mich wie ein Kind. Immer wieder betrachtete ich meine
Vrnst, auf der die Knopfe glänzten, oder fah auf meine Hände, die nun
nicht mehr fo furchtbar durch ihre Hagerkeit auffielen . . . Und dann nahm
ich Abfchied — aber jetzt schon von mir selbst, von mir als Gesundem und
Lebendem, von mir als dem Menschen, der gelebt, gedacht nnd gekämpft
hatte und den ich nicht mehr wiedersehen werde.
Und dann — so viel Erinnerungen knüpften sich an diesen fadenscheinigen
Anzug. So viel Hofsnungen! . . . Ich war traurig. Sie wußten das
wohl und gaben sich um so mehr Mühe, mich in den Strudel der Unter-
haltung und des Lärms hineinzuziehen. Nmalie klirrte absichtlich mit Gläsern
und Tellern, sprach laut und gab sich Mühe, so viel Lärm als möglich zu
machen, um diesen ungeheuren Salon nur zu beleben und wenigstens mit
Geräusch anzufüllen. Ich goß uns felbst Wein ein, that, als ob ich ange-
heitert wäre, und regte Alle zum Trinken an. Ich trank begierig.
Und doch wollte es nicht recht gehen. Alle wünschten mir die Wiederkehr
der früheren Lustigkeit — aber vielleicht gerade, weil wir sie wünschten,
konnten wir >'ie nicht erlangen. Es war scheinbar heiter, uud doch halte
sich ein Schatten von Unfreiheit und Zwang zwischen uns eingeschlichen.
Ich hatte zu sehr das Verlangen, Alles auszuforschen und jede Kleinigkeit
zu genießen, als daß ich mich hätte einem Eindruck hingeben können.

Endlich erhoben nur uns von» Tisch, ohne recht zu wissen, was wir
jetzt beginnen sollten. Da kam uns Sophie zu Hilfe, und ihr rerdante
ich diese wenigen göttlichen Augenblicke, die ich gestern hatte. Immer bat sie
mich mit ihrem Spiel entzückt. Hier aber hat sie ein wahres Eoncert gegeben.
Mit meinem Sessel in die Mitte des Salons eefchoblN, bequem auf
die Decke gestützt, wollte ich mich ganz dem Einflüsse der Musik hingeben.
Was Sophie spielte, weis; ich nicht mehr genau. Ich horchte garnicht auf,
ich hörte uur, uud meine Gedanken vereinigten sich mit der Musik und
waren sie selbst. Unter dieser Menge wir bekannter Melodiecn, denn Sophie
hatte absichtlich meine Lieblingsstücke gewählt, unterschied ich nur die Pbantasie
von Lenbach, die Mondscheinsonate nnd das Ltndnt nmwr von Rossini.
Wie viel Zeit so hinging, weiß ich nicht genau. Versenkt in diese
Flutb von Tonen, ganz und gar von ihrem Zauber beherrscht, dachte ich
an Nichts: Ich fühlte nur. Nicht blos Sophie spielte — es spielte meine
ganze Seele. Meine Gedanken, wenn man das Gedanken nennen kann,
waren nur einzelne Töne einer wunderbaren Symphonie, in der ich wich
ganz löste. Worte waren da gar nicht, nicht einwal Wünsche oder Lindrücke.
Die Wogen trugen mich auf und nieder, und weine Seele schwang sich ruf
Flügeln der Musik in die fernsten Räume ohne Ziel ... in Verzückung . . .
Ich wurde ohnmächtig.
Sie brachten mich zu sich, aber ich wollte den Sessel nicht verlassen.
Auf meine dringenden Bitten begann Sophie wieder zu spielen. Aber der
erste Zauber war auseinander gestoben. Ich lauschte noch begierig, aber
ich konnte nicht mehr deuten. Die Gedanken folgten beständig den Tönen,
aber sie vereinigten sich nicht mit ihnen. ,^ch fühlte, daß ich bin.
Nur die Stimmung der Musik theilte sich dem Denken mit. Die erste
sprunghafte Melodie zerstreute alle Spuren der Niedergeschlagenheit. Ich
plauderte mit Amalie und mit Hans ganz ungezwungen, als wären wir
hier wirklich nur zum Vergnügen zusammengekommen. Das war der heiterste
Augenblick des ganzen Abends. Nur der Geruch des Aethers und die Be-
feuchtung der Schläfen mit kölnischem Wasser brachte mich ans eiren Augen-
blick zu den gewöhnlichen düstereu Gedanken zurück.
Wiederum verging etwa eine Stunde. Sophie spielte im»!er noch.
Endlich brachte eine Mazurka unsere Stimmung auf ganz andere Wege,
Diese elegische Tmlzmelodie umwehte uns mit Sehnsucht und Melancholie,
wir versnmnnten Alle, um uns von der Musik nnrkotisiren zu lassen.
Sophie unterlag offenbar ihrer augenblicklichen Stimmung und wählte
immer ernstere und ruhigere Stücke. Ich wurde immer trauriger. Ein
souderbares Sehnen oder klagen erfüllte mein Herz. Die seufzenden Töne,
des Elaviers begleiteten meine Gedanken,
Wieder stand der Tod vor mir, aber nicht mehr der schreckensuoüe
entsetzliche — sondern der heilende, ersehnte. Ich fürchttte ihn nicht. Hätte
man mir in diesem Augenblick das Leben zurückgebracht, ich hätte vielleicht

darauf verzichtet wegen dieses Todes, der alle Schmerzen und Kümmernisse
dieser Welt stillt.
Nur traurig war mir zu Muth, unsagbar traurig.
Es bedrückte mir Etwas die Brust, was mich nicht einmal stöhnen
ließ. Endlich entlockte die abgeleierte Melodie des sentimentalen Liedchens
Meines Sternlein, das gefunkelt," mir Thränen. Tao hatte mir meine
Mutter immer gesungen.
Ich schluchzte nicht, ich weinte nicht einmal. Tie Thränen flössen mir
von selbst über die Wangen. Große . . . heiße Thränen . . .
Alle knieten um mich herum nieder nnd küßten mir die Hände. Ich
fühlte, das war der letzte Abschied von ihnen .... Ich bat sie um Ver-
zeihung für Alles, tröstete, zeigte auf Hans als auf meinen Nachfolger in
ihren Herzen . . . Sie weinten furchtbar . . . Ich fagte Alles aufrichtig,
wie es mir gerade ans dem Herzen strömte. Hans und Sophie legte ich
die Hände in einander und erwähnte sie, sich ewig zn lieben. Ich bat sie,
manchmal, an mein Grab zu kommen . . . .die alte Petern, die Amme
unferer Mutter, die ich unterstützte, fo gut ich konnte, legte ich ihnen auch
an's Herz, damit sie nicht Hunger leide. Und immer bat ich sie wieder,
an mein Grab zn kommen, ich sagte, ich wurde sie scben . . . Und dann
weinten wir noch lange.
19. April.
Mein Lebenslicht ist bald bembgebrnnnt. Hente habe ich die Sonne
betrachtet, als ob ich sie nie mehr wiedersehen sollte.
Ter Augenblick naht . . . Ach, nur Bewußtsein behalten, nur Vewußt-
scin . . . Und am Tage, ja nur am Tage . . .
Beichten kann ich nicht, will ich nicht. Was peinigt mich diese
Sawetzkl) und Amalic auch . . . Ich glaube nicht — ich kann nicht . . .
Wozu? Ich verfaule so oder so . . . Ich will uicht lügen.
20. Avril.
Warum wolle» sie mich nicht begreisen? Warum redet mir Hans noch
zu, wo er doch selbst nicht glaubt? Sie sprechen ron Besserung, von
Gottesgnade, von Zufällen . . . Bittere Ironie . . . Wie die Naben haben
sie sich auf mich gesetzt und lassen mir keine Nuhe . . ,
Kann man nicht anch ohne dies sterben? Ich kann mich ihrer nicht
mehr erwehren, ich spreche kein Wort, und sie denken, ich höre auf ihre
Bekehrungsversuche, lind diese Sawchkn . . . Warum läßt sie mir gar
keine Nuhe?
Tas empört mich und erfüllt mich mit Abscheu. Ich will uicht die
Niedertracht der Heuchelei begehen, auck gegen den Gott nicht, an den ich
nicht glaube. Ich verstehe Anderer Heiligtbümcr zu ehren. Und diese
Scenen dabei! Tie Glocke, die Monstranz und das geheiligte Wasser!
Und schließlich, welcher Geistliche wird mir Absolution ertheilen? Tenn
lügen kann ick nicht.
^

21. April.
Es war unmöglich, ich bin schließlich darauf eingegangen, sie haben mich überwunden. Hans soll den Geistlichen bringen und ihn in Alles einweihen. Denn mir würde das Glaubensbekenntniß in der Kehle stecken bleiben . . . Ach, es wird schrecklich sein! .. . Sie wollten heute, ich hatte Mühe, es auf morgen zu verlegen . . . Sollte es schou so, so schlimm mit mir stehen? Ich beobachte mich beständig, nm nicht in Bewußtlosigkeit zu versinken. So also stirbt man . . . Mir ist drückend zu Muth, ich habe keine Lust, zu denken. Aber ich bin bei Bewufttseiu . . .
Da ist ein berühmter Geistlicher, ein Freund der Studenten, ein nachsichtiger Mann. Hans wird ihm Alles erzählen; er soll es wissen, er soll schon vorbereitet sein. Und wird er nicht wollen — so kommt er nicht . . . kommt Keiner, nur unter dieser Bedingnng habe ich nachgegeben. Aber Hans bürgt dafür, daß es mich so geht . . . Denn ich konnte nicht lügen vor dem Kreuz ...
Und was wollen sie noch? Wen denken sie zu betrügen? Kann eine solche Beichte mir Etwas nützen, wenn es dort wirklich Etwas gäbe? Und welchen Zweck hätte es für mich, niederzufallen, um die Füße zu küssen? . . .
22. April.
Jetzt kann ich schon ruhig sterben: Er, der Priester hat es mir gesagt ... Ich bin ruhig, vielleicht sogar glücklich . . . Ah! das ist sein Werk! Er hat mich nicht mit Gott versöhnt, den» er hat es gar nicht versucht: Er hat mich nur mit mir selber versöhnt und hat nur die Absolutio» der Welt gegeben . . . Ich habe schon alle Rechnung abgeschlossen.
Und ich habe mich so vor ihm gefürchtet! . . .
„Mein Sohn," hat er gesagt. Warum spricht Niemand so zu mir?
Ich habe ihm die Hände geküßt, bin an seine Brust gesunken . , . „Mein Sohn!"
So hat er gesagt: „Mein Sohn!" Und ich begann zu weinen, und ich weinte furchtbar, furchtbar . . .
Und dauu sagte ich Alles . . . ^ch beklagte mich über mein ganzes Leben — über die Roth, die ich gelitten, — über den Hunger, der mich so oft gequält, — über mich selbst, weil ich mein Leben zerstört hatte.
Und er küßte mich auf die Stirn und sagte, es würde mir Alles verziehen sein, weil ich hier gelitten habe ... Ich bekannte ihm selbst ineinen Unglauben, Er wies auf den Ehristus am Kreuze und fragte, ob ich ihn in diesem Augenblicke liebe.
„Ja," antwortete ich, „denn er hat so viel gelitten."
„Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken."
„Milderung!" rief icl>: und er legte mir das Kreuz au die Lippen, ich küßte es begierig und drückte meine Lippen fest an den gepeinigten Leib.

Und so waren wir lange, lange zusammen. Dann traten Alle ein,
und ich nahm die letzte Oelung. Sie knieten mitten im Zimmer nieder
und hefteten ihre Blicke auf mich. Ich lächelte sie an, sprach aber kein
Wort. Starr lag ich da, von einer wunderbaren Seligkeit berauscht. Ich
dachte an Nichts.
Einmal nur huschte durch meinen Kopf, wie ein Blitz, der Gedanke
der Empörung.
Als er mir die Füße mit Oel bestrich, wollte ick aufspringen und
schreien: „Das ist Kirchenraub! Ich glaube nicht!"
Aber er wußte das . . . Und meine Gedanken lösten sich wieder . . .
Und sogar, als sie Amalie ohnmächtig hinaustrugen, ich wußte davon,
konnte ich kein Lebenszeichen von nur geben.
Jetzt drängt sich eine Menge von Gedanken und Fragen in mein
Hirn, aber ich arbeite nicht mehr an ihnen. . . Es ist Etwas in mir er-
storben. Aber es ist besser so. . . Hundertmal besser ist mir.
23. April.
Ich fühle, daß ich zum letzten Mal diesen Bleistift in der Hand habe.
Einige Male verfiel ich heute in Ohnmacht, dann ... ich weiß nicht,
ob ich geschlafen habe, oder das Bewußtsein verloren, gleichviel , . .
Und jetzt das Fieber . . ,
In der Nacht soll ich phantasirt Hube». Die Thür ging auf, und
sie drängten entsetzt herein ... Vielleicht dachten sie, daß es zu Ende geht
. . . Sie verbringen also die Nacht in: Salon dort! Sie warten ans den
Augenblick . . . Alles sagt mir, ^daß ich sterben muß . . . Alles ist vor-
bereitet . . . Nur der Sarg ist noch nicht da ... Er kommt . . . morgen
. . . heut sogar . . .
Bleibt hier mit Gott . . . Ich nehme Abschied von Euch . . .
25. April.
Heut haben sie mir Veilchen gebracht . . . Ein so kleines Slräußchen
. . . Amalie hat sie gebracht ... Es muß wohl schon Frühling in der
Welt sein, im Garten sind die Kastanien grün. . . Und hier giebt es gar
keine Bäume, ich habe Hans gefragt, dann Sophie ^ aber es giebt gar
keine, man sieht keine durch's Fenster. . . Hans soll mir einen Kastanien-
zmeig bringen, aber er bleibt so lange aus. . . Ich .will ihn über mein
Bett hängen lassen — oder soll ich ihn lieber auf die Decke legen? Er
wird nur fchnell welk.
27. April.
Das war sicher das Absterben. . . Ich bin aufgewacht — sie knieten
um mein Nett und sahen mich mit einem schrecklichen Blicke an. Sie
haben mich nur unterbrochen. . . Gewiß kann man das Absterben so unter-
brechen. Ich weist es nicht- . . Aber die Oellampe brannte und gab ein

schmähliches Licht. Ich sah Alles, ich wußte, was sie dachten. Ich konnte nur selbst weder denken noch sprechen. Ich wollte ihnen Etwas sagen. Wenigstens die Hand bewegen, und ich konnte nicht. Ich war wie abgestorben. Ich fühlte den Körper garnicht, und die Beine waren mir zu Eis geworden, und das Leben war mir in die Äugen getreten. Nur von hier aus war meine Seele mit der Welt verknüpft. Ich murrte und sah sie an . . Und sie warteten, warteten mitleidslos. . . Niemand sprach ein Wort, . . Vielleicht sprachen sie auch, aber ich hörte es nicht. Ich wußte, das; ich hinstarb, aber es kümmerte mich nicht.

Nur die Lampe und ihr entsetzlicher Schein, der auf die Hand siel, sind mir im Gedächtnis; haften geblieben. Dann legten sie mir heiße Steine unter die Füße, öffneten mir das Hemd auf der Brust, aber .ich fühlte Nichts, ich sah nur, sie weinten nicht . . .

So ging die Zeit bis zum Morgen hin. Ich bat um Wein — das waren meine ersten Worte. Amalien zitterten die Hände, denn sie goß die, ganze Tasse Wein um, als sie sie über der Lampe erwärmte. Das Licht ging aus, u»d es wurde himmlisch blau im Zimmer.

Weiter weiß ich nicht, was geschah. Vom Wein so betäubt, war ich offenbar eingeschlafen.

Jetzt ist mir um Vieles besser . . .

Ich weiß, was das bedeutet . . .

So ist es immer vor dem Tode. Gleichviel . . .

Nur drückend ist mir . . .

28. April.

Warum nimmt es kein Ende? Sollte die gestrige Nacht die Krisis der Krankheit gewesen sein? Meine Kräfte wachsen. Was soll das Alles bedeuten? So eine letzte Besserung dauert höchstens einen Tag, nnd nun geht der zweite zu Ende.

Ach, wozu noch diese Folter der Täuschung!

Gestern hatte ich nicht einmal Fieber . . .

29. April.

Schon seit gestern wußte ich, daß ich leben werde, und sie wissen noch Nichts . . .

Leben, leben . . . wieviel Zauber liegt in diesen Worten!

Und sie wissen noch gar Nichts. Heute rief ich Amalie heran und sagte nur: „Wir verreisen Alle." Aber sie hat mich offenbar nicht uerstllnd.'n, denn sie begann zu weinen. Hier weinen sie Alle immer, ich weiß nicht warum, vielleicht aus Freude? . . . Vielleicht hat ihnen Staretzky Etwas gesagt, und sie fürchten, sie könnten mich durch die plötzliche Nachricht erschüttern. Ich werde hnite Nichts mehr sagen, aber morgen, morgen . . . Wir reisen gleich auf's Land, Alle, Alle ... Ick null sie um mich haben. Ich werde wahnsinnig vor Freude, wenn ick denke, was nun kommt. Ich werde sie bitten, mich immer in der Sonne

zu halten — ich werde die Sonne trinken. Hier vom Fenster aus sieht
man nicht viel, aber ich fühle, es muß schon überall grün, heiter sein. Und
die Birnbäume in den Gärten sind gewiß schon ganz weiß von Blüthen ^
so weiß, als wären sie voll von Schneeflocken. Und vielleicht reisen wir
schon übermorgen? Tenn meine Kräfte wachsen ungeheuer. Wenn sie mich
nur aus diesem Zimmer brächten, ich wäre sofort gefund. Tie Universität
gebe ich ganz auf und will Landwirth werden, immer nahe zur Sonne
und zum Grün. Sophie wohnt bei mir, bis sie heirnthet, und spielt mir
immer meine Lieblingsmelodie vor. Heute habe ich lauter Arpeggio in
den Ohren und Sonne und Grün vor den Augen.
Daß Staretzky geirrt hat, ist fein Wunder, was ist er auch viel . .
Aber Lopatzky!
Schließlich, warum soll nicht auch er sich geirrt haben? Er hat sich
geirrt. Er hat die Krankheit nicht erkannt, natürlich, natürlich . . .
Am Morgen des 30. April war er lodt. Er starb ohne Bewußtsein.
^'

Lin neuentdeckter deutscher Horaz.

von

Wernhard Münz.

— Wien. —

Hm siebzehnten Iahrhuu»ert lebte ein Icsuir Namens Jacob Bälde, welcher ein gottbegnadeter Dichter war. Wohl hat er in der Sprache Latiums geschrieben und sich, wie aus seiueu Dichtungen vielfaä, erhellt, an,^oraz gebildet: uichtsdcstolveuiger fühlen wir uns durch seine Dichtungen angeheimelt, weil sie dentscheu Eeist athmen, von deutscher ttesinnuug getragen und durchweht sind. Herder hat ihn dcuu auch darum als „deutschen Horaz" gefeiert und ihm im „Kenotaphium des Dichters i^aldc" ein unvergängliches stolzes Denkmal gesetzt. Er äußerte sich iiber ihn wie folgt: „Starke Gcsiuuunge», crhahenc st^dauten, goldene Lehren, vermischt mit zarte» Empfiudungcu für's Wohl der Menschheit und für das Glück seiues ft,>aterlaudcs strömen laus seiner volle» Brnst, ans seiner iuuig bewegten Seele. Nirgends buhlt er um Beifall', ciu strenger Ilmiiß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Indem cr das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte cr Deutschlands bessere,: ttcist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zn ermahnen. Allenthalben in seinen Eedichten sieht mau seine ausgebreitet.', tiefe schneidende Weltkenntnis; bei einer echt philosophischen bieisteswülde. In diesem und in mehreren: Betracht ist er ein Ticht^r Deutschlands für alle Zeiten: manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie i» den neuesten Jahre» geschrieben. Natürlich konnte er in Anpreisung eines heidnischen Lebensgenusses mit dem Bcunsiner »icht Wetteifer,! wolle»; am wenigsten durfte und wollte cr sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. Dagegen, was moralisch groß und schön, oder heilig lieblich und wohllautend ist, deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige thätigc Liebe hat er i» icder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber uoch und stärker hat cr die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei g.'dändigt. Er umfaßt viele große, merkwürdige Gegeustäudc nüt einer großen Seele: an Formen der Komposition, an lyrischen Abwechslungen nnd Einklcidungcn ist cr so reich, als irgend tanm ein anderer Dichter. Er kaun uud soll uns Allen Stimme und Vorbild sein."

Was von Bälde gilt, findet auch auf seinen jüngeren Zeitgenossen, den dein Stifte ssicmsmünster nugehörigcn Bcncdictincr Simon Nettenbacber, volle Anwendung. Herder schweigt uur ans dem Grunde über ihn, weil es ihm nicht beschicke» war, den

jünger«, deutschen horaz kennen zu lernen. Uns erst hat ei» fieunllichcS Gescliick es
gegönnt, die Bekannschaft dieses prächtigen Mannes zu »lachen, welcher, um mit Goethe
zn sprechen, einen neuen Beweis dafür liefert, daß „der Teutfchc sich trcn bleibt, »renn
er auch mit fremden Zungen spricht". Und »vir verdanken diese Bekanntschaft ebenfalls
einem der Sühne des heiligen Benedict, welcher in demselben 2tiftc, getreu den alt-
ehrwürdigen, auf das Allgemein-Menschliche gerichteten Traditionell desselben, begeistert uon
den Ideen des Wahren, Guten und Schönen nls Enpitular u,ld Ingendbildner lualtet.
Es ist dies Pater Tafsilo Lehner, welcher die Rettenbncher uon seilier ll>rischen Mnse
eingegebenen Gedichte, im Ganzen 463 au der Zahl, aus dem tiefen Schlafe, den sie völlig
unbeachtet in einem dickleibigen Folianten der Stiftsbibliotllck, dein Mannscriptcodex
Nr. 435 (Kleinfolio, 20U Blatter) schliefen, weckte und im Jahre 1895, nachdem er zwei
Jahre vorher in seiner bescheidenen Weise einige derselben anläßlich der Einweihuug des
nencu Gymnasiums in Kremsmüustcr i,t einer Festschrift „nls Schcitlein auf den er-
habenen Foens" hingelegt hatte, in Folge der ihm von vielen Zeiten zugekommenen Auf-
munterungen nnd Anerkennungen in einem stattlichen Bande herausgab*). Tie Verdienste,
welche sich Lehner dadurch um Rettenbacher und im Zusammenhange damit um die deutsche
Litteratnrgeschichtc erworben hat, sind nmso höber anzuschlagen, als er den Oden eine
gründliche quellenmäßige Biographic des Berfnssers nnd eine anregende, Licht nnd Schatten
unbefangen verthcilendc Würdigung desselben als dichter voranschickt.
Rettenbacher war eilt vielseitiger, fruchtbarer nnd gewandter Schriftsteller. Als
Poet hat er fast alle Tichtilngsartcn mit Geist und beschick gepflegt. Nirgends tritt uns
indes; sein Charakter und seine Eigenart so Plastisch vor Augen wie in den lyrischen Ge-
dichten, in denen er sich wohl als Nachahmer, aber als freier nnd selbstständigcr Nachahmer
des horaz präsentirt. Gemilth nnd.Humor, Witz nnd schneidige Tatire, Anmuth und
Würde, tiefe Religiosität nnd heiterer Frohsinn, Hang znr Einsamkeit nnd gereifte Erfahrung,
weltvergessenes Stilllcben unter tobten Büchern und ruhiger, beschaulicher, der Natur sozu-
sagen die Seele ablauschender Natnrgcnnß, dynastische Gefühle nnd echt deutscher Patriotis-
mus — das sind die Kettenfäden, welche mit dem Einschlage geläntertcn Formengefühls
und sicherer Sprachbeherrschuitg das herrliche Gewebe der Oden spinnen. Uns interessirr
hier banptsächlich der deutsche, imtioualc Dichter Rettenbacher. Ein großer Theil Europas
war zu seiner Zeit ein nngchenres Kriegstlieater, auf dessen Bühne im Osten nnd Westen
erbitterte Kämpfe mit allen ihren Gräueln aufgeführt wurden. Im Westen batte
Ludwig XIV., brennend vor Verlangen, sein Land zu vergrößern, sein Volt gegen Teutsch-
land nnter die Waffen gerufen, im Osten hatte der mächtige Erbfeind der Ehrisienbeit
gegen deren altes Bollwerk an der Tonau seineu Stnrmlanf unternommen. Tas Hrcm
des Stephansthurmes sollte fallen nnd an der Stelle diefcs Wahrzeichens der alten'Kaiser-
stadt der fahle Halbmond aufgepflanzt werden. Tiefe trüben Ereignisse ginge,! an Netten-
bacher nicht spurlos vorüber, obwohl er der Welt abgestorben war. Ungestüm loderte
das Fener der Vaterlandsliebe in ihm auf, da er das dentfchc Reich bon zwei Seiten
arg bedroht sah. Nicht wenige Gesänge spiegeln die beiligc Entriistnng wieder, welche
sich seiner angesichts der schmachvollen Thatsache bemächtigt, daß die einst so ritterliche
französische Nation, uncingedenk des Weltcnrichters, ans Ländcrgicr den larbarischcn Türken
die Hand reicht, sie mit Nath nnd That, niit Geld nnd Waffen nnterüützti er kann
es nicht verwinden, daß sie ihrem räuberischen, einem gefräßigen Wolfe vergleichbaren
König in diesem .Kriege Gefolgschaft leinet, daß Ehristcn gegen »bristen, deren Brüder
sie sich nennen sollten, da ein Blut sie erlöst hat, ein förmliches Büuduiß mit
dem Tatanas schließen. Er vcrwüuscht den Franzmann nnd rnft auf ihn des Himmels
Rache, die Nemesis herab. Von Vegcisternng onichglicht, aponrovhirt er sein Volt mit

*) ?. Simon Rettenbachcrs lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-ttcsellschaft
herausgegeben von ?. Tassilo Lehner i?. 3. B., Professor am »ymnasinm ^n «reiiis-
mün'ier. Wien, Josef Roller u. Eonm. 1895.

den zündend',, Worten: „Erhebet Euch, Germanen! Euch ruft die Rache zum Streit!
Auf! Lasset die sorglose Ruh'! Verwüstet der Feinde Gebiet, vernichtet die feindlichen
Thürnie, schonet nicht die feindliche Scholle! Lehrer Friede wird dünn wieder in's Land
der Christen Einkehr halten, wenn die frevelhafte Schaar gefällt sein wird." unauf-
hörlich spornt er iin Liedc zur Bertreibuug der llngläubigen aus Europa an, und er
fleht inniglich zur heiligen Iungfmu, sie möge das Füllhorn ihres Segens über die
christliche Streitschaar ausschütten und den kaiserlichen Adlern Schutz gewähren. Sei»
Gebet wird erhört, er trinmphirc nnd stinimt einen Preis an auf die Männer, welche
an der Riederwcrfuug des Halbmondes und au der Befreiung Wiens den hervorragendsten
Autheil nahmen. Es sind dies Kaiser Leopold l,, Graf Ernst Rüdiger von Starhnubcrg,
der Kapuziuerpoter Maie» d'Äviauo, des Kaisers vertrauter Freund uud Äciather, und
Max Emlluucl, Baicrus Kursürst. Er traut sich allerdings nicht die straft 5», des
Kaisers Ruhincsthatcn nüidig zu feiern: doch da dieselben bereits allerorten bekannt sind, die
Türken besiegt auf blutiger Wahlstatt liegen, laun er es nicht über sich bringen, sich in
dichtes, undurchdringliches Schweigen zu hüllen. Stets sucht der Kaiser den Friede»,
nur aus Nothwchr ergreift er die Waffen. Sein Helbcusiun schafft dm Muth der
Soldaten, seine Frömmigkeit erwirkt den Sieg. Starhcmbcrg ist Wicus Befehlshaber
in seincu ärgsten Rötheu. Der Türke steht vor Wien: rastlos gräbt er Mine um Mine:
die Kaiserstadt mnß sein werden; ist sie crobnt, des ^albnoudes Vaumr ans ihren
Maueru gehißt, dann ist Alles verloren, wehrlos liegt dann ganz Teutschland vor
ihm. Doch noch lebt der Helfer, »och hat Wie» sciucu Starhcmbcrg. Voll Muth und
Kraft trifft' er seine Anordnungen, nnd wie der Sonnengott erhebt er sich nnd nwcht
Türkenlist und Türlcntrng zn Schande». Max Emanucl ist uuserem Tichtcr ei» ge-
waltiger Führer, ^eiue Säule des Vaterlandes, Teutschlands Schirm. Wie ein wüihcutcr
Löwe ans hpreanischcr Flur, vou gräßlichen, Hunger getrieben, auf die Hccrdc hinstürzt
nnd bluttriefenden Mnnles das Vieh zerreißt, >uic der furchtbare Blitz, der hoch vom
donnernden Himmel uiedcrfährt, den uieliährigeu lnchstamm spaltet, so zersprengte nnd
vernichtete des Kurfürsten Rechte di.' wilde» Thraker uud pflanzte auf besiegtem Wall
Aaierns dräueudeu Löwe» auf.

Die schüuste und duftigste Blüthe des Patriotisiuus uusere- Dichters ist die Ode:
„(iermaui-l iuviot«, »i eoninurt-i", iu welcher er des Frauzmauus Falschheit und
Treulosigkeit scharf geißelt, den Rhein über seine unterjochte,, Ufer uud die uutcr sciucu
Anwohnern eiugerisscnen französischen Sitten 5tläge führen läßt, in sinniger Weise
ausmalt, wie die Tonau den Bruder Rhein auffordert, den Franzosen, dem Erbfeinde
Deutschlands im Westen, das Fcl! zu gerben, wie sie den Thrakern, dem Erbfeiube
des Reiches im Osten, gethau habe, uud mit prophetischem blicke in eine späte
Zukunft mit vorschaucndcm Blicke in unsere Tage voraussagt, das geeinigte
Deutschland werde allein jeden feindlichen Ansturm abschlage,,. Diefes Gedicht,
welches, wie Lehucr fehr richtig bemerkt, mit ^ng nnd Recht den Freihcitiliedern ans den
Seiten der Rapolconischcn Kriege an die Seite gestellt zn werden verdiente, erntete den rollen
Beifall des Fürsten Bismarck, welcher am 20. Januar 18U2 dem Verfasser der Fest-
schrift folgenden Tank übermittelte: „Retteubachers ,<^rm»nia invicw. ,-,, ciniimeta'
habe ich mit Freude an dem Inhalte und den Bersen gelesen. Ich daute Ihnen ver-
bindlich für die ücbcrfcudnug feiner Oden, durch deren ,^cian3gabc Sie sich das Verdienst
erworben habe», der Gegenwart de» Patriotismus uud die clnssische (srndition unseres in
zwei Jahrhunderten vergessenen Laudsmauus zur Anschauung zu bringe»." Ls prangt
»ach der sinngetreue,, llebcrsctzung tes Professors (<d>vard Sani Haber i» Linz in
nachstehendem Älüthcuschmucke.

„Deutsches Bolk, sei einig uud dulde nimmer
Schmach und Schande! Während Dich drängt der Osten,
Droht der West, die mächtigen Adlerschwingen
Tir zn zerzanse».

v

Der einst Segen rauschte, der heil'ge Rheinstrom
Klagt mm trauernd: schlug doch in eh'rne Bande
Ihm des Kriegsgotts Tücke die vordem freien
Ufergelände.

Wehe, seufzt er, daß Dich, o Enkel, solch ein
Uniuhvolles, gleißendes Volt bechörte!
Mich, den Vater, brachtest Nu so zum Sturze,
Armer Netrog'ncr!

Hörst Du, wie die Donau des Kaisers Ziegruhm,
Wie sie preist die beutegeschmückten Helden,
Die mit Türkenblute die silbertlaren
Fluthen geröthet!

Bruder, ruft sie, Bruder, o brich die Bande,
Mit dem Schwert zerspalte die schwachen Ketten!
Glaubst Du, baß ein Nachbar, wie dieser, jemals
Heiligt Vertrage?

Halte stets das blinkende Schwert in Hände»!
Oft, wie oft schon täuschte der Feinde Treuschwm
Dich, den Blinden! Oeffne die Augen! Werde
Wnmal behutsam!

Keinen Kricgsstimn brauchst Du zu fürchten,
Schlingt um Dich ihr mächtiges Band die Treue,
Bist Du einig, wirst Du allein die fremden
Horden verscheuchen."

Bemerkenswert!) ist auch das Gedicht: „Hl^ternae lin^ulw uexleotu»", in welchem Rettenbacher den Menschen die Vernachlässigung der Muttersprache zum Vorwurfe macht und über ihre leidige Gewohnheit, iu die Ferne zu schweifen, während das Gute so nahe liegt, die Erzeugnisse ferner Länder, welche der Ganges benetzt, der Tigris oder der liebliche Hydafpes bespült, denen der Heimat vorzuziehen, die Inchtwthe schuingt.

Rcttenbachers Wiege stand im herrlichen Aignerthale bei Salzburg, welchem er nachmals ein liebreizendes Gedicht zugeeignet hat. Es lautet in der tief nachempfundenen Verdeutschung des Kremsmimsterer Stiftscleriters Fr. Gregor Waldl also:

„Mag der Bcmf uns tlennen, wir bleiben im Herzen vereinigt.
Hält auch die Stadt Dich zurück, lockt mich mein heimisches Dorf,
Freundlicher lächelt mir hier und mit vollerem Lichte der Himmel,
Würziger strömet herein, freier die herrliche Luft.
Mich umschließt nicht das schroffe Gestein und das rauhe ttemäuer.
Munterer Vogelgesang jubelt im lieblichen Hain.
Kier prangt auch kein Marmorpalast, zu bescheidenen Häusern
Sanft nur steigend hinan führet der freundliche Weg.
Du glaubst fast des Altinoos grünendes Reich zu betreten,
So reich quillt hier der Duft, fesselt Dein Auge die Pracht.
.Blumen' — mich faßt ein gewaltiges Staunen — ‚ihr herrlichen Blumen',
Ruf ich, ‚Du freundlich Geschlecht hier auf dem sprossenden Grund.'
Sieh', wie schmeichelnd wälzt durch'3 Nett ihr Wasser die Salzach!
Sie', wie lieblich ergießt sich von der Höht der Bach!

«aunsl 3» die H!>o»»c uerstehcn, gemaä, durch die Flure» zu waudcru,
Friedlich im Zchattc» z» nihu? Mir ist es selige Lust.
Wo nur, frag' ich Dich, Freund, lebt reinere, größere Freude,
Wo fas;t mächtiger noch zärtliche Liebe Dein Herz?
Da uuu leb' ich für mich und »erachte das lärmende Treiben,
Halte der Sorgen Gespenst glücklich mir fer,i von der Brust."

I» dankbarem Zedenten bat die rührige Gcjcllsch.rfi für Tolzbnrger Laudcstuude
am 23. Mai dieses Jahres an dem Gcburtshause Retteubachcrö einen aus lIntersbergcr
Marmor uerfcriigtcu Teukstein angebracht, >uelcl)er die Zuschrift trägt: „Geburtslians
des Dichters und Gelehrte» l', 2imou Ncttenbacher, Benedictlners uo» Krcmsmünster,
geboren 1634, gestorben 17(1<>. Er wirtte segensreich an der Uuiuersitat Talzbnrg und
besang seine Heimat in herrliche» Liebern."

M >!>ie., !!!!l» Tic« l^7<» l>:>. »'!„ ,^,>!ttd!,ä,,
W^^ M Veran^gegeb^l von > >r, .^. v, Pflügt->>a r t t»,, q
MMlW l Berlin, 3chall 5 ,'!r»,id, ^e»i„ dir Bi,che>-
^^AHH> 'nunoe,
^^^^M"D! »-> dcr ^l,tt>, gli'chichllichcr II,!d !»iliiä>ischcr ^^rke,
die da? ^nl'üänmc-jahr d^ denlsch-f!a»;ü!is6!en,>>i>iege->
^^ ^3!^^ hcrvorgcrufc», ragt da>> uorlicge»de Werk als eine»
<t^ /^^^ ^"' ^'^' ""^ '^'^t sowohl wie Aüsstattung
' ^?^ ga»z besonders hervor. Was dieses Auch von
^ßkU. ^, >' ^> «übereil Werke», die eine <>!esammtdarstc!lu«g der
^ politischen und kriegerische» <5reig»isse sencr grohcn
Zeit geben, vor Allem unterscheidet und ihm
sein elprakteristisches l>!epräge giebt, ist der Umstand,
s^ > ^'M^ ^> ^ '"^>l der Arbeit eines «Änzclnen, sondeni
>>s °"" ergänzenden Zusammenwirken einer Anzahl
,..^34 >« .^, lwn ^chmamiern seine lLiitstehnng verdankt, und
^^«s», zwar von ^chmännenl, die zugleich zumeist in der
Ht^llLage sind, als Augenzeugen zu berichten: denn die
H/A Verfasser der einzelne,! Abhandlungen sind MW
tämpfer gewcfeu, zum Theil damals schon in hervor-
^ragender Ztelluug befindlich, die nnu die ihuen
^ durch il,re aetiue Thcilnahnie besonders vertraut ge-
wordenen tnegcrischcn Operationen schildern. So
besteht d>is Buch im Grunde aus einer Anzahl von
einzelnen Abhandlungen, die zn einem l>!a»ze» zn-
sammc,iz!ifassen und möglichst auf einen ft!csamn>tton
zu stimmen, wesentlich dem Hcransgcber oblag,
Ter kleine A'achiheil, den eine solche Arbeitstheilnng nun mit sich bringt:
daß eben eine völlige Einheitlichkeit — wie bei einem Werke eines einzigen
Autors — nicht erreichbar ist, und de» man auch im vorliegenden
Werke wohl hie »nd da empfinde» mag, verschwindet doch gegenüber den

großen Vorthcileu, die aus derselbe» — nan»entlich bei de» hier in Betracht kommenden oben angeführten günstigen Umstanden — sich ergeben. Vor Allen! warb es hierdurch möglich, den gewaltigen Stoff in einer Weise zu bewältigen, wie es einem Einzelnen schwer erreichbar gewesen wäre; so sind denn auch in diesem Werte gewisse Phasen des Krieges, die in anderen Mrtcn nur stiefmütterlich behandelt zn »Verden »flogen, z. B. der
Z
M
3-
"-» ^
3
<° ,-«<
Z
^
3
'^.'i.
^
32-3
2 3 2 io i.
^ü>
«H
3
3
freilich nicht bedeutende Antheil unserer Marine an dem Kriege und die Aertheioiauug unserer Küste, sowie der kleine Krieg im Rücken der deutschen Heere mit dantenslocrthel Ausführlichkeit behandelt worden. — Ein Irrthum, der sich hier, wie in audercn Werten, findet (S. 168): nämlich daß Mottle bei Orauclotte die Pommern angeführt habe, ist bereits von Verdy du Vernois in seinen in der „deutschen Rundschau" veröffentlichten „Persönlichen Erinnerungen" berichtigt worden.

Tas Werk zerfällt in vier Thcile-, in die Behandlung de» ersten: „Vorgeschichte
»nd Vorbereitung des Krieges" Heilen sich der Herausgeber Prof. l)r. I. u. Pflugh-
Haittung („Ter Ursprung des Krieges") und Generallieutenant A. v. Nogus-
lllwsli („Tic Heere uuo Kriegsmittel"). Der die „Militärische (beschichte
des Krieges" behandelnde zweite Thcil setzt sich zusammm aus Aufsätzen von (Generalmajor
«
Nr. N. Pfiiter: „Ter Aufmarsch. Weiszeuburg, Wörih": (General H. uon Kretsch-
man: „Von Spichereu bis Vionoille": Freiherr U.d. Goltz-Pascha: „St.Priuat-
la-Montagne und Metz": ObcrNlientenant M. Exner: „Die Maasarmce
nnd Sedan": General A. u. Hollcbcu: „Tic (Einschließung von Paris": Major
W. Nigge: „TcrFclbzug der Ersten Armee im Norde» Frankreichs"! General
A. u. HciuletbM und H. (5'ndres: „Orleans"; General H. b. ssrctschman:

„Von Vcndümc bis Le Maus": (^encrallienienant F. Oberhoffer: «lrafzburg,
Aclfort, Pontailicr": Oberst G. Cardinal o. Widdern: „Ter Kleine Krieg im
Nückengebict der deutschen Heere": Capitän zur 2ee A. Htcnzel: „Flotte und
Küste". — Im dritten Thcil behandelt Professor I^r. Th. Flathe tie „Politische
beschichte des Krieges". — Im vierten und letzten Theil, welcher der „Cultur-
«>i»»?, »
>.
^DM ^W
M^MM^" ,/P ' ^'
«
gcschichte des Kriegen" gewidniet ist, schildert A. u. Werner: „Versailles und
die Oauptguartiere" und Prof. l>r. I. u. Pflugt-barttuug „Die Heimkehr".
Dieser letzte cnlturgeschichllichc Thcil ist leider nicht mit der geplanten erschöpfenden
Ausführlichkeit behandelt worden. Die Rücksicht ans den dnrch das eigentlich Kriegerische
bereits überschrittenen ooningesctzten Umfang und anf den gleichfalls fesigestellten überaus

mäsjigcn Preis oon L,UO Mt. »öthigte zur Beschränkung auf da« liier <>>ebotene. Toch
wird in einem de» Käufer,! des Buches für einen billigen Preis zugänglichen Nachtrag,
der zugleich Register uud Berichtigungen bringen wird, wo Wert nach dieser Richtung
hin ergänzt werden. — Die überaus reiche und glänzende Illnstrirnug des Wertes rührt
oou heruorragcndeu Künstlern wie <^i. H^leibtreu, (5. Bracht, L. Bniu», A. Calandrelli,
W. Camphansen, O. Fabcr du Fanr, R. Knötcl, («. Koch, (5. Koliy, O. 2)lattfchah,
6. Röchliug, Th. Rocholl, A. r>. Werner, A. Zick u, Ä. h.r: sie nmfasit zahlreiche
«aller Napoleon IN,
Ä»,!: „Nrlcg u,ib Lieg l«7U—?!,". l^l» o!«0e„lbi!ch,
Hlr»ui,,tgebc,i »on Dr. I, u, Pflugl-baittu»«,, Äerlin, Scholl >< >»i,!„o,
Verein der Ä,lcheifi«»,>!>e, ,Pre!i li.<«> Ml.»
Portrait^ — ailch uo» französiselien Tiaatsuläimcr» Ulw ^<ldherreu — Hchlachteubilder,
Abbildung uo» L^alitäte»: fcrucr »uifornibilder, Terrainstizzen uud andere der Belehrung
dienende Zeichnungen. Telbswerständlich fehlen nickt Karten und Pläne. —
Tas prächtige, vortrefflich ansgeslnttcte Wert, das bei 6!,() Teile» Text uud einein,
wie erwähnt, ungemein reichen und ausgezeichneten Bildcrschmuct für den überaus niedrige»
Preis uon N,00 Mr. käuflich zu habcu ist, geHort zn de,l werthuollsten uud fchönstcu
Publicatioiu'n des Bereius der Biichcrfreuude, der sich mir der Herausgabe dieses billige,,
Volksbuches ein großes Verdienst erworben hat, den, auch durch eine recht weite Per»
breitung desselben die gebührende Anerkennung uud Belohnung z» Theil werde» möge.

Bibliographische Notizen.
Tic Elettlicitat. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Nlessung. Für Jedermann verständlich, kurz dargestellt uon Bernhard Wiescngrund. — 44 Abbildungen. — Frankfurt a. Nt., Verlag uon H. Nechhold. —
Unter den glänzenden Erfolgen, welche die Naturwissenschaften zu verzeichnen haben, steht neben der Dienstbarmachnng des Dampfes in erster Linie die Erzeugung und Ausimtzung der Elektrieität. Das Interesse für die Letztere ist allgemein gewachsen, nachdem sie nicht blos als Beleuchtungsmittel, sondern anch als treibende Kraft zur Anwendung gelaugt. Wer keine Gelegenheit hat, sich in umfangreichen Lehrbüchern über das Wesen und die Anwendung dieser mächtigen Naturtraft zu iuformireu, dem wird eine kurze nnd klare Darstellung über diese Verhältnisse sicherlich sehr erwünscht sei». Ter Verfasser der vorliegenden Brochüre hat es verstanden, in kürzester und dabei außerordentlich leicht verständlicher Form eine solche Darstellung ^n gcbcu nnd das Gebiet der Elektrieität iN durchstreife». — Die Ertlämng der Grmidbegriffe, die Wirtuug des elektrischen Ztromes, die Instrumente zur Messung desselben, die Dynanwmaschine, die Elektromotoren, sowie die elektrische Beleuchtung, die elektrischen Bahnen und Vootc uno schließlich die Verwenduug der Elektrieität in der Mcdiein nud Telegraph« rcsp. Televhonic werden kurz und klar besprochen nud der Text durch gute Zeichnungen erläutert. Ein Sachregister ist am Schluß beigefügt, Das Büchlein ist warm zn einpfehlcn. X.
Die Wrapholonie, eine werdende Wissenschaft, Ihre Entwickeln,« nud ihr Stand. Von Dans H. Busse. — München, Karl Schüler (Ackermanns Nachfolger).
Mit dem Namen Graphologie bezeichnet man bekanntlich im Allgemeinen die Knust, aus der Handschrift eine» Mensche» Schlüsse auf seinen Charakter zu ziehe». Weuu »»» auch vo» mancher Teile her es unternommen wird, der Graphologie ihre Vedcntuug abzusprechen, so ist doch, dank den Bemühungen namentlich Erlcnmcyers nnd des Professors Preyee, die Frage nach der Wissenschaftlichtest der Graphologie endlich beaniwortet worden. Bereits in diesem Jahre sind zwei größere Werke über Graphologie erschiene», da? eine nnrcr dem Titel: „Lehrbuch der Graphologie" von L. Meyer (Laura v. Albertini), das aiweic betitelt: „Zur Psychologie des Schrribms" vo» W. Preyer. Außerdem wirb jetzt eine Zeitschrift „Die Handschrift", Blätter für wissenschaftliche Schrifttunde und Graphologie, von W. Langenbruch herausgegeben. — Diesen Werten kann man die hier vorliegende kleine Arbeit von Hans Busse anreihen. Der Verfasser ist den Lesern uon „Nord nnd Süd" bereits ans dem Septembcrheft d. I. durch seine Bcnrtheilung der Handschrift Ola .hanssous anl Schluß des bezüglichen Artikels von Hans Schmidkunz bekannt geworden. In der vorliegenden Brochüre bespricht er in Kürze, leicht verständlich, nach einer kurzen Einleitung, in drei Eapiteln die Physiologie nnd Psychologie des Schreibens, die

Handschrifteudcntungskunsi, sowie die
graphologischen <>!esctze nnd schließlich die
Geschichte der Graphologie. Den Schluß
bilden in einer Reihe uon Anmerkungen
Notizen über bis jetzt erschienene grapho-
logische Schriften. Wem es darum zu
thuu ist, sich über die Graphologie zu
iuformireu, ohne gleich au das Studium
der größeren bezüglichen Werke zn gehen,
dem sei die vorliegende Brochüre bestens
empfohlen. X,

Knochenbrnche und Verrentungen.
Gemcinvcrständlichc Belehrungen von
Dr. mecl, Schmidt. — Wt fünf Ab-
bildungen. — Halle a. S., Verlag von
Karl Marhold. —

Fast täglich komme», namentlich in
größeren Städten, Unglücksfälle vor, unter
denen gerade Kuochenbrüchc und Ver^
rcutuugcn mit in erster Linie stehen. Oft
wird da seilen? des Pnblicnms das erste
Eingreifen erforderlich, che ärztliche Hilfe
zur Stelle sein kann, lieber diese erste»
erforderliche» Maßnahme» den Laien zn
belehren nnd so den Verletzten vor falschen
Eingriffen zu bewahre», sowie überhaupt
eine leicht verständliche Darstellung der
Knochenbrüche nud Verrcnknngen nud ihrer
Behandlung zu geben, ist der Zweck des
Büchleins, Die einzelne» Themata be-
handelt der Verfasser, ein Spceialarzt für
Chirurgie, iu ? Capitcln in durchaus klarer
Weise, wobei 5 Illustrationen im Text zur
Erläuterung dienen. In einem 8. Copitcl
werden ans der ärztlichen Praxis 12 Kranken -
geschichien iu belehrender Weise vorgeführt.

Vl«ntcsauieu. Von Albert Sorel,
Mitglied der ^oHÜsun« lil>u?ili3e. Deutsch
uon Adolf Kießner. Berlin, Ernst
Hoffmann n. Comp.

In knapper Form hat es der Verfasser »erstanden, eine übersichtliche Darstellung des Lebensganges sowie der Hauptwerte des großen französischen Schriftstellers zu geben. Insbesondere ist es ihm vorzüglich gelungen, den Einfluß Montesquieus und seiner Lehren auf die Eiüwickelung der großen französisch:» Revolution, sowie auf die späteren Historiker und Philosophen Frank" reichs nachzuweisen, — „Was Frankreichs Nationalgeist an Schärfe und Weitblick, an Edelsinn und Weisheit besitzt, in Montesquieu finden wir es verkörpert." Die Ilebcr- setzung ist vortrefflich. — s,

DieDona« als Völlerwe», Echijffahrts» strafte und Meiseroute. Von R. v. Schweizer-Lerchenfeld. Mit 300 Abbildungen, darunter zahlreichen Voll- bildern und 50 Karten, letztere zum Theil in Farbendruck. In 30 Lieferungen zu 50 Pf. A. ,0nrtlcbeü'5 Verlag, Wie».

Von diesem Werke, das wir bereits be- züglich der ersten 15 Lieferungen besprochen haben, liegen jetzt die Lieferungen 16—30 und somit das ganze Werk vollendet vor. In diesen letztgenannten Lieferungen weiden die Theile 8 n. 4 behandelt. Theil 3 um- faßt in 6 Abschnitten den nautisch-technischen Theil und zwar die geschichtliche Entwicklung der Donauschifffahn bis zu ihrer jetzigen Gestaltung, die Stromreguliruug und die Geschichte der Ncgulirnngsarbeitcn der obere», mittleren und nntercn Donau, ferner die Verkehrsmittel, sowie die nautisch-technischen 'Anlagen imd schließlich die Tchifffahrtscanäle und in einem Anhang die EntWickelung des Pionier- und Pontonicrwesens auf der Tonau vom 16. Jahrhundert bis zur «Gegenwart.

Der 4. „schildernde Theil" umfaßt in 3 Abschnitten die obere, mittlere nnd unter: Tonan, wobei namentlich die Veschrcibung von Wien ausführlich behandelt ist. Zahl- reiche, fehr gnt ausgeführte Abbildungen er- läutern den Tc^t. Am Schluß befinden sich ein ausführliches Inhaltsucrzeichniß, sowie ein Vcrzeichniß der Abbildungen und Karten und ein Register. — Dem uach Text, Ab- bildungen und Kartenbeilagcn vortrefflichen Werl ist eine weite Verbreitung dringend zn wünschen, und sei dasselbe hierdurch nochmals bestens empfohlen. X.

«emischte Gesellschaft. Novellen von Lothar Schmidt. Zürich, Verlags- Magazin (I. Schabelitz).

„Wie sie fallen," würde als Titel für die Mehrzahl der Novelle» dieses Buches passen, denn das heikle, von den Realisten bevorzugte Thema des Siegs der Sinnlichkeit über weibliche Keuschheit, Scham oder — natürliche Angst wird in den meisten uon ihmn variirt. In reiner Tragik, die Wahrheit des Vorgangs durch tiefe Em- pfindung hebend, erklingt dies Thema in „Empörung", in der die langjährige Vmut des arme» Schulcandidaten dem Werben des Geliebten erliegt: in dieser Novelle wie in der „Pelerine", in der das Psychologische fein erfaßt ist, fowie in „Erwacht" zeigt sich unseres Erachtens des Verfassers Be- gabung am reifsten. Die letztgenannte

Skizze hat vor den anderen noch den intimen
Reiz voraus den das Gefühl erzeugt, hier
einem eigensten persönlichen seelischen Er-
lebnis; des Autors gegenüber zu stehe»! es
ist ei» eiüfaches nnd doch durch die Zart-
heit uud Tiefe eiilcr reine» Empfindung
zum Mitfühle« zwingendes Stückchen Seclcn-
gemälde. Diese Skizze dürfte auch diejenigen,
welchen die pikanter gehaltenen Erzählungen
ein kleiner Dom im Ange sind, für de»
Autor einnehmen. Unbedeutend sind „Der
Trauring" nnd „Consnltation" — leicht
hingeworfene Feuilletons —, im Motiv nicht
neu, aber durch die Darstellung nicht un-
interessant „Die rothe Käthe". —
Alles in Allem könne» wir das Büch-
lein als die Gabe eines verheißungsvollen
Talentes begrüßen, baz Schärfe der Be-
obachtung nnd Tiefe der Empfindung, so
scheu sich letztere auch hervorwagt, besitzt
nnd das — wie die reifsten Theile des
Buches offenbaren — sich »nr einerseits
vor Einseitigkeit in der Stoffwahl, anderer-
feits durch Eonccnlration und künstlerische
Gewissenhaftigkeit vor Verflachung hüten
braucht, nm hohe Ziele zu erreiche».
0. VV.
Neue Gedichte. Von Carl Busse.
Stuttgart, Verlag der I. G. Eotta'scheu
Buchhandlung Nachfolger.
Mit der unbeirrbare» Sicherheit u»d
Selbstständigkeit der echte» Begabung schreitet
der jugendliche Carl Vnsse als Lyriker und
Erzähler seinen Weg: er weiß, baß er es
nicht nüthig hat, irgend einer litterarischen
Mode, irgend einer Extravaganz zn huldigen,
um Aufsehen zu erregen und Beachtung zu
finden: er braucht nicht Tscadcnt zn sein
oder es vorzugeben, nm interessant zn er-

scheinm; er schämt sich seiner Gesundheit nicht und trotzt der Gefahr, wegen der reinen Töne und des sittlichen Ernstes seiner Dichtung von den „Modernen" als Backfischdichter ü la Geibel abgetho» zu werden. In der That ist e! nach all' der echten und gemachten Brunstlyrit wohl-chncnd und erfreulich, wieder einein jugend-lichen Dichter zu behauen, der einer reiucu uud edlen, danun nicht minder wahren und tiefen Liebcsempfinbnng Ausdruck verleiht und dabei den Beweis bringt, daß man auch damit heute noch die Herze» zu bewegen und das Gemüth zu bezaubern und (Eigen-art zu bewähren vermag. Wohl ist ihm auch der sinnliche Drang der Jugend nicht fremd, aber er enthüllt ihn nicht nackt und mit geschmacklosem oder schamlosem Be-hagen. In den „Neuen Gedichten" wechselt frischer lugendniuth und Lebensdrang mit einem, von duuklen Nhnnngen erzeugten Ernst ab, der mit dem Gedanken und den düsteren Bildern des Todes sich beschäftigt. Zwei Gedichte dieser Art: „Am Kranken-bett", „Vor einem Todten", die zu den schönsten gehören, hnbeu die Leser dieser Zeitschrift in Heft 215 kennen gelernt. Be-merteuswerth ist die Kraft des Dichters, in ein paar Zeilen ein plastisebcs Bild z« geben, man lese das achtzeilige Gedicht: „WennKiudcr sterben" oder das sechszeiligc „Mahnung". Gerade die kürzesten Gedichte Busses gehören mit zu seinen besten. Neben der reinen Lyrik ist auch die epische Lyrik vertreten, so durch das balladenartige „Kord I^eike", „Die Walküre" (— hier wäre zu bemerken, das; in „Wotans Saal" wohl weniger Wein, als Meth credenzt wird). Gelegentlich streift Busse auch das Gebiet der Gedontendichtung in „Vision", in „Ich", aus dem Schopenhauer spricht. — Daß der Poet auch reizende Kinderlieber trotz Rudolf Löwenstcin zn dichten vermag, be-zeugt das allerliebste Gedicht „Groß-mütterche» erzählt den Kindern". Daß in dem Büchlein der Ton stürmischer, gluth-voller Leidenschaft fehlt, hat uns den Genuß desselben nicht beeinträchtigt. Es ist eine Gabe, die man »nr mit Dank aus den Händen des Dichters entgegennehmen soll,
'». ^V.

Lie Gine. Roman in zwei Länden von Georg Ncnbler. Berlin, F. Fon-tane K Eo.

Das Milieu, in welches uns der Ver-fasser versetzt, ist das Haus eines reichen Banauiers, in dem es ebenso correct als langweilig zugeht. In dieses Haus wird ein fremdes Element verpflanzt, in Gestalt eines Pflegekindes, welches der Hausherr zur Gesellschaft des einzigen Töchterchcus annimmt: — daß dieses Kind zu ihm in den allernächste» Beziehungen steht, ist dem Kinde selbst ebenso unbekannt wie den Familieimugehörigen des Banauiers. Dieses Mädchen, welches mit Vorzügen auszu-statte», der Verfasser durchaus nicht gekargt hat, — ja, ls will uus scheinen, als hätte er sie gar zn sehr frei von irdischen Schlacken erschaffen, — steht im Mittelpunkte dc^ Interesses, von ihr schlinge» sich die Fäden zu allen im Nomau handelnd auftrcteudeu Personen, und nach allen Fährnissen, die sie zu bestehen hat, gelangt ihr Schicksal und damit auch die Erzählung zu einem sehr befriedigenden Abschlüsse.

Der Roman, welcher recht ansprechend geschrieben ist, wird seine Leser gewiß gut unterhalt.'!!. m«.

Hie Ulrichsauelle. Romau von I. Nicmaun. Dresden und Leipzig, Earl Reihiler.

I. Nienillnn wandelt immer ihre eigenen Wege, sie ist keine Vielschreibern, und gehört nicht zu Jenen, nie für das Alltagsbedürfniß der Menge produciren: aber auf dem Wege, den sie in ihrem neuesten Werke einschlägt, vermögen wir ihr nicht so bedingungslos zu folgen, wie bei ihren uoraugegangcuen schriftstellerischen Erzeugnissen. Das Stoffliche ihres Romans erscheint uns gar zu sehr ausgeklügelt, uud die gequälten Verhältnisse, in welche sie dein Leser Einblick gewählt, rnfeu mehr ein pathologisches, als ein allgemein menschliches Interesse hervor: — immerhin ist die Art und Weise, wie I. Niemauu ihren Stoff behandelt, eigenartig und zum Nachdenken anregend, sie zeigt sich auch hier als eine Individualität, die sich Beachtung erzwingt, nur muß sie sich davor hüten, baß ihre Eigenart den Eindruck des Gewollten, Beabsichtigten macht.

Und »ie lomm» doch, Erzähluug aus einem Alpentloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhclmiuc von Hillein. Vierte Auflage, Berlin, Gebrüder Pactcl.

Ans dem Schutte des Mittelalters Hot die Verfasserin den Stoff zu ihrer Klostcrgeschichte ausgegraben, iu welchem sehr vicl religiöser Zelotismus nud noch mehr Mnsticismus enthalten ist: da aber das allgemein Menschliche überwiegt, welches die Jahrhunderte überdauert uud zu unserem modernen Empfinden ebenso eindringlich redet, wie zn

demjenigen der Menschen des dreizehnten
Jahrhunderts, so erlebt der Roman soeben
die vierte Auflage, als ein Beweis, wie sehr
die beliebte Erzählerin die Geschmacksrichtung
ihres Leserkreises «ersteht, dem wir den Gc-
nuß mit unseren kritischen Einwendungen
nicht schmälern wollen. m?,

Vom Ha<cl!l««!rai. e Zopfete Vlocmt'N
ond M«'l 3.'on Lasar FIllischlen.
Stuttgart, G. I. Göschcn'sche Buch-
handlung.

Daß eigentlich mir im Tialectgedicht die
echte im Volte lebende Poesie zum Ausdrucke
kommt, bewies mir auf's Neue uorliegendcs
Büchlein, an dessen Lcctüre und Prüfung
ich mit einigem Widerstreben ging. Liegt
uns doch die alemannische Mundart etwas
gar zu fern! Tazn kommt noch, daß sich der
hier angewandte Tialctt nicht nnwesenllich
uon dem des Hcbel'schen unterscheidet, aber
durchaus uicht zu seinem Nachtheil, er lieft
sich ursprünglicher und klingt beim Laut-
lesen uicl mclodisclxr. Ter Dichter, den ich
bisher als Dialcttdichter noch nicht gekonnt,
bietet hier einen kleinen Schal; reizender
Lieder, welche fast den (Andruck wirklicher
Volkslieder machen, Kaum eines aus der
Zahl ist mißlungen. Sie alle durchzieht
ein herziger Ton, ein frischer Humor: es ist,
als wehte vom Schwarzwald her ein tannen-
duftcnder Waldhauch.

Durch geschickte und »»gezwungen
klingende Wiederholungen machen die Lieder
den Eindruck des Sangbaren, so daß man
sich am liebsten felbst eine Melodie dafür er-
finden möchte. Line kleine Probe dieser
nicht gcbllntentiefcn. aber genihlsiunigeu
Poesie möge hier folgen:

E tlois bisle Sonn
ond leit's rengö au uoll
e llois bisle Sonn ond
s duet scho nct so loch.
:chuee,

E llois bisle Sonn
ond ist's Herz an uoll Loid,
glei fcndt's wieder cbbes,
drufs doch fich au freut.

E llois bisle Sonn
ond's Eis bricht: j»'>, jö i
e klois bisle Sonn . , . ond
d'r Frühling ist d>.'>! 1^, 8,

Pftu« und Laute. Von Ed. Stuben-
r a u ch. Großcnhain-Leipzig, Baumerts
Ronge.

Das Eigenartige dieses Gedichtbändcheni
besteht darin, daß sein Verfasser ein Land-
nillnn ist, der sich ein warmes Herz für diV
ihn umgebenden Schönheiten der Natur, wi>,
für seine oft prosaisch erscheinende Thiitigkcii
in derselben bewahrt hat, und der es «ersteht,
diesen seinen echten Empfindungen in an-
sprechender Weise Ausdruck zn geben. So-
bald er seine Ziele weiter steckt, glückt es ihm
nicht. Nur i» dem weiten, aber doch be-
schränkten Kreise seines eigenen Gefühls-
lebens leistet er AiierkcnncnswercheK. 6.

Olcdichtc. Von Robert Pnssarge,
Königsberg, Hartung'schc Buchhandlung,

Anspruchslos sich gebend, köime» die
Gedichte Uon Robert Passarge als jener
'Mittelstufe angehörend bezeichnet werde,:,
welche weder zn Lob noch zu Tadel irgen»
welchen Anlaß giebt.

Ohne Eigenart ucrrathen sie ein wa eines
Gemüth, das sich in gefälliger Form i>',
ihnen ausspricht. ^

iÄNA'Llmeeiie Malier. L«»l»«c!!Ul,Lü»cli Hul>«l>i!l <!er Le,i»clio» vuil^lHlt«!,,
luMH. Vul. I, Loci»!»!;!» (3<:„>!!«le. Xicalei«
(QiIllbliH).
Di» 2il>«l ini 3«liii!Ul!li« <l«iii«M?ell X>m»t,
Illusti'. Il!Ill»kilx!i, >>el!l»»ss. von Dl', Ii»,!oipii
M^xiowl. I^iller»,!« 10l—11ü. 8tu!!«i>rt,
8!I<!>!, Vorll»i;5'I,«t!NN.
2l«1«cl»ov»K^. Dl. ^lb«it. U»eU,e, ?ll» Lei«»
uns »ein« Veille. I. Lu,,,!. Minclio», (,'. ii,
lioell^oll« Verin^deiii,. ()!>!>»>' üuoic.
2<»li«nll«ili»«i X. <3, l»«: üllin««!- X!nbi!.w,i
Her ^»lu« 1?l« m»i 1?M. zlliluü, ri. XuiilVi-
dei^.
«eiinl« »nl>!,Uii»li^ n«»l>e»i!>«!w!« .^uiiuss«,
lu ««ei!««!,» MnHon. ^«enxebntel Il»u<>.
'Illl!i>!«!ÄN Xü, .Vit ?!! Iolüin, Ä»rm>tl>r 12
(Hi-ome-tÄleln, 2^ Xulten u>«l ?illi,e, »n<! 201
?exwdl>Ilsu»M,, ?. .^. Ki-nc!»!,«,!!« i» I^i,i-
xlss, llerll» m,<! Wi,>n. I«N>.
mit tl,. ZW '^xt!il»>tr,, V»i!i,!i,i,il«lci!!,
>Äri0!itu>ou »,>H ,V>N»5i,«^!ieu, l'ri^i'ti'llß««
vou 0. ^««ciülii von üwucrülciu. I>i>>lol»„<§
?—U. I^iiiliss. II. 8clün!<!t ^ «'.liutwl.
Nl»t«in, üoiltl. Nül!i,iU»WU>!»,! ^U!>>',,i,li^K'
I,ii,!l!!-. NnüHl!,,, i>!li>llff »,»l u id„, i:. i'ir!
?i»«li«r, ^nt. X»ll> Die Ii»,,n>» in, >ck« üi?.üi - -
«:»<!,, I-'iNgentii»!« u»l> !i,n> Xaeiiliomm^ii
i>!» »us <ii« bülitiM X>'it. ,»!t vwll'N i» ä«>l
'lrxt ^'«inickie» liiu^n, Xürici,, Oi','» !'"!>!!!.!>,
?»il>uill, ?,, >'ui»»co, Ui^mlili«c>!>« (^«liciil
i» < .Xuk?.Ü!:<'!,. N,!,N«:i! vuü i!>^it!m von
8uttuer. >lit >'!,,«„> Vorwort vni> I,u,i»><
l»!<!». iA'üülw,,, L, ?i^r«nu.
»ülUn^si 8tn<l»ilt«ll. «iöttmli«! zlu»ei^im»-
nocii üir I8U«i. siotlm^',,, Nwtricn^ciil! V^i-

Nord und 2üd.
»«,<>«, X»i1, IM spiele der 'lüiere. ^lem, I!
I'lüener.
<?«,«», ^nUll», Nie s!edlel,t« de,' Nro«^l»i«ten
c«uzt!l!ltlu. ll. Ine». Uw»üenun!n und I^Ip.
ülz, «numert H NcmM,
Ulustlllt«! X»t»lo»/. VII, 1»wL. N„!,,l<!l!,«,l«.
vertue VerKe der »u«!, I,itleiÄwr, LnssN^el,
»nnüözizen, Itülieni«!!!,, I.eli«i^. .v, 'lulet-
>ue,ver,
Xlo», ^llUll» ülllllI, ziux Uretüer. Hin»
8!nd,e «ur neuereu Uler»tnr. Hit einen,
Wide »lux Xrctüer«, vi«»den, !>!, rier»un,
»»»«lctu«,, «., ÜlIn3tler-»ono>;ri»i>I,I«„. VI
I?,„>d. Ve!n«,,I,e«, — VII. LlIMl. ^len«l.
Lieleleld uns I,e!r,üi^, Velinissen und Xinüinss,
«on»llu«lil, H., v!e .<r!>^it«!»>!U>ceit und ein
neuer Vorzoiiw««,! !i,rer LeiÄinMin^, rrnnk-
lmt «, Ä^ Uebrüder Ximuer.
Di, Xi»«p«IW, Xki-1, >nt>,i!>tudien im llnuxe,
I'lnudei'ele!', in der vii„mer«tunde, Nu
Uueii Nir die ^n^eud, mit Xeionnimeen von
0, 8ei„vllld,-!,ünei,n, I.eii«iz;, I!, U, ?e»dner,
Xl«t,»l-, H»». vie FNt« '1'oMer, IloiNNN,
vre^den, ü, I'iersou.
Ilunun. lf»>-I, I^nl>vnrs einer emiiiri«ei,en
Ve^I,etili sei- Kild,'uden X«n«t«, Ijerlin. Kur-
l!!r3ten«tr»l.«e ^«, »eiwtver!»,.',
iHoiolll», ?»ul H»^l», vc,"-, von vronliwlm,
I^ne vnnder^^me «!e^'!,iei^e. Z dun!,-
?">^!'" >°««M, In <^,!2° prnmiirt, wt
dem v,!diu!«3 der Vei!''.<erm und deren »in-
^!>>!,»,' von I', von vineiiil^e, vre«den,
ü. ?ier«ou. '
^»'"«dili-»'»!,,,,!,!,. ^eliveixer, ,Vdre!«^!lle»der
1820, llein, 8e!i»iver>!,^,
Qi«blii»2il, Otto. Vier «on»te vor ?ni!,<
"<K°° N! ^ " ^""^^^ Verll,,!I.I,N<dd!»nd!.
I.m»n<>l-0ll, i>»ü«v voll. .Vu,<^vnidte s!e-
dieilte. l!veilr,>- Dl^ml, ^,,„„, 8>d,„^!er
«^ I,0e!Ner.
n»i«lollll, I^»nill, I^nrln !jll!„!in.', !^,rw
I^lM«, llünelien, ,UKerl I.NUMU.'
H«ll<!«l»ollii'«»,itll<>l<iv, H,lbi-«ollt, und llsil
von Hl-N»»»iat, 8e!„nette! !i„«e, Uedleide
^»tlin^en, vietr!e!,^ei,e VerlnMlmeiinimdi.
«o»ll«, ^oll»nii««, ,^oi!,i»c>,>8, I,I!,„>,^,>!^!
'!>„.lU"l .Vulü,!^^,,, I!e,,!„ V,. ?i1<>,,,!r,.'
n ilnolM!-'!,', 12,
«l»«1. ^I^lli, I,I!,N,^U,^>I^ n^!-!i«, I ^,inu,r'
Uoilwlite. 8tntt8n^ I. (!. c«tt:,'»c,,>> V^>
l»3«d>!rl,l!»llHlun8 Unonl,
XoiÄll»li««ll, Itloll»«!, 8m,nen«vmK', Dino
! ?l»t«l»» ^«i^e. U«i»»»WMl!«ii von N. H,
>Vl>M »in! V. sciuvolün', Krit!.?l!!i duion-
8«««!>eu« n»z ei-M»wrt« Huligüdo. 2vei
W»»w. lx!lp«!3 mnl Vicn, I!Il>!lc>?ln,!!i<<:l„>!,
Institut,
, Dr. lIll!»lIl«Lt!il«l', Hi«li»«1 Hilil»,, Unmer
li„F, 8^m lx!b<!u »u<! ,M»e Volke. <Äit L»-
n»t«>m>. »luMdi'ueliwu Hl»t«i1a!ü,) ^rZt,r
I!l»«l: I!^„!,'i>n,^8 ^,?eul>, ziit "NteldiM n,
r»l>8li»i!v, «»ml>ll!H >.<!. <VUlM»!8 ^. l.
Iliont«!', V«!'wss«l,u«t»lt M!<l Lmeli««!. X^>.
NuNmcli!,.
»ltt«!, lloi»!,, I.o«i>(>lll von llnnlv«. Leine
(^«teZdut^IcKüliinl; n, Ue«el,!<:!it8«(:ul'e!duni
8l»UFni't, ^. n, coUa^cue üucnli. lwclis.
»onlll. In,ur>»8iou! n! sünliu Uni-olio!!!. L«-
»^!,n«l».>n von .^>l,v>1 lluwimllun, .II, Dei-
1'!°!_>!'. llomll, I., Ijl-nckn«'.
Nu«»i«>li« 2>i«t^il<!», I'„u»7t«ll«cllo ziunnw-
llov^ie.
SelllU»»-'« V^sili«. ll«,n>^MMwn von I.i>a»x
üülwnn.inn, Kn!!,^^!> 6un >,z;e»ew»e »nä er-
lliutett,! Huü^nn,?. 2. un>! », «nud, I^ip«!>5
un<I ^Vi^n, Liollossi-npliwone« lu«tNut,
»ollulli, H^vln, XunlgtMücliwliw, Lei-lin, I!

Nwt(?'«rlie V>.>i1l>8»dn0>!!i!inll!. Lennrnt-Ountn.
(HlMli',', Uro!« u. Lnum^ililel.)
Lis^i'iieH, ^»lUi«i, linu IloiNlt, Xamps n.
Nmw l^ino« X!!ll«wi^, Xvei l"!!«!!« in !>!»<>!«
Ül!N>l!), II. .Vnll>,ß», «iilll'wn, 0lUl Hu,,si.
l'ecnl« V«li,^.
Spam«»-» I1w»tilrt« 1V«1t»«»«lil«lit», mit de-
»unä«'«' LtiUc^idili^uuss <!>>!- «nlti!i^e«r,,.
uuwr ziltmillunss von ?ial. vi-. <3. vlest«!.
?iol. Dl, r. NoZi^r. ri-ol, vi. 0. ü. 8el!mi>!t
unä vi. K, 8tui'm!ioo!ül, nondeorbeltet nn<!
!>!« xni- ci^l'u^nN sortzoliünt von ?rol, I>i.
Otto Kneuiin«:!, Dritt,?, völlig ncuM3»«llete
.Vulinzo. «!t nlüiexu MX) lext-.Vbdil^ungen
!,«d,«l vwlou XmwlbcüllMN, XnrU'n. l'Iiim'N
n,).. ,v, Lnnall, <!«sc!nonlo öe« .V!t«tl,um»,
II, ?!n,i^ >'uu ^lüxnnäcr ,lem Nw,«»>'u In,
ünn, L^^inu >!<>l Vül!i<?r,vnn6<>n>»l!, In dntter
.V»N«^L u«>lwilot von?r«s. Dl, I>n>, M^w,,,-
und ?wl. vi. 0, L. 8climl<lt. 2>Ilt ^18 lext-
.VbwKInnMN nn,l 14 U^illi^n nnil Xnnen
l.»?,l«i!;, 0. 8Mmei-.
»poollt, »., l'ioi'wt >w^<;n, l'iuü c>,!n,n«iii> <KN'
»rt« xur rniitnnelu in uni- «K'lllclicn Iloiniüu
vcilcwLt, vl^d^n, L, ?ie,«ou,
V^illaei-Ucli, Ü»l-I, p!,rv„>'. i:iu!>!<?,! »u>; H,t-
lWIln?.. — »'«>!' dein, de,- ün der >V»In'!,l>i»,
«eilt dnrcn 8c!,nld! vrl,<den. I', ?iei«nn
'Woll', ^lli>», I,ie>,eül»el!:!!!e, wieder und <3«.
diclite. Uro8»eu>n>in und »in^iF, Ilnumen
u. liunM,
2«!»,,,, Lliit voll. !!u,»on^!<eu und KovÄle»
I>,^"!en, !^, l'iei^uu.
lledigir! unler vnon!w«i!Ilchfei! l>ez y«i»llig»l,e«
U„b...H.i».« nl!^'^^""!"" ?""" """ ""««„Anstalt ». S. Schonlo.nl>«, V.«!o^
Unb.«ch..,l« Nochl.«ck o», dem 2nh«l. oi.l.r Z.i«chr!ft un!.l!o„. U.I>«sn,»n«5r.ch. oorl..!»»!.«».

^,^«^3^t
^ ^3^^^-! ^2^2233^22ll^^^
i^^^"!«^',
^, 1895er. 5ri3cl^6 k'ÜlWnF. 1895«
12^
MW^^.,,,,^.,!.^W^ laßlioller Verzanü
ljttllLIl
N«r«l!«»!>l«»<?l -
-455-
^^^.^.5 >N'^
kttllttlL
8p!-u<z«l 8«ll
UNll
llsvltllüilli't.
^ «^Nl.88^orn
D 8sisU!le! 8ell».
i^ !l^N!.8L^lirN
«
-«4-
!Mll!!!!!!l!!lll!!!l!llll!l!!ll!!l!!!l!!!!lll!ll!,.,..„!»....».l.....<!.. "'„NM^
vi« Xarlzdaäer ^lin«ralwZ,85er un6 lue1isnpro6uct«
alle MmlM»-IKill!lliiW, tzotlielien uiil! llsNFliizten.
Usbel-8on!8cli« ll«llüt3 in llsn yrü88t«n 8täc!t«n »ll«,- WyMnßil«
MMH
^^^^^^^^^M^e^^^>^l^2^^3i-^^^22^^^i:^^^^^^^
^

^rmÄ33i^unZ der ?i6i3C iür
^atüilicd l<0^lcn3^uie3 Mineral ^Va88ei'.
Im I5in/^1nvcrl<aus xvircl 6^5 ndi^c xv.i^^cr, ^t/:t >vio
1/2 ^l«3
sol^t dcicclinct:—
Inclusive
30 i's.
Z 1^5.
23 -
3 .
35 .
5 ,.
26 .
3 ,.
Zäps,
20 „
30 ..
23 ..
Xlluüieb dei lllleu H^otdeliern unä !l!iuel-2.1v?283ei-'llä!i<Us!'n.
IU5 ^?0^M^l3 c0U?^^V.
Qi^vlii'^r).

? "' 5^,/^'..,.â€" ^

März l8Y6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.
Radirung von Johann lindner in München,

,Noi> und Süd" «scheint am Anfang jede» m»n»l» in tieften mü i« »Iner llonfttellag«.
> Preis Pi» <vn»r«»I <« Y»N»> « M»rf, —^—
All» V»chb.ondl»ngen und postanftalren nehmen jederze!» Vestellungen «n.
Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Oord und Slid" be,
züglichen Zendungen sind ohne Angabe eine« Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
Siebenhufenerstr. l.!,, ^3, ^5.

^
"^,',5,",/,', /'r^,^^^^ >, ', / ! ,?,">',.p^,/^!',

Aord und SÃ¼d.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Oaul 3i?tdau.
I.XXVI. Vand. â€” MÃ¤rz I896. â€” 5eft 228.
V r c s l a u
-chlesische Vuchdiuckeiei. Kunst, und veilags>Anstalt
v, 3. Schott lacndcr.

Line Himmelfahrt.
von
Dagobert rwn Gerhardt Amuntor.
— Potsdam. —
, Schlich, >
ocl, nie hatte Blank auf einer Treibjagd so wenig Hasen zur
Strecke gebracht, wie an diesem Morgen; die Unruhe und Un-
geduld pochte in seinen Adern, und seiue sonst so feste Hand
war heute unsicher, wie die eines Sonntagsjägers. Hätte der schneidige
Rittmeister nicht seiue Schuldigkeit gethan und die Jagdgesellschaft nicht
durch seine fabelhafte Treffsicherheit überrascht, es würden wohl kaum zwei-
hundert Hasen erlegt worden sein — eine Beute, die im Tannbacher Revier
nur den allergeringsten Erwartungen entsprach.
Abends sechs Uhr fand die Mittagstafel statt, zu der diesmal auch
die übrigen Iagdgäste geladen waren. Brigitte saß zwischen dem Rittmeister
und ihrem Brnder', ihr gegenüber saß Edith zwischen dem Bergwerks-Tirektor
und dein Major von Uhlbeck. Den Doctor hatte die Wirlhiu ueben den
Director placiren lassen, um ihn von Edith zu trennen und ihn doch so nahe
schräg gegenüber zu, haben, daß sie mit ihm Blicke tauschen konnte Sie
hatte längst gemerkt, daß ihr Bruder sie mißtrauisch beobachtete, und sie
freute sich im Stillen dieser Thatsache, deuu sie hoffte, de» Doctor gelegentlich
zu einer unbeabsichtigten Bloßstellung ihrer Person hinzureißen und ihn so
ihrem Bruder gegenüber in die Zwangslage zu bringen, daß er für sie
eintreten und vielleicht in aller Form um sie werben müßte. Der spröde
Mann hielt sich aber auf's Strengste in den Schranken; er trank höflich
Bescheid, als ihm Brigitte mit erhobenem Glase freundlich zunickte, versäumte
t«*

aber nicht, sich auch nach Edith vorzubeugen nnd ihr ebenfalls zuzutrinken. Der mit Argusaugen spähende Herr Vlank konnte an dem Betragen des Doctors Nichts auszusetzen finden.
Brigitte, die ein paar Gläser prickelnden Schaumweines getrunken hatte und sehr mnnter und ausgelassen geworden war, ärgerte sich im Geheimen, das; Karmeck so steif nnd schweigsam am Tische saß; er, als der älteste Bekannte des Hauses, hätte wohl die Gelegenheit benutzen und eine lustige Tischrede holte« können, in der er die diesmal so wenig erfolgreichen Schlitzen leise verspottete und um so verbindlichere Redensarten an die liebenswürdige Wirthin richtete. Aber er blieb stumm, wie eiu Fisch, und sie würde ihm gezürnt haben, wenn sie das mißtrauisch spähende Verhalten ihres Bruders, das den Doctor vielleicht einschüchtern nwckte, nicht als Entschuldigung hätte gelten lassen. Als sie sich mit Edith zurückgezogen hatte, uni die Herren im Qualm der angezündeten Eigarren allein zu lassen, kehrte sie noch einmal in den Eßsaal zurück und rief so laut, daß es Alle boren konnten:
„Achaz!"
Dann spielte sie die, über ihre eigene Unvorsichtigkeit Erschrocken e uud verbesserte sich in genenchelter Verlegenheit:
„Herr Doctor, Herr Doctor Karmeck! dürste ich Sie wohl für einen Moment hier herein bitten? Ich möchte Etwas 'mit Ihnen besprechen."
Ter Gerufeue, nach dem die Gesellschaft theils befremdet, theils spöttisch lächelnd hinsah, erhob sich widerwillig nnd verlegen, 'gab sich aber die größte Mühe, so unbefangen wie nur möglich zu erscheinen. Er ging in's Nebenzimmer, verfolgt von den finstern Blicken Herrn Blanks, der wie ans Nadeln saß und am liebsten aufgestaudcu uud selbst zur Schwester geeilt wäre, um ihr für ihr unglaubliches Benehmen eine derbe Strafpredigt zu halten. Einen jungen, nnverheirntheten Mann, mit dein sie auch nicht im Entferntesten verwandt war, vor den Ohren fremder klatfchsüchtiger Gäste bei feiuem bloßen Vornamen zu rufen, als wenn er ihr Bräutigam wäre^! Tod und Teufel! die vernarrte Frau schien in der That alle Selbstbesinnung verloren zu haben! Was für ein boshaftes Gesicht der Rittmeister machte, der ohnedies schon immer wie Mephisto in der Gartenscene dreinschaute!
Brigitte schien von dem Zonie, in den sie ihren Bruder absichtlich versetzt hatte, jetzt, da der gerufeue Doctor über die Schwelle trat, keine Ahnnug zu haben. Munter und harmlos eilte sie ihm mit dem Rufe eutgegen:
„Gott sei Dank, daß Sie kommen, Doctor! ich mußte Sie den Anderen entführen, um mich hier nicht todt zu langweilen. Edith hat sich zurückgezogen, wohl um über die Artigkeiten nachzudenken, mit denen sie der Major überschüttet hat . . . Gott! diese verliebten Leute! was für Thorheiten mögen die Beiden einander nur gesagt habeu! Da sind nur doch anders . . . nickt wahr, Achnz? wir sind gefeit gegen jeden Rausch! wir

sind so gesetzt und so uruernünftig, wie der gute Ulrich, der uns mit seinen Späherblicken wahrhaft verschlungen hat! ha ha ha!"
Und sie lachte aus vollein Halse und zeigte alle ihre appetitlichen Zähnchen. Der Wein hatte sie in ausgelassene Stimmung versetzt; ihre Wangen blühten wie die Rosen; aus den schwarzen Diamanten ihrer Augen lachten schelmische Kobolde. Sie sah entzückend aus, und selbst der unzufriedene Doctor vergaß die peinliche Lage, die sie ihm bereitet hatte, beim Anblick ihrer eigenartigen und bestrickenden Schönheit.
Herausfordernd schaute sie ihm in die Augen, und kein Zucken ihrer Gesichtsmuskeln verrieth, daß sie dabei scharf und gespannt nach der Thür Zum Esssaal lauschte, denn sie kannte ihren Bruder, und sie nahm als unzweifelhaft an, daß er unter irgend einem Vormunde sehr bald bei ihr eintreten würde,
„Gefalle ich Ihnen, Achaz?" fuhr sie übermüthig fort, indem sie sich kokett in den Hüften wiegte.
„Sie sind, wie immer, die Königin des Festes," erwiderte er ausweichend."
„Oh, Sie Boshafter! hat Sie der Rittmeister schon angesteckt? Wir waren überhaupt nur zwei Damen an der Tafel, und da soll es ein Compliment für mich fein, wenn Sie mich die Königin des Festes nennen?"
Jetzt bebte sie doch in heimlicher Erwartung; sie vernahm die knarrenden Schritte ihres Bruders, der sich unverkennbar der Thür zu ihrem Zimmer näherte. Gleichzeitig jubelte sie im Stillen, daß jetzt der Augenblick da war, der ihren Plan gelingen lassen mußte. Ihre Erregung gewaltsam niederzwingend, legte sie die Rechte auf des Doctors Schulter und sagte gemüthlich:
„Nun, nun, schaueu Sie uur nicht so betrübt drein! ich nehme ja die Absicht für die That: Sie haben mir eine Artigkeit sagen wollen, uud ich" (sie hörte mit scharfem Ohre, wie sich die Klinke der Thür bewegte) „guittire Ihnen diese Artigkeit mit einem freundschaftlichen Kuß."
Ehe er sich dessen versah, hatte sie ihre reizend geformten bloßen Anne um seinen Nacken geschlungen und den Ueberraschten auf den Mund geküßt. In demselben Augenblick entfuhr ihr ein erschrockenes „Ach!", sie lieh den Ueberrumpelten los und starrte, scheinbar bestürzt, den plötzlich im Zimmer stehenden Bruder an.
Dieser maß die Beiden mit flammenden Blicken.
„Ich habe Sie etwas zn fragen, Herr Doctor!" stieß er! scharf und drohend hervor. „Darf ich bitten, mir zu folgen?"
„Ich störe Euch nicht, warf Brigitte dazwischen, die sich schon wieder gefaßt hatte lund jetzt hochmüthig lächelte. „Wenn Du mit Achaz etwas zu verhandeln hast, so erledige es nur hier; ich überlasse Dir geru mein Zimmer. Auf Wiedersehen, Achaz!"

Damit rauschte sie nach dem Flur. Dort schlüpfte sie durch die nächste Thür, die zu eiuem dein eben «erlassenen Zimmer benachbarten Boudoir führte. Auf den Fußspitzen schlich sie geräuschlos über den weichen Teppich nach der geschlossenen Verbiudungsthür dieses Raumes, um die nebenan befindlichen Männer zu belauschen. In ihren Mienen lag jubelnde Genugthnung und gespannte, am beabsichtigten Erfolge kaum noch zweifelnde Erwartung.

Zwischen den beiden Herren fand, wie sie mit sckarfem Ohre vernahm, eine kurze, iu strengem Tone begonnene Anseinandersetzung statt.

„Nach dem, was ich eben gesehen," hob Ulrich an, „bin ick zu der Frage berechtigt, ob Sie meine Schwester zu freien beabsichtigen?"

Oh, wenn Brigitte den also Gefragten jetzt hatte fehen können! In seiueu Wangen flammte es purpurn a»f. So brutal, so ohne jeden Umweg zu fragen, konnte man seiner Meinung nach nur in Amerika gelernt haben . . . und doch mußte er zugeben, daß die Frage nicht unberechtigt war. Bejahte er, so war er für immer an ein von ihm gar nicht begehrtes Weib gebunden; verneinte er, so war der Bruder Brigittens berechtigt, ihm in's Gesicht zu schlagen uud ihn einen Ehrlosen zu nennen. Daß er in der von Herrn Blank gesehenen Zartlichkeitssccne nur die leidende, nicl t die thätige Rolle gespielt hatte, das hätte ihn ja wohl entlasten können; es widerstrebte ihm aber, sich durch die Bloßstellung einer Frau zu rechtfertigen, die doch nur seinetwegen ihre Selbstbeherrschung verloren hatte. So erwiderte er denn nach kurzer, aber alle möglichen Folgen schnell erwägender Ueberlegung:

„Allerdings; ich würde um die Hand der Dame werben, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenständen."

„Was für Hindernisse?"

„Ich bin arm und kann einer so verwöhnten Tauie, wie Frau Brigitte Hohenstein, nicht die entsprechende gesellschaftliche Stellung bieten."

„Meine Schwester ist nicht arm," bemerkte Herr Blank, das Würtcheu „nicht" scharf betonend.

„Sie meinen, daß diese Thatsache meine Bedenken beseitigen könnte?"

Und als der Andere einen rauhen undeutlichen Ton von sich gab, der wohl für ein Ja gelten konnte, fuhr der Doctor lebhafter fort: „Im Gegentheil, der Neichthum Ihrer Frau Schwester ist für mich nur ein verstärktes Hinderniß, denn es wäre mir unmöglich, von den Renten einer reichen Gattin mit zu leben."

„Das klingt ja fehr ehrenhaft," bemerkte Herr Blank, etwas milder gestimmt. „Ich bin daher überzeugt, daß Sie unschwer einsehen werden, wie der vertrauliche Berkehr zwischen Ihnen und meiner Schwester, von dem ich vorhin Zeuge geworden bin, reckt ernste Gefahren für Ihr Bewußtsem als Ehrenmann heraufbeschwören könnte."

„Herr Blank!" fuhr >varmeck heftig auf, und auf semer Stirn schwoll
eine bläuliche Ader.
„ . . . könnte! habe ich gesagt," fuhr Blaut mit scharfer Betonung
fort; „tonnte! ich will es auch milder ausdrücken, wenn Ihnen das an«
genehmer klingt; ich will daher nur fageu, daß Sie als Ehrenmann den
Ruf meiner Schwester nicht werden schädigen wollen . . ."
„Gewiß nicht!" bestätigte Karmeck mit fester Stimme,
„Nun wohl, ich habe es nicht anders erwartet. Die Eouseguenzen,
die sich für Sie aus der gegenwärtigen Sachlage ergeben, werden Sie
ja selbst zn ziehen wissen."
Der Doctor fühlte fich durch das maßvolle Verhalten, zu dem sich
der Andere zu zwingen wußte, innerlich überwunden; er streckte ihm die
Hand hin, und als dieser sie zögernd ergriff, fngte er warm:
„Leben Sie wohl, Herr Blank; Sie sind ein Ehrenmann! Ich werde
dieses Hau« nicht wieder betreten und Ihnen keine Veranlassung mehr zur
Sorge geben."
„Es freut mich, das; Sie diese Nothwendigteit begreifen, wenn ich
auch gleichzeitig bedaure, daß ich Sie hier nicht mehr wiedersehen werde;
an jedem anderen Orte wird mir eine Begegnung mit Ihnen stets ange-
nehm sein."
Die bitterste Enttäuschung malte sich in Nrigittens Mienen, als sie
dieses Ergebnis; der Auseinandersetzung uernahm und nun nebenan die
Flurthür gehen horte, durch die sich der Doctor entfernte. Sie wollte ihm
uacheilen nud ihm fcigen, daß er ein Thor wäre, vor dem Groll des über-
empfindlichen, hochmüthigen Bruders so ohne Weiteres das Feld z» räumen;
daß, wenn er sie liebte, er diesem Bruder ja nur zn erklären brauchte,
wie er für seiu Verhalten keinem Anderen Rechenschaft schuldig"wäre, als
nur ihr, der Geliebten, . . . aber liebte er sie denn? war das die Sprache
der Leidenschaft gewesen, dieses vorsichtige Abwägen jeder Silbe, die er
vorgebracht hatte?
Ein krampfhaft höhnisches, sich selbst verspottendes Lachen erschütterte
ihren Wuchs; dann warf sie sich aus das Sopha und begrnb ihr Antlitz
schluchzend in dessen Kissen.
Ulrich Blank war inzwischen zu den Gästen zurückgekehrt und hatte
den leeren Platz seiner Schwester neben Herrn von Waldern eingenommen,
„Sie sind doch gründlich auf dem Holzwege gewesen," raunte er möglichst
unbefangen dem Rittmeister zu, „ich habe eben einer recht scharfen Unter-
haltung zwischen meiner Schwester und dem Doctor beigewolmt."
Herr von Waldern schielte, pfiffig lächelnd, mit seinen Mephistoaugen
den Anderen an:
„Er ei, Herr Blank! kennen Sie nicht das alte Wort: was sich liebt,
das neckt sich?"

„Nun, das trifft diesmal nicht ganz zu. Meine Schwester hat ihn
vorhin wohl nur deshalb mit so süßen Schmeichellauten herausgelockt, um
ihm, ich weiß nicht weswegen, um so gründlicher den Kopf zu waschen.
Er suchte sich zu vertheidigen; Brigitte ist aber eine durchgängerische Natur,
sie wurde nur immer heftiger ^und gab ihm schließlich zu verstehen, daß
sie auf seine ferneren Besuche bei ihr verzichte. Sie können denken, wie
peinlich mir die Sache ist. Ich hätte gern den Vermittler gemacht, nber
der Beleidigte verbeugte sich 'kühl >vor nns und verließ h'chnnrstracks das
Hans. So weit ich ihn kenne, wird er es auch nie wieder^betreten. Sie
sehen, wie man sich irren kann. Aber es bleibt nnter nns, Herr von
Waldern, nicht wahr?"
Nun hatte sich der zweifelsüchtige Rittmeister doch endlich umstimmen
lassen.
„Das thnt mir aber leid," versicherte er bedauernd; „wenn anch der
Doctor M 'gewisser Hinsicht ein Rauhbein, eine Hinterwäldlcr-Natnr ist,
der die übertünchte Höflichkeit Europens '— fo lautet ja wohl der zum
geflügelte»' Worte gewordene fchiefe Ausdruck? — nicht ganz geläufig ist,
so halte ich ihn doch für einen ganz tüchtigen, schneidigen Mann, dessen
Dienste Ihrer Frau Schwester hier in dieser ländlichen Abgeschiedenheit
immerhin von einigem Nutzen hätten sein können."
„Da kommt sie selbst," unterbrach ihn Blank, der überrascht nach der
Thür blickte, durch die seine Schwester wieder eintrat. Und schnell rannte
er ihm noch zu: „Bergessen Sie nicht unser Abkommen: es bleibt unter uns."
Der Rittmeister bewegte beschwichtigend die Hand uud uickte dazu, als
wollte er sagen: Unbesorgt! Verlassen Sie sich auf mich!
Brigitte hatte sich schnell gefaßt. Sie gab ihr Spiel noch nicht ver-
loren; ihr anschlägiger Kopf hatte bald einen Plan entworfen, wie sich gerade
die Verbannung des Doctors aus ihre!» Hause erst recht zu dessen Wieder-
gewinnung und endgiltiger Eroberung konnte verwerthen lassen. Mit heiterer,
strahlender Miene war sie zur Gesellschaft zurückgekehrt'; den Stillstand in
ihren eigenen Angelegenheiten, den die Entfernung Karmecks veranlaßtc,
wollte sie benutzen, nm inzwischen dein Major bei seiner Werbung um Edith
Vorschub zu leisten.
Sie ließ sich anmessen Seite nieder-
„Ich mnhte mich doch einmal überzeugen," sagte sie verbindlich und
sich dabei an die Gesammtheit der Gäste wendend, „ob es den Herren anch
an Nichts gebricht. Freilich," scherzte sie, „der Rauch ist hier schon so dicht,
daß man sich kaum noch sehen kann."
„Aber, gnädige Frau," erklärte der Bergwerksdirector, indem er den
Champagnerkelch, den^er eben zum Munde lführen wollte, eifrig wieder
lnnstellte, „dem ist leicht abzuhelfen: ich werde ein Fenster öffnen."
Er wollte aufspringen; doch Brigitte winkte ihm, ans feinem Platze
zu bleiben.

„Lassen Sie's nur! es giebt ein einfacheres Mittel, dnrch den Ranch
nicht belästigt zu werden: ich rauche mit."
„Vrauo, gnädige Frau'." rief ihr der Rittmeister über den Tisch zu,
„befehlen Sie Eigarren oder Ligaretten?"
„Ligaretten, u'enn ich bitten darf."
Herr von Waldern schob ihr das Nlechkcistchen zu, in dem die Papier-
cigarreu steckten, und Brigitte griff mit ihrer weißen ringefunkeluden Hand
hinein, nm sich eines der Tabaksröllcheu zu nehmen. Der Major reichte
ihr diensteifrig die brennende Wachskerze, und bald wirbelten ihre fchön
geschnittenen rotheu Lippen feiue bläuliche Rauchringe in die Luft.
„Aber das ist ja großartig!" rief der Rittmeister eutzückt, „Sie be-
schämen uns Alle, meine Gnädigste! ich für meinen Theil wenigstens bin
nicht im Staude, Ihnen diefe Rauchringc nachzumachen."
Brigitte lächelte und drohte dem Rittmeister schelmisch mit dem Finger.
Tann ergriff sie das Sectglns, das ihr der Major gefüllt hatte, nnd hob
es in die Hohe:
„Auf das Wohl der Herren Jäger! und daß Diana Ihnen morgen
am zweiten und leider letzten Iagdtage noch reichere Beute spende!"
„Nicht am letzten Iagdtage!" erklärte Ulrich Mint, „in, November
komme» wir hier wieder zusammen, um das Revier an der Au, nach
Fahrstedt zu, abzutreiben."
Man stieß von allen Seiten mit der Hausherrin an und war entzückt
von ihrer Huld und Liebenswürdigkeit.
„Herr von Uhlbeck," flüsterte sie dem Major zu, als sie ansgetrunken
hatte, „die Jagdgesellschaft ist mir doch zu gemischt . . . wir drücke» nns
stillschweigend . . . Edith soll Ihnen noch etwas vorspielen.
Ter Major ging gern auf diesen Vorschlag ein; er hatte genug poculirt,
nnd wenn ihn auch die Aussicht auf Ediths Nähe recht kühl ließ, fo hoffte
er im Stille», daß Brigitte ihrer Nichte gesellt bleibe» würde. Er erhob
sich und verließ mit der Hausfrau den Saal. Tie schon recht laute Gesell-
schaft nahm von dem Aufbruch der Neiden kaum uoch Notiz; Manche hatten
ihn überhaupt nicht bemerkt. Nur Ulrich fchaute seiner Schwester nach und
konnte sich ihr unbefangenes Verhalten gar nicht erklären. Diese sichere
Gelassenheit nach dem, was eben vorgefallen war, war ihm ein Näthsel.
Sollte Brigitte nicht längst auf deu Gedanken gekommen fein, daß er dem
Doctor, der sich ohne jeden Abschied von ihr empfohlen hatte, die Thür
gewiefen haben mnßte? Uud wenn sich dies so verhielt, war sie denn des
Doctors so sicher, daß sie sich keiner Beunrnhignug hiugab, keine Frage
nach seinem Verbleiben äußerte? Na, warte nur, >Frm> Schwester! wenn
diese lästigen Gäste endlich aufgebrochen fein werden, dann werde ich Dir
reinen Wein einschenken, damit Dn erfährst, wie sich Dein Seladon ohne
besonders schweren Kampf in das Aufgeben feiner Geliebten gefunden hat!
Alle Weiber sind eitel; ich werde Deine Eitelkeit durch die Mittheilung

der reinen Wahrheit hoffentlich so tief verletzen, daß Du von Deiner Thorheit
für diesen Menschen ein für allemal kurirt werden sollst.
Brigitte hatte den Major über den Flur zur Thür eines nach der
entgegengesetzten Seite hinaus gelegenen Zinnners geführt. Dort klopfte
sie leise an und fragte dnrch die Thürspalte:
„Edith, darf ich Herrn von Uhlbeck mit hinein bringen? Wir halten
es drüben nicht mehr aus: die Herren Jäger bekommen rothe Köpfe und
werden unausstehlich.
„Bitte, nur immer herein!" tönte eine klangvolle Stimme zurück,
Brigitte überschritt die Schwelle des Musikzimmers, das gleichzeitig
als Ediths Aufenthaltsort diente, wenn dicfe nicht vorzog, eine Treppe
höher in ihrem dort gelegenen eigeneu Zimmer zu verweilen. Nur zögernd
folgte der Major. Edith hatte auf der Chaiselongue gelegen und beim
Schein der brennenden Lampe gelesen; man sah das noch offene Buch auf
dem Kleeblatt-Tischchen neben der Ehaiselongue.
„Wir haben Dich gestört," sagte die Tante verbindlich, „nun mußt
Tu das Maß Deiner Liebenswürdigkeit voll machen und uns etwas vor-
spielen . . . vielleicht einen Chopin ... Du weißt, daß Herr von Uhlbeck
für Chopin fchwärmt."
Das junge Mädchen richtete seine klugen Äugen nach dein Major, und
ein fast unmerkliches Lächeln glitt um ihre Lippen. Dann fchritt sie zum
Flügel, öffnete ihn und nahm auf dem geschnitzten Drehschemel vor ihm
Platz. Ihre geläufigen Finger begannen mit weichem und doch kraftvollem
Anschlage eine Chopin'sche Ballade.
Sie hatte den Doctor vorhin aus dem Hause eilen sehen und ihm
vom Fenster aus, das auf die nach Konradshall führende Straße ging,
sehnsüchtig nachgeschaut. Das; er sich ohne jeden Abschied von ihr empfahl,
das hatte sie mehr überrascht, als eigentlich betrübt; das war sonst seine
Art nicht, und mit dein scharfen Ahnungsuermögen des Weibes hatte sie
erkannt, daß ihn nur ein besonderer und unliebsamer Borfall zu fo vor-
zeitigem Rückzüge hatte treiben können. Die sichere Nuhe der Tante aber
ließ ihr diese Annahme nun wieder unbegründet erscheinen, und so war es
zuletzt doch eiu leiser Schmerz, der ihr junges, sich seiner Liebe noch gar
nicht recht bewußtes Herz jetzt zusammenkrampfen inachte. In dieser
Gemüthsuerfassung sollte sie nun spielen; ach! sie durchschaute die Tante,
warum sie ihr immer wieder den Major als Zuhörer zuführte; sie merkte
aber auch, daß der Major sich mir gezwungen in die ihn: von Brigitte
vorgeschriebene Rolle fügte. Und fo rangen denn Liebesgram nnd Spott,
Vesorgniß und stille Hoffnung, Sehnsucht und Trotz in ihrer Seele und
gaben ihrem Spiele einen eigenartigen, fesselnden Ausdruck.
Brigitte und Herr von Uhlbeck saßen hinter ihr auf der Chaifelongue
und fahen ihre zierliche Figur sich wie einen Schattenriß vor dem durch
die beiden Kerzen des Flügels erzengten Lichtschein bewegen.

Wie reizend sie sich hält! dachte Brigitte in mählich erwachendem
Neide, wie graziös sie die Anne bewegt! wie sicher nnd elegant ihre schlanken
Händchen über die Tasten gleiten! Ihre Ohreil sind nicht minder fein
und regelmäßig modellirt, wie die meinen! Ich mich blind gewesen sein,
daß ich dieses Mädchen sür ein unreifes häßliches Ding gehalten habe,
das mir nimmer gefährlich werden könnte! Um so energischer aber muß
ich den Major antreiben, sich dieses Schatzes zu bemächtigen! Wenn Achaz
erst merkt, daß ihm Edith unerreichbar ist, wird er mir gegenüber schon
wieder der Alte werden, den ich schon einmal um den Finger wickeln und
mit einem einzigen Blicke zu meinen Füßen niederzwingen konnte. Heimlich
stieß sie ihren Nachbar an und deutete auf die Spielerin, als wollte sie
sagen: Da, schauen Sie nur hin! ist sie nicht liebreizend und holdselii,
wie eine Fee?
Es hätte dieses heimlichen Anstoßes nicht bedurft. Herr von Uhlbcck
war ein Kenner weiblicher Schönheit, und wie leidenschaftlich er auch nach
seiner Nachbarin verlangte, sein ungetrübter Blick verrieth ihm, daß dort
am Flügel ein ganz besonderes Wesen saß, dessen Neize er mit dem
Worte „pikant" bezeichnet hätte. Wie ein Kunstenthusiast die Formen eines
schönen Bildwerkes auf's Eingehendste studirt, so verfolgte er mit rein ästheti-
schem Gennsse, völlig begierdelos, aber auch nicht die kleinste Linie über-
sehend, die weichen, fließenden Umrisse der Gestalt dort am Flügel, Dieses
junge Mädchen war eine der versprechendsten Knospen, die je dem Stamme
der holden Weiblichkeit entsprossen war, das sah und erkannte er mit täglich
wachsender Gewißheit; wenn diese Knospe, durch die Mittagsgluth der
Liebesleidenschaft zur vollen Entwickelung aufgeküsit, erst alle Blätter ihres
duftigen Zaubcrkelches entfaltet haben wird, dann wird neben diefein sichen
Haiderüslein die herbstliche Asternschönheit Nrigittens nur noch einen schweren
Stand haben. Aber er ist nun einmal in Vrigittens Banden gefangen,
und der Magnetnadel seines Herzens läßt sich keine beliebige andere Richtung
geben, sie zeigt, wie der Eompaß des Schiffers, immer nach demfelben
Pol. Wenn sich jedoch die schöne Frau an seiner Seite unerbittlich er-
weisen uud auf feiner Werbung um die holdselige Elavierspielerin dort
drüben eigensinnig bestehen sollte, nun — ein leises Schmunzeln irrte um
seine stolzen Lippen — dann wird er sich in das Unabänderliche am Ende
doch mit guter Mieue finden müssen, denn Edith ist schön, das muß ihr
der Neid lassen, und die Mitgift, zu der sich ihm Brigitte für diefen Fall
verpflichtet hat, ist auch nicht zu verachten.
Die letzten Accorde der Chopin'schen Ballade sind verklungen. Er
hat zwar, mit seinen Gedanken beschäftigt, nur mit dem äußern Ohre zu-
gehört, aber höflich klatscht er Beifall und ruft ein herzhaftes Bravissimo, und
wie er sich nach seiner Nachbarin umwendet, um auch diese zu einem Zeichen
des Beifalls aufzufordern, entdeckt er zu feiner Ueberrafchung. daß der Platz
neben ihm leer ist uud Frau Brigitte sich geräuschlos davongeschlichen hat.

Edith wendet sich am Flügel um und bemerkt das verdichte Gesicht
des Majors. Wie einen Pralltriller schickt sie ihren Worten einen silbernen
Lachton voraus, dann fragt sie:
„Haben Sie einen Geist gesehen?"
„Nein, das; ich ihn nicht sehe, das überrascht mich . . . Ihre Frau
Tunte ist verschwunden, als ob sie von der Erde verschluckt wäre."
„Und nun erschrecken Sie, das; Sie sich allein mir gegenüber befinden?
Auch ich würde mich vor diesem Alleinsein mit Ihnen fürchten, wenn ich
nickt ein unerschütterliches Vertrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit fette nnd
Ihnen nicht anmerkte, das; Sie von der Aufgabe, die Ihnen meine Tante
zumuthet, entsetzt zurückschrecken."
„Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein! Wenn Sie wirklich ahnen,
»m welche Aufgabe es sich handelt, Entsetzen verspüre ich vor ihr durch-
aus nicht ..."
„Doch, doch! Sic entsetzen sich vor düin Gedanken, das; Sie einem
Mädchen den Hof machen sollen, das Ihnen doch im Grunde Ihres Hertens
fo furchtbar gleichgiltig ist. Oh, bitte, stellen Sie es doch nicht in Abrede!
es läßt mir ja gerade in Ihrer Nähe die volle Unbefangenheit."
„So wifsen Sie, Fränlein Edith . . .? hat Ihnen Frau Hohenstein
denn Etwas verrathen?"
„Verräth sie sich denn nicht in Einem fort durch ihr Verhalten?
Warum hat sie uns denn jetzt allein gelassen? Sic sollen den Moment
benützen uud mir eine Liebeserklärung machen,"
„Bei Gott! ich staune über Ihre Hellsicht. Wenn ich nun den Er-
wartungen Ihrer Tante entspräche?" fügte er huldigend hinzu, denn das
fuße Nococogesichtchen mit seinen jetzt im tiefsten Purpur glühenden Wangen
erschien ihm immer bezaubernder.
„So würde ich Sie herzlich auslachen," gab sie munter und ohne
Zaudern zur Antwort.
„Oh, Sie schlaue Evastochter, diesmal irren Sie sich aber doch!"
„Nein, nein, ich irre mich nicht! und Sie, Herr von Uhlbeck, müssen
lieb und verständig sein." Sie hatte feine Hand ergriffen und hielt fie ver-
traulich fest. „Die Evastochter ist meine Tante," fnhr sie flüsternd fort; „wir
wollen aber ihrer Schlauheit unsere Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit entgegen-
fetzen. Sie werden mir nie mit Liebeswerbungen lästig fallen, und ich
werde Ihnen dafür eine dankbare Frenndin fein, fo dankbar, das; ich Sie
der Tante gegenüber immer als einen Ausbund von Herzensgüte und
Ritterlichkeit preisen werde. Wer weiß, ob das znletzt nicht Eindruck auf
meine Tante machen wird, denn, Herr von Uhlbeck, ich habe doch längst
gemerkt, daß Sie gar zu gern mein — Onkel werden möchten."
„Du ahnungsvoller Engel Du!" rief er, entzückt von ihrer ungekünstelten
und treuherzigen Art. Er zog das kleine Händchen an feine Lippen. „Zwar
weiß ich, daß es sich für einen unverheiratheten Mann nicht schickt, die

Hand eines jungen Fräuleins zn küsseu; ich auticivire aber hoffeutliä, ein
späteres Recht. Wir sind von nun an treue Verbündete, die sich vor
einander nicht mehr fürchten."
Sie nickte ihm dankbar Zu; ein Alp war^ von ihrer Seele. Dann
fragte sie vertraulich, in sofortiger Ausnutzung des neu geschlossenen Bundes:
„Warum ist der Doctor schon aufgebrochen? Warum hat er nicht
Adieu gesagt? ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen?"
„Sie fragen so antheilswnrm, Fräulein Edith, daß man den Doctor
beneiden möchte," scherzte der Major. „Ich kann Sie aber beruhigen, es
ist gar Nichts vorgefallen, wenigstens nicht, daß ich es wüßte. Ihre Tante
hatte den Doctor ans den: Eßsnale gerufen; bald folgte ihm Herr Blank
nach; dann muß sich der Doctor empfohlen haben, denn Herr Vlank nnd
Ihre Tante kamen ohne ihn wieder zu uns."
Aufmerksam hatte Edith zugehört; zwischen ihren dunkelblonden Augen-
brauen lag eine feine Falte.
„Sie hat ihn zu sich gerufen?" wiederholte sie langsam und in
scharfem Nachsinnen, „und der Wickel ist ihm nachgegangen? uud dann ist
der Doctor nicht mehr znr Gesellschaft zurückgekehrt? Da muß doch irgend
Etwas vorgefallen sein, was ihn vertrieben bat. Vielleicht erfahren wir's
durch irgend ein unbeabsichtigtes Wort der Tante."
„Nun, ich störe doch nicht?" fragte mit anzüglicher, leicht spöttischer
Betonung die wieder eintretende Brigitte, indem sie sich stellte, als ob sie
davon überzeugt wäre, daß ihr Kommen für die Beiden recht uuerwünscht
sein müßte. Dann fuhr sie, leicht aufseufzend, fort: „Ich mußte das Lebe-
wohl der Herren Nimrods über mich ergeben lassen ... es war sehr ge-
räuschvoll, denn die Herren haben wacker die Humpen geschwungen."
„Die Gäste sind schon fort?" rief der Major, sich plötzlich der schon
späten Stunde erinnernd, „ei, dann wird es anch für mich Zeit; ich darf
so wie so meinen Farmen Kutscher nicht zu lange warten lassen; er soll
morgen mit treiben helfen. Ucbrigens halte ich die Damen beim Worte:
der Kaffeebesuch, den Sie mir neulich versprochen, ist Ihnen nicht geschenkt."
„Wir werden ihn auch nicht vergessen," versicherte Brigitte, „nicht
wahr, Edith?"
„Gewiß nicht, liebe Tante," erklärte diese freudig, „wenn hier die
Unruhe der Jagd vorüber ist, dann erinnere ich daran."
Brigitte tränte ihren Ohren kaum. Diese Vereitwilligkeit, den Major
zu besuchen, war ihr bei Edith etwas ganz Neues. Hatte der kecke Soldat
ihre kurze Abwesenheit wirklich benützt nnd sich die Neigung des Kindes
schon halb gewonnen?
Man trennte sich in bester Laune, und erst, als Uhlbeck gegangen war,
gedachte Brigitte ihres Bruders, der ihr sicher uoch heute eine Scene machen
würde. Doch sie lächelte zuversichtlich; was konnte ihr der gute Ulrich
denn schließlich anhaben? seine Autorität nnr irgendwie anzuerkennen, dazu

war sie denn doch schon zu lange selbstständig; ihr Betragen ließ sie sich von Niemandem, auch nicht von ihrem Bruder, vorschreiben.

Es war in der elften Abendstunde; der Eßsaal war schon wieder aufgeräumt und alle Spuren des Gelages beseitigt. Edith hatte sich nach dem ersten Stockwerk begeben und dort ihr eigenes Reich aufgesucht, um ungestört an den zu deuten, der ihres Heizens Sonne und Wonne war. Brigitte hatte noch einen Spaziergang durch den Park gemacht, auf dessen Wegen der silberne Dämmerschei» des wachsenden Mondes lag; jetzt stand sie in der offenen Thür des Verandasaales, in dein vorhiu getafelt und poculirt worde» war, und fchaute hinaus in die geheimnißvolle Stille der Landschaft.

Nahende Tritte ließen sich hinter ihr vernehmen; sie wandte sich aber nicht um, sondern verharrte unbeweglich nnd verzog nur die Lippen zu einem stummen verächtlichen Lächeln. Sie wußte, wer sie da noch aufsuchte, und zu gründlicher Abwehr bereit, erwartete sie gelassen den brüderlichen Augriff.

Ulrich Blank, der nach dem Fortgang der Gäste ebenfalls einen einfamen Spaziergang, aber nicht durch den Park, wo er der Schwester begegnen konnte, sondern am Ufer der Aue entlang, in der Richtung nach Konradshall, gemacht nnd unterwegs das Verhalten feiner Schwester noch einmal gründlich in Betracht gezogen hatte, war jetzt dicht an Brigitte herangekommen.

„Erschrick nicht, liebe Schwester," begann er etwas unsicher, denn es war ihm peinlich, das auszusprechen, was ihn innerlich quälte, „ich komme nur. Dir gute 'Nacht zu wünschen.

„Du bist es, Ulrich?" fragte sie, sich zurückwendend uud die hohe Gestalt des Bruders iu dem ungewissen Lichte des Mondscheins scheinbar jetzt erst erkennend. „Sag mir um Alles in der Welt, was hast Du eigentlich mit dein Doctor Karmeck gehabt, daß er sich so ohne jedes Lebewohl, wie ein Marder vom Taubenschlage, uou hier fortgeschlichen hat?"

Das war für Herrn Blank denn doch einigermaßen verblüffend, daß sie gar nicht erwartete, bis er die bewußte Angelegenheit zur Sprache bringen würde, daß sie vielmehr den Spieß unikehrte und selber den Angriff eröffnete, in der unverkennbaren Absicht, ihn auf irgend eine Weife in's Unrecht zu fetzen. Seine Galle regte sich; mit leicht bebender Stimme stieß er scharf hervor:

„Du wählst Dein Bild ganz richtig: wie ein Marder vom Taubenschlage! Würde es Dich wundern, wenn ich den Marder verjagt hätte?"

„Diese Frage verstehe ich nicht," kam es kurz und schnippisch von ihren Lippen.

„So will ich deutlicher reden," versetzte der Bruder, den, das Blut «unmehr zu Häupteu stieg. „Ist es denkbar, daß Frau Brigitte Hoheustein, geborene Blank, uud der Doctor der Ehemie Achaz Karmeck

einander heimlich abküssen, ohne daß dieser Doetor auch nur im Traume
daran denkt, Frau Brigitte Hohenstein zu seiner rechtmäßigen Gattin
machen zu wollen?"
„Woher weißt Du das?"
„Er hat es mir selbst gesagt."
„Was hat er Dir gesagt?"
„Daß er nicht daran denke, um Dich zu werben."
„Warum nicht?"
„Warum nicht?" wiederholte Ulrich, das Ziel nicht erkeimend, auf
das Brigitte hinaus wollte. „Ja, das wird er wohl selbst am besten
wissen; wahrscheinlich, weil ihm ein Weib, das sich ihm so an den Hals
wirft, ein Greuel ist."
Brigitte lachte übermüthig auf.
„Du bist kein Menschenkenner, mein guter Ulrich,"
„Laß dieses erzwungene Gelächter, meine verehrte Schwester, mit
dem Du mich nicht täuschest. Er hat es mir selbst gestanden, daß er Dich
nicht begehrt; daß er sich Deine Küsse wohl gefallen läßt . . . mein Gott!
warum nicht? Dn bist leidlich hübsch, und er ist kein Kostverächter . . .
eine Frau, die aber so bequem zu haben ist, heirathet man nicht."
„Ah!" fuhr die Beleidigte empört auf, „Du uuterfängst Dich, mir
Derartiges iu's Gesicht zu sagen? Doch still, still! was ereifere ich mich
denn? es ist ja ein handgreiflicher Unsinn, den Du da vorbringst. Weißt
Du auch, mein kluger Herr Bruder, daß Achciz schon seit Iahreu mein
Freuud ist? daß er längst mir mehr geworden wäre, wenn er nicht arm
und dabei viel zu stolz wäre, sich als armer Teufel um die Hand einer
reichen Frau zu bewerben?"
„Das bildest Du Dir Alles nur ei»."
„Nein, das bilde ich mir nicht ein; das habe ich aus feinem eigenen
Munde gehört, vorhin, als ich Euch Beide belanfchte. Wenn Du mir
Märchen aufbinden willst, nmßt Du es schon ein wenig klüger aufangen."
Herr Blank biß sich aus die Lippen; es mar in der That kein Beweis
von Menschenkenntniß gewesen, daß er nicht als ganz selbstverständlich vor-
ausgesetzt hatte, Brigitte würde bei seinem Gespräche mit Karmeck heimlicher
Ohrenzeuge sein. Ungeduldig machte er ein paar Schritte in die Tiefe
des dunklen Saales hinein; dann kehrte er plötzlich um, kam wieder auf
Brigitte zu und stellte sich dicht vor sie hin.
„Weißt Du, daß ich Deine unverantwortliche Aufführung satt habe?"
zischte er mit nur mühsam unterdrückter Stimme durch die Zähne. „Ick
bin nicht Willens, mich dnrch die Kopflosigkeiten meiner Schwester bloßstellen
zu lassen! Wenn Dir an Deinem eigenen Rufe, au Deiner Würde als
ehrbare Frau nichts gelegen ist, so hast Du doch auf mich und meine
Stellung am fürstlichen Hofe Nücksicht zu nehmen. Da Du gelauscht hast,
so muht Du auch gehört haben, daß nur der Doctor feierlich gelobt hat.

nie wieder Deine Schwelle zu überschreiten; nach dieser Seite hin habe ich einen Niegel vorgeschoben. Ich trän' Dir aber nicht; Du wärest im Stande, dein von mir Verbannten schamlos nachzulaufen. Das lasse Dir aber gesagt sein, wenn Du Dich zu ferneren unüberlegten Schritten hin- reißen läßt, so geschieht ein Unglück . . . Die Ehre unseres Namens sollst Du nicht bestecken . . . hüte Dich, mich zum Aeußersten zu treiben!"

„Und so weiter! . . . spare Dir doch diese albernen Tiraden! Du scheinst in der That sehr besorgt um Deinen Credit bei Hofe. Ist Dein Adelsdiplom schon unterwegs? wie viel hat es Dich denn gekostet, daß Du so leicht in Hämisch geräthst?"

Sie fragte es kühl und spöttisch, in unerschütterlicher Nuhe.

„Es ist weit mit Dir gekommen, daß Du mir solche Beweggründe unterschiebst! Du hast kein Gefühl mehr für Sitte nnd Anstand!"

Sie zuckte leicht mit den Achseln.

„Hältst Du Dein Benehmen für musterhaft, wenn Du einer Dame die niedrigsten Schmähungen in's Gesicht schleuderst? Weil ich dem Doctor, meineni ältesten Freunde, den ich schon als Schultnaben auf dem Schooß gehalten habe, einen harmlosen Beweis meines Vertrauens und meiner Dankbarkeit gegeben, weil ich ihn flüchtig geküßt habe, so wie eine Mutter ihren Solm küssen würde, deshalb habe ich schamlos gehandelt? o pfui, über eine so jämmerliche Logik! wie kann ich mit Jemandem verhandeln, der so niedrige Anschauungen zum Maßstabe der Veurtheilung für das Be- nehmen Anderer macht? Es fchmerzt mich, daß Du diefen Mißton in den Freudenaccord unseres Wiedersehens bringen mnßtest. Hast Du mir sonst noch was zu sagen?"

Sie spielte mit großen, Geschicke die Beleidigte, und Ulrich fragte sich im Stillen, ob er am Ende nicht zu weit gegangen wäre.

„Liebe Brigitte," hob er in wesentlich milderem Tone an, „wenn ich Dir zu nahe getreten bin ..."

Doch sie unterbrach ihn:

.,Laß das, Ulrich! es giebt Dinge, die man nicht mehr vergißt. Wir werden uns über so Manches wohl nie mehr ganz verständigen. Du hast Deine Erfahrungen drüben in einem anderen Erdtheile gemacht und glaubst, weil ich hier in unferem lieben Norddeutfchland still gesessen, dak es mir müsse an Welt- ^und Menschenkenntnis; mangeln. Dem ist nicht so; ich kenne die Bestie, die sich Gesellschaft nennt, gut genug und weiß, daß sie mit Gier Jeden 'zerfleischt, der sich"muthwillig zwischen ihre Wolfszähne begiebt. Ich bin keine Einfalt vom Lande, die man auf Schritt und Tritt überwachen muß; ich lasse mich auch nicht schulmeistern, weder von Dir, noch von Andern: ich bin eine Frau und weiß, was sich schickt, und wenn ich Deiner Ansicht nach einmal die Grenze des Schicklichen überschreiten sollte, so sei überzeugt, daß ich es mit Bewußtsein, mit gutem Gewissen und in berechtigter Auflehnung gegen Ziererei, Heuchelei und Lüge thue . . .

Teil! Ädelsdiplom werde ich Dir nicht gefährden." Sie ließ ein etwas spöttisches Lachen hören und huschte mit einen, „Gute Nacht, Herr Bruder" in's Innere des Hauses.
Der Zurückgebliebene ballte ingrimmig die Fäuste; er wußte nicht recht, ob er der Schwester oder sich selber zürnen sollte.
Die Jagd am nächsten Tage hatte ein reiches Ergebnih; dreihundert und fünfzig Hafen wurden zur Strecke gebracht. Herr Ulrich Blank hatte seine rnhige Hand wiedergewonnen; über Nacht war ihm die Zuversicht gekommen, daß er für alle Fälle fein Haus gereinigt und jeder Gefährdung feines Rufes vorgebeugt hatte.
Ein kleiner Unfall trübte ihm aber auch diesmal die Freude des Tages: der erste und älteste Diener seiner Schwester, Friedrich Solger, dessen einjährigen Sprößling Frau Brigitte täglich während seines Bades zu besuchen pflegte, hatte beim letzten Treiben einen Schrotschuß in die Wade erhalten. Ulrich ließ ihn sofort in seinem eigenen Wagen nach Hause fahren. Frau Marianne Solger fing laut zn heulen an, als ihr der verwundete Eheliebste von zwei handfesten Konradshaller Arbeitern, die mit als Treiber gedient hatten, in die Stube getragen wurde. Brigitte uud Edith waren bestürzt hinzugeeilt. Brigitte vermochte sich aber in keiner Weise nützlich zn machen; sie erklärte, kein Blut sehen zu können, und mußte sich wieder zurückziehen, »m einer drohenden Ohnmacht vorzubeugen.
Mit fester, tapferer Hand hingegen half Edith der kopflosen Frau Marianne bei der ersten Hilfe, deren der Verwundete bedurfte. Es waren glücklicher Weise nnr vereinzelte Schrotkörner in seine Wade eingedrungen. Er wurde auf feinem Lager ausgestreckt und das verletzte Bein etwas höher gebettet. Edith beruhigte die besorgte Frau und versicherte ihr, daß, wenn der Arzt aus Konradsthal, nach dem schon geschickt war und der jeden Augenblick eintreffen mußte, die einzelnen Schrotkörner erst entfernt hätte, auch nicht der Schatten einer Gefahr mehr vorhanden fein würde. Solger selbst bemühte sich, zu lächeln und seiner Frau wieder Muth einzuflößen; die Verletzung wäre ja gar nicht der Rede werth; er hätte auch gar keine Schmerzen; nur ein Prickeln und Brennen empfände er in der Wade, als wenn sie mit Pfeffer eingerieben wäre.
Auf die Frage Ediths, wer denn fo unverantwortlich unvorsichtig gewesen wäre, ihn zu treffen, zuckte er mit den Schultern.
„Wer will das wissen? Wir waren schon ziemlich dicht an die Schützen heran, als so ein Racker von Fuchs plötzlich auftaucht und die ganze Linie der Schützen entlang, wie ein Pfeil, dahinfliegt. Hei! da knallte es los! pfiff, paff! ich glaube, nicht ein einziges Gewehr blieb uncibgefeuert; aber sie haben alle gepudelt, ha ha ha! Freund Netneke empfahl sich mit heiler Haut, und der einzige Pechvogel, der was erwischte, bin ich gewesen."

Daß er Herrn Ulrich Blank stark im Verdacht hatte, ihn mit der
Schrotladung beehrt zu haben, das sagte er nicht aus, aus Rücksicht auf
die Damen des Hauses; im Geheimen aber grollte er dem Bruder seiner
Herrin; die Jagd war seiner Ansicht nach ein Vergnügen für landsässige
vornehme Herren oder für waffenkundige Soldaten, wie der Herr Rittmeister
von Waldern einer war; wenn aber so ein amerikanischer Kaffeespeculant
die Flinte in die Hand nälnne, brummte er seiner Gattin zu, als Edith
wieder gegangen war, nun ja, dann wäre es wahrlich kein Wunder, wenn
auch sofort ein Unglück geschähe.
Schon am nächsten Tage war die Kunde von dem Unfall in ganz
Konradshall verbreitet, und alle Welt pries die Umsicht und Menschen-
freundlichkeit des lieben jungen Fräuleins, das in der Villa Hohenstein
Gesellschafterin spielen mußte, während man die Zimperlichkeit und Ueber-
empfindlichkeit der reichen Frau Hohenstein tüchtig verspottete. Auch Achaz
Karmeck erfuhr von dem Vorfall, und es fchmerzte ihn, daß er nicht nach
Tannbach hinaufeilen und sich durch den Augenschein von dem Befinden
des braven Friedrich Solgcr überzeugen durfte; am liebsten hätte er freilich
Edith wiedergesehen, aber er war ja aus dem Paradiese vertrieben, und
sein eigenes Wort stand als Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem
Eingange und wehrte ihm die Rückkehr.
Er litt nnter der unfreiwilligen Trennung, wie auch Tante und Nichte
Hohenstein die Lücke schmerzlich empfanden, die fein Fernbleiben erzeugte.
In der Villa war es wieder still geworden; die Periode der ersten Jagden
war vorüber; Ulrich Blank war wieder nach feinem Gute im nahen Fürsten-
thum abgereist und hatte seinen Iagdfreund, den Rittmeister, mit fortgeuomuum.
Trübe und gleichförmig schleppten sich die Tage hin; Edith weilte meist im
Musikzimmer und spielte ernste, getragene Sonaten oder melancholische Nacht-
stücke; Brigitte, die ihre Gewohnheit, den kleinen Fritz Eolger zn besuchen,
ganz vergessen zu haben schien, blieb in ihrem Boudoir verschanzt und
studirte dort „Jenseits von Gut und Böse". Sie hoffte, für Achaz, wenn
ihr das Schicksal ihn wieder einmal zuführen würde, durch die Kenntniß
Nietzsche's einen neuen Reiz zu gewinnen, und bemühte sich, die besonders
hervorstechenden und verblüffenden Sätze des merkwürdigen Denkers durch
immer wieder neues Lesen ihrem Gedächtnisse einzuverleiben. Wie freute
sie sich darauf, wenn sie dein Doctor z. N. würde zuraunen können:
„Mein lieber Achaz! die großen Epochen unseres Lebens liegen dort, wo
wir den Muth gewinnen, unser Böses als unser Bestes umzutaufen!" —
was er für Augen macheu würde, wenn er sie so würde sprechen hören!
Sie war eben eine von jenen Berlinerinnen, die gar zu gern durch den
Schein einer besonderen Bildung den Männern Saud in die Augen zu
streue« suchen. Ihr schöner Kopf mit der griechischen, etwas niedrigen
Stirn fing ihr bei dem ungewohnten Studium zu schmerzen an, und die
Nachtstücke und Sonaten Ediths dänchten ihr eine unerträgliche Störung;

sie flüchtete deshalb aus ihrem Boudoir nach dem Gartenhäuschen, wo
sie völlige Einsamkeit und Stille zu finden gewiß war. Die Aepfel waren
aus diesem Versteck entfernt worden, und zu größerer Behaglichkeit hatte sie
den dort befindlichen, aber nie benutzten Kamin wieder in Stand fetzen und
seinen Sims mit einer prächtigen Garnitur von bronzenen Armleuchtern uud
einer Zlococo-Slutzuhr verzieren lassen. Ein dicker, weicher Teppich deckte
jetzt den einfach gedielten Fußboden; schwere Vorhänge aus Seidendamast
verhüllten die Fenster, und gobelinsüberzogene Sessel und Ruhebetten
luden zum Sitzen ein. In diesen, duLn i'Ltiro, wie sie es mit Vorliebe
nannte, verbrachte sie jetzt ganze Nachmittage, und in den Pausen, die sie
bei ihrer anstrengenden philosophischen Lectüre machen mußte, wenn sie
nicht ganz verwirrt werden wollte, dachte sie sehnsüchtig an Achaz und nn
die Möglichkeit, wie sie den von ihrem täppischen Bruder Verscheuchten
wieder in ihre Nähe locken könnte.
Wenn sie dann Abends nach der Villa zurückkehrte und mit Edith in
dein großen Verandasaale, in dem sie sich nun doppelt einsam und ver-
lassen fühlte, den Thee nahm, pflegte sie wohl die Nichte mit allerlei Kreuz-
und Querfragen in's Verhör zu nehmen, um zu erfahren, ob der Major
endlich sein Versprechen wahr gemacht hätte. Die Antworten aber, die
Edith gab, waren stets so unbefangen, daß die Fragestellerin dem Zauderer
heimlich zu zürnen begann. Als daher Herr von Uhlbeck wieder einmal
in der Villa Tannenbach vorsprach, empfing ihn Brigitte ohne Zeugen in
ihrem Salon und brach unvermittelt in die vorwurfsvollen Worte aus:
„Sie halten Ihr Wort nicht, Titus! Edith trägt noch immer nicht
den Verlobungsring."
„Das ist nicht meine Schuld, fchüne und gestrenge Frau! uerurtheilen
Sie Keinen, den Sie nicht gehört haben."
„Es giebt keine Entschuldigung. Wenn Ihnen der oberste Kriegsherr
befiehlt, eine feindliche Batterie zu nehmen, fo haben Sie sie entweder in
Ihre Gewalt zu bringen oder Ihr Leben vor den Mündungen der Geschütze
zu lassen. Ist Edith nicht mehr werth, als eine Batterie? zögern Sie
immer noch, den Angriff zu wagen?"
Der Major zog mit kläglicher Miene die Schultern hoch und gestand
kleinlaut:
„Habe ihn ja längst gewagt."
„Nun? und . . .?" '
„Bin schmählich abgeschlagen worden. Sie hat mich freilich nicht ge-
tö'dtet, aber . . . ausgelacht."
„Und das haben Sie sich bieten lassen? Sie, Titus vou Uhlbeck?
den alle Welt den Fürsten von Fahrstedt nennt?"
„Was sollte ich thun? Ich kann doch ein wehrloses Mädchen nicht
zwingen!"

Brigitte überlegte. Er hatte das Alles scheinbar recht trübselig, aber
mit so leicht zu durchschauender Zufriedenheit gesagt, daß sie irgend ein
Abkommen zwischen ihm und Edith zu ahnen begann. Dem Major war
die Sprödigkeit des Mädchens offenbar ganz recht, denn sie gestattete ihm,
immer noch auf ihre, Vrigittens, Gunst zu hoffen, und Edith war eine
Schlange, die möglicherweise mit dein Major Freundschaft geschlossen hatte,
um an ihm einen Bundesgenossen zu gewinnen, der zwischen ihr und dem
Doctor vermitteln konnte.
„Sie sind ein unzuverlässiger Frennd, Titus!" grollte sie endlich laut
auf. „Wenn Sie nur ernstlich wollten, Sie wären sicher längst am Ziele.
Ich werde mit dem einfältigen Kinde sprechen und ihr den Kopf zurecht
fetzen; wenn Sie Ihren Antrag wiederholen, sollen Sie Edith geneigter
finden."
Er hätte ihr gern abgerathen, irgend welchen Zwang auf Editb aus-
zuüben; aber er fürchtete, sie durch seinen Widerspruch noch zu rücksichts-
loserem Handeln anzutreiben; deshalb schwieg er und hoffte im Stillen ans
seinen guten Stern, der ihm bisher noch immer geleuchtet hatte.
Am nächsten Morgen gab es eine heftige Auseinandersetzung zwischen
Brigitte und ihrer Nichte. Was sie sich denn einbildete? rief ihr die
Tante empört zu, ob sie dächte, daß ein Prinz aus dein Märchenlande
um sie werben würde? Herr von Uhlbeck hätte ihr, Brigitten, gestanden,
daß er seinen Antrag in aller Form gemacht hätte, aber kurz und bündig
abgewiesen worden wäre, Ob Edith denn daran gedacht hätte, welch'
glänzendes Loos ihr der Major biete? Wenn ein armes Mädchen, die
Tochter eines Vankerotteurs, als Herrin und Gebieterin in das Fahrstedter
altadelige Schloß einziehen könnte nnd dabei noch einen so eleganten und
ritterlichen Gemahl, wie den Major, gewänne, dann müßte sie doch Gott
auf Knieen danken und nicht so heillos verblendet sein, ihr Glück von
der Schwelle zu weiseu.
Edith war in Thronen ausgebrochen und hatte schluchzend geäußert,
daß sie den Major nicht liebe, daß sie aber, wenn ihr die Tante daraus
einen Vorwurf machte, fehr gern ihr Bündel schnüren und ein Haus ver-
lassen wollte, für dessen Gastlichkeit sie nun einmal nicht in der von der
Tante gewünschten Weise Tank sagen könnte.
„Larifari! das sind Albernheiten!" hatte Brigitte ungeduldig erwidert,
„wovon wolltest Tu allein denn leben?"
Da hatte sich Edith aber so hoch aufgerichtet, wie es ihr kleines, zier-
liches Figürchen überhaupt gestattete, und mit stolzem S elbstbewutztsein ge-
antwortet:
„Von meiner Hände Arbeit! ich werde nicht verhungern; als Gouvernante
oder Elavierlehrerin werde ich mir noch immer das tägliche Brot verdienen
tonnen!"

Wie hübsch sie aussah, als ihr so von Stolz und Zuversicht die Wangen
glühten und aus den dunkelblauen Augen das Feuer der Jugend und des
unzerstörbaren Lebensnmthes sprühte! Brigitte fühlte ein menschliches Rühren.
Sie trat näher an die Schluchzende heran und strich ihr mit sanfter Hand
über den blonden Scheitel:
„Dummes Kind! so weine doch nicht! denkst Dn, ich würde Dich schutz-
und mittellos hinausziehen lassen in eine feindliche Welt? Es ist ja nur
liebevolle Sorge um Dich und Deine Zukunft, die mich beseelt. Zwingen
will und kann ich Dich nicht; ich hoffe aber bestimmt. Du wirst Dich bei
längerer Vekmmtschaft mit dem Major doch endlich noch auf Dein wahres
Glück besinnen. Und nun trockne Deine Thränen! so schrecklich traurig ist
die Sache wirklich nicht."
Das Schluchzen des gequälten Mädchens verstummte, und Brigitte
rauschte hinaus, um wieder ihr Gartenhäuschen aufzusuchen.
Als Edith allein war, hob sie trotzig das noch thrünenfeuchte Angesicht
und murmelte hinter der Entschwundenen her:
„Du täuschest mich nicht! Du willst mich mit dem Major vereinen,
damit Dir die Bahn frei wird, auf der Du ihn erobern mochtest! Achaz!
Achaz! ach, wenn Du ahntest, wie man mich peinigt, würdest Du wohl
herzueilen, mich zu erlösen?"
Ueber Brigitte war von jenen: Tage an eine stille, eifrige Entschlossen-
heit gekommen; sie hatte einen Plan erdacht, der sie doch noch zum Ziele
führen sollte und an dessen Ausführung sie mit aller jener Thatkraft und
Verschlagenheit heranging, deren nur die wildeste, um jede Selbstbeherrschung
gekommene Leidenschaftlichkeit fähig ist. Solche Perioden eines übermächtigen,
alle Bedenken und alle weibliche Zurückhaltung übertäubenden Liebessehnens
kommen wohl einmal im Leben jener reifen Frauen vor, die um den
Frühling einer echten, wahren, beseligenden Liebe betrogen wurden und nun
noch unmittelbar vor dem Ende ihrer zweiten und letzten Vlüthe alle jene
Wonne durchkosten mochten, die das liebende Herz nur erfährt, wenn es
noch nicht Herbst in ihm geworden ist.
Heimlich und alle Möglichkeiten erwägend, traf sie ihre Vorbereitungen.
Es war November, und Bruder Ulrich war mit dem Rittmeister
wieder auf ein paar Tage nach Tannbach gekommen, um zu jagen. Sie
machte die liebenswürdigste Wirthin, muhte aber immer erst gesucht werden,
wenn die beiden Herren von der Pürschjagd heimkehrten; wenn sie dann
im Gartenhäuschen gefunden worden war, dann bat sie um Entschuldigung,
daß sie mit ihrem Buche so gern dorthin flüchtete, wo es still und einsam
wäre und kein störender Laut ihre Lectüre beeinträchtigen könnte.
Am letzten Iagdtage — der Rittmeister wollte schon in aller Frühe
des nächsten Morgens abreisen — waren beide Herren zeitig aufgebrochen,
und da heute das ganze hügelige Waldgelände bis nach Fahrstedt hinauf
abgepürscht werden sollte, so war ihre Rückkehr erst mit Eintritt der Dunkel-
^

heit zu erwarten. Als der Wagen die Herren entführt hatte, lehrte Brigitte, die ihnen bis vor die Hausthür das Geleit gegeben hatte, in ihr Zimmer zurück und eilte au ihren Schreibtisch. Mit fliegender Hand warf sie ein paar Zeilen auf eine» Zettel, steckte den Zettel in einen duftigen Umschlag, uud «ersah diesen mit der Auffchrift: „An Herrn Toctor Karmeck — Konradshall."

Dann klingelte sie.

Der bald darauf eintretende Diener fragte nach ihrem Befehl.

„Sie können ohne jede Beschwerde wieder einen weitereu Weg machen, Friedrich?"

„Sehr wohl, gnädige Frau. Mein Bein ist wieder völlig heil; wenn's nöthig ist, laufe ich bis nach Berlin. Das gnädige Fräulein hat mich ja fo sorgsam gepflegt . . . ach, ich werde ihr's nie vergessen!"

„Gut, Friedrich. Heute solleu Sie zeigen, daß Sie auch für mich, Ihre Brotherriu, Etwas übrig haben und zuverlässig und verschwiegen sind."

„Das bin ich, gnädige Frau. Stellen Sie mich nur auf die Probe; ich kann schweigen, wie's Grab."

Brigitte erhob sich und trat dem ihr ehrlich iu's Gesicht schauenden Diener näher.

„Hier, Friedrich, ist ein Briefchen, das Sie fofort nach Konradshall an die Adresse des Herrn Doctor Karmeck besorgen werden. Sie müssen sich gleich auf deu Weg machen, fagen aber keiner Menschenfeele, wohin Sie gehen und wem Sie Etwas bringen. Das Nriefchen legen Sie persönlich in die Hand des Doctors — verstanden? ^ und lassen sich mündlich oder schriftlich Antwort geben. Sollten Sie meinen« Bruder begegnen — es ist dies zwar nicht anzunehmen, da die Herren uach Fahrstedt zu jagen und dort mit dem Major zusammentreffen wolle» . . . aber angenommen, Sie begegneten ihm, so halten Sie auch ihn« gegenüber reinen Mund. Kanu ich mich auf Sie verlassen, Friedrich?"

„Wie auf's Evangelium, guädige Frau! werde Alles auf's Gewissen-hafteste besorgen."

„Ich danke Ihnen, Friedrich; es soll Ihr Schade nicht sein." Sie bot ihm die Hand, die der treue Diener ehrfurchtsvoll au feine Lippen zog.

Als Friedrich fortgeeilt war, schritt sie nachdenklich auf dem Deppich hin und her.

„Der Würfel ist gefallen," murmelte sie halblaut vor sich hiu, „nun gebe der Gott der Liebe, daß ich mein Spiel gewinne!"

In einem Wandschränkchen suchte sie jetzt nach einem Hammer und ein paar starken Nägeln. Als sie diese Dinge gesunden hatte, steckte sie sie zu sich, ergriff ihren Nietzsche und begab sich durch den Verandasaal nach dem Garten.

Es war ein trüber Novembervormittag. Von den nur noch spärlich an den Aesten hängenden vergilbten Blättern tropfte es dann und wann

auf das durchfeuchtete Erdreich hinab; auf den Gartenbeete» leuchtete aber
hier und da noch eine fröstelnde Spätrose oder eine fchon durch die Kälte
der Nacht angekränkelte Pelargonie.
Brigitte hatte für die Wandlungen der Natur heute kein Auge; sie
zog zwar den lichten Kaschmirshawl etwas fester um ihre Schulten', aber
ne vollführte diese Bewegung rein mechanisch, ohne sich des Zweckes dabei
bewußt zu werden. Ihre Gedanken waren auf ganz andere Tinge gerichtet;
das prickelnde Vorgefühl dessen, was sich heut Nachmittag ereignen würde,
lief ihr wie ein wollüstiger Schauer durch die Nerven.
Auf der Grenze der Gartenpartien nnd des eigentlichen Parkes traf
sie den alten Gärtner, der ehrerbietig feinen Nechen bei Seite stellte nnd
die Kappe zog.
„Guten Tag, Wendler," grüßte sie zurück, indem sie ihre Schritte
hemmte. „Ob Friedrich heute schon das Gartenhäuscheu besorgt hat?"
„Zu Befehl, gnädige Frau," verfehle der Alte mit etwas meckernder
Stimme, „er war fchon dort; das Kaminfeuer hat aber mein Sohn an-
gezündet."
„Der Wilhelm? gut, Weudler! Euer Sohn soll mir so viel Hol;
in den Korb am Kamin legen, daß sich das Feuer den ganzen Tag über
unterhalten läßt ... es ist frisch heut."
„Der Holzkorb ist gefüllt; Wilhelm hat es schon auf mein Geheis;
gethan, weil ich mir sagte, der Nebel fällt, und das giebt einen feucht-
kühlen Tag."
Brigitte nickte ihm zufrieden zu und setzte ihren Weg fort.
Endlich erreichte sie das Gartenhäuschen, in dem sie einst mit dem
Major Schutz gesucht hatte gegen die Unbill d»5 Gewitterstnrmes. Sie
betrat es aber noch nicht, sondern ging weiter bis zur nördlichen Grenze
des Parkes, wo sich das eiserne Gitter auf dem Brücklein befand, das
über die Aue führte. Sie zog den Gitterschlüssel, den sie mitgebracht hatte,
aus der Tasche, steckte ihn in's Schloß und drehte ihn ein paarmal hin
und her, um sich zu vergewissern, daß es auch der richtige Schlüssel war.
Tann zog sie ihn wieder ab und ließ ihn in die Tasche znrückgleiten. Das
Gitter war unversverrt geblieben.
„So!" sagte sie zu sich selber, jetzt kann es keiner meiner Leute
schließen, denn diesen einzigen Schlüssel werde ich vor Abend nicht aus der
Hand lassen.
Sie kehrte um und begab sich jetzt erst in das Gartenhäuscheu.
Eine angenehm! erwärmte Lust schlug ihr entgegen, als sie ihr buen
retirc» betrat. Friedrich hatte hier schon am frühen Morgen Ordnung ge-
schaffen; der Gärtner hatte die Blumen auf dem Blumentische versorgt, und
des Gärtners Sohn hatte, ganz wie der Alte versichert hatte, ein lustiges
Feuer im Kamin entzündet und den eleganten Bronzckorb neben dem Kamin
mit trockenen Vuchenkloben angefüllt.

Vngitte schritt an's Feuer und rieb sich die klammen Hände. Ter
röthliche Schein der prasselnden Scheite übergas; ihr Antlitz und ihre wohl-
gepflegten weißen Hände mit zuckenden Purpurlichtern. Tann lief; sie
ihren Blick rundum gehen und lächelte zufrieden: ein traulicheres Versleck
für ein Stelldichein, ein behaglicheres Nest für eine Liebesscene war kaum
zu denken. Achaz! wenn ich Dich nur erst glücklich hier hätte! wenn ich
Deinen blondgelockten Siegfriedskopf nur erst zwischen meine Hände nehmen
und küssen dürfte!
Sie sah nach dein Zifferblatt der Nococo-Uhr auf dem Kaminsims
und seufzte. Erst Elf! Noch sechs Stunden Wartezeit! Würden ihre Nerven
diese unendlich lange Spannung ertragen?
Daß er kommen würde, bezweifelte sie keinen Augenblick. Er hatte
sich ja nur verpflichtet, nie wieder die Schwelle ihres Hauses zu über-
schreiten i wenn er also ihrer Einladung nach dem Gartenhäuschen folgte,
so war dies, wörtlich genommen, kein Bruch des Versprechens. Freilich,
er war ein gewissenhafter Mann und nahm Alles fo ernst und schwer,
daß er vielleicht auch hierin eine Verletzung seines Versprechens finden
würde; aber sie hoffte auf die Wirkung ihrer geheimnißuollen Andeutung,
daß sie ihn wegen Ediths sprechen müßte. Das muhte wirken und jedes
etwaige Bedenken zerstreuen! Die Vieldeutigkeit dieser Ausdrucksweise
sollte der Köder sein, der ihn in die Falle lockte.
Als sie ihre weißen Hände wieder durchwärmt hatte, schritt sie zur
Thür und drehte den von innen steckenden Schlüssel um: der Zugang war
gesperrt. Nun langte sie Hammer und Nägel aus ihrer Tasche und begab
sich au die Fensterseite des ziemlich großen Gemaches. Es waren zwei
Fenster vorhanden, die der Eingaugsthür gegenüber nach Westen in den
Park hinausgingen, Sie stieg auf seinen Sessel und vernagelte erst die
beiden Flügel des einen, dann die des andern Fensters. Sie schlug die Nägel
oberhalb des Wirbels so hoch in das Fensterkreuz, daß ein auf dem Fuß-
boden Stehender, der schnell einen Flügel aufreiße» wollte, nicht gleich die
Ursache des Widerstandes gewahr werden konnte. Als sie diese Verrichtung
beendet halte, verschloß sie den Hammer im Schreibpulte, das zwischen den
Fenstern stand, und lächelte wieder still vor sich hin.
Auf der Ottomane neben dem Kamin ausgestreckt, versuchte sie nun
zu lesen.
„Ach, der Wissende des Herzens verräth, wie arm, dumm, hilflos,
aumaßlich fehlgreifend, leichter zerstörend als rettend, auch die beste, tiefste
Liebe ist!" Sie starrte auf die Zeilen und stieß dann einen Seufzer aus, der
beinahe wie ein Wimmern klang. Dann warf sie das Buch heftig neben
sich auf das mit gestickter rother Seide überzogene Kleeblatttischchen und
sprang jählings ans.
„Nein, nein!" rief sie den Kopf energisch schüttelnd, „es ist nicht wahr!
Nicht zerstören will ick Dich, Du Süßer, Du Kluger und Starker; ich

will Dich retten vor Dir selber, vor einer Verirrung Deiner Phantasie;
in meine Arme, an mein Herz gehörst Du! die Andere laß dein Herrn
von Eulenschnabel, ha ha ha! der, wie ein Pudel, nach meinem Kommando
über den Stock springt und auch aus dem Wasser apportiren würde,"
Wieder stürmte sie rnhelos im Zimmer hin und her. Sie konnte
nicht mehr lesen; das Fieber der Erwartung durchglühte sie; das Blut
tobte ihr heiß und in beflügelten Pulsen durch die Adern.
„Ich will hinüber gehen und mich zu schmücken beginnen," sagte sie
halblaut, „zu schmücken für ihn, den einzig Geliebten!"
Sie legte noch ein paar Scheite in den .^amin, damit das Feuer
im Gange bliebe; dann hüllte sie sich in ihren Shawl, öffnete die Thnr,
zog den Schlüssel ab und trat hinaus in die feuchttuhle Luft. Tief alhmete
sie auf; die Frische des Novembertages that ihren erhitzten Sinnen wohl.
Nun schloß sie ihr trauliches Versteck von außen wieder ab, steckte
den Schlüssel in die Tasche und trat den Rückweg nach der Villa an.
Es war erst eine halbe Stunde nach Mittag; Friedrich läutete gerade
die Frühstücksglocke im Eorridor.
„Es ist gut," rief sie ihm zu, „das gnädige Fräulein wird es schon
gehört haben. Um sechs Uhr ist unser Diner. Legen Sie sechs Gedecke
auf! Mein Vruder wird wohl Gäste mitbringen."
Sie hatte es laut gesagt. Jetzt trat sie näher und fragte mit
flüsternder Stimme:
„Haben Sie's ihm selbst gegeben?"
„Zu Befehl, gnädige Frau," raunte Friedrich, sich vorsichtig um-
schauend. „Er hat es auch gleich gelesen; ich soll der gnädigen Frau
melden, daß er Alles genau besorgen werde."
„Genan besorgen werde," wiederholte sie, glückselig lächelud, nachdem
sie dem Diener ihren Dank zugenickt hatte. „Oh, der prächtige Mensch!
Genau besorgen werde! Wie klug und discret! Jetzt vermuthet Friedrich, daß
ich dem Doctor nur einen Auftrag zu irgend welchem Einkauf gegeben habe!"
Beim Frühstück war sie gegen Edith die Güte selber; aber sie aß
nur wenig, und das Wenige nahm sie zerstreut zu sich.
„Wir müssen uns eilen. Um sechs Uhr haben wir die Henkero-
mahlzeit für den Rittmeister, der morgen früh abreist. Da gilt es, uns
fchön zu machen. Tu solltest das rosaseideue mit den gelblichen Spitzen
anziehen, Edith; das steht Dir vortrefflich. Herr vcm Uhlbeck wird wohl
auch kommen."
Um Ediths Lippen spielte ein spöttisches Zucken,
„Es ist mir wirklich gleichgiltig, ob ich dem Major gefalle oder nicht;
wenn Du es aber wünschest, liebe Tante, will ich mich gern ein wenig
schmücken."
Edith zog sich zurück, und auch Brigitte suchte ihr Ankleidezimmer
im ersten Stockwerk auf.

Die schöne Frcm war heute schwer zufrieden zu stellen; sie grollte
ihrer Jungfer, daß diese es nicht verstände, ihr das reiche, seidene Haar
gefällig zu ordnen. Immer wieder wußte der griechische Haarknoten, dessen
tiefdunkler Schimmer an die Farbe reifer Brombeeren erinnerte, gelöst und
etwas höher gesteckt werden, bis endlich die Ermüdete erklärte, nun wäre
es genug; sie — die Jungfer — würde wohl nie lernen, den Anforderungen,
die man an sie stellte, gerecht zu werden. Als Brigitte das schwarze
Sammelkleid mit den, gelbseidenen Ausputz übergestreift hatte, trat sie
dicht vor den Spiegel und ließ sich das Körbchen reichen, das der Gärtner
mit frisch im Warmhause geschnittenen Blumen hatte füllen müssen. Sie
versuchte erst ein paar Rosen, die sie vor die Spitze ihres Mieder-Aus-
schnittes hielt, warf sie aber, sofort in den Korb zurück: sie waren ihr zu
roth. Nicht besser erging es dem Vcilchenstrauße — diese Veilchenfarbe
paßt nur für Backfische oder alternde Matronen! murmelte sie verächtlich,
was soll das mir? Endlich fanden ein paar rosa Nelken Gnade vor ihren
Augen. Sie ließ sich eine in's Haar stecken und befahl der Jungfer, die
noch übrigen zn einem Sträußchen zu vereinen, das sie vor ihrem Busen
befestigte. Während sie dann, auf dem Ruhebett sitzend, verschiedene
juwelenfunkelnde Armbänder über ihre Handgelenke streifte, mußte ihr die
knieende Jungfer schwarzseidene Zmickelstrümpfe und ein Paar zierliche
Ziegenlederschuhchen anziehen. Sie streckte die glücklich beschuhten lleinen
Füßchen unter dm schweren Sammetfalten des Kleides hervor, betrachtete
sie selbstgefällig und sag!e:

„Es ist gut, Elise; Du kannst jetzt gehen."

„Befehlen gnädige Frau die Schminkdose? Ich habe sie dort auf
den Toilettentisch . , ."

„Was fällt Dir ein?" wurde sie heftig unterbrochen, „glaubst Du,
daß ich täglich ihrer bedarf, weil ich sie für gewisse Gelegenheiten bereit
halte? Merke Dir: Uebereifer kann auch unbequem werden, besonders,
wenn er mit Dreistigkeit gepaart ist. Geh!"

Jungfer Lieschen zog ein Mäulchen und verließ, fcheinbar zerknirscht,
das Zimmer. Draußen aber machte sie ein schadenfroh triumvhirendes
Gesicht und kicherte in sich hinein:

„Das hat gesessen! Sie mußte doch einmal erfahren, daß Unsereine
auch Augen hat . . . wenn ich auch arm bin und weder Summet noch
Brillanten trage, meine rolhen Wangen sind wenigstens echt; ich brauche
sie mir nicht anzustreichen."

„Gott sei Dank, daß ich die Gans los bin," seufzte Brigitte, als sich
die Jungfer entfernt hatte; „wo sagte sie doch, daß sie die Schminke hin-
gestellt habe? auf den Toilettentisch? Ach, richtig! hier ist sie."

Sie nahm das Porzellandöschen, setzte sich behaglich vor den kleinen
Stehspiegel des Toilettentisches nieder und begann mit einem in das
Karmin des Düschens getauchten Wattebäuschchen langsam und vorsichtig

ihre Wangen zn betupfen. Voll hoher Genugthuung über die Wandlung,
die die Spuren dieses Verfahrens ihren: Aussehen verliehen, lächelte sie
dem Spiegelbilde im Krystallglase gefallsüchtig entgegen.
„Ich will heute schön sein!" rief sie leuchtenden Auges, „ich will
ihn bestricken und bezaubern! Aber nur nicht zu viel Roth! Dämpfen wir
es ein wenig ab, den Schein der Natur zu wahren!"
Sie drückte die Puderquaste in die offene Schachtel mit Neismehl
und fuhr mit ihr über Stirn, Wangen und die geschlossenen Augenlider.
Ein nur matt glänzender pfirsichartiger Flaum vo» allerzartestem Fleischton
lag jetzt auf der Haut ihres Angesichtes. Selbstgefällig neigte sie de»
schönen Kopf von der einen zur ander» Seite, sich dabei scharf und un-
ausgesetzt im Spiegel musternd. Die erdbeerrothen Lipven, die keiner Nach-
hilfe mit Farbe bednrften, ein wenig öffnend, prüfte sie das tadellose
Weiß ihrer gesunden Zähne. Sie war zufrieden; selbst der schärfste und
unbarmherzigste Kritiker würde ihre Schönheit gelten lassen müssen!
Nun stand sie auf und wandelte langsam im Zimmer auf und ab,
gelegentlich immer wieder vor dem großen Pfeilerspiegel stehen bleibend
und den Faltenwurf ihres vortrefflich sitzenden Kleides musternd. Plötzlich
glaubte sie zu bemerken, daß das eine ihrer Armbänder mit den drei
grünlich funkelnden Smaragden eine» Mißto» in die Farbensymphonie ihrer
Erscheinnng brächte-, sie legte es ab und suchte unter ihreu zahllose»
Schmuckstücken, die sie in einem kunstvoll gearbeiteten schmiedeeiserne»
Kaste» verwahrte, nach einem andern Neifen, der mit Brillanten und
Perlen reich verziert war. Sie streifte ihn zu den übrige» auf ihr Hand-
gelenk und prüfte mit Genugthuung den Eindruck, den die Zusammen-
stellung ihres Schmuckes machte: nur Gold, Perlen und Brillanten! kein
«»derer bunter Stein! das mußte wirken! Für das Zuviel ihrer Schmuck-
gegenstände hatte sie kein Auge oder kein Verständnis^ daß das halbe
Dutzend schwerer Goldreifen, das auf jedem ihrer Arme faß, bei jeder
Armbewegung klimperte wie das Schellengeläut eines Schlittens, das störte
sie nicht und flößte ihr auch nicht die Sorge ein, daß man ihre Ueber-
ladung mit Schmuckfache» für das Zeiche» eines Emporkömmlingsgeschmackes
halten könnte.
Es war gegen drei Uhr, als sie ein paar Tropfen Veilchenduft auf
das Tuch gesprengt hatte, in das sie sich beim Durchschreiten des Gartens
einhülle» wollte. Diese nur flüchtige Berührung mit einer duftgetränkteu
Umhüllung mußte ihrem Anzüge einen feinen, aber genügenden Hauch vo»
Wohlgeruch geben; sie gehörte nicht zu jenen Damen, die eine Verschwendung
scharfer Riechmittel am eigeuen Leibe liebe» und sich dadurch unbewußt
iu den Verdacht bringen, daß sie eine widerliche natürliche Ausdünstung
durch künstliche Mittel zu verdecken haben. Nun gab es für sie hier Nichts
mehr z» schaffen. Sie nah,» noch de» Park-, und den Gartenhausschlussel

an sich, verlieh das Zimmer, stieg nach dem Erdgeschoß hinab und betrat den Eßsaal.
Dort war Friedrich gerade mit Herrichtung der Tafel beschäftigt, und der alte Wendler stand neben ihm und reichte ihm Blumen zur Füllung der Tafelaufsätze.
Brigitte warf einen kurzen Blick über den von Silber und Krystall funkelnden Tisch; dann sagte sie zum Diener:
„Ich gehe nach dem Gartenhäuschen und will dort lesen. Die Lampen dort sind doch gefüllt?"
„Zu Befehl, gnädige Frau; soll ich sie anzündeu gehen?"
„Noch nicht; es ist noch hell genug. Ich werde sie mir später selbst anzünden. Ich will von Niemandem gestört werden."
„Zu Befehl, gnädige Frau."
„Hören Sie?" wandte sie sich an den alten Gärtner mit etwas er-hobener Stimme, „ich will von Niemandem gestört werden ... zur Essenszeit komme ich ungerufen zurück."
„Hab's verstanden, gnädige Frau. Die Arbeiter sind so wie so in den Warmhäusern beschäftigt; es ist Niemand im Part, der stören könnte."
Sie schritt nach der Gartenthür, wandte sich noch einmal um und winkte den Diener zu sich.
„Wenn mein Bruder zurückkehrt und Sie etwa nach mir schicken sollte, dann melden Sie ihm, daß ich streng verboten habe, mich zu stören. Sie lassen sich nicht schicken! Verstehen Sie? Sie sind in meinem und nicht in Herrn Blanko Dienste. Wenn Herr Blank mich sehen will, dann mag er sich selber bemühen."
Friedrich verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß er begriffen hatte; eine Rückäußerung seinerseits zu dieser ihm unverständlichen Anordnung würde ihm unehrerbietig erschienen sein.
Nun erst verließ Brigitte den Saal und strebte zwischen den Teppich-beeten des Gartens hindurch dem Parke zu.
Es war kälter geworden. Die Dünste hatten sich verzogen; der Himmel war höher und klarer; bei völliger Windstille schien eine Frost-nacht bevorzustehen. Die einsam Wandelnde schlug unwillkürlich ein schnelleres Marschzeitmaß ein. Vorsichtig setzte sie ihre zierlich beschuhten Füßchen auf den noch feuchten Kies der Wege; die Spuren ihrer Fuß-eindrücke waren klein, aber fcharf und energisch geprägt.
Ohne eine Pause zu machen, ging sie dnrch die ganze Tiefe des Parkes bis zur Grenzbrücke über die Ane. Sie überzeugte sich, daß das Gitter nur angelehnt war. Nun machte sie Kehrt, begab sich über die Lichtung nach dem Gartenhause und überschritt die Schwelle.
Das Feuer im Kamin brannte mir noch schwach; geschäftig legte sie einige Scheite nach. Dann warf sie ihr Umschlagetnch auf einen Stuhl und trat vor den Spiegel, um ihren Anzug zu prüfen. Sie zupfte ein

paar Falten zurecht und strich ein Haarsträhnchen, das etwas aufrührerisch in die Stirn hing, in den Scheitel zurück. Nun ging sie wieder zur Thiir, langte den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in's Schloß und drehte ihn um; vorläufig sollte hier noch Niemand eindringen können.
Die Stutzuhr auf dein Kaminsims zeigte Vier. Nie qualvoll langsam die Minuten schlichen! Es fing an, dunkel zu werden; sie zündete die Kerzen in den bronzenen Armleuchtern neben der Stutzuhr au; ebenso setzte sie die Säulenlampe in Brand, die auf einem Wandtischchen stand und einen breit ausladenden, mit schwarzen Spitzen besetzten, rothseidenen Schirm trug. Die rotheu Sessel und Vorhänge leuchteten im Schein des Lichtes magisch auf, uud das Prasseln des Kaminfeuers erzeugte die Täuschung, als ob das gauze Gartenhäuschen ein Flammenmeer wäre; sie aber, Vrigitte, war wie der sagenhafte Feuer-Salamander, der sich in diesem Flammenmeere wohl fühlte.
Sie begab sich au die Fenster und vergewisserte sich, daß sie noch fest vernagelt waren. Dann zog sie die weiß lackirten, in mehrere Fächer gebrochenen und in eine Vertiefung der Fensternischen-Mauer zurückgeschlageneu Laden aus ihrem Lager und blendete die Scheiben, so daß Niemand von draußen in den erleuchteten Naum hineinzusehen vermochte.
In eineni Sessel ausgestreckt saß sie dann vor dem Kamin und blickte starren Auges und fcharf angespannten Gehörsinns in das flackernde Feuer. Weun Alles so verlief, wie es ihr auschlägiger Kopf sich ausgedacht hatte, dann mußte sie noch heute Abeud am Ziele ihrer Wünsche sein! Sie erschauerte bei dieser Vorstellung: es war ein überschwängliches Glück, ein Uebermaß von himmlischen Wonnen, das sie sich erkämpfen wollte — war es aber nicht Vermessenheit, mit schwacher sterblicher Hand in die Speichen des rollenden Schicksalsrades zn greifen und feinen Lauf selbstwillig bestimmen zu wollen?
Ihre dunklen Brauen zogen sich mehr und mehr zusammen; eine feine senkrechte Falte furchte ihr die Stirn über der Nasenwurzel; ihr Blick wnrde streng und finster. Eine Art Schreck vor ihrem eigenen durchgängerischen Unternehmen überkam sie . . . wenn die Welt Kenntniß davon hätte, jemals Kenntniß davon gewinnen könnte, was würde sie von ihr sagen, was über sie urtheilen? Würde man sie nicht ein rasendes Weib, eine Mänade, nennen, die aller edlen Weiblichkeit Hohn spräche, um durch die Bloßstellung ihres Rufes gewaltsam ein Glück zu ertrotzen, für das es doch keinen andern Kaufpreis gab, als gerade die Aufopferung des eigenen Willens, die beseligende Dahingabe an einen fremden Willen? Aber was galt ihr das Urtheil der Andern? Und wie konnte man je erfahren, was sie geplant hatte, was hier vorgehen sollte in diesem wohlverwahrten Versteck? Nein, nein! keine Schwachheit, kein Schwanken und Zügern mehr! Deni Muthigen gehört die Welt; er setzt ihr selbstherrlich den Fuß iu den Nacken und zertritt sie, wenn sie sich aufzubäumen wagt. Wo bleibst Du,

Geliebter, das; ich mich in Deiner Atmospäre berausche und die dummen
Zweifel von mir schüttle, die mich jetzt unsicher und kraftlos machen möchten.
Ein neuer Blick nach der Uhr belehrt sie, daß nur noch eine Viertel-
stunde zu Fünf fehlt. Sie springt auf und dreht leife den Schlüssel im
Schloß zurück, so daß die Thür durch bloßen Druck auf die Mute geöffnet
werden kann. Bewegungslos verharrt sie an der Thür und lauscht hinaus
in die Stille des Abends. Kein Laut dringt an ihr Ohr,- «ur das
Ticktack der Stutzuhr und ein gelegentliches Knistern in der nun flammen-
los glimmenden rothen Gluth des Kamins ist zu vernehmen. Aber schärfer
und schärfer strengt sie ihr Ohr an, den Athem unbewußt verhaltend: es
ist ihr, als ob draußen Schritte über die Lichtung herankommen. Ein
Beben läuft durch ihre Glieder; die Blutwelle staut sich ihr im Herzen;
doch schon erkennt sie ihren Irrthum: es ist nur das Athemholen der
Stille, das sie vernommen hat; denn auch die nächtliche Einsamkeit hat
ihre Laute, und wäre es nnr das leise Erschauern träumender Baum-
wipfel oder das gedämpfte Geräusch eines beutelüstern schleichenden nächt-
lichen Naubthieres.
Doch jetzt . . . horch! Diesmal ist es keine Täuschung! es kommt
näher! es sind die Schritte eines Menschen! Er ist es! er mnß es sein!
Sie fliegt von der Thür weg und wirft fchnell noch einmal einen
prüfenden Blick in den Spiegel; dann sitzt sie wieder vor dem Kamin
nnd stemmt die zierlichen Füßchen gegen den stahlpolirten Bock, der vor
der Feueröffnnng steht und die Geräthe zur Bedienung des Feuers trägt.
Ein leises Klopfen an der Thür.
Herein! will sie rufen; aber die Stimme versagt ihr; nur ein un-
deutlicher Laut dringt aus ihrer Kehle.
Ziemlich jäh wird der Thürflügel geöffnet, und Achaz tritt grüßend
über die Schwelle.
„Da bin ich, gnädige Fran," sagt er mit etwas steifer Verbeugung:
„ich komme, weil dies gewissermaßen ein neutrales Terrain ist und weil
ich innigen Antheil nehme an Fräulein Edith."
An Fräulein Edith! Wie ein Sturz kalteu Wassers wirkt dieses Wort
auf Nrigittens erhitzte Phantasie. Sie bleibt wie gelähmt sitzen, nur den
Oberkörper gegen den Kümmling herumwendend. Ein einziger Blick belehrt
sie, daß ihr Schreiben nicht als Ladung zu einem verliebten Stelldichein
aufgefaßt worden ist: Achaz ist in seinem gewöhnlichen Arbeitsanzuge, er
hält einen zerknüllten grauen Filzhut in der Hand und trägt einen Gummi-
mantel über die Schultern geworfen.
„Gnädige Frau!" ahmt sie ihm vorwurfsvoll nach. „Ist dies der
Ausdruck der Freude, daß wir uns nach so langer Trennung endlich ein-
mal wiedersehen dürfen? Legen Sie doch Ihren Mantel ab, Achaz; fetzen
Sie sich hin- zu mir und hören Sie mir zu; ich habe so mancherlei mit
Ihnen zu besprechen."
^.

„Nur auf einen Augenblick," versetzt er etwas ungeduldig, um sie so
zur Beschleunigung ihrer Mittbeilungen zu drängen. Er wirft den Gummi-
Ueberzieher ab, rollt sich einen der rothen Gobelins-Sessel neben den ihren
und nimmt stöhnend Platz.
Brigitte mustert sein hübsches, finsteres Gesicht.
„Sie seufzen, Achaz?" fragt sie teilnehmend, „haben Sie irgend
einen Kummer?"
„Aerger habe ich, Verdruß, Ekel vor dieser blöden Menschenheerde!"
ruft er ingrimmig aus. „Was giebt es doch für einfältige Tröpfe! Mich
geht ja die Sache eigentlich gar Nichts an . . . mögen sich die Bergleute
meinetwegen gegenseitig die Hälse abschneiden! . . . aber wenn man nun ein-
mal zufällig dazukommt und man hört den Unsinn, der in ihren Köpfen
fpukt, dann begreift man jenes Nietzsche'sche Wort: Ein Volk ist nur der
Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen."
„Und einer dieser großen Männer wollen Sie selbst sein, Achaz?
nicht wahr? Warum regen Sie sich denn aber über das Volk auf?
Warum lassen Sie sich durch die Thoren Ihre Laune verderben?"
„Weil man ein Mensch ist, weil man trotz alledem und alledem Antheil
nimmt an diesen dummen, großen und undankbaren Kindern, Glauben Sie
wohl, daß sie drauf uud dran waren, einen ihrer Kameraden zn lynchen? Und
warum? Weil sie ihn für einen Polizeispitzel hielten, der ihre unüberlegten
Worte belauschte und verriethe! Der Maun heißt Wendler; er ist ein
Neffe Ihres Gärtners nnd alles Andere eher, denn ein Spion; ich halte
ihn sogar für einen verkappten Anarchisten, der der verwegensten Thaten
fähig wäre und der die andern Bergleute gerade wegen ihrer Lauheit und
Schlaffheit verachtet. Sie waren aus irgend welcher Ursache aneinander-
gerathen, und als sie in der ,Kllue^ ihre Kleider ablegten, um in die
Grubenanzüge zu schlüpfen, da fielen sie über ihn her — er hatte gerade
seine Schicht beendet und wollte nach Hause gehen ^- sie hätten ihn vielleicht
todt geschlagen, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Nun wandte
sich ihre Wuth gegen mich; sie besannen sich aber doch, handgreiflich gegen
mich zu werden, und begnügten sich nur, die Zähne zu fletschen und was
von ,Bourgeois^ und »Ausbeutet zu murmeln. Diese Narren! Ich —
ein Ausbeuter! Es wäre wahrlich zum Lachen, wenn die Kurzsichtigkeit
dieser Menschen nur nicht so bejammernswerth wäre!" Er seufzte nnd
fügte nach kurzer Pause hinzu: „Es giebt doch nichts Traurigeres, als
schwache Intelligenzen, wenn sie von der Erkenntniß naschen, die sie nicht
verdauen können!"
„Darum ist auch der Teufel der älteste Freund der Erkenntniß," be-
merkte Brigitte scheinbar ungesucht, im Geheimen aber erfreut, daß auch
sie ein Nietzsche'sches Wort glücklich anbringen tonnte.
Der Doctor stutzte. Auf diese Bemerkung war er nicht vorbereitet gewesen.

„Wie? auch Sie haben Bekanntschaft gemacht mit diesem unglück-
seligsten und vornehmsten aller Geister?" fragte er in ehrlichem Erstaunen.
„Aber, Achaz! wo ist der denkende Mensch, der heut nicht wenigstens
einmal in Nietzsches Werken geblättert hätte?" Sie lies; es weislich un-
erörtert, wie weit sie ihrerseits in diese Werke eingedrungen war, und
ging geschickt zu einem anderen Gegenstaude über. „Sie sollten sich nicht
wieder so muthwillig in Gefahr bringen," mahnte sie in fast zärtlicher
Vesorgniß; „meiden Sie es doch, das Bergwerk zu besuchen; Sie haben ja
dort unmittelbar gar Nichts zu thun. Bedeuten Sie den Geist der Unbot-
mäßigkeit, der die Meisten wie ein Schwindel ergriffen hat."
„Ich fürchte diese Leute nicht; im Grunde sind sie ja nur von
einem reinen, echt deutschen Idealismus beseelt; sie sehnen sich nach
Bildung, nach menschenwürdiger Existenz, nach ehrenvoller Anerkennung für
ihre Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit. Wenn sie in flüchtiger Aufwallung
ihres nur zu begreiflichen Grolles auch einmal verkennen, wer ihr bester
und ehrlichster Freund ist, sobald sie nur wieder klar und nüchtern denken,
werden sie beschämt einsehen, wie ich zu ihnen und ihren Bestrebungen stehe."
‚Wir sprechen von Anderen und hätten doch allen Grund, nur von
uns selbst zu sprechen," bemerkte sie im Tone eines leichten Vorwurfs. Sie
wandte sich gegen den Doctor herum und sah ihm mit einem ihrer un-
widerstehlichen Blicke in die Augen.
Er erlag dem alten Zauber; er sah, wie schön sie war, und der
Gedanke, daß diese Frauenblume nur für ihn blühte, nur von ihm gepflückt
sein wollte, trieb ihn« das Blut zu Häupten und webte einen Flor vor
seine Augen. Doch er trotzte dem Schwindel und sagte mit gewollter
Herbigkeit:
„Nicht von uns, wenigstens nicht von mir! Ich darf ja für das
Haus Hohenstein nicht mehr vorhanden sein."
„Ach," sagte sie geringschätzig, „haben Sie sich von meinem Bruder
einschüchtern lassen? Der Uebereifrige hat mir Alles erzählt, Achaz. Sie
werden doch nicht so thöricht sein, ein Ihnen abgezwungenes Versprechen
als bindend zu betrachten?"
„Nun, abgezwungen war dieses Versprechen eigentlich nicht; ich
habe selbst eingesehen, daß unser Verkehr gewisse Gefahren für uns
enthielt..."
„Ja?" unterbrach sie ihn freudig, indem sie dicht an ihn heran-
rückte und ihm eine Flammengarbe aus ihren Nirenaugen zusprühte, „bin
ich Ihnen gefährlich geworden, Achaz? Ach, Du lieber, füßer Thor! soll
ich Dir denn gestehen, daß auch ich der Gefahr erlag, ihr noch täglich,
auch in diesem Augenblicke, erliege? Achaz! ich kann nicht ohne Dich
leben! Verlaß mich nicht für immer! gönne mir wenigstens von Zeit zu
Zeit die Wonne Deiner Nähe, den süßen Hauch Deines Odems, die be-
zaubernde Strenge Deiner finstern Blicke!" Sie hatte seine beiden Hände

ergriffen und ihr Antlitz so dicht an das seine gebracht, daß ihn ihr
fliegender Athem traf. „Sieh! wenn ich Dich so bei mir habe, dann lache
ich der Welt und ihrer albernen Heuchelei. Schau doch nicht so finster
drein, Geliebter! ist es denn ein so großes Unglück, von Brigitte Hohenstein
geliebt zu werden?"
Sie schmiegte sich an ihn und barg ihr fieberndes Antlitz an
seiner Brust.
Er rückte und rührte sich nicht; weder erwiderte er ihre Liebkosungen,
noch fand er die Kraft, di« sich rückhaltlos Dahingehende von sich abzu-
wehren. Und wenn ihm auch das Bild Ediths sanft mahnend vor dem
geistigen Auge auftauchte, er konnte sich eines gewissen Mitleids mit diesem
schönen Weibe nicht erwehren, das jetzt schluchzend und fassungslos an
seiner Brust lag.5
„Gnädige Frau!" stieß er endlich streng hervor, „gnädige Frau!" Und
wie die Angeredete unwillig mit dem Kopfe schüttelte und sich nur immer
inniger und fester an ihn schmiegte, sagte er in milderem Tone: „Frau
Brigitte! was thun Sie? überschätzen Sie meine Kräfte nicht, Brigitte!
auch ich bin nur ein schwacher und sündiger Mensch!"^
„Dieser Kuß der Liebe spricht Dich los von allen Deinen Sünden!"
rief sie in höchster Verzückung und, beide Arme um seinen Hals schlingend,
drückte sie ihre flammenden Lippen auf seinen Mund. Er ließ es geschehen,
aber seine Lippen tranken den Kuß nicht, der ihm so überraschend zu
Theil wurde! sie blieben fest geschlossen.
Während dieses Vorganges hatte Brigitte auch nicht einen Augenblick
unterlassen, aufmerksam nach außen zu lauschen. Jetzt hörte sie deutlich
die Stimmen zweier sich nahender Männer; wilde Genugthnung erfüllte
sie, und noch immer den Umstrickten festhaltend, stieß sie leidenschaftlich hervor:
„Du versagst Dich ! meinen Küssen? Du? Ich will Dich zer-
schmelzen. Du sprödes Eis! Du sollst aufthauen in meinen Gluthen!" Sie
faßte seinen Kopf, als wollte sie auf's Neue einen Feuerregen lodernder
Msse auf feinen Mund niederprasseln, aber plötzlich ließ sie ihn mit nur
halb unterdrückten« Aufschrei los nnd flüsterte entsetzt:
„Man kommt! Ich bin verloren, wenn man uns hier sindet! Es
ist mein Bruder, wahrscheinlich mit einem Iagdgaste. Nette uns, Achaz!"
Der Doctor sprang erschrocken auf und laufchte. Auch er vernahm
jetzt das näher kommende Geräusch zweier männlicher Stimmen. Ohne
Besinnen stürzte er an eines der Fenster, öffnete den Laden nnd versuchte
einen Fensterflügel aufzureißen. Vergebliche Mühe! der Flügel rührte sich
nicht. Er flog zum anderen Fenster. Auch hier derselbe Widerstand!
„Zum Teufel! rief er außer sich, „sind denn diese Fenster verhert?
Sorgen Sie nicht, gnädige Frau, ... ich schlage eine Scheibe entzwei."
Schon holte er aus zu einem wuchtigen Hiebe.
Doch Brigitte hielt ihm die Hand fest.

„Um Gotteswillen! lassen Sie das! man würde es hören, und ich
würde heillos compromittirt sein. Was thun wir denn nur?" fragte sie
kläglich und in zitternder Angst. „Achaz! Du wirst mich nicht der Schande
preisgeben; ich vertraue Deiner Ritterlichkeit ... es giebt nur eine
Erklärung für Dein Hiersein!
Er verstand sie. Schon bewegte sich die Klinke der Thür. Es war
das Schicksal, das eintreten wollte, um ihm zuzurufen: Du kannst nicht
niehr zurück! erfülle, was dir in den Sternen vorgeschrieben war.
„Endlich finden wir Dich!" sagte Ulrich Blank, der mit dem be-
scheiden zögernden, aber etwas spöttisch lächelnden Rittmeister von Waldern
über die Sckwelle trat. „Aber... Du hast Besuch?" fragte er stutzend
und mit gerunzelter Stirn, indem er jetzt erst des Doctors ansichtig wurde.
„Allerdings, ich habe Besuch, und das ist ^wohl die Entschuldigung
für mich, wenn ich die Herren auf das Diner ein wenig habe warten
lassen," erklärte Brigitte mit vollkommenster Sicherheit und in der unbe-
fangensten und verbindlichsten Form. „Die Herren kennen sich ja wohl schon?"
fuhr sie höflich gegen den Rittmeister fort, „oder muß ich Sie noch mit
meinem Verlobten bekannt machen?"
„Ich habe fchon die Ehre," versetzte der Rittmeister, und sein
Erstaunen kaum verbergend, fügte er hinzu: „Nur daß der Herr Doctor das
Glück gehabt hat, Herz und Hand der schönsten Frau zu gewinnen, ist
für mich noch eine erfreuliche Neuigkeit. Darf ich meine wärmsten Glück-
wünsche zu Füßen legen?" Er verbeugte sich galant vor ihr und schüttelte
dann dem Doctor voll Herzlichkeit die Hand.
„Dein Verlobter?" fragte Ulrich die Schwester. Die Strenge seines
Gesichtsausdrucks milderte sich; mochte das, was Brigitte da gesagt hatte,
seinen Wünschen und Erwartungen auch kaum entsprechen, er fühlte sich
durch ihre Erklärung doch wesentlich entlastet, zumal er nun der peinlichen
Aufgabe überhoben war, in Gegenwart des lästigen Rittmeisters den
Doctor für sein kühnes Eindringen in dieses Versteck verantwortlich zu
machen.
Der Doctor hatte das Prädicat, das ihm so unerwartet von Brigitte
verliehen worden war, wie einen feinen, aber tödtlichen Stich in's Herz
empfunden. Im Geheimen war er jäh zusammengezuckt; sofort aber hatte
er sich so weit gefaßt, daß er Herr seiner selbst blieb und die Rolle, die
ihm da so unvermittelt, aber Rettung bringend, zugefallen war, auch
täuschend durchzuspielen beschloß. Einen Augenblick zwar noch war es ihm,
als sollte er aufschreien: Nein! nein! und dreimal Nein! ich bin nicht der
Verlobte dieser Frau! ich liebe Edith, und nur die Sorge um Edith hat
mich Hergetrieben! ^ aber er begriff, daß es für Brigitte ein Schimpf
sein würde, wenn er den einzig giltigen Erklärungsgrund, den diese für
seine Anwesenheit hier angegeben hatte, als eine Fabel bezeichnen wollte. Das
Vertrauen einer geängsteteu, um ihren Ruf und ihre Ehre zitternden Frau

zu täuschen, das wäre in seinen Augen eine so jämmerliche Büberei gewesen, daß er die Versuchung, sich auf diesem Wege zu retten, entschlossen von sich wies. Und da ein Ehrenmann das, was ihm die schuldige Achtung vor dem andern Geschlechte gebietet, nicht halb thun darf, so trat er männlich vor und sagte versöhnlich lächelnd zu Ulrich:

„Sie haben das wohl nicht erwartet, Herr Blank? Unsere Verlobung hat auch in der That erst heute stattgefunden, und meine Vraut hatte mich hierher eingeladen, um die Herren bei Tische mit dem neuen Bräutigam zn überraschen.

„Das . . . das ist . . . das ist wirklich eine Überraschung, eine . . . sehr angenehme Überraschung! Mein verehrter Herr Doctor! das freut mich aber von ganzem Herzen! ich wünsche Glück und Segen!" erklärte Ulrich mit unwillkürlich immer stärkerein Anschwellen seiner Stimme. „Nun darfst Du uns aber auch nicht mehr länger warten lassen," wandte er sich munter und aufgeräumt an die Schwester, „wir haben einen unmenschlichen Hunger-, der Bergwerks-Director und der Major warten auch auf die Suppe."

„Charmant, daß Du auch diese Herren mitgebracht hast!" sagte Brigitte, ihr mit Duft gesättigtes Umschlagetuch um die Schultern weifend, „Friedrich muß noch ein Eouvert mehr auflegen. Er ist doch da?"

„Habe ihn eben erst gesprochen," versetzte der Bruder gemüthlich; „er wollte mir Deinen Aufenthalt erst gar nicht verrathen, dann weigerte er sich. Dich zu rufeu, da er Dich in Deiner Lectüre nicht stören dürfte." Ulrich betonte das Wort „Lectüre" mit leicht spöttischem Ausdruck und fügte scherzend hinzu: „Hätte ich geahnt, daß es sich um die Lectüre in dem Herzen des Auserwählten handelte, wahrhaftig, Frau Schwester, auch ich würde Dich nicht gestört haben! Nun, Doctor, geben Sie Ihrer Braut den Arm und kommen Sie mit zu Tische; wir wollen gleich die Verlobung feiern."

„In diesem Anznge?" wandte Achaz verlegen ein; „nein! das geht beim besten Willen nicht!"

„Aber wozu deun diese Bedenken?" ermnnlerte Brigitte den Zögernden, „die andern Herren sind ja auch nur im Iagdcostüm; in nie inen Augen bist Du schön genug." Und sie schob, zum Gehen gewendet, ihren Arm unter den seinen.

Ein mondheller Frostabend hatte den Park in Schlummer geküßt. Kein Zweiglein regte sich, als die Vier unter den alten Bäumen dahinschritten. Achaz mit Brigitte am Arm gingen an der Spitze; Ulrich folgte mit dem Rittmeister in einer Entfernung von wenigen Schritten.

„Sehen Sie, verehrtester Herr Nachbar," raunte Walderu seinem Iagdgenossen in's Ohr, „das Auge des Soldaten sieht immer am schärfsten; schon vor Monden habe ich das heutige Ereigniß vorausgesehen." Und er schnitt eine so boshafte Grimasse, daß sich in Ulrich, wenn er Walderns

Gesicht im Dämmer hätte sehen können, wahrscheinlich die Galle geregt
haben würde.
„Bin Du zufrieden, Achaz?" flüsterte auch Brigitte ihrem Begleiter zu,
„es war der einzige Ausweg, und ich . .. (sie drückte den Arm ihres Führers
fester gegen ihre Brust) ich habe auf diesem Wege das Paradies gefunden."
Der Gefragte blieb stumm.
„Achaz!" klang es wieder leise an sein Ohr, „reut es Dich, das;
Du mein geworden?"
„Um Gottes willen!" wies er sie streng zurück, „laß das jetzt!
Man würde uns hören!"
Als die Vier über den Vorplatz mit den herbstlich verödeten Teppich-
beeten schritten, kamen ihnen Edith, der Major und der Vergwerks-Director
aufgeregt entgegen.
„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Tische erscheinen kann," rief
der Director schon von Weitem. „Da trifft eben eine Hiobspost ein; ich
muß sofort hinunter nach Konradshall. Sie ertheilen mir sicher Indemnität,
gnädige Frau, wenn ich mir gestattet habe, das Anspannen Ihres Iagd-
wagens zu bestellen: die Sache eilt."
„Was ist denn geschehen?" fragten die Betroffenen wie aus einem
Munde, „ein Unglücksfall?"
„Ich weiß es selbst noch nicht genau," versetzte der Director hastig.
„Ein Arbeiter ist eben athemlos hergekommen, um mich zu rufen: eine
Erplosion soll stattgefunden haben; man hat den unterirdischen Donner
oben vernommen; ich mich nun schnell die nöthigen Anordnungen treffen.
Adieu, meine Herrschaften! Gebe Gott, daß es nicht so schlimm ist, als
es den Anschein hat!"
„Selbstverständlich begleite ich Sie, Herr Director," erklärte Achaz
mit Bestimmtheit. Er war, den Hut auf dem Kopfe und gehüllt in feinen
Gummimantel, fchon reisefertig.
„Das ist niir lieb," sagte der Director, „es könnte an branchbaren
Händen fehlen. Unfer Arzt liegt an Influenza darnieder . . . natürlich!
Ein Unglück kommt nie allein."
„Wie meinen Sie das?" fragte da plötzlich Edith. „Fürchten Sie,
daß ein Arzt nothig sein wird?"
„Ich weiß es nicht, mein gnädiges Fräulein; wenn aber wirklich eine
Erplosion stattgefunden hat, so kann sie, da in einem Salzbergwerke keine
schlagenden Wetter zu befürchten sind, nur durch eine Unvorsichtigkeit beim
Schießen entstanden sein, und dann dürfte es für den Arzt wohl Arbeit geben."
„Ich komme mit," erklärte das hochherzige Mädchen in fchnellem Ent-
schlüsse. „Dn beurlaubst mich wohl, liebe Tante?"
„Aber, Kind!" wandte Brigitte ein (man hatte schon das Haus durch-
schritten und stand vor der jenseitigen Hausthür an dem inzwischen vor-
gefahrenen Wagen), „traust Du Dir auch nicht zu viel zu?"

„Gewiß nicht, liebe Tante. Bedenke, es handelt sich vielleicht um
die Erhaltung von Menschenleben! Nie dürfte ich da zaudern? Wozu
hat man mich denn im Samariterdienste ausgebildet?"
„Ich begreife Dich nicht," versetzte Brigitte, „mir wird schon ganz
schwach, wenn ich nur an den Anblick von blutigen Wunden denke. Aber
geh, geh! ich halte Dich nicht. Herr Director, nehmen Sie das Kind
mit; ich empfehle es Ihrem Schutze."
„Ich bringe Ihnen Fräulein Edith wieder zurück," erklärte der
Major, der sich seinerseits nun auch zum Mitfahren entschloß und in den
Wagen kletterte, „sorgen Sie sich um Nichts!"
„Das ist brav, Herr von Uhlbeck," belobte ihn Brigitte, die in seinein
Thun nur die Absicht vermuthete, mit Edith zusammen bleiben zu wollen.
„Nun kommen Sie, Herr von Waldern," wandte sie sich an den Ritt-
meister, „jetzt müssen Sie mit meiner und meines Bruders Gesellschaft
vorlieb nehmen."
Der Wagen fuhr eilig davon. Brigitte kehrte mit den beiden ihr
gebliebenen Herren in's Haus zurück.
Die Insassen des Wagens wechselten während der kurzen Fahrt kaum
ein einziges Wort; in allen zitterte die bange Erwartung dessen, was man
auf der Grube erfahren würde. Der Director überlegte feine Maßnahmen.
Er wußte von dem Streit, der fchon seit längerer Zeit zwischen den Berg-
leuten ausgebrochen war; er dachte an Wendler, einen seiner sonst tüchtigsten
Häuer, der aber in neuerer Zeit mürrisch und widerspenstig geworden war
und gegen den sich besonders die Wuth der Andern gerichtet haben sollte.
War Wendler zur Zeit der Erplosion noch in der Grube gewesen? 'Nein!
Beim Schichtwechsel um zwei Uhr Nachmittags mußte er sie schon verlassen
haben; er konnte also bei der Erplosion gar nicht zugegen gewesen sein.
Daß auch gerade heute der Knappschafts-Arzt nicht zu haben war! Es
mußte sofort, wenn es nicht schon der Inspector besorgt hatte, an einen
Arzt in der Stadt telegraphirt werden. Sicher würden irgend welche Ver-
unglückungen stattgefunden haben. Die erste Hilfe konnte der Heilgehülfe
leisten, der anwesend war. Zu den protokollarischen Vernehmungen ließ
sich als Vertreter der Bergpolizei der heute in der Stadt anwesende Nevier-
beamte gleich herbeirufen. Ein Glück noch, daß Nichts im Schachte passirt
war und daß das Fördergestell functionirte! So konnte man doch wenigstens
gleich einfahren und fehen, was vorgefallen mar.
Achaz Karmeck faß Edith gegenüber, die mit dem Director den Vorder-
fitz des Wagens einnahm. Bei der rasend schnellen Fahrt spürte er ab
und zu die Berührung ihrer Kniee. Was ihn sonst elektrisirt haben würde,
ließ ihn heute kalt oder richtiger, er überfühlte es, denn noch lag es wie
eine Betäubung auf ihm: vor zwei Zeuge» war er feierlich als Verlobter
Brigittens proclamirt worden. Wenn er sich nach schweren Kämpfen
-vielleicht auch in das Opfer würde finden lernen, das er zur Nettung der

Ehre einer befreundeten Frau hatte bringen müssen, wie würde er das Mißtrauen, den Spott, wohl gar die offene Verachtung der Menschen ertragen, die in ihm hinfort nur den gemeinen Gewinnspäher sehen würden, der sich durch das rothe Gold einer älteren und ungeliebten Frau so we^i hatte bethören lassen, das; er ihr Liebe heuchelte und sein gutes Gewissen verkaufte? Bei diesen Gedanken knirschte er heimlich mit den Zähnen und preßte seine Fäuste so krampfhaft zusammen, daß er sich die Fingernägel in das Fleisch der Handteller grub.

Der Major wunderte sich, daß der Doctor die ihm gewordene Gunst eines längeren Zusammenseins mit Edith so gar nicht ausnutzte, daß er wortkarg uud scheinbar theilnahmslos ihr gegenüber saß; er ahnte eben so wenig wie Edith selbst, was in dem Garlenhäuschen vorgefallen war, und konnte sich das auffallende Benehmen des Toctors nur dann erklären, wenn er den Unfall im Bergwerk als Grund von dessen Zurückhaltung gelten ließ.

Als der Wagen das Ziel erreicht hatte und in der Nähe des Fürderschachtes hielt, trat der Obersteiger, der sich durch eine Gruppe ihn mit Fragen und Wehklagen bestürmender Weiber erst gewaltsam Bahn brechen muhte, an den zuerst absteigenden Director heran und meldete Näheres über den Unfall und dessen Folgen. In der Steinsalzfirste Nr. 30 oberhalb der Kainitsohle war kurze Zeit nach dem Schichtwechsel eine unerwartete Erplosion erfolgt, die den dort arbeitenden fechs Häuern mehr oder minder verhängnißvoll geworden war. Die Ursache der Erplosion hatte sich noch nicht ermitteln lassen, da einer der beschädigten Leute todt, die andern fünf noch nicht vernehmungsfähig waren. Vier Verwundete waren schon zu Tage gefördert und befanden sich in dem neben der „Kaue" befindlichen Gebäude, das zur Aufnahme und Pflege Verunglückter allzeit bereit stand; der Steiger wallte eben wieder einfahren, um den letzten der Verunglückten und den Körper des Tooten heraufzuholen; er beklagte nur das Fehlen eines Arztes, da der arme Dittmann, der noch beraufzufchaffen wäre, übel zugerichtet sein müßte, denn er läge noch theilweise unter den Trümmern einer herabgestürzten Salzschale begraben, mit deren Forträumung die Kameraden gegenwärtig noch beschäftigt wären.

„So wollen wir wenigstens den Heilgehilfen mitnehmen," entschied der Director, der sich sofort an den Fördeischacht begab, um persönlich die Stätte des Unglücks aufzusuchen.

„Der Heilgehilfe ist leider unabkömmlich," versetzte der Steiger, „er ist im Krankensaale mit dem Häuer Krause beschäftigt, der sich sonst verbluten würde."

„Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, Herr Director," erklärte Edith, die mit den übrigen Herren am Fördergesiell stand, „nehmen Sie mich mit; veranlassen Sie nur, daß genügendes Verbandzeug mitgegeben werde."

„Sie? Sie wollen mit einfahren?" fragte der Director, mit zweifel-
haftem Blicke die zierliche Gestalt des jungen Mädchens überfliegend.
„Das ist brav von Ihnen; aber, mein verehrtes Fräulein, werden Sie
der Sache auch gewachsen sein? Sind Sie denn fchon einmal unten
gewesen?" Und wie sie der Wahrheit gemäß mit dem blonden Köpfchen
schütteln mußte, fuhr er eindringlich fort: „Es ist gar nicht schön da
unten; die Luft wird Ihnen fehlen; von den übelriechenden Dämpfen wird
Ihnen himmelangst werden, und der Anblick eines schwer Verwundeten
und einer Leiche wird Ihren Zustand nicht gerade verbessern . . ."
„Oh, sorgen Sie nicht um mich! Das Bewußtsein, einem armen
Menschenbruder in Liebe dienen zu dürfen, wird mir Kraft und Wider-
standsfälligkeit verleihen. Da hat ja der Herr Obersteiger, wie es scheint,
schon Verbandskästen zur Stelle geschafft; nur schnell voran! Lassen Sie
uns keine Zeit verlieren!"
„Ich fahre selbstverständlich auch mit ein," sagte Karmeck, erfüllt von
heimlicher Bewunderung des entschlossenen Mädchens, „und ich glaube, für
Fräulein Edith gut sagen zu dürfen; sie hat das Herz auf dem rechten Flecke."
„Das hat sie!" bestätigte der Major, der sich ebenfalls durch die
Eingangsüffnung des Förderkorbes drängte. „Für mich muß es hier auch
noch ein Plätzchen geben; ich habe Frau Hohenstein versprochen, ihr das
gnädige Fräulein wieder zurückzubringen, und darf mich also nicht von ihr
trennen. Als alter Soldat, der die Feldzüge mitgemacht hat, bin ich
übrigens einigermaßen vertraut mit der ersten Hilfeleistung bei Verwun-
deten; vielleicht kann auch ich mich nützlich machen."
Der Director stand mit Edith, den: Toctor, dem Major und dem mit
Grubenlicht und Verbandzeug versehenen Steiger in dem eisernen Kasten,
der an einem starken Drahtseile in die Tiefe hinabsinken sollte. Die Thür
dieses Kastens wurde dröhnend geschlossen. Die in der Nähe befindlichen
Arbeiter hatten ein »stummes Gebet auf den Lippen, als das Signal
»ach dem Maschinenbaus« gegeben wurde uud das Fürdergestell langsam
ihren Blicken entschwand.
„Gott segne das blonde Kind!" murmelte ein alter Bergmann, „sie
ist wie ein lichter Engel, der Sonnenschein und Rettung in die Tiefe
bringt. Nun, Mutter Dittmann, ringt nicht mehr die Hände! wo die
hinkommt, da wird es schon gelingen; der liebe Gott wird ihr Nichts ab-
schlagen: Ihr kriegt Euren Anton lebendig wieder!"
Die also getröstete Frau sank in die Kniee und rang angstdnrchfchauert
die gefalteten Hände.
„Teufel, dies ist kein comfortabler Lift!" versuchte der Major zu
scherzen, als der Korb, in dem sich die Gesellschaft drängte, langfmn und
geräuschlos immer tiefer und tiefer hinabglitt; „der Fahrstuhl im Berliner
Klliserhof ist mir lieber!" Ter Scherz wurde als solcher nicht empfunden;
für den Director und den Doctor war die Lage denn doch zu ernst, und

Edith fühlte sich durch das Ungewohnte einer solchen Einfahrt in die Tiefen der Erde mehr und mehr bedrückt. Die gespenstische Stille, das Ungewisse Licht der einen Grubenlampe, das die über den« Kastengeländer scheinbar nach oben gleitenden Schachtwände undeutlich beleuchtete, die aus der Tiefe aufsteigende wärmere und mit übelriechenden Gafen geschwängerte Luft — dies Alles beengte ihr die Brust, und der Gedanke, den wohl Jeder, der in ein Bergwerk einfährt, fchon gehabt hat: „Wenn nun das Seil, an deni du schwebst, plötzlich entzweirisse?" spukte beängstigend in ihrem Hirn. Unwillkürlich hatte sie die Hände gefaltet; ihr Blick ging fcheu und unruhig hin und her, als fürchtete sie, jeden Augenblick etwas noch ganz besonders Ueberraschendes und Schreckliches in diesem Dümmer auftauchen zu sehen.
Für Achaz bot das langsame Versinken im Schachte nichts Neues mehr; schon des Oefteren war er in die Konradsgrube eingefahren, und die Unterwelt dieses erstarrten Salzmeeres hatte mit dem Reize der Neuheit auch die meisten Schrecken für ihn verloren. Die meisten, doch nicht alle Schrecken. Der Mensch ist ein zu Sonne und Luft geborenes Wefen; sobald er sich zeitweise von diesen Bedingungen seines Seins und Gedeihens trennt und in die luftarme Finsterniß des Erdinnern eindringt, fühlt er immer wieder gewissermaßen die Sicherheit seiner Existenz in Frage gestellt uud sich von geheimnißvollen dämonischen Mächten bedroht. Wenn nun auch heute Achaz leise erschauerte, so that er dies freilich weniger um feiner selbst willen, als im Gedanken an die mitanwesende Edith. Nach und nach wich die Betäubung von ihm, und mit der ängstlichen Sorge um das theure schwache und doch so starke Wesen empfand er zugleich mit einer ihn: nie vorher so überzeugend gewordenen Deutlichkeit, daß er sie einzig und allein liebte und auch in alle Einigkeit hinein nur einzig und allein würde lieben können, lieben müssen! Und jedes Anrecht auf den Besitz dieses geliebten Wesens hatte er freventlich verwirkt, indem er einer plumpen, abscheulichen Täuschung zugestimmt hatte! Wenn Edith erfahren würde, was heute im Gartenhause vorgegangen war, mußte sie ihn nicht verachten und sich für immer entsetzt von ihm abwenden? Doch dazn durfte er es nicht kommen lassen: noch heute, sobald sich mir eine passende Gelegenheit bieten würde, sollte sie ZIlles von ihm selbst erfahren, wie er weder untreu, noch gewissenlos wäre, wie er sie, nur sie liebte nnd sich und seine ganze Zukunft nur geopfert hätte, um Brigitte aus einer ihren Ruf sonst heillos vernichtenden Lage zu erretten. Dann mochte ihn Edith beklagen und beweinen, die Achtung durfte sie ihn» nicht vorenthalten.
Der Querschlag, den man zur Erreichuug der Unglücksstätte aufzusuchen hatte, lag fast dreihundert Meter tief uuter der Erdoberfläche, und da das Fördergestell nur langsam niedertauchte, so dauerte es einige Zeit, bevor es am Eingänge in diesen Querschlag stille hielt. Endlich gab es einen kleinen Ruck; das eiserne Thürchen des Korbes öffnete sich, und man schaute in einen sich horizontal erstreckenden hochgewülbtcn und nolhdürftig

erleuchteten Gang, dessen Wände, Pfeiler und Decken aus weißlich schim-
merndem Steinsalz bestanden.
Der Director trat zuerst aus dem Kasten und reichte der ihm folgenden
Edith die Hand, damit sie aus dem schwebenden Gefährt ihren Fuß sicher
auf den festen Grund und Boden setzen möchte.
Ein Steiger trat an den Director heran, erstattete in kurzen Worten
eine Meldung und deutete in die Tiefe des Ganges hinein.
„Ich führe Sie, gnädiges Fräuleiu," sagte der Director und begann
mit Edith, unter Vortritt eines mit brennendem Grubenlichte versehenen
Bergmanns, die Wanderung.
Der Doctor, der Major und der mit Verbandzeug ausgerüstete Ober-
steiger folgten dem voranschreitenden Paare.
Eine dumpfe und unheimliche Stille herrschte in diesem unterirdischen
Reiche, und wenn sie auch gelegentlich durch ein lauteres Befehlswort oder
durch das Rollen eines ans Schienengleisen laufenden eisernen Wagens
unterbrochen wurde, so klangen doch auch diese Geräusche dumpf und hohl,
wie Stimmen aus einem Grabe. Die Luft wurde immer schlechter;
stinkende Schwaden, die Verbrennungsvroducte der Explosion, zogen den
Wandelnden entgegen und erschwerten das Athmen. Und dazu legte sich
wieder der Gedanke: „Wenn nun diese Steinsalzwölbungen zusammen-
stürzten und uns Alle begrüben?" wie ein Alp auf die Brust des an der
Seite des Directors schreitenden Mädchens.
„Sind wir bald an Ort und Stelle?" hauchte sie mit etwas banger
Stimme, der sie vergeblich den Schein der Festigkeit zu geben suchte.
„Gleich, mein Fräulein, . . . dort!"
Der Director deutete zur Rechten, wohiu sich eine Art Seitengang
abzweigte, der aber niedriger und dessen Sohle mit zahllosen großen,
unregelmäßig geformten Salzstücken und allerlei Oolztrümmern bedeckt war.
In diesem Räume herrschte eine fast unetträgliche Luft, und die ver-
einzelten Grubenlichter, die wie große Leuchtkäfer^sich hin und her bewegten,
schimmelten wie durch einen röthlichen Flor.
Der Director blieb vor einer Gruppe von drei Männern stehen, die
sich über einen vierten, ans dem Boden ausgestreckten Mann beugten, und
fragte theilnehmend, aber auch hier den üblichen Bergmannsgruß nicht
unterlassend:
„Glück auf, Leute! Habt Ihr den armen Dittmann frei bekommen?
wie steht's mit ihm?"
Der Fragende hatte unwillkürlich seine Stimme gedämpft; der fühlende
Mensch wagt nur ausnahmsweise in der Nähe des Unglücks laut zu sprechen.
„Glück auf!" klang es hohl und tonlos zurück. Dann deutete einer
der Gefragten auf den schwer Verletzten und murmelte kopfschüttelnd: „Wir
können das Blut nicht stillen."

Schon kniete Edith neben dein Verwundeten. Alle Angst und Be-
klemmung hatte sie abgeschüttelt! fie konnte jetzt handeln, und das gab ihren
Nerven neue Spannung, ihrem Herzen neue Kraft. Um den rechten
Oberarm des von der herabgestürzten Salzlast befreiten, aber schwer be-
schädigten Häuers war ein Verbandtuch geschlungen, das gänzlich roth
durchtränkt war und unter dessen Falten immer noch das Blut in regel-
mäßigen Pulsen hervorquoll. Offenbar war eine Arterie verletzt, das
erkannte Edith sofort, und ebenso schnell suchte sie in dem ihr von Achaz
gereichten Verbandkasten nach einer Aderpresse.
Der gesuchte Gegenstand war nicht zu finden.
„So müssen wir uns anders helfen," murmelte sie fchnell entschlossen.
Sie nahm ein größeres Verbandtuch und wickelte darin einen runden,
eiförmigen Stein ein, den ihr der ihre Absicht errathende Major schleunigst,
und ohne erst den Auftrag dazu abzuwarten, herbeigeschafft hatte. Mit
diesem die Aderpresse ersetzenden Tuche umwand sie den Arm des Ver-
unglückten derart, daß die beschädigte Ader fest zugedrückt wurde; dann
schloß sie den Verband durch eine Art Knebel und hatte die Genugthuung,
die Blutung gestillt zu sehen. Der Aermste stöhnte und ächzte aber in
milleiderregendster Weise, und seine matten, zuckenden Bewegungen ver-
riethen, daß seine ganze rechte Körperhälfte Quetschungen und Verrenkungen
erlitten haben mußte.
„Wir werden Sie gleich bequemer betten. Mulh, Herr Dittmann!
Gott hat Sie trotz alledem wunderbar behütet ... in ein paar Wochen
werden Sie hoffentlich wieder gesuud sein."
Edith sagte es freundlich und in zuversichtlichem Tone, während sie
sich einen Löffel mit stärkenden Tropfen füllen ließ und diese Erquickung
dein von einer Ohnmacht Angewandelten behutsam einflößte. Er schlug
seine neu belebten ehrlichen Nngen auf und schaute den über ihm befind-
lichen blonden Mädchenkopf verwundert an; Edith mochte ihm wohl wirklich
wie eine himmlische Erscheinung, wie der Engel der Erlösung vorkommen,
der herniedergeschwebt war, um den armen Bergmann hinaufzutragen in
das Paradies sorgenfreien Friedens. Ein Strahl innigen Dankes brach
aus seinen Augen, um seine unrasirten, stoppelbedeckten Lippen irrte ein
flüchtiges Lächeln, dann fanken seine Lider wieder herab; Bewußtlosigkeit
hatte ihu umfangen.
Während er auf eine Trage gelegt wurde, auf der er durch die
Länge des Querschlages bis zum Schachte befördert werden follte, richtete
sich Edith aus ihrer kuieenden Stellung auf und trat nunmehr an den
Körper des entseelten Dittmann'schen Kameraden heran. Sie hatte das
rosaseidene Kleid, das sie auf Wunsch Vrigittens zu dem geplanten Iagd-
essen angelegt hatte, nicht mehr wechseln können; auch zum Ueberziehen
irgend eines schützenden Grubenanzuges war keine Zeit mehr gewesen; so
war denn der Saum des kostbaren Kleides schon mit einer röthlich ätzenden

Salzlake angefärbt und die weiße Spitzeneinfassung ihres herzförmigen
Ausschnittes mit grellen Blutflecken besudelt. Sie achtete nicht darauf;
der Ausübung ihres frei gewälilten Berufes ausschließlich hingegeben, kniete
sie neben der Leiche nieder und legte ihr Ohr auf deren Vrust. Mit
erhobener Hand winkte sie Ruhe und lauschte mit angehaltenem Athem.
„Der Mann lebt noch!" rief sie, sich wieder erhebend, „sein Herz pocht
noch in matten Schlägen; er muß sofort an's Tageslicht!"
„Lassen Sie mich auch einmal heran, mein Fräulein," tönte eine
gedämpfte Stimme neben ihr. Es war der städtische Arzt, der, telegraphisch
herbeigerufen, foeben eingetroffen war.
Er beugte sich horchend nieder.
„Das Fräulein hat recht gehört," erklärte er nach kurzem Lauschen,
„in dem Manne ist noch Leben. Vorwärts, Ihr Leute! legt auch ihn auf
eine Bahre und fchafft ihn schnell zum Schachte. Ich danke Ihnen, mein
Fräulein, daß Sie mich so umsichtig vertreten haben; Sie haben die ver-
letzte Nrachialis des Andern ja ganz famos verbunden! Ohne Ihr ver-
ständiges Eingreifen hätte er sich verblutet." Und als sich die Träger
mit den zwei Bahren in Bewegung setzten, fuhr er fort: „Den Transport
nach oben werde i ch leiten; ich muß Achtung geben, daß sich die
improvisirte Aderpresse nicht verschiebt. Wenn mich einer der Herren noch
begleiten will, dann ist es genug."
Der Director hatte sich inzwischen mit dem Obersteiger entfernt; man
fah Beide in der Nähe der Unfallstelle, heimlich flüsternd, umhergehen und
aufmerksam den Fußboden absuchen, als wenn sie dort irgendwelche Spuren
zu finden hofften. So deutete denn der Major auf Karmeck und sagte:
„Dieser Herr wird Sie begleiten; ich werde mit Fräulein Hohenstein,
die ich nicht verlassen darf, später nachfolgen.
„Herr von Uhlbeck, auf ein Wort!" bat Achaz und trat mit dem
Major abseits. „Ich bitte Sie dringend," raunte er ihm in's Ohr, „daß
Sie den Arzt bei der Beförderung der beiden Verunglückten unterstützen.
Lassen Sie mich mit Fräulein Edith hier zurück; wir folgen Ihnen mit
dem nächsten Aufzug nach. Und als der Major pfiffig lächelte und neckisch
drohend den Finger erhob, sagte Achaz ernst und nachdrücklich: „Es
handelt sich um meine Ehre und mein Leben. Warten Sie oben auf
uns! ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen."
„Wenn die Sachen so liegen, selbstverständlich! Auf Wiedersehen,
Herr Doctor! auf Wiedersehen, Fräulein Edith!"
Die beiden Verwundeten waren im Förderkorb untergebracht; der
Arzt und der Major traten ebenfalls hinein und winkten grüßend mit der
Hand; dann ein Signal des den Aufzug bedienenden Mannes, und langsam
stieg der eiserne Kasten in die Höhe.
Achaz und Edith waren allein.
Tiefe Stille umgab sie wieder. Die Lichter iu dem gewölbten Gange

brannten noch immer röthlich trübe, denn noch waren die beklemmenden
Gase nicht alle abgezogen, da die Wetterführung am Ende des Quer-
schlages durch die Erplosion beschädigt worden war. Immerhin ließ es sich
hier, an der Einmündung in den Schacht, doch schon wesentlich leichter
athmen, und Edith, die mit Aufbietung ihrer letzten iiraft bisher thätig
gewesen war, fühlte, wie ihre Lungen wieder freier zu arbeiten begannen.
Achaz sah zu seiner heimlichen Genugtuung, wie in die Wangen des
liebreizenden Mädchens die Farbe der Gesundheit zurückkehrte, und in
warmem Tone äußerte er:
„Wenn Dittmann davon kommt, Fräulein Edith, dann verdankt er
nur Ihrer Umsicht und Tapferkeit sein Leben. Wäre ich der Negierungs-
Präsident, ich würde sofort die Rettungsmedaille für Sie beantragen."
Edith lächelte:
„Die hätte ich nicht verdient: ich habe nur meine Pflicht gethan und
mein eigenes Leben in keiner Weise gefährdet."
„Doch, doch! Sie befinden sich noch immer in Lebensgefahr; Jeder
befindet sich in ihr, der den Fuß iu diese unterirdischen Räume setzt, in
denen auf Schritt und Tritt unberechenbare Gefahren lauern können. Doch
nein, nein! sehen Sie mich nicht so überrascht an; jetzt liegt allerdings
wohl jede Gefahr hinter uns; in wenigen Minuten wird der Aufzug wieder
frei, und wir werden wieder in Gottes freie Luft zurückkehren."
„Das hoffe ich zuversichtlich."
„Sie hoffen es?" fragte Achaz mit plötzlich veränderter Stimme.
„Wissen Sie, daß dies meinen Wünschen gar nicht entspricht? daß ich
am liebsten für immer hier unten bliebe? daß ich mich vor der Oberwelt
. . . fürchte?"
„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doctor. Wovor fürchten Sie sich denn?"
„Vor einem Wiedersehen mit Ihrer Tante. Ach, mein Gott'. Sie
können mich ja gar nicht verstehen ... ich Unglückseliger! der ich mich
einem Wahn geopfert habe! der ich vielleicht, wie ein Gimpel, nur in
eine Falle gegangen bin!"
Er schlug seine Hände vor's Gesicht und stöhnte in Grimm und Ver-
zweiflung wild auf.
Edith begriff diese Veränderung seines Wesens nicht, aber sie erschrak
über seinen Schmerz und über die Fassungslosigkeit, die so gar nicht seiner
Natur entsprach. Sie trat dicht an ihn heran, legte ihr Händchen auf
seinen Oberarm und sagte mit theilnehmender, innig bittender Stimme:
„Herr Doctor! was ist Ihnen denn begegnet? Vertrauen Sie es
nur doch an! Vielleicht kann ich rnthen, kann ich helfen."
Er nahm seine Hände vom Gesicht und schallte ihr mit einem Blicke
in die Allgen, in den sich seine ganze Seele drängte.
„Edith, ja, Sie können mir helfen! Sie allein auf Gottes weiter
Erde! . . ."

Ein Klirren und Rasseln störte sie; der Förderkorb, in dein sich einige
Arbeiter des Bergwerkes befanden, war wieder unten angekommen. Das
Thürchen des Kastens öffnete sich; die mit Grubenlichtern versehenen schwarz
vermummten Gestalten traten. Einer nach dem Andern, heraus, grüßten
mit hohlem „Glück auf!" gingen langsam vorüber und verschwanden mit
mählich verhallenden Schritten in der Tiefe des Querschlages.
Nun war die Reihe an den Beiden, die Auffahrt zu unternehmen.
Der am Schachte thätige Aufseher half ihnen beim Einsteigen, und
das Thürchen schloß sich wieder hinter ihnen.
„Sie haben kein Grnbenlicht," sagte der Aufseher, „soll ich Ihnen
eines mitgeben?"
„Ist nicht nüthig," versetzte Achaz, „wir sind ja bald oben." Und
ungeduldig tommandirte er: „Los!"
Der Aufseher gab das Signal. Der Kasten begann zu steigen; der
Ausblick in den erleuchteten Querschlag versank, und völlige Finsternis;
hüllte Edith und den Doctor ein.
„Edith," hob der Letztere an, „hier in dieser timmerischen Nacht, in
der uns nur Gott und sonst kein Auge sieht, hier frage ich Dich: Liebst
Du mich? Wirst Du mich immerdar lieben, auch wenn Du erfährst, was
heute Nachmittag vorgefallen ist?"
Er hatte ihre beiden Hände tastend gesucht und gefunden, und an
dem Trucke seiner Finger empfand sie das Beben, das durch seinen ganzen
Körper ging. Sie erschrak; aber ihr Schreck war ein freudiger, denn das,
was er da sagte, hatte sie ja schon längst zu hören gewünscht, und ein
Zweifel an feiner Ehrenhaftigkeit konnte ihr trotz seiner bangen Hindeutung
auf ein ihr noch unbekanntes Ereigniß nimmermehr kommen. Herzhaft
erwiderte sie den Druck seiner Hände, und mit fester, feierlicher Stimme,
als wenn sie das Bekenntnis; ihres Glaubens noch einmal bei der Eon--
sirmation zu bestätigen hätte, fngte sie:
„Ja, Achaz, ich liebe Dich."
Ein unarticulirtes Aufjauchzen war die Antwort. Zwei starte Anne
unischlangen ihren Hals, und zwei heiße Lippen preßten sich auf ihren
kleinen Mund. Bon Wonne durchschauert, gab sie den ersten Kuß des
Geliebten zurück und stammelte:
„Du mein innig Geliebter! mein Stolz und mein Leben!"
„Edith!" stieß Achaz gewaltsam hervor, denn es wurde ihm schwer,
die unvermeidliche Mittheilung zu machen, „nenne mich nicht Deinen Stolz,
nicht eher, als bis Du gehört hast, wie thöricht und unüberlegt ich noch
vor einer Stunde gehandelt habe." Und in wenigen Worten beichtete er,
was zwischen ihm und Brigitte vorgefallen war. „Aber sie soll sich ihres
Triumphes nicht lange freuen," fchloß er leidenschaftlich, „hier, an Deiner
Brust, wo einzig und allein mein Platz ist, hier, trotz der Finsternis;, die
uns umgiebt, fällt es mir wie Schuppen von den Augen; diese Auffahrt

aus der Tiefe wird mir zu einer Himmelfahrt, die mich aus der Hölle
des Zweifelns und Bangens emporträgt zur Klarheit und Gewißheit: Du
bist und bleibst die Meine, und ich weiß, was ich zu thun habe!"
Er hatte sich in flammenden Eifer hineingeredet, ein tödtlicher Haß
gegen Brigitte wallte in seinem Innern auf; er war entschlossen, das
gefall- und ränkesüchtige Weib nicht mehr zu schonen, sondern, wenn es
sein muhte, zu demüthigen und zu verderben.
Erschrocken lehnte sich Edith an ihn und barg ihr Antlitz bebend im
seiner Brust. Dabei hielt sie den rechten Arm um seinen Nacken ge-
schlungen, als wollte sie ihn festhalten, daß er ihr nicht wieder geraubt würde.
„Du Aermster," klagte sie bestürzt, „in welche schreckliche Lage bist
Du gerathen! Aber laß uns auf Gott vertrauen! Er ist ein Gott der
Wahrheit uud der Liebe und wird nicht dulden, daß wir einer Lüge zum
Opfer fallen."
Er drückte sie zärtlich an seine Brust und strich ihr mit der Hand
über das seidenweiche Scheitelhaar.
Ein dämmernder Schimmer siel von oben in den Schacht. Die
Himmelfahrt mußte sofort beendet sein.
„Geliebter!" hauchte Edith bittend, „übereile Nichts! Meines Bleibens
im Hause der Tante wird unter den gegenwärtigen Umständen wohl nicht
mehr lange sein; aber wo ich auch sein werde, ich bleibe Dir treu und
harre Dein so unwandelbar, wie ich auf meinen Erlöser harre."
Ein kleiner Nuck; der Fahrstuhl war oben gelandet.
„Gott sei Dank, daß Sie glücklich da sind!" schnarrte der Major, der
mit ritterlicher Grandezza Edith die Hand beim Aussteigen bot, „nun trete
ich wieder in meine Rechte als Ihr Beschützer und bringe Sie nach Tannbach
zurück. Der Wagen wartet auf uns."
Sie traten in's Freie, und mit geweiteter Brust tief aufathmend,
blickte Edith empor zu den Gestirnen des Nouemberhimmels.
„Ich fahre mit, Herr von Uhlbeck!" erklärte der Doctor entschieden.
„Zunächst aber vernehmen Sie, daß ich mich mit Fräulein Edith verlobt
habe; ich stelle sie Ihnen hiermit als meine Braut vor!"
„yuocl tolix tau8wmcins 5it!" versetzte der Major, eines seiner
wenigen lateinischen Eitate anbringend, die er glücklich aus der Schulzeit
herübergerettet hatte. „Hab's immer schon kommen sehen," fuhr er scherzend
fort, „aber daß Sie sich da unten im Steinsalz verloben würden, bei
Gott! das habe ich nicht erwartet ... das soll wohl ein gesalzener und
darum nm so dauerhafterer Bund werden?"
„Ach, Onkel Uhlbeck — von heute an darf ich Sie doch so nennen?" —
sagte Edith, halb schelmisch, halb schmollend, daß der Major noch scherzen
konnte, „zu Neckereien ist jetzt wahrlich keine Zeit; Sie kennen das Ende
der Geschichte noch nicht! Achaz hat augenblicklich zwei Bräute."
^>

„Wa . . . was?" stieß der Major ungläubig heruor, „zwei Bräute?
Und mit solchem Blaubart läßt sich meine Nichte Edith ein?"
„Hören Sie, Herr von Uhlbeck," nahm der Doctor das Wort, „die
Sache ist verzweifelt ernst: Heute Nachmittag hat mich Frau Hohenstein
ihrem Vruder und dem Herrn von Waldern als ihren Bräutigam
präsentirt . . ."
„Und Sie haben zugestimmt?"
„Ich konnte nicht anders, wenn ich den Ruf der Dame nicht rettungs-
los vernichten wollte." Und er erzählte, wie Alles gekommen war. „Aber
ich gehe jetzt hin und erkläre den beiden Herren, das; es nicht wahr ist;
Edith ist meine Vraut, und was dann aus Frau Brigitte wird, darum
scheere ich mich den Teufel!"
„Halt, mein Freund!" wandte der Major energisch ein, „das werden
Sie nicht thun!"
„Nein, Achaz, die Tante mußt Du schonen!" rief nun auch Edith,
die, sich der Beziehungen erinnernd, in denen ihr väterlicher Freund Uhlbeck
zur Tante stand, auch sofort ihren Plan fertig hatte, „überlasse die Ent-
wirrung des Knotens meinem erfahrenen Herrn Onkel und auch ein wenig
meinem eigenen anschlägigen Kopfe. Und damit Du gleich weißt, daß Du
nicht in eine Falle gerathen bist, sage ich Dir jetzt schon — ich, die ich
mit weiblichem Scharfblicke die Sache besser durchschaue —: Du bist das
Opfer einer Verwechselung geworden; der Herr, den die Tante eigentlich
erwartete, warst nicht Du, sondern dieser liebenswürdige Herr hier, den
ich hoffentlich bald mit doppelte!» Rechte meinen Onkel nennen werde!
Still, still, meine Herren! kein Wort mehr! Die Sache soll sehr bald
in's Klare kommen. Wir fahren jetzt alle Drei nach Tannbach. Unterwegs
wird unverbrüchlich geschwiegen, damit der Kutscher Nichts hört; solche
Leute haben auch Ohren. In Tannbach gehe ich mit dem Ontel-Major
zuerst in's Haus, und zwar direct zur Tante; Du aber, Achaz, wartest
vor der Hausthür, bis Du gerufen wirst; dann wird mit Gottes Hilfe
Alles in Ordnung fein. Jetzt bitte ich, mir nachzufolgen."
Sie war an den harrenden Iagdwagen herangetreten und hatte sich
gewandt auf einen der Sitze emporgeschwungen. Die beiden Herren stiegen
hinterher, und der Wagen setzte sich in Bewegung.
Es war, wie es Edith angeordnet hatte, wiederum eine schweigsame
Fahrt, aber um so schärfer war das Nachsinnen, dem sich die wortkargen
Fahrtgenossen überließen. Das, was Edith vorhin geplaudert hatte, war
eine Andeutung für den Major gewesen, wie er noch Alles zum Besten
wenden und dabei an sein eigenes Ziel gelangen könnte; begierig hatte
der Major diese Andeutungen aufgenommen, und in seine», Hirn spann er
nun die zu ergreifenden Mahregeln weiter aus. Als der Wagen nach
kurzer Fahrt vor der Villa Hohenstein anhielt, hatte er seinen Plan gefaßt
und schritt mit soldatischer Energie an's Werk.

„Herr Toctor," sagte er flüsternd, aber in einem Tone, der keine
Widerrede zuließ, „reichen Sie Ihrer Braut den Arm und führen Sie sie
nach dem Ihnen ja bekannten Musiksalon des Hauses. Dort warten Sie
den Erfolg meiner Schritte ab; ich begebe mich direct zu Frau Hohenstein.
Von den, öffnenden Diener erfuhr man, daß die Herrin des Hauses
in ihrem Zimmer war, daß sich aber Herr Blank und der Rittmeister
noch im Eßsaale bei einer Partie Sechsundsechzig befänden.
Uhlbeck eilte, ohne sich anmelden zu lassen, nach der Thür zu
Brigitten» Zimmer und klopfte leise an.
Auf Vrigittens „Herein!" trat er fchnell, aber geräuschlos über die
Schwelle und begrüßte die etwas überraschte Dame.
„Wie? Sie kommen allein? mein Gott! wo ist denn meine Nichte
geblieben?" fragte Brigitte verwundert.
Er machte „Pst!" und deutete mit der Hand nach der Thür, die zum
benachbarten Eßsaale führte. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:
„Fräulein Edith ist drüben im Musikzimmer. Ich habe Ihnen
Wichtiges zu melden. Die Herren nebenan könnten uns hören. Wenn
es Ihnen beliebt, gehen wir aber dort hinein."
Er wies auf die Thür zu Vrigittens Boudoir.
Sein Wesen war so geheimnißvoll und dabei so befehlshaberisch, daß
sich Brigitte ohne Weiteres fügte und mit ihm nach dem anstoßenden
kleineren Räume ging.
„Was giebt es denn? Sie sind so sonderbar, Titus . . . mein Gott!
Sie ängstigen mich!"
„Aengstigen Sie sich nicht, schöne Frau; ich kcnnne als Ihr Retter
und will Sie erlösen aus einer verzweifelten Lage. Dr. Karmeck hat sich
foeben mit Ihrer Nichte verlobt; Edith weiß, was sich heute Nachmittag
im Gartenhause begeben hat."
Er achtete nicht auf das „Ach!", das von den erbleichenden Lippen
der Dame kam, und fuhr unbeirrt fort:
„Der Doctor ist entfchlossen, noch heute vor Ihren Bruder und den
Rittmeister hinzutreten und zu erklären, daß die Fabel von feiner Ver–
lobung mit Ihnen nur feine Anwesenheit im Gartenhause erklären sollte.
Er ist drüben bei seiner Braut. Ich habe ihn noch fünf Minuten zu
warten veranlaßt, ehe er den entscheidenden Schritt unternimmt. Von
diesen fünf Minuten sind jetzt mindestens schon zwei verflossen; es bleiben
Ihnen also noch drei Minuten übrig, in denen Sie meine Werbung um Ihre
Hand annehmen und ein Villet an mich schreiben wollen, das ich Ihnen
dictiren und durch dessen Vorzeigung ich eine Verwechselung der Adressaten
glaubhaft machen und Ihren arg bedrohten Ruf retten werde. Daß ich
für Sie in die Nrefche trete, gnädige Frau, mag Ihnen beweisen, wie
sehr ich Sie liebe und wie es mir ganz unmöglich ist, Ihre Tugend auch
nur einen Augenblick in Zweifel zu ziehen."

Sie stand wie erstarrt; die Vereitelung ihrer kühnen Pläne war gar zu jählings über sie gekommen. Endlich erhob sie ihr Antlitz und fragte zögernd: „Wenn ich nun ... auf Ihren Vorschlag nicht eingehe . . .?"

„Dann sind Sie binnen zwei Minuten gerichtet und verurtheilt. Sie kennen die wilde Rücksichtslosigkeit nicht, die sich des Doctors bemächtigt hat; Karineck ist kein Salonheld, kein Drechsler von beschönigenden Phrasen; seine Mittheilungen an die beiden Herren da drinnen werden Sie erbarmungslos bloßstellen. Und was er in seinem rasenden Groll vielleicht nicht fertig bekommen wird, das wird die boshafte Zunge des Rittmeisters sicher vollenden. Stellen Sie sich den Mevhisto von Waldern einmal vor, wie er auf dem nächsten Hofball die Geschichte einer gewissen Frau Hohenstein zum Besten giebt, die sich einen jungen Mann erobern wollte und gründlich Fiasco machte, weil der Ueberrumvelte sie noch in elfter Stunde sitzen ließ und sich einer Anderen zu eigen gab, die sich ihm nicht an den Hals warf, sondern in mädchenhafter Schüchternheit so lange wartete, bis der Ersehnte um sie warb. Kommen Sie, Brigitte!" — er erfaßte ihre Hand und führte sie mit sanftem Zwange an den mit Holz- und Perlmuttermosaik verzierten Schreibtisch — „Sie baben keine Wahl mehr."

Automatenhaft gehorchte sie und sank vor dem Pulte in den Sessel.

„Bitte, nehmen Sie die Feder znr Hand und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde."

Mit zitternder Hand ergriff sie eine Feder und tauchte sie in's Tintenfaß.

Der Major stand neben ihr und dictirte mit strenger, etwas schnarrender Stimme:

„,Warum theilen Sie sich mir nicht mit? Jetzt wäre es doch an der Zeit, Ihre Reserve aufzugeben. Es erwartet Sie Ihre Vr.<

So! haben Sie mich nur Vr. gezeichnet? Sehr gut! Das andere Villet, das eigentlich mir gelten sollte und nur durch einen Irrthum in des Doctors Hand gerieth, ist ebenso gezeichnet. Run noch die Adresse an mich! Sehr gut! Ich danke Ihnen, Brigitte. Mit diesem Vriefchen mache ich jede Bosheit mundtodt; Sie sind gerettet!"

Er nahm das Billet an sich, zerknitterte es, strich es dann wieder glatt und schob es in seine Tasche.

Sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend, bot er ihr würdevoll den Arm.

„Kommen Sie, theuerste Braut! wir holen jetzt das andere Braut-paar ab und treten dann zu Vieren vor Ihren Bruder und dessen Gast. Sie werden Allem, was ich da drinnen sage, ohne Weiteres zustimmen . .. verstanden? Sie sollen erfahren, Brigitte, daß ich kein Geldjäger, fondern ein Edelmann bin, der um Ihre Hand warb, nicht weil Sie goldene Schätze haben, fondern weil Sie das reizendste und begehrenswertheste Weib auf Erden sind."

Er führte die noch halb Betäubte, die Alles willenlos mit sich ge-schehen ließ, über den Corridor nach dem Clauierzimmer. Dort saßen

Achaz und Edith nebeneinander auf dem Diuan, und hätte Brigitte an
dem, was ihr der Major berichtet hatte, noch gezweifelt, ein einziger Blick
auf das felige Pärchen dort hätte sie belehrt, daß sie ihr Idol unwider-
bringlich verloren hatte. Karmeck hielt Edith umschlungen; er nahm auch,
als er mit ihr aufstand, seinen Arn« nicht von ibrer Hüfte, sondern trat,
sie nur noch fester an sich schmiegend, mit ihr vor Brigitte uud sagte ohne
jede Schonung:
„Wir bitten um Ihren Segen, gnädige Frau! Tic Komödie von
vorhin hat ja nun wohl ein Ende,"
Ein letztes Mal wollte sich der Trotz in der beschämten Frau wieder
aufbäumen; aber da sie sich gleichzeitig der Einsicht nicht verschließen konnte,
daß sie statt des schroffen und unüberwindlichen Doctors einen wahrhaft
ergebenen und treuen Freund und Verehrer gewonnen hatte, dem sie immer-
hin zu einigem Danke verpflichtet war, so zwang sie sich zur Fügsamkeit
und sagte, ein etwas geringschätziges Lächeln um die Lippen:
„Hat Ihnen der Scherz wirklich schon zu lange gedauert, Achaz? Ich
mache wahrhaftig keine Ansprüche auf Sie und überlasse Sie von Herzen
gern meiner Nichte. Hier steht mein wahrer, mein echter Bräutigam,
und er wird Sie, mein lieber Schwiegerneffe, wegen des Einbruchs in
mein dusn i-etirc» vor meinem Bruder und dessen Gaste zu rechtfertigen
wissen. Folgen Sie uns mit Ihrer Braut!"
Sie hatte sich in der für einen Andern aufgestellten Falle selbst ge-
fangen und besaß genug weibliche Schlauheit und Selbstbeherrschung, um
gute Miene zum bösen Spiele zu machen.
„Ich markire doppelt; Sie sind noch nicht aus dein Schneider, Herr
von Waldern!"
So tönte es im Eßsaale, als die Corridorthür aufging und die beiden
Paare die Sechsundsechzigspieler aufschauen machten.
„Dürfen wir die Herren mit einer freudigen Botschaft stören," hob
Brigitte in schelmischem Tone an. Sie hatte sich jetzt vollständig in der
Gewalt, und mit triumphirendem Lächeln, das den Genuß verrieth, den
ihr die gelungene Fopperei bereitete, fuhr sie, auf den Doctor und Edith
deutend, fort: „Fräulein Edith Hohenstein und Herr Achaz Karmeck empfehlen
sich Ihnen als Verlobte." Ein silberhelles Gelächter, bei dem sie alle
ihre prachtvollen Zähne zeigte, folgte dieser Verkündigung.
Aus Ulrich Vlanks Händen fielen die Karten auf den Tisch. Er
sprang auf und starrte die Schwester verständnißlos an.
„Edith und Herr Kanneck?" stammelte er. „Was soll das bedeuten?
Ich denke, der Herr Doctor ist Dein Verlobter?"
Brigitte brach in ein neues Gelächter aus und schüttelte sich vor Ver-
gnügen. Dann wandte sie sich spöttisch an den Rittmeister:
„Da sehen Sie, Herr von Waldern, was für ein Menschenkenner
mein guter Bruder ist! Er hat den Spaß vorhin wahrhaftig für Ernst

genommen!" Und sich wieder an den Bruder wendend: „Ulrich! hast Tu
denn nicht schon längst gemerkt, daß ich an diesen schlimmen Tyrannen
hier mein Herz verloren habe?" Und sie hing sich fester an Uhlbecks
Arm und blickte zärtlich zu dem geschmeichelt Schmunzelnden empor.
„Ja, aber um Gottes willen, ich verstehe immer noch nicht, warum
hast Du uns denn so hinter's Licht geführt? was hatte denn der Herr
Doctor im Gartenhaus« zu thun?"
„Gar nichts, mein weiser Herr Bruder, rein gar nichts! das war ja
eben der Spaß! statt meines Bräutigams, den ich dorthin bestellt hatte
und auf den ich sehnlichst wartete, platzte der Herr Doctor ganz unbefugter
Weise in mein Versteck ..."
„Ter nämlich irrthümlicher Weise das Villet, das für in ich bestimmt
war, erhalten hatte," fiel der Major ein, „während ich aus diesem Zettel
hier, der wahrscheinlich dem Doctor behändigt werden sollte, beim besten
Willen nicht llug werden konnte. Und er zog das Billet, das er selbst
dictirt hatte, aus der Tasche und las es laut vor. Was hat mir meine
Braut denn eigentlich mittheilen wollen?" wandte er sich munter an den
Doctor, „Sie sind mir die Kunde noch immer schuldig, Herr Schwieger-
neffe in 8ps!"
Karmeck zog seinen Zettel aus der Tasche und las belustigt:
„Kommen Sie heut N. M. 5 Uhr durch den nördlichen Parkeingang
in mein Gartenhaus! Edith braucht Sie nicht zu sehen; ihretwegen habe
ich mit Ihnen zu sprechen. In Eile. Br."
„Edith hatte mir nämlich Tages zuvor ihr großes Geheimniß ge-
beichtet," fiel Brigitte wieder ein, „und ich wollte doch die Angelegenheit
erst mit meinem Bräutigam besprechen . . ."
„Zumal mich meine Braut um meine Zustimmung zu einer Schenkung
ersuchen wollte," ergänzte der Major mit Betonung. „Du lieber Gott!
als ob es dessen bedurft hätte! Von Herzen gern sage ich Ja und Amen
zu deni Plane: meine Braut schenkt nämlich schon am heutigen Tage das
Gut Tannbach mit allem lebenden und todten Inventar ihrer Nichte
Edith, die es als Morgengabe ihren: Bräutigam, Herrn Dr. Kanneck, in
die Ehe mitbringen wird. Ich begnüge mich gern mit dieser geliebten
Person hier allein" — er streichelte zärtlich Vrigittens Hand, die noch
immer auf seinem Anne ruhte — „und bereite ihr die zukünftige Residenz
im Schlosse meiner Ahnen, in Fahrstedt."
„Der Anspruchslose!" dachte der Rittmeister, „als ob Frau Hohenstein
nicht noch einige Milliönchen Staatspapiere im Effecten-Comptoir der
Reichsbank besäße!" Laut brach er in den jubelnden Glückwunsch aus:
„Bravo, Herr von Uhlbeck! brava, bravissima, meine gnädigste Frau!
Das nenne ich ein großmüthiges Angebinde!" Und gegen Edith gewendet:
„Wenn wir hier später wieder einmal jagen dürfen, dann hoffe ich, mein

gnädiges Fräulein, Sie werden uns eine ebenso nachsichtige und huldvolle Wirthin sein, wie uns Ihre Frau Tante allzeit gewesen ist."
„Aber, Schwester, das sind ja ganz unerwartete Neuigkeiten!" rief Ulrich Blank, der sich in die neu geschaffene Lage endlich zu finden begann. „Wie sind denn nur Deine beiden Briefe verwechselt worden?"
„Hier steht die Schuldige," bekannte Brigitte mit heuchlerisch gesenktem Haupte. „Ich habe die Billette in die falschen Umschläge gesteckt, die ich schon vorher adressirt hatte." Sie hob ihr Antlitz und sah etwas boshaft dem Rittmeister in die Augen: „Nun, Herr von Waldern, haben Sie sich von Ihrer Ueberraschung erhalt? Sie sehen, auch der schärfste Beobachter kann sich einmal irren."
„Wieso, gnädige Frau? es kommt mir gar nicht so unerwartet, daß . . ."
„O, verstellen Sie sich nur nicht!" uuterbrach sie ihn frohlockend, „ich habe es recht gut gehört, wie Sie sich heut Nachmittag meinem Bruder gegenüber auf Ihr unfehlbares Ahnungsvermögen'Etwas zu Gute thaten! Es war für mich ein köstlicher Spaß, den großen Frauenkenner einmal so gründlich angeführt zu haben! Aber nicht wahr, Sie sind mir deshalb nicht böse?" Und sie bot ihm freundschaftlich die Hand, die der beschämte Mephisto, etwas verlegen grinsend, an seine Lippen führte.
Nun trug sie Edith auf, den Tiener nach Champagner in den Keller zu schicken; das Mittagessen wäre gestört worden, jetzt sollte aber die Doppelfeier noch zur Nacht nachgeholt werden. Doch während sie noch den Auftrag ertheilte, gewahrte sie die Blutflecken auf den« Kleide der Nichte und rief entfetzt:
„Mein Gott! wie siehst Tu denn aus? Blut an Deiner Taille?"
„Das sind die Spuren vom Felde der Ehre, auf dem meine Braut sich tapfer bewährt hat," erklärte Achaz voll stolzer Genugthuung. „Wir erzählen Ihnen noch, was wir im Bergwerk erlebt haben."
Als Friedrich den Champagner gebracht hatte, erschien, von seinem schnellen Gange noch keuchend, der Bergwerks - Director auf der Schwelle des Saales.
„Darf ich so spät noch stören? Ick mußte Ihnen Allen doch noch die große Neuigkeit mittheilen: wir haben den Attentäter! Der Häuer Wendler, er sitzt bereits hinter Schloß und Niegel, hat aus Bosheit gegen seine Kameraden vor dem Verlassen der Grube die Erplosion vorbereitet. Wie er es gemacht, weih ich selbst noch nicht genau; genug, ich fand mit dem Obersteiger in der Nähe der Unfallstelle ein Taschenmesser und ein abgeschnittenes Stück von einer langsam brennenden Zündung. Der Steiger erkannte das Messer als Wendlers Eigenthum. Wendler hatte an jenem Orte Nichts zu schaffeu gehabt, er arbeitete auf einer anderen Strecke; wir schöpften daher Verdacht, und als wir wieder zn Tage gefahren waren und ich den bleichen Hallnnken noch immer in der Nähe des Kranken-
^

saales umherlungern sah, sagte ich ihm das Verbrechen auf den Kopf zu. Da krümmte er sich zusammen, als ob ihn ein Keulenschlag getroffen hätte; er war unfähig, zu leugnen. Ich ließ ihn gleich festnehmen und der Polizei übergeben. Mir ist ein Alp von der Brust, daß wir den Böse- wicht los sind!"

Der Doctor drückte dem Director die Hand:

„Und mich freut es, daß keine Vetriebsfahrlässigkeit der Grund des Unfalls gewesen ist. Wie steht es aber mit den armen Verwundeten?"

„Der Arzt hofft, sie Alle durchzudringen; am schlimmsten sind freilich die Häuer Krause und Dittmann fortgekommen. Auf der ganzen Grube wird Fräulein Ediths Lob in allen Tonarten gesungen; Sie dürfen sich, mein gnädiges Fräulein, vorerst dort noch gar nicht sehen lassen, sonst riskiren Sie, daß Sie von den begeisterten Leuten hoch gehoben uud wie eine Heilige im Triumphe umhergetragen werden."

Als noch am späten Abende die Champagnerkelche schäumten und Ulrich Blank das Hoch auf die beiden Brautpaare ausgebracht hatte, raunte Achaz feiner Verlobten in's Ohr:

„Den Angaben der Tante gemäß muß nun unsere Verlobung einige Tage vordatiit bleiben, vergiß das nie! das Geheimniß unser Himmelfahrt darf Niemand erfahren."

„Aber Onkel Uhlbeck weiß es doch," zischelte Edith zurück.

Achaz lächelte.

„Der hat guten Grund, zu schweigen, mein liebes Herz!"

Edith nickte; sie hatte ihn verstanden.

was bedeutet uns die Begründung des Reichs?*)

von

Georg Naufmmm.

— Vieslau. —

it leisen Worten »lochte ich die Erinnerung zurückrufen an jene gewaltige Zeit, deren Abschluß die Bildung des deutschen Reiches bildet und die Krönung des ersten Kaisers des deutscheu Reiches heute vor 25 Jahren. Mit leisen Worten, denn übermächtig strömt uns die Erinnerung 511, uns Aelteren, die wir die gewaltige Spannung jener Jahre und die hohe, berauschende Freude dieses Tages erlebten. Nicht stören möchte ich dem Einzelnen diese Erinnerungen, so wie er sie im Herzen bewahrt, nur aufrufen.

Es schwiegen alle egoistisch kleinen Gedanke» — es schwanden alle Schmerzen und alle Rücksichten, die Unterschiede des Standes wurden vergessen, und die gewöhnliche Zurückhaltung des Lebens hörte auf — Hoch und Niedrig reichte sich die Hand, ganz Fremde spräche» mit ei»a»der wie vertraute Freuude; man warf sein Sonderleben bei Seite, man war nur Glied des Volkes, Sohn des Vaterlandes, fühlte nur in ihm und mit ihm, war himueggeh'obe» über Alles, was dem Tage Werth u»d Unwerth giebt.

Es waren Stunden, in denen man sprechen durfte: es ist eine Lust, zu lebe». Mau erfuhr, wie groß Meuscheu sei» tömien, was es für ein Großes ist, Mensch zu sein. Und wer »och gebeugt und gebrochen war von dem Entsetzen des Bürgerkrieges, der wenig Jahre zuvor hatte ausgefochten werden müssen in deutschen Gauen, der richtete nun seiu Haupt auf. Jetzt

*) Festrede, ssehalten bei der EiiimeruüaHfeicr der Vcanlndilna. des deutsche» Reichs in der Aula der Universität Breslau am 18. Januar 1896.

endlich durfte die Trauer von der Seele «reichen, der heillose Druck wurde von dein Herzen genommen, und in die sanfteren Thränen mischte sich das glückliche Gefühl, daß alle die Todten von 1866, mochten sie gefallen sein lniben oder drüben, daß sie doch alle gefallen waren für Eine Sache.

Vereint konnten sie herabschauen auf ihr Volk, wie es sich nun einmüthig erhob zur Abwehr des Feindes, der mit frevelnder Hand den' Frieden brach. Schon!der erste Tag der Mobilmachung brachte 'weiten Kreisen des Volkes schwere Opfer, aber alle die mannigfaltigen Sorgen und Schmer en des Einzelnen mischten sich doch nur in die große Sorge um Frieden und Vaterland, um darin unterzugehen. Alan sah die Gefahr, denn der Fcind war sieggewohnt, aber der Zorn ging durch das Land 'und mit ihm eine stolze Zuversicht auf die große Sache, und ldie freudige, in der Jugend auch wohl zu lauterem Jubel drängende Hoffnung, daß der große Tag der Abrechnung und zugleich der Tag der Erfüllung anbreche. Herrschend aber war eine gehaltene, ernsthafte Begeisterung, der rnhige Wille, Alles zu thun und Alles zu leiden.

Wie uns nun dann der Sieg uornnflog, wie die Gegner von 1866 auf den Feldern von Weißenburg und Würth, von Tpicheren und Grnvelotte, vor Sedan und vor Paris ,einer den andern als den 'treuesteu Genossen erprobt 'hatten, wie sie gemeinsam Straßburg wiedergewannen und Med und vordrangen bis in !das Herz Frankreichs: 'da schmolz in der beißen Gluth patriotischer Begeisterung auch das verhärtete Eis fürstlicher Rivalität und territorialer Abneigung, und in des besiegten Frankreichs glänzender Hauptstadt, in dem Spiegelsaale jenes Schlosses, von dem aus so oft Verderben über Teutschland ausging, erhoben die Fürsten des Reichs Preußens Konig Wilhelm I-, ihren bisherigen Genossen, der sie in diesem Kriege siegreich geführt hatte nnd vor ^dessen Heldengestalt und schlichter Größe sich neidlos beugte jeder gesunde Sinn, über sich empor als ihren Kaiser nnd Herrn. Ter jubelud« Zuruf des siegreichen Heeres, des Voltes in Waffen, gab gewissermaßen wie ein altgermanischer Reichstag die Vollbord dazu, die vollendende Zustimmung. — Und nun war es vollbracht. — Wir batten wieder ein Reich, wir 'hatten wieder einen Kaiser! Tie Träume hatten sich erfüllt, die nnsern Trost gebildet hatten Jahrhunderte lang, und eine Sühne war vollbracht für alle Schuld, die Teutsche 'gegen Teutsche noch irgend auf dem Gewissen trugen.

An all' das wage ich hente uns, die wir's erlebten, nur zn erinnern: ich »lochte nicht stören, was nuu aufwacht einem Jeden in der^Tiefe der Brust, möchte nur ausklingen lassen die Töne der Saite, die in dem Jubelaccord des Sieges-Hnmnus für ihn die zartesten sind nnd die am tiefsten empfundenen.

Aber anders reden muß ick zu den Jüngeren, die erst nach der Werdczeit des Reiches 1866—7l> in die Jahre der Reife getreten sind, die nicht selbst mehr eine Erfahrung haben von der Zeit des Bundestages, von der

kaiserlosen Zeit, von der Zeit, da der Deutsche kein Vaterland hatte mW da das engere Vaterland, sei es bald als vorgeschobener Posten Rußlands oder als Vasall Frankreichs oder sonst in Dienst und Al'hängigleit fremder Interessen erschien. Ihr, die Ihr aufgewachsen seid unter dem^Schatten des Reiches, in dein Bewußtsein, Söhne eines geeinten Volkes, Glieder eines nationalen Staates zu sein, Ihr nehmt das hin, wie die Luft und das Licht, wie den Dnft des Lenzes und den Schein der Tonne — als müßte es so sein. Daß mit dem Staate einem Volle etwas Großes beschieden ist, daß Generationen unseres Volkes sich Vergehens mühten, die trennenden Trümmer veralteter Formen zu beseitigen und einen Staat zn schaffen, der uns erst gewährt, ein Volk in vollem Sinne des tiefen Wortes zu sciu: das !ist schwer zu hegreifen, wenn mau es nicht erlebt hat.

Ich will versuchen, es darzulegen. Freilich führt der Weg, den ich zu diese!» Ziele gehen muß, weite Strecke» durch traurige Gebiete, ich muß viel Peinliches berühren uud viel Trübes. Ungleich reizvoller wäre die andere Aufgabe, von dem Ruhme um'eres siegreiche» Königs zu spreche», von seinem ritterlichen Sohne, dessen schmerzverllärtes Bild »icht wieder verschwinden wird aus der Erinnerung der Tansende, deren Herzen er im Sturme gewann, uud von all' den Helden, die z» dem große» Werte halfen. Das Amt aber, das mir a» dieser Universität obliegt, legt es mir nahe, den Versnch zu machen, ob es mir gelinge, durch einen Ueberblick über unsere Geschichte die Härte des Fluches der Staatlosigkeit begreiflich zu macheu, der Jahrhunderte lang auf imserem Volke lag. Dies Bild wird uns helfen, tiefer zu würdigen die Größe der Ereignisse, die wir dankbar heut feiern, und den Ernst des Wortes, daß der Staat die lekte und höchste aller ineuschlicheu Lehensordnungen ist, die Ordnung, die alle Ordnungen nmfriedet, den streitenden Interessen aller übrigen Ordnungen Recht und Grenze gewährt, und mehr als das, die Form, durch die ei»e Summe, vou Stämmen und Bruchtheilen von Stämmen, eine Summe vo» Gruppen uud Einzelnen erst zu einem Volke wird, die jenes gcheimnißvolle Band der Lebensgemeinschaft erzeugt, die iu Sprache, Poesie, Recht, Religio», Kunst uud Wissenschaft sich offenbart. Auch die Kreise des Lebens, die wie Religion, Kunst und Wissenschaft keine Grenze der Völler kennen, auch sie gewinne» in jedem lebe»dige» Volke besondere Farbe, besonderen Ton, besondere Stimmung, besondere Kraft, besonderes Leben. Man kann nur andeutend davon sprechen, wie von allem Lebendigen.

Unser deutsches Volk entstand aus mmickerlei Elemente» i» dem Staate der deutschen Könige des 9., 10., 11. Jahrhunderts, uud es war ein mächtiger Staat, »nichtig in kriegerischer Entfaltung, kräftig i» seiuem innere» Lebe», so stark, daß er die Vermchtung seiner wirthschaftlicheu und gesellschaftlichen Grundlage durch das Aufsaugen des mittleren

Bauernstandes durch den Großgrundbesitz überdauerte und aus den Trümmern
dieser bäuerlichen Gesellschaft zwei neue Stände erschuf, den Nitterstaud
uud das Bürgert!»!»!, nud den abhängig geivordeuen Bauernstand organisirte
nach Art der altfreien Gemeinden. Aber das Königthum verzehrte sich in
einer anderen, universalen Aufgabe, iu der Bemühung, die Schutzherrschaft
auszuüben über die universale Kirche und ihr Haupt, den römischen
Bischof. Bon fünfzig zu fünfzig Iahreu haben uusere Könige die äußeren
und die inneren Katastrophen abgewehrt, die nach menschliche»! Ermessen
dem Papat das Ende zu bereiten drohten; aber unterdessen erwuchsen des
Königs Beamte und Vasallen zu Fürsten und Herren, nnd der römische
Bischof verband sich nun mit ihnen, um den deutschen König aus seine»!
Herrn in seinen Diener zu verwandeln. Zu dem geistlichen Schwert ver-
langte er auch das weltliche, „nach seinem Winke" (»utu 8uo) sollte es
der König führen. So zerbrach das Königthum, nnd das deutsche Reich
löste sich auf iu ein wirres Bündel von Territorien. Das Königthum
bestand dem Namen »ach fort, war aber in der That erniedrigt zu einem
Werkzeug, das die streitenden Fürsten zu gewinnen suchten, um ihre
Hausmacht zu fördern. Dauernd gewann es dann das Haus der Habs-
burger, und da ihm eine Weltmacht znwnchs, so konnte es scheinen, als
sei nnn wieder ein mächtiges Reich der Deutschen errichtet. Aber es war
nur Schein, und wir Deutsche erführe» seit Friedrich Barbarossas Tode alles
Elend eines staatloseu Bolkes. Nicht blos, daß die Nachbarn unsere
Grenzen verkürzten, im Westen, im Osten, im Norden. Kaiser aus dein
Hause der Habsburger übergaben die Niederlande der spanischen Linie
ihres Hauses uud gaben in ähnlicher Weise bei all' den Friedensschlüssen
mit Frankreich, wie zu Rnswyk und Rastatt, die Ansprüche, Rechte und
Lande des Reiches hin und befragten nur ihr Hausiuteresse.

Schwerer noch war die innere Schädigung. Tüchtige Fürsten und
stolze Städte sahen sich gedrängt oder gezwungen, mit Frankreich, mit
Polen, mit Schweden, mit Dänemark zu pactiren gegen die deutschen
Nruderstaaten. Das geschah nicht etwa blos in den Zeiten der
Religionskriege — für solche Katastrophen erweist sich ja auch ein ge-
testetes staatliches Band oftmals nicht stark genug — ich weise hin auf
die Städte des Ordenslandes, auf deu Lnndstnechtbischof von Münster, den
wilden Berndt, auf hervorragende Baiernfürsten, auf deu großen Kurfürsten.
Sein Beispiel ist vor Allem geeignet, die furchtbaren Folgen der Reichslosig-
keit zu predigen, denn er war ein Fürst von seltener Grüße nnd von
starkem Nationalgefühl. Ich sage ausdrücklich von starke»! Nationalgefühl;
denn die Besten der Nation empfanden alle Zeit den Schmerz um das ver-
lorene Baterland. Sie erlitten nicht nur die moralische Schädigung, sie
litten auch darunter. Wie scharf schalt Walther von der Bogelweide, daß
die kleinen Fürsten zu übermüthig geworden seien, daß des deutschen Reiches
Ehre zergehe, wie schmerzlich klingt seine Mahnung: „Deutsches Bolk, bekehre

Dich, bekehre Dich!" Wie „nichtig führte Ulrich von Hütten das Schwert
feines zornigen Wortes:
,,I),)!'l!iit»m plu« nimio rzt: exewlFils eivo3"
Und der zarte Schenke»dorf erhob fast revolutionären Don in dem
Liede:
„Tann sei nun endlich weiser,
Tu hccrde ohne Hirt!
Und wähle Teincn Kaiser,
Und zwing ihn, baß cr's wird!"
So zieht hin durch alle diese Jahrhunderte staatlosen Jammers eiue lauge
Neihe bald stiller, bald lauter Klagen und Auflagen aus dein Muude der
Edelste». Aber ich will auf diese Empfindung des Schmerzes um den
Verlust uicht weiter eiugcheu uud nur weiter zeigen, welch tiefe moralische
Schädigung unser Volt erlitt durch das Elend der Staatlosigkeit.
So lege ich denu deu Finger uou bleuem in die Wunde und weise
hin auf die traurige Dhatsache, daß lcrvorragende deutsche Männer im
16., 17. uud 18. Jahrhundert sich nicht schämte» vou französische» Königen
Peusioneu zu uehuieu uud ihueu als Berichterstatter zu dienen, uud daß
heute uoch der Deutsche des rechten Stolzes entbehrt, der den anderen
Nationen, die den Nationalstaat gewannen, als nur ihn verloren, von
Hau'e aus eigen ist. Kein Stamm giebt so leichtfertig seiue Nationalität
preis, als der deutsche. Ich »leine uicht das Aufgehen der Auswanderer
in einem großen Volke, dein sie Schicksal uud Wille zuführt. Das muß
der Auswanderer, wenn er uicht ein körperloses Dasein führe» will, ein Wesen,
das keinen Halt hat und uach des Dichters tief emvfnudeuer Klage keiuen
Schatten wirft. Ich meine vielmehr das klägliche Verzagen der in den
(Grenzgebieten nnter Ezechen, Polen u. f. w. lebenden Deutschen. Leicht
formen sie sich um zu Vorkämpfern selbst kleiner Nationalitäten, die in
einer reizbaren Entwicklung begriffen sind, Gewiß wirken dazu mit auch
gewisse Gaben unserer Natur, die vielleicht zu deu tiefste» uud auf großen
Gebiete» me»fchlicher Dl'ätigteit bedeutsamste» gehöre» — aber um so noth-
wendiger bedurften nur der schützenden Erziehung unseres Weseus durch
den nationalen Staat, um so tiefer schädigte uns sein Fehlen. So hart
das Wort klingt, ich muß es sage»: Weil wir ein staatloses Volk waren,
ward nnscr Erbe eine staatlose Gesinnnrg, die sich furchtbar offenbarte, als
das Unheil von Jena über uns kam.
Wer die Haltung der Frauzofen nach Sedau vergleicht mit der
Haltung der preußische» Minister und der preußische» Hauptstadt Berlin
nach ^eua, dem wird die Schamröthe in die Wauge» steigen uud die
Wahrheit aufgehe» des furchtbaren Wortes, daß ein staatlofes Volk auch
eiu ehrloses Volk werden muß.
Uud wie si»d nur wieder erlost vou dem Fluche der Staatlosigkeit —
auf welchem Wege fände» nur uns zurück? Gar Vieles u»d gar Viele

haben dazu mitgewirkt. Die innere Kraft der Nation schuf unvergäng-
liche Schätze, brach neue Bahnen, schuf neue Forineu in Religion und
Wissenschaft. Der dürftige Nest staatlicher Form, der uns geblieben, füllte
sich mit kraftstrotzendem Inhalt, und unter den Territorien des Reiches
gewann das Preußen Friedrichs des Großen eine europäische Bedeutung,
die der ganzen Nation ueues Ansehe» lieb. Auch kam nach Goethes
bekanntem Urtheil durch die Thaten Friedrichs des Großen der erste höhere
wahre und eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie: aber ein Bater-
land konnte sein Staat dem deutschen Bolke nicht geben und nicht ersetzen.
Der Staat Friedrichs des Großen blieb ein Particularstnat, dessen Interessen
und Aufgaben zwar in der Hauptsache mit den Zielen und der Entwicke-
luug der deutschen Nation zusammenfiele», dessen Wesen und dessen Politik aber
doch die Mängel einer unvollkommenen Staatsbilduug nicht abzuschütteln
vermochte. Das zeigen die Schriften der Lehrer des Staatsrechts jener
Tage uud auch die Schriften eines so znm leitenden Staatsmann
eines deutschen Nationalstaates geschaffenen Mannes wie Iustus Moser.
Er verbrauchte seine Kraft in den engen Berhältnissen des wunderlich ver-
schrobenen Staates, Osnabrück. Das zeigt uns auch Lessing. Er war
durchaus angelegt zu einem tbätigen Patrioten, zu einer lebendigen! Theil-
nahme an den allgemeinen Interessen der Nation, aber er fand nicht
Naum7noch Ziel dazu, abgesehen von dem Kampf gegen die Nachahmung
schlechter französischer Muster in der deutschen Litteratur. Er hat Nichts
erlebt, was ihm Wesen und Werth des Baterlandsgefühls deutlich machen
konnte, er ließ sich sogar einmal hinreißen, es als „eine beroische Schwachheit"
zu bezeichnen.
Und in ähnlicher Weise trug die ganze klassische Epoche unserer
Litteratur einen bewußt weltbürgerlicheu Charakter, im Besonderen auch
bei dem populärsten von allen ihreu Dichter«, bei Schiller. Wer aber
dem Patriotismus Worte lieh, der bewegte sich meist in Allgemeinheiten.
Auch in der Gegenströmnng der Nomantik wurde dieser Zug nur
theilweise abgestreift, theilweise ersetzt durch Stimmungen uud Gedanken
einer nur anders gefärbten universalen Tendenz. Ich bin nicht so ein-
seitig, daß ich diesen großen Zug unserer Litteratur uermisseu möchte, aber
welche Gefahr damit gegeben war, mag die Erinnerung zeigen, daß viele
unserer edelsten Dichter und Denker sich in den Tagen von 1806 und 1807,
da der Nest des Reiches zusammenbrach, mit der Poesie entlegener
Lande beschäftigte», metrische uud sprachliche Kleiuigkeiteu wie die wichtig-
ste» Angelegenheiten erörterten und für das blutende Bolk höchstens eine
Thräne des Mitleids übrig hatten. Ja, mehr als das, auch der große politische
Denker jener Epoche, W. v. Humboldt, ^der durch Beruf und Beziehungen
mit dem Schicksal des preußische« Staates eng verknüpft war, und der
als einer der größten Staatsmänner gilt, die Preußeu gehabt hat, auch
ein so politischer Kopf wurde vou diese» Idee» beherrscht uud definirte in

seiner Schrift „Ideen zu einein Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" den Staat als ein nothwendiges Hebel, dessen Wirksamkeit möglichst enge Schranken zu ziehen seien.

Als dann aber unter den Schlägen des gewaltigen Imperators, der die sittlichen Ideen und die Menschenkraft, die durch die französische Revolutinn flüssig gemacht waren, in den Dienst seines beherrschenden Willens, seines durchdringenden Verstandes und seines vielleicht unvergleichlichen Feldhcrrngeistes gestellt hatte, erst Oesterreich, dann Preußen und mit ihm Alles zusammenbrach, was vom deutschen Reiche noch übrig war: da lernte dies in weltbürgerlichen Gedanken und überfliegenden Speculationen schwelgende Geschlecht, daß dein Volke mit dein Staate ein unersetzliches Gut verloren gehe, und Fichte sprach das große Wort: „daß die Nation die Hülle des Ewigen sei, für welche der Eole mit Freuden sich opfert nnd der Unedle . . . sich eben opfern soll". Und nun erhob sich aus dem zertretenen Volle eine Generation von Helden: Stein, Scharnhorst, Gneisennu, Schleiermacher, Fichte, Niebuhr und ihre Freunde und Gehilfen zerbrachen den Bann, der in den unfertigen Staatsgebilden des alten Reiches den Bürger ausschloß von jeder Dheiluahme am Schicksal des Reiches, nnd wagten in Preußen inmitten des Elends nach dem Verlust des Heeres, der Festungen und fast aller Hilfsmittel nnd Vorräthe und unter den Augen der rücksichtslosen und durch Verräther und Schwächlinge unterstützten französischen Gewalthaber den Reubau des Staates. Rapoleon bleibt unbesiegbar, hatte Ernst Moritz Arndt in seinem Geist der Zeit ausgerufen, bis man moralische Kräfte gegen ihn aufbietet, die stärker sind, als die ihm zu Gebote stehen.

Das erfüllte sich jetzt. In diesem Gefühl schuf jetzt Preußen ein neues Heer, das Volk in Waffen, das sich bewußt war, für Freiheit uud Vaterland zu kämpfen, beseitigte überlebte Institutionen des ständischen Staates des Mittelalters, löste die in mancherlei Stufen der Unfreiheit gebundene bäuerliche Gesellschaft aus ihrer Abhängigkeit, erhob die in kleinlichen Interessen verkommenen Vewohner der Städte durch eine neue Städteordnung und plante eine Verfassung, welche dein Volke in seinen Vertretern einen Antheil an der Gesetzgebung und Regierung geben uud alle Kräfte des Volkes in ihren Dienst stellen sollte. Wohl klagten die Städte, daß man sie ihres Privilegs der Befreiung vom Militärdienst beraube, die Mühlen, daß mail ihre Nahrung vernichte, die Rittergutsbesitzer, man nehme ihnen Recht und Vesitz: aber die Reform wurde durchgeführt. Und der Geist, in dem Preußen sich so erneuerte, riß nun auch zu ihm hin alle Herzen, die in dein geknechteten Deutschland noch für Ehre und Freiheit schlugen, und siegte in den gewaltigen Kämpfen von 1813 bis 1815 über alle Hindernisse, die ihm die Verbündeten, vor Allem Oesterreich und Rußland, bereiteten, die nur einen Eabinctskrieg führen wollten, und dieser Geist allein siegte endlich auch über alle Kunst und Macht Napoleons.

Es ist nachdrücklich hervorzuheben, daß der Freiheitskrieg nicht von einem deutschen Reiche geschlagen wurde, auch nicht von der Mehrzahl der Staaten des ehemaligen deutschen Reichs, die Mehrzahl dieser Staaten focht unter Napoleons Fahnen, und Oesterreich stand lange lauernd zur Seite und verschloß sich auch, als es zn Prenßen hinzutrat, grundsätzlich dem Geiste des Freiheitskriegs.

Der Freiheitskrieg war im Wesentlichen ei» preußischer Krieg, Preußen und die sich ihm anschließenden kleinen Staaten fochten ihu auch allem als Freiheitskrieg. Aber es war ein deutscher Freiheitskrieg, weil Stein, Scharnhorft, Gneisenau, die die Heere führten, die Dichter, Redner und Schriftsteller, die dem Fühlen des Volkes Worte liehen, und die Tausende, die Haus und Hof verließen, um für die Freiheit zu streiten, weil sie Alle von dem Glauben nnd der Hoffnung erfüllt waren, ein Reich aufzurichten, dessen Kraft nnd Ordnung die Wiederkehr schmählicher Niederlagen verhindern möge.

Aber als man dann nach dem Siege über Napoleon in den Verhandlungen zu Wien den Versuch inachte, da zeigte sich die Unmöglichkeit, Oesterreich mit seinen alten Ansprüchen, das durch seine Thatcn aufs Neue gestärkte Preußen und die seit der napoleonischen Zeit von einem gesteigerten Souueränitätsdünkel ergriffenen Mittel- und Kleinstaaten in wirklicher Staatsgemeinschaft zu vereinen.

Man errichtete kein deutsches Reich, man schuf nur deu deutschen Bund, eine lockere Verbindung von Einzelstaaten, die dem Volke Nichts von dein Segen des echten Staates gewährte. Und während die Patrioten trauerten über diese verlorene Hoffnung, da erhob sich die Partei in Preußeu, die mit der Stein-Hardenbergischen Verfassung unzufrieden war, weil sie ihre alten Privilegien verletzte. Sie wußte das Ohr des Königs zu gewinnen, verdächtigte nnn die Helden der Freiheilskriege als Revolutionäre, und Alle, die sich in der Zeit der Franzosenhcrrschaft feige nnd verrätherisch betragen hatten, die krochen nun aus ihrer Verborgenheit, in die sie sich vor dem Wehen des (Geistes der Freiheit zurückgezogen hatten. Jetzt spielten die Nerräther den preußischen Patrioten, jetzt verstiegen sie sich zu der unglaublichen Behauptung, daß es einen Freiheitskrieg gar nicht gegeben habe. Die sogenannte gute (Gesellschaft von Verlin, ein Theil des Abels und des hohen Vemntenthnms, waren der Hanptsitz dieses Treibens, das kaum iu den Schmähungen einer gewissen Presse über die Jubelfeiern dieses Jahres sein Gegenstück findet. Es begann nnmittelbar in.den Tagen von Waterloo. Es sei mir erlassen, davon im Einzelnen zu reden, ein Beispiel möge die Frechheit dieser Kreise kennzeichne», die die schone Tugend der Loyalität znm Deckmantel erniedrigten und zum Gewerbe, die Verleumdung des edlen Gneisenan. Gneisenau, der eigentliche Sieger von Waterloo, der Ritter ohne Fnrcht und Tadel, hatte ihren Zorn erregt, weil er einer der klarsten nnd lebendigsten Vertreter der Scharnhorst'schen Gedanken nnd der Forderungen des dent-

schen NationalgefMs war. Er hatte nach dein Abzug ans Paris das
Obercommando in Coblenz, in dein Mittelpunkte der neuerworbenen preußi-
schen Nheinlande uud zugleich über die Truppen erhalten, die zur Occupatiou
gewisser Theile des frauzüsischen Gebiets bestiuimt waren. Da zischelte man
sich uuu in Verlin das Schlagwort von „Wallensteius Lager in Eoblenz"
in die Ohren, und schon vorher hatten diese Verleumder den Kaiser von
Nußland, der auf den König Friedrich Wilhelm III. großen Einfluß hatte,
mit diesen Verdächtigungen erfüllt uud zu der Aeußerung veranlaßt, er
werde wohl mit seinen Garden dem Könige von Prenhen gegen seine eigene
Armee zu Hilfe kommen müssen.

Im Zorn über dies Treiben ließ Uhland in dein Licde zur Feier des
18. October 1816 den Geist Theodor Kürners herniedersteigen, um die
Fürsten nnd ihre Ncithe mit bitteren Worten zn mahnen:

„Ihr Fiirstenräth' und Hofmarschiillc
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl noch bis heute Nichts gewußt:
Vernehmt, an diesem heutigen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß' Gericht,
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt a» Geisterstimmen nicht!"

Wir Nachlebenden sehen setzt wohl ein, daß nicht blos böser Wille den
Aufbau eines deutschen Staates hinderte. Die Patrioten, die ihn forderten,
konnten selbst keinen Weg dazu weisen. Wir sehen auch die Verkettung,
die manchen wackeren Mann in die Kreise dieser Verleumder hiueinziehen
konnte/ und weiter die Verkettung, die Preußeu dahin drängte, den Büttel
Metternichs zu spielcu zur Unterdrückung der durch solche Enttäuschung und
so rohe Verdächtigung anfgeregten patriotischen Jugend. Preußen mußte
in der Stille die Wunden heilen, die die schwere Zeit geschlagen, und die
Erschütterungen, die mit der Reform verbunden waren, zur Nuhe und zum
Ausgleich kommen lassen nnd seine Verwaltung in allen Zweigen den neuen
Verhältnissen gemäß nmgestaltcn. Aber es gingen doch wiederum mehr als
dreißig Jahre dahin, in denen wir Deutsche keiu Vaterland, keinen Staat
hatten, während in Frankreich der Nationalgcist sich glänzend entfaltete und
England feinen alten Stolz steigerte. Alle glaubten uns Deutsche als das
Aschenbrödel unter den Völkern mißhandeln und mißbrauchen zu können.
Noch schlimmer aber war die Wirkimg ans die politische Vildung nnsers
Volkes selbst.

In dieser Zeit verirrte sich das patriotische Gefühl gar manches
Mannes zu jenem staatlosen Nadicalismus, der dem Geist der Freiheits-
kriege fern gewesen war, fortan aber bei jeder großen Gelegenheit, vor
Allem in der Bewegung von 1848/49 uerbängnißvoll aufgetreten ist. Auch

solche Vorbildungen des politischen Denkens, wie sie bei Männern wie
Vilmar und Görres hervortraten, erklären sich aus dein Fluche, der auf
unserem staatlosen Dasein lastete. Vilmar, der so zartes Verständnis; für
das Werden und Wachsen geschichtlicher Nrößeu hatte, uerlor allen Sinn
für Recht und Wahrheit in politischen Dingen. Görres aber, der in feinem
Rheinischen Mercur der Führer der Männer gewesen war, die einen Auf-
bau des Deutschen Reiches im Geiste der preußischen Reform gefordert
hatten, wurde umgewandelt in einen leidenfchaftlichen Gegner Preußens,
der jedes Maß vergaß und jede Gerechtigkeit.
Vor Allem aber verkörpert sich die Verwirrung der politische» Zu-
stande Deutschlands in der tragischen Gestalt des Königs Friedrich
Wilhelm IV. Er fühlte die Pflicht, die ihn: mit der Krone Preußens
auferlegt war, dem deutschen Volt ein Vaterland zu geben; in verhängniß-
voller Stunde hat er das auch ausgesprochen, aber er vermochte die
Trümmer der Vergangenheit nicht als Trümmer zu behandeln, nnd in dein
durch das Veuornmndungsspstem seines eigenen Regimentes' gebundenen
Volke vermochte er nicht die Kraft und die Größe einer Ration zu er-
kennen. Während er sich feiner Schwäche bewußt war, glaubte er doch all
die verwickelten Interessen des geistigen und des wirtlischaftlichen Lebens
eines großen Volkes der Gegenwart wie ein patriarchalischer Fürst leiten
zu können. Mehr als ein Anderer trägt er die Schuld, daß die große
Bewegung der Jahre 1848/49 mißglückte, daß das Reich nicht errichtet
ward. Daß er die Kaiserkrone ablehnte, das war gewiß richtig, weil er
nicht im Staude war, sie zu behaupten, aber daß er so war, das war ein
Verhängnis;.
lind noch einmal kam nun in Folge dessen über unser Volk der Jammer
der Enttäuschung und zugleich auch die böse Zeit eines reattionnren Partei
regimenies, d. h. eines Parteiregimentes, das den unmöglichen Versuck
machte, die Zustände vor 1848 wieder zurückzuführen und zugleich den Ge-
danken, Preußen an die Spitze eines geeinten Deutschlands zu heben, wie
ein Verbrechen verfolgte. Wie in der Periode der Karlsbader Veschlüsse
nach dem Scheitern der nationalen Hoffnungen, die die Freiheitskriege erweckt
hatten, so wurden jetzt die Gesetze mißbraucht im Parteiinteresse, und um
zu solchem Regiment freie Hand zu haben, ließ man Preußen in eine Ab-
hängigkeit sinken von Rußland und i^esterreick, die gekennzeichnet ist durch
das Preisgeben der Ehrenpflicht, die der König in Schleswig-Holstein und
Hessen übernommen hatte, durch die Tage der beständig wechselnden Veschlüfse
über die Mobilmachung, endlich durch Vronzell, Warschau uud ^lmütz und
durch das herrische Gebahreu des Oesierreickers Schwarzenberg und seines
mittelstaatlichen Gefolges.
Aber durch die Arbeit von 1848 war doch der Weg gebahnt, auf dem
das Ziel zu erreichen war. Aus deu unklaren Wünschen der Stein und
Arndt um 1815 und den schon etwas bestimmteren Hoffnnngen eines Panl

Pfizer") um 1839 halt,: sich in dem Müssen der Parteien des Frankfurter Parlaments ei» klares Programm herausgebildet! Ausscheiden Oesterreichs und Einissunss der übrigen Staaten unter Preußens Führung. Und nun erfüllte sich die Zeit rasch und erzog sich aus dein jungen Vismarck den aewaltissen Staats- mann, der es wagte, das Nothwendige ,',n thun mit fester Hand und dem es glückte, auch seinen König zu losen von den aus Pietät gewobenen Sauden, die ihn festhalten wollten unter den Träumen »nd Schatten des alten Reiches. Es ginss das oftmals nicht ohne bittere Schmerzen, aber des Königs Heldenkraft zeigte sich allen Schrecken und den härtesten Proben der schweren Zeit gewachsen, er gab die letzte Entscheidung und tniss die letzte Verantwortung. Und mehr als das. Durch seine Thaten und durch seine menschliche Größe gab Kaiser Wilhelm und gab mit ihm sein Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich dem durch so manche betrübende und gemeine Erscheinung unter den Fürsten der deutschen Vundesstanten entwürdigten Namen eines Königs und Fürsten einen nene» sittlichen Inhalt und einen vertrauten Glanz. **)

Wenn man darauf hinweist, daß der große Staatsmann nur das Programm erfüllte, das 1848 aufgestellt wurde, daß er nur den Willen des Voltes vollstreckte, wie er sich damals gebildet uud gestaltet hatte, so nimmt ihm das Nichts von seinem Ruhme. Wer den Weg zurückschallt, den nur haben gehen müssen zu diesem Ziele, wer sich erinnert, wie von allen Seiten die Hindernisse sich nufthürmtcu uud nicht am wenigsten aus den zarten Gedanken der Treue und Liebe, die ein Staatsmann vor Allein hegen und pflegen muß — der wird sich durch Nichts, was ihm etwa nicht gefällt unter den Worten und Thaten des gewaltigen Mannes, irre machen lassen in der dankbaren Vewnuderung, mit der nur heute aufschaueu zu dem Helden, der u»s erlöst hat ans der Nacht staatloseu Daseins, der den Feind be- zwungen, de» Drache» der Zwietracht, der uns endlich gegeben die rechte Sühne für all den bittere» Groll, der »och die Grabesnihe störte der Helden von Waterloo und Leipzig, uud für all den Kummer der beide» folgende» Generationen, von de» Karlsbader Beschlüsse» bis z» der Schmach vo» ^lmütz.

Und neben ihm nnd seinem große» Könige wolle» wir gedenke» der Helden, die gefallen sind i» de» Kämpfen von 1864, 1866 und 1870, uud mit ihnen der Männer, die mit vielleicht noch mehr zu bewundernder Treue in den Zeiten der hoffnungloseste» Er»iedrigung den Glauben bewahrte» an das Kommen des Reichs.

*» Briefwechsel zweier Deutsche». 2tuttaart 1831.

**) Bcnedctti hat in den ^z^>i^ äiploiuatiquo» (Paris 1895) i>, 134 eine d'lm'akterisnt des .Wmgs Wilhelm und seines Kanzlers entworfen, die eben so oberflächlich als falsch ist, aber um des 'Autors willen llinflnsz acwinue,! wird. Richtig ist dagegen, daß oe» 6e»x pioäi^isui ouvlis« 6s I» ^lunlleur cto l'^llym»Ane, Is i^i <3uilli,um« st 1s prinre <In liismarek «tnieut »lons« cls ^»ülitö» puis5nnt«5 rt, divers« «t s>>i'il« 8« <nmpletni«nt l'»n l'üutr?.

Einen will ich nennen als ihre» Vertreter, und ich weiß, die Treuen
würden zufrieden sein mit dieser Wahl, wenn man sie fragen tonnte, den
ölte» Arndt.
Als ein Mann von fünfzig Jahren erlebte er, das; man ihn wie einen
Verbrecher verfolgte für all die Liebe, Treue und Kraft, die er für die
Befreiung des Landes iu der schweren Zeit eingesetzt hatte, und er stand
im 80. Jahre, als er 1849 das auseinanderbröckelnde frankfurter
Parlament verließ und zum zweiten Male die große Hoffnurg auf ei»
deutsches Vaterland begraben mußte. Aber er begrub sie nur in dem
lebendigen Glauben, sie werde wieder miferstehen. Er rief den (Genossen zn:
Wir sind geschlossen, nicht bcsi.'sst.
In solcher Schlacht erliesst man nicht!
Dieser Glaube, diese Treue, diese Liebe — das sind die Genien ge-
wesen, die dem großen Staatsmann« die Wege bereiteten, die ihm die Kraft
gaben und die unerschöpfliche Quelle der Mittel bildeten, womit ihm das
große Werk zu vollenden gelang.
Iu einem Jubilar kommt man mit gute» Wünsche» und mit Gelübde»
der Liebe und Treue. Was bringt nun unsere Universität heute de,»
Reiche dar zu seinem Jubelfest a» guten Wünsche»? Zunächst, was sie
Alle bringen, alle die Millionen treuer deutscher Herzen: Kraft uud Ge-
deihen! Tie Kraft, die sich erneut in der Gefahr, die Kraft, die in der
Roth selbst eine Quelle des Lebens erschließt. lind wir dürfe» das wünschen
getroste» Hertens. Ist doch u»ser junges Mich eine Tochter des preußi-
schen Staats, der aus den Thräne» der Scham über die Schmach von
Jena sich einen Jungbrunnen sammelte, und der die verlorene materielle
Kraft durch moralische Kräfte -u ersetze» wußte.
Das sind die Wüu'che, die «vir darbringe» iu Gemeinschaft Aller,
da'm legen wir noch berechtigten ^tol es den besonderen Wunsch, daß das
neue Reich sich alle Zeit erhalten möge den Strahlenkranz wissenschaftlichen
Ruhmes und ieiner berufenen Träger, der Universitäten nnd ihrer akademi-
schen Freiheit.
Pon fremden Rationen haben wir vor mehr als 500 Jahren die
Uuiuersitäte» überkomme», haben sie dann aber später ausgebildet in
eigener Art, und das Zeugnis; der anderen Rationen rühmt diese Art mehr,
als wir selbst es dürfen und wagen. Nrter mancherlei Herrschern und
mancherlei Regiment haben sie ihre Aufgabe zu erfüllen gehabt, d. i. die
Aufgabe der Lehre, verbunden mit der Aufgabe der forschnng. Theokraten,
Absolutisteu uud Vttreaukraten, confessionclle fai atiker, Aufklärer und
Romantiker sind wiederholt der Persuchnrg erlegen, die große Autorität
dieser Austalteu uud Corporationen in den Dienst ihrer augenblickliche»
Interessen und Zwecke zu stellen, auch fehlte es nie an juristische!! Formeln,
nm zu rechtfertigen, was man wollte: aber sie haben ihr Zerstornngswerk
nie zu Ende gefübrt. Auch heute noch genießen die Universitäten, wenn

sie nur wolle», im Wesentlichen die Freiheit, deren sie bedürfen, auch heute sind die Universitäten nicht blos Anstalten des Staats und Organe der Verwaltung, sondern auch Eorporationen im Staat, sind Genossenschaften, welche das heilige Rüstzeug der freien Forschung und der Erziehung 511 freier Forschung zu bewahren und zu nutzen haben.
Darum ist nun das der besondere Wunsch, mit dem wir heute den» Jubilar unhen, daß es ihm nie fehlen möge an der Treue 'einer Universitäten, an der Treue, dies Kleinod der freien Forschung zu bewahren, dies Kleinod des durch keinerlei Rücksicht beschränkten Suchens nach Wahrheit, daß sie in Treue e-5 uertheidigen gegen die Angriffe der Beschränktheit und des Kleinglaubens, und daß sie vor Allem uiemals selbst ermangeln des muthigen Vertrauens, daß die Gefahren, die verbunden sind mit der Freiheit der Forschung, nichts Anderes sind als die sieglockcnden Gesellen, die den Menschen stets begleiten, wenn er Großes sncht.
Mit diesen Wünschen stehen wir auch schon mitten in nm'ern Gelübden. Wir geloben die Treue, wir Lehrer und wir Studenten, oder wie ick nnck mit einem Worte sagen darf: Wir Studenten! Denn wir Lehrer, sind immer Suchende und Lernende.
Wir geloben die Treue in ehrlicher Arbeit nm die Wahrheit und im ehrlichen Kampfe mit uns felbst und unseren vorgefaßten Meinungen und Interessen.
Wir geloben weiter die gleiche Treue in allem Dienst des Vaterlandes. In der staatlosen Zeit unseres Volkes, als Dutzende von Zwergstaaten die Hingebung des Patrioten forderten und das große Gefühl mißleiteten, wo nicht entehrten — da durfte es als weise gelten, wenn Männer, die ihre Kraft größeren Aufgaben widmeten, sich abkehrten von dem öffentlichen Leben. Und es hat sich daraus eine Gewohnheit gebildet, die noch lastet auf weiten Kreisen unseres Volkes und nicht zum Wenigsten auf den akademischen Kreisen. Seit aber das Reich erstanden ist, da ist allen Vürgern mit der Möglichkeit und dem Recht auch die Pflicht gegeben, dem Lande zu dienen in Vürgertreue. Wer solche Pflicht erfüllt, sich namentlich nicht versteckt hinter dem Bettschirm einer falschen Bescheidenheit, der wird bald den heimlichen Segen spüren, der ans solch' lebendiger Gemeinschaft des Einzelnen mit feinem Volte rnht. Er wird ihn fpüren in seiner Thätigteit, welche immer es sei, in seinem ^ieinüth, in seinem ganzen Denken über die wichtigsten Fragen, die an ihn herantreten. Vor Allein wird er in diesem Gefühl der Gemeinschaft Beruhigung finden gegenüber den inneren nnd äußeren Schwierigkeiten, die unser Volk seit den großen Erfolgen von 1870 erfahren hat. Man hatte die stolze Entfaltung einer Wunderblume erwartet, nnd nnn zeigt sich ein Tnmmelplatz entfesselter Bedürfnisse nnd Ansprüche, so daß die oberflächliche Betrachtnng sich w^I'l schon versucht sah, die Vergangenheit zn preisen, über deren Schmerzen und Nötbe die Zeit bereits ihren verschönernden Schleier geworfen hat. Wer

ein lebendiges Glied seines Volkes ist, der wird sich der Sorgen bald ent-
schlagen, die aus den Kämpfen des Tages aufsteigen — er wird spüren,
daß diesem Volte das Vlnt noch jugendlich frisch durch die Ädern kreist.
In langer Werdezeit sind germanische und nichtgermanische Elemente
zu diesem Volte zusammengeschmolzen, und mehr als einmal hat unser
geistiges Wesen nicht nnr fremden Einfluß erfahren, sondern große Gebiete
seines Fühlens und Denkens in fremde formen gezwängt, vor Allein auf
dem Gebiete der Religion und des Rechts in die uon den Römern ausge-
bildeten formen. Im Ringen mit diesen fremden Elementen hat unier
Volk seine Rationalität nur langsam gebildet, dazn Iahrhnnderte lang ohne
die schützende Hülle des nationalen Staats. So sind wir noch ein junges
Volk trotz unserer alten Geschichte und dürfen nns deß getrosten, daß wir
die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft mit der Kraft der Jagend
bestehen werden.
Es sind das nicht Worte, wie man sie bei feierlichen Glückwünschen
gern hört und spricht, ,es sind das Überzeugungen, die Jeder gewinnen
mag, der sein Ohr leiht dem PMWag der Ration, iadem er lebendig
eintritt in den Dienst seines Volkes.
I>l diesem Sinne bringen wir Wünsche nud Gelübde dar, hier in
dieser feierlichen Stunde. Iu der Stille steigen nnsere Gedanken empor,
in der Stille treten nur an die Gräber der Tausende, deren Herchlnt ge-
flossen ist im heiligen Kampfe, nnd der Getreuen, die unter allen Ent-
muthigungen unter Rot!, und Verfolgung den Glanben lebendig erhielten an
die Zukunft des Reichs.
Wir legen den Kranz des Dankes nieder auf ibr Grab und fpreckeir
mit aufrichtigem Sinne: wir wollen wahren, was ihr erworben.
5«
'->'-'

Das Versicherungswesen in Deutschland.

Von

Nllgc, Vüttger.

— Hildesheim. —

In einem Witzblatt fand sich vor einiger Zeit eine hübsche Zeichnung, die einen eleganten Abensversicherungsagenten dar- stellte, wie er auf die Höhe einer Thurmsvitze einem Dachdecker nachgeklettert war und wie er dort den „Clienten" mit großer Beredsam- keit von der Vortrefflichkeit seiner Gesellschaft zu überzeugen suchte. In der Dhat, das Versicherungswesen tritt an den beutigen Culturmenschen in allen Lebenslagen und mit solcher Eindringlichkeit heran, daß die Übertreibung jener Zeichnung keineswegs verletzend genannt werden konnte. Das Be- dürfnis?, und man darf wohl ebenso sagen, die Verpflichtung, ein in der Zukunft drohendes Mißgeschick dadurch abzuschwächen oder aufzuheben, indem man in den Zeiten des erträglichen Auskommens sich „versichert", durch Zahlung kleinerer Betrage eine Schadloshaltung im Falle des Eintretens des ökonomisch ungünstigen Ereignisses sicher stellt, jenes Versicherungs- bedürfniß hat heute von den weitesten Kreisen bereits Besitz ergriffen, und zahllose Kräfte und Einrichtuugeu sind bestrebt, dieses Bedürfnis; zu befriedigen.

Das Leben der Menfchen und alle Sachgüter sind hier auf Erden zahlreichen Gefabreu der Zerstörung und Beschädigung durch „Zufälle" und „Unfälle" mannigfacher Art ausgesetzt, das Leben des Menschen noch vor seiner natürlichen Ablaufszeit, die Güter noch vor ihrer Vernichtung durch den Zweck, dem sie dienen, vor dem Eonsum. Sie unterliegen ferner einer mehr oder minder starken Abnutzung, und diese Abnutzung oder Zerstörung ist uolkswirthschaftlich ein Verlust, der durch die Versicherung nicht beseitigt, ist für den Einzelnen ein Schaden, der nur durch weise Vorsorge und durch ein System der Vertheilung des Schadens auf Viele -^ das ist das

Wesentliche jeder Versicherung — ausgeglichen, behoben werden kann. „Sich
versichern" heißt eben, die nachtheiligen Folgen einzelner, für den Be-
troffenen zufälliger Ereignisse für das Vermögen einer Person dadurch
beseitigen oder vermindern, daß man ihre nachtheiligeu Folgen auf eine
Reihe von Fällen vertheilt, in denen die gleiche Gefahr droht, die aber
immer nur vereinzelt wirklich eintritt. Es werden also „Gefahren-Gemein-
schaften" gebildet; nach genügend zahlreichen zuverlässigen statistischen Be-
obachtungen wird der zu leistende Beitrag, die „Prämie", berechnet, damit
in den Fällen des wirklichen Eintritts des nachtbeiligen Ereignisses die fest-
gesetzte Entschädigung gewährt werden kann. Nur mit Hilfe der „großen
Zahl", auf die sich die Zufalls- und Unfallsmöglichkeiten zu vertheilen
haben, ist diese Aufgabe zu lofen.
Nach der Art des Öbjectes der Versicherung unterscheidet man nun
folgende Klassen: 1) Sachversicherungen, bei denen Sachgüter gegen gewisse
Gefahren, namentlich seitens der elementaren Natnrkräfte (Feuer, Hagelschlag,
Krankheit, Seegefahr), versichert werden, es gehören hierzu die Feueruer-
sicherung von Mobilieu nnd Immobilien, die Transportversicherung (See-
und Landtransport-Versicherung), die Hagelversicherung, die Vieliversicherung,
die Glas-, namentlich Spiegelglasuersicherung, die Wasserleitungsversicherung;
2) die Versicherungen gegen solche Vermögensuerluste, die unabhängig von
Zerstörung oder Beschädigung der Substanz einer Sache eintreten, hierzu
sind zu rechnen die Euröversicherung von Nerthpapieren und die Erperimente,
die man mit der Hypothekenversicherung gemacht hat; 3) Lebensversicherung;
Versicherungen in Bezug auf Ereignisse im menfchlichen Leben, die eine
wnthschaftliche Schädigung mit sich bringen, und zwar giebt es hier
Lebensversicherung im engeren Sinne: Versicherung auf den Todesfall
(hierher gehören auch die Sterbe- und Negräbnißkassen) oder auf den
Lebensfall, auf das Erleben eines bestimmten Lebensalters (hierzu sind
die Pensionskassen zu rechnen), ferner die Krankenversicherung, die Unfall-
versicherung, die Inualidilätsversicheruug, die Wittwen- und Waisenver-
sicherung; 4) Rückversicherung, Versichernng der Versicherungsanstalten für
ihre Risicos untereinander.
Sieht man von dem eigentlichen Versicherungsgegenstande ab und faßt
die Formen der Organisation des Versicherungswesens allein in's Auge,
so ergeben sich folgende Unterschiede und Systeme: t) die reine Gegen-
seitigkeitsversicherung nach genossenschaftlichem Grundsatze, bei der die Ver-
sicherer allein für und unter sich direct die Versicherungsvereinigung bilden
und alle Chancen der Versicherung allein tragen; diese Form tritt ans als
private Gegenseitigkeits-Gesellschast oder als öffentliche Gegenseitigkeitsanstalt
(öffentliche Nrandkassen, „Societäten" für einzelne Städte, Provinzen :c,);
2) die Versicherung bei einem vermittelnden Ven'icherer. Dies System tritt
auf als private Erwerbsunternehmnng (in der Regel als Actiengesellschaft,
wo die Versicherung in der ausgesprochensten Form als „Geschäft" betrieben

ivird), oder in einer Form, wo ein öffentlicher Körper (Staat, Gemeinde :c.)
auf seine Rechnung die Versicherung durchführt.
Es ist nun nicht möglich, im knappen Nahmen eines orientirenden
Aufsatzes alle oben aufgeführten Arten der Versicherung zu schildern, es
mag genügen, die Hauptversicherungsarten: Transportversicherung, Feuer-,
Lebens-, Hagel- und Viehversichernng kennen zu lernen, wobei die Hypotheken-,
Curs-, Glas- und Wasserleitungsversicherung, sowie das grohe socialpolitische
Gebiet der Arbeiterversicherung: Unfall-, Kranken-, Alters- nnd Invaliditäts-
versicherung unberücksichtigt bleibt.
Die ältesten Spuren des Versicherungswesens tauchen in Island im
zwölften Jahrhundert auf, wo sich zu jenen Zeiten Gruppen der steuer-
fähigen Bürger zum gemeinschaftlichen Tragen von Verlusten, die Einzelne
von ihneu durch Brandschaden oder Viehsterben erlitten, genossenschaftlich
vereinigten. Tann vernimmt man gegen die Mitte des vierzehnten Jahr-
hunderts von ersten Verfnchen, sich gegen Seegefahren zu versichern; die
älteste wirklich vorhandene Seeassecuranzordnung ist die von Barcelona
vom Jahre 1435; die übrigen Versicherungsarten sind jüngeren Ursprungs.
Die Seeversicherung, der älteste und bedeutendste Zweig der
Transportversicherung, zu der im Uebrigen noch die Versicherung ans Land-
seen und Landwegen gehört, wurde und wird meist als priuatwirthschaft-
liches speculatives Erwerbsunternehmen betrieben, theils von Privatfirmen,
jetzt größten Theils von Handelsgesellschaften (Äctienunternehmnngen). In
Deutschland giebt in dieser Hinsicht Hamburg den Ton an, dort wurde
anch 1765 die erste Assecuranzgesellschaft gegründet; 1888 eristirten in
Hamburg elf Gesellschaften. Außerdem hat anch noch Bremen ein erhebliches
Seeversicherungsgeschäft.
Von weit allgemeinerer Bedeutung ist die Feuerversicherung; in
ihrer heutigen technischen Ausgestaltung ist sie noch recht jung; die An-
fänge reichen in den meisten Culturstaaten nicht weit hinter den Beginn
des vorigen Jahrhunderts zurück; bis dahin hatten das Vorherrschen der
Naturalwirtschaft, die Nechtsunncherheit, die Häufigkeit der Kriege, der
Mangel an wirthschaftlicher Einsicht :c. die Entwickclung noch gehemmt.
Zwar hatten schon die mittelalterlichen Innungen und Gilden den Grund-
satz und das Belieben ausgebildet, auch bei Feuerschäden dem Nerufs-
geuosseu mit einer Unterstützung, die aus gemeinschaftlichen Mitteln auf-
gebracht wurde, beizufpringen, doch fehlte es an jeder Berechnung und an
einem versicherungstechnischeu Aufbau dieser „Brnndgilden" und ähnlicher
Genossenschaften. Im vorigen Iahrbundert entstanden dann in Deutschland
aus der Initiative des Staates öffentliche Feuerversicherungsanstalten, die
nur Immobiliarversicherungen unternahmen, und denen ineist nach Gesetzes«
Vorschrift jeder Hausbesitzer angehören mußte. Die erste Privatfeuer-
versicherungsanstalt sodann wurde als Actiengesellschaft 1812 in Verlin
errichtet, ihr folgte ebenfalls als Actiengesellschaft 1819 die Leipziger

Anstalt, sie waren damals wohl beide im Wesentlichen nur von localer
Bedeutung; herrschend im ganzen deutschen Bundesgebiete war dagegen die
englische Assecuranzcomvagnie „Phönix", die schon in den achtziger Jahren
des vorigen Jahrhunderts in Hamburg eine Zweigniederlassung gebildet
hatte. Da war es denn von/ groher Bedeutung, als der Gothaer Ernst
Wilhelm Arnold:, auch sonst in unserer nationalen Wirtschaftsgeschichte
berühmt, im Jahre 1821 in Gotha eine deutsche Feucrversicherungsbnut
auf Gegenseitigkeit in's Leben rief, die alsbald den englischen Einfluß
zurückwarf und dank der Tüchtigkeit ihrer Leiter und der gefunden ökonomi-
schen und versicherungstechnischen Grundsätze, mit denen sie fortgeführt worden
ist, eine unserer ersten und gediegensten Feueruersichernngsanstalten wurde.
Inzwischen haben zahllose neue Anstalten sich aufgethnn, und es bestanden
1888 in Deutschland einundsiebzig öffentliche Feueruersichenuigsaustalten,
zwanzig größere Gegenfeitigkeitsanstalten und neunundzwanzig Actien-
gefellschaften für Feuerversicherung. Bei den öffentlichen Anstalten waren
etwa 33000 Millionen Mark, bei den übrigen 6945 734 621 Mark versichert.
Auch die Lebensverficherung kann im deutschen Innungswesen des
Mittelalters ihre Vorläufer erkennen, das mit seinen Begräbnis;- und
Wittwenkassen eine gemeinschaftliche Vorsorge gegen die Mißgeschicke des
Lebens zu treffen sich bemühte; indeß bildet dieser Zweck auch das alleinige
Vergleichsmoment, das heutige System der Lebensversicherung beruht im
Uebrigen auf durchaus moderner, von jenen ersten Versuchen wesentlich
verschiedener Grundlage. Die heutige Lebensversicherung konnte sich nur
auf dem Boden sorgfältigster Beobachtung derjenigen den Verlauf des
menschlichen Lebens betreffenden Thatsachen aufbauen, an welche sie ihre
Berechnungen anlehnt. Ihre Voraussetzung ist die Sterblichkeitstabelle,
d. i. eine genaue Darstellung der in den verschiedenen Lebensaltern beob-
achteten Procentsätze der jährlichen Sterblichkeit und der nach dieser Procent-
scala aufgebauten Absterbeordnung einer Zahl von Personen. Erst als
eine genügend große Zahl von Beobachtungen vorlag und die Wissenschaft
hieraus die entsprechenden Schlüsse ziehen konnte, wurden die Lebens-
versicherungen ans den Anfängen »gewagter und meist verunglückter
Erperimente herausgehoben und zn lebensfähigen Wirtschaftsorganisationen
ausgestaltet.
Wie es fcheint, hat die von dem italienischen Arzte Lorenzo Tonti
im Jahre 1653 in's Leben gerufeue Rentenvererbung einen wesentlichen
Anlaß zur Ausbreitung des Gedankens der Lebensversicherung gegeben.
Die nach ihm Tontinen benannten Gesellschaften zu gegenfeitiger Veerbung
functioniren derart, daß eine Anzahl von Personen eine in sich geschlossene
Gesellschaft bilden, die ein Capital zusammenschießt nnd die Zinsen davon
jedes Jahr an die noch lebenden Mitglieder vertheilt. In Gemäßheit der
Verminderung der Mitglieder durch Todesfälle bezieht jedes noch lebende
Mitglied jährlich eine größere Zinsenguote, bis schließlich Alles dem letzte»

Ueberlebenden zufällt. Mit diesen Tontinen, die im Grunde auf Lotterie-
spiel hinauskommen, bei dem der Unkundige leicht getäuscht werden kann,
versuchen sich bei uns übrigens neuerdings wieder amerikanische Gesellschaften,
Auf technisch zuverlässige Grundlagen wurde die Lebensversicherung
erst gestellt, als Fermat und Pascal (1654) die Wahrscheinlichkeitsrechnung
begründeten und sich allmählich aus „Kirchenlisten" und sonstigen Auf-
zeichnungen »ä noc die nothwendigen Sterblichkeitstafeln entwickeln konnten.
In England entstanden dann durch Gründung der Englischen Bank die
ersten selbstständigen Privatgesellschaften für Wittwen- und Waisen -
Versorgung (1698 und 16!>9), denen bald (1705—1706) die erste eigent-
liche .Lebensversicherungsgesellschaft, die „.^mioadlo" folgte. Iu Deutschland
hat die Lebensversicherung mit einem ersten, freilich erfolglofeu Versuch in
Hamburg 1806 durch Veueke eingesetzt, es scheiterte dies Unternehmen an
der Ungunst der politischen Zustände, (Xrieg, Znsammenbruch Preußens.)
Erst 182?—182!) gelang es dem verdienten Begründer der Gothaer
Feuerversicherungsbank, Arnoldi, auch eine Lebensversicherungsbank auf dem
Principe der reinen Gegenseiiigkeit an demselben Orte in's Leben zu rufen.
Im weiteren Verlaufe haben sich dann zahlreiche Gesellschaften gebildet,
lheils auf Actien, theils auf Gegenseitigkeit, und 1888 gab es im deutschen
bleiche viernnddreißig Anstalten (1!) auf Actien, 15 auf Gegenseitigkeit)
mit einem Versicherungsbestand von 8308 Millionen Mark. Den größten
Bestand hatten: Gotha (Gegenseitigkeitsanstalt) 550,5, Stettiner Germania
(Äctiengesellschaft 3837,5, Leipzig (G.) 278,7, Stuttgart (Lebensversicherungs-
und Ersparnißbank G.) 280,1 Millionen Mark.
Die Hauptart ist die Versicherung auf den Todesfall, und zwar des
eigenen Lebens, doch kommt auch Versicherung eines anderen Lebens vor.
Eine andere, neuerdings vielfach beliebte Art ist die Versicherung auf den
Lebensfall, namentlich bei Erreichung eines bestimmten Lebensjahres; ferner
kommt hier in Frage die Versicherung ans bestimmte Zeit, wo die Zahlung
fällig wird, wenn in dieser Zeit der Tod eintritt; oder schließlich die Ver-
sicherung auf zwei verbundene Leben, z. B. Eheleute („Ueberlebungs-
versicherung"), bei der die Zahlung fällig wird, wenn die im Voraus be-
stimmte Person (z, B. der Mann) thntsächlich zuerst stirbt. Außerdem giebt
es aber noch einige vierzig verschiedene Eombinationen von Lebens-
versicherungen. Eine besondere Vedeutnng haben auch die „Kinder-
versorgungskassen", Aussteuer, Studien-, Militävdienstleistungsanstalten er-
worben. Dem Versichenmgsfälngen steht, wie man sieht, eine so große
Anzahl von Anstalten zur Verfügung, daß auch hier Manchem die Wahl
zur Qual werde» kann.
Die Gewähr cine5 Ersatzes der Vermögensverluste, welche durch Hagel-
schlag entstehen, zn bieten, ist Angelegenheit der Hagelschädenversicherung.
Diese Versicherungsart ist zur Zeit mit am mangelhaftesten entwickelt, weil
es der Versicheruugstechnik unmöglich ist, die capitaloernickt.mde oder
>

schädigende Naturerscheinung auch nur annähernd nach Zeit, Umfang und Stärke des Auftretens voraus zu berechnen; da ferner u'eite Länderstrecken viele Jahre hindurch von Hagelschaden verschont sein können, so pflegt das Bedürfnis nach Hagelversicherung sich so ungleichmäßig einzustellen, daß die privatwirthschaftlichen Unternehmungsformeu von heute im Allgemeinen nur geringe Neigung zu diesem „Geschäfte" bekunden.

Tic Hagelversicherimg ist erst in den letzten zwanzig Jahren des 18. Jahrhunderts, und zwar, wie man annimmt, zuerst in Schottland angewandt worden. In Deutschland scheint ein Mecklenburger Gutsbesitzer, von Müller-Detershagen, mit der Neubrandenburger Hagelversicherungsgesellschaft (1797) den ersten Versuch gemacht zu haben, der aber, wie noch manche nachfolgende, wegen des zu engen Wirkung? gebietes fehlgeschlagen ist. 1888 waren in Deutschland zwanzig Gegenseitigkeils- und fünf Actiengesellschaften wirksam, bei denen insgesammt Werthe von über 17(19 Millionen Mark versichert waren. Im Königreiche Bayern ist durch Gesetz vom Jahre 1884 eine staatliche Hagelvcrsicherungsanstnlt begründet, sie ist mit einem Garantiefonds von 1 Millionen Mk., fowie einem jährlichen Beitrag von 40000 Mk. zu den Kosten aus Staatsmitteln unterstützt. Von den 20 Gegenseitigkeitsanstalten arbeiteten 1888 fünf mit Verlust, die Ueberschüsse der übrigen betrugen annähernd 2 Millionen Mk., die 5 Actiengesellschaften erzielten über 3 Millionen Mk. Nebcrschuß. Das sind Resultate, die die priuatwirthschastlicheu Kräfte nicht gerade zu neueu Thaten anspornen können.

Die letzte Versicheruugsart, die hier zu besprechen ist, die Viehversicherung, begegnet ebenfalls großen Schwierigkeiten, die privatwirthschaftliche Versicherungstechnik ist nickt in der Lage, genau zutreffend Nisieoberecknungen nufzustelleu; der Tod von Hausthieren kann leicht durck mangelhafte Wartung nnd Pflege, leichtsinnig oder willkürlich, ohne daß es nachweisbar ist, herbeigeftihll werden, die Identität des verstorbenen mit dem versicherten Vieh ist schwer festzustellen, durch Seuchen werden oft aller Vorsorge ungeachtet die Viehstände ganzer Landstriche hingerafft und Kapitalverluste erzeugt, denen auch die capitalkräftigstc Gesellschaft nicht gewachsen ist. Durch die Rinderpest verlor z. B. Oesterreich iu den Innren 1863-18651 64 bis 91"/„ seines Rinderbestandes, England im Jahre 1866 709000 Stück, Holland allein in füuf Prouiuzcu 150000 Stück.

In den Culturstaateu zudem ist es als Aufgabe der Wirthschaftspolizei crkaunt worden, bei Viehseuchen verdächtige Thiere zu tödten und die Besitzer aus jährlich von den gesammten Viehbesitzeru mittelst staatlichem Zwange aufzubringenden Mitteln zu entschädigen. Im Uebrigen pflegen die Besitzer großer Viehbestände sich gegen die durch Abnutzung nnd nicht senchenartige Krankheiten entstehenden Verluste durch Abschreibungen zu decken, so daß also schließlich der privaten Viehuerstcherung nnr der kleine Viehbesitzer verbleibt, der an Abschreibung w.'gen des geringen Nmfauges seines Capitals nicht denken kann.

So haben sich denn seit Alters her die kleinen Viehbesitzer zu ‚Fuhgilden", „iiuhladen", „Viehkassen" vereinigt, und man nimmt an, daß gegenwärtig in Preußen gegen 5000 kleine Viehversicherungsvereine mit etwa 600000 Teilnehmern bestehen, die etwa 1^2 Millionen Rinder und Pferde versichert haben. Ferner wird berichtet, daß es 20 deutsche Viehversicherungsgesellschaften und zwar auf Gegenseitigkeit giebt, die mit geschäftlicher Organisation versehen sind und ihre Wirksamkeit auf größere Gebiete erstrecken.
Die bei diesen Gesellschaften 1892 laufende Versicherungssumme betrug 100628000 Mark, Zahlen, welche bei den Riesencapitalien, die in dem gesnmmten Viehbestand stecken, nur uerhältnisimäßig gering in's Gewicht fallen.
Werfen wir einen Rückblick auf die verschiedenen Versicherungsarten, so tritt die allgemeine volks- und priuaiwirthschaftliche Bedeutung und Wirkung des Versicherungswesens deutlich genug in die Erscheinung. Bevor ein gefahrdrohendes Ereignis;, gegen dessen Folgen mmi sich versickert hat, eintritt, giebt die Versicherung mehr Muth zu technisch riskanteren Geschäften (feuergefährlichen Anlagen, gefährlichen Seereifen, Bau von Gewächsen, die vom Hagelschlag mehr leiden); manche Geschäfte werden dadurch erst allgemein möglich, während sie ohne dies ein Monopol der Reichen, die ein Uebriges riskiren können, sein würdcn. Ter Eredit der Versicherten erhöht sich, die fast ununterbrochene Fortführung der Production nud Geschäfte wird verbürgt; das Bewußtsein, versichert zu sein, giebt dem Einzelnen größere Ruhe. Räch Eintritt des Schadens können die vernichteten Werthe alsbald ersetzt werden, vollständige Verarmung, die ehedem nichts Seltenes war nnd die die amtlich beglaubigten Bettelconcessionen, „Vrandbettelbriefe" zeitigte, ist ausgeschlossen. Die verschiedeneu Formen der Rentenversicherung nnterstüben in wirksamster Weise die vorbeugende Armenpflege. Neben den: Sparzwangcharcckter der Lebensversicherung trilt als segensreich darin hervor, daß auf diesem Wege die isolirten, kleinen Sparbeträge oder Prämien in der einzigen leitenden Hand der Versicherungsanstalt zn großen Summen anwachsen, die der volkswirthschaftlicken Production zugeführt werden können.
Daß trotz der großen Erfolge, die das Versicherungswesen erzielt hat, in der Entwicklung seiner verschiedenen Systeme kein selbstgenügsamer Stillstand eingetreten ist, sondern viel Leben und Kanins herrscht, wird Jedem sofort klar, der sich mit der Fülle vou Streit- und Prineipiensragen, die hier von Theorie und Praxis aufgeworfen werden, beschäftigt hat.
Wir wollen hier nur die s>,roße Haupt- uud Staatsfrage erwähnen, die Frage der „Verstaatlichung" des Versicherungswesens, die durch die Schrift des conseruativen Politikers uud natiounlökonomiscken Professors Adolf Wagner „Ter Staat und das Versicherungswesen" (1881) des Ausführlicheren behandelt worden ist. Wagner, dem natürlich von den Vertretern der großen privaten Versicherungsgesellschaften auf das Lebhafteste

widersprochen wird, befürwortet darin und anch an anderer Stelle einen
weitgehenden Einfluß des Staates auf das Versicherungswesen, damit ein«
mal die vorbeugenden Maßregeln gegen das Eintreten an sich möglicher
Gefahr (die „Meidung") mit administrativer Hilfe auf das Feinste und
Gewissenhafteste entwickelt und damit weiter die kosten des Versicherungs-
verfahrens durch Ausscheiden der Neclame-, Agentenkosten und sonstiger über-
mäßiger Verwaltungsspesen auf ein Minimum reducirt werden. Er glaubt auch,
daß viele Privatgesellschaften dam neigten, die „schlechteren Risikos" auszu-
scheiden und nur die „besseren" zur Versicherung zu übernehmen, daher jene, z.B.
die Mobiliarversicherung der kleinen Leute gegen Feuer, sich selbst überlassen
bleiben, d. h. praktisch häufig ohne Versicherung sind. So empfiehlt er denn
die gemeinwirthschaftliche Organisation des Versicherungswesens in öffent-
lichen Anstalten statt der privatwirthfchaftlichen in sveculativen Erwerbs-
unternehmungen, im Uebrigen erklärt er sich für private Anstalten nach dem
Gegenseitigkeitsprincip und wird er den lobenswerthen Vestrebnngen der
Pensionsanstalten, Wittwen- und Waisenpensionskassen ans genossenschaftlicher
Grundlage, die er gegen die Angriffe der Aktiengesellschaften uertheidigt,
gerecht.

Englands Wehrmacht und strategische Situation Deutschland gegenüber.

von

A. lllIgnlla von Vieüerstein.

— Viezlau. —

beide» Vorinächte der germanischen Welt, England und Teutschland, sind infolge des Anschlages britischer Unterthanen auf die Unabhängigkeit Transvaals in eine Tiffere»', mit einander gerathen, und die Wogen der öffentlichen Meinuug gingen in beiden Ländern, uanientlich in England, hoch nnd gegen einander. Es tonnte auf den ersten Augenblick überrasche«, daß die im Interesse Teutschlands an dein Fortbestehen und Gedeihen der südafrikanischen Republik erfolgte Depesche des Kaisers au de» Präsideuten derselben einen derartigen Stnrm der öffentlichen Meinung auch in Deutschland hervorrief. Allein in der That besitzt Deutschland in Transvaal bedeutende Interessen. Fünfzig Millionen deutscheu Capitata siud dort iu Haudels-, Eisenbahn- und (Mdmineu-Uuteruehnmngen engagirt. Die deutsche Industrie ist durch selbstständige Etablissements Krupps, Siemens K Halskes u. A. in Transvaal vertreten, der Handel Teutschlands mit Transvaal entwickelt sich immer mehr, uud die Ausfuhr desselben dorthin beträgt jährlich zwölf Millionen Mark. Unter britischer Herrschaft aber über Transvaal, namentlich der in Südafrika Alles dominireuden uud au sich reißende» Ehartered Compngnie, würden diese Interessen Teutschlands bedenklich gefährdet erscheinen, nud überdies bildet die Republik Transvaal den einzigen bedeutenden, lebenskräftigen selbstständigen und wehrhaften Staat iu Südafrika, desseu Eristeu- für das immer weiter Umsichgreifen der britischen

Herrschaft eine Schranke und daher einen Schutz für die Entwickeln»«, des übrigen deutschen Colonialbesitzes, sowie den deutscheu Handel und Erport nach de>u Südeu des dunklen Welttheiles, l'ildet. Deutschland hat ferner ein reges Interesse daran, in den Transvaal stammverwandten und mit ihm durch merkantile Interessengemeinschaft verbundenen benachbarten Niederlanden sich Svmpathieen zu gewinnen, sowohl im Hinblick auf eine eventuelle künftige dynastische Verbindung, wie alsdann eine etwaige Anlehnung der Niederlande mit ihren ungemein werthvollen Colonieeu an den mächtigen stammesverwandten Nachbarn. Dies Alles dürfte die Hauptgründe für die mit der kaiserlichen Depesche ausgesprochene Stellungnahme der deutschen Regierung in der Drausvaalaugelegeuheit gebildet haben. Der Moment für diesen politischen Act war überdies günstig gewählt, da England zur Zeit mit den Vereinigten Staaten wegen VeneMlns sich in einem Conflicte befindet, da ferner seine asiatischen Interessen gegen Mßland scharf engngirt, die armenischen Wirren noch nicht gelost sind, und anch zwischen ihm und Frankreich Differenzen hinsichtlich der afrikanischen Aesitzuugeu bestehen. Allein es bleibt trotz alledem vielleicht fraglich, ob sich Deutschland mit den infolge seines Auftretens auf eiu Meuschenalter hinaus verscherzten Smnpathien (Großbritanniens durch die Accentuirung seiner eigenen Stellung in Südafrika mehr genützt als geschadet hat.

Wenn sich nun auch mit voller Bestimmtheit erwarten läßt, daß die vorhandene Differenz wegen Transvaals nicht in eine kriegerische Actio» ausartet, da die Interessen beider Mächte im Uebrigen einander parallel laufen und, etwa die küuftige Handelsconcurrenz in dem dem Westen zu erschließenden China ansgenommen, nirgends erheblich collidiren, so erscheint doch ein Blick auf die militärische Lage Englands und Deutschlands einander gegenüber im jetzigen Zeitpunkt vielleicht nicht ohne Interesse.

Charakteristisch für dieselbe ist jedenfalls, daß beide Mächte durch das Meer, die Nordsee, von einander getrennt, infolge der besonderen Gestaltung ihrer Wehrmacht sich auf dem Contiuent, mit Ausnahme der nfrikauischeu Loloniee», nickt zu bekriegen vermögen. Denn die Landung einer starken britischen Streitmacht an den deutschen Küsten ist zwar taktisch sehr wohl durchführbar, und zwar an denen der Ostsee; allein strategisch ein Unding, da die gelandeten britischen Streitkräfte sich sehr bald einer derartigen Ueberlegenheit deutscher Heeresmassen gegenüber befinden würden, daß sie von denselben erdrückt werden müßten.

England ist überhaupt nur in der Lage, 2 Armeecorps für die Verwendung im Auslaude disponibel zu machen, seine Miliz sowie die Freiwilligen und die Momaiiry dürfe» »ur im Inlaude verwandt werden. Was nwllen aber 2 englische Armeecorps, selbst wenn es gelingt, sie in einem oder zwei Echelons überraschend »nd »»^gehindert zu laudeu, gegenüber den deutschen Heeresmasse» vou im Kriegsfalle ca. 29 Armeecorps und deren annähernd ebenso starken Neiervesormationen besagen? Wir sehen bei der

Betrachtung des concreten Fallet' von jeder etwaigen Ällianzbildnng auf
beiden Seiten ab. Ueberdies vermag Deutschland, da seine Nordsee-
küsten völlig unzugänglich für eine Landung starker Streitkräfte sind, da
infolge ihrer Untiefen die größeren Schiffe einer feindlichen Flotte nicht
auf Geschützwirkungsbereich an die Küsten heranzukommen vermögen, und
da überdies die wenige» Zugänge derselben durch starke Befestigungen,
Torvedosverren und Schiffe der Flotte völlig ausreichend geschützt sind, seine
Landstreitkräfte in jenein Kriege ganz überwiegend an den Ostseeküsten be-
reit zu halten, um dem Gegner, dessen voraussichtlich überraschend unter
dem Schuhe der Nacht ausführbarer Landungsaet selbst kaum gehindert zu
werden vermöchte, in den für eine Landung am günstigsten Küstengebieten
der Lübecker Bucht, der Odermündnngen oder des östlichen Holsteins u. a. O.
sehr rasch mit erdrückender Ueberlegenheit entgegen zu treten. Die deutsche
Flotte aber würde es in Anbetracht der gewaltigen Ueberlegenheit der
englischen rationeller Weise auf keinen entscheidenden Kamvf mit der
englischen Uebermacht zur Berhiuderuug der Landung ankommen lassen
dürfen, sondern ihre Aufgabe darin bestehen, die Annäherung der englischen
Flotte rechtzeitig zu erkennen nnd die Landung etwa dura) einen Offensiv-
stoß möglichst zn verzögern.

I.me Ueberlegenheit aber ist, selbst unter völliger Berücksichtigung des
Nmstaudes, daß zahlreiche britische (Geschwader in allen Weltmeeren vertheilt
sind, dennoch eine derartige, daß England heute das Canalgeschwader von
6 Panzerschiff.'n 1. Klasse, 2 großen, 2 mittleren, 2 Torvedokreu'.ern nnd
einigen Contre-Torpeoobooten bei Portsmouth nnd Portland und das nen-
gebildete fliegende Geschwader von 3 Pamerschiffm 1. Klasse, 2 Panzer-
nnd 2 geschützten Kreuzern an der Südwestküste Irlands, somit in Summa
einige zwanzig Kriegsschiffe, danmter !> Panzerschiffe 1. Klasse, erforderlichen
Falles in unmittelbarer Bereitschaft gegen Deutschland hat, eine Streitmacht,
die überdies in 2—IN Tagen dnrch 24 Panzerschiffe und Panzerkreuzer,
21 Kreu',er und 26 Torpedojäger und Torpedoboote der Flottenreserve ver-
stärkt zn werden vermag, so daß die britische gegen Dentschland verwend-
bare Streitmacht im Canal nnd am irischen Canal alsdann einige neunzig
Kriegsschiffe, darunter 33 Panzerschiffe, betragen würde, während von
der deutschen Flotte fachmännischem Urtheile zufolge zur Zeit mir 8 Panzer-
schiffe, 6 Hochseeküstenschntzfahrzenge, 4 sonstige Küstenschntzfalnzenge,
IN Kren^er nnd IN Torpedo-Avisos znr Berfngung stellen sollen, in
E imma 3>! Kriegsschiff.', darunter nur 4 Panzerschiffe 1. Klasse. Selbst
wenn es wider S/warten gelänge, die sämmtlichen Panzerschiffe der deutschen
Flotte, 21 an Zabl, gegen jene englische Uebermacht zn vereinigen, würde
dieselbe noch eine gewaltige sein, und auch dann noch, wenn das fliegende
britische Geschwader seine Kren-ertour angetreten bätte oder nach Venezuela
bezw. Nordamerika gegangen wäre. Di,' englische Flotte ist fogar jeder
Combination zweier anderer Flotten, die ebenfalls, wie > B. die französische.

der Zeit zu ihrer Eoncentration bedürfe», gewachsen, und strebt danach,
ihr sogar überlegen zu werden; sie besitzt daher die Herrschaft zur Tee und
ganz besonders diejenige auf der Nordsee, so daß die Landung starker
deutscher Streitkräfte von etwa 1 Armeecorvs von 45 000 Mann incl. nur
seiner Reservedinision, an den englischen Küsten sich als ein nicht durchführ-
bares Unternehmen darstellt. Denn die zahlreichen englischen Kreuzer würden
mit Leichtigkeit das Auslaufen einer deutschen Transportflotte von ca.
150 Schiff.m und der sie geleitenden deutschen Kriegsflotte entdecken und ihre
dahinter befindliche Schlachtflotte rechtzeitig davon zu benachrichtigen ver-
mögen, so 'Mß, wenn nicht vorher eine englische Vlotade der deutschen
Iioroseehäfen und des Skagerraks diese Häfen und die Ostsee überhaupt
schließt und ein etwa nächtliches unbemerktes Auslaufen beider Flotten ge-
länge, die britische Flotte in der Lage sein würde, dieselben auf ihrer Fahrt
nach der englischen Küste mit überwältigender Neberlegenheit anzufallen und,
ungeachtet der tapfersten und geschicktesten Gegenwehr, zu schlagen. Allein
selbst wenn die Landung jener deutschen Transportflotte und ihrer Streit-
kräfte wider Erwarten unbemerkt glückte, so würde die Geleitflotte sowohl
wie die Trnnsportflotte, die, um ein neues Lnnd»»gs-Erpeditions-Echelon an
die englische Küste zu führen, zurückkehren müßten und ebenso eine etwa neu
gebildete Transportflotte, dem überlegenen Angriff der englischen Flotte aus-
gesetzt sein und die Verbindung der gelandeten Streitkräfte mit der Heimat
völlig unterbrochen werden. Dieselben würden sich jedoch ebenfalls sehr bald
einer erdrückenden numerischen Ueberlegenheit englischer Landstreitkräfte gegen-
über befinden und ungeachtet ihrer weit besseren Schulnng, Führung und
Kriegs:üchtigkeit überhaupt derselben auf die Daner nicht zu widerstehen ver-
mögen. England ist in der Lage, den gelandeten deutschen Streitkräfte»
2 mobile Armeecorps nctiuer Truppen und 3 Armeecorps Vesatzungs-
trnppen, sowie eine Anzahl überschießeiider Truppentheile und Ersav-
truppen gegenüber zu stellen, somit etwa 2000^0 Mann, und es verfügt
über ein Neseruoir von Landstreitkräften in Großbritannien von 117000
Mann des stehenden Heeres, 80 000 Mann Reserve, 11000 Mann
Neomanrn, 2510 !0 Freiwilligen und 132000 Mili,,e», ans welchen es
außer jenen 3 Armeecorps :c. »'eitere Neuformationen aufzustellen und
erlittene Verluste zu ergänzen vermag. Vei diesen im Verhältnis; zu der
zu landende» deutsche» Streitmacht sehr bedeutenden Streitkräften erscheint
es doch fehr fraglich, ob, wie Manche annehmen, 2 deutsche Armee-
corps zur Bewältig»»«, der gesammte» britische» Landmacht im ver-
einigten Königreich genügen würden, nnd noch mehr, ob 2 de»tscl>e
Armeecorps von in Summa 90W0 Mann ungehindert in England zu
landen vermöchten.

Der Krieg vermag daher zwischen beide» Mächten nur zur See uud
zwar e»glischerseit5 i» Gestalt eines Blocade- nnd Küstenkrieges, deutscher-
seits dagegen i» derjenige» eines Defensivkrieges mit offensiven Vorstößen

an den Küste», sowie beiderseits in der eines Kren er- und Kaperlrieges gegen die beiderseitigen Handelsschisie gefüln't zu werden. Ueberdies ist England in der Lasse, die nur von ganz unbeträchtlichen Streitkräften ge- schutzteu deutschen Colonieen -u occupircn nud damit ein wichtisscs Faust- pfand und Compensationsobject filr die späteren Friedensverhandlungen zu ssewinnen. Für die Führung des Kreuzerkrieges aber stehen England 140 Kreuzer, daninter 13 Pan-erkreuzer und 12 geschützte, sowie eine leicht zn uennehrende Anzahl von 22 Anriliarkreuzern der Handelsflotte, uud 26 derartissen Schiffen, für die die Armirnng vorhanden, ist gegenüber 49 deutschen, darunter nur 4 geschützten und 19 Äuriliarkreuzern, zur Ver- füssunss und überdies die britischen Kohlenstationeu in der ganzen Welt, die die Actionsfähigkeit der ensslischen Krenzer ungemein erhöhen, so daß auch hier das Uebergewicht offenbar auf Seiten Großbritanniens liegt.
Vernwge ihrer niaritinieil.Ueberlessenheit vermass ferner die englische Flotte, wie erwähnt, die Häfen Deutschlands zu blokiren und diese und die offenen Städte seiner Küsten zu beschießen und Deutschland die Zufuhr zur See abzuschueideu, so daß sich dasselbe genöthigt sehen würde, für die für seine Subsistenz unerläßlichen Importartikel, wie ?. V. Getreide (1893 329 Millionen), Wolle (273 Millionen», Baumwolle (221 Millionen), Vieh <296 Millionen), Kaffee (214 Millionen) :c. neue Verkehrswege zu suchen, und ebenso für seinen bisherigen überseeischen Erport an Zucker (1893 227 Millionen), Wollwaaren <21? Millionen), Eisenwaaren (167 Millionen), Baumwollwaaren (154 Millionen), Teidenwaaren (167 Millionen), Kohle (136 Millionen) :c. England dagegen ist in seinen Subsistenzmitteln nicht auf Deutschland angewiesen uud vermag die Artikel des Auslandes au Stelle der deutschen, die es in der Regel bezieht, treten zu lasse«, und sein Seehandel würde uach Vertreibung der deutschen Kreuzer in hinreichender Znlcinglichkeit fortzubestehen vermögen und der ausländische Markt an Stelle des dentschen treten können.
Der entstehende Vloeade- und Kreuzertrieg aber würde, da ihm große Wasienentscheidu, gen ifMen würden, ein voraussichtlich febr langwieriger werden nnd sich der letztere, wie erwähnt, gegen die Handelsflotten beider Rationen richten. Beide Flotten bieten diesem Kaper- und Krenzerkriege ein weites Angrisfsobsect, nud die englische Handelsflotte ein noch beträchtlich größeres wie die deutsche, und es scheint bei ihm selbst nicht ausgeschlossen, daß es einzelnen besonders schnellen und gut geführten deutschen Kreuzern gelingt, der briti"chen Handelsflotte den 3)cean für längere Zeit mit Erfolg gefährlich uud unsicher zu macheu uud zahlreiche Schiffe derselben wegzunehmen, sowie selbst wichtige Hafenstädte Großbritanniens mit Erfolg zn bc'chießen- entgingen doch die Alabama der Tusguehanna und andere schiffe im amerikanischen Seeessionskriege längere Zeit allen Verfolgungen der zuletzt zahlreichen Kreu-er der Rordstaaten. Allein bei der gewaltigen Ueberzahl der engli- schen Kreuzer und in Anbetracht des Umstände?, daß die Kohlenstationen,

welche England in allen Meeren besitzt, seinen Kreuzern, wie erwähnt,
eine große Actionsfreiheit und Sicherheit gewähre», welche Deutschland
fehlen, dürfte England auch iu diesem Kreuzerkriege auf die Lauer das
Nebergewicht gewinnen. Das Resultat des Krieges aber würde nicht nur
in einer der schwersten Schädigungen des überseeischen Handels beider
Mächte, sondern auch in einer tiefgehenden Erschütterung ihres Binnen-
handels und ihrer Industrie, sowie des westlichen Weltmarktes überhaupt,
bestehen und sich daher iu keinem Verhältnis? zu dem Zweck des ganze»
Krieges, Iurückbringung Transvaal-? unter britische Botmäßigkeit, und
damit ausschließliches Dominiren der britischen Macht in Südafrika bezw.
Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit Transvaals und somit Schutz der
künftigen Entwicklung des deutsch-ostafrikanischen Lolonialbesitzes, befinden.
Bei dieser Gesammtlage der Verhältnisse aber läßt sich mit Sicherheit
amiehme», daß, worauf ungeachtet der maritimen und sonstigen Mstnngs-
nlnßuahmen Großbritanniens »nd der an die i^effentlichteit gerichteten
Mieden seiner leitende» Minister, gewisse Anzeichen bereits hindeuten, es de»
betlMigte» Cabinetten gelingen wird, einen beiderseits befriedigenden Aus-
gleich in der Transvaolangelegenheit, im Besondere» d>r noch schwebende»
Suzeränetätsfrage, zu vermitteln.

Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg.
von
zer derzeitige Obervräsident der Provinz Schlesien, Hermann Fürst
von Hatzfeldt-Trnchenberg, entflammt einem alten oberhessischen
»Geschleckte, das sich nach seiner an der Eder gelegenen Stamm-
burg Hatzfeldt benannte und dessen geschichtliche Eristenz bis in den An-
fang de? 18. Jahrhunderts zurückreicht. Im 14. Jahrhundert spielte das
schnell empo-rgeblühte (^'schlecht bereits eine bedeutende Rolle und wußte
den Landgrafen, insbesondere in deren langjähriger Fehde mit den Löwen-
rittern, tatkräftigen Widerstand zu leisten. Nachdem die Familie ihre»
Besitz durch Erwerbung von Wildenburg erheblich vergrößert, theilte sie sich
um die Mitte des 15. Jahrhunderts in die Wildenburg-Wildeuburgische und
die Wildenburg-Hessische Liuie, welch' letztere 1794 erlosch. Ihr gehörte
Melchior von Hatzfeldt, Graf von Gleichen an (1598—1<i58), der sich als
kaiserlicher Heerführer heruorthat und dein das Geschlecht die Grafenwürde
verdankt. 'Nach dem Erlöschen dieses Stammes, der durch Friedrich den
Großen den fürstlichen und durch Kaiser Franz I. ^den reichsfürstlichen Nang
erlangte, ging von ihren Besitzungen u. A. die fchle'ifche Herrschaft Trachen-
berg, die Melchior 1635 aus den Händen des Kaisers erhalten, an die
Wildenburgi'che Linie über, welche in die ältere Linie Wildenburg und
die jüngere Schönstein zerfällt. Letztere kam durch Erbschaft ziu den Bosch
der Herrschaft Trachenberg, die, am s!. November 1741 von Frietn-ich

dem Großen zu einem Fürstentum und deren Besitzer zu Fürsten erhoben
worden waren.
Das Haus Hatzfeldt besteht gegenwärtig aus zivei besitzenden Linien;
der älteren Wildenburg, im Besitze der Standesherrschaft Wildenburg-Echön-
s«in, mit der Hauptresidenz Schönstein (Reg.-Bez. Eoblenz); die wesentlich
später als die jüngere Linie, nämlich am IN. Mai 1870 durch königliches
Diplom die Fürstenwürde und das Prädikat „Durchlaucht" in der Person
Alfreds von Hatzfeldt erlangte, und der Linie Trachenberg, welche die fürst-
liche Würde bereits seit 1741 besitzt, und der durch Cnbinetsordre vom
22. October 1861 das Prädicat „Durchlaucht" verliehen wurde.
Hermann Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg ist das gegenwärtige Haupt
der Linie Trachenberg. Er wurde am 4. Februar 1848 in Tracken-
berg in Schlesien geboren als Sohn des Fürsten Hermann Anton (1808
bis 1874) und seiner zweiten Gemahlin Marie, geborenen von Nimptsch,
der Wittwe des künigl. preußischen Kammerherrn und Ministerpräsidenten
in Rom, Ludwig August von Buch.
Nachdem er die Erziehungsanstalt in Echnepfenthal uud das Gymnasium
in Sagan besucht, studirte er auf den Universitäten Genf, Göttingen und
Berlin von 1866—1869 die Rechte uud wurde im Frühjahr 1870 zum
Kammergerichtsreferendar ernannt. An den Feldzügen gegen Frankreich hat
er im Garde-Kürassier-Regiment theilgenommen. 'Räch dem Tode seines
Vaters widmete er sich der Bewirtschaftung seines ausgedehnten ererbten
Besitzes — des Fürstentums Trachenberg — und beschäftigte sich mit
Eomnmnlll-Ängelegenheiten, trat im Jahre 1878 in das Herreuhaus ein
und wurde fast gleichzeitig vou seiuem heimatlichen Wahlkreise (Militsch-
Trebnitz) an Stelle des Grafen Maltzan in den Reichstag gewählt.
Seitdem erfolgte feine Wiederwahl regelmäßig ohne Aufstellung eines ernst-
haften Gegencandidaten bis zum Jahre 1892. Räch Auflösung des Reichs-
tages nach Ablehnung der Militäruorlage verzichtete er auf eine Wiederwahl,
weil ihm in seinem heimatlichen Wahlkreise ein Kampf mit einem Theile
derjenigen Elemente, die ihn früher unterstützt hatten, widerstrebte. Im
Reichstage gehörte er der deutschen Reichspartei an, trat weniger nach außen
hervor, war jedoch vielfach in Eommissioneu beschäftigt.
Als gesinnungstreuer Katholik und gleichzeitiger Anhänger der frei-
conseroatiuen Richtung nimmt er seit Jahren eine allgemein anerkannte,
vermittelnde Stellung ein. 1893 wurde er nach dem Ableben des Herzogs
von Ratibor zum Vorsitzenden des Prouinziallandtages von Schlesien
gewählt nnd ist seit dem 1. October 1894 Oberpräsident der Provinz
Schlesien.
Nach, dem Tode des Prinzen Calirt Biron von Kurland hatte ihm
Kaiser Wilhelm 1. die hohe Würde eines „Oberst-Schenken" verliehen,
1888 ward er nach Rom entsandt, nm dein Papste Leo XIII. die Thron-
besteigung Kaiser Friedrichs anznzeigeu, aus welchem Anlaß er das Groß-
^

kreuz des Piusordens erhielt; 1893 wurde ihm das Grohtreuz und das
Amt eiues Ehrenbailli des Malteserordens verliehe». Vau andern hohen
Ordensauszeichnungen besitzt der Fürst:
Den Nothen Adler-Orden 1. Klasse nnd den Königl. Kronen-Orden
1. Klasse; das Großkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens und das
Großkreuz des Ordens der Württembergischen Armee; er ist Oberst u 1» Liuts
der Armee sonne erbliches Mitglied des Herrenhauses.
Seit dem 18. Juni 1872 ist der Fürst mit Natalie, Tochter des
kaiserlich russische» Generallieutenants und Generaladjutanten Grafen von
Venckendorff und dessen Gemahlin Gräfin Marie Luise, geb. Prinzessin von
Lroy, vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen: Prinz
Hermann, geboren am 14. Januar 1874, und Graf Alexander, geboren
am 10. Febrnar 1877.

Der gegenwärtige Standpunkt der Criminal-Anthropologie.*)

00!I

Gearg Vuschan.
— Stettin. —

^r Gedanke, daß ein schlecht« Charakter eines Mensch.'» in seiner äußeren Erscheinung zum Aufdruck komme, reicht bis in das Merthnm zurück. Cr findet sich bereits in den Tchriften des Homer, Aristoteles uud Salomon vertreten, er tritt uns in den H^n-te,, von Auicenna, E. V. Porta und uor allein Pulemon entgegen und kehrt von 'Neuem iu den Arbeiten von Lauater und Gall wieder. Einen wissenschaftlichen Aisban hat derselbe aber erst in der Lehre Lombrosos vom geborenen Verbrecher gefunden.

Es war bekanntlich i. I. 1871, als der geniale Cesnre Lombroso, Professor für gerichtliche Mediciu an der Universität Turin, mit seiner epochemachenden Hypothese uor die Oeffentlichkeit trat, daß der Verbrecher »d ovo, d. h. vermöge seiner eigenthümlichen, individuellen Gehirnorganisation von Geburt au zum Verbreche» bestimmt sei und sich schon äußerlich durch eiuen ganz bestimmten Habitus, den tioo oriininulo, vou ehrbaren Menschen unterscheide. Es war natürlich, daß dieses von Lombroso angeregte Thema sehr bald zur brennenden Tagesfrage wurde uud eine wahre ^lnth die Lombrosianische Lehre von Schriften und Abhandlungen, die für und gegen Partei nahmen, hervorrief; deuu die Consegnenzen, die sich aus solchen Neliauvtllugen, falls sie sich bewahrheiten sollten, ergeben mußten, waren tiefeinscknei dende für das sociale Leben. Und das schließliche Resultat dieser Nachprüfungen und Beobachtungen war, daß die Lehre vom „äoliciuents nato" auf dem dritten internationalen Congresse für criminelle Anthropologie in Brüssel i. I. 1892 endgiltig zn Grabe getragen wurde.

*) Nach einem Vortrage, nelsaltei! auf der XX>'I. allg. Persammlung bentsclier Iliithropologe» (1895) in Kassel.

Es ist nicht zun« Mindesten das Verdienst deutscher Forscher, nnter
denen ich Bär, Mcke und Kirn nennen will, nachgewiesen zu haben, daß
die Beobachtungen Loinbrosos vielfach fehlerhafte nnd seine Schlüsse trügerische
sind, daß also von einein „geborenen Verbrecher" nicht gut die Rede sein
kann. Dieselbe Ansicht vertritt augenblicklich auch die weitaus größte An-
zahl derer, die sich mit criminal-anthropologischen Fragen beschäftigen; denn
das urfprünglich große Heer der Lombrosianischen Anhänger ist jetzt bis
ans ein nnr noch winziges Häuflein zusammengeschmolzen.
Bei dem großen Interesse, das der von Lombröso angeregten Bewegung
nicht nnr dabei betheiligte Kreise, sondern vielfach auch gebildete Laien
entgegen gebracht haben, halte ich es für angebracht, auch den Ausgang,
den diese Bewegung genommen hat, vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift
zu beleuchten.
Lombröso geht bei seiner Theorie von der Voranssetzung aus, daß
das Verbrechen kein sociales Moment, sondern eine anatomisch-firirbare
Dhatsache darstellt, die sich auch durch einen ganz specifischeu äußeren
Habitus des Uebelthäters kennzeichne.
Bevor wir in die näheren Details eintreten, heißt es zuvor, die Frage
zu erledigen, ob diese Voraussetzung Lombrosos überhaupt zutrifft. Es
kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Begriff Verbrechen innig mit
dem der Moral verknüpft ist. Der Begriff Moral ist aber nichts absolut
Sicheres, sondern etwas höchst Wandelbares. Er hat stets nach der Cultur-
stnfe, Geistesrichtnng eines Volkes, der Rasse, dem Klima und dem Orte
variirt und wird dies auch in Zukunft thun. Ich erinnere mit Tarde
daran, daß von den 10 Verbrechen, welche das mosaische Gesetz mit
Steinigung bestraft, 9 von uns nicht mehr als solche angesehen werden
würden; ich erinnere ferner daran, daß das Gebot der Kindesaussetzung
der Spartaner, die Mordbrennereien der Hussiten, die Dortnren der mittel-
alterlichen Inquisition, die Hinrichtungen der französischen Revolution
ii. a. m. nach dem augenblicklich unter den ciuilisirten Staaten Europas
geltenden Moralcoder nicht mehr als glorreiche und gottesfürchtige Dhatcn,
als welche sie zur damaligen Zeit angesehen wurden, aufgefaßt werden
tonnen; ich erinnere schließlich daran, daß heutigen Tags unter den gesetz-
lichen Vorschriften der verschiedenen europäischen Enlturstaaten in der Auf-
fassung mancher Delicte, z. B. des Abortus, gewisser sexueller Verirrnngen,
der anarchistischen Bestrebungen :c. wesentlich principielle Differenzen be-
stehen. Ein jedes Volk setzt also nach dein zur Zeit bei ihn: gerade geltenden
Moralcoder den Begriff „Verbrechen" fest. Treffend urgirt diesen Umstand
Darbe mit den Worten: ^ucmn cie nou8 ne neut, 8ß Natter, äs n'ötrs
pa8 un oriiuinsl-nü isllltivcmsnt 5 u» etat 8c>o>3l ckonn«, p»886, tutur
ou. vc>88id1s. Kurz nnd gut, der Begriff Verbrechen ist ein ausschließlich
sociologischer, und ein solcher kann logischer Weise nicht anatomisch-firirbareu
Merkmalen unterliegen.

Dessen ungeachtet behaupten Lombroso und seine Anhänger, daß eine besondere Klasse uon Menschen eristirt, welchen die 'Neigung zum Verbrechen angeboren ist, und die sich durch eine Reihe charakteristischer körperlicher und geistiger Eigenschaften von den übrigen Menschen deutlich kennzeichnen. Diese Merkmale verleihen den: Verbrecher ein ganz specififches Gepräge, das die lombrosianische Schule als „Verbrecher-Typus" (ripo criminals) zusammenfaßt: am ausgeprägtesten finde sich derselbe unter den Recidivisten und sogenannten verbrecherischen Naturen.

Mit dieser Vehauptung ertappen wir Lombroso wiederum auf einer kleinen Unrichtigkeit. Er wendet nämlich das Wort Typus hier nicht in dem landläufigen Sinne an, als ein Ensemble von normalen körperlichen oder geistigen Eigenschaften, fondern als eine Summe uon krankhaften Erscheinungen. Das Verbrechen ist nach Lombroso als ein Rückschlag auf den Urzustand des Menfchen, mithin als eine atavistische Erscheinung aufzufassen. Denn die ersten Anfänge des Verbrechens reichen bis weit in die Pflanzen- und Thierwelt hinauf: die Pflanze, die Insecten fängt und verdaut, das Thier, das feinesgleichen frißt, sind Verbrecher; sa selbst „der aggressive Charakter des Protoplasma, sein Hunger ist das erste Verbrechen in der Welt der lebenden Wesen". Vei den Wilden ferner, die gleichsam ein Abbild der primitiven Menschen der Vorzeit sind, tritt uns das Verbrechen fast als allgemeine Regel, nicht als Ausnahme entgegen; demgemäß wird es hier von Niemandem als folches aufgefaßt, sondern im Gegentheil vielfach als ehrenwerthe Handlung hingestellt. Lombroso begründet diese Vehauptung 1. durch etymologische Argumente aus den alten Sprachen, ^. durch die Häufigkeit der Unzucht, der Tödtung tFruchtnbtreibung, Kindesmord, Tüdtung der Greise, Frauen und Kinder, Menschenopfer :c.) oder sonstiger Verbrechen, die durch die Religion befohlen werden, bei den wilden Vülkerfchaften, 8. durch die Schilderung der Eharaktereigenschaften des Kindes. Der letzte Punkt erfordert eine kurze Erörterung. „Die Keime des moralischen Irreseins und der Verbrechernatur," so läßt sich Lombroso hierüber aus, „finden sich nicht ausnahmsweise, sondern als Norm im ersten Lebensalter des Menschen vor, gerade so wie sich beim Embryo regelmäßig gewisse Formen finden, die beim Erwachsenen Mißbildungen darstellen, so daß das Kind als ein des moralischen Sinnes entbehrender Mensch das darstellen würde, was die Il-renärzte einen moralisch Irrsinnigen, wir aber einen geborenen Verbrecher nennen." Lombroso findet nämlich, daß der kindliche Eharatter Zorn, Rache, Eifersucht und Neid, Egoismus, Lüge, Mangel an Moralität, mangelndes Gefühl der Zuneigung, Grausamkeit, Trägheit, Eitelkeit, Kauderwelsch u. A. m., kurz die ganze Heftigkeit der Leidenfchaft eines Verbrechers aufweist.

Leider läßt Lombroso bei dieser Argumentation außer Acht, daß man unmöglich einen Verbrecher mit einem Wilden oder Kinde in Veziehung setzeu darf; denn bei den beiden letzteren handelt es sich, wie Kirn richtig be-

merkt, um noch nicht entwickelte sittliche Begriff.', bei jenen aber UNI eine
Entartung des Eharakters.
Lombroso, der übrigens mit feinen Ansichten etwas hin und her schwankt,
hat später auch diese seine Hypothese vou dem ausschließlich atavistischen
Ursprünge des Verbrechens etwas eingeschränkt und scheint augenblicklich
mehr die Ansicht zu uertreteu, daß der gebotene Verbrecher ein pathologische-?
Indiuiouum, ein Moralisch-Irrsinniger sei. Er findet nämlich, daß derselbe in
anatomischer, physiologischer nnd psychischer Hinsicht vielfach diesem sich nähert,
wie er in derselben Beziehung auch an den Epileptiker und Wilden erinnere.
Aus diesem vermeintlichen Verhalten zieht Lombrow den gewiß nicht be-
rechtigten Schluß, daß der geborene Verbrecher, der Moralisch-Irrsinnige,
der Epileptiker uud der Wilde mit einander identisch seien. Außerdem
wird derselbe schon an uud für sich dadurch hinfällig, daß Lombroso mit
Faetoren rechnet, die in dem von ihm angenommenen Sinne nicht eristireu.
Das, was Lombrofo und auch wir „Wilde" nennen, giebt es in diefem
Sinne nicht. Selbst die auf der niedrigsten Eultnrstnfe stehenden Völler
verfügen immer fchon über religiöse Ideen, gewisse sittliche, altruistische Ge-
fühle, sociale Einrichtungen u. a. m. — Der Moralisch-Schwachsinnige
(sittlich Blödsinnige) zeigt keine Krankbeitsform 8ui ^onsiiZ, fondern nur
einen Symptomeneompler, der bei den verschiedenartigsten Geistes- nnd
Nervenkrankheiten vorkommt, ja selbst beim normalen Menschen nicht selten
augedeutet erscheint. A ißerdem trifft man das ausgesprochene Bild des
sittlichen Blödsinns bei Verbrechern thatsächlich mir selten an, hingegen bei
Schwachsinnigen, Epileptikern lind Alkoholikern relativ am häufigsten (Kirn».
Dm Verbrecher mit dem Epileptiker zu identificiren, ist somit ebenso
willkürlich wie unrichtig.
Der Lardinalvuntt der Lombroso'schen Lehre liegt, wie schon betont,
in dem Aufstellen eines Verbrechertypus. Ich will den Leser nicht ermüden
mit der ausführlichen Wiedergabe aller der Merkmale, die diesen Typus
zusammensetzen sollen; es ist dies ein kaleidoskopartiges Bild von allen nur
möglichen nnd unmöglichen Eigenschaften, die sich auf die äußere Körper-
beschaffmheit, vor Allem die des Schädels (größere Körperlänge, schweres
Körpergewicht, verhältnismäßig große Länge der Oberertrcmitäten, starke
E,ltwickelnng des linken Armes nnd Linkshändigkeit, häufiger dunkle als
helle Haut- und Haarfarbe, fowie starke Behaarung am Kopfe bei gleich-
zeitig bestehendem Mangel an Bart, Verbildungsfehler am Ohr, wie Hcnkel-
ohreu, abstehende Ohren, fehlen des Helir, übermäßige oder geringere
Größenentwickelnng der Obre», fehlerhafte Infertion, abnorme Beschaffenheit
des Läppchens :c., Mißbildnngen am Auge, im Besonderen Schielen, Per-
sistenz der inneren Augenfalte (Mongoleufalte), Mißbildungen am Gaumen
und au der Zange, ferner Asymmetrien einer Schädelhälfte oder einzelner
Dheile derselben, Verbildnngen, wie Spitztopf, Thnrmtopf, Flachkopf und
Aehnlich.'s, Schädelimprefsionen, sattelförmige Vertieftingen der Schädeldecke,

namentlich in der Scheitelgegend, stark hervortretende Angenbrauenbögen,
fliehende Stirn, sehr vergrößerte Stirnhohlen, sehr große und von einander
weit abstehende Augenhöhlen, massiv entwickeltes Gesicktsskelett, im Besonderen
in der Gegend der Iochbögen (die grüßte Iochbogenbreite bei Todtschlcigern,
die kleinste bei Taschendieben), in die Länge gezogenes Gesicht (ganz be-
sonders an Mördern und Todtschlcigern), voluminöse Entwickelnng des Unter-
kiefers, häufiges Vorkommen des ?r<x'S88U8 lLniurinu8 au demselben,
anomale Entwickelnng der Weisheitszähne, Prognathie, Auftreten des
SchläfenbcinfortsaKes, starkes Hervortreten der I^iuea zeiuioiroulai-^ des
Schläfenbeins, mittlere Hinterhauptsgrube, doppelte Gelenkfläche des Hinter-
haupthückers, frühzeitige Rahtverwachsungen oder umgekehrt Persistenz ge-
wisser Schäoelnähte, wie der Stirnnaht oder der queren Hinterhaupts-
uaht u. a. m.), auf die Beschaffenheit des Gehirns (confluirender Windungs-
typus, Verdoppelung der ersten Frontalwindung, stärkere Entwickelnng der
sogenannten Assenspaltc, unvollkommene Bedeckung des Kleinhirns durch die
Hinterhauptlappeu, Anomalieen der Hirnblntgefäße :c.), anf die Beschaffen-
heit der Sinnesorgane, der psychischen Fähigkeiten und die Physiognomie
des Verbrechers beziehen.

Leider decken sich die Erfahrungen, die Lombroso an seinem Materiale
gewonnen hat, nicht mit den Resultaten, die andere Autoren, z. B. Laurent,
Manouurier, Holder, Binswanger, Benedikt, Leppmcnm, Bär, Kirn, Mcke
bei ihren Untersuchungen erhalten haben. Zum Theil bestätigen dieselben
Lombrosos Erfahrungen mir in geringem Umfange, zum Theil widersprechen
sie ihnen oirect. Woher kommt dies nnn, wird man fragen. Die Schuld
liegt an Lombroso selbst. So gewissenhaft und scharfsinnig er bei seinen
Arbeiten auch sonst verfahren ist, er hat doch stets den Hauptfehler begangen,
daß er sein Untersnchnngsmaterial nicht nach Art, Rasse, Geschlecht, Stand
u. s. w. geachtet, sondern die Verbrecher aller Rationen und Stände unter-
schiedslos zu einander in Beziehung gebracht hat. Wir wissen aber, daß
manche der von Lombroso als Charakteristikum für den Verbrecher an-
geführten fomatischen Anomnlieeu durch Rasse oder Geschlecht bedingt sind;
deun einen allgemeinen Rormalmenschen giebt es nicht. Weiter läßt Lom-
broso außer Acht, daß die Resultate anderer Forscher, auf die er recurrirt,
verschiedentlich auf Untersuchungsmethoden beruhen, die uicht unwesentlich
von einander abweichen (z. B. hinsichtlich der Schädelmessnng, der Gehirn-
untersuchung :c.), mithin nicht so ohne Weiteres mit einander in Parallele
gestellt werden können. Schließlich begeht Lombroso auch uoch den Fehler,
daß er bei der Benrtheilung der psychischen Seite der Verbrecher (er hebt
hervor: eine gewisse Intelligenz- und Willensschwäche oder eine auch nur
einseitige Entwicklung einer intellectuellen Richtung bei sonstiger geistiger
Oede, hochgradigen Egoismus und damit zusammenhängend Mangel au
altruistischen Gefühlen, Eitelkeit uud Prahlsucht, Mangel an Scham- uud
Neuegefühl, Arbeitsscheu) die Thatsache nicht mit in Erwägung zieht, daß

sein Material zumeist den untersten Voltsschichten entstammt, wo im W-
gemeinen Intelligenz und Moral ziemlich unentwickelt darniederliegen.
„Die Psychologie des Verbrechers," so urtheilt Mcke richtig, „kann nur
mit der der unteren Volksschichten verglichen werden und wird dann gewiß
keinerlei Unterschied aufweisen."
Es ist um die uon Lombroso aufgestellten specisischen Eigenschaften des
Verbrechers ein sehr problematisches Ding. Dazu kommt, daß dieser „Ver-
brechertMls" nach Lombrosos eigener Aussage nur bei 25"/« aller Ver-
brecher vorkommt, und zwar zumeist bei Mördern und Dieben (mit 3li
resp. 28^), weniger häufig bei Gelegenheitsuerbrechern (mit 17 "<<>) und
am allerwenigsten bei Betrüger» und Bigamisten (bei <i"/o). Eine folche
Inconstanz macht aber meines Erachtens die Theorie von einem bestimmten
„Typus" uon vornherein illusorisch.
Alle diese Bedeuten würden indessen nicht ausschließen, daß wenigstens
einzelne Merkmale eristiren, die am Verbrecher ausschließlich vorkommen
und dennoch für ihn specifisch sein könnten. Allein auch diese Voraus-
setzung trifft nicht zn. Alle uon Lombroso angegebenen Merkmale nämlich,
im Besonderen die sogenannten Degenerationszeichen, trifft man auch au
Nichtuerbrechern, d. h. an geistig (Gesunden resp. Ehrbaren, und in an-
nähernd derselben Häufigkeit, wie an Verbrechern auch an Geisteskranken
nnd Idioten an, wofür Kirn, Bär, Knecht, Mcke, Manouvrier u. A. den
Nachweis geliefert haben. Im Einzelnen hat sich Mcke mit dein fraglichen
Punkte beschäftigt. Er hat nämlich herausgefunden, daß mir 3"/« der von
ihm untersuchten geistig gesunden Frauen von solchen Entartungszeichen frei
waren, und daß sich für gewöhnlich sogar mehrere dieser Merkmale an einer
nnd derselben Person combiuirt vorfanden.
Er hat ferner, in Uebereinstimmnng mit Knecht dargethan, daß die
Zahl der Degenerationszeichen von den Normalen zu den Geisteskranken,
Epileptischen, Idioten, sowie Verbrechern hin zunimmt.
Das Vorkommen uon einzelnen Entartungszeichen ist aber — dies
wird ein Jeder zugeben — ohne jegliche Bedeutung: nur das gleichzeitige
Auftreten uon mehreren derselben an einem Individuum kaun einen ge-
wissen Werth besitzen. Worin besteht nun aber dieser Werth? Ehe wir
zur Beantwortung dieser Frage schreiten, müssen wir uns über die Bedeutung
und Entstehung der sogenannten Degenerations-eichen klar werden, ein aller-
dings noch ziemlich dunkler nnd strittiger Punkt. Allgemein gesagt, verstehen
wir unter Degenerationszeichen, auch Entartungszeichen, Stigmen genannt,
Abweichungen von der Norm, die sich mit Vorliebe bei Degenerationszu-
ständen vorfinden und die >nehr oder weniger alle uererbbar sind. Diese
Abweichungen werden sowohl solche morphologischer, als auch physiologischer
(sunctioneller) Natur sein. — Ein Theil dieser Entartungszeichen gilt für
atavistischen Ursprunges; der größere Theil indessen ist pathologisch bedingt.
Leider gestatten unsere bisherigen Kenntnisse noch nicht, von sehr vielen der als
V

Atavismen ausgegebeneu Degeuerationszeichen mit absoluter Sicherheit aus-
zusagen, daß sie wirklich solche, d. h. Rückschlagbildungen auf niedere Dhier-
klasseu vorstelle». Von einer Anzahl derselben hat sich bereits herausgestellt,
daß sie in's Gebiet des Pathologischen fallen und erworben sind. Von den
übrigen steht zu erwarten, daß sich ihre Anzahl «och mehr reduciren wird.
Wie Bär, Mcke, F6rö u. A. wahrscheinlich gewacht haben, entstehen
die meisten Degenerationszeichen durch unzureichende Lebenskraft und un-
genügende Entwicklungsfähigkeit (mangelhaften 5n8U8 torinktivn8 nach
Arndt), oder sie tominen durch schlechte Ernährung, auch Krankheit während
des Fötallebens zu Stande, stellen also eigentlich Heinmungsbildungen, ein
Stehenbleiben auf eiuer Stufe der Entwicklung, vor, brauchen deswegen
aber noch nicht Atavismen zu sein, oder sie stellen sich auch erst iu Folge
von mangelhafter Ernährung resp. Krankheit nach der Geburt ein.
Die Erfahrung maßgebender Psychiater und Anthropologen über die
Bedeutung der Degenerationszeichen geht nnn dahin, daß das Vorhanden-
sein derselben nur einen Schluß auf eine minderwerthige Geistesanlage
seiner Träger gestattet, keineswegs jedoch zu der Annahme einer verbrecheri-
schen Disposition berechtigt. Eine geistige Minderwerthigkeit kann ihren
Einfluß aber auf deu verschiedenen Gebieten des menschlichen Geisteslebens
äußern; sie kann sowohl zur Ausbildung einer Nerven- oder Geisteskrank-
heit, als auch zur Ausbildung eines Verbrechens disponiren, und zwar wird
es von den einwirkenden äußeren Umständen abhängen, ob ein „psychischer
oder ein moralischer Bankerott ausbricht".
Es haudelt sich somit beim Verbrecher um ein psychisch-inferiores
Individuum, das sein Margel an sittlichem Gefühl, vereint mit eine».
Deficit au intellectueller Urtheilskraft, leichter als einen anderen Menschen
auf den Weg des Verbrechens führt.
Bestimmend für eine solche Richtung werden in erster ^iinie die
äußeren Verhältnisse sein, die ans einen zur abnormen Geistesanlage Dis-
ponirten schon während seiner Kindheit und ersten Jugend, vielleicht auch
schon während seines intrauterinen Gebens einen Einfluß ausüben. Die
Gesammtheit aller dieser äußeren Einwirkungen bezeichnet mau mit dein
französischen Worte „milisu".
Der Verbrecher entstammt znmeist den niederen Volksschichten, und
gerade hier macht das sociale Elend sich in besonders hohem Grade be-
merkbar. Der hier sehr verbreitete Alkoholmißbrauch, die nicht minder
häufige Tuberculose oder Syphilis der Eltern wirken bereits auf die Keim-
anlage schädigend ein. Dazu kominen anstrengende körperliche Arbeit der
Mutter, mangelhafte Ernährung und Pflege, oft genug auch rohe Behandlung
von Seiten des Ehemannes und damit zusammenhängend häusige Gemüths-
erregungen — alles dies sind Umstände, die den Embryo in seiner normalen
Weiterentwickelung hindern. Nach der Geburt wirken ähnliche Schädlich-
keiten, diesmal aber direct ans das Kind ein. Die in den unteren Volks-

schichten durchweg unvernünftige Ernährung führt zur Rachitis; diese ihrer-
seits beeinträchtigt theils durch Mißgestaltung der Tchädelkapsel, theils durch
directe ungenügende Nahnlngszufuhr zu den nervösen Eentralorganen das
Wachsthmu des Gehirns. Auf den durch solche Momente von Grund aus
miuderwerthig angelegten Organismus wirken sodann secundäre Schädlich-
keiten ein, die gerade für die Ausbildung zum Verbrecher Ausschlag gebend
sein werden: mangelhafte Erziehung, schlechtes Beispiel der Eltern, Umgang
mit depravirter Umgebung, vorzeitiger Alkohol-, Tabak- uud Geschlechtsgenuß,
bzw. Mißbrauch desselben, Nahrnugssorgen und damit 'zusammenhängende
frühzeitige Selbstständigkeit uud vieles Andere mehr.

Es schafft also in erster Linie das Milieu den Verbrecher.

Allerdings wird zumeist hierfür eine mehr oder minder abnorm
functionirende Hirnorganisation d. h. eine ererbte Anlage Vorbedingung sein.
Treffend präcisirt Mcke diese beiden Momente durch die Gleichung i iti indi-
vidueller Factor uti milisn 8ooia1 -^ Verbrecher. „Oefter wird uun der erste
Factor —0 seiu, d. h. also das Milien 8ori»I kann allein den Delict
herbeiführen; ob jemals aber der2.---0 sein kann, das ist eben fraglich."
Die lombrosianische Schule nimmt diese zweite Möglichkeit in sedem Falle
als eo iriso gegebene an. — Ich meinerseits theile mit den schon öfters
citirten deutschen Autoren den Standpnnkt, daß solche Fälle, wo die Wirkung
des letzten Momentes gleich Mll ist, außerordentlich selten sind. Sie mögen
ja wohl ^vorkommen: Ms dürfte aber auch bei ihnen die Individualität
nicht allein der ausschlaggebende Factor gewesen sein, sondern daneben auch
das Milieu, wenn auch nur durch seinen Einfluß auf die Eltern und Vor-
eltern, eine mehr oder minder wichtige Rolle gespielt haben.

Damit hätte ich kurz die Ausicht skizzirt, der migeublicklich die meisten
Criminalanthropologen zuneigen. Die Eonseguenzen, die sich aus einer
solchen Auffassung vom Verbrecher nnd seiner That ergeben, werden natur-
gemäß andere sein, als die Eonseguenzen aus der Lehre vom äLliciuente
nato. Indessen wollen wir der Lombrosianischen Bewegung ihre guten
Seiten nicht absprechen. Sie hat den Nachweis erbracht, daß bei der Be-
urteilung eines Verbrechers nicht allein die That, sondern vorwiegend der
Thäter Berücksichtigung finden smuß; sie hat ferner gezeigt, daß es an-
geborene Geisteszustände giebt, die allerdings unterHinzutritt eines mächtigeren
Momentes, des socialen Milieu, zum Verbrechen führen, uud daß ein guter
Theil der Verbrecher, im Besoudereu die Necidiuisten uud verbrecherische
Naturen, schon äußerlich diese ihre Inferiorität zur"Schau tragen. Hieraus
ergiebt sich für die Rechtspflege, daß man einen Verbrecher weder für absolut
zurechnungsfähig, noch absolut unzurechnungsfähig erklären darf, sondern
daß der Richter in jedem Falle individuell verfahren nnd dementsprechend
das Strafmaß höher oder niedriger bemessen resp. Straflosigkeit eintreten
lassen muß. Natürlich bedarf es dazu einer Abänderung der bestehenden
Gesehesuorschriften in diesem Sinne.

Der Dornenweg.
Schauspiel m drei Aufzügen
V0!I
Felix PWpui.
— Neiliü, —
Personen.
Cousul Heiniich Prätorius, Rheder.
Frau Johanna Wedckind, seine
Schwester.
Herbert, 3teckitsauwalt,
Alfred, Regicrungsassessor, ^ deren 3öhnc.
Eaon,
Ellen. Alfreds Frau.
Ernst Vülllu.
Dorothee, seine Tochter.
^^"3- i bei Fmu Wedetind. bedienstet.
Helene,) ^ '
Ein Angestellter Herberts.
Erster Act.
Bei Frau Wedetind.
Sehr eleganter, moderner, i,i nicht zu hellen Farben gehaltener Zalon, Mittelthnr und übliche Ieitenthnren.
In dir Vcke recht« «in behaglicher Ifrler init Nutzenscheiben, Ilin weisigedeclter Tisch mit schönen Blumen
und beschenken. Auch ani den nebenstehenden Zinnien sind Meschenl«, wie Vticlereien u, s, w, ausge-
breitet. Neben der Wittelthnre linl», sedem Zuschauer sichtbar, an der Wand der groüe eingeralunte Kupfer«
stich einer Xlllter soloro^n. Wen» die Mittelthnr geöffnet wird, sieht mau in ein zweite» elegant möblirtes
Zimmer,
Norothee «ist am Tisch mit d:m Arrangement be,chä!tigt>,
Franz (alter Liener, in dunllec Livree, ist ihr behilflich»,
Dorothee «nach b:r Kaminuhr», Gleich zehn? Da müssen wir uns eilen, Franz,
die gnädiae Frau kann jeden Anaenblick tommeu. Stelle» Sie, bitte, die Camclic ein
blechen mehr nach linls. «(Geschieht,, So ist's recht. War der Herr Doctor schon hier?
Franz. Noch nicht. Der Herr Toctor ist nebenan im Bureau. Schon wieder
seit halb sechs. Der überarbeitet sich »och.
Dorothee. Wieviel Personen sind denn zn Tisch?
Franz. Im Ganzen acht. Anfzer Kr Familie nur noch Herr nnd Frau
Commerzienrath Marwiy, Herr Baumeister Frederich und natürlich der ,Oei-r Pred'aer
Ruemann. Da ist der Herr Doctor.

Dl, Herbert Wedetiud «ungeflhr 20 Iah«, männliche sympathische Erscheinung». Guten Morgen, liebes Fräulein! «El «litt näher,. Wie reizend Sie das wieder llrrangirt haben! Wirtlich reizend! «Er nimmt ein «eschene imd liest die daran befestigte Äisittülarte,, „Herr und Fran Eons»! Schlegel mit hel-zlicheu Glückwünschen." <E« hinlegend,» Alte t«ne Freunde! Können Sie sich deinen, Fräulein Bülau, daß die Frau Consul 'mal eine Beauts gewesen als junges Mädchm und meinem seligen Vater beinahe gefährlich geworden wäre? «Etwas leiser,, Nun passen Sie mal auf, jetzt mache ich unserm alten Franz die übliche Festesfreude. Erst spiele ich den Neugierigen und dann den Ueberraschten. «Lauter,» Aber das schönste Geschenk ist doch unstreitig dieser pompöse Napfkuchen. Wissen Sie vielleicht Franz, wer den geschickt hat?

Franz «bescheiden,. Ich war so frei, Herr Doctor, wie fchon seit 36 Jahren der gnädigen Frau durch Ernestincn solchen Kuchen backen zu lassen.

Herbert «ihm auf die Cchulter ll°pfe»d,> Daß ich das auch jedes Mal vergesse!

Franz «sich verbeugend durch die Mitte ab.»

Herbert «ein Aquarell nehmend,» Das ist ja ganz prachtvoll geworden! Sie haben wirklich unglaubliche Fortschritte gemacht. Wie wird sich meiue Mutter damit freuen! Sie wissen ja, liebes Fräulein, wer der alten Frau Freude macht, hat auch einen sicheren Vlatz in meinem Herzen. «War,,,,, lind Sie sind wahrhaftig während der zwei Jahre, die Sie bei ihr sind, bestrebt gewesen, ihr Freude und nur Freude zu bereite». «Ei bni<« il»r die Hand,»

Torothee «nach kurzer Pause,, Das muß ja jetzt Alles vorbei sei».

Herbert. Ihr Entschluß, uns zu verlasse», ist also wirklich unabänderlich?

Dorothee. Es muß sein, ^err Doctor, ich habe ja leine Wahl. Ich kann meinen Vater nicht länger allein lassen.

Herbert. Er ist doch vorläufig bei Ihrer Schwester und Ihrem Schwager, nicht wahr?

Torothee. Ja, aber doch nur so lange, bis er irgend ein Unterkommen gefunden hat. Mein Schwager ist ein jähzorniger Mensch, er läßt den Vater jetzt schon bei jeder Gelegenheit das Unglück fühlen, in das er gerathen ist.

Herbert, Sie haben doch den natürlichsten Halt an Ihrer Schwester?

Dorothee. Ach nein! Meine Schwester war früher die sauftmüthigste Person. Aber dann hat sie wohl eingesehen, daß sie mit aller Güte Nichts auslichtet und ist schließlich genau so rücksichtslos geworden, wie ihr Mann.

Herbert. Das thnt mir sehr leid für Sie, Fräulein Bülau. «Er gen« »mber,» Die Hauptfache ist: Ihr Vater muß eine Beschäftigung haben.

Dorothee «seufzend». Wo soll er die hier finden nach dem Unglück? Seit acht Tagen länft er von Morgens bis Abends. Keine Beschäftigung ist ihm zu gering, überall klopft er an, überall wird er abgewiesen. Wir müssen fort, vielleicht nach Berlin. Die Stadt ist so groß, und dort kennt nns Niemand.

Herbert (ein wenig lebhafter,, Sie wollen fort? Das darf nicht sein. Meine Mutter hatte sich so an Sie gewohnt! Sie werden sich doch aber recht oft hier sehen lassen?

Dorothee. Sie wird mich bald vergessen haben.

Herbert. Sie vergißt nicht die Menschen, die ihr ein warmes Herz gezeigt habe»,

Dorothee. Es ist das Beste, wenn wir die unglückselige Stadt verlassen. Um mich ist's mir nicht bange. Ich finde gewiß in Berlin leicht irgend eine Stellnng. Aber der Vater! Er ist zn stolz, um sich von mir ernähren zn lassen.

Herbert. Behalten Sie nur den Kopf oben, es wird schon Alles wieder gut werden.

Dorothee «bitter,, Gut werden? Sagen Sie selbst: giebt es auf der weiten Welt einen Menfchen, der meinem Vater die drei letzten Jahre aus feinem Leben streichen kann, der ihm sagen kann: „Da hast Tu Deinen ehrlichen Namen wieder, Tu hast unschuldig gelitten!" Demi unschuldig ist er, es kann nicht anders sein!

>.

Herbert <mit gros,« Wärme,, siünnte ich ihm helft», ich thcit's wahrhaftig mit
tausend Freuben . . . um Ihretwillen, mein liebes Fräulein . . . «Zehr cr„si,, Ader
das ist nicht in meiner Macht!
Dorothee. Aber unter all' den Dcmüthiguugeu, die ich seinetwegen erdulden
muhte, ist mir doch die schrecklichste, daß auch Tie nicht au ihn glauben!
Herbert. Woraus schliche« Tic das?
Dorothee. Weil Tic »och uie niit mir über die Lache gesprochen habe».
Herbert. Davon hat mich nicht Interesselosigkeit, sondern nur Zartgefühl abge-
halten. Tic dürfen mir's glauben, Fräulein Vülau, auch ich habe mich damals tausend
Mal gefragt: wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der zwanzig Jahre lang treu uud
gewissenhaft meinem Vater gedient hat, sich in einem unseligen Augenblick so weit ver-
gessen und Ha»d o» fremdes Gut legen konnte! Immer wieder habe ich mir Ihren
Vater vergegenwärtigt i» seiner stillen, siliern, bescheidenen Art, i» seiner Pflichttreue:
ich stand damals vor ci»em Näthsel, ich sage es Ihnen ehrlich, ich habe es bis heute
nicht lösen löimen. Aber die Verhältnisse lagen für ihn zn »»günstig, es sprach 5» viel
geg.'» ih», zu wenig für ihn! Was nllyt da alles Hadern! Das Gericht hat das Ur-
theil über ihn gesprochen, und das lautete: schuldig! «Neu anhebend,, Ihr Vater ist noch
nicht alt — 54 oder 55, wenn ich »icht irre, — er kann, er »mß »och ein neue« Leben
beginnen. Wenn ich ihm irgendwie nützlich sein kann — es soll gewiß geschehen. «Pause,,
Dorothee. Herr Doctor, Tic sind von der ersten Ttuude an, als ich i» das
Haus Ihrer Fra» Mutter kam, gütig zu mir gewesen, und Sie geben mir de» Mnth,
eine Vitte an Tie zu richten.
Herbert «mar,,,,, Aber liebes Franlein, sprechen Tic doch frank und frei.
Dorothee. Tic würden mir unendlich wohl thnn. wenn Tie einmal mit meinem
Vater sprechen wollten, wenn Tic ihm noch ein wenig Interesse zeigen würden. Könnte
er Ihnen 'mal sein Her; ausschütte», cr würde »eilen Lebensmnth finden. Tie haben
eine so wohlthneude Art z» trösten.
Herbert. Ich habe Nichts dagegen, wenn Ihr Vater mich 'mal im Bureau auf-
sucht. Ich werde ihn rnhig anhören nnd mit ihm seine Zukunftsvlanc durchsprechen.
Dorothee. Mein Vater will hentc zu Ihrer Mutter komme», um ihr für all
das Gute z» danken, was sie an mir gethan hat. Tic lx>t mir schon verfproelien, ihn
anzuuehmeu.
Herbert. Da crgiebt sich vielleicht auch für mich ganz nnaezwmigcu die Gelegen-
heit, mit ihm z» sprechen. Tcicn Tie nur ^versichert, Fränlci» Dorothee, es foll Alles
geschehen, nm seine und . . . Ihre Zntnnst freundlicher z» gestalten.
Dorothee Mm die band reichend,. Ich danke Ihnen.
Herbert (ergreift ihre Hemd sehr lebhalt, sie bleibe» eine» ganz lulien Moment Hand in Haud),
Da ist ja endlich das Geburtstagskind! l-5'r geht semer Mutter entgegen,.
Fr. Johanna Wedekind s lüuar, gelleidet,
weii,e«, glattgeshcitelte» ,0»ar>,
Herbert «Ne umarme,,»!, Geliebte Mutter ... 65 Ialire ... in <5!,ren 65 Jahren!
Fr. Wedctiud. Wie kau» man mir so nngalant sein nnd einer Tamc ihr Alter
nachzählen! (Indem sie ihm zärtlich die Backen streichelt,, Mein geliebter Junge!
Ein Angestellter Herbe rti' (»on recht«». Tie verzeihe», Herr Doctor, ich brauche
noch einige Unterschriften. «Ab,,
Herbert. Gleich, ich komme schon, l^ie,»m lisch führend.) lind nun komm mal
her und laß' Dir von Fräulein Vüla» all' die Herrlichkeiten erklären. Ich bi» bald
wied.'r hier. »Recht« »b,>
Dorothee «erklärend,. Von Herrn Vonsul Tchlegcl . . . von Franlein von Veclei!-
dorff . . .
Fr. Wcdetind <°m da! Aquarell,, . . . nnd das ist vo» Ihnen! «Freudig überrascht,,
Das ist ja wahrlxntig mein Gcbnrtslxnis! Wie sinnig! Ach, bitte, geb.'» Tie mir doch

meine Vrillc vom Schreibtisch herüber! «Geschieht, sie se«t sich »01» hm.» Wo haben Sie
den» mir die Vorlage herletoinmen?
Dorothee. Hen Herbert hat sie mir gegeben.
Fr. Wedelind «es betrachtend». Solch Bild giebt zu denken! . . . Man möchte s»
Manches nicht erlebt haben! . . . Cs stimmt wchmüthig und traurig.
Dorothee. Dann hat es seinen Zweck verfehlt. Denn ich wollte . . .
Fr. Wedelind <gniig>. Sie wollten mir eine Freude machen, und das haben Sie^
mein liebes Kind, auch gethan.
Dorothee. Ach, Frau Wedelind . . . «Zie schluchzt plötzlich Wut auf,.
Fr, Wedekind «stehtauf!. Ich weiss, Dorothee, der Abschied uon mir wird Ihnen
schwer, und auch mir wird es nicht leicht, Sie zu verlieren. Sie wollen gehen, Sie haben
zwingende Gründe, ich habe diese eingesehen, und daran ist Nichts zu ändern, «Gmig,» Sie
wollen morgen gehen?
Dorothee. Ja. Aber nicht, ohne Ihnen zn danken . . .
Fr. Wedekind (sehr «ins», Sie haben mir für Nichts zu danken, Toioth-e!
Franz «durch die Witte eilig). Gnädige Frau, diese üeberraschung . . . der Herr
Consul ... der Herr Consul Prätorius ist da!
Fr. Wcdekind «lebhaft». Mein Bruder? . . . Ach, das ist ja nicht möglich! . . .
Wo ist er denn? «Während)
Dorothee «links abgeht)
Consul Heinrich Prätorius «in der Mittelthnn, Da ist er! «Vornehmer »l»5
Herr, ungefähr A! Jahre, lurzgeschnittener weißer Backenbart, mit vornehm-di«creter «Eleganz gekleidet, ti°
spricht »»«gesprochenen Nremenser Dialekt, der dem Hamburger vollständig gleichen tan»; sein ganze« Wesen
»lhmet Nonhommie, Herzlichkeit und Jovialität! er nmarnit Fr, Wedekind herzlich). Ja, meine gute
Johanne, zu Deinem 63. Geburtstag wollte ich doch nicht fehlen, ,<?ab' ich's recht
gemacht?
Fr. Wedekind (»oll Innigkeit). Mein lieber Heinrich!
Prätorius «seinen Mantel aufziehen» und ihn Franz gebend). Ja, lange genug haben
wir uns ja nicht gesehen, so an die zwei Jahre. Gratulationsbriefe schreiben ist nie meine
Leidenschaft gewesen: so habe ich mich gestern ans die Bahn gesetzt und bin die Nacht von
Bremen hierher durchgerutscht. Weißt Tu übrigens, Johanne, bevor wir uns zu einem
gemächlichen Speech niederlasse,!: die Hnnvtsachc Ware doch Wohl ein vernünftiges ver-
ständiges Frühstück!
Fr. Wedcliud. Franz, lassen Sie Alles besorgen.
Prätorius. Also schnell, viel und gut. Und vor Allem: 'neu anständigen Noth-
srohn. .('ören Sic mal, Frau-, habt Ihr noch den 82cr Haut-Brion?
Franz. Zu dienen, Herr Consul.
Prätorius. Oder lönnen Sic mir sonst etwas Besonderes empfehlen?
Franz. Vielleicht den 85er Lalagnne?
Prätorius «schmeckend». Mir zn voll.
^vranz. Cs sind noch einige Flaschen Moutou Rothschild uom seligen ,Oerrn da.
Prätorius (Mieder prüfend). Zum Frühstück zn schwer, lieber Franz. Ten trinke»
wir zum Diner. Also lassen wir's nur bei dem Hant-Brion.
Franz «Mitte °b».
Prätorius «fuhrt Fr, Wed-lind nach vorne». Und nun laß' Dick) mal ansehen. Cin
duschen geschneit hat's da oben. Aber sonst noch ganz die guten edlen Züge. Du, K propo»,
darf man sich hier 'ne Cigarrc anstecken?
Fr. Wedetind. Welche Frage!
Prätorius (nimmt neben ihr auf dem Sopha Platz). Gott, bist Dn tolerant! l'nd
so vernünftig, dnntle Vorhänge! Ich habe in meiner 35jährigen Che meiner guten Marie
die verflixten Ti'illgarbinen immer noch nicht abgewöhnen können. Man ist bei uns zn
Hanse so furchtbar eonstivativ. <«ir steckt sich bi>M,iich eine «Zigarre an,) So, da säße» wir,.

also! Und (ihr die Hand streichelnd,, IUI!! erzähle mir 'mal ganz orditUlisssgeuiäß, wie es Tir acht, was Tu treibst, »uie Tu lebst u. s. w. u. s. >v.!
Fr. Wedctiud. Still uud ruhig. Tic Tage fließen gleichmäßig bahiu. Ich bi,i vielen wohlthätigeu Vereinen beigetreten. H)iau muß doch irgend eine Beschäftigung haben.
Prätori us «rauchend». Ja, davon hörte ich schon. Ich glaube von Herbert, als er das letzte Mal bei uns war. Und namentlich interessirst Du Dich für Vereine, welche einen frommen Zweck vcrwlgen?
Fr. Wcdetind. Nicht ausschließlich, aber ich gebe zu, daß mir die Pflege solcher Vereine besonders am herzen liegt.
Prätorins (geimühiich». Sag' mal ehrlich, Johanne, thust Tu das nun ans Ucberzeugung, aus ehrlicher Ueberzeugung?
Fr. Wede lind. Gewiß.
Prätorins «schmunzelnd,, Wie Mlltt sich verändern kann! So lange ich Tic!» kenne — und das ist doch eiu hübsch paar Jährchen — habe ich niemals an Tir eine so ausgesprochene Vorliebe für die Kirche cutdecken tonnen.
Fr. Wcdetind. Die Jahre ändern Manches.
Prätorins «betrachtet sie einen Augenblick lopfschnttelnd, dann ablenkend». Und wie geht's Herbert? Ein famoser Jung geworden! Als er vorige Ostern bei uns war, hat er bei uns und in allen uusereu Kreisen geradezu Furore gemacht. Eiu bildhübscher Mensch mit guten Moniere», ein freimüthigcs offenes Wesen; was er spricht, hat Hand und Fuß, wie ich oft genug lese, iu seinem Beruf eine Eapacität, der Schrecken aller Staatsanwälte, der Abgott aller Angeklagten. Und dabei tanzt der Bnrsch obendrein ganz wundervoll und ,,'e,,r wichtig) versteht thatsllchlich Etwas vom Nllthweiu.
Frauz (bringt da« ^lubstiick, d» ei stehen bleibt),
Prätorins. Lassen Sie nur, Franz, ich bediene mich schon selber.
Franz <»b).
Prätorins (sich die Ieidiette vorsteckend», ,s! östlich, diese (frnestine ist und bleibt eiu Juwel. (Nährend er mt und de» Wein im ««läse ganz geuou »ruft». Sag' mal, Johanne, warum lieirnthet der Jung nicht? Ist noch gar Nichts im Werte?
Fi. Wcdetind. Vi wartet lind wählt zu lauge. Tos macht auch mir Sorge. Jede soll niii recht sein, wenn er sie von Herzen lieb hat.
Pilltorius (immer essend). Weißt Du, ehrlich gesprochen, ich hätte ihm gerne eine meiner drei Iöhren gegeben, aber das war technisch unmöglich. Tic Aelteste ist zn alt für ih«; die Jüngste ist zu jung für ihn, uud die mittelste ist schon verheirathet. . . . Na und Alfred? Ist, wie man zu sagen Pflegt, auf dem besten Wege, ein großes Thier zn »uerden? Fühlt er sich dcn» glücklich iu seiner <3he?
Fr. Wedetind. Ich glaube wohl.
Prätoiius. Nuter nns gesagt, ist denn die Mcn, geborene von Namming, immer noch solche dumme Pute, wie sie früher war?
Fr. Wcdekind. Ich sehe Beide sehr selten. Alfred ist ganz in den etwas abgeschlossenen Kreisen seiner Schwiegereltern aufgegangen.
Prätorins. Aha! Und hat sich natürlich anch schon diesen unuaclMhmlichen Ton dieser Leute angewöhnt: „»vir Nammings!" E Gitt, c Gitt, »uns giebt's doch für bormite Menschen! Ten», daß sie seit paar Jahren geadelt sind . . . mein Gott, das ist doch eigentlich tcin gcuügender Grund, sich wie die Truthähne aufzubl ähen. Iu der Gesellschaft freilich wird Dem Wfred das duschen Herz, das er besessen hat, bald ganz verlieren! (die Zerviette ablegend». Das war wirklich ganz vortrefflich. Von der Omelette nehme ich mir ein Neccpt mit nach Hause. «5r steht »>,f,, So, da hätten »vir also Tcin Familieuregister gründlich durchgesprochen, und nun laß' Tir mal Etwas von meiner Bande erzählen. (Nr raucht wieder,»
Fr. Wedekind (nach kurzer Pause). Heinrich, hast Tu Nichts von .. . Egon gehört? (lie steht auf.»

Prätorius luniheigehend und l>l°üe Wollen paffend,, Hm! . . . nicht sonderlich viel.
Hl. Wedetind (eindlingUch), Was hast Du über ihn erfahren?
Prätorius <»mh«,, glicht sonderlich viel und — wir wollen nicht Versteck spielen —
nicht sonderlich Hutes. Ich habe Dich seinetlvcgen oft genug angelogen, aber das hat jetzt doch
leinen Zweck wehr. Ich wollte, liebste Johanne, ich tonnte Dir ein sclMcrcs Geburts-
tagsgeschenk machen. Die Nachrichten, die mir meine Corrcsvondcnten ans Hongkong
schickten, lauteten nicht sehr tröstlich: Lgon sei ein Faullcnzer, wolle sich nicht fügen, natür-
lich Frauenzimmeigcschichtcn, Tchnldcn, das ganze übliche Sündenregister junger Tauge-
nichtse.
Fr. W edekind onit lmueiem Zcufzer). lind so wird er ganz zn Grunde gehen.
Prätorius. Ja, meine gute Johanne, da ich diese sehr naheliegende Vermuthung
auch theilte, habe ich mich als sein Vormund kurz entschlossen und den Jungen zurück-
beordert.
Fr. Wedetind ,e„»scyt,. Er kommt zurück? Dn hast ihm nicht genug Zeit zur
Besserung gelassen!
Prätorius. Zwei Jahre ist der Beugel fort, da tau» ein Mensch schon zeigen,
ob er will oder nicht. Tic große Kur, die man bei jungen Leuten anzuwenden Pflegt, hat
bei ihm nicht angeschlagen. Vielleicht ist der Bursche auch dem Klima nicht gewachsen.
Er soll zu mir nach Bremen in's Geschäft, ich lasse ihn uorläufig mal auf meinen
Werften arbeiten, für den Tchiffsdicnst foll er drüben immer noch die meiste Lust und
Ausdauer gezeigt haben, und ich will mir alle Mühe geben, aus ihm noch etwas Brauch-
bares zu machen. Tn weißt, ich bin ein gutmiithigcr, ich glaube, ganz behaglicher Mensch,
aber in Bezng auf Pflichterfüllung im Geschäft verstehe ich leinen Spaß. Vielleicht eignet
er sich für die Tchifffahrt und wird noch einmal ein tüchtiger, gewifseichaftcr Seebär!...
Wenn er unter meiner Fuchtel nicht pariren will, dann ist ilm überhaupt nicht zu helfen!
Klingcnberg und Tons haben ihn alfo am sechsten vorigen Monats auf meinem „Falte"
von Hongkong wegspcdirt, er schwimmt schon fünf Wochen und trifft heute Abend in
Bremen ein. Tu kannst ihn also schon in diesen Tagen hier wiedersehen.
Fr. Wedckind. Nein, das kann ich noch nicht üb« mich gewinne»!
Prätorins >eist»„m, L>ollab, hollah, Johanne! tt'-r siM iicwieoei sehr !ch°is, mew
fiii sich,) Seltsam! <Wieder umher., Tn hast mich vor zwei Jahren — es war kurz
vor Teines Mannes Tode — in einem sehr eindringlichen schreiben hierher citirt und lpst
mich ersucht, Egon möglichst bald »ach Ehina oder Java» z» spcdiren. Tos habe ich ge-
than. Ta Tu lc:.^ Miene machtest, mir die ttründc zu nennen, habe ich auch nicht
weiter nach diesen geforscht, Nn» also, dcr Tchlingcl hat damals dumme Streiche, wahr-
scheinlich eine hübsche Masse Tchnlden gemacht. Tas ist zweifellos. T» ha» das vor
Deine!» todtkranken Manne verheimliche» wolle» und hast de» jungen Taugenichts fortgeschickt.
Zugegeben: der Junge hat »och immer nicht Raison angenommen. Aber das kann Tick,
seine Mutter, doch uicht abhalten, ihm mal wieder in die Ängen m schc». Zwei Jahre
sind ei»e lange Zeit!
Fr. Wedetind. Nicht lange genug, »m zu vergessen!
Prätorius. Tas macht mich bei Tciner sonstigen Milde eigentlich recht stutzig,
lind Hand anf's Herz, Johanne, die 2ch»ld trägt dcr Junge nicht ganz allein. Tic
trägst Du ebenso, wie Dein seliger Man», Er ist das Prodnct Eurer falschen Ersichung.
Was Dein Man» nn Ttrcngc übertrieb, übertriebst Tn an Nachsicht. Du hast den aller-
dings bildhübschen Bciigel verhätschelt »»d all' seine dnnimcn Streiche vertuscht . . .
Fr. Wedetind. Ich habe für meine Schwache hart genug gebüßt.
Prätorius. . . . Uud als Wcdctiud nun gar trcml wnrdc und sich fast gar »icbt
mehr im Geschäft sehen ließ, da hat sich Egon plötzlich flügge gefühlt. Unter »ns gefagi,
ich war »tit 19'/^ Jahren anch kein heiliger, »»b es ist doch »och etwas ganz Präsentables
aus mir geworden!
Fr. Wedetind c,°lm>,,. Weil Tn Lharatter und Ehrgefühl hattest!

Prätorius. In dem Jungen steckt trotz alledem vielleicht doch ein guter Kern!
<Stoi,.> Es ist am Ende doch mehr unser Blut, als das kühle Wedetind'sche! Vielleicht
doch nur mehr überschäumende Kraft, mehr jugendlicher Troy, als wirkliche VerdcrbtlM
des Charakters. Junger Wein, der sich doch noch einmal klärt! . . . Nein, nein, loh'
mich mal Vorsehung spiele», vielleicht glückt das Experiment nud ich drechsle Dir daraus
noch einen ganzen Menschen . . . Weißt Du, wie Dn ihm den Weg zur Besserung sehr
erleichtern könntest? . . . Wenn Dn ihn selbst sprechen und ihm iu's Gewissen reden
würdest! Die Töne, die eine Mutter findet, stehen eben keinem andern Menschen zu Gebote.
Der Choc des plötzlichen Wiedersehens würde vielleicht sehr heilsam sein. «Nach kurzer Pa»se,>
Toll ich ihn kommen lassen?
Fr. Wedekind «zornerfüllt). Nein! Vage ihm, das; ich ihn erst wicd.'rsehen will,
ivenn er ein Mann geworden ist und vor mir nicht mehr die Augen niederzuschlagen
braucht, llud sei streng mit ihm, unerbittlich streng!
Prätorius. Darauf kannst Tu Tich verlassen: echte Import bekommt er
bei mir nicht zu rauchen.
Fr. Wedeliud «bebend), Heinrich, Dir kann ich es ja sagen: wohl habe ich heimlich
an ihn gedacht und ihn täglich in mein Gebet eingeschlossen, aber ohne Achtung vor ihm,
ohne Vertrauen auf seine Besserung! <2>e lehnt sich schwand an seine Brust, »ei.weifelr,»
Und es ist doch mein Kind, mein eignes Kind!
Prätorius «miloe testend'. Meine gute, alte Schwester! Mit den Menschen geht's
wie mit den Bäumen. Wie jeder Baum, hat auch jede Familie einen dürren Ast. Man
muß ihn uicht gleich abhauen, sondern ihn so lange als möglich pflegen! ««5i liisü sie au«
seine» Almen,,
Fr. Wcdekind «sent sich,,
Prätorius «nach kurzer Pause,. Sag' mal, die junge Dame, die bei meinem Ein-
tritt so schnell das Zimmer verlieh, war wohl Fräulein Vi'ilau?
^'l. Wedetind. Ja.
Prätorius. Ein nettes Ding. Das also ist die Tochter von d.'m unglückliche
Menschen? Dessen Zeit muß doch bald um sei».
Fr. Wedelind. Er ist seit acht Tagen entlasse» worden. . .
Prätorius «steckt sich eine neue «zigarre <!,», Erschrick' nur uicht, das ist erst die zweite.
Mit der Geschichte hat Dein Mann damals auch eine» rechten Unsinn gemacht. Tic
2NU00 Mark, oder wieviel der Bettel betrug, b.ätteu ich und er verschmerzen können.
Unser lwld haben wir darum doch nicht wiederbekommen, nnd der Mensch ist zeitlebens
unglücklich geworden. Der hätte auch schon so seine Ttrafe gefunden.
Fr. Wedekind «langsam). Und wie?
Prätorius «einst). In seinen (>!cwissensgilalen, meine liebe Job/wie!
Fr, Wedeliud «starrt oor sich hin»,'
^ranz «durch die Mitte, meldet). Herr Negiernngsassessor Wedckind mit Frau Ge-
mahlin.
Fr. Wcdekind «nick! zustimmend, indem sie aufstellt),
Franz (ab).
Prätorins «lachend,. Geborene von Namming. Gott, wie komisch, lassen sich die
eigenen Kinder bei ihrer Mutter anmelden.
Alfred und Ellen Wedckind «durch die Mi»«,.
Alfred «sehr eleganter junger Mann, <5nde der Zwanziger; sein Nenehmeu ist liihl und «in wenuz
herausfordernd». Liebe Mama! ,«5r lMt ihr die,5and.) linsern herzlichsten Glückwnnfch!
Elle» «elegante blonde iunge Frau mit Vouauet, das sie bei der Vegriisümg 5vr, Wl'deliüt, giebt,,
Liebe Mama! «Ebenso,) Unsrc beste Gratulation!
Prätorius «der ein wenig im Hintergrund stand». Morgen!
Alfred «Mich ohne Herzlichkeit,, (Er giebt
ihm in der bekannten Gigerlmanier die Hantn,

Prätorins. l^ott, Junge, was machst Tu den» für Turnübungen, um Einem die Hand zu geben?

Elle» >s!ch sleif Ntlbeugenb,, Lieber Onkel!

Fr. Wcdckiud. Tie herrlichen Rose»! <Zie arrangirt sie in eine Vase und bleibt länge« Zeit am (lsebnititagitisch mit den beschenken beschäftigt,)

Alfred. Ja, liebe Mama, wir haben lang' geschwankt, was wir Tir schenken sollen, aber da Tu ja bereits Alles besitzest, haben wir uns entschlossen, mit leeren Händen zu kommen.

Piätoiius. Das ist jedenfalls das Billigste, jovial., Na, kleine Fran, nocl, immer kein Familienzuwachs? <Li raucht, <5,le„ l,ustet absichtlich.»

Alfred. Ellen hat mii'bereits einen muntern, gefunden Knabe» geschenkt.

Ellen. Ja, einen sehr schönen Knaben.

Prätorius. Tie Post ist zu unziwcrlässig, denn ich habe Eure Anzeige nicht er- halten! . . . Und Tu bist wohlbestallter Assessor und stehst, wie ich hör-, kurz vor Teiuer Beförderung?

Alfred. Fu dieueu.

Ellen, llufec Sohn wird übrigens nnserm nnd meiner Eltern Wunsch zu Folge auch die Staatscarckre einschlagen.

Prätorins. So? Wie alt ist denn der Beugel?

Elle» <»i°„°ncilt>. Unser Sohn ist ein Jahr, zwei Monate nnd fünf Tage.

Prätorius lbelnsiig». Na, da habt Ihr Euch iu Eurer elterlichen Fürsorge wahrhaftig nicht zu spät für feine Laufbahn entschieden.

Alfred. Meine Schwiegereltern nnd wir sind der Ansicht, daß die Staatscarrisre doch der einzige Beruf für junge Leute aus gutem Hause ist.

Prätorius. Meine Inngcns sind Kauflcnte geworden, wie ich, wie Tein Bater war, mein lieber Alfred, und wir Alle sind mit der Wahl recht zufrieden geworden. Man gewinnt meiner bescheidenen Ansicht nach im Kaufmannsstaude schneller einen freieren Blick!

Franz <mei>et,> Gnädige Frau, Herr Ernst Bülau bittet um die Ehre . .

Alfred. Wer? Um Gottcowillen, Mama, Tn wirst doch dicfcn Menschen nicht empfangen?

Prätorins. Hast Tn seiner Tochter schon versprochen, ihn anzunehmen?

Fr. Wcdctinb. Ja.

Prätorius. Dann mußt Tu co auch thnn. ><'r >,i<lt Franz z„.>

Franz >al>).

Alfred. Mir aber, liebe Mama, wirst Tu nolil gestatten, mich mit Ellen zurück- zuziehen.

Prätorius. 'Was willst Tn de«» eigentlich? Ter Mann hat doch seine Strafe ucrbüßt? Und ich meine, die Pflicht jedes Menschen wäre es, einen so l'uglücklichcn uicht zurückzustoßen, sonderu in's Leben zurückzuführen!

Alfred <!pi«>. Ich gestatte mir, Teine Ansicht nicht zu theilen. Ich lmbe die Pflicht, mich von fo unsauberen Elementen fcni zn halten. Tas «erlangt meine Benmten- ehre. lallen „iclt zusiiminend,)

Prätorins. Sehr schneidig! Es klingt auch fehr fchön, aber — nimm mir's nicht übel — es ist Unsinn! Oder stehst Tn auch schon ans dem Standpunkt, eine Svecialehre zn haben?

Alfred l setzt sich t>»« Monocle lluf und luiüt seine» i7nlel>,

Prätorins ,wieder jovial,. Sag' >nal, mein Imig, Tn bist lvohl kurzsichtig ge- worden? Tas war doch bisher kein Familienfehler bei den Wedekincs? <«i°b.» Ich danke Tir nnd Ellen übrigens fehr. Meiner Familie geht's gut.

Alfred. Unser NM> wird wohl schon da sein. Komm, Ellen! <ftr mhit seine !fr»u linli ab,.

Prätorius (ihm nachsehend,» Schafskopf! . . . Eigentlich cüuutc ma» sich bei der
Gelegenheit gleich mal diese zukünftige Leuchte des Bcamteuthums im Stechkisscn ansehen.
Herbert «o°» recht«,)
Prätorius «ooll Herzlichleit,) Tag, mein guter Inilg! (Herbert schiitteil ihm herzlich die
Hund,) Na, ich habe setzt keine Zeit, ich mich ein kaltes Bad nehmen und endlich Toilette
zum Tiner machen. Aber heute Abend halten wir wieder ein geiuüthliches Plauderstündchen
ab. Addio, liebste Johanne! (Indem er nach linli abgeht, coplrt er Alfred,, „Tos ocrlmigt
meine Heamteuehrc! Komm, Elle»!" «Herzlich lachend ab,,
Franz «öffnet Viilau die Mittclthiir und schlicht sie bo» anfiel,,)
(5'iust Bülan «tritt ein; ein Mann von ungefähr U Jahren, mit weis!?»! Haar und grauem
lurzen Vollbart, einfach, aber mit peinlicher Sauberkeit gelleidet,.
Fr. Wedetind «fnr sich). Wie ei fich Uerändcrt hat!
Bülau, Guteu Tag, Frau Wedetiud, guten Tag, Herr Tottor!
Herbert (ladet ihn zum Zitzen ein»,
BÜllN (spricht ganz einfach, ohne itde Affectation), Ich baute sehr, ich will nicht lange
stören. «Alle Dr.ei bleibe» stehen; er wendet sich zu ssr. Wedelind,) Meine Torothee hat mir gesagt,
daß Sie heute Ihren Geburtstag feieru, und da wollte ich Ihnen auch gerade heute danken.
Fr. Wedekind (sehr ernst). Aber lassen Sic das doch, Herr Bülau!
Herbert «beobachtet Niilau inxner sehr scharf»,
Bülau «ganz einfach). Das war immer meine guäleudstc Sorge während des ersteil
Jahres: was wird aus dein Mädchen! Tanu waren Sie fo großmüthig und nahmen
sie in Ihr Haus. Zuerst wollte sie ja nicht. Sie glaubte, sie dürfe es meiuetwcgen nicht
thnn. Aber ich selbst riech ihr dazu. Ich kannte Sie ja seit laugen Jahre», ich wußte ja
gauz genau: Sie, Frau Webctind, haben Ihrem Manne abgerathcu, die Sache bis auf's
Aeußerste zu treiben. Ich habe Sie fchou recht verstanden: als Ihr Mann starb, wollten
Sie an meinem Kinde Alles wieber gut macheu. Und weuu ich überhaupt die letzten zwei
Jahre uoch gelebt habe, fo ist das Ihr Werk!
Fr. Wedckind «lehr ernst,. Ich habe mir meine Pflicht gethan!
Bülau (ein wenig lebhafter,. Nein, das war nicht Ihre Pflicht, das Mädchen aufzu-
nehmen. Ich kann mir wohl denken, wie die Menschen die Köpfe geschüttelt haben, als
sie hörten, daß meine Tochter Oefcllfchafteriu bei Ihnen geworden war! Sie sind ja die
erste Frau iu der Stadt. Aber, daß Sie sich um das Gerede nicht gekümmert haben und
Allen zum Trotz den Muth Ihrer Überzeugung hatten, das war groß oou Ihueu, Frau
Wedekind, und dafür danke ich Ihueu . .
Fr. Wedekind. Ich hörte durch Zufall, das; sich Torothee bei Ihrem Tchwiegcr-
sohil und Ihrer Tochter in einer schlimmen Lage befand. Tcswegeu nahm ich sie da fort.
Tas ist Alles und verdient keinen Tank.
Bülan. ... uud weuu sie mich im (wfäuguiß besuchte und mir nicht geuug er-
zählen kountc UM! Ihrer Güte und Fürsorge . . . «vom «efiihl ganz nberwnltigt. einreist «l
Fr. Uedelind« Hand uud führt sie an die «ippen, dann zu ihr lluifchanend. in Newnndcruug,) Frau
Wedetind, Sie sind eine heilige Frau!
Fr. Wedetind «entzieht ihm in heftigster (rrregung die Hand),
Herbert. Ihre Tochter ist gut und hat es meiner Mutter leicht geuug gemacht,
sich freundlich zn erweisen.
Frau Wedetiud. Meiu Haus steht Torothee» jeder Zeit offen. Sic tau» jedcu
Augenblick zn mir zurückkehren.
Franz <»°n linls,. Gnädige Frau, Herr Pfarrer Nuemann wartet im Bibliothctzimmer.
Fr. Wedetind «Franz zunickend, der abgeht», lind wenn Sie, Herr Villa», meiner
Hilfe uielleicht bedürfe», Sie wcrden mich jeder Zeit bereit fi»de». «Sie griigt ihn und geht
link« ab,.
Bull!» «starrt ihr, wie einer «lricheinnng „acl,, dann wendet er sich langsam zur Mittelthnr),
Adieu, Herr Tottor . . .

Herbert <i»»»uiuckiufend,. Herr Vülau, setzen Tic sich mal zu mir. Ich möchte
ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Aber so nehmen Sic doch Platz. («fr setz! sich in einen.
Lehnst»!,!, »Mail !» eine» Sessel.) Ich kann mich vollständig in Ihre Lage versetze!:. Das
Leben hat Sie hart mitgenommen. Aber es liegt auch noch ein weiter Weg vor Ihnen.
Wir wollen die Sache also mal ganz praktisch anfassen. Welche Pläne haben Sic für
Ihre Zukunft?
Viilll n iiu ticss!« Erregung, ohne laut z» weiden). Was liegt an meiner Zutnnfc, Herr
Toctor! ich habe nnr noch Eins auf der Welt zu thnn, meine Vergangenheit mnß ich
gereinigt sehen.
Herbert «sehr einst». Tic kann Ihnen Niemand nehmen. Sic müssen die (Energie
haben, mit dem, was geschehen ist, abzuschließen. Das sind Sie sich selbst und Ihrer
Tochter schuldig!
Nu lau. Mir selbst und nieincr Tochter bin ich nnr einen ehrlichen Namen schuldig!
«Mit leiser, bebender Summe.) Ach, Herr Toctor, ich mochte es ja jeden! Menschen sagen:
„Aber so glaub' mir's doch, ich bin ja unschuldig!"
Herbert «siM ihn sehr scharf, dann „ach lurzer Pause,) (5s thut mir leid,' Sic ans diesem
Standpunkt zu sehen. Tas verbittert Sie immer mehr und nützt Ihnen nichts. Ihre
Tochter sagte mir, daß Sic sich nm eine Stelle bemühten?
Vülau. Tas thnc ich ja nnr, um meine (^danken zu betäuben!
Herbert. Für Ihre Zuknnft kann ich Ihnen vielleicht nützlich sein, Ihrer Ver-
gangenheit stehe ich ebenso ohnmächtig gegenüber, wie Sie selbst! «Pause,,
Vülau. Wäre Ihr Vater damals nicht so unerbittlich gewesen, es hätte AlleK
cmders werden können!
Herbert. Sie dürfen nicht ungerecht gegen meinen Pater sein. Taß er sich nicht
mit Ihrer Mittheilung begnügen würdc: „Herr Wcdetind, es fehlen 20000 Mark in
nieincr Kasse" — das werden Sic doch begreifen. Tagen Sie ehrlich, hatten Sic in seiner
Stelle die mysteriöse Sache so ohne Weiteres auf sich beruhen lassen?
Vülau. ttcwiß nicht. Aber ich wäre nicht so gegen einen Mann, der mir zlvanzig
Jahre gedient hatte, vorgegangen, wie Ihr Vater schließlich gegen mich!
Herbert. Mein Pater hatte Ihnen volles Vertrauen geschenkt, und deswcgcu hat
ihn der Vcrtrauensbruch nach so lauger Zeit wahrscheinlich um so mehr erbittert.
Vülau. Herr Toctor, wollen Sic mich einen Augenblick anhören? Als das Unglück
gefclxch, waren Sic ja auf Ihrer große» Reise durch <Mecl»enland.
Herbert. Ich entsinne mich ganz deutlich: es war Ende Februar 92.
Vnlan. Ganz recht. Am 28. Fcbrnar.
Herbert «ergänzend), . . . einem Sonnabend. Sic hatten Ihrer Angabe nach die
Kasse regelrecht verschlossen, und als Sie den Schrank am Montag früh öffneten, war das
I^elv vcrschwuncen. Sie sehen also, ich habe mich nach meiner Rückkehr genau imormirt.
«Hin Snugninitcr hätte uermuthlich gleich Lärm geschlagen. Mein Vater aber »rollte als
praktisch dcnkendcr Manu die Sache dnrclxms nicht sofort an die große Elockc gehängt
sehen. Welche Vorschüsse machte er Ihnen denn?
Vülan. Er erwartete von mir, daß ich ans meinen Ersparnissen dm Fehlbetrag
decken würd.'. ^
Herbert. Tas aber waren Sic nicht im Stande?
Vülau. Nein.
Herbert. Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier Tinge berühre, die
Ilmen vielleicht peinlich fein »Verden. Aber, da »vir doch mal so ansführlich von der
Tache fvrcchen: Tic hatten seit langer Zeit ein sehr großes (behalt bezogen. 9—10000
Mark, nicht wahr? , . .
Vülau. 10000 Mark.
Herbert. Und hatten außerdem sehr beträchtliche ttratificationcn erhalten. Ihre
Lebensweise war stets sehr einfach gewesen. Tas mußte meinem Vater auffallen, daß Sic

Nichts, gar Nichts bejahe», um das Deficit zu decke». lTa »iiiai, ei,« Bewe«,,,,.) macht,)
Ist es Ihnen aber unangenehm . . .
Vülau. Bitte, fahre» Tic nur fort.
Herbert. . . . und als er dann »ach dem Verbleib Ihrer Ersparnisse fragte, ge-
standen Tie plötzlich ei», das; Tie in recht unlfangrcicheu Vörseuspeculatioucn Alles ver-
loren hätte». Tie lvcitercu Recherche» ergäbe», daß Tic sich »>it Ihrem Tchwicgersohue,
dem Agenten Eibulsli, eine,» . . . doch wahrhaftig nicht sehr gut beleumundete» Menschen,
i» dieses Tifserenzspiel eingelasseu hätte» u»d das; Tie den» Nnukhause noch einen Betrag
schuldig seic», der «ein «e,ü>, «ägerud» . . . uugefähr dem uerschwuudencu treibe gleichkam.
Als erschwerendes Moment, das ja auch bei der Verurtheilung ausschlaggebcud war, kam
hinzu, das; Tie diese Tumnic i» wenige» Tage» hätte» bezahle» müsse»! . . . I» diesem
Augenblick freilich hatte mein Vater alles Vertrauen zu Ihnen verloren!
Villau «etwa« letmaftil». Ja, da merkte ich plötzlich, daß sich sein Verdacht gegen mich
wendete. „Um aller ('eilige» willen," schrie ich, „Herr Wedctmd, Tie glaube» doch nicht,
daß ich . . . ich selbst?" Und als er mir nur darauf erwiderte: „In mei»c»i Geschäfte
vamre» keine Hexereien," da bin ich i» meiner Nathlosigkcit selbst auf die Polizei gestürzt
und habe cs angezeigt.
Herbert. Cs wundert mich, Herr Villa», daß Tic das nicht sofort nach der Ent-
deckung gethan habe», Ei hält: damals ei» besseres Licht auf Tie geworfen.
Vüla». I>I dem Gefühl meiner Unschuld kam ich ja gar nicht auf dcu fürchter-
liche« Gedanke», daß er mich für de» Lieb halte» töune. «Schmerzlich,) Nach zwanzig Jahren!
Herbert. Mißverstehen Tie mich nicht, Herr Villa», wenn diese N»tcihaltu»g
immer mehr den Charakter eines Verhörs annimmt. Aber mein Mitgefühl für Tie und
Ihre Tochter und mein aufrichtigstes Bestreben, Ihnen zu helfen, zwingen mich dazu, der
Tache mal auf de» Gruud zu gehe». Tage» Tie mir nur, wie kamen Tie, ein fo
solider Manu, dazu, sich iu so waghalsige Geschäfte cinznlassen?
Vüllln. Ich habe das Alles damals vor Gericht erzählt: aber man hat mir'3 nicht
geglaubt. Mein Tchwiegcrsohn wollte sein Geschäft vergrößern, die Eoujuuctur sei günstig,
ich solle Geld einschießen. Meine Tochter, die Lina, drängte und quälte! Wen» ich cs
nicht thäte, hätte sie die (ölle im vanse. Ich gab meine ganzen Ersparnisse hin. Vnld
war Alles verloren. Hub da hat mein Tchwiegcrsohn mich ans die schiefe Ebene gezogen
und mir Tag für Tag vorerzählt, nur an der Vörse könnten »vir das Verlorene wieder-
aewiuueu. Uud ich wollte es wiedn'habcu, Torotheeus willen. «Nach i„rzer Pause,, Mit
meinem Gclde habe ich Nichts verloren, mit meiner Ehre Alles!
Herbert weht a»,,, Herr Vülau, ich will Ihneu das gerne glaube», aber Lei-ereie»
giebt's doch wirklich in keinem Geschäft. Haben Tie denn gar keinen, auch nicht den
miuzigsteu Verdacht aus irgend Jemand gehabt?
Vülau «llM a>!', tieftraun«». Aus Niemand!
Herbert. Außer Ihnen hatte nur mein Vater, der damals schwcrkmut war, die
Schlüssel. Nach Aussage des Portiers war vom To»»abc»d uach Gcschästsschluß bis
Moutag früh kein emzigcr Angestellter in das Hani gekommen. Im Hause selbst wohnten
mir meine Eltern uud mein Vrudcr Alfred . . .
Vülau. Ganz recht. Nur Ihre Eltern uud die beiden jungen Herren Alfred uud
Egon. Ter Herr Ego» könnte Ihneu Alles ganz genau erzähle», welche Aufregung an
jenem schrecklichen Montag Morgen in den Eomvtoirs herrschte! «Jeuszeud,) Aber der ist
ja nun auch weit weg.
Herbert «mach! emc,i <^a„a durch'« Zimmer), Tie sehen selbst: nirgends ein Licht in
der Tuukclheit, nirgends ein Punkt, au dcu man sich anhalten könnte. <<5r geht wird«-
durch'5 Zimmer, dann bleibt er stehen,) Es thut mir bitter leid, es Ihnen sage» z» müsse»,
aber Ihre Tache steht schlecht!
Vülan <M„ Mytich, stürmisch,, I'ub sich deuten müsse», daß der, der's gethau hat,
frei umherläuft uud die Achtung der Menschen genießt, während ich . . . ich! <I'l furcht-

barstem Zorn und ml! geballter Faust,) Wenn ich ihn fassen konnte, den lHleüdcil, ich würde ihn crbllrmnngsloö niederschlagen!
Oange Paus«),
Herbert (steht ihn lange an, langsam und nachdenklich MI sich!, To spricht man doch nicht, wenn man schuldin Ist!
Vülan (wieder einfach,, Ich habe Ihnen nun Alles gesagt, Herr Toctor! Wenn Tie iuir doch wenigstens glauben wollten und Ihre Frau Mutter, die ich so Koch verehre! «War», und überzeugend,» Ich habe Ihnen wirtlich die Wahrheit aesagt! «Feierlich,» To wahr Gott mir helfe! (Pause, er wendet sich ,»»! «ehe».)
Herbert «folgt ihm einige Ichlitte, indem er ihn fest anficht, in tiefem !5'r„!!>, Herr, Vülan, Sie waren früher ein gottesfürchtiger Mann, an Ihrem Tische hat niemals ein Ciebet gefehlt.
Vülan «Milbig,. Ich bete auch heilte noch, ich bin trotz alledem an meinem trotte nicht irre geworden!
Herbert (mit tiefem Nachdruck,, „To wahr (>!ott mir helfe!" Tie keimen dieses ernnc heilige Wort rmd seine ernste und heilige Vcdcutnng! <<3r nii! dicht vor ihn hin, mit ein wenig erhobener Stimme,) Herr Nülau, jetzt Ana' in Ang': «leb:« Wort betonend! Tie haben mir die Wahrheit gesagt!
Vülan (ihm dich! gegenüber,. Ja! «Pause,)
Herbert (geht mehrere Male erregt durch'5 Zimmer, dann bleibt er stehen,. Ich kann Ihnen natürlich in diesem Augenblicke Nichts versprechen. Ick, werde mir mal durch Ihren früheren Anwalt Ihre Acten einfordern und die Tuche dnrchsnidircu. lind seien Tie überzeugt, wenn ich auch nur dcu winzigsten Anhalt finde, sei es onch nur ein Ztrohhalm, an den ich mich anklammern kann, so werde ich meine ganze Willenstraft und Fähigkeit für Tie und Ihre lHhre einsetzen!
NÜlan (wie a»i einem Traume erwachend, leise,. Hoffend <3M>>gt die Hände vor'« Oesicht, schluchzend und lauter,, Hoffen?
Herbert. Tind Tie Vormittags immer frei?
Vülan «nickt stumm,,
Herbert. Tic werden fobold als möglich von mir hören.
Vülan (»ersucht zu sprechen, er deutet tiefbewegt an, da!! er ausjer Stande),
Herbert («Mg», Gehen Sie nur, Herr Vülau, und verlieren Tic nicht den Mnth.
VlllllU «langsam ab),
Herbert (sieht ihm nach, Ol« er in sei» Zimmer gehen will, tritt,
Fr. Wedel lud «MN linls ein), Herbert!
Herbert (wendet sich »,n und lommt wieder in'« Zimmer),
Fr. Webctind. Ich habe vielleicht den ganzen Tag nicht mehr Gelegenheit, Tick) allein zu sprechen. . . . Egon kommt zurück.
Herbert «zerstreut. To plötzlich? Hi>0!iu kommt er?
Fr. Nedckind. <Hr landet heute Abend in Vrcmen. Ontcl Heinrich Null ihn zn sich in's (Geschäft nehmen. l5s soll der letzte Versuch sein.
Herbert «zerstreut). Ter Vnrschc sollte endlich mal Vernunft annehmen. (Pause,,
Fr. Wcdctind. Vülan ist erst diesen Augenblick gegangen?
Hcrbcrt. Ja.
Fr. Wedelind, (ir war lange bei Dir?
Herbert. (5r hatte mir auch viel zu sagen.
Fi. Wcdctind. lieber seine Zukuuft?
Herbert, Nein, über seine Vergangenheit.
Fr. Wedetind. Nr muß mit ihr abschließen.
Herbert. Tos eben will er nicht.
Fr. Wedkind «sich! ihn forschend an».
Herbert. Er hat nur noch eiucu Lebenszweck: seine Vergangenheit von diesem

Schandfleck zu reinige». Ich muß e3 Dir ehrlich sagen, Mütter, mich hat die Unterredung
mit ihm auf's Äeußerstc erregt. Der Mann hat mir gesagt, daß er unfchuldig fei, und
das hat er in einer so einfachm, natürlichen Weise gcthan . . . mir haben schon Viele
ihre Unschuld mit allen Eiocu beschwöre,!, so überzeugend noch Keiner!
Fr. Wedetind (langsam». Und was folgerst Du weiter?
Herbert «lebhafter». Und sich zu denken, daß b'r Mmsch möglicherweise wirtlich
unschuldig ist ... es wäre schrecklich!
Fr. Wedetind «beruhigend,. Wir wollen gemeinschaftlich für seine Zukunft sorgen
und Vergangenes ruheu lassen.
Herbert. Damit ist ihm aber nicht gedient und, beste Mutter, anch mir uicht!
Fr. Wedetiud. Auch Dir uicht?
Herbert. Ich Hab' nach diesem Gespräch mit dem Manne die Ucberzcugung ge-
wonnen, das; da irgend Etwas geschehen mutz, daß da irgend ein Weg gefnudeu werden
muß, der zur Klarheit führt und vielleicht di h dem unglücklichen, gebrochene!! Menschen
zn seinem Recht verhilft,
Fr. Webekind. Un) . . . was will>> 3u thuu?
Herbert «imn^r lebhafter und immer neroöstl nniher». Das weiß ich jetzt iu der Er-
regung des ersten Augenblicks noch nicht. <Ä°n «irme,, Und denk' Dir nur: seine Un-
schuld nachweisen, dem Manne seinen chrlichm Namen wiedergeben konuen — es ist eine
Arbeit, des Lebens wcrch! «Mit gi°ß-,r Warme,» Ach, wenn es mir doch gelange!
,>r. Wedekind «schaudernd mr sich,. Es wäre . . . graueiwoll!
Herbert. Aber nicht allein der Jurist spricht in diesem Augenblick zn Dir,
sondern anch der Mann! Denn «nach lurzer Pause, geliebte Mutter, ich liebe Bülaus
Tochter! «Mit edler Warme.» Ich sehe iu diesem Mädchen mein Glück! Du leimst sie, ihr
Herz, ihre Anmuth, ihr.'u Verstand, und Du kennst mich, Mutter, und weißt, daß ich
kein jugendlicher Heißsporn bin. Ich habe mich geprüft, ich habe es als das Nichtige
erkannt und bitte Dich um Temen Segen.
Fr. Wedekind «langsam». Ich gebe Dir meinen Segen!
Vcrbcrt «ihr beide vände entgegenstreckend, freudig», Mutter, das hatte ich nicht er»
wartet! Wohl weiß ich, wie groß und frei Du deukst! Aber d.iß Du vor Aülcms Ver-
gaugcuheit uicht zurückschreckst, baß Du Dich nicht nm bas Urtheil der Welt kümnierst,
baß Tu nur mein Glück im Auge hast und, ohne zn schwanke», einwilligst... «überströmend,
ja, Mütter, er hat Recht: Du bist eine heilige Frau!
Fr. Webetind. Führv mir Torothee Vülau als Deine Braut zu! Mach lurzer Pause,,
Nur um Eines mochte ich Tick» bitten, Herbert, laß Bülaui Vergangenheit ruhen: in
unser Aller Interesse.
Herbert (l:bl,afi,. Nein, Mutter! Gerade in unser Aller Interesse will ich für
diese Vergangenheit thuu, was iu meinen Kräften steht. Vielleicht gelingt es mir nicht,
ihm zn helfen . . . Aber ich will vor mir felbst kein Mittel uiwersucht lasse». Welch'
ein Alp würbe von nns Allm genommen! In echt mütterlicher Liebe willst Tu die
Tochter des bestraften Mannes als Tein lilind aufnehmen, um wieviel beruhigter würdest
Tu die Tochter des wieder geachtete» Mauncs in Teine Arme schließen!
Fr. Wedckiud. Ich kann mir ja wohl denken, daß eine» so scharfsiunigcu uud
für seinen Beruf begeisterte» Juristen, wie Tich, das Absonderliche reizt, aber . . .
Herbert. Ja, ich bin nicht nur dem Namen nach Rechtsanwalt, ick, bin mit Leib
uud Seele Anwalt des Rechtes!
Fr. Wedekind «Mi,».-», Uud bist ein guter Sohn! Es wäre mir eiu peinlicher,
quälender Gedanke, die ganze traurige Angelegenheit mit unserem Namen nochmals bnrch
die Oeffentlichteit gezogen zn sehen!
Herbert. Verzeih' mir, liebe Mutter, dieser Grund kann vor meinem Gewissen
nicht bestehen. Unser Name? Ter geht doch wahrhaftig rein aus der Sache hervor.
<2ehr lebhaft,» Nein, nein, ich werde den Eindruck, den der Mann auf mich gemacht hat,

nicht »ichr los. Hättest Du ihn dieses „To wahr Hott mir helfe" sprechen hören, auch
Tu würdest so denke», wie ich. Und der (Hevaule würde mich mein ganzes Leben ver-
folgen, meine Pflicht nicht bis zum Acußersteu gethau zu habe». Ich bi» es ihm, ich
bin es vor Allem Dorotheeu schuldig!
Fr. Wedekiud (erregter). Ich dächte, Tn thätest genug für ihn, wen» Tn seine
Tochter hcirathcst!
Herbert. Das wirb ihn aufrichten, kann ihn aber nicht uon seiner Tchande
reinigen! . . .
Prätorius (tritt in, Frack undemerlt von linli ci„„
.Ocrbert (fehl lebhaft,. Nein, Mnttil, laß' mich mir meinen Hl?eg gehen!
Fr. Aledekiud <sel,r eindringlich,, Venu ich Tich aber bitte, inständig bitte, es
nicht zu thun?
Herbert (sieht erstaunt seine Mutter einen lurzen Ai,gc»blick a», dann mit »oller (Energie).
Es thüt mir leid, Mutter, aber auch dann werde ich es thnn! lCr geht erregt umher,)
Fr. Wede lind (schaudernd fiir sich). Tas kann ja nicht sein ... nie und nimmer sein!
Prätorius (der Frau Wedelind sei,! scharf silirt hat, »litt vor). Potz Tausend, Äinder,
habt Ihr da 'mal 'ne augeregte Unterhaltung!
Fl. Wedckind «steh! an einen Tisch gelehnt und «ersucht ihre furchtbare Erlegung nicdtl-
z„lä„,pfen).
Franz , durch die Mitte,. Herr und Frau (5ommcrzie»rath Maiwitz! (»I bleibt an
der geöffnete» Thurc slcl,e,i.>
Velbert (nach lurzer Pause,. Mutter, gieb' mir Tcinen Arm!
Fr. Wedekiud «richtet sich aui, sieht ilireu «oh» ,!,it angsterfüllte,,! Gesicht an, da,,!! gicbt sie
ihm ihren Arm, er sülm iic durch die Miitcthnr in'» zweite Zimmer),
Franz lfolgt ihnen, die Ihilre offen lassend,,
Prätorius lganz im Vorixrtrmid, siel,! Frau Wedelind lange nach, dann ernst lind langsam
für sich). Meine gute Johanne, da stimmt eiwas nicht! 'Dann wendet er sich, und während er
nachdenklich, langsam und mit gesenkten! ,'tovf der Mittelthiir zuschreitet, fällt der
Vorhang,,

Zweiter Act:

Dieselbe lecoralion,
llie Blume» sind vom Gct>»ri»!ag«!isch »bsserliumt und g s^macOoll im (5rlcr »rrangir!,,
Prätorius <si«t in einem Wiegestuhl rauchend und liest die W,s^rzeitu,tg, er murmelt),
„Telegraphischcr Tchifi^ocrkchr ooni 17. April . . . Postdampfer „Oder" nach Baltimore
. . . Tchuelldampfer „Prinz Äarl" von Valparaiso nach Touthampiou . . ." aha!
„Tchuelldampfer Falke Prätolinolinie am !>. porigen Vlonats po,i Hongkong nach Viemen
abgegaugen." Tas stiiumt.
«Währenddessen ist Franz von der Mttcltlmr »ach rciiito ^e>ia„ge„ und ilouit dort, man hört HerbertK
stimme „Herein",)
Franz «tritt in die geöffnete Thiire), Herr Toctor, Fräulein Vülau läßt Tic frage»,
ob Tie Ihnen jetzt Uiclleicht Adieu sagen tonnte. Tic wollte dann hier in den Talon kommen.
Herberts «Zmnme lcbha't>. Tagen Tic, Fräulein Vülau, das; ich sofort käme.
Franz (schlieft die Innre und giedt Villtoriu« »rief«), Herr <5o»slll, die Post ist soeben
für Tic angckommeu und auch diese Tepcschc.
Prätorius <s!«end). Tanke sehr, i «fr öffnet da» Telegramm.) „Falte wohlbehalten
ciuactroffen, Lürtzeu" . . . Sagen Tic 'mal, lieber Frau?, was giebt's heute zum Tiner?
Ich fühl« mich Vormittags uie recht wohl, well» ich uicht ganz geua» lveiß, »vas ich znm
">

Mittag erwarte» tami. und außerdeni richte ich mich mit dem frühstück ein. Wohl
wieder (allste?
Franz. Wie alle Sonntag. Da du gnädige Frau sich aber sehr angegriffen
fühlt, wird sie zuni Tiuer keinesfalls erscheinen und läßt de» Herrn Consnl bitten, die
Honneurs zu machen. Wolle» der Herr Consnl vielleicht das Menü lese»? ««lebt e» ihm.,
Priitorins. Aber natürlich! «2e«t sich Ken «neif« auf., „Schildkrötensuppe" — wissen
Tic, Franz, das ist bei nns z» Hause eigentlich ein überwundener Standpunkt — „Forellen
blau, Schinken in Burgunder mit Spargel, Poularde" «über den Kneif« we«, natürlich
traNse? «Franz bejah!,, „Salat, Eis." «^ndeni ei ihm da« Vlenu zurnckgiebl.. Im Großen
und Ganzen ein ganz Unständiges Meuu, das sich bei uns in Bremen allenfalls sehen
lassen konnte. Ich danke Ihnen.
Franz «Mitte »b).
Prätorius «liest Briefe».
Herbert «von recht«!. 'Morgen, Onkel!
Prätorius. Donnerwetter, Junge, bist Tu schou mif? Es ist doch erst zehn
und heute ist ja Sonntag?
Herbert. Ich habe viel zu thuu. Ist Tir der gestrige Abe»d gut bekommen?
Prätorius. Ter Nein war ja ausgezeichnet und Tcine Unterhaltung, mein
Jung', nicht minder; aber «sich ersi umseh-nd, weißt Tu, unter nns gesagt, ick habe heute
Morgen ein «mit «est« andeutend, so . . . so ein eigenartiges (Gefühl im Kopf; in mcincr
Jugendzeit nannte man das Kater.
Herbert «leicht,. So nennt man es heute »och.
Prätorius. Ja, ja, dieser alte Moutou hat doch den Teufel im Leibe. Bist Tu
wirklich »och iu die Nnwaltsversammlnug gegangen? Was Neues in Tcine» Kreise»?
Herbert. Nein.
Prätorius «aufstehend,. Hör' 'mal, Herbert, hast Tu »och ei»e» Augenblick Zeit
für mich? Ich möchte schnell noch ein paar Worte mit Tir sprechen, Ucber Teinc
Mutter! Tic alte Frau macht mir seit gestern viel Sorge. Tic Nachrichten, die ich ihr
über Egon brachte, — das wirst T» einsehen — schließlich bringe» mußtc, scheinen sie
furchtbar erschüttert zn habe». Nun höre ich da eben, daß Fräulein Büla» wirklich gehen
will. Tos ist gerade jetzt schlimm, sehr schlimm! Deine Muttcr hatte siel, sehr a» die
jmige Tame gewöhnt, die ja Euren Schilderimge» »ach wirklich eine vortreffliche, charakter-
volle Perso» sei» muß. Teine Mutter wird viel allci» blcibcu und vicl zu viel Zeit
habe», z» grübeln und über Bergangeues nachzudenken. Ich würde sie ja natürlich vor-
läufig 'mal zu mir nach Bremen nehme», wen» nicht jmtament seit gestern Abend der
verflixte Bcngel auch dort wäre, der ihr so vicl Herzeleid bereitet. Ich halte es also für
unbedingt iwthwcndig, daß »vir nns um einen passende» Ersatz fiir Fräulein Bülau umsehen.
Herbert. Da hast Du Nccht. Ich werde jetzt Fräulei» Bülau spreche» »nd sie
nochmals bitten, die Mutter nicht zn verlassen.
Prätorius. Tas wird die junge Tame ihres Baters willen nicht thun!
Herbert. Aber ich hoffe meinetwillen.
Prätorius. Tciuetwille»?
Herbert. O»kel Heinrich, vor Tir habe ich kcinc Geheimnisse. Ich will hexte
Fräulci» Biilan, bevor sie unser Haus verläßt, fragen, ob fie die Meine werden will.
Prätorins «sieht ihn lansse an, dann legt er ihm beide bände auf die Schultern,, Mein
guter Jung', bei jedem Andere» würbe mich diese Mittheilnng mehr erschrecke», als er-
freue», den» die Geschichte mit der Bergangenheit Bülaus ist doch recht . . . absonderlich.
Aber da Tu es mir sagst, bin ich zufrieden. Tu. bist nicht der Mensch, Tich in ein
hübsches Lärvchen zu vergaffen. Tu hast ihren Wetth geprüft und für voll befunden.
Und ?n biü Mann genug, Tich mit allem Anderen abzufinden. «Seine Briefe nehmend.,
Könnte ich vielleicht in Teinem Arbeitszimmer einen »richtigen Brief erledigen?
Herbert. Tn bist ganz uugestöit. Tic Bnremir sind hcntc geschlossen.

Prätorius <„»ch «cht« gehend), Hm, hm, Fräulein Vüla»! <H, der Thiil sich UM' wendend,) ^ PI0PU3, das 2ill>er für vierundzlvanzig Per-foucl, schenke ich, das ist 'mal so eingeführt in unserer Familie. Teppiche, Uhren und Rampen werbet Ihr schon von dm Anderen dutzendweise bekomme«. Ilud ich wette, Alfred uud Ellen wird die Wahl jedenfalls so schwer, daß sie wieder mit leere» Händen komme», ««echt« ab,)
Herbert lacht mehieie Male erregt hin und her, bleibt einen Moment im lfrler stehe,! und dann zurück),
Dorothee <b°n link), 2ie entschuldigen, Herr Toctor, daß ich so frei war, Tic hierher bitten zu lassen. Aber ich will in cim'r Stunde fort und wollte Ihnen Lebe-wohl sage».
Herbert. So soll es jetzt also wirklich lHnm »'erden?
Dorothee (leise). Ja.
Herbert mach l»r,er Pause), Fräulein Torolhee, ich weih nicht, ob Ihr Vater Ihnen uoii unserer gestrige» Unterredung erzählt hat?
Dorothee (»oll Herzlichkeit», Wie danke ich Ihnen! Ich wußte ja, Sie würden ihn trösten und ihm neue» Lebensmuth gebe». «Erregt,, Sic sind also auch von seiner Unschuld überzeugt?
Herbert. Ich muß es Ihnen ehrlich bekennen: ja.
Dorothce. lind Sie wollen ihm helfen?
Herbert. Ich verkenne die Schwierigkeit keiueswegj, aber ich will es wenigstens versuchen.
Dorothee <warm,> Ihr Gerechtigkeitsgefühl zwingt Sie dazu!
Herbert, »überschätzen Sie mich nicht, Fräulein Dorothce! Gewiß reizt es mich, die nnistcriöse Sache aufzuklären . . . aber cs sind auch recht egoistische Gründe dabei ... ich will auch Ihnen Ihren chilichen Namen wiedergeben. «Voll herzlichster Warme,, Mein liebes Fräuleiu, was ich Sic hier ganz schlicht fragen will, wird über Ihr und mciu Lebe» entscheide». Sie kenne» mich und wissen, daß leidenschaftliche und erregte Worte nicht meine Sache sind. Aber Sie werden schon herausfühlen, wie ich's meine. Ich habe Sic während der zwei Jahre, die Sie meiner Mutter zur Seite standen, bcob> achtet, ich habe Ihr Herz, Ihren Charakter kennen gelernt und — ehrlich uud frei — ich habe Sie sehr, sehr lieb gewonnen!
Dorothee «hält sich zitternd am lisch fei!,.
Herbert cimmer warmer». Blicke» Sie voll Vertrauen in die Zutnnft! lind die wird sich schön mW sonnig für Sic gestalten, wenn Sie Ihr Schicksal einem Mannc an-vertrauen wollen, der Sie innig uud von ganzem Kerzen liebt!
Dorothce (bebend», O mein Gott!
Herbert (»°r sie hintretcnd), Fräulein Dorothee, ich lege mein Schicksal in Ihre Hand!
Dorothee «sieht ihn stumm, voll Seligkeit an, lnrzc Pause, erst mit Thrillen l(i,»pieud>, Sic haben mich . . . unsäglich glücklich und stolz gemacht. . . und ich danke Ihnen für diese selige Stunde! (Sicherer,» Ich weiß, nachdem ich das erlebt habe, kann ich nie mchr ganz unglücklich uud muthlos wcrden! Aber Sic habe» mich auch namenlos traurig gemacht. Demi ich sehe ein, daß dieses Glück, das ich so laugc heimlich ersehnt habe, nur trügerisch ist!
Herbert «leidenschaftlich), Dorothee?
Dorothee. Sic wollen großherzig genug sei», meines Vaters Vergangenheit zu vergessen?
Herbert. . . . und ich will muthig den Versuch wage», sie zu rcinigen.
Dorothee. Wenn cs Ihm» aber trotz allen Scharfsinns, trotz allen Fleißes nicht gelingt? Die Stunde wird unausbleiblich sein, in der dann Ihr Manucsstolz mit Ihrer Liebe zu mir kämpft. Was Sic jetzt mnthig auf Ihre Schultern nehmen wollen, wird Ihnen später eine Last werden. Und um Ihnen mit all' meiner innigen Licbc Ersatz

dafür biete» zu tonnen .... M Mi sich zitternd am »sck» dazu fühle ich mich doch zu
fchwach!
Heibert cmünnlich »nd fest», Torothee, seien Sie nicht tleinmüthig. Ich bin mir
der Zchwere der Verantwortung bewnßt. Mag sich das Schicksal Ihres Vaters zum Güten
wenden oder nicht ... Sie sollen an mir einen treuen Gefährten finden!
Torothee. Und haben Sie auch an die herrliche Frau gedacht, die Sie lieben nnd
der ich in tiefster Taukbarteit ergeben bin? Welchen Schmerz, welche Enttäuschung würden
3ie ihr bereiten? Wollen Sie der Frau, die mit Recht so stolz ist auf ihre Fmnilien-
chre, mich zuführen, die Tochter des «erachteten Mannes? «Eindringlich.) Haben Sie nicht
an Ihre Mutter gedacht?
Herbert. Meiue Mutter hat mir bereits ihren S'gen gegeben!
Torothee lfassungunMoi stammelnd», Ihre Mutter? (Vewundernd.) Ihre Mutter!
Herbert. Ja, Dorothee, Sie werden wieder Sonnenschein in das verödete Haus
bringe,,! Denn in den letzten Jahren hat meiue Mutter Schweres erlebt. 2ie hat ihren
Manu uerloren, den sie verehrte, und zwei Söhne, die sie liebte. Allein Bruder ?llfred hat
sich ihr ganz entfremdet, nnd Egon hat ihr viel Herzeleid bereitet. . . . Sie, Dorothee,
werden ihr für all' diese verlorene Kindesliebe Ersatz bieten. Scheint Ihnen das Ziel
nicht verlockend? Sie werden sie wieder froh und glücklich macheu uud auch das Alter
Ihres Vaters verschönen.
Torothee. Er kann nur wieder glücklich werden durch eine» reinen Namen!
Herbertllcid-nschamich». Dorothee, Ihr Jawort soll mir ein Ansporn sein, über
alle Hindernisse hinweg Alles zu versuchen, um ihm seine Ehre wiederzugeben!
Dorothee (c»,l tiefstem Herzen,, Wenn es Ihnen gellluge . . . «Ihm die Hand reichend,
die ei stürmisch erfreut, sich il„! einen Moment selig überlassend.) Ich kann es nicht fassen . . es
ist zu viel Glück! «Pause.,
Fr. Wedekinb !U°» linls. bleich und ernst». Da finde ickl Sie ja noch, Dorothee!
lZie reicht ihr die Hand, dann zieht sie an sich.) Mein liebes, theurcs Kind, Ihre glückstrahlenden
Augen sagen mir Alles, Machen Sie ihn glücklich! Er verdient es. Seien Sic ihm
eine gute Frau! Aber vergessen Tie mich nicht ganz. Ich kann sehr viel Liebe gebrauchen.
Seien Sie mir anch eine gute Tochter!
Dorothee < überwältigt,. Das . . . verspreche ich Ihnen . . . das will ich . . .
mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen ... es ist in dieser Stunde zu viel auf Mick) ein-
gestürmt! <2ie wirst sich an Frau Uedilindi Brust.)
Fr. Wedekind >sie zärtlich streichelnd». Tapfer, mein Mädchen, tapfer! Schämen Sic
sich dieser Thränen nicht! Die hat jedes Mädchen ein Mal geweint! Der bürgt mir
dafür, daß Sie nur Frendcnthrancn weinen werden. Das können am Ende ihres Lebens
nicht Viele Frauen sagen!
Herbert «zärtlich um sie bemüht». Setze Dich doch, Dn siehst so blaß aus!
Fr. Wcdetind lstck hinsetzend». Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. — Ihr Vater,
Torothee, weist also noch Nichts?
Torothee. Er wird all' dieses Glück, das seit gestern über uns gekommen ist,
gar nicht fassen können.
Fr. Wcdekind. Zeit gestern?
Dorothee. Als er mir sagte, das; Ihr Sohn sich seiner annehmen wolle und er
hoffen könne, doch vielleicht noch einmal geachtet zu werden — ach, hätten Tic ihn
nur gesehen!
Fr. Wedckind «ergreüt Torotheci Hand, milde und Mi.,,, Sie wcrdcn mich gewiß für
rccbt anspruchsvoll halten, wenn ich meine Stellung schon heute mißbrauche und eine Bitte
an Sie richte!
Dorothee (lächelnd,. Aber Fmn Wcdekind!
Fr. Wedekind. Sagen Sie mir zn mir „Mutter", das will ich Ihnen sein. Ja,
eine herzliche Bitte, Sie werden sie mir erfüllen?

Doiothee <»°ll herzlichster Wärme,, Jede! Ich thne, was Sie wollen!
Fr. Wedelind. Herbert will Ihrem Vater helfen! Das wäre ja doch nur
möglich durch eine neue Aufnahme des Proccsses. Dagegen aber wehre ich mich auö
maimiafachen zwingenden Gründen, die ich meinem Sohne bereits gesagt habe!
Herbert(bittend,. Mutter!
Fr. Wedekind. Ich weiß, Sie haben in dieser Stunde mehr, viel mehr Eins!»«
auf ihn gewonnen, als ich. Wenden Sic diesen Einfluß an und rächen Sie ihm ab, die
Sache weiter zu verfolgen. Nicht wahr, Sie werden die erste Bitte, die ich an Sie richte,
erfüllen?
Doiothee (nach lurzer Pause, in welch«! sie Herbert angeblickt hat, bescheiden und leise,. Nein!
Fr. Webetind (steht auf und sieht sie ernst MI),
Herbert «warm,. Daran thuen Sie recht, Doiothee!
Dorothee «schlicht und herzlich». Mißverstehen Sie mich nicht, geliebte Mutter, es
darf iu der ersten Stunde kein MißNang zwischen «ns sein. Ich weiß ja nicht, welche
Gründe Sie haben, das von mir zn verlangen. Sie haben gewiß zwingende Gründe.
Aber die tonnen für mich nicht zwingend sei».
Herbert «energisch, llber oornehm». Und sie sind auch nicht zwillgeud.
Doiothee. Ob Herberts Versuche, meines Vaters Unschuld nachzuwciseu, Erfolg
haben weiden oder nicht . . . warum soll ich ihn von diesem Versuche zurückhalten?
Sagen Sie selbst, habe ich denn das Recht vorzugreifen? Dieses Recht hätte doch »nr
ein Mensch, und das wäre mein Vater selbst!
Fr. Wedetind (sehr ernst,. Ich hoffte, Sie würden es als Ihre Pflicht mir gegen-
über erachten!
Doiothee «edel und gros,,. Meine Liebe zn meinem Vater ist ebenso groß, wie meine
Dankbarkeit für Sie! «Sich ihr nähernd,, Es thut niir in der Seele loch, Ihnen diese Bitte
nicht erfüllen zu können. Das entscheidende Wort hat mir mein Vater zu spreche». Viel-
leicht stimmt ihn mein Glück milder, und er gicbt sich zufrieden.
Priitorius (von recht«,. Oh, Pardon! «(«-r will ,ur»ck,,
Herbert. Weib' nur hier, Onkel Heinrich! Hier, Dorothee, stelle ick Ihnen den
besten Menschen vor, den treuesten Freund, de» es wohl auf der Welt giebt.
Prätorius (liebenswürdig,, Tic Ausschucidcreic!! müssen Sie ihm abgewöhnen, mein
liebes Fräulein! <^r tu,'» ihr galant die Hand,!
Dorothee «treuherzig,. Mau muß Ihueu, Heir Eonsul, Mli iu die Augen sehen, UNI
das zu glaube»!
Piätoiius (leise,» Herbert, entzückt), Ist das 'ue chllimaute Peiso», findet meine
Augen schöu! Die gefällt mir ietzt schon viel besser, als meine andeie Nichte, geborene
von Ramming!
Dorothee. Und setzt lassen Sie mich zu meiucm Vater gehen nnd ihm Alles sagen.
Herbert «die Uhr ziehend,. Er wird gleich hier sein. Ick habe ihn für elf llhr her-
bestellt und auch Dr. Ncckeunith zu einer Eonfercliz hierhergebeten.
Fr. Wedekind (welche linli, Platz genommen, siel,! iliren 2olm plötzlich angstvoll an,,
Prätorius (giebt Frau Wcdelind das Telegramm,,
Franz «durch die Mitte,, Herr Doctor, Herr Villau wartet im Bureau.
Herbert. Führe» Sie ih», bitte, zuerst i» Fräulein Vülaus Zimmer und sage»
2ie ihm, daß ich ihn nachher erwarte.
Franz (»b>.
Dorothee (gel,! lmt« ab, oo„ Herbert bis zur Thiire begleitet,,
Prätorius. Beckenrath? Vcckeurath? (Gl steckt sich «ine (Zigarre an,, Tonnenuetter.
de» Namen kenne ich doch? Ist das nickt der Anwalt, der damals den Bülau ver°
thcidigt hat?
Herbert. Ganz recht.
>.

Prätorius <!'c«l sich in den Wicgchuhl,, Hat der uicht gestern auch MIM Vortrag in
Eurem Verein gehalten?
Herbert. Ja.
Prätorius. Thema?
Herbert. Unschuldig Verurtheilte.
Prätorius. Famos! Siehst Du, Iuug, da sollte» sich alle Anwälte der ganzen
Erde zusammcnthun, nm ein Gesetz durchzudringen, das diesen Unglücklichen Genug thuiing
vor aller Welt verschafft.
Herbert. Hörst Tu's, liebe Mutter, Onkel Heinrich theilt also meinen Standpunkt
vollständig.
Prätorius. Bist Du, Johanne, denn damit nicht einverstanden?
Herbert. Ja, liebste Mutter, es ist mir lieb, daß wir gerade vor Onkel Heinrich
davon sprechen — ich verstehe Dich nicht mehr. (Ein wenig schmerzlich,. Zum ersten Male
verstehe ich Tich nicht!
Fr. Nedctind «gütig und milde,. Ich glaube, Herbert, ich habe Dein Vertrauen stet»
geiwssen und wohl auch verdient. Vertrau' mir auch dieses Mal. Folge Deiner Mutter
einmal blindlings und sei überzeugt, daß es zu Aller Vcstem ist.
Herbert. Nein, Mutter, das kann mich nicht überzeugen!
Prätorins. Um was handelt es sich denn?
Fr. Wedekind. Um Herberts festen Entschluß, Vülaus Sache neu aufzunehmen.
Prätorius. Herbert, bist Du nicht vollständig von der Unschuld des Mannes
überzeugt, so würde ich Dir ratheu, es zu unterlassen, denn ein Mißerfolg könnte ihm nur
doppelt schaden. Oder bist Du von Vülaus Schuldlosigkeit durchdrungen?
Herbert. Ja.
Prätorius «,» Fi»» Wedelind,, Tauu ist es auch seine Pflicht, vorwärts zu gehen
und Alles zu versuche,!. Es wäre doch wahrhaftig nicht der eiste Fall, in dem sich die
Richter trotz allen Gerechtigkeitsbestrcbens nnd aller Einsicht geirrt hätten.
Herbert. Das meine ich auch! Aus der Dringlichkeit aber, Mutter, mit der Tu mich
immer wieder bittest, sehe ich immer klarer, daß Deine Gründe, unseren Namen nicht in
die Oeffentlichkeit gezogen zn sehen, nur Scheingrüude waren. (Unruhig«,) Uud immer
mehr stntzig macht mich Deine gleiche Vitte an Torotheen. Das sah ja mehr einer Ve-
dingung, einem Zwange gleich!
Plätoriüs «aufstellend, langsam für sich, indem er Frau Wedelind scharf firirt,. Euren Nllieu
nicht in die Oeffentlichkeit gezogen zn sehen? «Pause,) Hör' 'mal, Johanne, nachdem Tu
Fräuleiu Bülau als Deine Tochter aufgenommen hast, müßte es Dir doch um so will-
kommener sein, auch ihres Vaters Namen möglicherweise gereinigt zu sehen?
Herbert <erregt>. Ja, das sind Widersprüche, die ich an Dir nicht kenne und die
ich eben nicht verstehe. Da spricht etwas Fremdes aus Dir, Etwas, was mich gestern
schon seltsam berührte nnd was mich ängstigt und quält, je mehr ich darüber nachdenke
. . . Etwas, was Dich . . . was Tich zwingt, so zu handeln!
Prätorius «ihm zunickend, gütig». Deine Mutter wird gewiß ihre Gründe haben uud
wird sie Dir auch neuneu, wenn Du sie recht herzlich darum bittest!
Fr. Wedekind «leuchend,. Ich kann nicht ... ich kann uicht!
Herbert «immer erregte«. Ich weiß nicht ... ich construire mir da irgend eine»
Zusammenhang zwischen Dir und Nülau . . .
Fr. Wcdekind «stammelnd,. Zwischen mir . . . nnd Nülau?
Herbert «geängstigt, . . . irgend Etwas, was ich uoch nicht greifen kann . . . aber
was ich fühle . . . was da ist . . . etwas Unheimliches . . . vielleicht Schreckliches . . .
Prätorius «beschwichtigend,. Nur Ruhe, mein Iuug, nur Nuhe!
Herbert «mit voller Vnergic,, Nein, Mutter... ich lasse mich nicht mehr beschwichtigen
. . . jeder Zweifel muß ja schwinden, wen» man in Dein angsterfülltes Gesicht sieht!
«imdringüch,, Ich bitte Dich, gieb mir setzt endlich volle sllnrhcit! «Pause,, Du schweigst!

Nun gut, so werde ich eben handeln nach Gewissen und llcbcrzcuguug. (<5i «cht erreg» nmhcr.»
Ich habe bereits gestern Abend mit dem College» Beckenrath über die Sache gcsurocheu
und ihn deswegen zu einer Coufereuz mit Nülou hierher gebeten. Ter Mann ist übrigens
ebenso von Äülaus Schuldlosigkeit burckidrungen, Ivie ich! «Vor Prätoriu« stehe» bleibend,»
Onkel Heinrich, eine Frage! Ist das Personal, welches Du »ach des Paters Tode nach
Bremen nahmst, noch uollstäudig?
Piniol ins. Meines Wissen ja.
Herbert. Du hast wohl Nichts dagegen, wenn ich 'mal nach Bremen komme und
mir jeden Einzelneu dieser Leute vornehme? Es ist mir für die Untersuchung werthvoll.
Ich gewinne durch die Menschen, welche die Sache damals miterlebt haben, vielleicht doch
ein anschaulicheres Bild.
Prätorius. Wenn es Dir für Temen Zweck förderlich erscheint, habe ich Nichts
dagegen.
Herbert «in plötzlichem Einfall,, lind da Egon ja jetzt auch dort ist, werde ich
auch ihu. . .
Fr. Wedeklild «wilche mit immer wachsendem Entsetzen gefolgt ist, leise und schnell», Egon
. . . was . . . willst Tu uou ihm?
Herbert «'»rüahrend» . . . werde ich, wie alle Anderen, auch ihu fragen, wie sich
die Sache an jenem Montag Morgen zugetragen hat!
Fr. Wedetind «schaudernd >iir sich». Vor dem Verhör hält er nicht Stand!
Herbert. Ich muß eben Alles thun, was ich für meine Pflicht halte!
Fr. Wedelind »deren Angst immer mehr und mehr wachst, bebend!. Ich bin eine alte Frau
... so warte doch, bis ich nicht mehr diu!
Herbert «sie angstvoll ansehend,. Bis Tu nicht mehr bist?
Prätorius (sieht Frau Wedelind mitleidig an». Tu willst (5uren Namen nicht in die
Oeffentlichkrit gezogen sehen? «Langsam., Sollte das vielleicht doch kein Scheingrund sein?
Fr. Wedetind <!,mner Haie- und h°sfm,ngz>»ftr stammelnd», Ich... ich bitte... Euch...
Prätorius «auf sie zutretend, sehr ernst, aber mit inniger Mild!». Meine gute Johanne,
hast Tu uns gar Nichts anzuvertrauen?
Fr. Wedekind «plötzlich verzweifelt »uffchreicnd, mit gefalteten Hunden stehend», Hllbt doch
(5'ibarnicn mit mir! Ich diu mit meiner Kraft zu Cudc! «sie läßt die «rme Mass
sinleu. Pause,»
Prätorius «leise und tiefschmerzlich,. Das alfo war's? «Pause,» Und deswegen
hast Tn ihn damals übcr's Meer geschickt?
Herbert «aufschreiend !,! furchtbarem Schmer;,, Mutter! . . . Mutter! . . . NM aller
Barmherzigkeit willen . . . sage nein . . . uciu ... ich flehe Tich au . . . sage nein!
Fl. Wedelind «sieht ihn mit schmerzdurchwuhlten« «Besicht an, dann bricht sie lmitlo» zusammen!
lange, tiefe Paus,),
Prätorius «sich ihr nähernd, voll innigstem Mitleid»). Tu ärmste Frau, was muht Tu
gelitten haben!
Fr. Wedekind «grauenvoll,. Als er mir's gestand . . . eiu Jahr nach Biilaus
Berurtheilung ... das Entsetzliche . . . Uumhbare ... da hatte ich uur ein ssefühl,
einen Gedanken, einen Wunfch, ihu zu retten um jeden Preis!
Herbert «leise in tiefstem Ichmerz», Mutter, wie louutest Du das thun?
Fr. Wedetind «ihn ansehend, gras, und feierlich,. Aus Mutterliebe! Verdamme
mich, wcu» Tu tauust!
Prätorius «langsam nickend,. Aus Mutterliebe! «Pause.,
Herbert «geht mehrere Malt durch'» Zimmer, da,!,! leise mit bebender Stimme). Tu hast
Teincu furchtbaren Irrthum auch schwer gebüßt . . .
Fr. Wedetind «dumpf». Ja . . . schwer gebüßt!
Herbert. Ich bin nicht Te!u Richter, da« ist nur der uuglüctliche Mensch! Ich
habe nnr noch die eine Pflicht, ihn, Egons Tchuld ciuzugesteheu!
->

Fr. Wedetind (entsetzt auf,Princ,cnd). Herbert!
Herbert. Es muß sein!
Fi. Wedekind. Er ist Dein Bender!
Herbert. Das ist unsäglich traurig!
Fr. Wedekind (immer stürmischer,. Er ist mein Sohn!
Herbert, ilnd der Andere ist ein Mensch! Ihm muß sein Recht werden!
Fr. Wedetind »fieberhaft,. Ich habe das Geheimnis; gewahrt. . . Jahrelang in
schrecklichen Qualen ... Du hast es mir abgerungen ... ich habe es eingestanden...
,hinreißend, weil ich Trost, Mitleib, Liebe von Dil erwartete, weil ich auf Rettung und
Hilfe von Dir hoffte!
Herbert. Mutter, mit Dir tau» Niemand tieferes Mitleid empfinden, kein
Menfch kann Dich mehr lieben, als ich: Rettung und Hilfe kann ich Dir nicht
bringen! Ich bin jetzt Dein Mitwisser, ich tan» nicht a»ch Dein Mitschuldiger
werden!
Fr. Wedetind. Habe Geduld! ich werde ja nicht mehr lauge leben!
Herbert. Geliebte Mutter, Tu sollst in meiner Liebe Ersatz für Alles finden!
Fr Wedetind. Deute an Dich selbst, denke an Deine Zukunft, an Dein Glück!
Denke doch an das Mädchen, das Du liebst!
Herbert. Soll ich es ihr verheimlichen? Soll ich auf dieser Lüge mein Glück
aufbauen? Glaubst Tn, ich könnte ihr jetzt noch ohne Schamröthe in die Augeu
sehen? Tn willst nur thun, was Dir Tein Herz gebietet, ich kann nur haudeln nach
Gewissen und Pflicht!
Fr. Wedetind «mit aufgehobene» Händen flehend». Heinrich!
Prätorius <in tiefem Lrnst). Nein, Johanne, hier kann ich Dir auch nicht helfen,
dem Manne muß fein Recht weiden!
Herbert, lind zwar noch in diefer Stunde! Sofort werde ich es ihm sagen!
Prätorius. Tas ist auch meine Ansicht!
Fr. Wedetind (entsetzt,. Auch Tn?
Plätorins (sehr ernst, aber milde „nd versöhnlich). Wir dürfen nicht zögern. Jeder
Tag, jede Minute, die wir es dem Manne verheimlichen, hieße ja Sünde ans Sünde
häufen! Nicht im Verschweigen, im Bekennen der Wahrheit allein ist Rettung für Euch
Alle! (üangsam,, Oder es gäbe noch eiuen zweiten Weg! Egon ist seit gestern Abend
in Bremen, Tu befiehlst ihm, sofort hierher zn kommen und seine Schuld BUlau selbst
einzugestehen!
Fr. Wedctiud (stürmisch,. Niemals, niemals! Alles, Alles will ich auf meine
Schultern nehmen . . . nur das nicht, nnr das nicht .. . mein Kind liefere ich nicht aus!
Prätorius. Johanne, ich verlange von Dir ja keinen antiken Heroismus. Egon
tonnte ja nur auf Antrag der damals geschädigten Partei, in diesem Falle alfo nnr auf
Deinen Antrag gerichtlich verfolgt werden. Ich verlange ja nicht von Tir, daß Du ihn
der strafenden Gerechtigkeit überlieferst, ich schlage Dir nur vor, daß Bülau durch Egons
Cjeständniß feine Ehre wiedererhält.
Fr. Wedekind. Diese Dcmüthigung würde ihn ganz zn Grunde richten!
Prätorins. Das 'Mitleid mit Dir wird ihn wieder aufrichten! . . . Dem Mauue
gegenüber muffen wir unter allen Umständen unsere Pflicht thnn und ihm endlich Alles
sagen! Sieh, meine liebe, alte Schwester, ich bin ein erfahrener, leidenschaftsloser Manu.
Ich habe mich nie vom Augenblick übemimvcln lassen, ich habe jedes Ding im Leben
reiflich geprüft und dann erst gehandelt. In diesem Falle gicbt es für mich gar kein
weiteres Ileberlegen, hier gicbt es kein Ausgleichen und Vcrmittiln, hier sagen mir
Gefühl uud Gewissen, daß »vir mich nicht mehr eine Stunde länger die Wihiheit betrügen
dürfen. Entweder also muß Egon ihm Alles gestehen oder Du selbst!
Fr. Wedetind (ihn anstarrend,. Ich?
Prätorius. Ja, Du! Den Weg z» seinem Herzen kannst Du allein mir finden!

Herbert. Dazu, Mutter, kannst Tu nicht den Muth haben!
Fr. Wedekind (sich aufrichtend,. Wenn ich dadurch mein Kind retten kann, werde
ich mich dazu den Muth finden!
Prätorius. Olaube mir, Iohamic, lvenn überhaupt eiu Meusch ihn rühren kann,
so bist Du es allein!
Fr. Wedekind (gros! u»d erhol,«,». Ja, denn ich bin eine Mutter!
Prätorius (sie in seinen An» nehmend,, Weine gute Iohllune, Du bist trotz Deines
furchtbaren Irrthnms doch Dein Lebelang ein großer Mensch gewesen!
Fr. Wedekind (sich »n ihn lehnend». Nein, nur ein schwacher Mensch! . .
(Graue»»»»,, Wenn es mir aber nicht gelingt . . . wenn er mich nicht begreift . . . mir
nicht uerzeiht . . .
Prätorius (in tiefen, lwisl,. Dann müssen wir dem Schicksal seinen Lauf lassen,
dann müssen wir uns eben dem fügen, was der Mann bestimmen wird! ((friM» sie °»,
seinen Annen,)
Franz (durch die Mitte,, Herr Doctor, Herr Viilan läßt Sie fragen, ob er Tic
jetzt sprechen kann?
Herbert «leise,, Mutter, willst Tu, bah ich den ersten Sturm aushalte, und willst
Du vielleicht erst dann selbst mit ihm sprechen?
Prätorius <<.«»«,, Iohaune, soll ich bei Dir bleibe»?
Fr. Wedekind lgroß,. Nein! ich habe es allein begangen und getragen, ich will
es ihm anch allein gestehen!
Herbert. So sagen 2ic Herrn Vülou, daß meine Mutter ihn hier zu sprechen wünscht.
Franz (Mitte ab),
Prätorius. Muth, Johanne! Die Stünde kettet uns nur noch immer fester an
einander! <>5r will nach iwls,,
Herbert. Nein, Onkel, komm' in das Bunan, ich kann Torothee» jetzt nicht
sehen! (Neide recht« ab, Herbert dreht sich in der Thlil »och einmal nach seiner Mittel um,,
Fr. Wedetind (steht vor sich hinstarrend an de» Tisch gelehnt,,
Franz (öffnet dem dnrch die Mitte eintretenden Viilau die Thiir, sie von aufien schließend,,
Bülau «ich verbeugend, dann i» tie'er Erregung,, Frau Wedekind, ich lveiß nicht, was
ich Ihnen sagen soll ... meine Torothee ist die Braut Ihres Sohues geworden .. . verzeihen
Sie, wenn ich ein wenig irre rede, ich bin so viel Glück nicht gewöhnt! <(^r bekämpft die
Rührung,» Ich habe Ihnen gestern gedankt . . . und heute muß ich Ihnen wieder
danken . . . denn ohne Ihren Segen hätte mein Kind doch nicht glücklich werden können.
Fr. Wedckind ,»«!»«»,, Ihr Kind verdient nnr (Mick!
Bülau (Haltung gewimiend». Aber Sic haben mir mit Ihrer Einwilligung auch
veuiiesen, daß 2ie nicht an meine Schuld glauben. Das thut mir wohl, gerade von Ihnen!
Denn ich weiß von Pfarrer Nuemmni, daß Sie eine fromme Frau sind. Sie beten ja
täglich de» Spruch, der mich während der drei Jahre aufrecht erhalten hat. An den habe
ich mich geklammert und will ihn auch nicht mehr loslasse» bis a» mein Ende: „Vergieb
Ulis unsrc Schuld, wie wir vergebe» unser» Shnldiger»!"
Fr. Wedckind (murmelnd), „Vergieb u»3 imsre Schuld!" (Pause,)
Viilau. Ich bi» erst 55 Jahre, aber, Frau Wedeki»d, ich bi» ein müder, alter
Mensch! Wenn es »u» »och Ihrem Sohn gelänge, vor aller Welt meine Unschuld nach-
zuweisen, und ich vielleicht doch noch die knrzc Feit, die ich vor mir habe, ein glücklicher,
freier Mensch werden tonnte . . . <g°„, überwältigt, auf den Knieen wollte ich dem da
oben danke», inbrünstig und aus tief,'tem Herzen! ,Pause,,
Fr. Wedetind. Um selbst glücklich zu werde», müßte» Sic doch einen Anderen
unglücklich machen?
Vülau (grimmig. Den Schnldigcn? Ter verdient nichts Anderes!
Fr. Wedckind. Das ist nicht gottergeben, nicht milde gedacht, Herr Bülau!

Bülau !«iitt«t). Meine Ergebenheit in Gott habe ich mir beioahrt, Frau
Wedeliud, die Milbe gegen bie Menschen habe ich in den drei Jahren verloren!
Fr. Wede lind. Wenn es Ihnen wirtlich gelänge, den Schuldige» zu finden . . .
und er hätte noch eine Familie. . . eine Mutter, die ihn trotz alledem liebt ... in
welch' unsägliches Leid würdeu Sic die stürzen! . . . Würden Sie denn lein Mitleid mit
dieser Unglücklichen haben?
Bülau. Mitleid? ««rimmig,) Was ginge die mich an!
Fl. Wcdelind «ah« zusammen,,
Bülau. Hat man nach meiner achtzigjährigen Mutter gefragt, bie aus Gram über
meine Schande gestorben ist, hat man nach meinem Kinde gefragt? Sie freilich tonnen
das nicht begreifen, Sie sehen auf ein glückliches, friedliches Leben, Ihnen hat Niemand
Etwas zu Leide gethan. Sie kennen den Wunsch nach Rache nicht! Tie fragt nicht nach
dem Unglück Anderer; die will befriedigt sein!
Fr. Wedekind «schaudernd), O mein Gott, da ist Nichts zu hoffen!
Bülau (wieder ruhig». Verzeihen Sie, Frau Wcdelind, wenn ich mich so hinreihcn
lieh . . . und gerade heute . . . aber das Gespräch hatte durch meine Ungeschicklichkeit
diese Wendung genommen.
Fr. Wcdelind. Sie irren, Herr Bülau, ich selbst habe dem Gespräch diese Wendung
gegeben ... Ich möchte mit Ihnen sprechen.
Bülau. Uebcr meiuc Zukunft?
Fr. Wcdelind. lieber Ihre Vergangenheit!
Bülau «schmerzlich,) Warum erinnern Sie mich daran!
Fr. Wedelind. Weil ich Ihnen helfen will!
Nülan (sie sillgend ansehen»), Sie, Frau Wedelinb? Tas sonnen Sie nicht!
Fr. Wcdelind. Das tann nur ich! Nur wer selbst gelitten hat, lann den Gram
des Anderen verstehen! Und, Herr Bülau, ich habe in den letzten Jahren gelitten . . .
«schaudernd! Furchtbares aclitten...
Bülau (weich,. Nicht so viel, wie ich!
Fr. Wedetiud «ihn starr mischend». Mehr als Sie! («Hrauenvoll», Ten» Sic haben
in Unschuld gelitten und ich . . . in Verzweiflung!
Nülan «sich an di! Ltirne fassend,, Frau Wcdelind ... wie soll ich das verstehen?
Fr. Wedelinb. In Verzweiflung über mich selbst, daß ich nicht den Muth, nicht
bie Willenskraft hatte, mich zu befreien, daß ich so feige war, so jämmerlich feige!
Bülau. Wozu denn diese Telbstantlagen! Sie haben doch niemals eine Schuld be-
gangen?
Fr. Wcdelind. Eine schreckliche Schuld!
Bülau. ... die Ihr Gewissen so schwer belastet?
Fr. Wedetind. ... das will ich jetzt erleichtern!
Bülau mach lurzer Pause, unruhig!. Aber ich verstehe nicht . . . warum sagen Sie
das Alles mir, gerade mir?
Fr. Wedekind. Wcil Sic der einzige Mensch sind, dem ich Rechenschaft schuldig bin!
Bülau (einige Schritte zurück,. Ich? Ommci miruhigei,. Wofür, Frau Wedetind?
Fr. Wedetind. Für die Schuld, bie ich NN Ihnen beging!
Bülau «sie rathloi anstarrend,. An mir?
Fr. Wedetind «IM sich am Tisch fest, keuchend. Für die Illhrc, die ich . . . Ihnen
... aus Ihrem . . . Leben . . . gestohlen habe! «sie droht ,u sinlm.)
Bülau (sieht sie ganz verworren an, alhemloo, aber noch nicht laut, sich lramvshafl mit bei»«,!
binden »n die Nrust schlagend». So . .. so .. . aber das kann ja nicht sein ... so wußten
Sie, daß ich unschuldig diu?
Fr. Wedelinb (hauchend). Ja!
Bülau «hervorbrechend». Um aller Heiligen willen, warum haben Sie es nicht gesagt?
Fr. Wedetind «dumpf». Ans Liebe ... zu meinem Sohn!

Nüla» (f°ss,i„gil°s,. Zu Ihrem . . . Soh»? ... Zu Ihrem . . . Sohn? «5r
s»!!t sich an die Hal»bi»de, um Äthem zu schöpfen, leuchend). So ist's der . . . dtl ... da drüben
gewesen! «Fnrchterlich,» Und Sie habe» sein Verb realen nicht eingestanden und haben mich
mit Schande überhäuft?
Fr. Wedetind «stehend», Haben Sic Erbarme», nicht mit mir, er hat ja mir in
jugendlichem Leichtsinn gefehlt, haben Sie Erbarmen nur mit ihm!
Vülllil «sich wild aufbäumend,. Mit ihm? Jetzt endlich habe ich ihn, jetzt lasse ick
ihn nicht mehr los . . . jetzt soll er büßen!
ffr. Wedetind «stammend). Bereifen Sie nicht, daß eine Mutter jedes Opfer für
ihr Kiud bringt? Wie Alles, was man im Leben hoch und heilig gehalten hat, Selbst-
achtung und Wahrheitsliebe, Pflicht und Mitleid, Ehrgefühl und Gewissen, wie Alles,
Alles zusammenstürzt vor dem mächtigsten Gefühl: der Mutterliebe?
Vülau «stürmisch). Auch die Menschenliebe?
Fr. Wcdelind «aros,,, Anch die! «Immer steigernd,) Eine Mutter, die ihr Kind
— sei es noch so schuldig — retten will, retten um jeden Preis, fragt nicht nach Recht
oder Unrecht, nicht nach Schicksal und Ehre des Andere», nicht nach Gesetz und Pflicht
... ihr sind alle Mittel heilig, sie wird Verbiccherin aus Liebe.
Vüla» «in wildem Zorn und bitteren, Hohn», Frcilick, was ist die Ehre des arme»
Buchhalters Vülan gegen die Ehre der stolzen Patricierfamlie Wedetind!
Fr. Wedetind. Schwack war ich, das neiß Ich, und feig und erbärmlich gege»
Sie, aber mein Kind habe ich nicht opfern tonnen <«»reihend», das Kind, das ich uuter
meinem Lerzcn getragen habe! «Fieberhaft,, Als er mir's ein Jahr nach Ihrer Verurtheilung
gestand, war er erst neunzehn Jahre ... ich sah sein junges Leben vor mir verwüstet
und zerstört ... ich stieß ihn voll Entsetzen von mir, aber ich hatte nicht das Herz dazu,
ih» zu Grunde zu richten! Ich wollte ihm Zeit geben, sich zu bessern in Arbeit und
Neue, ich wollte . . .
Vülan noild). Hat er sich gebessert?
Fr. Wedetind «schwel»!,,
Nülau. Das ist die Strafe des Himmels!
Fr. Wedetind «überströmend). Ich habe für das Verbrechen, das ich an Ihnen
beging, gebüßt in qnalvolle» Jahren, in durchweinten Nächten, in unablässigem flehen uni
Ihre Verzeihung! Ick) »ahm Torothecn iu mein Haus uud überschüttete sie mit zärtlicher
mütterlicher Liebe, weil ich a» Ihrem Kinde gut machen wollte, was ich und mein Kind
an Ihnen gesündigt hatten! Ich habe die Noth Hunderter Unglücklicher gemildert, mein
ganzes Leben habe ich nur dem Wohlthun gewidmet, weil ich hoffte, mein Gewissen be-
täuben, mich mit mir selbst versöhnen z» könne». Il»d als ich trotz alledem vor niir und
meinen Gewissensaualen nicht bestehen tonnte, da habe ich Trost gesucht in der Neligion!
Vülau «wiid). Hat sie Ihnen Trost genährt?
Fr. Wedetind «dumpf». Nein! Er hat mich nicht erhört!
Vülan. Weil Sic nicht geglaubt haben! Weil Sie nur iu Angst gebetet haben
uud nicht i» Tcniuth und Gläubigkeit! Ich habe im Gebet Trost gcfuuden, weil ich seit
meiner Jugend Ten da droben als meinen höchsten Richter anerkenne! Tas Gebet der
Gerechten erhört er immer! . . . Und was hat Ihnen heute das Geständnis; abgerungen?
Doch mir die Angst vor der möglichen Entdeckung, nur die Furcht, daß es dem Scharf-
sinn Ihres Sohnes doch geling»» würde, meine Unschuld nachzuweisen! Wie Sie nicht
in Neue, nur in Angst gebetet haben, so haben Tic auch nicht aus Neue, sondern mir
aus Angst endlich Alles gestanden!
Fr. Wedetind. Nein, Herr Vülau, nicht aus Angst nm mich . . . mein Leben
ist Nichts mehr wcrth . . . weil ich mich nicht mehr fähig fühlte, wie ein gehetztes Wild
den Kampf »eiter zu führen, weil ich glaubte, daß Sie iu dem Glücke unserer Kinder
Ersatz finden würde» für Alles, was Sie gelitte» habe», weil ich hoffte, daß dieses Glück
Sic milder stimme» würde . . .

Vülllu. Das bietet mir keine» Ersatz für mein Unglück und meine Schcmbe!
Fr. Wedelind. Dorothee liebt meinen Sohn!
Nu lau. Und sie liebt mich! Sie weiß, wa3 sie ihrem Vater schuldig ist!
Fr. Wedekind. Wenn su aber darüber zu Grunde geht?
Vülau. Sie kann nicht glücklich werden, so lange ich als Ehrloser dastehe!
Fr. Wedekind. Herr Nülau. das Uuglück hat Sie grausam gemacht. Ick
kämpfe für ein schuldiges Kind, und Sic wollen Ihr schuldloses opfern! (Hinreißend
^ mit aufgehobenen Händen», Denken Sie doch an das Schicksal der beiden Menschen, die
U sich lieben! Denken Sie doch au deren Zukunft, au deren Glück!
Bülau. Das Glück der Beiden richte nicht ich zu Grunde, das haben Sie zer-
trümmert! Drei Jahre haben Sie mir gestohlen, in denen ich Ehre, Achimig, Gesundheit
und Lebensmut!, verloren habe, in denen ich die Liebe meines Kindes entbehren mußte. . .
«sich auflichtend» ich will endlich wied.'i frä llthmen, ich will endlich wieder die Augen
aufschlagen können! «2ich aufbäumend, in furchtbarem, ihn ganz übermannendem Hos!, mit erhobener
Stimme, tw! leine Ttirne deutend) Löschen Sie das Schandmal hier ans . . .geben
Sie mir meine Ehre wieder!
Dorothee «ist von lin» eingetreten, entsent!. Vater!
Vülllu »ihre Hand stürmisch ergreifend). La . . . da ist die „heilige Frau", die alles
Unglück über mich und Dich gebracht hat!
Dorothee «immer angstvoller,. Vater ... ich Uirstehe Dich nicht!
Vülllu «grimmig). Freilich «erstehst Du'Z nicht, daß sie mich jahrelang für das
Verbrechen ihres Sohnes hat büßen lassen!
Dorothee «mit weit geöffneten Armen vor Frau Wedetinb zurückweichend und >!>!, aufschreiend).
Frau . . . Webelind!
Herbert «öffnet die rechte Thüre. Uli er Dorothee sieht, tritt er rasch «ln und llltzt die
Thüie offen.)
Fr. Wedekind «leidenschaftlich». Weichen Sie nicht uor mir zurück, Dorothee, bevor
Sie mich nicht gehört haben! Sie sind auch ein Weib und wissen, daß wir aus Liebe zu
Allein fähig sind! Sie lieben Ihren Vater und würden auch vor Nichts zurückschrecken,
nm ihn zu retten! «Hinremend., Sie haben manche ernste Stunde mit mir verlebt, Sie
kennen mein Herz, Sie wissen, daß ich nur aus Liebe fehlen konnte ... Sie werden mich
begreifen ... Sie werden mir verzeihen!
Dorothee «die in immer wachsendem Entsetzen gefolgt ist, in tiefsten! Zchmerz», Vegreife»
wohl, aber nicht verzeihen! <2ie stürzt schluchzend ihren, Vater an die Neust.»
Fr. Wedekind «smlt zusammen).
Herbert «ist Dorothee» einen Ichritt entgegengetreten und sieht sie schmerzerfültt <m, bebend).
Dorothee!
Prä toi in 3 «ist auf die Schwelle getreten).
Viilau. Herr Doctor! «voll Viiterleit, jetzt sind Sic ja der Mühe überhoben, weiter
nachzuforschen . . . . Ihnen baute ich, denn Sie haben es gut mit mir gemeint.
Herbert «nach lurzer Pause». Herr Bülau, ich selbst habe, als mir meine Mutter vor
einer Stunde das Entsetzliche gestand, verlangt, daß Sie es auch noch in dieser Stunde
erfahren müssen. Sie wissen jetzt Alles, was verlangen Sie?
Äülau. Mein Recht!
Herbert. Sich dieses stecht zn suchen, wird Ihnen Niemand von nns mehr wehren.
Aber ich bitte Sie, ich flehe Sie an nm Mitleib für die mlgliickliche gebrochene Frau!
Sie hat Ihnen ihre Schuld eingestanden, sie hat geglaubt, Sic zu rühren, und hat gehofft,
baß Sie auf Ihr Necht verzichten »Verden ... es ist ihr nicht gelungen! Sie wollen
Ihr Recht, es soll Ihnen werden! Aber nicht durch das Geständniß meiner Mutter! Sie
hat genug gelitte»!
Aülau «trotzig,. An wen soll ich mich beim sonst halten?
„>

Hcibeit. An mich! Ich trete für meine Mutter ein! Ich selbst werde vor Ge-
richt aussagen, daß Sie Alles von mir erfahren haben! Man mutz mich als einen glaub-
würdigsten Zeugen anerkennen, das Verfahren wird sofort neu aufgenommen, und Sie weiden
dann freigesprochen werden!
Nülau. Nein, Herr Doctor, Sie waren schuldlos, ich bemfe mich nur auf das
Gestiindniß Ihrer Mutter!
Herbert («regt,. So wollen Sie also nicht nur Ihr Recht, sondern auch Ihre
Rache!
Prätorius (vortretend). Welche Gcnugthuung kann es Ihnen denn gewähren, wenn
diese unglückliche Frau den Dornenweg immer weiter geht?
Nülau «wild,, „Aug' um Aug'" heißt es in der heiligen Schrift, Herr Consul!
Prätorius «niide». Aber es heißt auch „wie wir »ergeben nnscrn Schuldigem!"
Dorothee «flehen!», Vater!
Bülau (will». Ich habe drei lange grauenvolle Jahre unschuldig gelitten, jetzt endlich
soll der Schuldige seine Strafe haben!
Herbert. Was Sic in Ihrem Zorn verlangen, ist unmöglich! Mein Vruder kam»
nur auf Antrag meiner Mutter zur Rechenschaft gezogen werben. Sie können meine
Mutter niemals zwinge», vor Gericht gegen ihr eigenes Kind auszufagen!
Fr. Wedekind (sich erhebend). Tos werbe ich freiwillig thun!
Herbert (in furchtbar« lfrregunO, Mutter!
Fr. Wedel lud (abgelläüer), Herr Vülau, ich sehe es ein: Ihr Recht mutz Ihnen
endlich werden, lind wenn ich vor Gericht und damit vor aller Welt die Schuld meines
Sohnes eingestehe, wird wohl auch alle Welt an Ihre Unfchuld glauben! Ihren ehrlichen
Namen sollen Sie wiedererlangen, Ihr Recht sollen Sie erhalten, Ihre Rache wird nicht
befriedigt werden, denn mein Kind liefere ich nicht aus! In Rene, nicht in Haß
soll mein Sohn einmal an mich denken, wenn ich nicht mehr bin! .... (Sie hält erschöpft
mne.) Herr Bülau, ich fühle mich heute nicht mehr stark genug zu diesem Gange . . .
Morgen werde ich selbst mit Ihnen ans das Gericht gehen!
Herbert. Mutter, das werbe ich für Dich thun!
Fr. Wcdelind, Nein, mir ich selbst! Das soll der Anfang meiner Buße sein.
(Die bleibt <m den Tisch gelehnt stehen,)
Prätorius. Gedulden Sie sich wenigstens bis morgen. Sie sehen ja, die Kraft
dieser unglücklichen Frau ist erschöpft!
Vülau ,»llchde»! Dorothee ihn «»gefleht Hot,, .^crr Consul, ich komme morgen wieder,
um dann mit Frau Wedetind auf das Gericht zu gehen! «Dorothee»« H<md «greifende
Komm, Dorothee!
Herbert oiefschmerzlich,, Dorothee, so also gehen Sie aus unserem Hause?
Dorothee (deutet an, das, sie ihrem Nllter folgen müsse),
Vülau (rauh,. Komm! »Neide Mitte ob. lurze Pause.)
Prätorius (leise und schnell ,» Herbert), Der Junge mutz hierher und Vülau selbst
um Verzeihung anflehen, bevor Deine arme Mutter morgen auf's Gericht geht!
Herbert (ebenso,. Ohne ihre Einwilligung darfst du ihn niemals kommen lassen!
Prätorius (schnell und leise,. Ich frage nicht mehr. Ich werde ihn nicht hierher
lockeu. Er soll erfahren, was hier vorgefallen ist. Und wenn noch ein Funken von
Ehrgefühl in ihm ist, wird er wissen, was er zu thun hat! (M geht a» den Schreibtisch und
beginnt dort zu schreiben,,
Herbert. Geliebte Mutter, willst Du jetzt nicht ein wenig ruhen?
Fr. Wedelind. Ruhen? (Sie sieht ihn lange an,. Deine Mutter findet keine Ruhe
mehr! . . . (Sich »oll dem Zuschauer zuwendend, mit weit geöffneten Augen in'« Leere sprechend,, Sie
muh Spießmthcn laufen ... bis zu ihrem letzten Tage! (Sie bleibt mit wie versteinerten
Zuge» an den Tisch gelehnt stehen;
der Vorhang fällt ganz langsam,,

Dritter Act.

Dieselbe Decoratio».

Pläloiills (geht unruhig auf und ab. «i sieht noch seiner Uhr, bleibt stehen, schüttelt umnuthig den Kopf, dann tliit er an de» Schreibtisch, nimmt da« Loursbuch, murmelt». „Vremen llb 12 llhr 38 Nachts . . . Ankunft II Uhr 15 Vormittags." (Na» Buch hinlegend und wieder nervo» die Uhr ziehend, er stampft ärgerlich mit dem Fuß und setzt in sichtlicher Aufregung seinen «ang durch da« Zimmer fort,)

Herbert <»°n rech«),

Prätorius. Noch immer tciuc Depesche von Egon. Ten Teufel auch! Der Bursche läßt mich sitzen!

Herbert. Das hatte ich erwartet.

Prätorius. Nach dem ausführlichen Telegramm, welches ich ihm geschickt hatte, habe ich fest geglaubt, daß er kommen wird! (Zornig.) Keine Liebe zu seiner Mutter, keine Ehre, lein Muth! . . . Und trotzdem, Herbert, mußt Du zu dem Bremer Schnell- zug an die Bahn ... es wäre ja doch immer noch möglich!

Herbert. Ich wollte nachher noch ein Mal z» Bülau . . .

Prätorius. Warst Tu denn heute schon dort?

Herbert. Ja.

Prätorius «Mg,. Was sagte er? Ist Etwas zu hoffen?

Herbert. Ich fand weder ihn, noch seine Tochter zn Hause.

Prätorius. Was wolltest Du dort?

Herbert. Ich weiß es selber nicht ... ich komme mir seit gestern so haltlos vor, wie tioch nie im Leben, . . meine Ueberzengung zwingt mich, dem Manne Recht zu geben, mein inniges Mitleid mit der Mutter, meine Liebe zu Dorotheeen ... all' diese Empfindungen kämpfen in mir ... ich bin mir nicht mehr klar über mein Wollen!

Prätorius. Das begreife ich! Ein schweres schreckliches Unglück, das alle Bc» theiligten in gleiche Mitleidenschaft zieht! <<5r geht umher,) Zum ersten Male, so lange ich denken kann, schmeckt mir die Cigarre nicht. «Er wirft sie fort.) Ich habe auch heute Nacht zu erbärmlich geschlafen. Ich tonnte das Bild Deiner armen Mutter nicht loswerden. Und da habe ich auch so zurück gedacht an ihre Jugendzeit, an dieses schöne, muthwillige Mädchen, vor dem die ganze Welt im Sonnenschein lag und jetzt! . . . Schändlich! (Pause,) Hast Du sie heute schon gesehen?

Herbert. Sie ließ mich ganz früh zu fich rufen. Ich habe in ihrem Namen an Alfred schreiben und ihn bitten müssen, hierher zn kommen.

Prätorius. Zu welchem Zweck?

Herbert. Sie hält es für ihre Pflicht, ihm Alles zn sagen. Er ist jetzt bei ihr.

Prätorius. Und Ellen natürlich auch! Denn ohne seine Frau kommt der schneidige Mann ja doch nicht. Da bin ich wirklich gespannt, zu hören, wie der Herr Assessor und Frau Gemahlin das Unglück auffassen! (Sein« Uhr wieder ziehend,) »/< 11? Es ist die höchste Zeit... um 11 Uhr 15 trifft der Vrcmci Couiieizug ein ... Du bringst Egon, falls er doch noch kommen sollte, direct hierher. Falls ich mit Deiner Mutter hier biu, giebst Du mir ein Zeichen, ich werde dein Jungen noch in's Gewissen reden, und dann soll er seine Mutter wiedersehen!

Herbert. Ein trauriges Wiedersehen!

Prätorius. Geh' mein Jung' (ihm die H»»d druckend» geh' mit Gott!

Herbert (Mitte ab).

Prätorius (geht wieder durch's Zimmer, die linke Thiil wird geöffnet),

Alfred und Ellen (in sehr eleganter Toilette «on linl«>.

Alfred. Guten Morgen!

Prätorius (umher). Morgen! (Kurze Pause, während deren Ollen sich setzt,»

Alfred. Das sind ja saubere Geschichten, die ich da höre!

Prätorius. Sauber? Ich finde sie namenlos traurig.

Alfred. Na ja, wem ich sage sauber, meine ick) eben traurig.

Prätorius. Ach so!
Alfred. Es ist mir übrigens lieb, daß ich Dich hier treffe. Wir könne» ja dam,
gleich Familieumth abhalten.
Ellen. Das erscheint auch mir sehr nothwendig.
Prätorius. Familieurath? An den Entschlüsse» Deiner Mutter ist ebenso loenig
zu ändern, wie an Bülaus Forderuuge».
Alfred. Ich dächte doch, daß Ellen und ich da wohl auch noch ein Wort mitzu-
reden habe», wenn es sich um so schwerwiegende Tiugc handelt. Also kurz und gut: das
ist eine Unmöglichkeit, daß dieser Tcoudal au die Oeffmtlichkeit gczcrrt wird.
Prätorius. Mehr kurz, als gut!
Alfred. ... dagegen protestirc ich!
Ellen. Ich auch!
Prätorius «ich i» de» Wie«estuhi le«e»d). Wie denkst Du Dir also den Abschluß
dieses uuglückselige» Falles? Wir Alle würden eine wirkliche Lösung mit Freude» begrüßen!
Also welchen Vorschlag kannst Dn machen!
Alfred. Den einfachsten Uon der Welt; auf den Ihr Alle nicht gekommen zu sein
scheint. Man giebt dem Manne «Held!
Prätorius. Höchst originell! Und wie hoch ungefähr schätzest Tu die Ehre des
Herrn Biilau eiu?
Alfred. W.'nn mau dem Manne 30000 Mark giebt, ist er vollständig zufrieden!
Ellen. 3U000 Mark ist sehr viel Geld!
Prätorius. Unter Umständen! Aber gesmtt.' mir, Dich zu fragen, welchen Maß-
stab hast Tu bei dieser Rechnung angelegt?
Alfred. Der Mann hat bei «nfrem seligen Vater das exorbitante Salair von
10 UNO Mark bezogen . . .
Prätorius. Ja, ich denke mir, daß Dein Salair nicht ganz so hoch ist . . .
Alfred. Bitte . . . Eonimis bezichen Talair, Beamte beziehen lMMt!
30000 Mark reichen vollständig aus, damit sich diese gekränkte Unschuld mit Fräulein Dochter
in das Privatleben zurückziehen kann.
Ellen (die mit ihren, Zonnenlchiini immer Finnen »>tt den Teppich zeichnet,. Natürlich in
einer uon hier möglichst entfernt gelegenen Stadt!
Alfred. Natürlich! .. . Ich sage Dir: 30 Mille dem Manne ans ein Brett aus-
bezahlt, er geht darauf ein.
Ellen. Aber selbstverständlich!
Prätorius «der «ieb:r die ui)r zieh,,. Wen» er aber nicht darauf eingeht?
Alfred. Er muß es aber! Zurede» hilft bei solchen Leuten, und wenn das nicht
zieht, dann hilft nnf alle Fälle noch ein bischen zulege»! Statt 30 bietet ma» ihm eben
40 und einigt sich schließlich auf 35. Obwohl das eigentlich ganz und gar Mamas Sache
wäre, bin ich bereit, nm den Scandal zu vermeiden, auch Etwas dazu zu gebe».
Ellen. Aber, Alfred! Wir haben jetzt fo große Ausgaben!
Alfred «Wen z»»i„lcnd,. Natürlich nur eine Kleinigkeit!
Prätorius «aufstehend,. Tu glaubst also, daß wir dem Alaune gar keine Gcnug-
thuuug schuldig sind?
Ellen. Man thut, dächte ich, mit dem Geldc genug!
Prätorius. Und des Mannes Ehre?
'Alfred. Ach was, solcher Leute Ehre!
Prätorius. Du würdest sie vielleicht weniger gering schätze», wen.» Du mit dem
Manne 'mal selbst sprechen würdest. Dazu kannst Dn übrigens gleich «Helegeuheit haben,
denn Oerr Bülau kommt nachher hierher, nm mit Dcincr Mutter auf's (Bericht
zu gehen.
Ellen. Um ttottes'villen, Alfred, Du wirst doch nicht? . . .
Alfred. Beruhige Dick,, liebste Ellen! . . . Was ich ans Mamas Bericht gleich

entnahm: Ihr habt Euch Alle von ihm m's Nockshoni jagen lassen, anstatt ihm praktische Vorschläge zu machen!
Prätorius. Ucbcr des Mannes materielle Zukunft werden wir entscheiden auch ohne Tein: Hilfe, ebenso wie wir darauf gedrungen haben, daß dem Manne sein Recht Iverden muh ohne Deinen Nath!
Alfred «Monocle einltemmend,, Also an mich, meine Stellung und die Familie meiner Frau denkt Ihr, wie es schnitt, gar nicht?
Prätorius. Nein, darauf kann ich wahrhaftig einen Eid ablegen. An des Mauues Ehre haben wir gedacht, und jetzt deuten wir nur daran, wie wir das Leben Deiner alten Mutter schützen tonnen, damit sie nicht bei dem Unglück zu Gründe geht.
Alfred tempüm. Das ist ja geradezu ein Nonsens, das; ich dnrch Egons Streiche in meiner Karriere gehemmt werden soll!
Prätorius. Wer hemmt Dich denn?
Alfred. Ihr mit Eurem lächerlichen Ehrgefühlsdusel! Ich stehe dircct vor der Beförderung, mein hoher Chef würde die Sache fehr übel vermerken, lind weun er mir auch in 'Anerkennung meiner Dienste und da meine Schwiegereltern mit ihm liirt sind . ..
Ellen. ... vielmehr sehr befreundet. Excllcnz komineu felbst zu den intimen Diners.
Prätorius. Dein Vater hat ja sehr gute Weine! (Li «cht »°ch du rechten Thiire, znnel sie halb und geht dann lopslchiittelnd zuriill.)
Alfred. . . . wenn er mir also auch nicht gerade deu Abschied nahelegen würde, so wäre doch eine Versetzung an irg>nd ei,« kleines (Bericht ans mehrere Jahre hinaus un-ausbleiblich !
Ellen, Und in eine kleine Stadt werde ich niemals gehen!
Alfred «lchl erregt». Das bitte ich denn doch gefälligst zn bedenken, daß ich mit meiner Stellung, meinem Verkehr und meiner Zukunft hier gauz und gar wurzle! Das müßte sich ja wahrhaftig hübsch nusuehmeu, wenn man auf die Wedetinds mit Fingen, zeigt!
Prätorius. Du kannst ja Deinen Namen ändern, es wäre ja nicht das erste Mal, daß ein Mann den Namen seiner Frau annähme! Denk' Dir nur, wie wundervoll das klingen müßte: Alfred von Namming! »Leicht wegwerfend.. Ich glaube, die Wedekinds verlieren dabei nicht sehr viel!
Alfred <oi,ff»hient>,. Das ist eine Beleidigung!
Prätorius <!ehr kait>. Nur die Wahrheit!
Alfred «ouüer sich,. Dieser Scandal! . . . Was würde die Welt dazu sag.'»!
Ellen <aufstehe,,!». Und unsere adligen Kreise!
Prätorius. Wer?
Ellen (scharf». Unsere adligen Kreise! Wir sind es unserem adligen Namen schuldig und Ihr ebenso, einen so ungeheuerlichen Eclat zn vermeiden!
Prätorius. Na, meine liebe Ellen, was Eureu adlige» Namen anbetrifft, so hat er wohl für Euch zunächst den Nciz der Neuheit! Denn der Graveur, der Euer Wappen gestochen hat, ist noch ei» herzlich junger Mann, den ich persönlich übrigens sehr gut keime.
Ellen <!vin°«». Ich muß doch bitten, mit mehr Nesftect von meinem Vater zu sprechen!
Prätorius lin sehr energische,» I«,„. Pst! Ich werde Dir mal eine ganz kurze Geschichte erzähle», liebe Ellen! Du hättest sie soust nie vo» mir erfahren, aber interefsire» dürfte sie Dich doch einigermaßen. Vor zehn Jahren, als ich »och mit Deinem Vater be-freundet »rar, stand er eines Tages vor mir im Comfttoir und sagte: „Heinrich, weun Tu mir nicht hilfst, bin ich verloren!" Damals war er noch ganz schlichtweg Friedrich AdoU Nammiug, und Tu warst Ellen Namming, nicht geboren: von! Ich habe ihm damals geholfen, so grüudlich geholfen, daß er seine» ehrlichen Name» behalte» konnte! Das merke Dir gefälligst!

Ellen «hochnäsig). Hat Dir mein Vater das Geld vielleicht nicht wiedergegeben?
Prätorius «wieder launig». Na, dll wäre ich schon so frei gewesen, ihn daran zu
erinnern
Fr. Wedetind «tritt »°n iinl« «in»,
Alfred. Wozn die vielen Worte! Tu als Egons Vormund willst also nicht
Deinen ganzen Einfluß anwenden, um die Sache mit Bülau zu nrrangiren?
Prätorius. Deine Mutter hat hier das Entscheidende zu sprechen.
Fr. Wedeliud. Ich werde nachher mit Herrn Villa» ans das Gericht gehen!
Alfred. Dann haben wir in diesem Hause wohl Nichts mehr zu suche»! Komm',
Ellen! »Neide zur Mittelch«! die ihnen
Prätorius «vertritt, in tiefem lfinsti. Und lllht Euch uoch ciue gute Lehre mit auf
deu Weg geben: ich würde Euch rothen, Eurem Herrn Sohn vor Allein zwei Dinge zu
lehren, ohne die man, wie Ihr beweist, im Leben wohl vorwärts kommen kann, aber ohne
innere Befriedigung, ohne Glücksgefühl! «3" Alfred,) Du scharfe Deinem Knaben Ge»
rechtigleitssinn ein, und «zu »u«,» Du predige ihm Menschenliebe! Ilnd für dm
Fall — es wäre ja immerhin möglich — daß Ihr um bi:sc Lehren in Verlegenheit sein
solltet, dann kommt nur 'mal zu Eurem Onkel Prätorius, der wird Euch schon sagen,
wie man so Etlvos macht. Bis dahin verzichte ich auf das Vergnügen! (Energisch,, Guten
Morgen! (Während die »eiden durch die Mitte ab, gehl er erregt nach dorne,) Ah! das thut wohl!
Das hat erfrifcht! Ich kann mir wahrhaftig heute mein kaltes Bad erfparen! sonst
wäre es auch wirtlich zu schade um die Zeit! <»r zieht wieder die m,r,>
Fr. Wedeliud »setzt sich). Auch den verloren!
Prätorius. Den, Johanne, hattest Du längst nicht mehr besessen!
Fr. Wedelind 0°r sich hinstarrend). Bald werde ich ganz allein sein!
Prätorius (legt ihr deide Hände lluf die schultern). Bleibt Tir nicht Herbert?
Fr. Wedekind (wehmiithig,, Herbert? Er kann Dorothee Bülau nicht mehr hei»
rathen, er muß durch meine Schuld auf dieses Glück verzichten, das ist eine Wunde, die
niemals heilen kann!
Prätorius. Mei»e gute Johanne, verzage nicht: Herbert hat Dein starkes, edles
Herz geerbt. An dem brauchst Du nicht zn zweifeln! Und . . . bleibe ich Dir nicht?
Sieh mich an, der alte Kopf sitzt noch auf ein paar festen Schulten:, die werden Dir
schon tragen helfen! Ich sehe ja ein, daß Du hier nicht bleiben kannst, denn die lieben
Mitmenschen werben nicht die Größe Deiner Nlutterliebc bewundern, sie werden nur die
Größe Deiucr Schuld verdamme», lind deshalb flehe ich Dick) an: Komm zu mir!
Ich will Dir Dein Leben so warm gestalten, Dn sollst in meinem Hause so viel Liebe,
so viel echte treue Liebe erfahren, daß Du alles Leid vergessen wirst und in Ruhe und
Frieden Dein Alter beschließen kannst.
Fr. Wedekind «wehmiithig,) I» Frieden? . . . Und was lM ans Egon werden?
(Geräusch au3 dem rechten Nebenzimmer,)
PriitorüM «blickt unruhig nach recht«). Laß Nils gemeinsam an seiner Besserung
arbeiten!
Fr. Wedel ind. Ich glaube nicht mehr an seine Besserung!
Prätorius «der sich immer unruhiger der rechten Ihür Niihert», Du mußt ihm in's Ge»
wissen reden!
Fr. Wedel ind «n tiefem «roll). Ich will ihn nicht wiedersehen!
Herbert «tritt unbemerlt von Fr, Wedelind »uf die Schwelle und giedt Prätoriu« ei» Zeichen,
welches dieser schnell und in sichtbarer Erregung aufsaht, währenddessen er spricht).
Fr. Wedekind «weitli». Was er damals gethan hat... es war jugendlicher
Leichtsinn ... ich hätte es ihm verzeihen können, wenn er seine That berent hätte . . .
aber bah er auch dort drüben sein schmachvolles Leben fortgefeht hat, lohne Reue, ohne
innere Einkehr, ohne Achtung vor sich selbst, ohne Sehnsucht nach mir . . . das tau» ich
ihm nie mehr vergeben ... die Demüthigung will ich ihm ersparen, heute vor Gericht

selbst seine Schuld einzugestehen, ich will Alles <mf meine Schultern für ihn nehmen,
aber ich will ihn nie mehr wiedersehen ... das soll seine Strafe sein, wenn er einmal
wieder zur Besinnung kommt und ich bann nicht mehr bin . . . (sie steht <mf in tiefem Groll
und Mi» festem <5ntschl»«>. Das sage ihm, daß ich ihn nie mehr . .. «plötzlich horcht sie entletzt auf.
langsam mechanisch wiederholend) nie . . . Mehr . . . «athemlo«.) Was ist das? (blitzschnell!
Heinrich, nm Gottcswillen . . . welche Stimme . . .
Pratorins «in höchster Erregung, ganz leise). Johanne, nimm jetzt Dein Herz in
beide Hände . . . Egon ist hier . . .
Fr. Wedekind «welche mit weit geöffneten Augen in namenlosem <fnts,tzt» nach bei rechte»
Thiir schaut, schleppt sich mit »«»gestreckten Armen einige Schritte der Ihür entgegen, gleichsam »l» ob e»
sie magnetisch hinzöge, dann manlt sie keuchend). Web . . . mir ... die Hand ... ich lmm
nicht mehr . . . «Sie lehnt sich »n ihn.)
Prätorius «sie in seinen Armen halten!», Mutb, meine alte Schwester! Daß er
meinem Rufe doch gefolgt ist, ist der erste Schritt zur Besserung! lIn tiefer Innigkeit.)
Johanne, es ist ja doch Dein Kind! »Die «cht« Thür wird schnell geöffnet.)
Vgon <ein iunger Matrose, steht in »er Thiire, ein hübscher sonnenverbrannter, bartloser iunge»
Mensch mit vollen blonde» Locken, sein Wesen ist Wohl trotzig, aber doch sympathisch, er dreht seine Mütze
verlegen In den Händen, mit niedergeschlagenen Augen und leise bebender Stimme, laum hörbar».
Mutter!
Fr. Wedetiud <N»rrt ihn erst sprach!«» an. Kann wankt sie langsam, schwer athmend. Schritt
für Schritt ihm entgegen, plötzlich bricht sie mit iibermöchtigem Gefühl und hinreißender Kraft hervor).
Mein Kind!
Egon «stürzt in ihre Arme'.
Fr. Wedekind «seinen Kopf in beide Hunde nehmend, sieht ihn lange an, in seinen Augen
forschend,,
Egon «sich verlegen losmachend,. Mütter ... ich ... ich Wollte... «Da Fr. Wedelind
ihn Vorwurf»»«« ansieht, trotzig,) Nein, sieh' mich nicht so an, Mutter ... ich ... ich ...
!«5r knüllt lrampfhaft seine Mütze,»
Prätorius «legt ihm die Hand a»! die Schnlter, milde). Egon, sprich NNI frank und frei:
weswegen bist Du hierher gekommen?
Egon «da» Gesicht abwendend, plump und doch bewegend». Ich . . . ich wollte meine Alte
'mal wiedersehen!
Prätorius «immer milde). Dich hat die Sehnsucht uach Deiuer Mutter hierher-
getrieben und . . . Dein gewissen!
Egon «mürrisch). Ach was, Onkel, lassen wir doch die alten Oeschichten ruhen!
Pratorins. Die „alten Geschichten" lassen uns aber nicht ruhen!
Egon «unwillig und trotzig,. Die Dummheit, die ich da 'mal als grüner Junge ge-
macht habe?
Pratorins. Diese „Dummheit" hat einen Menschen unglücklich gemacht, und
dieser Mensch verlangt jetzt sein Recht!
Fr. Wedekind. Ja, Egon, dieses Recht mnß dem Mann jetzt werden. Du nnd
ich . . . wir Beide haben es ihm lange genug vorenthalten. Glaube mir, es ist mir
schwer geworden, Deine Schuld einzugestehen, aber jetzt sehe ich selbst ein, daß in dem
offenen Geständnitz allein Rettung für uns Alle liegt.
Egon (voll Trotz,. Hättest es jetzt auch nicht mehr sagen brauchen!
Prätorius «ihn fest ansehend). Nicht sagen brauchen? Ist das Deine Reue, ist
das Erkenntnis, Deiner Schuld? Deine Mutter erwartet Dank und Du?
Egon «den Kopf zurückwerfend). Tank? Wofür?
Prätorius «ergrimmt). Das fragst Tu? Bist Du den« von Sinnen, Junge?
Dank für alle die Seelenqnalen, die sie Deinetwegen erlitten hat, für alle die Opfer, die
sie Dir gebracht hat, und «mit erhobener Stimm«) Du wagst es, zu fragen?
Egon. Mutter, ich wäre Dir dankbarer gewesen, wenn Du damals meine
Schuld eingestanden hättest!

3gs Felix Philipp, in Seilin.
- Fr. Wedekind «ihn feft ansehend». Ich schw!eg, weil ich Dich liebte, weil ich Dich retten wollte!
Egon. Was ich damals gethan habe ... na ja, es war ja leichtsinnig ... ick hatte gespielt ... ich mußte das Geld haben nnb fand keinen Ausweg . . . überlegt habe ich mir's damals wahrhaftig nicht lange ... ich that'3 im Augenblick der Verzweiflung ... 18 Jahr war ich alt ... das sagt doch Alles. . . Und daß ich dann Furcht hatte, es gleich cinzugestehe» ... du lieber Himmel, das ist doch begreiflich . . . aber Mutter, als ich's Dir endlich sagte . . . da . . .da hattest Tu mich auf den richtig.'!! Weg weisen müsse» ... da hattest D» . . .
Fr. Wedekind (eindringlich,. Ich that's aus Mutterliebe!
(5 g o n. Aber aus falscher Liebe!
Priitorius (zornig,. Egon.
Egon. Mutter, nimm mir's nicht iib.'l: ich habe drüben »erlernt, die Worte auf die Wagschale zu legen. Ich will Dich ja wahrhaftig nicht tranken, aber ... es ist doch wahr ... Du hättest damals Besinnung für uns Beide haben müssen!
Fr. Wcbekind. Wärst Du mir dankbarer gewesen, wenn ich Dich dem Verderben überlassen hätte?
Egon. Es läge setzt Alles weit hinter mir, und ich wäre jetzt schon ein anderer, ein freierer Mensch! So bin ich in die Welt hinausgeromit, habe drüben keine Ruhe und keinen Frieden gefnudcn, und wenn ich heute ebenso schlecht zurückkomme, wie ich damals weggegangen bin, so ist das eben Dein Werk!
Fr. Wedekind (tief traurig,. Du bist grausam!
Egon. Nein, Mutter, unglücklich bin ich, furchtbar »»glücklich! Unglücklich habe ich mich wohl felbst, hast Du mich aber vor Allem gemacht!
Fr. Wcdekind (aufschreien!», Egon ... ich Dich? (Wimmernd,. Ich Dich?
Egon (aufbrausend,, III, Mutter, mit Deiner falschen Liebe! Und wenn wir Beide gesündigt haben ... Du trägst die tausend Mal größere Schuld!
Priitorius «zornig,, Bursche, vergiß »icht, vor wem Du stehst!
Egon «jähzornig,. Was soll denn jetzt aus mir werden? Wozn hast Tu mich jetzt hierher gernfen?
Fr. Wedekind (lebhaft abwehrend». Ich habe Tich nicht gerufen!
Prätor ius. Ich thot es ohne 'Wissen Deiner Mutter! Weil ich von Dir erwartete, daß Du Erbarme» n»d Mitleid mit der alte» Frau haben würbest, die ihr Herzblut für Dich hinzugeben bereit ist, (mit erhobener Stimme» weil ich hoffte, Du würdest noch so viel Ehrgefühl ^im Leibe haben, jetzt endlich Alles wie ein Mann selbst auf Deine Schultern z» nehmen, (mit immer «Merer lf»ergie, weil ich glaubte, es würde Dich, nachdem Du Deine Mutter i» ihrem unsäglichen Leid gesehen, nicht mehr ^uhen lassen, ihr den Dornenweg zu ersparen, den sie heute für Dich gehe» will! (Ihn an der Schulter packend.» Begreifst Du denn nicht, Junge, was das für eine Mntter heißt, die Schande Hrcs Kindes vor aller Welt eingestehe» zu müssen?
Ego» (»erzweifelt,, Soll ich vielleicht wie ein Hund vor Nüla» wiüscln, (sich mit beiden HÄnde» auf die »ruft schlagend) soll ick) selbst n»f das Gericht gehen und)neinc Schuld bekenne»? . . . (aufschreiend, das kann ich nicht... das kann ich nicht . . . (leise, das „icht!
Priitorius «mild:!,. Egon, D» täuschest mich »icht! Aus all' Teincni sich so wild aufbäumenden unbändigen Trotze sehe ich ja doch, baß Tir Tel» Gewissen schlägt, daß Du endlich zur Einsicht gekommen bist, daß Tn Tich nur vor dem letzten Schritte sträubst, Bülan um Gnade anzuflehen! Bedenke, daß das keine Demüthigung, sondern ein Auferstehen für Dich sein wird! Ja, Bursche, flehe den Menschen, de» D» so »»glücklich gemacht hast, »in Verzeihung, um Gnade an, nicht allein für Tich . . . «mit bezwingender Innigkeit, sondern für Deine arme heldenmüthige Mutter! Denn Tu liebst sie ja doch ... (Mit bcbe»der Stimme» Tn Müßt sie ja liebe»!
'.

Fr. Wedetind «streng,. Laß ihn! . . . Er hat Recht! Meine Tchuld ist die
tausendfach größere gewesen, ich will sie allein gestehen und werde sie allein büßen! (Mit
lief» Bitterkeit,» Ich habe geglaubt, mir mit dieser Schuld Deine Liebe zu erhalten . . .
«IWI sich hlnstaleend, schmelzlich» ich habe sie verloren! (immer steigeint,) ich habe geglaubt, das
Bewußtsein, daß Dich Deine Mutter liebt, würde Dich aufrichten, würde Dich anstacheln,
in Arbeit und (Met zu sühnen, «hmreinend, ich habe Tag und Nacht gefleht, ineine Liebe
würde Dich wieder veredeln und Dich wieder zn etilem guten Menschen machen, . . .
, immer stürmischer, ich habe für Dich gebetet, (immer überwältigender) ich habe diese Stunde
des Wiedersehens ersehnt nnd habe auf sie geharrt und habe dieser Stnndc willen nur noch
gelebt und habe gehofft, wenn alle Menfchen mich Ucrdamme» . . . Du würdest mir
danken . . . danken . . . danken ... in heißer Liebe danken (Schaudernd die Hände vor'»
Gesicht schlagend,» lind MM? (Sie sinlt schluchzend in einem Sessel zusammen,)
Egon N>er ihr in heftigster, immer wachsender Bewegung folgt, wirf! seine Mütze fort, stürzt vor
ihr nieder, aufschreiend,, Mntter, Mutter! Ich schäme mich vor Dir! «Or vergräbt seinen
Äouf in ihrem Schoü,)
Prätorius «leise MI sich). Das war die Stimme der Natur! (Pause,)
Herbert «tritt von recht» ein),
Egon (seiner Mutter Hände losend und lmfcnd, überschwänglich). Nein, nein, Alte, lveinc
nicht . . . was ich da gesagt habe ... es ist ja Alles nicht wahr . . . nicht wahr . . .
das Alles hat ja nur mein Mund gcsprcchcn, nicht mein Herz ... ich bin ja gar nicht
so schlecht... mir leichtsinnig und trotzig bin ich... ich will ja Alles wieder gut machen,
nnd gut will ich »verdcn . . . und will meine Hände nnter Deine Füße legen nnd Dir
danken immer . . . immer . . . und Tich lieb haben ... so lieb! ... «sie immer losend,,
W'iue nicht mehr! Weine nicht!
/fr. Wedekind «sieht traurig auf il„ herab,,
Egon (springt auf», Herbert, tomm mit mir!
Herbert. Wohin?
Egon. Zu Bülau! Ich will ihn um Onade anflehen für die Mutter ... sie soll
nicht vor aller Welt eingestehen, daß sie nm meine Schuld gewußt hat nnd «wieder wild
und ungebärdig) wenn er nicht verzeiht, «mit geballter Jaust) dann . . . dann . . .
Prätorius «ihm die Hand auf die Schulter legend, versöhnlich». Nicht so ungestüm! Dn
bin der Bittende, er der Gewahrende, Du bist der Schuldige, er der Schuldlose! bleibe
hier, Bülau kommt hierher, dann kannst Dn ihm Alles sagen, was Tu auf dem Herzen
hast! Und wenn das gefchehen ist, werde ich mit Tir nach Bremen. Teinc Mutter
wird nns begleiten, im Riebet mit ihr und in Arbeit mit mir wirst Tn dort ein Mann
werden!
Egon «feurig,. Nein, ich bitte Euch, ich flehe Euch au: sperrt mich nicht ein, zwingt
mich nicht zn einen! Beruf, in dem ich Nichts leisten kann, laßt mich dort nicht ver-
kümmern . . . schickt mich wieder hinaus in die Welt . . . auf's Meer ... das ist mein
Element . . . nur Himmel und Wellen nnd Sturm . . . ja, im Sturm will ich leben,
will ich arbeiten, will ich nieine Kräfte erproben nnd stählen, nnd wenn ich dann zurück-
kehre, wctteifest außen nnd innen, (mit schöner Begeisterung) dann, Mutler, — das schwöre
ich Tir — brauche ich vor Tir die Augen nicht mehr niederzuschlagen!
Prätorius (der in der Näht von Frau Wcdelind steht und l^gon mit sichtlichem Wohlgefallen
gefolgt ist, ergreift Frau Wedetind» Hand, in edler Rührung», Johanne, in dieser schrecklichen Nlld
doch so weihevollen Stunde hast Tn ihn wiedergefunden fiir's ganze Leben!
Fr. Wedctind M aufgestanden, sieh! (5'gon lange an, dann schlingt sie die Arme um Herbert
und Ogon, Neide fest au sich pressend in überströmender Liebe, Kurze Pause,,
Helene (von linli», Flänlein Bülau läßt fragen, ob sie die gnädige Fron einen
Augenblick sprechen kann?
Herbert «schnell,, Fräulein Bülau? Ist sie mit ihrem Vater gekommen?
Helene. Nein, das Fräulein ist allein.
Herbert («inlt Helen« zu, welche linO abgeht,.

Prlltoiius «führt Ego» unter verständlichen Zeichen, daß sie nicht stören wollen, »ach dem
Ell« und bleibt dort mit ihm),
Dorothee (von Im!» in KunNer Stlllsientoilette.,
.Herbert «ihr entgegen, «oll Wärme). Dorothee, 3« bringe» uns gewiß Gutes?
Dorothee (wehmüthig). Ach nein! Ich wollte nur mit Ihrer Mutter noch einmal,
das letzte Mal sprechen, bevor mein Vater sie zu dem schrecklichen Gange abholt.
Fr. Wedekind (ruhig,. Was wollen Sie, Dorothee?
Dorothee. Es läßt mir keine Ruhe. Das (Gefühl, Sie könnten mir gram sei»,
ertrage ich nicht.
Fr. Wedekind. So hassen Sie mich nicht, Dorothee?
Dorothee. Hassen? Sie? (Aufschluchzend,, Ich bemitleide Sie nur! (Sie bewahrt
mühsam ihre Haltung,» III, Herbert, jetzt nuisscn sich unsere Wege scheiden. Mein Vater will
sein Recht, das kann ich ihm nicht, das wollen Sie ihm ja selbst nicht schmälern, aber
dieses Recht trennt uns für immer!
Herbert «leidenschaftlich», Dorothee!
EgllN «nimmt, von Prätoriu« zurückgehalten, lebhaftesten Antheil an den Vorgängen),
Dorothee. Ich weiß . . . was ich verliere . . . mein Leben ist werthlos . . .
Wir wollen ohne Groll von einander gehen . . . wir »vollen Niemanden anklagen, nur
das Schicksal . . . Das freilich hat es nicht gut mit uns gemeint . . . Geben Sie mir
die Hand, .Herbert, «sie wa»l» ich nehme setzt Abschied von Ihnen . . . für immer!
(Weist leidenschaftlich ihre Hand zurück,)
Franz (durch die Mitte), Herr Bülau ist da!
Plätorins (ein wenig vortretend). Lassen Sic ihn eintrete»!
Franz (ab, laht die Mittelthiir offen»,
Fl. Wedekind (zur linlen Thül, die sie halb öffnet, hineinsprechend». Helene, bringen Sic
mir Hut und Mantel!
(Pause; Stellung: Frau Wedelind !i»l«, in ihrer Mbe Herbert, Prätoriu« im Vordergründe recht«,
Dorothee im Hintergründe li»l«, Egon im Erler,)
Helene (bringt von linl« Hut und Mantel, legt diese auf eine» Stuhl und ab),
BÜllN (lommt durch da« zweit« Zimmer, ruhig und ernst», Frau Wedetind, ich toinme
jetzt, um mit Ihneu auf das Gericht zu gehen!
Egon (hervortretend,. Nicht, bevor Sie mich gehört habe», Herr Bülau!
Bülau (prallt bei Egon« vloylichem Anblick «ntseyt zurück. Kann in furchtbarem Hasse ganz be-
sinnungslos will er sich auf ihn stürzen, hervorbrechend), Endlich!
Dorothee (fällt ihrem Vater in de» An»,,
Egon (tritt dicht vor Äiiian hin, lieimüthig». La bin ich! Mit mir macheu Sie, was
Sie »vollen! Ich flehe nur um Gnade fm meine Mntter! Habe» Sie Mitleid mit ihr,
die . . .
Bülau (ih» stürmisch unterbrechend, mit mächtiger Stimme». Gehen Sic mir aus den
Augen! Sonst weih ich nicht, was ich thuc! (Er fährt sich mehrere Male über'»Gesicht,
dann ergreift er stürmisch Dorothee»« Hand, gurgelnd.) Mein Kind! Rette Mich vor Nlil selbst!
«Eudlich erholt er sich, er wendet sich zu Frau Wedelind, mit »och vor Erregung bebender Stimme,,
Frau Wedekind, kommen Sie jetzt!
Fr. Wedekind (die inzwischen Hut und Mantel angelegt hat, fest und sicher,. Ich bin bereit!
Herbert (tritt einige Ichlitte vor, mit zitternder Stimme,. Sic »Verben Ihren ehrlichen
Namen »viederbekomnien . . . Ihre Tochter hat Abschied von mir genommen . . . Herr
Nülllu, jetzt ist Ihr Weg frei!
Dorothee (ganz überwältigt, stürzt ihre», Vater mit dem verzweifelten Aufschrei) Vllter, ach
lieber Vater! (schluchzend an die Nrustj.
BÜllN «urekt Dorothee» wild an sich, hasierfnllt blickt er auf (5gon, dann streichelt er ihr zärtlich
den Kops,. Dorothee, »nein gutes Kind . . mein Liebling ... ich kann ja nicht a»ders
... ich weiß ja, daß Du ihn liebst ... ich weiß ja, was ich Dir rauben muh . . .
Dein Glück . . . Dei»c Illkimft . . . Dein Lebe»! «T>° sie immer heftiger schluchzt, zieht er
sie immer stürmischer an sich., Mach' es mir doch »licht so schwer, Dorothee, meine Pflicht

zu thun! ... Ich verlange ja nur mein Meüschenrecht . . . «sich wieder unterbrechend »»d
haßerfüllt auf «igon blickend). Ich will Tir's ja vergelte» ... in zärtlicher Liebe ... ich
will ja nur für Dich leben . .. aber zu meinem ehrlichen Name» muht auch D u mir wieder
helfen! «Am ganze» Körper bebend.» Hörst Du mich denn nicht, mein 5lind? Ich will ja
leine Rache... ick) will ja nur mein Recht.. . (Von Rührung ganz übernimmt., Ich habe ja
Nichts auf der Welt, als Dich, mein geliebtes Kind! Ich will meiu Schicksal ja ganz
in Deine Ocmd lege» . . . «fiebernd» entscheide Du, ob ich meine Ehre. . . wiedererlangen
soll oder . . . nicht!
Dorothee <z» ihm ausschauend, mit fchmerzdurchwühltem Gesicht, langsam». Deine (ihre
. . . Vater , . . sollst Dl! nicht . . . meinem Glücke opfern! (Sie blicht in Iseinen Armen
zusammen,)
Villa» <sie an sich pressend, sich dann in wildem Trotz gegen sich selbst aufbäumen!,». Nein
. . . »lein ... ich will nicht . . . will nicht . . . «schwer leuchend, ich kann Dich >mcht
verlieren . . . Dich nicht . . . was ist mir Ehre und Leben, wenn Tu nicht mehr bist!
Ich will Nichts mehr vom Leben ... ich bin ja ein alter Mann . . . «immer glühender
und bezwingender, hier ist die Jugend, die Zukunft! . . . Nimm ihn, den Du liebst!
«ihren Kops zwischen seine Hände nehmend, Weide glücklich! «Er lnht ihren Kopf, Kann feierlich,»
Ich segne Dich! «Dan» länt er Dorothee,! loi und tritt auf Fr. W. zu,, Frau Wedekind, in
diesem Augenblick habe ich Sie verstanden . . . habe ich Verstanben, daß man aus Liebe
zu seinem Kinde zu jedeni Opfer fähig ist! In der Liebe unserer Kinder »vollen wir
uns wiederfinden: Frau Wedelind, hier ineine Hand zur Versöhnung!
Prätorins «milde »nd schön». „Wie wir vergeben unser» Schuldigern!" «mige- ,
meine tiefe Ergriffenheit,)
Fr. Wedekind «hat Vülani Hand ergriffen, sie lange haltend, 'mit feierlicher Orösze». Ich
halte diese Hand fest . . . fest . . . und danke Ihnen ans der Tiefe meines Herzens . . .
Aber ich kann Ihr Geschenk nicht annehmen! . . . Sie müsse» Ihre Ehre wiederhabe»,
damit Sie wieder glücklich, damit wir Alle wieder freie reine Mensche» werde» lömicn!
. . . Kommen Sic, Herr Bülau, ich gehe jetzt mit Ihnen auf das Gericht! «Da Egon, der
in tiefster Zerlnirschung dem Vorgang gefolgt ist, eine energische Bewegung macht, wehrt sie ihm,»
Nein, Tu nicht, ich allein war die wahrhaft Schuldige! (Heldenhaft., Kommen Sie!
«Sie geht langsam zur Wittelthnr mit erhobenen Haupte,)
NUllIU «macht «ine heftig abwehrende Bewegung, daß er ihr nicht f.'lgen werde,,
Herbert «ist in Dorotheen« Nähe, deren Hand er ergriffen hat,»
Dorothee «sich »n ihre» Vater anlehnend in schöner Wilde», Vater, sie ist doch eine
heilige Fron!
Prätorins «langf»,». edel». Ja, sie haben Recht, sie ist eine heilige Frau!
Herbert «zu Egon», Ego», willst Tu die Mutter nicht begleiten?
(Hgon «stürzt Fr. Wedetind nach, mit dem befreienden Aufschrei»: Mutter, Mutter, ich
gehe mit Dil! (Während man Fr, Wedelind und Egon durch dob zwtite Zimmer gehen steht, fällt
langsam der
Vorhang,)

savaters Aufzeichnungen über seine Reise mit Goethe nach Lms.

Alitgetheilt von Heinrich Lunclt.

— Geinsbach. —

!>n Sonuner 1774 kehrte I. K. Launter, für den in den siebziger
^ nnd achtziger Jahren des vorige» Iahrhnnderts eine ganz be-
sondere Begeisterung in der Welt herrschte, auf seiner für ihn
zu einein Triumphzuge durch Deutschland sich gestaltenden Emser Badereise
bei Goethe in Frankfurt an und wohnte von« Abend des 23. bis zum
Morgen des 28. Juni in dessen elterlichem Hause. Allein der junge
Goethe sah den gefeierten Gast damals von Gesellschaft aller Art so umringt,
daß er nicht, wie er wollte, sich mit dem seltenen Manne unterhalten
konnte. Daher begab er sich am Morgen des sechsten Tages mit dem
Züricher Freunde zusammen nach Ems, „um unterwegs, im Wagen ein-
geschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die ihnen
wechselseitig am Herzen läge,«, frei abzuhandeln."

„Ein schönes Sommcrwettergegleitete uns," erzählt Goetbe im Dritten
Dheil, von Dichtung nnd Wahrheit, „Lavater war heiter und allerliebst.
Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung
seines Geistes blieb er nicht nnemvfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die
Gemüther munter nnd lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend,
geistreich, witzig nnd »lochte das Gleiche gern von Andern, nur daß es
innerhalb der Grenzen bliebe, die feine zarten Gesinnungen ihm vor-
schrieben. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Be-
lebung, die nur aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der
Reglnng und Bildung des meinigen zn Dheil ward."

Als Goethe den Dritten Theil seiner Selbstlnograpliie herausgab, ivaren
40 Jahre seit jener Nn,'e mit dein geliebten Freunde seiner Jugend ver-
flossen. Iniwischen hatte Lauaters Dochtermann und Biograph Georg Geßner
im Ziueiten Bande von I.'K. Lanaters Lebensbeschreibung sich über die in
Rede stehende Gleise also geäußert: „Goethe reiste mit Lauatern ab, was
ihm eine ausnehmende Freude machte. Die höchst interessanten Gespräche,
welche da gewechselt wurden nnd von denen ich freilich nur Brosamen habe,
zeigen, wie tief und ganz Lauater und Goethe einander saisirten. Ueber
die wichtigsten Dinge des Ehristenthnms und der Litteratnr sprachen und
trafen sie einander. Aus seinen Gedichten las nnd recitirte Goethe eine
Menge — Tache nnd Necitation, Drama, Epopöe und Knittelvers, es
hatte Alles nur Ein G.'präge, hauchte nur Eiueu Geist."
Geßner schöpfte nach seiner eigenen Angabe aus dem ausführlichen
Tagebuch, welches von dem Züricher Propheten auf seiner berühmten Reise
in's Bad Ems geführt wurde. In diesem — hente noch vorhandenen —
Schriftdenkmals welches den Vorzug, lder Unmittelbarkeit hat, finden wir
über die zwei Tagereisen von Frankfurt nach Eins, die Lauater in Goethes
Gesellschaft zurücklegte, von Lavaters Haud Folgendes eingetragen:
Den 28. Juni. Tienstag.
Ich erwachte iu» 3 Uhr: sanft schöner Morgen, Vögeljanchzen, stand gleich auf,
ränmte zusammen und holte etwas vom gestrigen Tagbuch nach. Herzlich kam mich
ftiocthe zu umarmen und mir einen guten Morgen zu wiinscheni schrieb noch ein Nilliet
an Tcinet, Lehens Reich Gottes nnd einen Brief au Fiäntel auf Strasburg zu senden.
Um '/:5 Uhr sezten wir uns ein und fuhren durch die sanft von der Morgmfonne er-
leuchtete, noch stille, größtentheils schlummernde Stadt. Ueber prächtige Felder. Wir be-
fürchteten ein schickliches Oewitter; aber es gieng uns voniber. LZ rcguete eine kleine
Mille. Goethe erzchlte mir viel von Spinoza und seine» Schriften. Er behauptete,
keiner hätte sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrütt wie er. Alle neuere
Teisten haben übrigens nur ihn ausspolicrt. Er sen ein äußerst gerechter, aufrichtiger,
armer Maun gewesen. Homo temverlirlzZiinug. Er seu in großem Ansehen gestanden:
die grüßten Männer habe» ihn z» den wichtigste» Acrothschlagungen gebraucht, ihu Wege»
seiner ausuchmenden Klugheit nnd Treu herzlich geliebt. Er habe die Prophezcpungen
bestritten nnd sey selbst ein Prophet gewesen. Er habe die unwahrscheinlichsten Staats-
Veränderungen uorhergcsagt. Seine Lansleuthc Hab er nach der Predigt nach dem In-
halt derselben gefragt, sie vermahnet die Kirche zn besuchen und dem nachzukommen, was da
gepredigt würde. Auf eine große Erbschaft, die ihm gehörte und die man ihm streitig
machen wollte, Hab er »ni des Friedens willen Verzicht gcthan und sich nur seines Vaters
Tchlafbctt ausgebcthen. Er fel> sehr arm gewesen nnd habe sich mit Olasschleifen kümmer-
lich erhalten tümi'u. Sein Briefwechsel sey das intrcssantcstc Buch, was man in der Welt
von Aufrichtigkeit, Menschenliebe lesen könne.
Wir stiegen (wo weiß ich nicht mehr) aus nnd aßen unter einem Vaum — <^oeth^
ein Glas Wein, ich Himbceressig : schrieb ein Billietchcn, er ans der andern Seite. Wieder
fort. Von seinem Julius Cäsar, einem neue», weitläufigen Tramn. Von der Zerstörung
und Einäscherung der Stadt Oppenheim uud Worms nutcr Ludwig dem XIV. Man sagte
es den Einwohnern vorher, auf den nnd den bestimmten Tag werde man die Stadt an allen
4 Eten ansteten, sie können auszich» uud mit sich nehmen, was sie wollte». Sic sandten
cm den commandierendeu (General erst alle (kreise, dann alle Witwen nnd Wcmsen, dann

alle kleine Binder, Schwangere, Säugende — alle auf den iiiiiem baten mil Thräilen
um Gotteswillen uin Schonung, der General weynetc mit ihnen, aber er muß es thun.
Sie zogen also mit ihrer Habe aufs Feld und sahn die Flammen, in denen die Stadt
aufgieng. O Gerichtstag! Gerichtstag!!
Vor 11 Uhr langten wir in Wißbadcn, einer Nadstadt, an, bcsahn die heißen
Bäder, voll trostloher Melancholie. Las die Zeitung, schrieb eine Stelle aus Werthers
Leiden ab. Aß neben Goethe zu Mittag; Husaren und Officicrs und ein dummer Pfaff
waren da. Eine sanfte, junge, knechtische Physiognomie eines Iudeusohus, der nebe»
dem Tisch feil hatte, frappierte uns. Nach dem Essen Erdbeeren. Mit einander von der
Physiognomie ein» jüdischen Taschenspielers, der mich lernen wollte. „Ihr tonnt den
Herren nichts lernen," sagte der Wirth, „nicht wahr, Sie sind ja Herr Lavater, der so
örtliche Sachen geschrieben. Frcnt mich, die Ehre zu haben, Ihnen kenne» zu lernen."
Sprach mit Goethe am Fenster, von der Auferstehung Christi. — lim 2 Uhr reißtm
wir ab. Ich schlief viel. Goethe rezitierte viel von seinem ewigen Indeu. Ein selt-
sames Ding in Knittelversen.
Um l/ü6 Uhr langten wir nach einigen harten Stößen den Berg hinab im stillen,
berühmten Schwalbach an-, Wirtshaus an Wirtshaus — alle Menschen vom kleinsten
Kinde bis znm Greisen mit Krügen in der Hand. Wir stiegen beym weiße« Noß ab,
ein ordentlich Quartier — nahm Himbecressig. Gsoethe^ ficng ein Bricfchen an m>einc^
Frft»^ an, ich vollcndets. Nachher gicngcn »vir spazieren in der breiten doppelten über
einander stehenden Allcc. herrlich angenehm. Trafen weniger Personen an, giengcn
zum Brunnen: wir versuchten das Wasser. Stark vitriolisch. Goethe rezitierte uns eine
Romanze aus deni Schottischen. Ein elender Mann offerierte uns Wichtigen. Ich
kaufte Gedichte und las sie und schrieb Billiet. Gsocthcj, Schmoll und ich aßen allein
zur Nacht. Ich las im Wcrther; noch crzehlte mir Goethe den ganzen Inhalt der
homerischen Iliadc, las'mir aus der lateinischen Uebersetzung einige Stellen vor. Von
meinem Gedichte ^Abraham und Isaak, ein religiöses Tramal Tic Art wollte inm
«och nicht recht in Kopf. Doch gab er nach, da ich die Ideen näher bestimmte.
Mitwoch den 2U. Juni 1774.
Um 5 Ilhr ruhig erwacht, sogleich auf, Tagbuch; schöner Morgen, Vogeljauchzen.
Gieng durch die Alleen zum Brunnen, versuchte das Wasser wieder: sehr stark. Bestellte
dann Füßli 50 Krüge, zahlte sie und unsere Nachtuotc; schrieb noch ein Nilliet an Teiuct.
l/26 Uhr ab. Berg zu fahren. Fuhr sonst tapfer der Konegger. 2 Noßc vorfpanncn.
Kühler Wind, Gsoethej von seinem Julius Cäsar — rezitierte ganze Stelleu aus
Voltaire.
Um >/ü 12 Ubr zu Nassau an. 2 Stunden von Ems. Bcsnchtcu sogleich die Frau
Baron von Stein. Ein prächtiges ('ans in einem elenden Nest — eine große, gailz originelle
Dame vo» wohl 50 Jahren. Sic hätte sehr gewünscht, meine Frau zn sehen. Von d.
reisenden Schwedcn; von Ems nud La Noche. Sie lud uns zum Mittagessen; wir gicngen
ins Wirtshaus, astcu da. 2ic ließ uns nochmals einladen; aber wir verbaten, weil wir
fortwollten. Villicw. Weg 2 Mr. Tchöne Außsichtcn; ich schlief viel.
Um >/« 5 »br langten wir zn Ems an. Ein augeueymcr Ort, an der Lahn und
felssigteu Bergen gelegen. Wir nahmen nnscr Quartier im Nassauer ,<?ausc No. 48. 49-
Ein schönes, hohes, weites, halbfürstliches Gebäude. Wir Patten aus. Ich schrieb ein
paar Billiet auf Zürich; Goetbc mit. Nachher gieng ich niit iln» in den Tpeissaal.
Welch ein Leben! Hier ein Billiard! Tort ein Tischgeu — dort wieder eins! Officiers,
General«, Grafen, Baronen und des weiblichen voruchmcn Geschlechts viel. Mn .hcrrGcheimratb
Meyer von Hannover gesellte sich gleich zn mir. Ein verständiger, sanfter, aber den« Nn-
sehn nach hypochondrischer Mann. Wir sprachen von Goethe seiner Farce wider Wie»
lllnd. Ein General Winter aus dem V'aag machte mir anch seine Compagnie und iwch ein
paar, die ich nicht kcnnc. Ich gieng, noch meine Briefe znznmachen nnd noch ein paar

Worte am Tagbuch, zahlte den Honegger und gab ihm ein (ixemvlar Fcslpredigten, welchem
ihn sehr freute. Herr Kr. Kämpf, Badmcdicus, den mir Zimmermann augerühmt hatte,
kam mich zu bewillkommen. Vin artiger, sanfter, redlicwr Mann; eben der, der das Vucl!
vou dm Tempramenten, das sein Vater nnausgcarbeitet hinterlich, herausgegeben hatte.
Ich sprach mit ihm über meine Gesundheitsumstaudc. Er rieth mir, Wasser mit Milch
zu trinken und des Nachmittags zu baadeu. l5r ocrspricht sich gut.' Wirkung für mich:
er blieb wohl »/< 2tuudeu; wir sprachen ganz vergnügt von Neuwied, von den Herruhutern,
Separatisten, Inspirierten in dieser (legend, und von der Tiuinationskraft, die sich etwa
besonders bei gichterschen Personen nnd neulich ben, einer starrsüchrigni äufzertc. (5-r
spazierte noch eine Weillc mit mir und presenticrte mich verschiedenen Herren.
Ich kam im untern 2aal, wo viele vornehmen Herren und Frauen speijcten, neben
Canzlendircktor Fischer und Goethe z» sizen. Unter andrem nrtheiltc Herr Fischer über
Götter, Helden und Wieland — Konnte mich Gfoethesl halber des Lachens tanni
entHallen. Von Wicland, Geßncr, Iselin. Goethe sagte, daß er nach seiner Rückreise auf
Frankfurt!, ein kurzes Drama verfertigen wollte. Ich fragte meinen Nachbar vom Götz
von Verl ich ingen. Vr wollte nicht viel daraus macheu uud verwunderte sich sehr, daß
ich ihn bewunderte. Nachher spielte ein Virtuose herrlich auf dem Nasset, und ich spazierte
mit Dr. Kampf, unter einigen andern besonders auch einem Aurkahrdt aus Basel, cm
Aufscher über die Brüder in Neuwied, auf der hohen, breite», langen, herrlichen Lanben
vor unscrm Zimmer — und schrieb nachher das heutige Tagbuch, schrieb uoch ciu Billiet
an Füfzlin wegen der Schwalbachcr Knige und ficng einen Brief an meine Frau Mutter
an — giena ins Bett.

Tounerstag den 30. Inni 74.

lwn

Ich stand um 6 Uhr auf. Cammersekeetair Mäher aus Hannover kam im Neglige,
Goethe Abschied zu nehmen. Um 7 Uhr weg.

^

Dil ZchäK«! aus dli völil« vou Lio-'l'loguan,
<L»ndon, British Museum.»
^llustrirte Bibliographie.
Fvicdrich U«» Hellwald, Eulturgeschichte in ihrer imtürlicheu Eutwickluug bis zur stjcgenwart. Neu bearbeitet von zahlreich.',! «belehrte,«. 4. Auflage. Leipzig, Verlag von P. Fricscuhah». Mit zahlreichen Illustrationen.
Hellwalds Eulturgeschicht.- ist bei Lebzeiten des Verfassers in drei Auflagen erschienen', tnrz nach seinem !o)e war eine vierte Auflage uothwcndig, iu der der ungemein schwierige und umfassende Ztoff von zahlreiche» «Uehrtcn nud Tchriftstellcrn erstenRanges (n. A. seien genannt von Brandt, Ludwig Büchner, Conrad«, Crouau, Teecke, öiciger, Haas, Heuue am Rhu», Holm, A. Kaufmann, Lcfmaun, Mogl, '.Vlnx Aordau, Philippsou) völlig umgearbeitet U'ordcu ist. vcllwald hat gewisser- maßen nur die Eruudzügc zu dem großartigen Unternehmen feststellen löuueu, die Erreichung des Ziels dagcgeu der Zukunft überlassen müssen. Er selbst wußte mir zn gut, wie wenig noch das damalige Wissen ausreichte zu einer so gewaltigen Nmthese, und imhm Bastians Vorwurf hiu, er komme für sich selhst nicht weiter, als bis zum polemischen Zerstören und zum Niuelliren des Boden», auf dem das neue (Gebäude auf- gerichtet weiden solle. Damit schien ihm aber schon Vieles erreicht uud die Eristenz- berechtiguug seines Vnchcs zur Eenüge dargethan. Zudem tröstete er sich damit, daß jeder Fortschritt der Tetailforschung seinen Ztein zum Ausbau der Znnthcse beitrage, uud daß der Versuch einer solchen, selbst wenn er vorläufig noch ohne befriedigende Ergeb- uissc bleiben müsse, zn deren weiterer Ausbildung sicherlich anregend sei. Bastian selbst behauptet uon seinen Werten, „sie wollten bis jetzt keineswegs belehren, sondern nnr an- regen znr Entfaltung einer heranreifenden Wissenschaft". He!lwal?s Bestreben beschränkt sich auf eiuc Tarlegnng der Enlturphäiwmene uud eine leidcufchaftslosc Prüfung, ob zu ihrer Erklärung übernatürliche Kräfte zu Hülfe ge,wmnl'u lverden muffen. Er bemühte sich, mit jenen Elementen auszukommen, die die positive Wissenschaft bisher zur Verfügung stellte. Reichten diese in der Gegenwart zur Erklärung der natürlichen Entwicklung in der Enltnr noch nicht völlig aus, so war er dock, Uon der Hoffnung auf fernere Aufschlüsse iu der Zukunft belebt. Tcshalb glaubte er au der eingeschlagenen natnrwissenschaft- lichcu Metlode festhalte» zu sollen, znmal gerade in der Anwendung dieser Methode die

Illustiirte ViblisglÃ¼phie.
^07
Kopf der KÃ¶nigin Tala, (Gemahl!,! AmenophiÂ« III, Â«XVIII, Dynastie,)
Muleum von Nuloct,
3l>?: Friedlich von HeNwald, Culturgeschichle in ihrer natiirlichen (^niwiclelnng biÂ« zur Gegenwart.
IV, Auslage, Verlag von P, Frielenhahn in Leipzig,

meisten Beurthcller den Hanotuierth seines Buches erblickten. Von dem Pedanten der tHntwickeluilg ausgehend, >uies er darauf hin, das; die menschliche Gesellschaft, so gut wie der Bienen- und Ameisen- oder Polupensmat, einen Organismus, >veun auch höherer Ordnung, darstellt, der allerdings in Folge unaufgeklärter, bei seiner «Kntstchung waltender Verhältnisse eine Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit nnd Veränderlichkeit befitzt, wie sie keinem
M^
Aui:
Hauiurne von Ascherileben.
Original i„i ülluseui» z» Berlin, >ft bei natürlichen Größe,
Friedlich nou üclliuald, Culturgeschichtc in ihrer natürliche!! Kntwickelung bii zur Gegenwart.
IV. Auflage. Verlag von P. Friesen Hahn in Leipzig,
tiefer stehenden zukommt, aber sich doch nach nothwendigcn und allgemein geltenden Naturgesetzen entwickelt, so da« nach seiner Ansicht die Kulturgeschichte zu guter Leyt wesentlich als eine Höhcrc Eutwickcluug dcr Naturgeschichte erscheiut und als solche erfaßt wcrdcu muß. Es liegt auf dcr ,vand, daß dicfe Betrachtungsweise zwar keineswegs die vollkommenste und zulänglichste, aber znr Zeit die zweckentsprechendste und frnchtbriugendfte

Bronzener »ochtessel, gefunden in der Themse,
(London, British Museum,»
Au«: Friedrich von vellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen ^ntwiclclun^ di« zur Oegenwan,
IV, Auflage, Verlag von P, Friesen Hohn in Leipzig,
Baumsarg aus einem Grabhügel der Bronzezeit,
(Nach dem Originale im Museum zu Kiel,>
Aus: Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Vntwickelung bii zur Gegenwart.
IV. Auflag«, «erlag von P. Friesenhahn in Leipzig.

ist. Ter ursprüngliche Verfasser hat auf diesem Wege zahlreiche Wahrheiten gefunden und den verschiedenen Auflagen seines Wertes allmählich einverleibt, und die ueueu Bearbeiter haben iin Geiste des Wertes mit großem Erfolge fortgcarbeitct, so das, man wohl behaupte» darf, daß Hellwalds llnltnrgeschichte in ihrer jetzigen Gestalt die beste und für die Erweiterung des geistigen Horizonts geeignetste ist, die wir in der Gcgcmmlt habe».

Hauiurne !>ou Palchim, <Mc>lieui>urg,,

Origiu»! im Muieum zu Verl!», >/,i der uaüiilicheu Miiiftt,

Au»: Fliidiich v«u Hel!wal!>. <5n!!urge!chichte i» iliIer natüiliche» Vntwlcleluu^ bi« zur >^egeuw»ll, IV. Auslage, Nellog von P, Fiielenhllh» in Leipzig,

Auf Einzelheiten tanll hier nicht eingegange» lverdeu, weil einerseits der Raum dazu fehlt, andrerseits das Werl im Ganzen erfaßt nud begriffen werden muß. Tie Abbildungen, etiua 800 Tczt-Illnstrationcn, viele Tafeln ulid Beilage», sind vortrefflich und mit großer Sorgfalt ausgewählt. Noch Allem hat das hochbcdentscime Werk eine besondere Empfehlung nicht mehr uöthig. Es ist nur zu wünschen, daß es eine recht weite Verbreitung finde» möchte. II, .1.

>

Bibliographische Notizen.

I.» »el«i>ee 6n polnt s'lwllnenl'. ?llr
.V, Crüllbbon. 17«' pllitie. 1'»ri^
I^il'illilie -Im >>ri,n«li«3 R«uni<?8.

Das vorgenannte Buch des französisch:!! Aduocaten Eroabbon in Moulin <Dep. Allier) hat in Frankreich imd Teutschland »veitgehendc Beachtung Münde», zunächst in den inristischen und militärischen Kreisen, des Weiteren aber bei allen denjenigen, welche sich für die so wichtig Dncllfrage iuteressiren. Der Vcrfafs.-r stellt in diesem ersten Theilc des großangelegten Werkes die heutige Gesetzgebung iil'er das Duell und die «^brauche dar, ivclche sich iu den uer- schicdenen Ländern bezüglich desselben ent- wickelt haben, eine Ul>m enlturhistorisch.u Standpunkte äußerst interessante Anfände, ivclclie nur vermittelst der im Einzelnen recht schwierigen Sanimlung eines kaum zu über- sehenden M/tterials sselost werden konnte! es besteht in dieser Ansicht ein »umschriebener Codex in den meiste» Zcaate», desse» Be- stimm»»«,.'» jedoch mindestens ebenso genau seitens der Nethciligten beobachtet lucrden wie diejenigen des geschrieben,'» Rechts; uom Standpunkte der Völkerpsychologie drängt sich bei der Vergleichnng der verschiedenen Gebräuche »nd Uebnngen die Ileberzengnüg auf, das, die Entiuickelnng ivenigstens in den europäische» Staate» zn gleichartigen oder doch im Wesentlichen gleichartigen Ergeb- niss,'» geführt bit, die Forme», in welchen der Ebrenhandel mit tödliche» Waffe» a»s- gcfochte» wird, sind in der Hauptsache i» Paris und Petersburg, Neil!» und Neapel dieselben. Wen» anch ,<>err Eroabbo» seine Ansicht über die Art »»d Weise, auf und durch welche dce Staat das Dnell be- seitigen kann, in diesem Thcile seines Wertes nicht ausführlich darstellt, so geht doch schon aus den Bemerkungen zu den verschiedenen <'5es.'vgeb»»gen hervor, das; er einen wirt- sam.'» Schütz der Ehre durch hohe Strafe», insbesondere auch durch hohe Geldstrafen als das beste Mittel zu einer Verminderung der Zweikämpfe betrachtet; ohne Zweifel ist diese Ansicht auch die richtige, wie sich vor Allem aus der Geschichte Englands und der englischen Gesetzgebung ergiebt. Die Duell- frage wird sicherlich im Laufe der nächsten Jahrzehnte die staatliche und gesellschaftliche Aufmerksamkeit in verschiedenen Staaten Europas auf sich lenken, und hierbei wird sich das Nnch des 5?errn Eroabbon, dessen Bedeutung, wenn vollendet, eine dauernde sein dürfte, als zuverlässiger Führer er- weisen. Mit Spannung sehen »vir der Veröffentlichung der folgenden Theile ent- gegen, in welchen der Verfasser zn der brennenden Tagesfrage eine klare Stellung nehmen dürfte. I'.

GncYllovädischeS Handbuch der Päda- gogik, herausgcg. von W. Nein. Langen- salza, eöcrmann Beyer und Söhne.

Wir haben schon früher ausführlich auf dieses auf LU Lieferungen berechnete Werk hin- gewiesen. Der erste Band (Lief. 1—12) liegt uns nunmehr vollständig vor, vom 2. Bande sind Lief. 13—16 erschiene». Wir können das früher von uns ausgesprochene günstige Urthcil nur wiederholen »nd die lieber« zengung aussprechen, bah das Wert sei» Ziel, ei» trcncs Bild des gegenwärtigen Standes der Pädagogik zn geben, erreichen wird. Besonders allen öffentlichen Biblio- theken — nicht allein denLetirerbibliotheten — sei die Anschaffung auf's Wärmste empfohlen i

denn die Pädagogik ist nicht Sache weniger
Fachleute; die Gcsammthcit der Gebildeten
muß für sie gewomic» »verde», wen» die
Erziehung der Engend eine nach jeder Richtung
hin gedeihlich.' weiden soll. 'ssp.
Grundrin de» SchulgesundheitSpftene
unter Zugrundelegung der für Preußen
gültigen Bestimmung«!. Von Dr. N.
Wehmer, Ncgieruugs- u. Mcdiciualrath zu
Eoblenz. Berlin, Richard Scholtz,
„Der vorliegende Grundriß," sagt der
Verfasser, „soll ein Versuch sein, die zahl-
reichen für Preußen maßgebenden Be-
stimmungen als Bausteine für de» Aufbau
eines allgemein faßlichen Lehrgebäudes un-
mittelbar zn venuerthen;" und wir können
hinzufügen, daß der Versuch iu ausgezeichneter
Weise gelungen ist. Die geltenden Be-
stimmungen sind ihrem Wortlaute uach au-
gcführt, die Zwecke des Verfassers haben die
Billigung der Königl. Wissensch. Deput. f.
d. Medicinalwesen erhalten.
Nach einer Einleitung über die Gesund-
heitspflege des Körpers und die Aufgaben
der Schulgesundheitspflege bespricht der Ver-
fasser zunächst das Schulhaus und seine

Einrichtungen, darauf die gefundheitsgemiiße
Ertheilung des Schulunterrichts, um daim
im dritten Thelle die Gesundheitsstörungen
der Schüler, Schultrautheiten, ansteckende
5krankheitm uud plötzliche Unglücksfälle zn
behandeln. Die Darstellung ist präcis, klar
und allgemein verständlich.
Das Buch sei allen denen, welche mit
der Organisation der Schule amtlich zu thun
haben, aber auch den Eltern schulpflichtiger
Kinder bestens empfohlen.
Hie Pflichten des ReichthumS. Zwei
'Aufsätze von Andrew Carnegie. Leipzig,
Peter Hobbing.
„Die vornehmste Aufgabe unserer Zeit
ist die zweckmäßige Verwendung des Reich-
thums, derzufolge es möglich wird, durch
Bande der Brüderlichkeit noch einmal Reich
und Arm zu einträchtigen Beziehungen zn
verknüpfen." Mit diesen Worten leitet der
Verfasser seine Ausführungen ein. Trei
Wege giebt es, auf denen überflüssiger Reich-
thnni ucrwerthet werden Kinn: Vererbung
an dk Angehörigen, Stiftung zu wohl-
thiitigen Zwecken und Verwaltung desselben
zu Lebzeiten des Besitzers (im Interesse ge-
meinnütziger Zwecke). Auf die ersten beiden
Arten ist der Verfasser, abgesehen davon, daß
der Familie eine leidliche Rente verbleiben foll,
nicht gnt zu sprechen. Stiftungen veralte»
leicht nnd wirken dann mehr schädlich als
nützlich. Die dritte Art der Anwendung ist
die gemeinnützige Verwendung bei Lebzeiten
des Besitzers, .vier stellt er als Hcmpt-
gruudslltz hin: „Bei (^Währung von Mild-
thätigteit sollte als erster Grundsatz gelten,
solchen zn helfen, die sich selber helfen wollen:
für Mittel zu sorgen, vermöge deren Die-
jenigen, lvelche Willens sind, sich zu ver-
vollkommnen, dazu im Stande sind; allen
denen, die sich bestreben, emporzukommen,
die Unterstützung zu biete», mittels deren
ihnen das möglich wird." In dem zweiten
Aufsatze giebt der Verfasser dann die ver-
schiedenen (Gebiete an, auf denen eine Be-
thätigung in seinem Sinne angezeigt ist, und
empfiehlt vor Allem die Stiftung von Volts-
bibliotheten, Voltshcimen nnd dergl. Eine
Fülle prächtiger Sentenzen, ähnlich den
obigen, sind in den Ausführungen verstreut,
bezüglich den» wir aber a»f das Original
vcrweifen müssen.
Ter Verfasser ist übrigens Fachmann.
Er, der als armer Handwerksbursche seine
Laufbahn begann, besitzt jetzt die Kleinig-
keit von 100 Millionen Dollars. Daß er
aber nicht zn Jenen gehört, welche sagen:
„Thut nach meinen Worten, aber nicht nach
mcinc» Werken," beweisen die nach vielen
Millionen zählenden Schenkungen, welche er
für gemeinnützige Zwecke fcho» verwandt hat.
Möchte die herzerquickende Schrift, die
der Verfasser mit Recht das „Evangelium
des Reichthums" nennt, eine weite Ver-
breitung finden; denn sie geht nicht allein
die mit Millionen Gesegneten an. Wir müssen
dem Verfasser Recht geben, wenn er sagt:
„Es ist natürlich nicht das alleinige Vor-
recht der Millionäre, zu wirken oder Mittel
zu schaffen für die Förderung des Gemein-
wohls. Jedermann vielmehr, der auch nur
einen kleinen Uebevschuß über seine mäßigen
Bedürfnisse hat, mag dieses Vorrecht mit
feinen reichen Brüdern theilcn, und diejenigen,
denen es an überflüssigen Mitteln mangelt,
können wenigstens einen Theil ihrer Zeit

opfern, was gemeinhin ebenso wichtig, ja
oft noch wichtiger ist als das Geld."
Die Wunder des Vlilroslops von l)>.
Moritz Willkomm, weiland ord. Professor
a. d. Universität Prag, 5. wesentlich ver-
mehrte und umgearbeitete Auflage, be-
arbeitet Von Nr. pln!. Trauyfch und Nr.
mecl, Schlesinger. Mit 464 Illüstrat.
Leipzig, Otto Spamer, —
Bei den raschen Fortschritten auf dem
Gebiete der Naturwissenschaften und den hier-
mit in Zusammenhang stehenden Verbesse-
rungen, die das Mikroskop und seine Technik
erfahren hat, lag ein dringendes Bedürfnis;
vor, dos vortreffliche Vnch des verst. Prof.
Willkomm, unter Fcsthaltuug der von diesem
gegebenen Grundsätze, umzuarbeiten uud in
»euer (5.) Auflage erscheinen zu lassen.
Diese Aufgabe haben die beiden oben ge-
nannten Verfasser in ancrkennenswerthcr Weife
gelöst. Das Wert beginnt als Einleitung
mit der Wirkung der Linsen und Louven
und behandelt alsdann das zusammengesetzte
Mikroskop nnd die Herstellung der Präparate.
In weiteren 6 Capiteln werden speciell be-
sprochen: Die Urlebewescn, der Aufbau der
Pflanzen, der mikroskopische Na» der niederen
nnd höhere» Thicre und des Menschen, ferner
die Krankheitserreger und fchließlich die
Verwendung des Mikroskops als Schutz gegen
Fälschungen. Besonders eingehend behandelt
sind die Fortschritte der Gesundheitspflege,
mit Bezug auf die mikroftopischcn Unter-
suchungen »nd die Krankheitserreger. Am
Schluß ist ei» Namen- und Sachregister bei-
gefügt. Zahlreiche recht gute Abbildungen
erläutern den Text des nach jeder Richtung
hin gut ausgestatteten Bnchcs, das nicht nur
Freunden der Natur, soudern auch der
studirendcn Jugend bestens empfohlen werden
kann. X.

Die Nvthwendigleit weiträumiger Ve»
bauuug bei Ztadterweiterungen
und die rechtlichen und technischen
Mittel zu ihrer Ausführung. Vrauu-
schweig, Vieweg und Sohn.

Die Schrift, ein Sonderabdruck aus der
„Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche
Gesundheitspflege", enthält drei Vorträge
uon Oberbürgenneister Adickis-Frankfurt
a. M., (^ich. Baurath Hülckeldeyn-Berlin,
und Polizeiinspettor Classen-Hamburg und
ein kurzes Referat über die Verhandlungen
über die Vorträge und die im 'Anschluß
daran angenommenen Thesen. Auf den In-
halt der Schrift, die fich die löbliche Aufgabe
stellt, dem Micthskaserncnthum entgegen zu
arbeiten und in dieser Hinsicht mannigfache
Anregung gicbt, einzugehen, «erbietet uns
der Raum, wir müssen da auf die Schrift
selbst verweisen. >Vs.

Hie hhgienischen Mundzüge der «««»
saischeu Gesetzgebung. Von Dr.
Ad. Baginsty, c>. o. Prof. a. d. Univ.
Berlin. 2.Aufl. Vraunschweig, Vieweg
und Sohn.

Die sehr interessante und leseniwerthe
Abhandlung, welche zuerst im 8. Heft des
laufenden Jahrganges der „Dcutfcheu VierKl-
jahrfchrift für öfsentlicl>e (^esnndheitopssege"
erschien, giebt iu kurzer und klarer Form
einen guten >! eberblick über das genannte
Gebiet. ^'p.

Der Spiritismus und die maderue
Wissenschaft. Von Hafner. Hamburg,
Veilagsanstalt uud Druckerei A. G. (vorm.
I. I. Richter).

Ohne auf die vielfachen „Entlarvungeil"
einzugehen, oder sie auch um zu berühren,
zeigt der Verfasser durch eingehende philo-
sophische Untersuchungen, daß zwischen Wissen-
schaft und Spiritismus eine unüberbrückbare
Kluft, ein unlösbarer Widerspruch besteht. Die
bedeutendsten Spiritisten aber gestchen selber
zu, daß der Spiritismus steht und fällt
mit der Aussicht auf eine Versöhnung, bczw.
Verbindung mit den Wissenschaften. ^Vp.

Die Frau im Handel und Gewerbe.
Von Iul. Meyer und I. Silbcr-
Mllnn. Berlin, Richard Tncndlcr.

Tic vorliegende Abhandlung bildet das
7. Heft der vou Gust. Dahms heraus-
gegebeneu Sammlung: „Der Existenzkampf
der Frau im modernen Leben. Seine Ziele
und Aussicht«!." Nach einer kurzen Ein-
leitung über die wirthschaftlichen Ursachen
der gewerblichen Fraueimrbeit und über die
Vorurtheile gegen die Frauenarbeit im
Hondclsgewerbe giebt die lesenswcrthe Schrift
eine auf genauen uud zuverlässigen Mit-
theilungen beruhende Uebcrsicht über die
verschiedenen kaufmännischen und gewerb-
lichen Gebiete, auf denen die Frauenarbeit
sich bisher bethätigt hat, unter besonderer
Berücksichtigung der für die verschiedenen
Zweige nöthigen Ausbildung und der in ihnen
winkenden Aussichten. Das Schriftchen wird
allen den Töchtern, die sich eiucm gewerblichen
oder laufmäunisckM Berufe widmen wollen,
sowie insbesondere auch deren Litern ein
willkommener Rathgcber sein. Aber anch
allen denen, welche sich für dieses wichtige
(Gebiet des socialen Lebens intenssircn, sei
es bestens empfohlen. 'VVp.

Ans altem Hause. Roman vou Theodor
Tuimchen. Leipzig, Robert Friese
lArth. Earael).

Ter äußerst spannend geschriebene Roman
würde sowohl als Charaktelstudie, wie als
Scclengcmäldc unser besonderes Intcrcsse
verdienen, wenn der Verfasser in seinen
Mitteln >«ählcrischcr gewesen wäre und nicht
die Grenzen des Glaubhaften nnd Natür-
lichen, wenigstens in einem Falle, über-
schritten hätte. — Tic Heldin der Erzähluug
entstammt vou väterlicher Seite einem der
reichsten Hamburger Senate» engeschlechte, und
ihre Mutter war eine Venetianerin, einer jener
fürstlichen Kaufnmnusfamilicu der alten
Lagunenstadt angehörend, die jener Bc-
hcrrschcrin der Meere ihre Fürsten gegeben
und deren Francn ausgezeichnet waren durch
Tchönheit uud Knustsiuu, abcr auch durch
rücksichtslose Lcidcuschaftlichteit, die zur Er-
reichung ihrer Zwecke vor keinem Verlrechcn
zurückschreckten, uud bei deucn Gift uud Tolch
eine Rolle gespielt haben. Diese Mischung des
Blntes im Charakter wrnachgeborenen Enkelin
nachweisen zu wollen, ist ein interessantes
Experiment, bei welchem wir dem Verfasser
mit unserer vollen Anthcilnahme folgen:
wenn er aber seine Heldin in einem Anfall
uon Atavismus zu den modernen Giften
greifen läßt, nämlich zu den Diphtherie-
bacillm, um ihrem leiblichen Kinde, welches
einer spät erwachten Leidenschaft ini Wege
ist, künstlich jene mörderische Krankheit ein-
zuimpfen, fo berührt dieses Verfahren uns
moderne Menschen abschreckend und un-
glaubhaft.
Die poetische Gerechtigkeit tritt iu Kraft:
die uuulltürliche Mutter stirbt durch Selbst-
mord, indem sie sich ganz »ach alt venctiani-
schem Muster den Tolch in die Brust stößt:
— aber ohne den criminalistischen Effect des
Kindesmords in der grausamsten Form
wäre das Buch viel wcrthvollti. mü.